

Alexandre Dumas.



Die Mohicaner von Paris
Zweite Abtheilung

Salvator

Die Mohicaner von Paris.
Zweite Abteilung

S a l v a t o r.

Von
Alexander Dumas.

Aus dem Französischen
von
[1-4] Dr. August Zoller.

von
[5-8] Dr. Edmund Zoller

Stuttgart.
Frankh'sche Verlagsbuchhandlung.
1856-59.

[1-4] Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.
[5-8] Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Die Mohicaner von Paris.Zweite Abteilung

Salvator.

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII.

Zweiter Band

I. : II. : III. : IV. : V. : VI. : VII. : VIII. : IX. : X. : XI. : XII. : XIII. : XIV. : XV. : XVI. : XVII. : XVIII.

Dritter Band

XIX. : XX. : XXI. : XXII. : XXIII. : XXIV. : XXV. : XXVI. : XXVII. : XXVIII. : XXIX. : XXX. : XXXI. : XXXII. : XXXIII. : XXXIV. : XXXV. : XXXVI. : XXXVII. : XXXVIII.

Vierter Band

XXXIX. : XL. : XLI. : XLII. : XLIII. : XLIV. : XLV. : XLVI. : XLVII. : XLVIII. : XLIX. : L. : LI. : LII. : LIII. : LIV. : LV. : LVI. : LVII. : LVIII. : LIX.

Fünfter Band.

LX. : LXI. : LXII. : LXIII. : LXIV. : LXV. : LXVI. : LXVII. : LXIII. : LXIX. : LXX. : LXXI. : LXXII. : LXXIII. : LXXXIV. : LXXXV. : LXXXVI. : LXXXVII. : LXXXVIII. : LXXIX. : LXXX.

Sechster Band.

LXXXI. : LXXXII. : LXXXIII. : LXXXIV. : LXXXV. : LXXXVI. : LXXXVII. : LXXXVIII. : LXXXIX. : XC. : XCI. : XCII. : XCIII. : XCIV. : XCV. : XCVI. : XCVII. : XCVIII.

Siebenter Band

IXC. : C. : CI. : CII. : CIII. : CIV. : CV. : CVI. : CVII. : CVIII. : CIX. : CX. : CXI. : CXII.

Achter Band

CXIII. : CXIV. : CXV. : CXVI. : CXVII. : CXVIII. : CXIX. : CXX. : CXXI. : CXXII. : CXIII. : CXXIV. : CXXV. : CXXVI. : CXXVII. : CXXVIII. : CXXIX. : CXXX. : CXXXI. : CXXXII. : CXXXIII.

I.

Steeple-Chase.

Am 27. März geriet die kleine Stadt Kehl, — wenn man überhaupt Kehl eine Stadt nennen kann, — die Stadt Kehl, sagen wir, gerieth in Aufruhr durch die Ankunft den zwei Postchaisen, welche die einzige Straße der Stadt mit einer solchen Geschwindigkeit hinabfuhren, daß man befürchten konnte, in dem Augenblicke, wo sie auf die Schiffbrücke gelangen, die nach Frankreich führt, werde das geringste Verfehlen der Richtung Pferde, Postillons, Postchaisen und Reisende in den Fluß mit den poetischen Legenden werfen, der Frankreich im Osten als Grenze dient.

Die zwei Postchaisen, welche an Schnelligkeit zu wetteifern schienen, hemmten indessen den Gang bei zwei Dritteln der Straße, und hielten am Ende der dem Thore eines Gasthauses an, über dem ein blechenes Schild knarrte, darstellend einen Mann mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe, mit langen Stiefeln an den Beinen, bekleidet mit einem blauen Rocke mit rothen Revers, geschmückt mit einem Riesenzopfe, unter dessen bespornten Füßen man die drei Worte: *Zum großen Friedrich*, lesen konnte.

Der Wirth und seine Frau, die bei dem donnerartigen Lärmen, den in der Ferne die Räder der zwei Wagen machten, auf ihre Thürschwelle gelaufen waren und durch die Geschwindigkeit der Wagen die Hoffnung verloren hatten, Reisende zu beherbergen, welche mit solcher Sturmeseile fuhren, — der Wirth und seine Frau, als sie zu ihrer unaussprechlichen Freude die zwei Postchaisen vor ihrem Hause anhalten sahen, stürzten, der Wirth an den Schlag des ersten Wagens, die Wirthin an den Schlag des zweiten.

Aus dem ersten Wagen stieg rasch ein Mann von etwa fünfzig Jahren, angethan mit einem bis ans Kinn zugeknöpften blauen Ueberrocke, mit schwarzen Beinkleidern und einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Er hatte einen steifen Schnurrbart, ein festes Auge, eine wohlgebogene Braue, bürstenförmig geschnittene Haare: die Braue war schwarz wie das Auge, die sie beschattete, aber Haare und Schnurrbart fingen an zu ergrauen.

Aus dem zweiten Wagen stieg mit Würde ein majestätischer, kräftig gebauter Bursche aus, so weit man ihn unter seiner Polonaise mit goldenen Schnüren und Borten und unter seinem ungarischen Mantel, oder, um den wahren Namen seines Kleides zu sagen, unter seiner mit Stickereien überladenen *Guba*, in die er vom Kopfe bis zu den Füßen gehüllt war, beurtheilen konnte.

Sah man diesen reichen Pelz, die Leichtigkeit, mit der er getragen wurde, die männliche Miene von demjenigen, welcher ihn trug, so hätte man gewettet, der Reisende sei ein edler walachischer Hospodar, der den Jassy oder Bucharest komme, oder wenigstens ein reicher Magyar, der von Pesth komme und sich nach Frankreich begeben, um eine diplomatische Note ratificiren zu lassen. Doch den edlen Fremden von nahe betrachtend, hätte man alsbald gesehen, die Wette sei verloren; denn trotz des dicken Backenbarts, der sein Gesicht umrahmte, trotz des aufgestutzten

Schnurrbarts, den er mit einer affectirten Sorglosigkeit hakenförmig drehte, würde man sehr rasch unter diesem aristokratischen Anscheine Merkmale der Gemeinheit erkannt haben, die den Unbekannten vom fürstlichen oder aristokratischen Range, den man ihm beim ersten Anblicke gewährt, zu dem eines Intendanten von vornehmem Hause oder eines Officiers dritten Ranges erniedrigt hätten.

Und, in der That, wie der Leser ohne Zweifel schon Herrn Sarranti in dem aus dem ersten Wagen aussteigenden Reisenden erkannt hat, ebenso hat er, wir sind hiervon überzeugt, Meister Gibassier in dem erkannt, welcher aus dem zweiten Wagen ausstieg.

Man erinnert sich, daß Herr Jackal, der mit Carmagnole nach Wien abreiste, Gibassier beauftragt hatte, Herrn Sarranti in Kehl zu erwarten. Gibassier hatte sich vier Tage im Gasthause zur Post breit gemacht; am Abend des fünften hatte er sodann am Horizont Carmagnole erscheinen sehen, welcher als Courier durchreiste und im Vorübergehen ihn, im Auftrage von Herrn Jackal, benachrichtigte, da Herr Sarranti am Morgen des 26. ankommen müsse, so habe er, Gibassier, sich nach Steinbach zu begeben, wo er im Gasthause zur Sonne eine Postchaise, die ihn erwarte, und in dieser Postchaise alle zur Ausführung der Befehle, die er erhalten, nothwendigen Verkleidungen finden werde.

Diese Befehle waren sehr einfach, aber darum, weil sie einfach, nicht leichter ausführbar: sie bestanden darin, daß er Herrn Sarranti nicht aus dem Gesichte verlieren, sich auf der ganzen Reise wie sein Schatten an ihn anhängen und in Paris angekommen sich beharrlich ihm anschließen sollte und Alles dies so geschickt, daß Herr Sarranti keinen Verdacht schöpfen könnte.

Herr Jackal Verließ sich auf die wohlbekanntes Gewandtheit von Gibassier, was die Veränderung seines Costume und seines Gesichtes betraf.

Gibassier reiste auf der Stelle nach Steinbach ab, fand das Gasthaus, in dem Gasthause den Wagen und in dem Wagen eine ganze Auswahl von Trachten, unter denen er als die wärmste für die Reise die wählte, mit der wir ihn in dem Augenblicke, wo er wieder vor uns erschienen ist, aufgeputzt gesehen haben.

Doch zu seinem großen Erstaunen verging der Tag des 26. und ein Theil der Nacht folgte, ohne daß er einen Reisenden ankommen sah, dessen Signalement mit dem, welches man ihm gegeben, übereinstimmte.

Endlich, gegen zwei Uhr Morgens, hörte er das Klatschen einer Peitsche und das Klingen von Schellen. Er ließ anspannen, blieb nur so lange, als er

brauchte, um sich zu versichern, der durch das doppelte Geräusch angekündigte Fremde sei wirklich Herr Sarranti, und fast sicher, er habe seinen Mann, befahl er dem Postillon, in gewöhnlichem Train abzufahren.

Zehn Minuten nachher ging Herr Sarranti, der nur die erforderliche Zeit, um die Pferde zu wechseln und eine Tasse Fleischbrühe zu sich zu nehmen, geblieben war, ebenfalls wieder ab

und eilte dem nach, der ihm zu folgen beauftragt war.

Was Gibassier vorhergesehe, geschah. Zwei Stunden von Steinbach hatte ihn Herr Sarranti schon eingeholt; da aber nach den Reglements der Post kein Reisender dem Andern ohne die Erlaubnis von diesem vorfahren soll, weil er auf der nächsten Station die einzigen Pferde des Stalles nehmen könnte, so folgten sich die zwei Wagen eine Zeit lang, ohne daß der zweite dem ersten vorzufahren wagte. Ungeduldig, ließ Herr Sarranti endlich Gibassier um Erlaubnis hierzu bitten. Die Erlaubnis wurde mit einer Artigkeit gegeben, welche Herrn Sarranti bewog, selbst aus seinem Wagen zu steigen, um dem ungarischen Edelmann zu danken; nachdem dies geschehen war, grüßte man sich Von beiden Seiten, Herr Sarranti stieg wieder in seinen Wagen und fuhr, durch die Erlaubnis begünstigt, wie der Wind weiter.

Gibassier folgte ihm, doch diesmal, indem er dem Postillon einschärfte, welchen Train auch Herr Sarranti fahren möge, ebenso zu fahren.

Der Postillon gehorchte, und wir haben die zwei Postchaisen in starkem Galopp in die Stadt Kehl einfahren und vor dem Gasthause zum Großen Friedrich anhalten sehen.

Nachdem sie sich höflich, jedoch ohne ein Wort auszutauschen, begrüßt hatten, traten beide Reisende in das Wirthshaus ein, gelangten in das Speisezimmer, setzten sich Jeder an einen Tisch, und verlangten zu frühstücken, Herr Sarranti in vortrefflichem Französisch , Gibassier mit einem unverkennbaren deutschen Accente.

Immer stillschweigend, kostete Gibassier verächtlich von allen Schüsseln, die man ihm vorsetzte, und als er seine Rechnung bezahlt hatte und sah, daß Herr Sarranti aufstand, stand er auch auf und kehrte langsam und in der Stille zu seinem Wagen zurück.

Die zwei Postchaisen setzten sodann ihren zügellosen Lauf wieder fort, wobei der Wagen von Herrn Sarranti immer dem von Gibassier voranfuhr, jedoch nur um etwa zwanzig Schritte.

In dem Augenblicke, wo man gegen Abend in Nancy ankam, hatte der Postillon von Herrn Sarranti, der es, als erster Brautführer von einem seiner Vettern, sehr unangenehm gefunden hatte, seinen Schmaus wegen einer Station von elf Lieues, hin und zurück, verlassen zu müssen, der Postillon von Herrn Sarranti, durch seinen Kameraden davon unterrichtet, sein Reisender wünsche schnell zu fahren und bezahle gut, hatte seine Pferde einen rasenden Galopp laufen lassen, durch den er gute anderthalb Stunden an den zwei Posten gewonnen haben würde und zu rechter Zeit zurückgekommen wäre, um den Ball zu eröffnen, hätten nicht in dem Momente, wo man am Abend in Nancy ankam, Pferde, Postillon und Wagen auf einem jähren Abhange einen so entsetzlichen Purzelbaum gemacht, daß ein Schmerzensschrei der Brust des empfindsamen Gibassier entschlüpfte , der aus seiner Postchaise hinzueilte um Herrn Sarranti Hilfe zu leisten.

Gibassier handelte so zu Befreiung seines Gewissens, denn nach dem Purzelbäume, den er den Wagen halte machen sehen, war er der Ueberzeugung, der Reisende, den derselbe enthielt, bedürfe mehr der Tröstungen eines Priesters, als des Beistandes eines Reisegefährten.

Zu seinem großen Erstaunen fand er Herrn Sarranti frisch und gesund, und selbst der Postillon

hatte nur eine Schulter ausgerenkt und einen Fuß verstaucht. Hatte aber die Vorsehung, als eine gute Mutter, was sie war, die Menschen bewahrt, so hatte sie dagegen ihre Genugthuung an den Thieren und am Wagen genommen; eines von den Pferden blieb auf der Stelle todt, das andere schien den Schenkel gebrochen zu haben. Eine von den Achsen des Wagens war gebrochen, und eine ganze Seite des Kastens, die, auf welche man umgeworfen hatte, war völlig zerbröckelt.

Man konnte also im Ernste nicht daran denken, sich wieder auf den Weg zu begeben.

Herr Sarranti stieß einige Fläche aus, die keinen Charakter von englischer Geduld offenbarten. Er mußte indessen seinen Entschluß fassen, was er ohne Zweifel zu thun im Begriffe war, hätte nicht der Magyar Gibassier in einer halb französischen, halb deutschen Sprache, die aber in Wirklichkeit weder das Eine, noch das Andere war, seinem unglücklichen Reisegefährten einen Platz in seinem Wagen angeboten.

Das Anerbieten kam so gelegen und schien so sehr von gutem Herzen gemacht zu sein, daß Herr Sarranti es ohne Bedenken annahm.

Man brachte das Gepäck aus dem ersten Wagen in den zweiten, man versprach dem Postillon, ihm Hilfe von Nancy zu schicken, wovon man nur noch eine Stunde entfernt war, und man fuhr mit derselben Geschwindigkeit weiter.

Nachdem die ersten Artigkeiten ausgetauscht waren, vermied Gibassier, der keine Gewißheit hatte, er spreche das reine Deutsch, und befürchtete, Herr Sarranti, obgleich Corse kenne dieses Idiom gründlich, Gibassier, sagen wir, vermied sorgfältig jede Frage und beschränkte sich darauf, daß er die artigen Worte seines Gefährten mit Ja und Nein erwiederte, deren Accent sich immer mehr der französischen Sprache näherte.

Man kam nach Nancy; man hielt im Hotel du Grand-Stanislas an, das zugleich das Posthaus ist.

Herr Sarranti stieg aus, wiederholte seine Danksagungen gegen den Magyaren, und wollte sich zurückziehen.

»Sie haben Unrecht, mein Herr,« sagte Gibassier; »Sie schienen mir Eile zu haben, nach Paris zu kommen: Ihr Wagen wird vor morgen nicht wieder hergestellt sein, und Sie verlieren einen Tag.«

»Das wäre mir um so ärgerlicher,« erwiederte Sarranti, »als mir derselbe Unfall schon bei meiner Abfahrt von Regensburg widerfahren ist, und ich dabei vierundzwanzig Stunden verloren habe.«

Gibassier erklärte sich nun erst den Vorzug, der ihn in Steinbach so sehr beunruhigt hatte.

»Doch,« fuhr Herr Sarranti fort, »ich werde nicht warten, bis mein Wagen wieder-hergestellt ist, sondern einen andern kaufen.«

Und er gab in der That dem Postmeister Befehl, ihm einen Wagen zu kaufen, — was für einer

es auch wäre, Calèche, Coupé, Landau oder sogar Cabriolet, — mit dem er seine Reise auf der Stelle fortsetzen könnte.

Gibassier dachte, so rasch auch der Wagen gefunden wäre, hätte er doch wohl Zeit, zu Mittag zu speisen, während sein Reisegefährte ihn untersuchen, um den Preis handeln würde und seine Bagage darauf packen ließe. Er hatte seit Morgens um acht Uhr nichts zu sich genommen, und obschon sein Magen im äußersten Falle an Genügsamkeit mit dem eines Kameels zu rivalisiren vermochte, ließ gerade, weil dieser Fall eintreten konnte, der kluge Gibassier, nie, wenn sie sich hat« die Gelegenheit, sich zu verproviantieren, ungenutzt vorübergehen.

Ohne Zweifel hielt es Heer Sarranti seinerseits für geeignet, dieselben Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, wie der würdige Magyar, denn Beide setzten sich, wie sie es am Morgen gethan, jeder an einen andern Tisch, klingelten, Inn den Kellner zu rufen, und sprachen mit einer Betonung, welche eine lobenswerthe Einhelligkeit der Meinungen andeutete, nur die drei Worte:

»Kellner, ein Mittagsbrod!«

II.

Das Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs.

Für diejenigen, welche sich darüber wundern sollten, daß sie Herrn Sarranti das Anerbieten, — so annehmbar es für einen Mann, der Eile hatte, war, — das ihm Gibassier machte, nicht haben annehmen sehen, bemerken wir, daß, wenn Jemand schlauer ist, als der Polizeiaгент, der einen Menschen verfolgt, wie schlau auch dieser Polizeiaгент sein mag, dies der Verfolgte ist.

Es regte sich also im Geiste von Herrn Sarranti ein unbestimmter Verdacht in Betreff dieses Magyaren, der so schlecht Französisch sprach, und dennoch, wenn man etwas Französisch zu ihm sagte, ziemlich verständig auf Alles antwortete, was man ihm sagen mochte, dagegen wenn man Deutsch, Polnisch oder Walachisch mit ihm sprach, — drei Sprachen, in denen Herr Sarranti vollkommen Meister war, — in den Tag hinein *ja* oder *nein* antwortete, sich sogleich in seine Guba hüllte und den Anschein gab, als schliefe er.

In Folge dieses Verdachts war Herr Sarranti, der sich während der anderthalb Meilen, die er mit ihm, von dem Orte, wo der Wagen gebrochen, bis zu dem Gasthause gemacht, wo er sein Mittagsbrod bestellt hatte, sehr unbehaglich gefühlt, entschlossen, den Beistand seines gefälligen, aber schweigsamen Reisegefährten auszuschlagen.

Darum hatte Herr Sarranti, der nicht warten konnte, bis der seinige wiederhergestellt war, und nicht in dem des edlen Ungarn Platz nehmen wollte, einen Wagen verlangt.

Gibassier war zu schlau, um dieses Mißtrauen nicht zu bemerken. Während er zu Mittag speiste, befahl er auch, sogleich anzuspannen, da er nothwendig am andern Tage in Paris ankommen müsse, wo er ungeduldig vom österreichischen Gesandten erwartet werde.

Als die Pferde angespannt waren, grüßte Gibassier Herrn Sarranti mit einer herzlichen Kopfbewegung, drückte seine Pelzmütze auf seine Ohren nieder und ging ab. .

Da Herr Sarranti ebenfalls Eile hatte, so war es wahrscheinlich, er werde dem directen Wege wenigstens bis Ligny folgen. Dort würde er ohne Zweifel Bar-le-Duc zu seiner Rechten lassen, um, auf der Straße von Ancervillee Saint-Dizier und Vitry-le-Francais zu erreichen.

Nur bei Vitry-le-Francais entstand ein Zweifel. Würde Herr Sarranti, hier angekommen, eine krumme Linie beschreibend, über Chalons gehen, oder unmittelbar über Fère-Champenoise, Coulanniers, Crécy und Lagny reisen?

Das war eine Frage, die sich erst in Vitry-le-Francais entscheiden ließ.

Gibassier bezeichnete seinen Weg über Toul, Ligny, Saint-Dizier; doch eine halbe Meile von Vitry hielt er an, und er hatte mit seinem Postillon eine Besprechung von ein paar Minuten, nach welchen sich der Wagen auf die Seite geworfen mit einer gebrochenen Vorderachse auf der Erde

fand.

Gibassier war ungefähr seit einer halben Stunde hier in dieser so wohl bekannten traurigen Lage, welche von Herrn Sarranti so gut geschätzt werden mußte, als die Postchaise von diesem oben auf einer Anhöhe erschien.

Als er sich dem umgeworfenen Wagen näherte, streckte Herr Sarranti den Kopf zum Schlage hinaus, und er sah aus der Straße seinen Magyaren, der mit Hilfe des Postillon vergebliche Versuche machte, um seine Chaise in den Stand zu bringen, die Reise fortsetzen zu können.

Es wäre von Herrn Sarranti eine Verletzung aller Pflichten der Höflichkeit gewesen, hätte er Gibassier in einer solchen Verlegenheit gelassen, während Gibassier bei einem ähnlichen Umstände sich und seinen Wagen zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Er bot ihm also ebenfalls an, zu ihm einzusteigen, was Gibassier mit einer merkwürdigen Discretion annahm, indem er Vitry-le-Francais als das Ziel der Verlegenheit festsetzte, welche er Seiner Excellenz Herrn von Bornis zu verursachen einwilligte. — Das war der Name, unter welchem Herr Sarranti reiste.

Man transportirte auf den Wagen von Herrn von Bornis den Riesenkoffer des Magyaren, und man schlug den Weg nach Vitry-le-Francais ein, wo man zwanzig Minuten nachher ankam.

Man hielt vor der Post an.

Herr von Bornis verlangte Pferde: Gibassier irgend eine Carriole, um seine Reise fortzusetzen.

Der Postmeister zeigte unter seiner Remise ein altes Cabriolet, das, so alt es war, den Bedürfnissen von Gibassier zu entsprechen schien.

Beruhigt über das Schicksal seines Gefährten, nahm Herr von Bornis von diesem Abschied und gab, wie dies Gibassier gedacht hatte, Befehl, der Straße nach Fère-Champenoise zu folgen.

Gibassier schloß seinen Handel mit dem Postmeister und reiste ab, indem er dem Postillon den Befehl gab, derselben Straße zu folgen, welche der Reisende, der ihm voranging, eingeschlagen hatte.

Der Postillon sollte fünf Franken in dem Augenblicke erhalten, wo man den Wagen erblicken würde.

Der Postillon trieb seine Pferde zum schnellsten Laufe an, doch man kam zur Station, ohne etwas gesehen zu haben.

Auf der Station fragte man Postmeister und Postillon: keine Postchaise war seit dem vorhergehenden Tage vorübergekommen.

Die Sache war klar: Sarranti mißtraute. Er hatte die Straße nach Fère-Champenoise angegeben und die nach Châlons eingeschlagen.

Gibassier war zurückgeblieben.

Es war keine Minute zu verlieren, um in Meaux vor Sarranti anzukommen.

Gibassier ließ sein Cabriolet hier, nahm aus seinem Koffer das vollständige Costume eines Cabinetscouriers, Blau und Gold, zog eine Lederhose und weiche Stiefeln an, warf auf seinen Rücken den Depechensack, entledigte sich seines Backenbartes und seines Schnurrbartes und verlangte einen Postklepper.

In einem Augenblicke war der Postklepper gesattelt und Gibassier auf dem Wege nach Sésanne.

Er hoffte Meaux über la Ferté-Gaucher und Coulomniens zu erreichen.

Er hielt weder um zu trinken, noch um zu essen, machte dreißig Lieues in einem Zuge und kam vor dem Thore von Meaux an.

Keine der, welche Gibassier beschrieb, ähnliche Postchaise war passirt.

Gibassier hielt an, ließ sich in der Küche Mittagsbrod serviren, aß, trank und wartete.

Ein gesatteltes Pferd wartete auch.

Nach einer Stunde traf der mit so großer Ungeduld erwartete Wagen ein.

Es war finstere Nacht.

Sarranti ließ sich ein Bouillon in seinen Wagen bringen und gab Befehl, nach Paris über Claye zu fahren: — das genügte Gibassier.

Er ging zum Hofthore hinaus, schwang sich auf sein Pferd und erreichte bald, indem er einen Seitenweg durch ein Gäßchen einschlug, die Straße nach Paris.

Nach Verlauf von zehn Minuten sah er hinter sich die zwei Laternen der Postchaise von Sarranti glänzen.

Das war fortan Alles, was er brauchte: er sah und wurde nicht gesehen. Es handelte sich nur darum, auch nicht gehört zu werden.

Er wählte die Seite des Weges und galoppierte immer ein Kilometer vor dem Wagen.

Man kam in Bondy an.

Hier war in einem Nu der Cabinetscourier in einen Postillon verwandelt, und gegen ein Trinkgeld von fünf Franken, trat der Postillon, der fahren sollte, mit Dankbarkeit seine Tour ab.

Herr Sarranti erschien.

So nahe bei Paris war es nicht der Mühe wert anzuhalten; er steckte den Kopf durch den Schlag und verlangte Pferde.

»Hier sind schon, Herr, und zwar famose,« antwortete Gibassier.«

Es war in der That ein Paar von den trefflichen Schimmeln des Perche , welche immer wiehern und stampfen.

»Wollt ihr wohl ruhig sein, ihr Teufelsmähen!« rief Gibassier, während er sie ihren Platz mit der Geschicklichkeit eines vollendeten Postillon an der Deichsel einnehmen ließ.

Als sodann die Pferde angespannt waren, fragte der falsche Postillon, mit dem Hute in der Hand, an den Wagenschlag tretend:

»Wo werden Sie absteigen, Herr?«

»Place Saint-André-des-Arcs, Hotel du Grand-Turc,« antwortete Herr Sarranti.

»Gut!« rief Gibassier, »es ist, als ob Sie schon dort wären!«

»Und wann werden wir da sein ?« fragte Herr Sarranti.

»Oh! in anderthalb Stunden ; die Funken müssen davon fliegen!«

»Rasch, vorwärts! zehn Franken Trinkgeld, wenn wir in einer Stunde an Ort und Stelle sind.«

»Man wird da sein, Bürger!« sagte Gibassier.

Und er schwang sich auf das Sattelpferd und ging im Galopp ab.

Diesmal war er sicher, Sarranti werde ihm nicht entkommen.

Man erreichte die Barrière. Die Douaniers nahmen die rasche Durchsuchung vor, mit der sie die Reisenden beehren, welche mit Extrapost reisen, sprachen das sacramentliche Wort:

»Weiter!« und Herr Sarranti, der sieben Jahre früher aus Paris durch die Barrière de Fontainebleau abgegangen war, kehrte dahin durch die Barrière de la Petite-Villette zurück.

Eine Viertelstunde nachher fuhr man in starkem Trabe in den Hof des Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs, ein.

Es waren im Gasthause nur zwei Zimmer, welche auf demselben Boden einander gegenüberlagen, unbesetzt: die Nummer 6 und die Nummer 11.

Der Kellner führte Herrn Sarranti, und dieser wählte die Nummer 6.

Als der Kellner hinabging, rief Gibassier:

»He! sagen Sie doch, Freund!«

»Was gibt es, Postillon?« fragte verächtlich der Kellner.

»Postillon! Postillon!« wiederholte Gibassier; »ganz gewiß bin ich Postillon. Nun? ist dabei eine Schande?«

»Nicht daß ich wüßte; nur nenne ich Sie Postillon, weil Sie Postillon sind!«

»Gut!« sprach Gibassier.

Und er machte brummend zwei Schritte gegen seine Pferde.

»Was wollen Sie denn von mir's« fragte der Kellner.

»Ich? Nichts.«

»Sie riefen ja vorhin . . .«

»Was?«

»»Sagen Sie doch, Freund!««

« »Ah! es ist wahr . . . Nun, die Sache verhält sich so: Herrn Poirier . . . Sie kennen ihn wohl?«

»Welchen Herrn Poirier?«

»Ei! Herrn Poirier . . .«

»Ich kenne keinen Herrn Poirier.«

»Herrn Poirier, der Pächter bei uns: Sie kennen ihn nichts Herrn Poirier, der eine Herde von vierhundert Stück Vieh hat! Sie kennen Herrn Poirier nicht?«

»Ich sage Ihnen, daß ich ihn nicht kenne.«

»Desto schlimmer! er wird mit dem Wagen von elf Uhr kommen, mit dem Wagen von Plat d'Etain-.

Sie kennen ihn wohl, den Wagen von Plat d'Etain?«

»Nein.«

»Sie kennen also Nichts-? Was haben Sie denn Ihr Vater und Ihre Mutter gelehrt, wenn Sie weder Herrn Poirier, noch den Wagen von Plat d'Etain kennen? . . . Ah! man muß zugestehen, es gibt sehr fehlerhafte Eltern!«

»Wo wollen Sie denn aber hinaus mit Ihrem Herrn Poirier?«

»Ah! ich wollte Ihnen hundert Saus in seinem Auftrage geben; doch wenn Sie ihn nicht

kennen . . .«

»Man kann Bekanntschaft machen.«

»Doch wenn Sie ihn nicht kennen . . .«

»Wozu denn aber diese hundert Sous? Er gibt mir nicht hundert Sous wegen meiner schönen Augen . . .«

»Oh! nein, da Sie schielen, mein Freund.«

»Gleichviel! warum beauftragt Sie Herr Poirier, mir hundert Saus zu geben?«

»Um ihm ein Zimmer im Hotel auszubewahren, weil er im Faubourg Saint-Germain zu thun hat; und er sagte zu mir: »»Charpillon!«« Das ist mein Name, Charpillon vom Vater auf den Sohn.«

»Das freut mich sehr, Herr Charpilon.«

»Er sagte zu mir: »»Charpilon, Du wirst hundert Sous dem Mädchen vom Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs, geben, damit es mir ein Zimmer aufbewahrt.«« Wo ist das Mädchen?«

»Das ist unnöthig, ich werde ihm das Zimmer so gut aufbewahren, als das Mädchen.«

»Ei nein! da Sie ihn nicht kennen . . .«

»Ich brauche ihn nicht zu kennen, um ihm ein Zimmer aufzubewahren.«

»Ah! das ist wahr; Sie sind nicht ganz so dumm, als Sie aussehen!«

»Ich danke.«

»Hier sind die hundert Saus; Sie werden ihn wohl erkennen, wenn er kommt.«

»Herrn Poirier?«

»Ja.«

»Besonders, wenn er seinen Namen sagt.«

»Oh! er wird ihn sagen; er hat keine Gründe, seinen Namen zu verheimlichen.«

»Dann wird man ihn in das Zimmer Nummer 11 führen.«

»Sehen Sie einen dicken Kumpan, mit einem Nasenwärmer der ihm das halbe Gesicht bedeckt, und einem Ueberrocke den kastanienbraunem Castorin, so können Sie dreist sagen:

»»Das ist Herr Poirier!««

Und hiernach: gute Nachts lassen Sie Nummer 11 gut heizen, denn Herr Poirier ist sehr verfroren . . . Ah! und warten Sie doch, ich glaube, es wäre ihm nicht unangenehm, wenn er ein gutes Abendbrod in seinem Zimmer fände.«

»Schon!«

»Und ich vergaß noch . . .« sagte der falsche Charpillon.

»Was?«

»Die Hauptsache! Er trinkt nur Bardeauxwein.«

»Wohl! er wird eine Flasche Bordeaux auf seinem Tische finden.«

»Dann wird er nichts mehr zu wünschen haben, als Augen zu besitzen, wie die Deinigen, um gegen Bondy sehen zu können, wenn Charenton brennt.«

Und mit einem gewaltigen Gelächter, das von dem Vergnügen zeugte, welches ihm dieser feine Scherz bereitete, verließ der falsche Postillon das Hotel du Grand-Turc.

Eine Viertelstunde nachher hielt ein Cabriolet vor der Thüre des Gasthauses; ein Mann stieg aus unter dem von Charpillon angegebenen Signalement und wurde, nachdem er sich als denselben Herrn Poirier, den man erwartete, zu erkennen gegeben, vom Kellner unter zahllosen Bücklingen in das Zimmer Nummer 11 geführt, wo ein gutes Abendbrod aufgetragen war, und wo eine Flasche Bordeaux-Wein, in einer vernünftigen Entfernung dem Feuer stehend, den Grad von Lauigkeit erreichte, welchen ihm, ehe sie ihn trinken, die wahren Feinzügler geben.



III.

Man wird immer nur durch die Seinigen verrathen.

Fünf Minuten nachher war Herr Poirier im Besitze des Zimmer Nr.11, und er kannte alle Winkel und Ecken desselben, als ob er dieses Zimmer sein ganzes Leben bewohnt hätte.

Herr Poirier war der Charakter, der am schnellsten mit den Menschen Bekanntschaft machte, und das Temperament, das sich am schnellsten mit den Orten familiarisirte: er erklärte indessen dem Kellner, er brauche Niemand zu seiner Bedienung, er liebe es, allein und ruhig zu essen, ohne Jemand zu haben, der ihm sein Glas voll schenke, ehe es leer sei, oder ihm seinen Teller wegnehme, so lange sich noch Speisen darauf finden.

Sebald er allein war und auf der Treppe die Tritte des Kellners hatte erlöschen hören, öffnete der falsche Poirier oder der richtige Gibassier, wie man will, die Thüre wieder.

Gerade in demselben Augenblicke öffnete Herr Sarranti auch die seinige.

Gibassier hielt seine Thüre nicht geschlossen, sondern an das Gesims angelehnt.

Herr Sarranti gab dem Zimmermädchen, das sein Bett gemacht hatte, ein paar Befehle, welche andeuteten, er werde in ein paar Stunden zurück sein.

»Ho! Ho!« sagte Gibassier zu sich selbst, »es scheint, trotz der vorgerückten Stunde will mein Nachbar einen kleinen Gang machen. Sehen wir, nach welcher Seite er wandeln wird.«

Gibassier löschte die zwei Kerzen aus, welche auf seinem Tische brannten, und öffnete sein Fenster, ehe Herr Sarranti die Schwelle der Hausthüre überschritten hatte.

Einen Augenblick nachher sah er ihn hinausgehen und den Weg durch die Rue Saint-André-des-Arcs nehmen.

»Ich bin sicher, daß er zurückkommen wird,« sagte er zu sich selbst, »da er nicht errathen konnte, ich sei da, um die Befehle zu behorchen, die er gab. Bah! keine Trägheit, treiben wir unser Handwerk gewissenhaft und erfahren wir, wohin er geht.«

Er ging rasch hinab und folgte ihm durch die Rue de Bussy, über den Marché Saint-Germain, die Place Saint-Sulpice und in die Rue du Pot-de-Fer, wo er ihn in ein Haus eintreten sah, ohne nur die Nummer anzuschauen.

Gibassier war neugieriger als er: Herr Sarranti war in Nummer 28 eingetreten.

Gibassier ging die Straße hinauf, zog sich längs dem Hotel Coffé-Brissac hin und wartete.

Er wartete nicht lange: Herr Sarranti trat nur ein und kam wieder heraus.

Doch sodann, statt die Rue du Pot-de-Fer hinabzugehen, ging er dieselbe hinauf, das heißt, er ging an Gibassier vorbei, der sich kluger und schamhafter Weise gegen die Mauer umwandte, und schlug den Weg durch die Rue de Vaugirard ein. Nachdem er eine Zeit lang dieser Straße gefolgt, sodann längs dem Odeon-Theater auf der Seite des Eingangs der Schauspieler hinmarschirt war, die Place Saint-Michel überschritten hatte, drang Herr Sarranti in die Rue des Postes ein und gelangte vor ein Haus, dessen Nummer er diesmal anschaute.

Dieses Haus, unsere Leser kennen es schon, oder wenn sie es nicht wiedererkennen, so werden sie es auf die erste Bezeichnung erkennen. Neben der Impasse des Vignes und gegenüber der Rue du Pauts-qui-parle liegend, war es kein anderes, als jener Zauberbecher, durch welchen, Korkkügelchen ähnlich, diese so vergeblich von Herrn Jackal im Hause gesuchten und so wunderbar von ihm bei seinem gefahrvollen Hinablassen zu Gibassier wiedergefundenen Carbonari verschwunden waren.

Der Exgaleerensklave erbleichte, als er die berühmte Rue du Puits-qui-parle erblickte und in dieser Straße den Brunnen, in dem er so lange und traurige Stunden zugebracht hatte. Ein unbekannter Schauer durchzog seinen ganzen Leib, und ein kalter Schweiß befeuchtete seine Stirne. Zum ersten Male seit seinem Abgange aus dem Hotel-Dieu, um nach Kehl zu reisen, empfand er einen schmerzlichen Eindruck.

Die Straße war einsam. Herr Sarranti, als er vor dem Hause angelangt war, blieb stehen und erwartete ohne Zweifel, um einzutreten, die vier anderen Gefährten, die zur Einführung nöthig, welche, wie man sich erinnert, zu fünf und fünf stattfand.

Bald erschienen drei in Mäntel gehüllte Männer und gingen gerade auf Herrn Sarranti zu, und nachdem sie das Erkennungszeichen ausgetauscht hatten, warteten alle Vier auf den Fünften.

Gibassier schaute umher, um zu sehen, ob der Fünfte nicht komme, und als er nicht einmal einen Schatten erscheinen sah, dachte er, das sei der rechte Augenblick, um einen Meisterstreich auszuführen.

Durch Herrn Jackal in die Mysterien dieses Hauses eingeweiht, mit den Maurerzeichen aller geheimen Gesellschaften vertraut, schritt er gerade aus die Gruppe zu, nahm die erste Hand, die sich gegen ihn ausstreckte, und machte das Erkennungszeichen, dieses Zeichen bestand darin, daß man dreimal die Hand von innen nach außen drehte.

Hieraus steckte einer von den Männern den Schlüssel in das Schloß, und alle Fünf traten ein.

Das Innere des Hauses war ausgebessert und so wieder angemalt, daß keine Spur mehr von der Passage von Carmagnole durch die Mauer und vom Sturze von Vol-au-Vent durch den Fensterrahmen blieb.

Diesmal war zwar nicht davon die Rede, in die Katakomben hinabzusteigen. Vier einander unbekannte Chefs hatte man zusammenberufen, um die vertraulichen Mittheilungen von Herrn Sarranti zu empfangen.

Dieser kündigte ihnen an, binnen drei Tagen werde der Herzog von Reichstadt in Saint-Leu-Taverny sein; und er gedenke dort bis zu dem Augenblicke verborgen zu bleiben, wo man nöthig hätte, dem Volke die Fahne zu zeigen, in deren Namen man sich erhob.

Da es die Gewohnheit der Affiliirten war, um die Polizei irre zu führen, jede Gelegenheit zu benutzen, die sich ihnen zu einer Versammlung bot, so wurde verabredet, es sollten sich, weil am anderen Tage das Leichenbegängniß des Herrn Herzog de la Rochefoucauld stattfand, alle Logen und alle Vente entweder in der Himmelfahrtskirche oder in den umliegenden Straßen einfinden.

«

Hier würde man die letzten Instructionen der obersten Venta empfangen.

In jedem Falle sollte bis zur Ankunft des Herzogs von Reichstadt ein Ausschuß in Permanenz bleiben.

Man trennte sich um ein Uhr des Morgens.

Gibassier befürchtete nur Eines: vor der Thüre den Assiliirten zu treffen, dessen Platz er eingenommen; dieser war nicht da. Ohne Zweifel war er gekommen; doch da er seine vier Gefährten nicht hatte kommen sehen, so hatte es ihm Langweile gemacht, auf sie zu warten, und er war im Glauben, die Sache sei verschoben, nach Hause zurückgekehrt.

Herr Sarranti verließ seine vier Gefährten vor der Thüre, und Gibassier, der nicht bezweifelte, er kehre nach dem Hotel du Grand-Turc zurück, verschwand an der Ecke der ersten Straße, lief über Hals und Kopf, kam ihm zehn Minuten zuvor, trat in das Gasthaus ein, setzte sich zu Tische und aß mit dem Hunger eines Reisenden« welcher mit verhängten Zügeln fünfunddreißig bis vierzig Meilen gemacht, und die Befriedigung eines Menschen hat, der sich bewußt ist, er habe gewissenhaft seine Pflicht erfüllt.

Er empfing auch den süßen Lohn für alle seine Mühewaltungen, als er auf der Treppe den Tritt von Herrn Sarranti hörte, den er schon studirt hatte, um ihn unter tausend zu erkennen.

Die Thüre von Nummer 6 öffnete sich und schloß sich wieder.

Alsdann hörte Gibassier das Knirschen des Schlüssels, der zweimal im Schlosse gedreht wurde. Das war ein sicheres Zeichen, daß Herr Sarranti nach Hause gekommen war, um nicht mehr auszugehen, — wenigstens bis am andern Morgen.

»Gute Nacht, lieber Nachbar,« murmelte Gibassier.

Dann klingelte er dem Kellner.

Der Kellner erschien.

»Sie werden bei mir morgen früh oder vielmehr heute um sieben Uhr,« sagte Gibassier sich verbessernd, »einen Commissionär eintreten lassen. Er wird einen sehr pressanten Brief in die Stadt zu tragen haben.«

»Will der Herr den Brief mir geben,« erwiderte der Kellner, »so wird man ihn wegen einer solchen Kleinigkeit nicht aufwecken.«

»Einmal ist mein Brief keine Kleinigkeit,« sagte Gibassier, »und dann wird es mir gar nicht unangenehm sein, wenn man mich so frühzeitig weckt.«

Der Kellner verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und nahm das Couvert weg; nur bat ihn Gibassier, im Zimmer ein herrliches kaltes Huhn, und was von seiner zweiten Flasche Bordeaux übrig war, zu lassen, indem er sagte, wie König Ludwig XIV. liebe er es nicht« zu schlafen, ohne ein en cas [Für den Fall, daß er Hunger bekäme.] im Bereiche seiner Hand zu haben.

Der Kellner stellte aus den Kamin das unberührte Huhn und die angegriffene Flasche.

Hiernach entfernte er sich mit dem Versprechen, den Commissionär am Morgen auf den Schlag sieben Uhr eintreten zu lassen.

Als der Kellner weggegangen war« schloß Gibassier seine Thüre doppelt, öffnete den Secretär, in welchem eine Feder, Tinte und Papier zu finden er sich vorher schon versichert hatte, und fing an für Herrn Jackal seine Reiseeindrücke von Kehl nach Straßburg zu schreiben.

Wonach er sich zu Bette legte.

Um sieben Uhr klopfte der Commissionär an die Thüre.

Schon auf, schon angekleidet, schon bereit, ins Feld zu ziehen, rief Gibassier:

»Herein!«

Der Commissionär trat ein.

Gibassier warf einen raschen Blick auf ihn, und ehe dieser Mensch nur ein Wort gesprochen, erkannte er den Vollblut-Auvergnat: er konnte ihm seine Botschaft mit vollem Vertrauen übergeben.

Er gab ihm zwölf Sous statt zehn, erklärte ihm alle Winkel des Palastes der Rue de Jerusalem, und sagte ihm, die Person, an welche der Brief gerichtet sei, müsse an diesem Morgen von einer großen Reise zurückgekommen sein, oder werde im Verlaufe des Tages zurückkommen.

Sei diese Person zurückgekommen, so soll er ihr den Brief zu eigenen Händen im Auftrage von Herrn Baguères de Toulon, — das war der aristokratische Name von Gibassier, — übergeben; sei sie noch nicht angekommen, so soll er den Brief bei ihrem Secretär zurücklassen.

Der Auvergnat ging völlig unterrichtet ab.

Es verlief eine Stunde. Die Thüre von Herrn Sarranti blieb geschlossen; nur hörte man ihn hin und hergehen und die Meubles seines Zimmers verrücken.

Um etwas zu thun, beschloß Gibassier, zu frühstücken.

Er klingelte dem Kellner, ließ sich sein Gedeck legen, sein Huhn und seinen Rest von Bordeaux vorsetzen, und schickte den Kellner wieder weg.

Gibassier hatte schon seine Gabel in den Schlägel seines Huhns gesteckt, er hatte schon sein Messer dem Gelenke des Flügels genähert, in dessen Gliederfuge er es schlüpfen zu lassen sich anschickte, als die Thüre feines Nachbars auf ihren Angeln knarrte.

»Teufel!« sagte er, indem er aufstand, »mir scheint, wir gehen sehr frühzeitig aus.«

Seine Augen richteten sich auf die Pendeluhr: sie bezeichnete ein Viertel nach acht.

»Ei! Ei!« fügte er bei, »es ist nicht mehr so früh.«

Herr Sarranti ging die Treppe hinab.

Wie am Tage vorher lief Gibassier ans Fenster, aber er öffnete es diesmal nicht, sondern schob nur die Vorhänge auseinander: doch er wartete vergebens: Herr Sarranti erschien nicht auf dem Platze.

»Ho! Ho!« sagte Gibassier zu sich selbst, »was macht er denn unten? sollte er seine Rechnung bezahlen? denn er kann unmöglich so schnell hinausgegangen sein, daß ich zu spät ans Fenster gekommen wäre . . . Wenn er nicht etwa an der Mauer hingegangen ist,« dachte er; »selbst in diesem Falle könnte er noch nicht fern sein.«

Und rasch das Fenster öffnend neigte sich Gibassier hinaus, um den Platz in allen Richtungen auszukundschaften.

Nichts, was Sarranti glich.

Er wartete ungefähr vier bis fünf Minuten, und da er nicht errathen konnte, warum Herr Sarranti nicht hinausging, so schickte er sich an hinabzugehen, um sich nach ihm zu erkundigen, als er ihn endlich die Thürschwelle überschreiten und sich, wie am vorhergehenden Tage, nach der Rue Saint-André-des-Arcs wenden sah.

»Ich vermuthe wohl, wohin Du gehst,« murmelte Gibassier; »Du gehst in die Rue du Pot-de-Fer. Du hast gestern Niemand zu Hause getroffen, und Du willst sehen, oh Du heute glücklicher bist. Ich könnte es wohl unterlassen, Dir zu folgen, doch die Pflicht vor Allem.«

Und er nahm seinen Hut und sein Cache-nez, ließ sein Huhn unberührt, und erkannte die Güte der Vorsehung, die ihm diesen kleinen Morgengang auferlegte, um seinen Appetit zu reizen.

Doch zu seinem großen Erstaunen wurde er auf der letzten Stufe der Treppe von einem Manne angehalten, in dem er an seinem Gesichte und an seiner Miene sogleich einen untergeordneten Agenten der Polizei erkannte.

»Ihre Papiere?« fragte ihn dieser.

»Meine Papiere?« wiederholte Gibassier erstaunt.

»Bei Gott! Sie wissen wohl, daß man, um in einem Hotel-garni zu wohnen, Papiere haben muß.«

»Das ist richtig,« sagte Gibassier, »nur glaubte ich nicht, man habe um von Bondy nach Paris zu gehen, einen Paß nöthig.«

»Hat man seine Wohnung in Paris, oder man wohnt bei einem Freunde — nein; wohnt man aber in einem Hotel garni — ja.«

»Ah! das ist richtig «« sprach Gibassier, der besser als irgend Jemand aus der Erfahrung, die er in der Vergangenheit hierüber gemacht hatte, die Nothwendigkeit eines Passes, um ein Lager zu finden, kannte; »man wird Ihnen auch seine Papiere zeigen.«

Und er störte in allen Taschen seiner Castorine.

Die Taschen der Castorine von Gibassier waren leer.

»Was Teufels habe ich denn mit meinen Papieren gethan?« sagte er.

Der Agent machte eine Geberde, die man mit den Worten übersetzen konnte: »Sobald ein Mensch seine Papiere nicht sogleich findet, findet er sie nie.«

Und durch einen Wink empfahl er Wachsamkeit zwei in schwarze Ueberröcke gekleideten Männern, welche, dicke Stöcke tragend, unter dem Thore des Gasthauses warteten.

»Ah! alle Wetter!« sagte Gibassier; »ich weiß, was ich mit meinen Papieren gemacht habe.«

»Desto besser!« erwiderte der Agent.

»Ich habe sie im Posthause von Bondy gelassen, als ich meine Courier-Verkleidung ablegte, um meine Postillons-Tracht anzuziehen.«

»Wie?« fragte der Agent.

»Ja,« sagte Gibassier lachend ; »zum Glücke brauche ich keine Papiere.«

»Wie, Sie brauchen keine Papiere?«

»Nein.« .

Und sich dem Ohre des Agenten nähernd, sagte er:

»Ich bin Einer der Ihrigen.«

»Der Unserigen ?«

»Ja, lassen Sie mich also passiren.«

»Ah! Ah! Sie haben Eile, wie es scheint?«

»Ich folge Jemand,« sagte Gibassier mit einer Miene des Einverständnisses und mit dem Auge blinzeln.

»Sie folgen Jemand?«

»Ich folge einem Verschwörer, und zwar einem der Gefährlichsten.«

»Wahrhaftig! Und wo ist dieser Jemand?«

»Ei! Sie mußten ihn sehen: es ist der Mann, der so eben hinabging ; fünfzig Jahre, ergrauer Schnurrbart, büstenförmig geschnittene Haare, militärische Tournure. Sie haben ihn nicht gesehen?«

»Doch, ich habe ihn gesehen.«

»Nun wohl ,« sagte Gibassier immer lachend, »er war es, den Sie verhaften mußten, und nicht ich.«

»Ja, doch da er seine Papiere hatte, und zwar vollkommen in Ordnung, so ließ ich ihn passiren, und da Sie die Ihrigen nicht haben, so verhafte ich Sie.«

»Wie! Sie verhaften mich?«

»Allerdings; glauben Sie etwa,-ich werde mir Zwang anthun?«

»Sie verhaften mich?«

»Ja, Sie.«

»Mich, den speziellen Agenten von Herrn Jackal?«

»Der Beweis?«

»Gut! ich werde Ihnen den Beweis geben, und das wird nicht schwierig sein.«

»Geben Sie also.«

»Doch mittlerweile entflieht vielleicht mein Mann!« rief Gibassier.

»Ja, ich begreife, und Sie würden gern dasselbe thun wie er.«

»Ich, entfliehen? Ah! warum denn? Man sieht wohl, daß Sie mich nicht kennen! Entfliehen,

nein; ich finde meine neue Lage zu unangenehm . . .«

»Gut! Gut!« sagte der Agent, »genug der Worte.«

»Wie, genug der Worte . . .«

»Ja, folgen Sie mir, oder . . .«

»Oder?«

»Oder man wird bewaffnete Mannschaft requiriren.«

»Da ich Ihnen aber sage,« wiederholte Gibassier schäumend vor Zorn, »ich gehöre zur speciellen Polizei von Herrn Jackal.«

Der Agent schaute ihn mit einer Miene der Verachtung an, welche bedeutete: »Sie abgeschmackter Mensch!«

Und er zuckte die Achseln und winkte den zwei Agenten in schwarzem Ueberrock ihm zu Hilfe zu kommen.

Sie kamen als zu dieser Uebung dressirte Leute herbei.

»Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund!« sagte Gibassier.

»Ich bin nicht der Freund von Individuen, welche keinen Paß haben,« erwiderte der Agent.

»Herr Jackal wird Sie streng bestrafen!«

»Mein Befehl ist, auf die Polizei-Präfectur die Reisenden zu fuhren, welche keinen Paß haben; Sie haben keinen Paß, ich führe Sie auf die Polizei-Präfertur; nichts kann einfacher sein.« -

»Aber, Donnerwetter, ich sage Ihnen . . .«

»Zeigen Sie Ihr *Auge*.«

»Mein Auge?« versetzte Gibassier. »Es ist gut für subalterne Agenten wie Sie, ein Auge zu haben; doch ich, ich . . .«

»Ja, Sie haben zwei, ich begreife; nun wohl! dann werden Sie den Weg besser erkennen, dem wir folgen. Vorwärts!«

»Sie wollen es?«

»Ich glaube wohl, daß ich es will.«

»Halten Sie sich nur an sich selbst wegen des Schlimmen, das Ihnen widerfahren wird.«

»Vorwärts! Vorwärts! es ist genug in den Tag hinein geschwätzt; folgen Sie mir gutwillig, oder man wird genöthigt sein, Gewalt anzuwenden.«

Und der Agent zog aus seiner Tasche ein hübsches kleines Paar Daumeneisen, das nur die Ehre haben wollte, Bekanntschaft mit den Händen von Gibassier zu machen.

»Gut,« sagte Gibassier, der wohl einsah, in welcher falschen Stellung er sich befand, und in welche noch falschere er sich bringen konnte, »ich folge Ihnen.«

»Dann werde ich die Ehre haben, Ihnen den Arm anzubieten, während diese zwei Herren hinter uns gehen sollen,« sagte der Agent, »denn Sie scheinen mir ein Bursche zu sein, der im Stande ist, sich an der nächsten Straßenecke aus dem Staube zu machen.«

»Ich habe meine Pflicht gethan,« sprach Gibassier, indem er die Hand zum Himmel erhob, als wollte er ihn zum Zeugen nehmen, daß er in der That bis zum Ende gekämpft habe.

»Rasch, Ihren Arm, und noch etwas Besseres!«

Gibassier wußte, wie sich der Arm eines Menschen, den man verhaftet, aus den Arm des Mannes legt, der verhaftet. Er ließ sich also nicht mehr bitten und gewährte dem Agenten jede Leichtigkeit.

Dieser erkannte einen Kunden.

»Ah!« sagte er, »es ist nicht das erste Mal, daß Ihnen das begegnet, mein guter Mann.«

Gibassier schaute den Agenten mit der Miene eines Mannes an, der in seinem Innern sagt: »Gut! doch wer zuletzt lacht, lacht am Besten.«

Dann sprach er entschlossen laut:

»Lassen Sie uns gehen!«

Und Gibassier und der Agent verließen das Hotel du Grand-Turc wie zwei gute alte Freunde.

Die zwei Polizeimenschen in schwarzem Ueberrocke kamen sodann, mit der zarten Aufmerksamkeit, daß sie sich den Anschein gaben, als gehörten sie, wie Grippe-Soleil, nicht zu der Gesellschaft von Monseigneur.

IV.

Der Triumph von Gibassier.

Gibassier und der Agent wandten sich also oder der Polizeiagent wandte vielmehr Gibassier nach der Rue de Jerusalem.

Man begreift, daß nach den durch den Beglaubiger der Passe genommenen Maßregeln jede Flucht unmöglich war.

Fragen wir übrigens zum Ruhme von Gibassier bei, daß ihm der Gedanke, zu fliehen, nicht einmal kam.

Mehr noch: das spöttische Aussehen seiner Physiognomie, das Lächeln des Mitleids, das auf seinen Lippen schwebte, wenn er den Agenten anschaute, die sorglose, ungezwungene, hochmüthige Art, wie er sich auf die Polizei-Präfectur führen ließ, offenbarten ein ruhiges Gewissen. Mit einem Worte, er schien seinen Entschluß gefaßt zu haben und ging mehr als ein stolzer Märtyrer, denn als ein ergebenes Opfer einher.

Von Zeit zu Zeit warf ihm der Agent einen Seitenblick zu.

Je näher Gibassier der Präfectur kam, desto mehr, statt sich zu verdüstern, heiterte sich seine Stirne auf; er dachte an den Sturm von Fluchen, den der Zorn von Herrn Jackal bei seiner Rückkehr auf das Haupt des unglücklichen Agenten würde fallen lassen.

Diese Heiterkeit, welche wie eine Glorie um die reinen Stirnen glänzt, fing an den Führer von Gibassier zu erschrecken. Während des ersten Viertels vom Wege hatte er keinen Zweifel gehabt, er bringe einen wichtigen Fang; auf halbem Wege zweifelte er; aus drei Vierteln war er überzeugt, er habe eine Dummheit begangen.

Der Zorn von Herrn Jackal, mit dem ihn Gibassier bedroht hatte, fing schon an, wie es ihm schien, schwer über seinem Haupte zu tosen.

Eine Folge hiervon war, daß nach und nach der Arm des Agenten sich lockerte und dem Arme von Gibassier die Freiheit seiner Bewegungen ließ.

Gibassier bemerkte diese relative Freiheit, die ihm gewährt wurde; da er sich aber nicht in der Ursache täuschte, welche die Armmuskeln seines Gefährten lockerte, so schien er nicht darauf Acht zu geben.

Der Agent, der Danksagungen von seinem Gefangenen zu erhalten hoffte, ward äußerst unruhig, als er bemerkte, so wie sein eigener Arm sich abspanne, schließe sich der von Gibassier fester an.

Er hatte einen Gefangenen gemacht, der ihn nicht loslassen wollte.

»Teufel,« sagte er zu sich selbst, »sollte ich mich geirrt haben?«

Er blieb einen Augenblick stehen, um zu überlegen, schaute Gibassier vom Kopfe bis zu den Füßen an, und da er sah, daß dieser ihn seinerseits von den Füßen bis zum Kopfe mit einer spöttischen Miene anschaute, welche immer mehr beunruhigend wurde, so sagte er zu ihm:

»Mein Herr, Sie kennen die Strenge unserer Pflichten. Man sagt zu uns: »»Verhafte!«« und wir verhaften ; daraus geht zuweilen hervor, daß wir in beklagenswerthe Irrthümer verfallen. Es ist wahr, daß wir meistens Verbrecher festnehmen, es geschieht aber auch manchmal aus Irrthum, daß wir die Hand an ehrliche Leute legen.«

»Sie glauben?« fragte Gibassier mit höhnischer Miene.

»Und zwar an sehr ehrliche Leute,« wiederholte der Agent.

Gibassier schaute ihn mit einer Miene an, welche bezeichnete: »Ich bin ein lebendiger Beweis hiervon.«

Die Heiterkeit dieses Blickes verrückte dem Polizeimann vollends den Kopf, und im Tone ausnehmender Höflichkeit fügte er bei:

»Mein Herr« ich befürchte, ich habe einen Mißgriff dieser Art begangen, doch es ist noch Zeit, ihn wieder gut zu machen.«

»Ei! was wollen Sie damit sagen?« fragte verächtlich Gibassier.

»Ich will sagen, mein Herr, ich befürchte einen ehrlichen Mann verhaftet zu haben.«

»Ich glaube es wohl, bei Gott! daß Sie das befürchten müssen,« erwiderte der Galeerensklave, indem er ihn mit strengem Auge anschaute.

»Ich hielt Sie beim ersten Anblicke für eine zweideutige Person; doch ich sehe nun, daß dem nicht so ist, und daß Sie im Gegentheile von den Unsern sind.«

»Von den Ihrigen?« sagte verächtlich Gibassier.

»Und,« fügte der Agent demüthig bei, »wie ich so eben bemerkte, da es noch Zeit ist, diesen kleinen Mißgriff wieder gut zu machen . . .«

»Nein, mein Herr, es ist nicht mehr Zeit,« entgegnete lebhaft Gibassier, »denn in Folge dieses Mißgriffes ist der Mann, über den ich zu wachen beauftragt war, entkommen. . . Und was für ein Mann? Ein Verschwörer, der vielleicht in acht Tagen die Regierung umgestürzt haben wird . . .«

»Mein Herr, wenn Sie wollen, so unternehmen wir Beide sogleich seine Verfolgung, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir Beide . . .«

Es lag nicht in den Wünschen von Gibassier, mit irgend Jemand die Ehre des Fanges von

Herrn Sarranti zu theilen.

Er unterbrach auch seinen subalternen Collegen:

»Nein, mein Herr, und Sie werden, wenns beliebt, vollenden, was Sie angefangen haben.«

»Oh! Nein,« erwiderte der Agent.

»Oh! ja« sprach Gibassier.

»Nein, und zum Beweise gehe ich.«

»Sie gehen?«

»Ja.«

»Sie gehen, wie?«

»Wie man geht. Ich bezeuge Ihnen meine Ehrfurcht und wende Ihnen den Rücken zu.«

Und der Agent pirouettirte in der That auf seinen Absätzen und wandte Gibassier den Rücken zu, doch dieser packte ihn nun seinerseits beim Arme, ließ ihn einen Halbkreis links beschreiben, und sagte:

»Nein, Sie haben mich verhaftet, um mich nach der Polizei-Präfectur zu führen, und Sie werden mich dahin führen.

»Ich werde Sie nicht dahin führen.«

»Oh! Sie werden mich dahin führen, alle Teufel! oder Sie werden sagen, warum nicht. Verliere ich meinen Mann« so muß Herr Jackal wissen, wer ihn mich verlieren gemacht hat.«

»Nein, mein Herr, nein!«

»Dann verhafte ich Sie und führe Sie auf die Präfectur, verstehen Sie wohl?«

»Sie verhaften mich?«

»Ja, ich.«

»Und mit welchem Rechte?«

»Mit dem Rechte des Stärkeren.«

»Ich werde meine zwei Männer rufen.«

»Thun Sie das nicht, oder ich rufe die Vorübergehenden. Sie wissen, daß Sie nicht angebetet sind, meine Herren von der *Rothen*, und ich erzähle, nachdem Sie mich ohne Grund verhaftet

haben, wollen Sie mich freilassen, weil Sie wegen Ihres Mißbrauchs der Gewalt bestraft zu werden befürchten . . . wir sind, bei meiner Treue! so nahe am Flusse! . . .«

Der Polizeimann wurde weiß wie ein Leintuch; die Vorübergehenden fingen in der That an sich anzuschaaren. Er wußte aus der Erfahrung, daß das Volk zu jener Zeit keine sehr große Zärtlichkeit für die Monchards hegte. Erschaute Gibassier mit einer so flehenden Miene an, daß dieser auf dem Punkte war, sich erweichen zu lassen.

Doch genährt von den Maximen von Herrn von Talleyrand, drängte Gibassier diese erste Bewegung zurück: er mußte vor Allem bei Herrn Jackal gerechtfertigt sein.

Er schloß daher seine Hand in Form einer Zange um das Faustgelenke des Agenten und führte ihn, vom Gefangenen Gendarme werdend, er mochte wollen oder nicht, auf die Präfectur.

Der Hof der Präfectur war voll von einer ungewöhnlichen Menge.

Was wollte diese Menge hier?

Wir sagten in einem vorhergehenden Kapitel, man habe unbestimmt durch die Luft etwas wie die ersten Winde eines Aufstandes ziehen gefühlt.

Diese Menge, welche den Hof füllte, bestand aus Personen, die eine Rolle beim Aufstande spielen sollten und hierher kamen, um das Losungswort zu holen.

Gibassier, der seit Euer Jugend gewohnt war, in den Hof der Präfectur mit Handschellen einzutreten und sich, in einem vergitterten Wagen daraus zu entfernen, empfand eine Freude ohne Beimischung, als er in diesen Hof führend, statt geführt zu werden, eintrat.

Der Eintritt von Gibassier war in der That ein Triumpheinzug. Er hielt den Kopf hoch und die Nase im Winde, während sein unglücklicher Gefangener ihm folgte wie eine rhedelos gemachte Fregatte dem hochbordigen Schiffe folgt, welches sie, alle Segel im Winde und mit wehender Flagge, im Schlepptau führt.

Es herrschte einen Augenblick Zweifel in dieser ehrenwerthen Menge. Man glaubte Gibassier in seiner Bastide [Bastide im Süden von Frankreich Landhaus, Lufthaus, wird im Scherze häufig für Galeeren gebraucht.] in Toulon, und nun erschien Gibassier plötzlich wie ein Chef in Funktion.

Gibassier aber, als er sah, in welchem Zweifel man über ihn schwebte, grüßte nach rechts und nach links, die Einen mit einer freundschaftlichen Miene, die Anderen mit einer Protectorsmiene; so daß sich auf diese Begrüßung ein sanftes Gemurmel erhob und Mehrere mit einem Eifer auf ihn zukamen, der von ihrem Glücke, einen alten Collegen wiederzufinden, zeugte.

Man wechselte tausend Händedrücke und tausend Complimente, und dies zur großen Verwirrung des Agenten, den Gibassier mit Mitleid anzuschauen anfang. Dann stellte man Gibassier dem Aeltesten der Brigade vor, einem ehrwürdigen Fälscher, der, unter gewissen zwischen ihm und Herrn Jackal verhandelten Bedingungen, in die Welt zurückgekehrt war. Er

kam von Brest; er hatte auch Gibassier nicht gekannt, und Gibassier kannte ihn nicht; doch der Letztere hatte so oft bei seinen Abendgesellschaften an der Küste des Mittelländischen Meeres von diesem ausgezeichneten Greise reden hören, daß er seit langer Zeit seine ehrwürdigen Hände zu drücken wünschte.

Der Aelteste empfing ihn väterlich.

»Mein Sohn,« sprach er zu ihm, »längst wünschte ich Sie zu sehen. Ich habe Ihren Vater sehr gut gekannt . . .«

»Meinen Vater?« versetzte Gibassier, der nie einen Vater von sich gekannt hattete »dieser Bursche ist glücklicher als ich.«

»Es ist ein wahres Glück,« fuhr der Aelteste fort, »an Ihnen die Züge dieses rechtschaffenen Mannes wiederzufinden. Bedürfen Sie einiger Rathschläge, so wenden Sie sich an mich, mein Sohn; ich stelle mich zu Ihrer Verfügung.«

Die ganze Gesellschaft schien neidisch auf dieses Patent eines großen Mannes zu sein, das ihr Aeltester Gibassier gegeben hatte.

Sie umringte den Galeerensklaven, und nach fünf Minuten hatte Herr Bagnères de Toulon vor den Augen des durch einen solchen Triumph völlig verdummtten Agenten tausend Dienstanerhieten und tausend Freundschaftsbetheuerungen empfangen.

Gibassier scheute ihn mit der Miene eines Mannes an, welcher fragt: »Nun, habe ich Sie belogen?«

Der Agent neigte dass Haupt.

»Sagen Sie nun,« sprach Gibassier zu ihm, »gestehen Sie offenherzig, daß Sie nur ein Esel sind?«

»Ich gestehe es offenherzig,« antwortete der Polizeimann, der wohl noch etwas ganz Anderes gestanden haben würde, hätte ihn Gibassier darum gebeten.

»Nun wohl,« sagte Gibassier, »sobald Sie dies gestehen, ist die Ehre befriedigt, und ich verspreche Ihnen, mild gegen Sie bei der Rückkehr von Herrn Jackal zu sein.«

»Bei der Rückkehr von Herrn Jackal?« fragte der Agent.

»Ja, bei der Rückkehr von Herrn Jackal werde ich mich damit begnügen, daß ich ihm Ihren Mißgriff als ein Uebermaß von Eifer vorstelle. Sie sehen, daß ich ein guter Teufel bin.«

»Herr Jackal ist schon zurückgekommen,« sagte der Agent, der, befürchtend, den guten Willen von Gibassier erkalten zu sehen, sich beeiferte, ihn unverzüglich zu benützen.

»Wie! Herr Jackal ist zurückgekommen?« rief Gibassier.

»Ja, allerdings.«

»Und seit wann?«

»Seit diesem Morgen um sechs Uhr-«

»Und Sie sagten mir das nicht!« rief Gibassier mit donnernder Stimme.

»Sie haben es mich nicht gefragt, Excellenz,« antwortete demüthig der Agent.

»Sie haben Recht, mein Freund,« erwiderte Gibassier sich besänftigend.

»*Mein Freund!*« murmelte der Agent; »Du hast mich Deinen Freund genannt, o großer Mann! befehl, was ich für Dich thun kann!«

»Zu Herrn Jackal wollen wir gehen, alle Teufel! und zwar ohne eine Minute zu Verlieren.«

»Gehen wir,« sagte der Agent, indem er Schritte von einem Metre machte, während die Normaltrennung seiner Beine nur zwei und ein halber Fuß war.

Gibassier grüßte die Versammlung zum letzten Male mit der Hand winkend, durchschritt den Hof, vertiefte sich ein paar Schritte unter dem Gewölbe, das dem Thore gegenüber liegt, wühlte links dieselbe kleine Treppe, die wir Salvator haben wählen sehen, stieg zwei Stockwerke hinauf, eilte durch einen düstern Corridor rechts und kam vor die Thüre des Cabinets von Herrn Jackal.

Der Aufwärter vom Dienste, der nicht Gibassier, sondern den Agenten erkannte, öffnete sogleich die Thüre von Herrn Jackal.

»Nun, was machen Sie, Dummkopf?« fragte Herr Jackal. »Habe ich Ihnen nicht gesagt, ich sei nur für Gibassier zu Hause?«

»Hier bin ich, lieber Herr Jackal!« rief Gibassier.

Sodann sich gegen den Agenten umwendend:

»Sie hören, er war nur für mich zu Hause?«

Der Agent hielt sich mit beiden Händen an, um nicht auf die Kniee zu fallen.

»Auf,« sagte Gibassier, »folgen Sie mir; ich habe Ihnen versprochen mild zu sein, und ich werde mein Versprechen halten.«

Und er trat bei Herrn Jackal ein.

»Wie, Sie sind es, Gibassier?« sagte der Chef: »ich hatte Ihren Namen aufs Gerathewohl genannt . . .«

»Und ich bin äußerst stolz auf diese Erinnerung, mein Herr,« erwiderte Gibassier.

»Sie haben also Ihren Mann verlassen?« fragte Herr Jackal.

»Ach! Herr,« antwortete Gibassier, »er hat mich verlassen.«

Herr Jackal faltete ernst die Stirne. Gibassier gab dem Agenten einen Stoß mit dem Ellenbogen, als als wollte er ihm sagen: »Sie sehen, daß Sie mich in eine abscheuliche Patsche gebracht haben.«

»Herr,« sagte Gibassier auf den Schuldigen deutend, »befragen Sie diesen Mann; ich will seine Lage nicht erschweren; er wird Ihnen Alles sagen.«

Herr Jackal hob seine Brille bis oben auf seine Stirne empor, um denjenigen zu erkennen, mit welchem er es zu thun hatte.

»Ah! Du bist es, Fourrichon,« rief er; »nähere Dich und sage, in wie fern Du Ursache bist, daß meine Befehle nicht vollzogen worden sind.«

Fourrichon sah, daß es nicht möglich war, Umschweife zu machen. Er faßte seinen Entschluß, und wie ein Zeuge vor vor einem Gerichte, sagte er die Wahrheit, die volle Wahrheit, nichts als die Wahrheit.

»Sie sind ein Esel,« rief Herr Jackal dem Agenten zu.

»Seine Excellenz der Herr Graf Bagnères de Toulon hat mir schon die Ehre erwiesen, dies zu sagen,« erwiderte der Polizeimann mit tiefer Zerknirschung.

Herr Jackal schien zu suchen, wer die illustre Person sein könnte, welche ihm über Fourrichon eine so sehr mit der seinigen übereinstimmende Meinung aussprechend zugekommen war.

»Das bin ich,« sagte Gibassier, sich verbeugend.

»Ah! sehr gut, sehr gut,« rief Herr Jackal, »Sie haben sich zum Agentilhom [Agent-ilhomme im Französischen.] gemacht?«

»Ja, Herr,« erwiderte Gibassier: »doch, ich muß Ihnen sagen, daß ich diesem Unglücklichen, kraft seiner tiefen Reue, Ihre ganze Nachsicht für ihn anzurufen versprochen habe. Er hat, bei meinem Worte! aus zu viel Eifer gesündigt.«

»Auf die Bitte unseres Freundes Gibassier,« sprach mit Majestät Herr Jackal, »bewilligen wir Euch volle Vergebung Eurer Sünde. Geht im Frieden und sündigt fortan nicht mehr.

Sodann, während er mit der Hand den unglücklichen Agenten entließ, der rückwärts wegging, sagte Herr Jackal:

»Mein lieber Gibassier, wollen Sie mir die Ehre erweisen, die Hälfte meines Frühstücks anzunehmen?«

»Mit wahrer Freude, Herr Jackal,« antwortete Gibassier.

»Sehen wir also ins Speisezimmer,« sprach Herr Jackal, indem er ihm den Weg zeigte.

Gibassier folgte Herrn Jackal.

V.

Das zweite Gesicht.

Herr Jackal bezeichnete Gibassier mit der Hand einen Stuhl.

Dieser Stuhl stand ihm gegenüber, auf der andern Seite des Tisches.

Während er ihm den Stuhl bezeichnete, winkte er ihm, sich zu setzen; Gibassier aber, dem daran lag, Herrn Jackal zu zeigen, die Gesetze der Höflichkeit seien ihm nicht fremd, sagte:

»Erlauben Sie mir vor Allem, lieber Herr Jackal, Ihnen zu Ihrer Rückkehr nach Paris Glück zu wünschen.«

»Empfangen Sie von meiner Seite dieselben Glückwünsche zu demselben Gegenstande,« antwortete artiger Weise Herr Jackal.

»Gern will ich glauben, daß Ihre Reise glücklich abgelaufen ist.«

»Aeußerst glücklich, lieber Herr Gibassier; doch ich bitte, lassen wir die Complimente ruhen: machen Sie es wie ich, setzen Sie sich.«

Gibassier setzte sich.

»Nehmen Sie eine Cotelette.«

Gibassier stach in eine Cotelette.

»Reichen Sie Ihr Glas.«

Gibassier reichte sein Glas.

»So,« sagte Herr Jackal, »nun essen Sie, trinken Sie und hören Sie.«

»Ich bin ganz Ohr,« erwiderte Gibassier, indeß er mit kräftigen Zähnen in seine Cotelette biß.

»Sie haben also,« fuhr Herr Jackal fort, »Sie haben durch die Eselei dieses Agenten Ihren Mann aus dem Blicke verloren, lieber Herr Gibassier?«

»Ach!« antwortete Gibassier, indem er den entblößten Knochen seiner Cotelette auf einen Teller legte, »Sie sehen mich hierüber in Verzweiflung! . . . Mit einer Mission von dieser Wichtigkeit betraut sein, sie zu seinem Ruhme, — man darf das Wort wohl sagen, — vollführen und im Hafen scheitern!«

»Das ist Unglück.«

»Lebte ich hundert Jahre, ich würde es mir nicht verzeihen.« sagte Gibassier.

Und er machte eine Geberde der Verzweiflung.

»Nun wohl,« sprach Herr Jackal nachdem er ein Glas Bordeaux geschlürft und seine Zunge hatte schnalzen lassen, »ich werde nachsichtiger sein, ich werde Ihnen verzeihen.«

»Nein, nein, Herr Jackal, nein, ich nehme Ihre Verzeihung nicht an,« rief Gibassier; »ich habe mich benommen wie eine Auster; kurz gesagt, ich bin noch dümmer gewesen als der Agent.«

»Was wollten Sie gegen ihn thun, mein lieber, Herr Gibassier! Mir scheint, es gibt ein auf diesen Gegenstand passendes Sprichwort: »»Gegen die Gewalt . . .««

»Ich mußte ihn mit einem Faustschlage zurichten und Herrn Sarranti nachlaufen.«

»Sie hätten nicht zwei Schritte gemacht, ohne von den Agenten von der Wache verhaftet zu werden.«

»Ho!« machte Gibassier, drohend wie Ajax den Göttern mit der Faust.

»Ich wiederhole aber« daß ich Ihnen verzeihe!« sagte Herr Jackal.

»Verzeihen Sie mir,« sprach Gibassier, auf die ausdrucksvolle Pantomime, der er sich überließ, verzichtend, »so haben Sie ein Mittel, *unsern* Mann wiederzufinden Sie werden mir erlauben, unser Mann zu sagen, nicht wahr?«

»Ah! nicht schlecht!« erwiderte Herr Jackal entzückt über diese Probe von Verstand, die ihm Gibassier dadurch gegeben, daß er errathen hatte, wenn er nicht unruhig sei, so habe er keinen Grund, es zu sein. »Nicht schlecht! und ich ermächtige Sie, mein lieber Gibassier, und wäre es nur, um Sie zu belohnen, Herrn Sarranti *unsern* Mann zu nennen; denn er gehört am Ende eben so sehr Ihnen, der Sie ihn verloren, nachdem Sie ihn entdeckt hatten, als mir, der ich ihn wiedergefunden, nachdem Sie ihn verloren hatten.«

»Das ist nicht möglich,« sagte Gibassier erstaunt.

»Was ist nicht möglichst«

»Daß Sie ihn wiedergefunden haben.«

»Es ist dennoch so.«

»Wie kann das sein? es ist kaum eine Viertelstunde, daß ich ihn verloren habe.«

»Und es sind kaum fünf Minuten, daß ich ihn wiedergefunden habe.«

»So halten Sie ihn also in Ihren Händen?«

»Oh! nein; Sie wissen, daß wir auf eine ganz besondere Art mit ihm verfahren müssen. Ich

werde ihn haben, oder Sie werden ihn vielmehr haben . . . Nur verlieren Sie ihn nicht, denn ich könnte ihn schicklicher Weise nicht anschlagen lassen.«

Es war auch die Hoffnung von Gibassier, ihn wiederzufinden. Es war am Tage vorher in der Rue des Postes zwischen den vier Verschwornen und Herrn Sarranti Rendez-vous in der Himmelfahrts-Kirche verabredet worden; Herr Sarranti konnte aber einen Zweifel fassen und sich nicht in diese Kirche begeben. Ueberdies wollte Gibassier nicht das Ansehen haben, er besitze zum Voraus dieses Merkzeichen.

Er war also entschlossen, auf Rechnung seines Genies das Wiederentdecken von Herrn Sarranti zu setzen.

»Und wie werde ich ihn wiederfinden?« fragte Gibassier.

Indem Sie seine Spur verfolgen.«

»Ich habe sie aber verloren . . .«

»Gibassier« es gibt keine verlorene Spur bei einem Jäger wie ich und einem Leithunde wie Sie.«

»Dann,« sprach Gibassier, überzeugt, Herr Jackal prahle und wolle ihn auf das Aeüßerste treiben, »dann ist kein Augenblick zu verlieren.«

Und er stand auf, als wollte er Herrn Sarranti nachlaufen.

»Im Namen Seiner Majestät, der Sie die Krone zu retten die Ehre haben, danke ich Ihnen für, diesen edlen Eifer, lieber Herr Gibassier,« sagte Herr Jackal.

»Ich bin der demüthigste« aber der ergebenste Unterthan Seiner Majestät,« erwiderte Gibassier, indem er sich mit Bescheidenheit verbeugte.

»Gut!« sprach Herr Jackal; »und seien Sie überzeugt, daß Ihre Ergebenheit belohnt werden wird. Die Könige sind es nicht, die man des Undanks beschuldigen kann.«

»Nein, es sind die Völker,« erwiderte Gibassier, philosophisch die Augen zum Himmel aufschlagend.

»Ah! . . .«

»Bravo!«

»In jedem Falle, lieber Herr Jackal, abgesehen vom Undanke der Könige und von der Dankbarkeit der Völker, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich ganz zu Ihrer Verfügung bin.«

»Sie werden mir wohl die Freundschaft erweisen, einen Flügel von diesem Huhne zu essen.«

»Wenn er uns aber entkommt, während wir von diesem Flügel essen werden?«

»Er entkommt uns nicht; er wartet auf uns.«

»Wo dies ?«

»In der Kirche.«

Gibassier schaute Herrn Jackal mit wachsendem Erstaunen an. Wie war Herr Jackal über diesen Punkt beinahe so gut unterrichtet als er?

Gleichviel, er beschloß zu sehen, wie weit das Wissen vom Herrn Jackal gehe.

»In der Kirche!« rief er. »Ich hätte es vermuthen müssen.«

»Und warum dies?« fragte Herr Jackal

»Weil ein Mann« der mit dieser Blitzesschnelligkeit auf den Landstraßen fährt, keine andere Entschuldigung hat, als er eile zu seinem Seelenheile.«

»Immer besser, lieber Herr Gibassier,« sagte der Polizeichef. »Ich sehe, Sie sind ein wenig Beobachter, und ich wünsche Ihnen Glück hierzu, weil es fortan Ihr Geschäft sein wird, zu beobachten. Ich wiederhole Ihnen also, in der Kirche werden Sie Ihren Mann finden.«

Gibassier wollte sehen, ob Herr Jackal bis ans Ende unterrichtet sei.

»In welcher Kirche?« fragte er in der Hoffnung, eine schwache Seite bei ihm zu finden.

»In der Himmelfahrts-Kirche,« antwortete einfach Herr Jackal.

Gibassier ging von einem Erstaunen zum andern über.

»Sie kennen wohl die Himmelfahrts-Kirche?« sagte Herr Jackal, als er sah, daß Gibassier nicht antwortete.«

»Bei Gott!« erwiderte Gibassier.

»Doch vom Hörensagen, ohne Zweifel, denn ich glaube nicht, daß Sie ein Mann von sehr inbrünstiger Frömmigkeit sind.«

»Ich habe meinen Glauben wie Jedermann.« antwortete Gibassier, indem er seine Augen gottselig zum Himmel aufschlug.

»Es wäre mir nicht unangenehm, hierüber erbaut zu werden,« sagte Herr Jackal« während er Gibassier den Kaffee einschenkte, »und hätten wir einige Augenblicke mehr, so würde ich Sie gern bitten, mir Ihr theologisches System auseinanderzusetzen. Wir haben, wie Sie wissen, große Theologen in der Rue de Jerusalem. Die Gewohnheit des Klosterlebens mußte Sie zur Meditation führen. Es wäre mir also, fehlte es uns nicht an Zeit, ein wahres Vergnügen, Sie eine These über

diesen Gegenstand behaupten zu sehen. Leider rückt die Stunde vor, und wir haben wahrhaftig heute keine Muße. Doch Sie geben mir Ihr Wort, daß die Partie nur aufgeschoben ist.«

Gibassier hörte mit den Augen blinzelnd und schlürfte dabei seinen Kaffee.

»Sie werden also Ihren Mann in der Himmelfahrts-Kirche treffen,« fuhr Herr Jackal fort.

»In der Frühmette, in der Complete oder in der Vesper?« fragte Gibassier, »mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke von Bosheit und Naivetät.

»Zur Stunde der großen Messe.«

»Gegen halb zwölf Uhr also?«

»Seien Sie um halb zwölf Uhr dort, wenn Sie wollen; doch unser Mann wird kaum vor Mittag kommen.«

Das war in der That die verabredete Stunde.

»Es ist elf Uhr!« rief Gibassier auf die Pendeluhr schauend.

»Warten Sie doch, Sie Ungeduldiger! Sie werden sich wohl Zeit lassen, Ihr Gloria zu sprechen!«

Und er goß ein Gläschen Liqueur in die Tasse von Gibassier.

»Gloria in excelsis!« sprach Gibassier, indem er die Tasse mit beiden Händen aufhob, wie wenn er ein Rauchfaß aufgehoben hätte.

Herr Jackal neigte das Haupt wie ein Mann, der überzeugt ist, er verdiene diese Ehre.

»Lassen Sie mich Ihnen nun Eins sagen,« sprach Gibassier, »was nichts Ihrem Verdienste benimmt, vor dem ich mich verbeuge und dem ich volle Ehre widerfahren lasse.«

»Nun?«

»Ich wußte Alles dies wie Sie.«

»Ah! wahrhaftig!«

»Ja, und ich habe es auf folgende Art erfahren.«

Alsdann erzählte Gibassier Herrn Jackal die ganze Geschichte der Rue des Postes, wie er sich für einen Assiliirten ausgegeben, wie er in das Haus eingetreten, wie verabredet worden sei, daß man sich am Mittag in der Himmelfahrts-Kirche einfinden sollte. Herr Jackal hörte mit einer Aufmerksamkeit, welche eine stumme Huldigung für den Scharfsinn von Gibassier war.

»Sie glauben also,« sagte er, als Gibassier geendigt hatte, »Sie glauben, es werden viele

Menschen bei dieser Beerdigung sein?«

»Wenigstens hunderttausend Personen.«

»Und in der Kirche ?«

»Alles, was sie fassen kann: wenigstens zwei- bis dreitausend Individuen.«

»Es wird nicht leicht sein, Ihren Mann unter einer solchen Menge zu finden, mein lieber Gibassier.«

»Gut! das Evangelium sagt: »»Suche, und Du wirst finden.««

»Nein, ich will Ihnen die Mühe ersparen, zu suchen.«

»Sie?«

»Ja, auf den Schlag zwölf Uhr werden Sie ihn an den dritten Pfeiler, links vom Eingange in die Kirche, angelehnt und mit einem Dominicanermönche sprechend finden.

Die Gabe des doppelten Gesichtes war diesmal Herrn Jackal so reichlich gewährt, daß Gibassier sich verneigte, ohne etwas zu sagen, und gebeugt unter einer solchen Ueberlegenheit seinen Hut nahm und abging.



VI.

Zwei Landstraßen-Cavaliere.

Gibassier eilte aus dem Hotel der Rue de Jerusalem gerade in dem Augenblicke weg, wo, nachdem er das Portrait des heiligen Hyacinth bei Carmelite abgegeben hatte, Dominique mit großen Schritten die Rue de Tournon hinabging.

Der Hof der Präfectur war leer; eine Gruppe von drei Männern stationirte allein hier.

Bon dieser Gruppe trennte sich ein Mensch, und Gibassier erkannte in diesem magern Männchen mit dem olivenfarbigen Teint, mit den glänzend schwarzen Augen, mit den schimmernden Zähnen, der sich ihm näherte, Gibassier erkannte, sagen wir, seinen Collegen Carmagnole, den Vertrauten von Herrn Jackal, denselben, der ihm nach Kehl die Befehle des gemeinschaftlichen Herrn überbracht hatte.

Gibassier wartete mit einem Lächeln auf den Lippen.

Die zwei Männer grüßten sich.

»Sie gehen in die Himmelfahrts-Kirche?« fragte Carmagnole.

»Haben wir nicht den sterblichen Ueberresten eines großen Philanthropen die letzte Ehre zu erweisen?« erwiderte Gibassier.

»Ganz richtig, und ich Innerte auf Sie bei Ihrem Abgange von Herrn Jackal, um einen Augenblick von unserer doppelten Sendung mit Ihnen zu reden.«

»Mit großem Vergnügen. Plaudern wir gehend oder gehen wir plaudernd. Die Zeit wird uns nicht lang scheinen, mir besonders.«

Carmagnole verbeugte sich.

»Sie wissen, was wir dort thun sollen ?«

»Ich, ich gehe dahin, um nicht aus dem Gesichte einen Mann zu verlieren, welchen ich an den dritten Pfeiler linke angelehnt und mir einem Mönche sprechend finden werde,« sagte Gibassier, der sich nicht von seinem Erstaunen über die Genauigkeit, mit der Herr Jackal unterrichtet war, erholen konnte.

»Und ich, ich gehe dahin, um diesen Mann zu verhaften.«

»Wie, um ihn zu verhaften?«

»Ja, in einem gegebenen Augenblicke: dies Ihnen zu sagen hin ich beauftragt.«

»Sie sind beauftragt, Herrn Sarranti zu verhaften?«

»Nein, Herrn Dubreuil; das ist der Name seiner Wahl, — er wird sich nicht zu beklagen haben.«

»Dann werden Sie ihn als Verschwörer Verhaften?«

»Nein, als Aufruhrstifter.«

»Wir werden also einen ernsten Aufruhr haben?«

»Ernst, nein; doch wir werden einen haben.«

»Finden Sie es nicht unklug, mein lieber College,« sagte Gibassier, indem er stehen blieb, nun seinen Worten mehr Gewicht zu geben, »finden Sie es nicht unklug, einen Ausstand an einem Tage wie dieser zu risquieren, wo ganz Paris auf den Beinen ist?«

»Ja, allerdings, doch Sie kennen das Sprichwort: »»Wer nichts wagt, gewinnt nichts.««

»Gewiß; diesmal spielen wir aber um Alles gegen Alles.«

»Nur spielen wir mit falschen Würfeln.«

Diese Bemerkung beruhigte Gibassier ein wenig.

Und dennoch blieb sein Gesicht unruhig oder vielmehr nachwirkend.

Waren es die, Leiden, welche Gibassier in der Tiefe des Puits-qui-parle ausgestanden hatte, und die sich, nur Tage vorher durch die Erinnerung wiederlebt, so übersetzten? hatten die Strapazen einer hastigen Reise und einer raschen Rückkehr aus seine Stirne das trügerische Siegel des Spleen gedrückt? Immerhin ist gewiß, daß der Graf Bagnères de Toulon in diesem Augenblicke einer großen Sorge oder einer lebhaften Unruhe preisgegeben schien.

Carmagnole bemerkte dies und konnte sich nicht enthalten, ihn nach der Ursache in dem Augenblicke zu fragen, wo er sich mit ihm um die Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois wandte.

»Sie sehen sorgenvoll aus,« sagte er zu ihm.

Gibassier erwachte aus seiner Träumerei und schüttelte den Kopf.

»Wie?« sagte er.

Carmagnole wiederholte die Frage.

»Ja, es ist wahr,« erwiderte Gibassier; »Eines setzt mich in Erstaunen, mein Freund.«

»Teufels das ist eine große Ehre für dieses Eine.«

»Beschäftigt mich also.«

»Sprechen Sie! und kann ich Sie von dieser Sorge befreien, so werde ich mich als den glücklichsten Menschen betrachten.«

»Hören Sie. Herr Jackal hat mir gesagt, ich werde unsern Mann auf den Schlag zwölf Uhr in der Himmelfahrts-Kirche um dritten Pfeiler links dem Eingange finden.«

»Am dritten Pfeiler, ja.«

»Und mit einem Mönche sprechend.«

»Mit seinem Sohne, dem Abbé Dominique.«

Gibassier schaute Carmagnole mit derselben Miene an, mit der er Herrn Jackal angeschaut hatte.

»Nun,« sagte er, »ich hielt mich für stark; es scheint, ich täuschte mich.«

»Warum diese Demuth?« fragte Carmagnole.

Gibassier blieb einen Augenblick stumm; er machte offenbar unerhörte Anstrengungen, um mit den Augen des Luchses die Finsterniß, die ihn verblendete, zu durchdringen.

»Nun wohl,« sagte er, »es ist hierin eine äußerst falsche Kunde.«

»Warum dies?«

»Oder, wenn sie wahr ist, so erfüllt sie mich zugleich mit Erstaunen und mit Bewunderung.«

»Für wen?«

»Für Herrn Jackal.«

Carmagnole nahm seinen Hut ab, wie es der Chef einer Seiltänzerbande thut, wenn man dem Maire und den bestehenden Behörden spricht.

»Und was für eine Kunde ist das?« fragte er.

»Das ist die vom Pfeiler und vom Mönche. Daß Herr Jackal die Vergangenheit weiß, daß Herr Jackal sogar die Gegenwart weiß, ich gebe es zu . . .«

Carmagnole folgte jedem Satze von Gibassier mit einer bejahenden Kopfbewegung.

»Daß er aber auch die Zukunft weiß, das übersteigt meine Fassungskraft, Carmagnole.«

Carmagnole lachte seine weißen Zähne zeigend.

»Und wie erklären Sie sich, daß er die Vergangenheit und die Gegenwart weiß?« fragte Carmagnole

»Daß Herr Jackal errathen hat, Herr Sarranti werde in die Kirche gehen, nichts kann einfacher sein: in dem Augenblicke, wo man den Umsturz einer Regierung versuchend sein Leben wagt, ist es ganz natürlich, daß man die Hilfe der Religion und den Beistand der Heiligen anfleht. Daß er errathen hat, Herr Sarranti werde die Himmelfahrts-Kirche wählen, nichts kann einfacher sein, da diese Basilika dazu bestimmt ist, heute als Herd der Empörung zu dienen.«

Carmagnole billigte fortwährend durch Kopfbewegungen.

»Daß er errathen hat, Herr Sarranti werde dort eher um Mittag als um elf Uhr, um halb zwölf Uhr, um drei Viertel aus zwölf Uhr sein, nichts ist leichter: ein Verschwörer, der einen Theil der Nacht in der Ausübung seines Handwerks zugebracht hat, würde, ist er nicht ein ultrarobuster Bursche, nicht in der ersten Frühmesse absichtlich schnattern gehen. Daß er entdeckt hat, er werde sich an einen Pfeiler anlehnen, darin finde ich auch nichts Wunderbares; nach drei bis vier Tagen und eben so vielen Nächten auf der Reise ist es nicht erstaunlich, daß er sich, eine gewisse Müdigkeit fühlend, um auszuruhen, an einen Pfeiler anlehnt. Daß er endlich durch eine logische Deduktion errathen hat, ich werde meinen Mann eher links, als rechts finden, das begreife ich auch, da die linke Seite natürlich von einem Chef der Opposition gewählt werden muß. Alles dies ist geschickt, außerordentlich, aber durchaus nicht wunderbar, da es mir gelingt, mir darüber Aufschluß zu geben. Was mich aber wundert, was mich in Erstaunen setzt, was mich verduzt, was mich in eine unbegreifliche Verwirrung versenkt . . .«

Gibassier hielt inne, als wollte er durch einen doppelten Verstandesaufwand dazu gelangen, das Räthsel zu errathen.

»Nun, das ist?« fragte Carmagnole.

»Wie Herr Jackal die Nummer des Pfeilers, an den er sich anlehnen würde, die Stunde, zu der er sich daran anlehnen würde, und den Umstand hat errathen können, es werde ein Mönch kommen und mit ihm sprechen, indeß er daran angelehnt wäre.«

»Wie!« sagte Carmagnole, »dies ist es, was Sie in Verlegenheit setzt und Ihre Stirne mit einer Wolke bedeckt, Herr Graf?«

»Nichts Anderes, Carmagnole,« antwortete Gibassier.

»Nun, das ist so einfach, als alles Uebrige.«

»Bah!«

»Es ist sogar noch einfacher.«

»Wirklich?«

»Bei meiner Ehre!«

»Wollen Sie mir die Freundschaft erweisen, mir dieses Geheimniß zu enthüllen?«

»Mit dem größten Vergnügen.«

»Ich höre.«

»Kennen Sie die Barbette?«

»Ich kenne eine Straße dieses Namens, welche bei der des Trois-Pavillons anfängt und bei der Vielle-Rue-du-Temple endigt.«

»Das ist es nicht.«

»Ich kenne die Porte Barbette, welche einen Theil der Ringmauer von Philipp-August bildete und ihren Namen Etienne Barbetea Straßenaufseher von Paris, Münzmeister und Handlungsvorstand, verdankte.«

»Das ist es auch nicht.«

»Ich kenne das Hotel Barbette, wo Isabelle von Baiern den Dauphin Karl VII. gebar. Der Herzog von Orleans kam aus diesem Hotel, als er am 23. November 1407. in einer sehr regnerischen Nacht ermordet wurde.«

»Genug!« rief Carmagnole, der erstickte wie ein Mensch, den man eine Säbelklinge verschlingen läßt, »genug! einige Worte mehr, Gibassier, und ich verlange für Sie einen Lehrstuhl der Geschichte.«

»Das ist wahr,« erwiderte Gibassier, »immer war es die Gelehrsamkeit, was mich zu Grunde gerichtet hat; doch von welcher Barbette sprechen Sie? von der Straße, vom Thore oder vom Hotel?«

»Weder von der einen, noch vom andern, illustrer Baccalaureus,« sagte Carmagnole, indem er Gibassier mit Bewunderung anschaute und seine Börse von seiner rechten Tasche in seine linke übergehen ließ, das heißt, die ganze Dicke seines Leibes zwischen sie und seinem Gefährten setzte, denn vielleicht mit Recht glaubte er, er habe Alles zu erwarten von Seiten eines Menschen, der zugestand, er wisse so viele Dinge, und ohne Zweifel noch mehr wußte, als er zugestand.

»Nein,« fuhr Carmagnole fort, »meine Barbette ist eine Stühlevermieterin in der Saint-Jacques-Kirche und wohnt in der Impasse des Vignes.«

»Ah! was ist eine Stühlevermieterin von der Impasse des Vignes,« sagte Gibassier verächtlich, »und was für eine armselige Gesellschaft besuchen Sie, Carmagnole?«

»Man muß ein wenig von Allem sehen, Herr Graf.«

»Nun?«

»Ich sage also, die Barbette vermiethe Stühle, und zwar Stühle, auf welche mein Freund Longue-Avoine . . . Sie kennen Longue-Avoine?«

»Vom Gesichte.«

»Stühle, auf welche sich zu setzen mein Freund Longue-Avoine nicht verachtet.«

»Und welche Beziehung hat diese Frau, die Stühle vermietet, auf die sich zu setzen Ihr Freund Longue-Avoine nicht verachtet, zu dem Geheimnisse, das ich zu ergründen wünschte?«

»Eine unmittelbare Beziehung.«

»Lassen Sie hören,« sagte Gibassier, während er mit den Augen blinzelnd stehen blieb und seine Daumen auf seinem Bauche sich drehen ließ, das heißt, alle Mittel der Stimme und der Geberde anwandte, um zu sagen: »Ich verstehe nicht!«

Carmagnole hielt lächelnd und sich an seinem Triumphe weidend auch an.

Es schlug drei Viertel auf zwölf Uhr in der Himmelfahrts-Kirche.

Die zwei Männer schienen jeden fremden Gedanken zu verjagen, um die Stunde schlagen zu hören.

»Drei Viertel auf zwölf Uhr,« sagten sie. »Gut! wir haben Zeit.«

Dieser Ausruf bewies, mit welcher Aufmerksamkeit Jeder die Conversation verfolgte, in die er mit seinem Gefährten vertieft war.

Da sich aber die Aufmerksamkeit noch lebhafter bei Gibassier, als bei Carmagnole erregt fand, insofern Gibassier es war, der fragte, und Carmagnole, der antwortete, so sagte Gibassier:

»Ich höre.«

»Sie wissen vielleicht nicht, mein lieber College, da Sie nicht dieselben Neigungen wie ich für unsere heilige Religion haben, Sie wissen nicht, daß die Stühlevermieterinnen sich kennen wie die fünf Finger der Hand.«

»Ich gestehe, daß ich das durchaus nicht wußte,« erwiderte Gibassier mit jener erhabenen Offenherzigkeit der starken Männer.

»Nun wohl,« sagte Carmagnole, ganz stolz, einen so gelehrten Mann etwas gelehrt zu haben, »diese Stühlevermieterin der Saint-Jacques-Kirche . . .«

»Die Barbette?« unterbrach Gibassier, nur zu beweisen, daß er nicht ein Wort dem Gespräche verlor.

»Die Barbette, ja, steht in einer engen Freundschaftsverbindung mit der Stühlevermieterin

von Saint-Sulpice, welche Stühlevermieterin in der Rue du Pot-dr-Fer wohnt.«

»Ah!« rief Gibassier durch einen Schein geblendet.

»Sie fangen an dabei zu sein, nicht wahr ?«

»Das heißt, ich erschaue undeutlich, ich wittere, ich errathe.«

»Nun wohl, unsere Stühlevermieterin von Saint-Sulpice ist, wie ich Ihnen vorhin sagte, Concierge des Hauses, bis zu dessen Thüre Sie gestern Abend Herrn Sarranti gefolgt sind, und in welchem sein Sohn, der Abbé Dominique, wohnt.«

»Immer zu,« sprach Gibassier, der um keinen Preis der Welt den Faden, den er so eben erwischt hatte, verlieren wollte.

»Nun wohl, der erste Gedanke, der Herrn Jackal kam, als er diesen Morgen den Brief empfing, in welchem Sie ihm Ihre Reisebeschreibung von gestern gaben, war, da er sah, Sie haben Herrn Sarranti bis zur Thüre eines Hauses der Rue du Pot-de-Fer verfolgt, mich holen zu lassen, um mich zu fragen, ob ich nicht Jemand in diesem Hause kenne. Sie begreifen, lieber Gibassier, meine Freude war groß, als ich erkannte, es sei dasjenige, dessen Bewachung der Thürschnur der Freundin der Freundin meines Freundes anvertraut sei. Ich nahm mir nur die Zeit, ein bejahendes Zeichen zu machen, und lief zu Barbette. Ich wußte, ich werde Longue-Avoine bei ihr finden: das ist die Stunde, wo er seinen Kaffee zu sich nimmt. Ich lief also nach der Impasse des Vignee; Longue-Avoine war dort. Ich sagte ihm zwei Worte in's Ohr; er sagte vier ins Ohr von Barbette, und diese ging auf der Stelle ab, um einen kleinen Besuch ihrer Freundin, der Stühlevermieterin von Saints-Sulpice, zu machen.«

»Ah! Nicht schlecht, nicht schlecht,« sprach Gibassier, der die ersten Sylben der Charade zu errathen anfang. »Fahren Sie fort, ich verliere kein Wort.«

»Diesen Morgen gegen halb neun Uhr begab sich also die Barbette in die Rue du Pot-de-Fer. Ich sagte Ihnen, glaube ich, mit vier Worten habe sie Longue-Avoine über die Sache unterrichtet. Das Erste, was sie nun in der Ecke von einer der Fenster-scheiben erblickte, war ein Brief an Herrn Dominique Sarranti adressirt.

»Sprich !« sagte die Barbette zu ihrer Freundin, »»Dein Mönch ist also noch nicht zurückgekehrt?««

»»Nein,«« erwiderte die Andere, »»doch ich erwarte ihn jede Stunde.««

» »Es ist erstaunlich, daß er so lange ausbleibt.««

»»Weiß man je, was das macht, die Mönche? Doch warum sprichst Du von ihm?««

»»Weil ich dort ganz einfach einen Brief an seine Adresse sehe,«« antwortete die Barbette.

»»Ja, das ist ein Brief, den man gestern Abend für ihn gebracht hat.««

»»Es ist possirlich,«« sagte die Barbette, »»man sollte glauben, es sei eine Frauenhandschrift.««««

»»Bei meiner Treue, nein,«« entgegnete die Andere. »»Ah! ja wohl, Frauen . . . Seit den fünf Jahren, die der Abbé Dominique hier wohnt, habe ich nicht die Schnauze von einer einzigen gesehen.««

»»Ah! Sie mögen immerhin sagen . . .««

»»Nein, nein, da es ein Mann ist, der ihn hier geschrieben hat, und er hat mir sogar noch sehr bange gemacht.««

»»Oh ! sollte er Sie beleidigt haben, Gevatterinß««

»»Nein, Gott sei Dank, das kann ich nicht sagen. Aber sehen Sie, es scheint, ich dusselte ein wenig; ich öffnete die Augen, und plötzlich sah ich vor mir einen großen, ganz schwarzen Mann.««

»»War es zufällig der Teufel?««

»»Nein; denn nach seinem Abgange hätte ich den Schwefel gerochen . . . Da fragte er mich, ob der Abbé Dominique zurückgekommen sei. »Nein,« antwortete ich ihm, »noch nicht.«

»— Wohl, so sage ich Ihnen, daß er heute Abend oder morgen früh zurückkommen wird.« Das war gräßlich genug, wie mir scheint!««

»»Ja.««

»— Ah!« erwiderte ich, »— er wird heute Abend oder morgen früh zurückkommen? Nun wohl, das freut mich, so wahr ich Perine heiße.« »— Ist er Ihr Beichtvater?« fragte er mich lachend.

»— Mein Herr-Hi antwortete ich, »— erfahren Sie, daß ich nicht jungen Leuten von seinem Alter beichte.« »— Ah! . . . Nun, so thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie ihm . . . Doch nein, es ist besser . . . Haben Sie eine Feder, Papier und Tinte?«

»— Bei Gott! eine schöne Frage!« »—Ich will ihm schreiben; geben Sie mir, was ich hierzu brauche.«

Ich gab ihm seine Tinte, seine Feder und sein Papier, und er schrieb diesen Brief. »— Haben Sie nun Oblaten oder Siegellack?« fragte er. »— Oh! was das betrifft, nein,« antwortete ich ihm,« » das habe ich nicht.«

»»Sie hatten dass nicht?«« bemerkte die Barbette.

»»Doch! Warum soll ich aber Unbekannten ein Geschenk mit meinem Siegellack und mit meinen Oblaten machen?««

»»In der That, das wäre mit der Zeit ein Ruin.«

»»Ah! es ist nicht gerade wegen des Ruins; doch es hat das Ansehen, als mißtraute man den Leuten, wenn man von ihnen etwas zum Versiegeln der Briefe verlangt.«

»»Ja, und dann geniert das, will man den Brief lesen, wenn sie abgegangen sind; aber« fuhr die Barbette fort, indem sie einen Blick auf den Brief warf, »»wie kommt es, daß er gesiegelt ist?«

»»Oh! sprechen Sie mir nicht hiervon! er störte in seinem Portefeuille und suchte so lange, bis er eine alte Oblate fand.«

»»So daß Sie nicht wissen, was der Brief enthält?«

»»Bei meiner Treue, nein. Wozu sollte es mich auch nützen, zu wissen, daß Herr Dominique sein Sohn ist, daß er Herrn Dominique heute um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche an den dritten Pfeilen, links vom Eingange, angelehnt erwarten wird, und daß er unter dem Namen Dubreuil in Paris ist?«

»»Sie haben den Brief also doch gelesen?«

»»Oh! ich habe ihn ein wenig klaffen lassen: ich wurde neugierig, zu erfahren, warum er durchaus eine Oblate haben wollte.«

»Gerade in diesem Augenblicke hörte man die Glocke von Saint-Sulpice.

»»Ah!« rief bis Partièrre der Rue du Pot-de-Fer, »»und ich vergaß . . .«

»»Was denn?«

»»Daß um neun Uhr ein Begräbniß stattfinden. Gut! und mein Schlingel von einem Manne ist trinken gegangen! Immer dieselben Streiche, was! Er macht immer dieselben Streiche! Durch wen soll ich meine Thüre bewachen lassen? Durch meine Katze?«

»»Nun, bin ich denn nicht da?« fragte die Barbette.

»»Wahrhaftig?« sagte die Andere, »»Sie würden mir einen solchen Dienst thun?«

»»Oh! wie einfältig! muß man sich nicht auf dieser Welt einander beistehen?«

»Und auf diese Versicherung ging die Stühlevermieterin von Saint-Sulpice, um ihren Geschäften obzuliegen.«

»Ja, ich begreife,« sagte Gibassier, »und die Barbette, als sie allein war, ließ den Brief ebenfalls klaffen.«

»Ah! sie hielt ihn über den Dampf des Siedekessels, öffnete ihn und schrieb ihn ab, so daß wir

zehn Minuten nachher den ganzen Brief hatten.«

»Und der Brief sagte?««

»Was die Portiere von Nr. 28 schon gesagt hatte. Uebrigens ist hier der Text,« erwiderte Carmagnole.

Und er zog ein Papier aus seiner Tasche und las laut, während Gibassier leise las:

»Mein lieber Sohn, ich bin seit heute Abend unter dem Namen Dubreuil in Paris: mein erster Besuch hat Dir gegolten. Man sagt mir, Du seist nicht zurückgekehrt, man habe Dir aber meinen ersten Brief zugeschickt, und Du kannst folglich nicht säumen. Kommst Du heute Nacht oder morgen früh an, so findest Du mich um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche: ich werde an den dritten Pfeiler, vom Eingange links, angelehnt sein.«

»Ah!« sagte Gibassier, »sehr gut!«

Und da sie so von ihren Angelegenheiten und von denen Anderer plaudernd zur letzten Stufe der Vorhalle der Himmelfahrts-Kirche gelangt waren, so traten sie in die Kirche ein, als es eben Mittag schlug.

Am dritten Pfeiler links stand Herr Sarranti angelehnt, während bei ihm knieend Dominique, ohne von Jemand gesehen zu werden, ihm die Hand küßte.

Wir täuschen uns, er war von Gibassier und von Carmagnole gesehen worden.

VII.

Wie man einen Aufstand macht.

Ein Blick genügte den zwei Männern; sie drehten sich sogleich auf den Absätzen und wandten sich nach der entgegengesetzten Seite, das heißt gegen den Chor.

Als sie sich aber wieder umdrehten und zurückkamen, kniete Dominique immer noch auf derselben Stelle, doch Herr Sarranti war nicht mehr da.

Es hätte, wie man sieht, wenig gebraucht, daß die Unfehlbarkeit von Herrn Jackal von Gibassier in Zweifel gezogen werden konnte, nichtsdestoweniger war seine Bewunderung für den Polizeichef nur größer; die Scene, die er bezeichnet, das Gemälde, das er beschrieben, hatten nur die Dauer des Blitzes gehabt, doch Scene und Gemälde hatten existirt.

»Ei! Ei!« sagte Carmagnole« »ich sehe immer noch den Mönch, doch ich sehe unseren Mann nicht mehr.«

Gibassier erhob sich auf den Fußspitzen, schoß seinen geübten Blick in die Tiefen der Kirche, und lächelte.

»Ich sehe ihn,« legte er.

»Wo denn?«

»Zu unserer Rechten, in schräger Linie.«

»Ich folge.«

»Schauen Sie.«

»Ich schaue.«

»Was sehen Sie?«

»Einen Academisten, der schnupft.«

»Das ist, um sich wach zu erhalten; er glaubt, er sei in einer Sitzung . . . Und was sehen Sie hinter dem Akademiker?«

»Einen Schlingel, der eine Uhr stiehlt.«

»Das ist, um seinem alten Vater die Stunde zu sagen, Carmagnole . . . Und hinter dem Schlingel?«

««Einen jungen Mann« der ein Billet in das Gebetbuch eines Mädchens steckt.«

»Seien Sie überzeugt« daß dies kein Beerdigungsbillet ist. Und hinter diesem glücklichen Paare?«

»Einem guten Mann« der so traurig aussieht, als ob er begraben würde. Ich habe diesen Mann bei allen Beerdigungen gesehen.«

»Mein lieber Carmagnole, ohne Zweifel hat er im Grunde seines Herzens den melancholischen Gedanken, er werde der seinigen nicht beiwohnen. . . Nun sind Sie aber bald dabei, mein Busenfreund. Was sehen Sie hinter dem traurigen Greise?«

»Ah! es ist wahr, unsern Mann. Er spricht mit Herrn von Lafayette.«

»Wahrhaftig! das ist Herr von Lafayette?« sagte Gibassier mit jener Ehrfurcht, welche die gemeinsten und elendsten Leute für den edlen Greis hegten.

«Wie!« rief Carmagnole mit Erstaunen, »Sie kennen Herrn von Lafayette nicht?«

»Ich habe Paris am Abend vor dem Tage verlassen, wo ich ihm als peruvianischer Kazike, der herbei gekommen, um die französische Constitution zu studiren, vorgestellt werden sollte.«

In diesem Augenblicke, und als die zwei Gefährten, die Hände auf dem Rücken und mit sehr harmloser Miene, langsam gegen die Gruppe zuzogen, — welche in der That aus dem General Lafayette, Herrn von Marande, dem General Pajol Dupont (del'Eure), und Einigen von den Männern bestand, welche ihre Opposition der allgemeinen Popularität bemerkbar machte, — in diesem Augenblicke, sagen wir, waren sie von Salvator seinen Freunden bezeichnet worden.

Gibassier hatte nichts von dem verloren, was in der Gruppe der jungen Leute vorgegangen war. Gibassier schien mit einer besondern Fähigkeit in Betreff des dritten Sinnes begabt; ersah zugleich rechts und links wie die Schieler, und vorne und hinten wie die Kamäleone.

»Mein lieber Carmagnole,« sagte Gibassier, indem er ihm mit einem Augenwinke die Gruppe der fünf jungen Leute bezeichnete, »ich glaube, diese Herren erkennen uns: es wäre gut, wenn wir uns trennen würden, wohlverstanden auf einen Moment. Ueberdies würden wir unsern Mann nur um so besser belauern, und es gibt einen Ort, wo wir uns mit Sicherheit immer wiederfinden.«

»Sie haben Recht,« erwiderte Carmagnole, »man vermöchte nicht vorsichtig genug zu Werke zu gehen. Die Verschwörer sind schlauer, als man glaubt.«

»Sie sprechen da eine sehr gewagte Ansicht aus, Carmagnole; doch gleichviel, es ist nichts Schlimmes dabei, glauben zu lassen, was Sie sagen.«

»Sie wissen, daß wir nur Einen zu verhaften haben?«

»Allerdings; was würden wir mit dem Mönche thun? Er brächte uns die ganze Geistlichkeit auf den Nacken.«

»Und zu verhaften unter seinem Namen Dubreuil, wegen des in der Kirche verursachten Aergernisses.«

»Wegen keiner andern Sache.«

»Gut!« sagte Carmagnole« indem er sich gegen rechts wandte, während sich sein Gefährte gegen links wandte.

Dann stellte sich Jeder, eine krumme Linie beschreibend, Carmagnole auf die Rechte des Vaters und Gibassier auf die Linie des Sohnes.

Die Messe begann in diesem Augenblicke.

Sie wurde mit Salbung gelesen, mit Sammlung gehört.

Nach Beendigung der Messe traten die jungen Leute der Schule von Chalons, welche den Sarg bis in die Kirche getragen hatten, hinzu, um ihn wieder aufzunehmen und bis auf den Friedhof zu tragen.

Aber in dem Augenblicke, wo sie sich bückten, um ihre Anstrengungen zu vereinigen und die Last mit einer gleichzeitigen Bewegung aufzuheben, schien eine Person von hoher Gestalt, schwarz gekleidet, doch ohne Auszeichnung, aus der Erde hervorzukommen, und rief mit dem Tone eines Mannes, der das Recht hat, zu befehlen:

»Rühren Sie diesen Sarg nicht an, meine Herren!«

»Und warum nicht?« fragten erstaunt die jungen Leute. «

»Ich habe Ihnen keine Rechenschaft zu geben,« antwortete der schwarze Mann; »rühren Sie den Sarg nicht an.«

Hierauf wandte er sich an den Todtencommissär und fragte:

»Wo sind Ihre Träger,« mein Herr ?«

Der Todtencommissär trat vor und erwiderte:

»Ei! ich glaubte, diese Herren sollten den Leichnam tragen . . .«

»Ich kenne diese Herren nicht,« unterbrach heftig der schwarze Mann. »Ich frage Sie, wo Ihre Träger seien: lassen Sie dieselben auf der Stelle kommen.«

Man begreift, welchen Aufruhr in der Kirche dieser seltsame Zwischenfall hervorbrachte Ein ungeheures Getöse ähnlich dem, welches von den Wellen während der unheilswängern Minuten, die dem Sturme vorhergehen, aufsteigt, erhob sich auf allen Seiten; ein furchtbares Gebrülle drang aus der Brust der Menge hervor.

Der Unbekannte fühlte sich ohne Zweifel durch eine unwiderstehliche Macht unterstützt, denn er empfing diesen Lärmen mit einem Lächeln der Verachtung.

»Träger!« wiederholte er.

»Nein, nein, nein, keine Träger!« riefen die Zöglinge.

»Keine Träger!« wiederholte die Menge.

»Mit welchem Rechte,« fuhren die Zöglinge fort, »mit welchem Rechte wollen Sie uns verhindern, die sterblichen Ueberreste unseres Wohlthäters zu tragen, während wir von der Familie die Erlaubnis erhalten haben?«

»Das ist falsch,« erwiderte der Unbekannte, »die Familie widersetzt sich im Gegentheile förmlich, daß der Körper anders als auf die gewöhnliche Art getragen werde.«

»Ist das wahr, meine Herren?« fragten die jungen Leute, sich an die Grafen Gaëtan und Alexandre de la Rochefoucauld wendend, welche in diesem Augenblicke herbeikamen, um ihren Platz hinter dem Leichname ihres Vaters zu nehmen; »ist das wahr, meine Herren, verbieten Sie uns, die Ueberreste unseres Wohlthäters und Ihres Vaters, der auch der unsere war, zu tragen?«

Alles dies ging unter einem unbeschreiblichen, erschrecklichen Tumulte vor.

Als man aber diese Frage hörte, als man sah, daß der Graf Gaëtan zu antworten sich anschickte, rief man von allen Seiten:

»Stille! Stille! Stille!«

Die Stille trat wie durch einen Zauber ein, und man hörte den Grafen Gaëtan mit zugleich ernstem, sanftem und dankbaren Tone antworten:

»Weit entfernt, sich zu widersetzen, hat Sie die Familie hierzu ermächtigt, und sie ermächtigt Sie abermals.«

Auf diese Worte erfolgte ein Freudengeschrei, das von der Firste bis zur Basis der Kirche erscholl.

Der Todtencommissär hatte indessen die Träger herbeikommen lassen, und diese hatten schon die Tragbahre ergriffen; als sie aber die Worte des Grafen Gaëtan hörten, übergaben sie den Sarg wieder den jungen Leuten, und diese setzten ihn auf ihre Schultern und gingen mit frommem Wesen aus der Kirche ab.

Man durchschritt ziemlich ruhig den Hof, dann trat man in die Rue Saint- Honoré ein.

Der Mann, der das Aergerniß verursacht hatte, war wie durch Zauber verschwunden. Man mochte sich immerhin in allen Gruppen fragen, Niemand hatte ihn weggehen sehen, Niemand hatte ihn vorüberkommen sehen.

Sobald man in der Rue Saint-Honoré war, bildete sich der Zug wieder: zuerst die Söhne des Herzogs de la Rochefoucauld, sodann hinter ihnen nahmen in großer Anzahl Pairs von Frankreich, Abgeordnete, Personen ausgezeichnet durch ihr persönliches Verdienst oder hervorragend durch ihre Stellung, Freunde oder Verwandte des Herzogs, nach und nach ihren Platz.

Der Herzog de la Rochefoucauld war Generallieutenant. Eine Ehrenescorte war ihm gegeben worden.

Alles schien also beschwichtigt, als in dem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete, derselbe Mann, der schon das Aergerniß in der Kirche verursacht hatte, plötzlich wiedererschien, als ob er zum zweiten Male unter der Erde hervorkäme.

Die Menge, sobald sie ihn erkannte, stieß einen Schrei der Entrüstung aus.

Er aber ging auf den Officier zu, der die Ehrenescorte commandirte, und sagte ihm ein paar Worte ins Ohr, die Niemand hörte.

Sodann ermahnte er ihn laut, den Agenten Beistand zu leisten, um die jungen Leute zu verhindern, den Sarg zu tragen, und ihn auf den Leichenwagen niedersetzen zu machen, der bestimmt sei, den Herzog aus Paris zu führen.

Bei dieser mit Anrufung der bewaffneten Macht zum zweiten Male erneuerten Prätension erhob sich auf allen Seiten drohendes Geschrei.

Unter diesem Geschrei unterschied man deutlich die Worte:

»Nein, nein, willigen Sie nicht ein . . . Es lebe die Garde! Nieder mit den Monchards! Nieder mit dem Polizeicommissär! An die Laterne mit dem Polizeicommissär!«

Und als natürliches Accompagnement dieses Geschreies entstand vom Schweife bis zum Kopfe dieser Menge eine Bewegung ähnlich der der Wellen der Fluth.

Die letzte Woge drang so nahe zum Commissär, daß sie ihn nöthigte, zurückzuweichen.

Er wandte sich nach der Seite,« woher das Geschrei kam, warf dieser ganzen Menge einen drohenden Blick zu, und sagte zum Officier:

»Mein Herr, ich fordere Sie zum zweiten Male auf, mir Beistand zu leisten!«

Der Officier warf einen Blick auf seine Leute: er sah sie fest und düster. Sie würden gehorchen, welcher Befehl auch gegeben werden sollte.

Neues Geschrei erhob sich:

»Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards!«

»Mein Herr,« sagte heftig der schwarze Mann zum Officier, »zum dritten und letzten Male fordere ich Sie auf, mir Beistand zu leisten. Ich habe förmliche Befehle erhalten, und wehe Ihnen, wenn Sie mich verhindern, sie zu vollziehen!«

Besiegt durch den gebieterischen Ton des Commissärs und durch die drohende Form der Aufforderung, gab der Officier einen Befehl mit halber Stimme, und in einem Augenblicke strahlten die Bajonnete am Ende der Flinten.

Unheil weissagendes Geschrei, Rache- und Todesgeschrei erscholl von allen Seiten.

»Nieder mit der Garde! Tod dem Commissär! Nieder mit dem Ministerium! Tod Herrn von Corbière! An die Laterne mit den Jesuiten! Es lebe die Preßfreiheit!«

Will nun der Leser vom Ganzen auf die Einzelheiten und von der Menge aus Einige der Individuen übergehen, die sie bildetest, so wird er, von uns geführt, einen Blick auf die Haltung der Personen unseres Buches werfen, in dem Momente, wo der Sarg, getragen von den Zöglingen der Schule von Chalons, die Stufen der Himmelfahrts-Kirche hinabkam und sich nach der Rue Saint-Honoré wandte.

Herr Sarranti und der Abbé Dominique, der Eine gefolgt den Gibassier, der Andere den Carmagnole, hatten sich beim Ausgange aus der Kirche einander genähert, ohne daß es absichtlich zu geschehen schien, und ohne daß sie sich auch nur entfernt zu kennen schienen, und hatten einen Platz am Ende der Rue de Mondovi, das heißt, bei der Place de Orangerie und gegenüber dem Tuilerien-Garten eingenommen.

Herr von Marande und seine Freunde waren in der Rue du Mont-Thabor gruppiert, und warteten, daß sich der Zug in Marsch setze.

Salvator und unsere vier jungen Leute waren in der Rue Saint-Honoré, an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg, stehen geblieben.

Bei der Bewegung, welche den der Menge bewerkstelligt worden war, hatten sich die Reihen enger angeschlossen, und die jungen Leute befanden sich zwanzig Schritte von dem Gitter, das die Umfriedung der Himmelfahrts-Kirche bildete.

Sie wandten sich um, als sie das Geschrei ausstoßen hörten, mit dem die entrüstete Bevölkerung, mitten unter einem Leichenbegängnisse, die Intervention der bewaffneten Macht empfing.

Doch unter Allen denjenigen, die so ihre Entrüstung kundgaben, waren die am meisten Entrüsteten die Menschen mit gemeinen Gesichtern und mit scheelen Blicken, welche mit einer geschickten Verschwendung in der Menge ausgestreut zu sein schienen.

Jean Robert und Petrus wandten sich mit Ekel ab. Ihr Wunsch in diesem Augenblicke wäre gewesen sich aus diesem Gedränge zu ziehen, über dem man etwas Unheil Verkündendes, Drohendes schweben fühlte; doch sie sahen sich fest gefaßt; es war unmöglich, sich zu rühren,

und alle ihre dem Gefühle der Selbsterhaltung zugewandten Anstrengungen mußten sich darauf beschränken, daß sie nicht erdrückt würden.

Salvator, der sonderbare Mann, der eben so vertraut mit den Mysterien der Aristokratie als mit den Arcanen der Polizei zu sein schien, Salvator kannte übrigens die Mehrzahl von diesen Menschen, nicht nur von Gesichte, sondern seltsamer Weise auch den Namen nach; und diese Namen waren für Jean Robert, den Dichter mit dem erhabenen Instincte, Absteckpfähle eingepflanzt auf einem unbekanntem, zu den, von Dante besuchten, höllischen Kreisen hinabgehenden Wege.

Diese Menschen, es waren Longue-Avoine, Maldaplomb, Brin-d'Acier, Maillochen, kurz die ganze Schaar, die unsere Leserin der Rue des Postes das kleine Haus haben belagern sehen, in welchem Einer von ihnen, der arme Vol-au-Vent, einen so gefährlichen und so sehr mißglückten Sprung gemacht hatte; es waren, auf verschiedene Weise gruppiert und mit dem Auge und der Geberde mit Salvator korrespondierend, der ihnen durch diese zwei mimischen Mittel die größte Vorsicht empfahl, es waren Croc-en-Jambe und sein Gevatter la Gibelotte, völlig ausgesöhnt, der Letztere beständig seine Gegenwart durch den scharfen Baldriangeruch offenbarend, der so unangenehm den Geruchssinn von Ludovic in der Schenke an der Ecke der Rue Aubry-le-Boucher berührte, wo diese lange Geschichte beginnt, die wir unsern Lesern zu erzählen im Zuge sind; es waren Fasiou und der göttliche Copernic, mehr noch verbunden durch das Interesse, das Copernic hatte, sich nicht mit Fasiou zu entzweien, als durch das, welches Fasiou hatte, sich nicht mit Copernic zu veruneinigen.

Copernic hatte also Fasiou die unbedachtsame Geberde vergeben, welche der Pitre auf Rechnung einer Nervenzuckung setzte, die er nicht habe bemeistern können; nur ließ Copernic Fasiou schwören, die Sache werde ihm nicht mehr begegnen, ein Eid, den Fasiou mit dem stillschweigenden Vorbehalte leistete, mit dessen Hilfe man nach der Behauptung der Jesuiten schwören kann, ohne verbunden zu sein, etwas zu halten.

Zehn Schritte von den zwei Künstlern, und glücklicher Weise durch eine compacte Masse von ihnen getrennt, waren Jean Taureau, unter seinem Arme haltend, — wie ein Gendarme seinen Gefangenen hält, wie Gibassier seinen Agenten hielt, — unter seinem Arme haltend das große blonde Mädchen, die Venus der Hallen, mit dem schlangenartig wogenden Leibe, die man Fisine nannte.

Wir sagen *glücklicher Weise*, denn Jean Taureau hatte Fasiou gerochen, wie Ludovic la Gibelotte gerochen hatte, obgleich wir den armen Jungen durchaus nicht beschuldigen, er habe denselben Geruch ausgedünstet, — und man weiß, welchen tiefen Haß, welchen eingewurzelten Widerwillen der robuste Zimmermann gegen seinen schwächlichen Nebenbuhler hegte.

Unfern von da waren die zwei Kameraden, welche den jungen Leuten in der Schenke eine Schlacht geliefert halten. Sac-à-Plâtre, dieser Maurer der bei einem Brande vom zweiten Stocke sein Kind und seine Frau in die Arme des farnesischen Hercules, genant Jean Taureau, geworfen und dann sich selbst hinabgestürzt hatte; Sac-à-Plâtre weiß wie die Substanz, die er anzurühren pflegte, und die ihm diesen Spitznamen eingetragen hatte, Sac-à-Plâtre hing am Arme eines Riesen, der so schwarz war, als er, Sac-à-Plâtre, weiß: dieser Riese, welcher der Titan, der

Gemahl der Nacht zu sein schien, war der übermäßig große Kohlenbrenner, den Jean Taureau, an einem Tage der Schulfuchserie, Toussaint-Louverture genannt hatte.

Es waren überdies alle die in Trauer gekleideten Personen, die wir im Hofe der Präfector, die letzten Befehle von Herrn Jackal und das Signal zum Abgange erwartend, gesehen haben.

In dem Augenblicke, wo sich die Soldaten mit gefälligem Bajonnet dem Sarge näherten, warfen sich etliche und zwanzig Personen, einer ersten Bewegung des Edelmuths nachgebend, zwischen sie und die Zöglinge der Schule von Chalons, die den Leichnam trugen.

Der Officier, aufgerufen, ob er den Muth hätte, sich der Bajonnete seiner Soldaten gegen junge Leute zu bedienen, deren einziges Verbrechen es sei, daß sie ihrem Wohlthäter ihre Ehrfurcht bezeigen, der Officier antwortete, der Befehl sei förmlich, und er wolle nicht seiner Stelle entsetzt werden.

Nun forderte er seinerseits und ein letztes Mal diejenigen, welche ihn an der Erfüllung seiner Pflicht verhindern wollten, auf, sich zurückzuziehen, und sich an die durch diese lebendige Mauer beschützten Träger wendend, befahl er diesen, den Sarg auf die Erde niederzusetzen.

»Thut es nicht! gehorcht nicht!« rief man von allen Seiten. »Wir sind da, um Euch zu unterstützen!«

Und die jungen Leute schienen wirklich durch ihre festen Worte und ihre kräftige Haltung entschlossen, eher Alles zu wagen, als zu gehorchen.

Der Officier gab seinen Leuten den Befehl, die Bewegung fortzusetzen. Die Bajonnete, die sich wieder einen Augenblick erhoben hatten, senkten sich aufs Neue.

»Tod dem Commissär! Tod dem Officier!« brüllte die Menge.

Der schwarze Mann hob den Arm empor: das Pfeifen eines Casse-tête wurde hörbar, und an den Schlaf getroffen, stürzte ein Mann, in seinem Blute gebadet, zu Boden.

Wir hatten zu jener Zeit noch nicht die furchtbaren Aufstände vom 5. und 6. Juni, vom 13. und 14. April durchgemacht, und ein erschlagener Mann war noch Etwas.

»Mord! Mord!« rief die Menge.

Als hätten sie nur auf diesen Ruf gewartet, zogen zwei- bis dreihundert Agenten unter ihren Ueberröcken ihre Casse-têtes hervor, welche dem ähnlich, dessen Wirkung man so eben gesehen hat.

Der Krieg war erklärt.

Diejenigen, welche Stöcke hatten, hoben sie auf, diejenigen, welche Messer hatten, zogen sie aus ihren Taschen.

Gut geschürt, wie man mit dem Kunstausdrucke sagt, kam der Aufstand zum Ausbruche.

Jean Taureau, der Mann mit dem sanguinischen Muthe, das heißt der Mann der ersten Bewegung, Jean Taureau vergaß die stummen Ermahnungen von Salvator.

»Ah! Ah!« sagte er, indem er den Arm von Fisine losließ und in seine Hände spuckte, »ich glaube, wir werden uns messen.«

Und, als wollte er seine Kräfte versuchen, nahm er bei den Flanken den ersten den besten Agenten, der sich in seinem Bereiche fand, und schickte sich an, ihn gleichviel wohin zu werfen.

»Herbei! zu Hilfe! zu Hilfe, Freunde!« rief der Agent mit einer Stimme, welche immer mehr unter dem Drucke der eisernen Hände von Jean Taureau erlosch.

Brin-d'Acier hörte diesen Nothschrei, und wie eine Schlange durch die Menge schlüpfend, näherte er sich von hinten und hob schon gegen Jean Taureau einen kurzen, ausgebleiten Stock auf, als sich Sac-à-Plâtre zwischen den Mouchard und den Zimmermann stürzte und den Stock packte, während der Lumpensammler, der, bei der Gruppe angelangt, wahrscheinlich seinen Namen rechtfertigen wollte, Brin-d'Acier ein Bein unterschlug und ihn rückwärts fallen machte.

Bon diesem Augenblicke an war es ein entsetzliches Gemenge, und man fing an schrille Schreie der mit der Volksmasse vermischten Weiber zu vernehmen.

Von Jean Taureau, wie Antäus von Hercules, um den Leib gepackt, ließ der Agent seinen Casse-tête los, und er rollte zu den Füßen von Fisine. Diese hob ihn auf, und, den Aermel bis an den Ellenbogen zurückgestreift, die blonden Haare im Winde flatternd, schlug sie, nach rechts und nach links, auf Alles, was sich ihr zu nähern versuchte. Zwei bis drei Schläge, männlich von der Bradamante versetzt, concentrirten auf ihr die Aufmerksamkeit von ein paar Polizeimännern, und sie wäre unfehlbar todtgeschlagen worden, als sich Copernic und Fasiou einen Durchgang zu ihr öffneten.

Der Anblick von Fasiou, der sich Fisine näherte, machte, daß Jeau Taureau einen gewaltsamen Entschluß faßte. Er schleuderte den Agenten durch die Menge, wandte sich gegen den Pitre um und sagte:

»Das ist Einer.«

Und den Arm ausstreckend, packte er Fasiou beim Kragen.

Doch kaum hatte die Hand das Kleid berührt, als Jean Taureau einen Streich mit einem ausgebleiten Stocke empfing, der ihn Fasiou los lassen machte.

Er erkannte die Hand, die ihn geschlagen hatte.

»Fisine!« rief er schäumend vor Zorn, »Du willst also, daß ich Dich umbringe?«

»Du, großer Feiger!« sagte sie; »wage es doch ein wenig, Deine Hand gegen mich zu

erheben!«

»Nicht gegen Dich« sondern gegen ihn.«

»Seht doch diesen Taugenichts,« sagte sie zu Sac-à-Plâtre und zu Croc-en-Jambe, »will er nicht einen Mann erwürgen, der mir das Leben gerettet hat?«

Jean Taureau stieß einen Seufzer aus, der einem Gebrülle glich; dann sprach er zu Fasiou:

»Geh! und ist Dir Dein Leben lieb, so zeige Dich so wenig als möglich auf meinem Wege!«

Während diese Dinge rechts in der Gruppe von Jean Taureau und seinen gewöhnlichen Wirthshauskameraden vorgingen, wollen wir sehen, was sich links in der Gruppe von Salvator und unseren vier jungen Leuten zutrug.

Salvator hatte, wie wir gesehen, Justin, Petrus, Jean Robert und Ludovic die strengste Neutralität empfohlen, und dennoch hatte Justin, dem Anscheine nach der Ruhigste von Allen, dieser Ermahnung zuwider gehandelt.

Sagen wir, wie sie gestellt waren.

Justin stand links von Salvator, die drei anderen jungen Leute standen hinter ihnen.

Plötzlich hörte Justin drei Schritte von sich einen schmerzlichen Schrei, sodann eine Kinderstimme, welche ihm zurief:

»Zu Hilfe, Herr Justin! Herbei!«

Bei seinem Namen angerufen, eilte Justin vorwärts, und er erblickte Babolin zu Boden geworfen und mit gewaltigen Fußstritten von einem Agenten mißhandelt.

Mit einer Bewegung rasch wie der Gedanke stieß er den Agenten heftig zurück und neigte sich, um Babolin sich wieder auf seine Füße stellen zu helfen. Doch in dem Augenblicke, wo er sich bückte, sah Salvator, wie sich der Casse-tête eines Agenten über ihm erhob. Er stürzte auch vor und streckte dabei die Hand aus, um Justin mit seinem Arme einen Wall zu machen, doch zu seinem großen Erstaunen blieb der Casse-tête aufgehoben, ohne niederzufallen, während eine Stimme freundlich zu ihm sagte:

»Ei! guten Morgen, Herr Salvator! wie freut es mich, daß ich mit Ihnen zusammentreffe!«

Diese Stimme war die von Herrn Jackal.

VIII.

Die Verhaftung.

Herr Jackal hatte Justin als den Freund von Salvator und den Geliebten von Mina erkannt und war, die Gefahr wahrnehmend, die ihn bedrohte, zugleich mit Salvator vorgestürzt, um ihn dieser Gefahr zu entreißen.

So waren ihre zwei Hände zusammengetroffen.

Hieraus sollte sich aber die Protection von Herrn Jackal nicht beschränken.

Er gab durch einen Wink seinen Leuten den Befehl, die Gruppe der jungen Leute zu respectiren, zog Salvator beiseit und sagte zu ihm, indem er seine Brille emporhob, um, während er sprach, nichts von dem zu verlieren, was in der Menge vorging.

»Mein lieber Salvator, einen guten Rath.«

»Reden Sie, lieber Herr Jackal.«

»Einen Freundesrath . . . Sie wissen, ob ich Ihr Freund bin?«-

»Ich rühme mich wenigstens dessen,« erwiderte Salvator.

»Nun wohl« rathen Sie Justin und andern Personen, die Sie interessiren dürften,« — und er bezeichnete mit dem Auge Petrus, Jean Robert und Ludovic, — »rathen Sie ihnen, sage ich; sich zu entfernen, und . . . machen Sie es wie sie.«

»Ah!« rief Salvator, »und warum dies, Herr Jackal?«

»Weil ihnen Unglück widerfahren könnte.«

»Bah!«

»Ja,« machte Herr Jackal mit dem Kopfe.

»Wir werden also einen Ausstand haben?«

»Ich befürchte es sehr. Was vor sich geht, hat ganz das Ansehen, als führte es uns dahin, und so fangen alle Aufstände an.«

»Ja, sie fangen alle auf dieselbe Art an,« erwiderte Salvator. »Freilich,« fügte er bei, »freilich endigen nicht alle auf dieselbe Art.«

»Das wird gut endigen, dafür stehe ich Ihnen,« sprach Herr Jackal.

»Ah! sobald Sie dafür stehen . . .«

»Ich habe keinen Schatten von Zweifel in dieser Hinsicht.«

»Teufel!«

»Sie begreifen also, wie, trotz des speciellen Schutzes, den ich Ihren Freunden zu gewähren geneigt bin, ihnen, wie ich sagte, Unglück widerfahren könnte; bitten Sie dieselben daher, sich zu entfernen.«

»Ich werde mich wohl hüten.«

»Und warum?«

»Weil sie bis zum Ende zu bleiben beschlossen haben.«

»In welcher Absicht?«

»Aus Neugierde.«

»Bah! das wird nicht sehr interessant sein.«

»Um so mehr, als man nach dem, was Sie mir gesagt haben, einer Sache sicher sein kann: daß der Sieg auf Seiten des Gesetzes bleiben wird.«

»Nichtsdestoweniger laufen Ihre jungen Leute Gefahr. . .«

»Nun?«

»Wenn sie bleiben . . .«

»Was?«

»Ei! was man bei einem Aufstande Gefahr läuft: ein wenig gequetscht zu werden.«

»In diesem Falle, Sie begreifen das, mein lieber Herr Jackal, beklage ich sie nicht.«

»Ah! Sie beklagen sie nicht?«

»Nein« sie werden nur haben, was sie verdienen.«

»Wie, was sie verdienen?«

»Allerdings, sie wollten einen Ausstand sehen: sie mögen die Folgen ihrer Neugierde erdulden.«

»Sie wollten einen Ausstand sehen?« wiederholte Herr Jackal.

»Ja,« erwiderte Salvator.

»Sie wußten also, es werde ein Ausstand stattfinden? Ihre Freunde hatten also Wind von dem, was vorgehen sollte?«

»Ah! vollkommenen Wind, lieber Herr Jackal. Die ältesten Matrosen errathen die Stürme nicht mit mehr Scharfsinn, als meine Freunde den Aufstand gewittert haben.«

»Wahrhaftig?«

»Allerdings. Gestehen Sie übrigens, lieber Herr Jackal: man müßte sehr böswillig sein, um nicht zu begreifen, was vorgeht.«

»Gut! und was geht denn vor?« sagte Herr Jackal, indem er seine Brille auf seine Nase setzte.

»Sie wissen es nicht?«

»Durchaus nicht.«

»Nun wohl« so fragen Sie diesen Herrn, den man dort verhaftet.«

»Wo denn?« fragte Herr Jackal, ohne seine Brille aufzuheben, was bewies, daß er so gut als Salvator die Verhaftung, die man bewerkstelligte, gesehen hatte. »Welchen Herrn?«

»Ah! es ist wahr, Sie haben ein so kurzes Gesicht, daß Sie es nicht zu sehen vermöchten. Versuchen Sie es indessen . . . Dort, zwei Schritte von einem Mönche.«

»Ja, in der That, ich glaube, ich erblicke etwas wie einen weißen Rock.«

»Ah! beim Himmel!« rief Salvator, »das ist ja der Abbé Dominique, der Freund des armen Colombau. Ich glaubte, er sei in der Bretagne im Schlosse Penhoël.«

»Er war wirklich dort,« erwiderte Herr Jackal; »doch er ist heute Morgen angekommen.«

»Heute Morgen? Ich danke Ihnen für Ihre gute Auskunft, Herr Jackal,« sagte lächelnd Salvator. »Nun wohl, neben ihm, sehen Sie?«

»Ah! bei meiner Treue, ja, ein Mann, den man verhaftet, es ist wahr. Ich beklage diesen Bürger von ganzem Herzen.«

»Sie kennen ihn also nicht?«

»Nein.«

»Kennen Sie diejenigen, welche ihn verhaften?«

»Ich habe ein so schwaches Gesicht, und dann sind es Viele, wie mir scheint.«

»Besonders die Zwei, die ihn am Kragen halten.«

»Ja, ja, ich kenne diese Bursche. Doch wo Teufels habe ich sie gesehen? das ist die Frage?«

»Sie erinnern sich dessen also nicht?«

»Wahrhaftig, nein.«

»Wünschen Sie, daß ich Ihnen auf die Spur helfe!«

»Sie werden mir ein wahres Vergnügen machen.«

»Nun wohl, Sie haben den Einen, den Kleineren, in dem Augenblicke gesehen, wo er nach dem Bagno abging, und Sie haben den Andern, den Größeren, in dem Augenblicke gesehen, wo er aus demselben zurückkam.«

»Ja! Ja! Ja!«

»Sind Sie nun dabei?«

»Das heißt, ich kenne sie wie Vater und Mutter; es sind Angestellte meiner Administration. Was Teufels machen sie dort?«

»Ei! ich glaube, sie arbeiten für Ihre Rechnung, mein lieber Herr Jackal!«

»Bah!« versetzte Herr Jackal, »vielleicht arbeiten die Bursche auch für die ihrige. Das begegnet ihnen manchmal.«

»Ei! in der That,« sagte Salvator »sehen Sie, da ist Einer, der seinem Gefangenen die Uhrkette abschneidet.«

»Ich sagte es Ihnen ja! . . . Ah! lieber Herr Salvator, die Polizei ist sehr schlecht bestellt!«

»Wem sagen Sie das, Herr Jackal?«

Und da er wahrscheinlich nicht länger in der Gesellschaft von Herrn Jackal gesehen werden wollte, so machte Salvator einen Schritt rückwärts und grüßte ihn.

»Entzückt, das Glück gehabt zu haben, Ihnen zu begegnen, Herr Salvator,« sagte der Polizeichef, während er sich seinerseits entfernte und sich mit raschem Schritte nach der Gruppe wandte, wo Gibassier und Carmagnole Herrn Sarranti zu verhaften suchten.

Wir sagen suchten, denn, obschon von den zwei Agenten am Kragen gepackt, betrachtete sich Herr Sarranti entfernt nicht als verhaftet.

Er hatte Anfangs parlamentirt.

Auf die Worte: »Im Namen des Königs, ich verhafte Sie!« zu gleicher Zeit von Carmagnole

und von Gibassier in seine Ohren gesprochen, hatte er erwidert.

»Sie verhaften mich! und warum?«

»Keinen Scandal!« sagte halblaut .Gibassier; »wir kennen Sie.«

»Sie kennen Mich?« rief Sarranti, indem er einen Blick rechts und links auf die zwei Polizeimenschen warf.

»Ja, Sie heißen Dubreuil,« antwortete Carmagnole.

Man erinnert sich, daß Herr Sarranti seinem Sohne geschrieben hatte, er sei in Paris unter dem Namen Dubreuil, und daß Herr Jackal, um aus der Verhaftung keine politische Angelegenheit zu machen, seinen zwei Agenten empfohlen hatte, den hartnäckigen Verschwörer unter diesem Namen zu verhaften.

Als Dominique sah, daß man seinen Vater verhaftete, stürzte er, von einer ersten Bewegung fortgerissen, auf ihn zu.

Herr Sarranti hielt ihn aber durch einen Wink zurück.

»Mischen Sie sich nicht in diese Angelegenheit, *mein Herr*,« sagte er zum Mönche. »Ich bin das Opfer eines Irrthums, und morgen, dessen bin ich sicher, werde ich in Freiheit gesetzt werden.«

Der Mönch verbeugte sich vor dieser Ermahnung, die er wie einen Befehl empfing, und machte einen Schritt rückwärts.

»Gewiß,« sprach Gibassier; »täuschen wir uns, so wird Ihnen Ihr Recht widerfahren.«

»Und vor Allem,« fragte Sarranti, »kraft welchen Befehles verhaften Sie mich ?«

»Kraft eines Vorführungsbefehles gegen einen gewissen Herrn Dubreuil, der Ihnen so sehr gleicht, daß ich meine Pflicht zu verletzen glauben würde, wenn ich mich Ihrer nicht versicherte.«

»Und warum, wenn Sie den Scandal so sehr befürchten, verhaften Sie mich eher hier als anderswo?«

»Weil man die Leute verhaftet, wo man sie trifft!« antwortete Carmagnole.

»Abgesehen davon, daß wir Ihnen seit heute Morgen nachlaufen,« fügte Gibassier bei.«

»Wie, seit heute Morgen?«

»Ja,« erwiderte Carmagnole, »seitdem Sie das Hotel verlassen haben.«

»Welches Hotel?« fragte Sarranti.

»Das Hotel der Place Saint-André-des-Arcs,« sagte Gibassier.

Bei dieser letzten Bezeichnung durchzuckte es wie ein Blitz den Geist von Sarranti. Es schien ihm, er sehe auf dem Gesichte, er höre in der Stimme von Gibassier Züge und Töne, die ihm nicht unbekannt waren.

Dann lehrte Alles in sein Gedächtniß zurück, die Reise, der Ungar, der Courier mit den Depechen, der Postillon, Alles dies unbestimmt wie durch eine Wolke, dennoch aber klar genug, daß er mehr instinctartig als anders keinen Zweifel hegte.

»Elender!« rief der Corse erbleichend wie ein Todter, indem er die Hand unter seinen Rock steckte.

Gibassier sah die Klinge eines Dolches glänzen, und der Tod wäre vielleicht auf diesen Strahl mit derselben Geschwindigkeit gefolgt, mit der der Donner auf den Blitz folgt, hätte nicht Carmagnole, der die Bewegung gesehen und begriffen hatte, mit beiden Händen die Hand, welche die Waffe hielt, gepackt.

Da er sich zugleich von den beiden Händen gepreßt fühlte, so machte sich Sarranti, Alles zusammenraffend, was der menschliche Wille an Stärke in einem äußersten Augenblicke geben kann, von dem doppelten Drucke los, sprang, den Dolch in der Hand, mitten unter eine compacte Gruppe und rief :

»Gebt Raum! gebt Raum!«

Doch Gibassier und Carmagnole sprangen hinter ihm und hatten überdies durch einen verabredeten Ruf an alle ihre Gefährten appellirt.

In einem Augenblicke bildete sich ein undurchdringlicher Kreis um Sarranti, zwanzig Casse-têtes waren aufgehoben, und ohne Zweifel sollte er erschlagen wie ein Stier unter dem Schlagbeile der Fleischer niederstürzen, als eine Stimme erscholl, welche rief:

»Lebendig! man greife ihn lebendig.«

Die Agenten erkannten die Stimme, der man so gut gehorchte, von Herrn Jackal und stürzten sich, da sie wußten, sie kämpfen unter den Augen ihres Chefs, auf Herrn Sarranti.

Es herrschte einen Augenblick ein entsetzliches Gemenge. Ein Mann zerarbeitete sich aufrecht stehend unter zwanzig Männern; dann fiel er auf ein Knie; dann verschwand er gänzlich.

Als er seinen Vater zum zweiten Male fallen sah, eilte ihm Dominique zu Hilfe; doch die Menge, welche Angstschreie ausstoßend entflo, wälzte sich in diesem Momente wie ein Strom nach der Straße und trennte den Sohn vom Vater.

Um nicht fortgerissen zu werden, klammerte sich der Mönch an das Gitter eines Hotels an; als aber die Menge sich verlaufen hatte, waren Herr Sarranti und die häßliche Gruppe, unter der er

sich zerarbeitete, verschwunden.



IX.

Die officiellen Journale.

Wir haben einige Proben von den Scenen gegeben, welche die Polizei von Herrn Delavau am 30. März des Jahres der Gnade 1827 spielte.

Woher kam dieser Scandal! was war die Ursache dieser seltsamen, gegen die sterblichen Ueberreste des edlen Herzogs verübten Entheiligung?

Niemand wußte es.

Das Ministerium konnte Herrn de la Rochefoucauld-Liancourt die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung nicht vergeben. Ein la Rochefoucauld der Opposition angehören und mit ihr stimmen! wahrhaftig, das war ein Verbrechen der beleidigten Majestät, und das Ministerium durfte es nicht versäumen, es zu bestrafen.

Man vergaß den la Rochefoucauld der Fronde. Dieser war allerdings bestraft worden, zuerst durch einen Büchschuß mitten ins Gesicht, sodann durch eine Untreue mitten ins Herz.

Das Ministerium hatte, in der That Herrn de la Rochefoucauld, — dem modernen, wohlverstanden, — alle seine unentgeltliche Functionen, und alle die aus Wohlthätigkeitsanstalten bezügliche, die er übte, entzogen; doch nicht damit zufrieden, daß es ihn in seinem Leben verletzt, wollte es ihn auch noch in seinem Tode dadurch schlagen, daß es die dankbare Menge verhinderte, durch einen äußerlichen Act die Ehrfurcht und die Liebe kundzutun, die der Bevölkerung von Paris die lange Laufbahn des Herzogs eingeflößt hatte, welche ausschließlich dem materiellen und moralischen Wohle: dem Almosen und dem Unterrichte, gewidmet war.

Die Menge wußte also, woher der Befehl kam, und ganz laut nannte sie Herrn von Corbière, den man, mit Recht oder mit Unrecht, zum Sündenbocke des Ministeriums von 1827 gemacht hatte.

Wir werden, in der Folge dieser Erzählung die entsetzlichen Scenen der Unordnung, die fehlgeschlagenen Ausstände sehen, welche von der Polizei herrührten. Für den Augenblick halten wir die Hauptscenen von diesem Tage für genügend, um eine Idee von dem entsetzlichen Gemenge und dem blutigen Kampfe zu geben, wozu die Obsequien des ehrwürdigen Herzogs veranlaßten.

Sagen wir, welche Ursachen diesen Strom von Männern, Frauen und Kindern, der Dominique von Herrn Sarranti, den Vater vom Sohne trennte, austreten gemacht hatten.

In dem Augenblicke, wo der Aufruhr aufs Höchste gestiegen war, in dem Momente, wo sich das Todesgeschrei, das Gebrülle der Männer, die Wehklagen der Frauen, das Wimmern der

Kinder von allen Seiten hörbar machten, das heißt, wo die Soldaten, mit gefällten Bajonneten auf die Zöglinge der Schule von Chalons zu marschierend, mit Gewalt sich des Sarges bemächtigen wollten, ertönte plötzlich kläglich ein durchdringender Schrei, gefolgt von einem unheimlichen Geräusche, und durch diesen Schrei, durch dieses Geräusch wurden auf der Stelle und wie durch ein Wunder alles Geschrei, alle Geräusche, alles Gebrülle, dieses menschlichen Oceans gehemmt.

Es trat ein Augenblick erschrecklicher Stille ein; man hätte glauben sollen, das Leben sei gleichzeitig aus jeder Brust entschwunden.

Dieser Schrei war von den Fenstern ausgegangen, welche wie Logen über dem Theater angebracht waren, wo das ruchlose Drama gespielt wurde.

Dieser Schrei, die Menge hatte ihn ausgestoßen, als sie einen von den jungen Leuten, welche den Sarg trugen, vom Bajonnet eines Soldaten verwundet sah; dieses unheimliche Geräusch, das man gehört, war das dumpfe Geräusch vom Sarge des Herzogs, der, im Kampfe von den Soldaten nach rechts gezogen, von den jungen Leuten nach links gezogen, schwer auf das Pflaster niederfiel.

In demselben Augenblicke, als hätte der Blitz mitten unter sie geschlagen, traten die Zuschauer dieser gräßlichen Sirene, von einem unsäglichen Schrecken ergriffen zurück und ließen in dem ungeheuren leeren Raume, der sich bei ihrem Rückzuge bildete, die jungen Leute ganz bestürzt allein.

Schlecht gedeutet den denjenigen, welche die Erschütterung fühlten, ohne ihre Ursache zu kennen, veranlaßte diese Bewegung die Lawine, die wir in alle anliegende Straßen und besonders in die Rue Mondovi sich haben wälzen sehen.

Einer von den jungen Leuten lag auf dem Boden beim Sarge: er hatte einen Bajonnetstich in die Seite bekommen. Seine Gefährten hoben ihn in ihren Armen auf und trugen ihn in ihren Reihen fort.

Man konnte seinem Wege nach der Blutspur, die er zurückgelassen, folgen.

Der Officier, der Polizeicommissär und die Soldaten waren Herren der Stellung geblieben.

Das Gesetz hatte den Sieg davon getragen, wie Salvator sagte, der immer an demselben Platze, mit einem Arme Justin, mit dem andern Jean Robert zurückhielt, während er zu Petrus und Ludovic sagte:

»Bei Ihrem Kopfe, rühren Sie sich nicht!«

Niedergeschlagen und beschämt, näherten sich die Soldaten dem halb zerbrochenen Sarge und hoben den Mantel und die auf dem Boden zerstreuten, mit Koth bedeckten Insignien des Verstorbenen auf.

Nach diesem ersten furchtbaren, ungeheuren, tödtlichen Schrei, nach dieser ersten Bewegung,

welche die Menge in allen Richtungen, wo sie sich Verlaufen zu können glaubte, hinausdrängte, trat, wie gesagt, eine Todesstille ein, eine erhabene Stille, welche energischer als alles Geschrei.

In der That, die höchste Protestation, die nachdrücklichste Vertheidigung, die ungestümste Entrüstung hätten nicht mehr bittere Vorwürfe, mehr blutige Drohungen enthalten, als diese gesammelte, ehrfurchtsvolle Haltung der Menge dem Leichname gegenüber, als diese stumme, stillschweigende Mißbilligung den Entheiligern gegenüber.

Mitten unter diesem Stillschweigen stürzte der Urheber dieser ganzen Ruchlosigkeit, der schwarze Mann, der Polizeicommissär, in den Kreis, winkte den Trägern herbeizukommen, hieß sie den Sarg auf den Leichenwagen setzen, und befahl dem Officier mit einer gebieterischen Geberde, ihm im Nothfalle beizustehen.

Plötzlich aber wurden der Officier und der Commissär leichenbleich, und ihr Gesicht bedeckte sich mit einem kalten Schweiß, als sie durch die Spalten des an mehreren Stellen zerbrochenen Sarges gegen sie, wie eine Drohung aus dem Grabe, einen der abgekehrten Arme des Leichnames sich ausstrecken sahen, der, vom Leibe getrennt, nahe daran schien, auf das Pflaster zu fallen.

Sagen wir für diejenigen, welche uns beschuldigen dürften, wir machen Gräßliches mit kaltem Blute, daß aus der in Folge dieses ärgerlichen Ereignisses vorgenommenen Untersuchung hervorging, man habe, als der Sarg des Herzogs de la Rochefoucauld nach Liancourt, in die Familiengruft der la Rochefoucauld, geführt wurde, einen Theil der Nacht, welche der Bestattung vorherging, damit zubringen müssen, nicht nur den Sarg auszubessern, der, wie gesagt, halb zerbrochen war, *sondern auch um wieder in ihre natürliche Lage die Glieder zu bringen, die sich vom Körper abgelöst hatten.*[Achille von Baulabelle, Histoire des Deux Restaurations.]

Fügen wir schleunigst bei, —und wir werden auf diesen traurigen Gegenstand nicht mehr zurückkommen, — daß die Volkentrüstung nur einen Schrei von einem Ende Frankreichs zum andern ausstieß.

Alle Journale, welche nicht dem Ministerium gehörten, gaben ihren Bericht über die entsetzliche Scene mit allem Zorne und mit aller Verachtung, welche diese schändliche Profanation verdiente.

Die zwei Kammern waren das Echo dieses Schreies; die Pairskammer besonders, schwer getroffen in einem ihrer Mitglieder, beschränkte sich nicht daraus, daß sie energisch diese ruchlose Gewaltthat tadelte, die den Leichnam eines Mannes schlug, dessen einziges Verbrechen es gewesen war, daß er gegen die Regierung gestimmt hatte; sie beauftragte ihren Großreferendär, sich nach den Thatumständen zu erkundigen, und als der hohe Würdeträger der Kammer das Resultat seiner Untersuchung mittheilte, klagte er laut die Polizei an, sie habe willkürlich dieses Aergerniß verursacht, ein um so mehr tadelnswerthes Aergerniß, als zahlreiche Vorgänge das Fortbringen eines Sarges mit den Armen rechtfertigten, und bei manchen Veranlassungen, besonders bei den Obsequien von Delille, Béclard und Emmery, dem Superior des Seminars von Saint-Sulpice, die Polizei das Tragen ihrer Ueberreste sowohl durch ihre Freunde, als durch ihre Zöglinge erlaubt hatte. Der Sarg von Herrn Emmery, unter Anderem, war

auf diese Art von den Zöglingen seines Seminars bis aus den Kirchhof von Issy getragen worden.

Herr von Corbière hörte alle diese Vorwürfe und nahm sie mit der ihm natürlichen hochmüthigen Kälte auf, welche manchmal in der Kammer so furchtbare Stürme gegen ihn erregte, und er glaubte nicht nur kein Wort des Tadels an den Agenten richten zu müssen, der die Leiche des redlichen Mannes beschimpft hatte, welcher von ihm, dem Minister im Leben beschimpft worden war, sondern er bestieg sogar die Tribüne und antwortete:

»Hätten sich die Redner, die wir gehört, darauf beschränkt, ihre peinlichen Gefühle auszudrücken, so würde ich ihren Schmerz geehrt und ein Stillschweigen beobachtet haben. Aber auch Klagen gegen die Administrationi . . . Das Benehmen des Polizeipräfecten und seiner Agenten ist gewesen, was es sein mußte, und sie hätten anders handelnd, als sie es gethan, ihre Pflicht verletzt und sich meinem gerechten Tadel preisgegeben.«

Die Kammer dankte dem Großreferendär für seinen Bericht und beschloß, das Ende des gerichtlichen Verfahrens, das begonnen hatte, abzuwarten. Wohlverstanden, das Verfahren hatte ein Ende, aber kein Resultat.

Während die unabhängigen oder die Oppositions-Journale am andern Tage in ihrer ersten Colonne die Entrüstung, deren Dolmetscher sie nur waren, kundgaben, veröffentlichten die Regierungsjournale eine offenbar vom Ministerium oder von der Präfectur gekommene Note; denn, obgleich in drei verschiedenen Zeitungen gedruckt, glich sie sich doch dem Inhalte und der Form nach.

Es folgt hier ungefähr der Text dieser Note, deren Zweck es war, die Verantwortlichkeit der Scenen vom vorhergehenden Tage auf die Rechnung der *Bonapartisten* zurückzuwerfen.

»Die Hydra der Anarchie erhebt wieder ihr Haupt, das man für immer abgeschlagen glaubte; die Revolution, die man erloschen glaubte, ersteht wieder aus der Asche. Sie rückt hervor, ganz bewaffnet, im Schatten und in der Stille, und die Monarchie wird sich aufs Neue ihrer ewigen Feindin gegenüber finden.

»Achtung, treue Diener Seiner Majestät, auf, ergebene Unterthanen! der Altar und der Thron, der Priester und der König sind bedroht!

»Die bedauernswerthen Ereignisse von gestern haben zu Scenen der Gewalt Anlaß gegeben; Geschrei der Drohung, Geschrei des Aufruhrs, Todesgeschrei ist ausgestoßen worden.

»Glücklicher Weise hielt der Polizeipräfect schon seit vierundzwanzig Stunden in seinen Händen die Hauptfäden des Complottes. Dank sei es dem glühenden Eifer dieses geschickten Beamten, ist das Complot gescheitert, und er hofft den Sturm beschwichtigt zu haben, der noch einmal das Staatsschiff zu verschlingen drohte.

»Der Chef dieser weit umfassenden Verschwörung ist verhaftet worden. Er ist in den Händen der Gerichte, und die Freunde der Ordnung, die treuen Unterthanen des Königs werden erkennen, von welcher Wichtigkeit dieser Fang, wenn sie erfahren, daß der Chef dieses

Complottes, dessen Zweck es war, den König vom Throne zu stürzen und den Herzog von Reichstadt darauf zu setzen, kein Anderer ist, als der berühmte Corse Sarranti, welcher kürzlich aus Indien angekommen, wo das Complot geboren wurde.

»Man schauert, denkt man an die Gefahr, mit der die Regierung Seiner Majestät bedroht war. Doch der Abscheu wird bald auf die Entrüstung folgen, und man wird nicht einmal mehr wissen, woran man sich in Betreff dieser Leute zu halten hat, welche, nachdem sie dem Usurpator gedient, seinem Sohne dienen, wenn man erfährt, daß eben dieser Sarranti, der sich seit einigen Tagen in der Hauptstadt verbarg, derselbe ist, der Paris vor sieben Jahren unter dem Gewichte einer Anklage wegen Diebstahls und Mords verlassen hat.

»Diejenigen, welche die Journale jener Zeit gelesen haben, erinnern sich vielleicht, daß das Dörfchen Viry-sur-Orge im Jahre 1829 der Schauplatz eines entsetzlichen Verbrechens war. Einer der angesehensten Männer des Cantons fand, als er eines Abends nach Hause kam, seine Kasse erbrochen, seine Frau ermordet, seine zwei jungen Neffen entführt und den Hofmeister verschwunden.

»Dieser Hofmeister war kein Anderer als Herr Sarranti.

»Eine gerichtliche Untersuchung hat schon begonnen.«

X.

Seelengemeinschaft.

Der ausdrucksvolle Blick, den Herr Sarranti dem Abbé Dominique zugeworfen, und die paar Worte, die er im Augenblicke seiner Verhaftung gesprochen, geboten dem armen Mönche eine völlige Zurückhaltung, eine äußerste Discretion.

Von seinem Vater getrennt, lief Dominique rasch in der aufsteigenden Richtung der Rue de Rivoli fort. Hier fand er wieder eine aufgeregte, stürmische Gruppe, und er begriff, daß diese Gruppe, welche auf die Tuileries zueilte, Herrn Sarranti zum Mittelpunkte hatte. Er folgte daher, doch von fern, und wie er es kluger Weise wegen seiner so leicht erkennbaren Tracht thun mußte.

Dominique war wirklich damals vielleicht der einzige Dominicaner, der in Paris wohnte.

An der Ecke der Rue Saint-Nicaise hielt die Gruppe an, und von der Ecke der Place des Pyramides, wohin er gelangt war, sah Dominique denjenigen, welcher der Chef der Agenten zu sein schien, einen Fiacre rufen, und in diesen Fiacre, der auf seinen Ruf herbeikam, Herrn Sarranti einsteigen.

Er folgte dem Fiacre, schritt über den Carrouselplatz so rasch als es ihm seine Kleidung erlaubte, und erreichte den Einlaß des Quai des Tuileries in dem Momente, wo der Fiacre sich um den Pont Neuf wandte.

Der Wagen fuhr offenbar nach der Polizeipräfectur.

Der Abbé Dominique, als er den Fiacre an der Ecke des Quai des Lunettes verschwinden sah, fühlte alles Blut seiner Adern nach seinem Herzen fließen und tausend traurige Gedanken ihm zu Gehirne steigen.

Er kehrte ganz vernichtet, den Leib gebrochen, die Seele voll tödtlicher Bangigkeit, nach Hause zurück.

Zwei Tage und zwei Nächte in der Diligence zugebracht, die Gemüthsbewegungen aller Art des Tages, die Ungewißheit hinsichtlich der Ursachen, welche die Verhaftung seines Vaters motivirten, das war mehr als es brauchte, um den kräftigsten Körper zu beugen, um die muthigste Seele zu zähmen.

Als er in sein Zimmer kam, war es schon Nacht. Er warf sich auf sein Bett, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und versuchte es, ein wenig zu ruhen. Aber es setzten sich tausend Gespenster zu Häupten seines Bettes, und nach einer Viertelstunde war er wieder auf und ging hastig in seinem Zimmer umher, als müßte er, um zu schlafen, den Rest von Kraft oder von Fieber, der in ihm brannte, brechen.

Die Unruhe trieb ihn hinaus. Da es Nacht geworden war, so bezeichnete ihn sein, in der Dunkelheit verlorenen Rock nicht mehr der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er ging nach der Polizeipräfectur, in der sein Vater gewisser Maßen verschlungen worden war; — ein Schlund dem ähnlich, in welchen sich der Taucher von Schiller versenkt, und aus welchem man, wie der Taucher, erschrocken über die Ungeheuer aller Art, die man darin gesehen, hervorkommt.

Er wagte es indessen nicht, einzutreten. Wußte man, daß Sarranti sein Vater war, so war *sein* Name eine Denunciation.

War Herr Sarranti nicht unter dem Namen Dubreuil verhaftet worden? war es nicht besser, ihn unter der Wohlthat dieses falschen Namens einsperren zu lassen, der den gefährlichen, hartnäckigen Verschwörer nicht verrieth?

Dominique wußte noch nicht, aus welchem Grunde sein Vater nach Frankreich zurückkam, doch er errieth wohl, es geschehe wegen der Sache, der er sein ganzes Leben geweiht hatte: wegen der Sache des Kaisers, oder, vielmehr da der Kaiser todt war, wegen der des Herzogs von Reichstadt.

Zwei Stunden lang irrte der Sohn wie ein Schatten um das Grab seines Vaters, und er ging von der Rue Dauphine nach der Place du Harlay, vom Quai des Lunettes nach der Place du Palais-de-Justice, ohne Hoffnung, denjenigen wiederzusehen, welchen er suchte, denn es wäre ein Wunder gewesen, wäre er mit dem Wagen zusammengetroffen, der ihn vom Depot nach einem andern Gefängnisse führte; doch dieses Wunder, Gott konnte es machen, und, gut, einfach und groß, hoffte Dominique instinctartig auf Gott.

Diesmal sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht.

Um Mitternacht ging er wieder nach Hause, legte sich zu Bette, schloß die Augen und entschlummerte endlich erschöpft vor Müdigkeit.

Doch kaum war er eingeschlafen, als die peinlichsten Träume ihn bestürmten. Der Alp schwebte, wie eine Riesenfledermaus, die ganze Nacht über seinem Kopfe, und als der Tag kann erwachte er; statt seine Kräfte wiederherzustellen, hatte der Schlaf seine Müdigkeit nur vermehrt.

Er stand auf und suchte wach die Eindrücke des Schlafes wiederzufinden; es schien ihm, als wäre mitten unter diesem stürmischen Chaos ein Engel leuchtend und rein vorübergezogen.

Ein junger Mann war zu ihm gekommen mit sanftem, ehrlichem Gesichte, hatte ihm die Hand gereicht und in einer unbekanntn Sprache, die er jedoch verstanden, zu ihm gesagt: »Stütze Dich auf mich , und ich werde Dir beistehen.«

Dieses Gesicht war ihm bekannt. Nur fragte es sich, wo, um welche Zeit, unter welchen Umständen hatte er es gesehen? War diese Person reell, oder war es nur eine von den unbestimmten Erinnerungen, die man von einem früheren Leben zu bewahren scheint, welches sich dem unseren nur in dem Blitze eines Traumes offenbart? war er nicht die Incarnation der Hoffnung, dieser Traum des wachen Menschen?

Dominique, indem er klar in der Finsterniß seines Gehirnes zu sehen suchte, setzte sich ganz nachdenkend ans Fenster, auf denselben Stuhl, auf dem er am Abend vorher saß, um das Bild vom *heiligen Hyacinth* anzuschauen, das heute abwesend. Da kehrte das Andenken an Carmelite und Colombau in sein Herz zurück, und dieser zwei Freunde sich erinnernd, erinnerte er sich auch Salvators.

Salvator war der Engel seiner Nacht, es war der schöne junge Mann mit dem sanften, ehrlichen Gesichte, der während seines Schlafes zu seinen Häupten stehend von seinem Bette das Gespenst der Verzweiflung vertrieben hatte.

Da zog die schmerzliche Scene, unter der Salvator ihm erschienen war, wieder ganz vor seinen Augen vorüber. Er sah sich noch, wie er im Pavillon von Colombau im Bas-Meudon saß und langsam die Todtengebete sprach, während Thränen seinen zum Himmel emporgehobenen Augen entfielen.

Plötzlich waren zwei junge Leute mit entblößtem und geneigtem Haupte in's Sterbezimmer eingetreten; diese zwei jungen Leute waren Jean Robert und Salvator.

Salvator, als er ihn erblickte, hatte eine Art von Freudengeschrei von sich gegeben, dessen Sinn er nie hätte begreifen können, hätte Salvator, sich ihm nähernd, nicht mit einer zugleich festen und bewegten Stimme zu ihm gesagt: »Mein Vater, ohne es zu vermuthen, haben Sie das Leben dem Manne gerettet, der vor Ihnen steht ; und dieser Mann, der Sie seitdem nie gesehen hat, der Ihnen seitdem nie begegnet ist, hat Ihnen eine tiefe Dankbarkeit geweiht . . . Ich weiß nicht, ob Sie meiner eines Tags bedürfen werden; doch bei dem Heiligsten, was je existirt hat, bei dem Leibe des Ehrenmannes, der so eben verschieden ist, schwöre ich Ihnen, daß das Leben, welches ich Ihnen verdanke, Ihnen gehört.« Und er, Dominique, hatte geantwortet: »Mein Herr, ich nehme dies an, obschon ich nicht weiß, wann und wie ich Ihnen den Dienst habe leisten können, von dem Sie sprechen; doch die Menschen sind Brüder und in die Welt gestellt, um einander zu helfen. Bedarf ich also Ihrer, so werde ich zu Ihnen kommen. Ihr Name und Ihre Adresse?«

Man erinnert sich, daß Salvator an den Schreibtisch von Colombau gegangen war, seinen Namen und seine Adresse auf ein Papier, das er sodann Sarranti übergab, geschrieben hatte, und daß der Mönch das Papier zusammengefaltet in sein Gebetbuch gelegt hatte.

Dominique ging rasch in seine Bibliothek, nahm das Buch vom zweiten Fache, und fand das Papier bei dem Blatte, wo er es niedergelegt hatte.

Sodann, als hätte sich die Sache an demselben Tage zugetragen, erinnerte er sich der Kleidung, der Stimme, der kleinsten Einzelheiten der Person von Salvator, und er erkannte in ihm den jungen Mann mit der sanften Stirne und dem sympathischen Lächeln, den er in seinem Traume wiedergesehen hatte.

»Auf!« sagte er, »es ist nicht zu zögern, und das ist eine Eingebung Gottes. Dieser junge Mann erschien wohl, ich weiß nicht unter welchem Titel, mit einem der höheren Agenten der Polizei, mit demselben, mit dem ich ihn gestern in der Himmelfahrts-Kirche sprechen sah; durch diesen

Agenten kann er erfahren, aus welchem Grunde mein Vater verhaftet worden ist. Kein Augenblick ist zu verlieren, laufen wir zu Herrn Salvator.«

Er vollendete in Eile seine mönchische Toilette.

In dem Momente, wo er weggehen wollte, trat die Concierge, in einer Hand eine Tasse Milch, in der andern ein Journal haltend, ein; aber Dominique hatte weder Zeit, sein Journal zu lesen, noch zu frühstücken. Er hieß die Concierge Alles auf die Console legen; sagte ihr, er werde wohl in ein paar Stunden zurückkommen, einstweilen jedoch müsse er ausgehen.

Er stieg rasch die Treppe hinab und kam nach zehn Minuten in die Rue Macon, vor das Haus, wo Salvator wohnte.

Vergebens suchte er den Klopfen oder die Klingel.

Die Thüre öffnete sich, am Tage mittelst einer Art von Kette, welche eine Klinke zog; bei Nacht nahm man die Kette herein, und die Thüre war geschlossen.

Mochte noch Niemand ausgegangen sein, war die Kette durch einen Zufall nach innen gefallen, es war nicht möglich, die Thüre zu öffnen.

Ohne Zweifel würde er lange geklopft haben, hätte nicht die Stimme von Roland Salvator und Fragola verkündigt, es komme ein unerwarteter Besuch.

»Das ist ein Freundesbesuch!« sagte Salvator.

»Woran erkennst Du dies?«

»Am munteren, einschmeichelnden Bellen des Hundes. Oeffne das Fenster-, Fragola, und sieh, wer dieser befreundete Besuch ist.«

Fragola öffnete das Fenster und erkannte den Abbé Dominique, den sie am Tage des Todes von Colombau gesehen hatte.

»Es ist der Mönch,« sagte sie.

»Welcher Mönch? . . . der Abbé Dominique?«

»Ja.«

»Ah! ich sagte wohl, es sei ein Freund!« rief Salvator.

Und er stieg rasch die Treppe hinab, Roland voran, der sich die Stufen hinabgestürzt hatte, sobald er die Thüre offen gesehen.

XI.

Unnütze Erkundigungen.

Mit einer Geberde ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit reichte Salvator dem Abbé Dominique beide Hände.

»Sie, mein Vater ?« rief er.

»Ja,« antwortete ernst der Mönch.

»Ah! seien Sie willkommen!«

»Sie erkennen mich also ?«

»Sind Sie nicht mein Retter?«

»Sie haben es mir wenigstens gesagt, und zwar bei einem so schmerzlichen Umstande, daß es nicht nöthig ist, Sie daran zu erinnern.«

»Und ich wiederhole es Ihnen.«

»Erinnern Sie sich dessen, was Sie beifügten?«

»Bedürfen Sie je meiner, so gehöre Ihnen das Leben, das ich Ihnen verdanke.«

»Ich habe Ihr Anerbieten nicht vergessen, wie Sie sehen, ich bedarf Ihrer, und hier bin ich.«

Diese Worte austauschend, waren sie in das nach einer antiken Zeichnung von Pompeji decorirte kleine Speisezimmer gekommen.

Der junge Mann bot dem Mönche einen Stuhl, und während er Roland winkte, der den Rock des Abbé Dominique beroch, als suchte er, bei welcher Gelegenheit er ihn gesehen habe, setzte er sich zu ihm. Vom Gespräche durch seinen Herrn entfernt, hockte sich Roland unter den Tisch.

Der Mönch legte seine bleiche, schmale Hand auf die Hand von Salvator. Trotz ihrer Blässe war seine Hand fieberhaft.

»Ein Mann,« sprach der Abbé Dominique, »für den ich eine tiefe Zuneigung hege, ist, vor ein paar Tagen erst in Paris angekommen, gestern an meiner Seite, in der Rue Saint-Honoré, bei der Himmelfahrts-Kirche verhaftet worden, ohne daß ich es wagte, ihm Hilfe zu leisten, — zurückgehalten durch den Rock, mit dem ich bekleidet bin.«

Salvator verbeugte sich.

»Ich habe es gesehen, mein Vater,« sagte er, »und ich muß zu seinem Lobe beifügen, daß er

sich kräftig vertheidigt hat.«

Der Abbé schauerte bei dieser Erinnerung.

»Ja,« sagte er, »ich befürchte, diese Vertheidigung, so gerecht sie auch ist, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet.«

»Sie kennen also diesen Mann?« fragte Salvator, indem er den Mönch fest anschaute.

»Oh! ich habe Ihnen gesagt, daß ich eine tiefe Zärtlichkeit für ihn hege.«

»Welches Verbrechens ist er angeklagt?«

»Das ist es, was ich durchaus nicht weiß, und was ich gern wissen möchte, und der Dienst, um den ich Sie bitten wollte, besteht darin, Sie mögen mir erfahren helfen, aus welcher Ursache er verhaftet worden ist.«

»Ist das Alles, was Sie von mir wünschen, mein Vater ?«

»Ja: ich habe Sie nach dem Bas-Meudon in Begleitung eines Mannes kommen sehen, der mir ein höherer Agent der Polizei zu sein schien. Gestern habe ich Sie mit diesem Manne sprechend wiedergesehen. Ich dachte, durch ihn könnten Sie vielleicht das Verbrechen erfahren, dessen mein . . . Freund beschuldigt ist«

»Wie heißt Ihr Freund, mein Vater?«

»Dubreuil.« «

»Sein Stand?«

»Es ist ein vormaliger Militär, der, wie ich glaube, von seinem Vermögen lebt.«

»Woher kommt er?«

»Von fernen Ländern, aus Asien . . .«

»Es ist also ein Reisender?«

»Ja,« antwortete der Abbé, traurig den Kopf schüttelnd; »sind wir nicht alle Reisende?«

»Ich ziehe einen Ueberrock an, mein Vater, und ich gehöre Ihnen. Ich will Sie nicht länger aufhalten; denn, glaube ich der Traurigkeit Ihres Gesichtes, so sind Sie einer tiefen Besorgniß preisgegeben.«

»Einer sehr tiefen,« antwortete der Mönch.

Salvator, der nur eine Blouse anhatte, ging in's anstoßende Zimmer und erschien in einem Augenblicke wieder im Ueberrocke.«

»Nun bin ich zu Ihren Befehlen, mein Vater,« sagte er.

Der Abbé stand rasch auf, und Beide gingen die Treppe hinab.

Roland hob den Kopf empor und folgte ihnen mit seinem verständigen Blicke, bis sie die Thüre wieder zugemacht hatten; als er aber sah, daß man seiner wahrscheinlich nicht bedurfte, da man ihm nicht zu kommen winkte, so ließ er seinen Kopf wieder zwischen seine zwei Pfoten fallen und beschränkte sich darauf, daß er einen tiefen Seufzer ausstieß.

An der Hausthüre blieb Dominique stehen.

»Wohin gehen wir ?« fragte er.

»Auf die Polizeipräfector.«

»Ich bitte Sie um Erlaubnis, einen Fiacre zu nehmen,« sagte der Mönch. »Mein Rock ist so kenntlich; und es könnten vielleicht so schwere Inconvenienzen für meinen Freund daraus entstehen, wenn man wüßte, ich beschäftige mich mit ihm, daß dies, wie ich glaube, eine unerläßliche Vorsicht ist.«

»Ich wollte Ihnen das vorschlagen,« erwiderte Salvator.

Man rief einen Fiacre, und die zwei jungen Männer stiegen ein; Salvator stieg am Ende des Pont Saint-Michel wieder aus.

»Ich werde Sie an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-'Auxerrois erwarten,« sagte der Mönch.

Salvator nickte beistimmend mit dem Kopfe; der Fiacre fuhr durch die Rue de la Barrillerie weiter. Salvator ging den Quai des Orfèvres hinab.

Herr Jackal war nicht auf der Präfector. Die Scenen vom vorhergehenden Tage hatten Paris in Aufregung gebracht. Man befürchtete, oder vielmehr, sagen wir es, man hoffte einige Zusammenschaarungen. Alle Polizeiagenten, Herr Jackal an der Spitze, waren auswärts, und der Huissier wußte die Stunde seiner Rückkehr nicht.

Man konnte also nicht ans ihn warten: besser war es, ihn zu suchen.

War es tiefe Kenntniß von Herrn Jackal, war es, Verschwörerinstinct, Salvator wußte, wo er ihn finden würde.

Er ging den Quai hinab und wandte sich rechts auf den Pont Neuf.

Er hatte nicht zehn Schritte gemacht, als er einem Wagen begegnete; er hörte das Geräusch einer Hand, welche an die Scheibe des Schlags als Zeichen eines Rufes klopfte: er blieb stehen.

Der Wagen hielt auch an.

Der Schlag wurde geöffnet.

»Steigen Sie ein!« sagte eine Stimme.

Salvator wollte sich mit der Nothwendigkeit, einen Freund einzuholen, entschuldigen, als er in dem Manne, der diese Einladung an ihn richtete, den General Lafayette erkannte.

Er zögerte nicht und nahm bei ihm Platz.

Der Wegen ging wieder ab; jedoch sachte.

»Sie sind Herr Salvator, nicht wahr?« fragte der General.

»Ja, General, und ich habe zweimal die Ehre gehabt, mich mit Ihnen als Abgeordneter der hohen Venta zusammenzufinden.«

»So ist es; ich habe Sie wiedererkannt, und darum habe ich Sie angehalten. Sie sind Logenchef, nicht wahr?«

»Ja, General.«

»Wie viel Leute haben Sie?«

»Ich vermöchte es nicht genau zu sagen, doch ich habe viele.«

»Zweihundert? dreihundert?«

Salvator lächelte.

»General,« sagte er, »am Tage, wo Sie meiner bedürfen werden, verspreche ich Ihnen dreitausend Soldaten.«

Der General schaute Salvator an.

Salvator neigte den Kopf mit einer Geberde der Bestätigung.

Es lag ein so redlicher Ausdruck von Vertrauen in der Physiognomie des jungen Mannes, daß man unmöglich zweifeln konnte.

»Je mehr Sie haben« desto wichtiger ist es, daß Sie die Neuigkeit erfahren.«

»Welche?«

»Die Wiener Affaire hat fehlgeschlagen.«

»Ich vermuthete es,« sagte Salvator. »Ich habe euch gestern meine Leute ermahnt, sich nicht in die Bewegung zu mischen.«

»Und Sie haben wohl daran gethan. Man will heute einen Aufstand.«

»Ich weiß das.«

»Doch Ihre Leute . . .?«

»Der für gestern gegebene Befehl besteht auch noch für heute. Darf ich Sie nun fragen, General, ob die Nachricht, die Sie mir mittheilen, aus sicherer Quelle kommt?«

»Ich habe sie von Herrn von Marunde, der sie vom Herzog von Orleans hat.«

»Und der Prinz hat ohne Zweifel einige Details erfahren ?«

»Positive Details. Ein Courier ist gestern angekommen, unter dem Vorwande von Handelsangelegenheiten, abgesandt vom Hause Arnstein und Eskeles in Wien an das Haus Rothschild in Paris, in Wirklichkeit aber, um den Prinzen zu unterrichten.«

»Das Complot ist also angezeigt?«

»Man weiß nicht, ob es durch eine Mechnation der Polizei oder durch einen von den Zufällen, welche das Angesicht der Reiche erhalten oder verändern, gescheitert ist. Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, was dort beschlossen wurde?«

»Ja, einer von den Hauptchefs der Verschwörung hat uns Alles gesagt. Der Herzog von Reichstadt ist durch die Vermittlung seiner Geliebten mit einem ehemaligen Diener von Napoleon, dem General Lebastard de Prémont, in Verbindung gebracht worden. Der junge Prinz willigte ein, zu fliehen, und diese Flucht sollte an dem Tage stattfinden, wo ein Buchstabe am Worte Χαιρε mit Metallbuchstaben geschrieben über die Thüre einer zwischen dem Meidlinger Thore und dem Fuße des Grünen Berges liegenden Villa fehlen würde. Das ist Alles, was ich weiß.«

»Nun wohl, am 24. März fehlte das ε. Abends um sieben Uhr warf der Herzog einen Mantel auf seine Schultern und ging aus. Als er an das Methlinger Thor kam, versperrte ihm ein Wächter, — die Wächter des Palastes von Schönbrunn sind Gendarmen des Hofes, — versperrte ihm ein Wächter den Weg.«

»»Ich bin es,«« sagte der Prinz, »»erkennen Sie mich nicht?««

»»Doch, Hoheit,«« antwortete der Wächter sich verbeugend: »»aber . . .««

»»Werden Sie in zwei Stunden noch hier auf der Wache sei?««

»»Nein, Hoheit; es ist halb acht Uhr, und auf den Schlag neun Uhr löst man mich ab.««

»»Nun, so sagen Sie Ihrem Nachfolger, ich sei ausgegangen, damit er mich, wenn er mich zufällig nicht kennt, wieder hineinläßt. Nach einem heißen Liebesabenteuer wäre es traurig, eine kalte Nacht auf der Landstraße zuzubringen.««

»Und diese Worte sprechend, drückte der Prinz dem Gendarmen vier Goldstücke in die Hand.

»»Sie werden mit Ihrem Nachfolger theilen,«« sagte er; »»es wäre nicht gerecht, wenn derjenige, welcher mich hinausläßt, Alles hätte, und derjenige, welcher mich hineinlassen wird, nichts bekäme.««

»Der Soldat nahm die vier Goldstücke, und der Herzog ging durch das Gitter. Am Fuße des Grünen Berges wartete ein Wagen mit einer Escorte von vier Männern zu Pferde; der Herzog stieg in den Wagen, und er ging im Galopp ab; die vier Reiter folgten. Der Eine von diesen vier Männern war der General Lebastard de Prémont; er sollte die ersten drei Posten zu Pferde machen, dann zum Herzog einsteigen und seine Reife mit ihm fortsetzen. Man wandte sich um das Schloß Schönbrunn, und man kam über Baumgarten und Hütteldorf nach Weidlingen. Hier ist eine Brücke über die Wien geschlagen. Auf dieser Brücke fand sich ein umgeworfener Wagen, der Kälber nach dem Markte führte. Die Kälber waren mitten auf der Brücke angehäuft und versperrten den Weg.

»»Macht die Straße frei!«« sagte der General zu seinen Gefährten.

»Diese stiegen ab und schickten sich an, das Hinderniß zu beseitigen.

»Doch in demselben Augenblicke sah man den Helm und die Epauletten eines Oberofficiers glänzen, der aus dem nahen Wirthshause herauskam: es war der General Houdon. Hinter ihm marschirten ungefähr zwanzig Mann.

»»Kehre um!«« sagte der General zu dem als Postillon verkleideten Manne.

»Dieser, der die Dringlichkeit der Lage begriff, ließ schon seine Pferde sich drehen, als man den Galopp eines Trupps von Reitern hörte, welche auf der Landstraße, der man gefolgt war, herbeikamen.

»»Fliehen Sie, General!« rief der Herzog; »»wir sind verrathen!««

»»Aber Sie, Hoheit . . .?««

»»Ach! ich . . . seien Sie unbesorgt, mir wird man nichts zu Leide thun . . . Fliehen Sie! Fliehen Sie!««

»»Aber, Hoheit. . .««

»»Ich sage Ihnen, Sie sollen fliehen, oder Sie sind verloren . . . und wenn es sein muß, befehle ich es Ihnen im Namen meines Vaters.««

»»Im Namen des Kaisers,«« rief eine starke Stimme, »»haltet an.««

»»Sie hören?«« sagte der Herzog. »»Fliehen Sie, ich will es, ich bitte Sie darum.««

»»Ihre Hand, Hoheit . . .««

»Der Herzog steckte seine Hand zum Schläge hinaus, der General drückte seine Lippen darauf; dann stieß er seinem Pferde die Sporen in den Bauch und setzte über die Brustmauen. Man hörte das Geräusch des Pferdes und des Mannes, wie sie in den Fluß fielen, und dann nichts mehr. Die Nacht war zu finster, als daß man sehen konnte, was aus ihnen geworden war. Was den Herzog betrifft, er wurde nach Wien in die kaiserliche Burg zurückgeführt.«

»Und,« fragte Salvator, »Sie denken, General, ein einfacher Zufall habe den Wagen umgeworfen und die Soldaten auf jede Seite der Brücke geführt?«

»Das ist möglich; doch es ist nicht die Meinung des Herzogs von Orleans: er glaubt, die Polizei von Herrn von Metternich sei durch die französische Polizei in Kenntniß gesetzt worden. In jedem Falle sind Sie nun unterrichtet . . . Vorsicht, Klugheit!«

Der General ließ seinen Wagen halten.

»Seien Sie unbesorgt!« sagte Salvator.

Sodann, als er auszusteigen.zögerte, fragte Lafayette:

»Nun?«

»Werden Sie mir, wenn ich aussteige, dieselbe Gunst bewilligen, welche der Herzog von Reichstadt dem General Lebastard de Prémont bewilligt hat?«

Und er nahm die Hand des Generals, um sie zu küssen; dieser zog aber seine Hand zurück, bot ihm beide Wangen dar, und sprach:

»Umarmen Sie mich, und küssen Sie mir zu Gefallen die erste hübsche Frau, der Sie begegnen werden.«

Salvator umarmte den General, und stieg aus dem Wagen, der seinen Weg nach dem Luxembourg fortsetzte.

Salvator aber kehrte durch die Rue Dauphine und über den Pont des Arts zurück.

Der Fiacre wartete an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-I'Auxerrois.

Die Bangigkeiten des armen Dominique wären noch viel erschrecklicher gewesen, hätte der General Lafayette ihm gesagt, was er. Salvator erzählt hatte!

Salvator theilte mit zwei Worten Dominique die Abwesenheit von Herrn Jackal mit und erklärte ihm, ohne ihm zu sagen, wer ihn aufgehatten, die Ursache seines Verzugs.

Doch wir wiederholen, Salvator wußte, wo er Herrn Jackal finden konnte.

Er befahl, in der That ohne das geringste Zögern, dem Fiacre mit dem Bruder Dominique an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg zu halten, und durch den Hof des Louvre gehend ,

indeß der Fiacre den Quais folgte, erreichte er die Rue Saint-Honoré.

Wie er es vorhergesehen, war von der Saint-Roche-Kirche an die Rue Saint-Honoré versperrt.

Es gibt in Paris Neugierige des Tages und Neugierige des andern Tages: die Neugierigen des Tages, die das Ereigniß machen, und die Neugierigen des andern Tages, die den Schauplatz des Ereignisses in Augenschein nehmen.

Es besichtigten aber zehn bis zwölftausend Neugierige des andern Tages mit ihren Frauen und ihren Kindern den Schauplatz des Ereignisses.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Promenade nach Saint-Cloud oder nach Versailles an einem Festtage.

Mitten unter diesen Neugierigen hoffte Salvator Herrn Jackal wiederzufinden.

Er mischte sich unter dieses Gedränge.

Wir werden nicht sagen, wie viel Blicke, ehe er zur Rue de la Paix kam, mit dem seinigen correspondirt halten, wie viel Hände die seinige berührt hatten, und dennoch war kein Wort gewechselt worden; nur eine Geberd, welche bedeutete: »Nichts.«

Dem Hotel de Mayence gegenüber hielt Salvator an. Er hatte getroffen, was er suchte.

Bekleidet mit einem Ueberrocke à la propriétaire, auf dem Kopfe einen Hut à la Bolivar, einen Regenschirm unter dem Arme, und eine Prise Tabak aus einer Dose à la Charte nehmend, perorirte und erzählte Herr Jackal ganz emphatisch, und zwar zum größten Nachtheile der Polizei, wohlverstanden, die Ereignisse des vorhergehenden Tages.

In einem Momente, wo Herr Jackal seine Brille aufgehoben hatte, kreuzte sich sein Blick mit dem von Salvator; dieser Blick blieb unempfindlich, und Salvator begriff dennoch, daß Herr Jackal ihn gesehen hatte.

Der Blick von Herrn Jackal nahm wirklich ein paar Secunden nachher dieselbe Richtung, und dieser neue Blick drückte die Frage aus:

»Haben Sie mir etwas zu sagen?«

»Ja,« antwortete Salvator-

»Gehen Sie voran; ich folge Ihnen.«

Salvator ging voran und trat unter einen Thorweg.

Herr Jackal folgte ihm dahin.

Salvator trat gerade auf ihn zu, verbeugte sich leicht, jedoch ohne ihm die Hand zu geben, und

sagte:

»Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen, Herr Jackal doch Sie suchte ich.«

»Ich glaube Ihnen, Herr Salvator,« erwiderte der Polizeichef mit seinem feinen Lächeln.

»Ja, der Zufall hat mich vortrefflich bedient,« sprach Salvator. »Ich komme von der Präfectur.«

»Wahrhaftig!« rief Herr Jackal, »Sie haben sich die Mühe genommen, zu mir zu gehen?«

»Ja, und Ihr Huissier wird es bestätigen. Nur war ich, da er mir nicht sagen konnte, wo ich Sie finden werde, gezwungen, es zu errathen, und ich habe Sie meinem guten Sterne vertrauend aufgesucht.«

»Sollte ich das Glück haben, Ihnen irgend einen Dienst leisten zu können, mein lieber Herr Salvator?« fragte Herr Jackal.

»Ei! mein Gott! ja,« antwortete der junge Mann, »Sie können dieses Glück haben, wenn Sie überhaupt wollen.«

»Lieber Herr Salvator, Sie sind zu geizig mit solchen Gelegenheiten, als daß ich sie mir würde entschlüpfen lassen.«

»Und das ist sehr einfach, wie Sie sehen werden.

Der Freund von einem meiner Freunde ist gestern Abend im Getümmel verhaftet worden.«

»Ah!« machte Herr Jackal.

»Das setzt Sie in Erstaunen?« fragte Salvator.

»Nein, denn ich hörte sogar, es habe gestern eine große Menge Verhaftungen stattgefunden. Bringen Sie mich auf die Spur, lieber Herr Salvator.«

»Das ist sehr leicht; ich habe Ihnen denselben in dem Augenblicke, wo man ihn verhaftete, gezeigt.«

»Ah! . . . es ist gerade dieser? . . . Seltsam! . . .«

»Würden Sie ihn unter den Gefangenen wiedererkennen?«

»Ich kann nicht dafür stehen: ich habe ein so kurzes Gesicht! Doch wenn Sie mir mit seinem Namen helfen wollen . . .«

»Er heißt Dubreuil.«

»Dubreuil? Warten Sie doch,« sagte Herr Jackal, indem er sich mit der Hand vor die Stirne

schlug, wie ein Mensch, der seine Gedanken zu sammeln sucht. »Dubreuil? . . . Ja, ja, ja, ich kenne diesen Namen.«

»Ei! wenn Sie Auskunft nöthig hätten, so könnte ich Ihnen unter der Menge die zwei Agenten suchen, die ihn verhaftet haben? Ihre Gesichter sind mir so gegenwärtig, daß ich sie wiedererkennen würde, dessen bin ich sicher . . .«

»Sie glauben?«

»Um so mehr, als ich sie schon in der Kirche bemerkt hatte . . .«

»Nein, das ist unnöthig . . . Wünschen Sie einige Auskunft über den Unglücklichen?«

»Ich wünsche ganz einfach zu wissen, aus welchem Grunde dieser Unglückliche, wie Sie ihn nennen, verhaftet worden ist.

»Ah! das kann ich Ihnen in diesem Augenblicke nicht sagen.«

»In jedem Falle werden Sie mir wohl sagen, wo Sie glauben, daß er ist.«

»Auf dem Depot, natürlich . . . wenn ihn nicht etwa eine besondere Bezeichnung nach der Conciergerie oder nach der Force bringen gemacht hat.«

»Diese Auskunft ist unbestimmt.«

»Was wollen Sie, mein lieber Herr Salvator? Sie fassen mich ganz unverhofft an.«

»Sie, Herr Jackal! faßt man Sie je so?«

»Gut! nun sind Sie wie die Anderen. Weil ich Herr Jackal heiße, so ziehen Sie Analogien ans meinem Namen, und Sie glauben, ich sei fein wie ein Fuchs!«

»Ei! das ist Ihr Ruf.«

»Nun wohl! ich bin das Gegentheil von Figaro: ich bin weniger werth als mein Ruf, das schwöre ich Ihnen. Nein, ich bin ein guter Kerl, und das macht meine Stärke. Man heilt mich für schlau, man fürchtet meine Feinheiten, und läßt sich durch meine Gutmüthigkeit fangen. An dem Tage, wo ein Diplomat nicht mehr lügt, wird er alle seine Collegen täuschen, denn nie werden sie glauben können, er spreche die Wahrheit.«

»Herr Jackal, machen Sie mich nicht glauben, Sie haben Befehl gegeben, einen Mann zu verhaften, ohne die Ursache zu wissen, aus der Sie ihn verhaften ließen.«

»Ei! hört man Sie, so sollte man glauben, ich sei König von Frankreich!«

»Nein, doch Sie sind König von Jerusalem.«

»Vicekönig, und! . . . Präfect allerhöchstens!

Sind nicht Herr von Corbière und Herr Delavau da, die vor mir in meinem Reiche regieren?«

»Also,« sagte Salvator, den Polizeichef fest anschauend, »Sie weigern sich also, mir zu antworten?«

»Ich weigere mich nicht, Herr Salvator, nur ist mir das buchstäblich unmöglich. Was kann ich Ihnen sagen? . . . Man hat Herrn Dubreuil verhaftet?«

»Ja, Herrn Dubreuil.«

»Nun wohl, dafür ist ein Grund vorhanden.«

»Dieses: Grund ist es gerade, was ich zu wissen verlange.«

»Er wird die Ordnung gestört haben.«

»Nein, denn ich habe ihn in dem Augenblicke, wo er verhaftet wurde, angeschaut.«

»Nun, dann wird man ihn für einen Andern gehalten haben.«

»Das geschieht also zuweilen?«

»Ei!« erwiderte Herr Jackal, indem er sich die Nase mit Tabak vollstopfte, »nur unser Heiliger Vater ist unfehlbar, und auch . . .«

»Erlauben Sie mir, Ihre Worte auszulegen, mein lieber Herr Jackal.«

»Thun Sie das; doch wahrhaftig, Sie erweisen ihnen zu viel Ehre.«

»Ist Ihnen das Gesicht des Verhafteten unbekannt?«

»Ja, ich sah ihn gestern zum ersten Male.«

»Sein Name ist Ihnen unbekannt?«

»Sein Name Dubreuil . . . ja.«

»Und die Ursache seiner Verhaftung, ist Ihnen unbekannt ?«

Herr Jackal drückte seine Brille wieder auf seine Augen nieder.

»Völlig unbekannt,« sagte er.

»Woraus ich schließe,« fuhr Salvator fort, »daß die Ursache seiner Verhaftung von geringer Bedeutung ist, und daß sie folglich nicht von langer Dauer sein dürfte.«

»Ah! Gewiß!« antwortete mit einer väterlichen Miene Herr Jackal. »Ist es das, was Sie wissen

wollten?«

»Ja.«

»Warum sagten Sie es denn nicht früher? Ich will nicht gerade behaupten, daß der Freund Ihres Freundes zur Stunde, wo ich mit Ihnen spreche, freigelassen ist; doch da er Ihr Schützling ist, so haben Sie durchaus nichts zu befürchten, und sobald ich auf die Præfectur komme, öffne ich diesem Burschen beide Flügel der Thüre.«

»Ich danke!« sprach Salvator, indem er den Polizeimann tief anschaute. »Ich darf also auf Sie zählen?«

»Das heißt, Ihr Freund kann auf beiden Ohren schlafen. Ich habe in meinen *ernsten* Cattons nicht ein einziges Actenfascikel mit dem Namen Dubreuil. Ist das Alles, was Sie von mir wünschen?«

»Nichts Anderes.«

»Wahrhaftig, Herr Salvator,« sagte der Polizeimann, als er sah, daß die Menge sich verlief, und daß die Zusammenschaarung beinahe zerstreut war; »wahrhaftig, die Dienstes die Sie von mir verlangen, haben große Aehnlichkeit mit den Zusammenrottungen; man glaubt sie fest zu halten, und sie zerplatzen einem in der Hand wie Seifenblasen.«

»Das ist so,« erwiderte Salvator lachend, »weil die Zusammenrottungen verpflichten wie die Dienste. Darum sind sie so selten und folglich so kostbar.«

Herr Jackal hob seine Brille empor, schaute Salvator an, stopfte sich die Nase mit Tabak voll, drückte seine Brille wieder nieder und sagte:

»Nun also?«

»Aus Wiedersehn, lieber Herr Jackal,« antwortete Salvator.

Und er grüßte den Polizeimann, dem er die Hand eben so wenig gab, da er ihn verließ, als da er ihn angedet hatte, schritt über die Rue Saint-Honoré von rechts nach links und begab sich wieder zu Dominique, der ihn in seinem Fiacre an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg erwartete.

Er öffnete sodann den Schlag des Fiacre reichte Dominique beide Hände und sprach:

»Sie sind Mann, Sie sind Christ, Sie wissen folglich, was der Schmerz ist, was die Resignation ist . . .«

»Mein Gott!« rief der Mönch, seine weißen Hände faltend.

»Nun wohl, die Lage Ihres Freundes ist ernst, sehr ernst!«

»Er hat Ihnen also Alles gesagt?«

»Er hat mir im Gegentheile nichts gesagt, und das ist es, was mich erschreckt. Er kennt Ihren Freund nicht von Gesichte; er hat gestern zum ersten Male den Namen Dubreuil aussprechen hören, und er weiß die Ursache seiner Verhaftung nicht . . . Mißtrauen Sie, ich wiederhole es Ihnen, die Sache ist ernst, sehr ernst!«

»Was ist zu thun?«

»Gehen Sie nach Hause . . . Ich will meinerseits nachforschen, forschen Sie Ihrerseits nach, und zählen Sie auf mich.«

»Freund,« sprach Dominique, »da Sie so gut sind . . .«

»Was?« fragte Salvator, den Mönch anschauend.

»Lassen Sie mich Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen nicht Alles gesagt habe.«

»Ist es noch Zeit? Sprechen Sie!«

»Nun denn, der Verhaftete heißt nicht Dubreuil, ist nicht mein Freund.«

»Nicht?«

»Er heißt Sarranti und ist mein Vater.«

»Ah!« rief Salvator, »ich weiß nun Alles.«

Sodann den Mönch anschauend.

»Treten Sie in die erste die beste Kirche ein, die Sie treffen, und beten Sie!«

»Und Sie?«

»Ich . . . ich werde zu handeln suchen.«

Der Mönch nahm die Hand von Salvator und küßte sie, ehe dieser Zeit gehabt hatte, sich zu widersetzen.

»Bruder, Bruder,« sprach Salvator, »ich habe Ihnen gesagt, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele, doch man darf uns nicht beisammen sehen. Gott besohlen!«

Er schloß den Schlag wieder und entfernte sich rasch.

»Nach der Saint-Germain-des-Prés-Kirche!« sagte der Mönch.

Und während der Fiacre den Weg nach dem Pont de la Concorde mit dem gewöhnlichen Gange eines Fiacre einschlug, ging Salvator schleunigst wieder die Rue de Rivoli hinaus.

XII.

Das Gespenst.

Die Saints-Germain-des-Prés-Kirche, mit ihrer romanischen Vorhalle, ihren massiven Pfeilern, ihren gedrückten Bögen, ihrem Dufte vom achten Jahrhundert, ist eine der düstersten Kirchen von Paris, und folglich eine von denjenigen, wo man am leichtesten die Vereinzelung des Leibes und die Erhebung der Seele finden kann.

Es hatte also nicht ohne Grund Dominique, der nachsichtige Mönch, aber der strenge Mensch, Saint-Germain-des-Prés gewählt, um hier mit Gott von seinem Vater zu reden.

Er betete lange, und es war über fünf Uhr Nachmittags, als er, die Hände in seinen weiten Ärmeln verloren, den Kopf auf seine Brust gesenkt, daraus wegging.

Er wandelte langsam nach der Rue du Bot-de-Fer, immer hoffend, — indessen mit einer sehr schüchternen und unbestimmten Hoffnung, — aus dem Gefängnisse abgegangen, werde sein Vater gekommen sein, um nach ihm zu fragen.

Seine erste Frage an die gute Frau, welche beim Abbé die Functionen einer Concierge und einer Löhnerin cumulierte, war auch, daß er sich erkundigte, ob in seiner Abwesenheit Niemand nach ihm gefragt habe.

»Doch, mein Vater,« antwortete die Concierge, »ein Herr . . .«

Dominique bebte.

»Sein Name?« fragte er.

»Er hat ihn mir nicht gesagt.«

»Sie kennen ihn nicht?«

»Nein . . . es ist das erste Mal, daß er kommt.«

»Sie sind sicher, daß es nicht der ist, welcher mir gestern einen Brief gebracht hat?«

»Ah! Nein, diesen hätte ich wohl erkannt: es gibt nicht zwei so finstere Gesichter in Paris.«

»Armer Vater!« murmelte Dominique.

»Nein,« fuhr die Concierge fort, »die Person, welche zweimal gekommen ist, — denn sie ist zweimal gekommen: einmal um Mittag, und das andere Mal um vier Uhr; — die Person, welche zweimal gekommen ist, ist mager und kahl. Es ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mit kleinen, wie die eines Maulwurfs tief im Kopfe liegenden Augen und ganz krankem Aussehen.

Sie werden ihn übrigens wahrscheinlich sogleich sehen, denn er hat gesagt, er wolle einen Gang machen und werde dann wiederkommen . . . Soll ich ihn herauflassen?«

»Gewiß,« erwiderte der Abbé zerstreut; denn in diesem Augenblicke war ihm an nichts gelegen, als an dem, was von seinem Vater kam.

Und er nahm seinen Schlüssel und schickte sich an, hinaufzugehen.

»Aber,« sagte die gute Frau, »Herr Abbé . . .«

»Was?«

»Sie haben also auswärts gefrühstückt?«

»Nein,« antwortete der Abbé, den Kopf schüttelnd.

»Als o haben Sie den ganzen Tag nichts gegessen?«

»Ich habe nicht daran gedacht. Sie werden mir etwas beim Restaurateur holen . . . was Ihnen beliebt.«

»Wenn der Herr Abbé wollte,« sagte die gute Frau, indem sie einen Blick auf ihren Ofen warf, »ich habe einmal eine gute Fleischbrühe . . .«

»Wohl!«

»Sodann würde ich ein paar Cotelettes auf den Rost legen; das wäre für den Herrn Abbé viel besser als Fleisch vom Restaurateur.«

»Thun Sie, was Sie wollen.«

»Ja fünf Minuten werden die Fleischbrühe und die Cotelettes bei Ihnen sein.«

Der Abbé nickte beipflichtend mit dem Kopfe und ging die Treppe hinauf. Als er in sein Zimmer eintrat, öffnete er das Fenster. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne glitten golden durch die Zweige der Bäume des Luxembourg, deren Knospen zu schwellen anfangen.

Es war in der Luft der in's Veilchenblaue spielende kleine Nebel, der das Herannahen des Frühlings verkündigt.

Der Abbé setzte sich, stützte seinen Ellenbogen auf das Fenstergesims, schaute und horchte auf die Schwärme von Sperlingen, welche zwitscherten, ehe sie in ihre Hagebuchen zurückkehrten.

Die Concierge, wie sie es zu thun versprochen, brachte die Fleischbrühe und die zwei Cotelettes herauf; ohne den Mönch in seiner Meditation zu stören, denn sie war gewohnt, ihn so meditiren zu sehen, setzte sie sodann den Tisch vor ihn, und auf den Tisch sein Mittagsbrod.

Der Abbé hatte die Gewohnheit angenommen, Brod auf sein Fenster zu zerkrümeln, und an dieses Bettelgeschenk gewöhnt, eilten die Vögel herbei wie römische Clienten zur Thüre von Lucullus oder von Cäsar.

Einen Monat lang war das Fenster geschlossen geblieben; einen Monat lang hatten die Vögel vergebens ihrem Freunde gerufen; einen Monat lang hatten sie sich vergebens auf den äußeren Rand dieses Fensters gesetzt und neugierig durch die Scheide geschaut.

Das Zimmer war leer: der Abbé Dominique war in Penhoël.

Als aber die Vögel das Fenster offen sahen, da verdoppelte sich ihr Geschwätz. Man hätte glauben sollen, sie verkündigen einander die frohe Neuigkeit. Endlich wagten es einige von ihnen, mit besserem Gedächtnisse, um den Mönch zu flattern.

Das Geräusch der Flügel entzog ihn seiner Träumerei.

»Ah!« sagte er, »arme Kleine, ich vergaß euch, und ihr erinnert euch; ihr seid besser als ich.«

Und er nahm sein Brod, wie er es früher gethan, und zerkrümelte es auf das Fenster.

Sogleich waren es nicht mehr zwei oder drei kühne Sperlinge, die sich zu nähern wagten: es war der ganze Flug seiner alten Pensionäre, der um ihn wirbelte.

»Frei, frei, frei!« murmelte Dominique; »ihr seid frei, reizende Vögel«, und mein Vater, er ist Gefangener!«

Und er fiel in seinen Lehnstuhl zurück, wo er einige Augenblicke in eine tiefe Träumerei versenkt blieb.

Dann trank er endlich maschinenmäßig seine Fleischbrühe und aß seine Cotelettes mit der Kruste von dem Brode, von dem er die Krume den Vögeln gegeben hatte.

Die Sonne sank indessen immer tiefer gegen den Horizont; sie vergoldete nur noch das äußerste Ende der Zweige und die Spitzen der Kantine. Die kleinen Vögel waren entfliegen, und man hörte in der Ferne, in den Hagebuchen, ihr Geschwätz, das mehr und mehr erlosch.

Immer maschinenmäßig, streckte Dominique die Hand aus und entfaltete sein Journal.

Die zwei ersten Colonnen enthielten die wortreiche Erzählung der Ereignisse des vorhergehenden Tages. Der Abbé Dominique, der wenigstens eben so gut, als ein Journal des Ministeriums wußte, woran er sich in dieser Hinsicht zu halten hatte, übersprang die zwei Colonnen; als er aber zur dritten kam, zog es wie eine Blendung vor seinen Augen vorüber; sein ganzer Leib zitterte, ein Schauer lief in ihm vom Kopfe bis zu den Füßen, ein kalter Schweiß überströmte seine Stirne: er hatte dreimal wiederholt, ehe er etwas gelesen, seinen Namen oder vielmehr den seines Vaters gesehen.

Aus welcher Veranlassung war der Name von Herrn Sarranti dreimal in den Colonnen dieses

Journals wiederholt?

Der arme Dominique hatte eine Erschütterung empfunden ähnlich der, welche die Gäste von Balthasar treffen mußte, als die unsichtbare Hand mit Flammenschrift die drei tödtlichen Worte an die Wand schrieb.

Er rieb sich die Augen, als blendete ihn ein Blutbild; er versuchte es, zu lesen, doch die Zeitung zitterte dergestalt in seinen beiden Händen, daß die Linien ihm blendend schillerten wie der Reflex eines Spiegels, den man bewegt.

Endlich breitete er das Blatt auf seinem Schooße aus, befestigte es auf beiden Seiten mit seinen Händen, und las beim letzten Scheine des Tages.

Sie errathen, nicht wahr, was er las? Er las die in die Journale eingerückte entsetzliche Notiz, die wir Ihnen vor Augen gelegt haben; die Notiz, in der sein Vater des Diebstahls und des Mordes eingeklagt war.

Der Blitz hätte nicht so ungeschlacht und so tödtlich einen Menschen niedergeschmettert, als es dieser erschreckliche Artikel that:

Plötzlich aber sprang er von seinem Stuhle an seinen Secretär und rief:

»Ab! Gott sei gelobt! Diese Verleumdung, mein Vater, wird in die Hölle zurückkehren, von der sie ausgegangen ist!«

Und er nahm aus der Schublade das uns bekannte Papier, die geschriebene Beichte von Herrn Gérard.

Er drückte heiße Küsse auf die Rolle, welche das Leben eines Menschen enthielt ; mehr als sein Leben, seine Ehre! — die Ehre seines Vaters!

Er öffnete sie, um sich zu versichern, es sei wirklich die kostbare Rolle, und er täusche sich nicht in seiner Hast; und als er die Handschrift erkannt und den Namen, mit dem sie unterzeichnet war, wieder gelesen hatte, küßte er sie aufs Neue; dann schob er sie unter seinen Rock, preßte sie an seine Brust, verließ das Zimmer, schloß die Thüre und stieg rasch die Treppe hinab.

Ein Mann stieg die Treppe zu gleicher Zeit herauf, da der Abbé Dominique hinabging. Doch der Abbé Dominique schenkte diesem Manne keine Aufmerksamkeit; er ging an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, beinahe ohne ihn zu sehen, als er sich am Aermel seines Rockes zurückgehalten fühlte.

»Verzeihen Sie, Herr Abbé,« sagte derjenige, welcher ihn zurückhielt, »ich ging zu Ihnen.«

Der Ton dieser Stimme machte Dominique beben; sie war ihm nicht unbekannt.

»Zu mir? . . . Später,« erwiderte Dominique; »ich habe nicht Zeit, wieder hinaufzugehen.«

»Und ich habe keine, wiederzukommen,« sprach der Mann, indem er diesmal den Arm des Mönches mit dem Aermel ergriff.

Dominique fühlte etwas wie einen tiefen Schrecken auf sich niederfallen.

Diese eisernen Hände, die ihm den Arm zusammendrückten, schienen die Hände eines Skelettes zu sein.

Er suchte denjenigen zu sehen, welcher ihn so auf seinem Wege aufhielt; doch die Treppe war in der Finsterniß, ein einziger Strahl des Tages drang durch ein Ochsenauge ein und beleuchtete einen schmalen Raum.

»Wer sind Sie, und was weilen Sie von mir?« fragte der Mönch, der seinen Arm vergebens loszumachen suchte.

»Ich bin Herr Gérard,« erwiderte der Mann, »und ich komme wegen des Bewußten.«

Dominique stieß einen Schrei aus.

Doch die Sache schien ihm so unmöglich, daß er, ehe er daran glaubte, dem Zeugnisse seiner Ohren das Zeugniß seiner Augen beifügen wollte.

Er nahm den Mann nun auch bei beiden Armen, und sprang mit ihm bis in den röthlichen Strahl, den einzigen, der die Treppe beleuchtete.

Der Kopf des Gespenstes befand sich im Lichte.

Es war in der That Herr Gérard.

Der Abbé wich, das Auge erschrocken, die Haare zu Berge stehend, seine Kinnbacken an einander klappernd, bis an die Wand zurück.

Hier blieb er in der Haltung eines Mannes, der einen Leichnam in seinem Sarge sich würde erheben sehen, und ließ mit einer dumpfen Stimme das einzige Wort entschlüpfen:

»Lebendig!«

»Allerdings lebendig,« sagte Herr Gérard. »Gott hat Mitleid mit meiner Reue gehabt und mir einen guten, jungen Arzt geschickt, durch den ich geheilt worden bin.«

»Sie?« rief der Abbé, der sich einem entsetzlichen Traume preisgegeben glaubte.

»Nun wohl« ja. Ich begreife, daß Sie mich für todt gehalten haben, doch ich bin es nicht.«

»Sind Sie schon zweimal heute hier gewesen?«

»Und ich komme zum dritten Male . . . Ich wäre zehnmal gekommen; Sie begreifen, es lag mir daran, daß Sie mich nicht fortwährend für todt hielten.«

»Doch warum eher heute, als an einem andern Tage?« fragte maschinenmäßig der Abbé, indem er den Mörder mit starren Augen anschaute.

»Sie haben also die Zeitungen nicht gelesen?« sagte Herr Gérard.

»Doch, ich habe sie gelesen,« antwortete mit dumpfer Stimme der Mönch, der den Abgrund, vor dem er sich fand, zu ermessen anfang.

»Wenn Sie sie gelesen haben, so müssen Sie den Zweck meines Besuches begreifen.«

Dominique begriff in der That, und ein kalter Schweiß floß über seinen ganzen Leib.

»Da ich lebe,« fuhr Herr Gérard, die Stimme dämpfend, fort, »so ist meine Beichte nichtig.«

»Richtig?« wiederholte maschinenmäßig der Mönch.

»Ja, ist es nicht den Priestern bei Strafe ewiger Verdammniß verboten, die Beichte zu offenbaren, ohne die Erlaubnis des Beichtenden erhalten zu haben?«

»Diese Erlaubnis haben Sie mir gegeben,« rief der Mönch.

»Wenn ich todt wäre, ja, allerdings: doch da ich lebe, nehme ich sie zurück.«

»Unglücklicher!« rief der Mönch, »und mein Vater ?«

»Er vertheidige sich, er klage mich an, er beweise; doch Sie Beichtvater, Stille!«

»Es ist gut!« sagte Dominique, einsehend, daß er sich nicht gegen ein Verhängniß sträuben konnte, das sich ihm unter der Form von einem der Grunddogmen der Kirche bot, »es ist gut, Elender! Ich werde schweigen!«

Und mit der Hand Gérard zurückstoßend, machte er eine Bewegung, um wieder in seine Wohnung hinaufzugehen.

Doch Herr Gérard klammerte sich an ihn an.

»Was wollen Sie noch von mir?« fragte der Mönch.

»Was ich will?« sagte der Mörder. »Ich will das Papier, das ich Ihnen in einem Augenblicke des Deliriums gegeben habe.«

Dominique drückte seine beiden Hände an seine Brust.

»Sie haben es,« rief Gérard; »es ist da . . . geben Sie es mir zurück.«

Und der Mönch fühlte aufs Neue an seinem Arme den Druck der eisernen Hand, während der ausgestreckte Finger des Mörders beinahe das Manuscript berührte.

»Ja, es ist da,« sprach der Abbé Dominique; »doch wo es ist, da wird es, ich schwöre es bei meinem Priesterworte, auch bleiben.«

»Sie würden also Ihren Eid brechen? Sie würden also die Beichte offenbaren?«

»Ich habe Ihnen gesagt, ich nehme den Vertrag an, und so lange Sie leben, werde ich schweigen.«

»Warum behalten Sie dann dieses Papier?«

»Weil Gott gerecht ist; weil es, durch Zufall oder durch Gerechtigkeit, sein kann, daß Sie während des Processes meines Vaters sterben, weil ich endlich, ist mein Vater verurtheilt, auf dem Schaffot zu sterben, dieses Papier gegen Gott erheben und sprechen werde: »»Herr, der Du das höchste Wesen und der gerechte Gott bist, schlage den Schuldigen und rette den Unschuldigen!«« Das, Elender, ist mein Menschen- und Priesterrecht, und ich werde von meinem Rechte Gebrauch machen.«

Hierauf schob er Herrn Gérard, der sich vor ihn gestellt hatte, als wollte er ihm den Weg versperren, heftig beiseit, ging die Treppe hinauf, dem Mörder durch eine gebieterische Geberde verbietend, ihm zu folgen, trat in seine Wohnung ein, deren Thüre er schloß, fiel vor einem Crucifix auf die Kniee und sprach:

»Mein Gott und-Herr, Du, der Du Alles siehst, Du, der Du Alles hörst, Du hast so eben gesehen und gehört, was vorgefallen ist; mein Gott und Herr, es wäre eine Ruchlosigkeit, die Hand der Menschen bei Allein dem anzurufen . . . Dir die Gerechtigkeit!«

Dann fügte er mit dumpfem Tone bei:

»Und übst Du nicht Gerechtigkeit, mir die Rache!«



XIII.

Eine Soirée im Hotel Marande.

Einen Monat nach den Ereignissen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt haben, am Sonntag den 30. April, bot die Rue Laffitte, — oder nennen wir sie vielmehr mit dem Namen, den sie damals trug, — die Rue d'Artois einen ungewohnten Anblick.

Man denke sich in der That das Boulevard des Italiens und das Boulevard des Capucines bis zum Boulevard de la Madeleine, das Boulevard Montmartre bis zum Boulevard Bonne-Nouvelle, und andererseits, parallel, die ganze Rue de Provence und . die anliegenden Straßen buchstäblich von Equipagen mit funkelnden Laternen überströmt; man denke sich die Rue d'Artois beleuchtet von zwei mit Lämpchen beladenen riesigen Eibenbäumen, die sich auf jeder Seite der Thüre eines reichen Hotels erhoben; zwei Dragoner zu Pferde diese Thüre bewachend, zwei andere auf dem durch das Durchkreuzen der Rue de Provence gebildeten Scheidewege stationirend; — und man wird eine Idee von dem Schauspiele haben, das den Vorübergehenden die Umgebungen des Hotels Marande bieten, wenn seine schöne Herrin *einigen Freunden* eine von den Soiréen gibt, wobei ganz Paris sein will.

Folgen wir einer von den Equipagen, welche die Reihe bilden, und treten wir mit ihr in den Ehrenhof ein: bleiben wir sodann in diesem Ehrenhofe stehen, in Erwartung von Einem, der uns einführt, und während wir warten, betrachten wir das Innere des Hotels.

Das Hotel Marande lag, wie gesagt, in der Rue d'Artois« zwischen dem Hotel Cerutti, — das bis 1792 seinen Namen der Straße gegeben hatte, — und dem Hotel de l'Empire.

Drei Corps de Logis bildeten, mit der Facademauer, ein ungeheures Rechteck. Rechts waren die Zimmer des Banquier, vorne die Salons des Politikers; links die Gemächer der schönen Person, die unsern Lesern schon mehrere Male unter dem Namen Lydie von Marande erschienen ist. Diese drei Corps de Logis standen so mit einander in Verbindung, daß der Herr das Auge überall haben konnte, — zu jeder Stunde des Tages, wie zu jeder Stunde der Nacht.

Die Empfangsalons nahmen den ersten Stock dem Thorwege gegenüber ein. Doch an den großen Tagen öffnete man die Verbindungsthüren, und die Eingeladenen konnten dann ohne Indiscretion in die eleganten Boudoirs der Frau und in die strengen Orte der Zurückgezogenheit des Mannes dringen.

Das ganze Erdgeschoß diente, der linke Flügel für Küche und Officin; das Centrum als Speisesaal und Vestibule; der rechte Flügel für Bureaux und Kasse.

Steigen wir die Treppe mit marmornem Geländer und mit Stufen bedeckt mit einem Teppich von Sallandrouze hinauf und sehen wir, ob unter dieser ganzen Menge, welche die Vorzimmer füllt, nicht ein Freund existirt, der uns der schönen Wirthin des Hauses vorstellen kann.

Wir kennen die bedeutendsten Eingeladenen; doch wir stehen nicht in so enger Verbindung mit ihnen, um einen solchen Dienst von ihnen zu verlangen.

Höret, man meldet sie.

Es ist Lafayette, es ist Casimir Perrier, es ist Reiher-Collard, es ist Béranger, es ist Pajol, es ist Köchlin, es ist endlich Alles das, was in Frankreich die in der Mitte zwischen der aristokratischen Monarchie und der Republik liegende Meinung vertritt; es sind diejenigen, welche mit dem Worte Charte im Munde dumpf an der großen Geburt von 1830 arbeiten, und hören wir unter allen diesen Parteichefs, die wir genannt haben, Laffitte nicht melden, so ist dies so, weil er sich in Maisons befindet und mit der Ergebenheit, welche der treffliche Banquier für seine Freunde hegt, den kranken Manuel pflegt, der binnen Kurzem sterben wird.

Doch sieh, da ist Einer, der uns einführen wird, einmal die Schwelle überschritten, so werden wir gehen, wohin es uns beliebt.

Es ist dieser junge Mann von mittlerer, eher größer, als kleiner, wunderbar gebauter Gestalt; dieser junge Mann nach der Mode der Zeit gekleidet, und zugleich mit jenem gewissen Etwas, das den Künstler bildet. Man sehe: dunkelgrüner Frack geschmückt mit dem Bande der Ehrenlegion, das er erhalten hat, — durch welchen Einfluß? er weiß es nicht; denn er hat es nicht verlangt, und sein Oheim ist zu egoistisch, als daß er daran gedacht hätte, es ihm zu verschaffen, und überdies ist er bei der Opposition: — schwarze Sammetweste mit einem Knopfe oben zugeknöpft, drei Knöpfen unten zugeknöpft, welche Weste durch ihre Oeffnung ein Jabot von englischen Spitzen passiren läßt; anliegende Beinkleider, ein nerviges, bewunderungswürdig gemachtes Bein zeichnend; durchbrochene schwarze seidene Strümpfe und Schuhe mit kleinen goldenen Schnallen, einen Frauenfuß enthaltend; — sodann über Alles dies der Kopf von Van Dyk mit sechsundzwanzig Jahren.

Sie haben ihn erkannt, es ist Petrus. Er hat kurz zuvor ein reizendes Portrait von der Gebieterin des Hauses gemacht. — Er liebt es nicht, Portraits zu machen, doch sein Freund Jean Robert ist so sehr in ihn gedrungen, er möge das von Frau von Marande malen, daß der junge Künstler einwilligte. Allerdings hat ein hübscher Mund, sich mit dem befreundeten Munde von Jean Robert verbindend, indeß zugleich eine reizende Hand die seinige drückte, auf dem Balle der Frau Herzogin von Berry, — wo er, man weiß nicht auf welche Empfehlung, eingeladen war, — allerdings hat ein hübscher Mund mit einem bezaubernden Lächeln zu ihm gesagt: »Machen Sie das Portrait von Lydie; ich will es.«

Und der Maler, da er nichts diesem hübschen Munde zu verweigern hatte, in welchem der Leser schon den von Regina von Lamothe-Houdon, Gräfin Rappt, erkannt hat, öffnete die Pforten seines Atelier Madame Lydie von Marande, welche, das erste Mal von ihrem Gatten geführt, — der dem Maler in Person für seine Gefälligkeit danken wollte, — die anderen Male nur in Begleitung eines einzigen Bedienten kam.

Sodann, als das Gemälde vollendet war, — da man einsah, man bezahle nicht mit Banquebillets die Gefälligkeit eines Künstlers wie Petrus, eines Edelmannes wie der Baron von Courtenay, — neigte sich Frau von Marande an das Ohr des schönen Malers und sagte zu ihm:

»Besuchen Sie mich, wann Sie wollen: nur benachrichtigen Sie mich am Tage vorher durch eine Zeile, damit Sie Regina bei mir finden.«

Und Petrus ergriff die Hand von Frau von Marande und küßte sie mit einem Feuer, das die schöne Lydie sagen machte:

»Oh! mein Herr« wie müssen Sie diejenigen lieben, welche Sie lieben!«

Am andern Tage erhielt Petrus, durch die Vermittlung von Regina, eine sehr einfache Nadel, die kaum den halben Werth seines Bildes hatte, — eine

doppelte Zartheit, welche mit seinem aristokratischen Charakter Petrus besser als irgend ein Anderer zu schätzen im Stande war.

Folgen wir also Petrus: Sie sehen, daß er alles Recht hat, uns in seinem Gefolge in das Haus des Banquier der Rue d'Artois einzuführen und uns die Schwelle dieser Salons überschreiten zu lassen, wo uns so viele Illustrationen vorangegangen sind.

Gehen wir unmittelbar zur Gebieterin des Hauses. Sie ist dort rechts in ihrem Boudoir.

Die erste Bewegung von Jedem, der in dieses Boudoir eintritt, gehört ganz dem Erstaunen. Was ist aus allen den berühmten Personen geworden, die man gemeldet hat, und warum findet man hier, mitten unter zehn bis zwölf Frauen, kaum drei bis vier junge Leute? Das ist so, weil die politischen Illustrationen Herrn von Marande zu Liebe kommen; weil Frau von Marande die Politik haßt; weil sie erklärt, sie habe keine Meinung, sie finde nur, die Frau Herzogin von Berry sei eine reizende Frau, und König Karl X. müsse einst ein vollendeter Edelmann gewesen sein.

Doch sind die Männer, — welche bald kommen werden, seien Sie ruhig! — sind die Männer oder vielmehr die jungen Leute in der Minderzahl, welche ein blendendes Luststück von Frauen!

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem Boudoir.

Das ist ein hübscher Salon, der einerseits in ein Schlafzimmer und andererseits in eine Gewächshausgalerie geht. Er ist ausgeschlagen mit himmelblauem Atlaß mit schwarzen und rosenfarbigen Ornamenten; so daß die glänzenden Augen und die herrlichen Diamanten der schönen Freundinnen von Frau von Marande auf dem Azur wie Sterne am Firmament funkeln.

Diejenige aber, welche man zuerst erblickt, diejenige, mit welcher wir uns besonders zu beschäftigen haben, die Sympathetischste, wenn nicht die Schönste, die Anziehendste, wenn nicht die Hübscheste, ist ohne Widerspruch die Herrin des Hauses, Madame Lydie von Marande.

Wir haben, so weit es der Feder dies zu thun erlaubt ist, das Portrait ihrer drei Freundinnen von Saint-Denis gezeichnet; versuchen wir es nun das ihrige zu skizziren.

Madame Lydie von Marande schien kaum ihr zwanzigstes Jahr erreicht zu haben. Es war eine Person von reizendem Anblick für Jeden, der in der Frau einen Körper und nicht allein eine Seele finden will.

Sie hatte Haare von einer köstlichen Nuance: blond, wenn sie dieselben in leichten Locken trug, kastanienbraun, wenn sie sie in geschlossenem Scheitel trug, immer glänzend und seiden.

Ihre Stirne war schön; verständig und stolz, weiß wie Marmor, glatt wie dieser.

Ihre Augen waren seltsam, weder völlig blau, noch völlig schwarz, doch an beiden Farben theilhabend, zuweilen in Nuancen von Opal spielend, andere Male düster wie Lasurstein, und dies je nach dem Lichte, das sie beleuchtete, oder vielleicht nach den Schlägen des Herzens, das sie belebte.

Die Nase war fein, aufgestülpt, spöttisch; der Mund war wohl gezeichnet, jedoch ein wenig groß, frisch wie feuchte Koralle, lachend und sinnlich.

Gewöhnlich sind ihre prallen Lippen leicht geöffnet und lassen das äußerste Ende einer doppelten Reihe von Perlen sehen; schließen sich diese Lippen, so geben sie, indem sie sich verbinden, dem ganzen oberen Theile des Gesichtes ein hoffärtiges, geringschätziges Wesen. «

Das Kinn ist zierlich und rosenfarbig.

Was aber diesem ganzen Gesichte seine wirkliche Schönheit, seine wahre Physiognomie, seinen originalen und, wir möchten beinahe sagen, seinen originellen Charakter verlieh, das war dieses schauernde Leben, das mit dem Blute unter der Haut zu laufen schien; das war dieser lebendige Teint; das waren diese so leicht mit Perlmutter nuancirten, so coquett mit Rosa gefärbten Wangen, daß sie zugleich die Durchsichtigkeit hatten, an der man die Frau des Südens erräth, und die Frische, an der man die Frau des Nordens erkennt.

So, unter einem blühenden Apfelbaume, bekleidet mit der reizenden Tracht der Frauen aus der Gegend von Caux, wäre sie von einer Tochter der Normandie als Landsmännin reclamirt worden; und sich in einer Hängematte schaukelnd, im Schatten eines Bananenbaumes, würde sie für eine Schwester von einer Creolin von Guadelupe oder Martinique gehalten worden sein.

Wir haben weiter oben zu verstehen gegeben, der ganze Körper, der diesen reizenden Kopf getragen, sei mit einer gewissen Fülle ausgestattet gewesen; doch diese Fülle, die bei der Frau von Albano anhielt, ohne die von Rubens zu erreichen, war, weit entfernt, unangenehm zu sein, an und für sich verführerisch; mehr als verführerisch: wollüstig.

In der That, ein üppiger Hals, der nie zum carcere duro [Zum harten Gefängniß.] des Corsetts verdammt gewesen zu sein schien, prallte bei jedem Athemzuge, stolz und reich, durch eine Gazewoge auf, ähnlich jenen Hälsen der schönen Töchter von Sparta und Athen, welche für die Venus und die Hebes von Praxiteles und Phidias standen.

Hatte diese strahlende Schönheit, die wir so eben beschrieben, ihre Bewunderer, so müssen Sie begreifen, daß sie dagegen auch ihre Feinde und ihre Verleumder hatte. Ihre Feinde, das waren fast alle Frauen; ihre Verleumder, das waren alle diejenigen, welche sich für berufen gehalten hatten und nicht auserwählt worden waren; es waren die abgewiesenen Liebhaber; es waren diese Schönen und diese Elegants mit leerem Gehirne, die sich nicht darstellen, eine Frau

begabt mit solchen Schätzen könne damit geizig sein.

Frau von Marande war also mehr als einmal verleumdet worden; und dennoch, obschon sie diese köstliche Verführung der Frau, die Schwäche behalten hatte, hatten wenige Frauen die Verleumdung minder verdient als sie.

So, als der Graf Herbel, als wahrer Voltairianer, was er war, zu seinem Neffen sagte: »Was ist Frau den Marande? Eine Magdalena unter der Gewalt ihres Mannes und in der Ohnmacht der Reue!« beging der General unserer Ansicht nach ein Unrecht, und wir werden später sagen, auf welche grammatikalische Art er die Wörter Gewalt und Ohnmacht hätte setzen müssen, hätte er die geringste Velleität gehabt, correct zu sprechen. Madame Lydie von Marande war, wie man bald sehen wird, nichts weniger als eine Magdalena.

Nun aber, da wir sie genügend geschildert zu haben glauben, wollen wir das Boudoir vollends beschreiben und mit denjenigen, welche es einnehmen, Bekanntschaft machen oder erneuern.

XIV.

Wo von Carmelite die Rede ist.

Wir haben gesagt, unter diesem ganzen Luststücke von Frauen seien nur vier bis fünf Männer gewesen. Benützen wir es, daß die Gesellschaft nicht zahlreicher ist, um uns in dieses Salongeschwätz zu mischen, das gewöhnlich so viel Worte gebraucht, um so wenig zu sagen.

Der Lärmendste von diesen fünf Privilegirten des Boudoir von Frau von Marande war ein junger Mann, den wir unter schmerzlichen oder unheilvollen Umständen gesehen haben. Es war Herr Lorédan von Valgeneuse, der von Zeit zu Zeit, an welchem Orte des Boudoir er auch war, und mit welcher Dame er auch sprach, einen Blick schnell wie der Blitz und von seltsamer Bedeutung mit seiner Schwester, Fräulein Susanne von Valgeneuse, der *Pensionsfreundin* der armen Mina, wechselte.

Herr Lorédan war ein wahrer Salonmensch; kein Mund wußte besser zu lächeln, kein Blick wußte besser zu complimentiren; er besaß im höchsten Grade die Höflichkeit, welche an die Unverschämtheit gränzt, und von 1820 bis 1827, hatte ihn noch Niemand in der Kunst, seine Halsbinde anzulegen und daran, selbst ganz behandschuht, den Knoten nach der neusten Mode zu machen, ohne den Atlaß oder den Batist zu zerknittern, entthronen können.

Er plauderte in diesem Augenblicke mit Frau von Marande, deren Rococo- Fächer er als wahrer Liebhaber der Vanloo und Boncher vom Trödel bewunderte.

Derjenige, welcher nach Lorédan die Blicke der Frauen anzog, — weniger wegen seiner Schönheit und seiner Eleganz, als wegen seines schon durch drei bis vier Theatersuccesse und durch eine mehr noch originelle als geistreiche Conversation gegründeten Rufes, — war der Dichter Jean Robert. Unter der Zahl der gedruckten Einladungen, die seine ersten Triumphe um ihn regnen gemacht halten, und auf welche zu antworten er sich wohl hütete, hatten ein paar autographirte Einladungen der schönen Lydie, — welche aus ihrem Salon das literarische Rendez-vous machen wollte, wie ihr Gatte aus dem seinigen das politische Rendez-vous der großen Männer der Zeit zu machen beabsichtigte, — seine Bedenklichkeiten überwunden. Ohne einer der emsigsten Besuche von Frau von Marande zu sein, war er doch einer ihrer *Habitués*, und bei jeder Sitzung, die sie seit drei Wochen seinem Freunde Petrus gegeben hatte, war er gewissenhaft gegenwärtig gewesen, in der Absicht, mit der reizenden jungen Frau plaudernd ihrem Portrait Belebtheit zu geben. Man muß sagen, daß es auch diesmal Jean Robert geglückt war, und daß nie der Blick und das Lächeln den Lydie, der eine glänzender, das andere belebter gewesen waren.

Herr von Marande machte hierüber an diesem Abend, — das Portrait war erst seit zwei Tagen im Hotel zurück, — Herr von Marande, sagen wir, machte hierüber an demselben Abend Jean Robert sein Compliment und dankte ihm für die Gefälligkeit, mit der er für Frau von Marande das Langweilige des Sitzens abgekürzt habe.

Jean Robert wußte Anfangs nicht, ob Herr von Marande im Ernste sprach oder spottete; rasch auf das Gesicht des Banquier zurückgeworfen, glaubte sein Blick sogar einen Moment auf diesem Gesichte einen ironischen Ausdruck zu ertappen.

Doch die Augen der zwei Männer hefteten sich auf einander mit einem gewissen Ernste, und sich verbeugend wiederholte nun Herr von Marande die Worte:

»Herr Jean Robert, ich spreche im Ernste, und Frau von Marande vermöchte mir kein größeres Vergnügen zu machen, als wenn sie die Bekanntschaft eines Mannes von Ihrem Verdienste cultiviren würde.«

Und er reichte ihm so treuherzig die Hand, daß ihm Jean Robert die seinige mit gleicher Treuherzigkeit gab, obschon diese Treuherzigkeit von Seiten des jungen Dichters nicht ganz von einem gewissen Zögern frei zu sein schien.

Die dritte Person, mit der wir uns beschäftigen werden, ist unser Einführer Petrus. Wir wissen, welches Gestirn ihn anzieht. Nachdem die üblichen Complimente Frau von Marande, Jean Robert, seinem Oheim, dem alten General Herbel,— der in einer Ecke so mühsam verdaute, daß ihm seine Verdauung eine würdige und ernste Miene gibt, — gemacht und die Damen in Masse begrüßt sind, hat er nach einem Augenblicke Mittel gefunden, sich auf die Causeuse zu stützen, auf der die schöne Regina, halb liegend, einen Strauß von parmesanischen Veilchen entblätterte, sicher, es werden, wenn sie aufgestanden sei und den Platz geändert habe, die von ihr enthaupeten Veilchen nicht verloren sein.

Die fünfte Person ist ganz einfach ein Tänzer.

Er gehört zu der von den Gebieterinnen des Hauses sehr geschätzten Race, mit denen sich aber die Poesie, der Roman und die Malerei nur zu beschäftigen haben, wie sich ein Inscenirer mit einem Comparsen beschäftigt.

Wir sagten, Lorédan habe mit Frau von Marande geplaudert; auf den Marmor des Kamins gestützt, habe sie Jean Robert angeschaut; Petrus habe mit Regina gesprochen, lächelnd bei jedem Veilchen, das den schönen Händen seiner Gottheit entfiel; der General Herbel habe mühsam auf einem Sopha verdaut; der Tänzer endlich habe seine Contretänze eingeschrieben, um chronologisch auf seine Tänzerin zuzustürzen, so oft das Orchester, das sich erst um Mitternacht sollte hören lassen, in die duftende Atmosphäre der Salons seine Roten der Aufforderung zu einer neuen Quadrille werfen würde.

Um genau zu sein, müssen wir sagen, daß das Bild, das wir zu malen versucht haben, keine Beständigkeit hatte. Von Minute zu Minute meldete man einen neuen Namen; die durch den Namen bezeichnete Person trat ein: war es eine Frau, so ging ihr Madame de Marande entgegen, und je nach dem Grade der Vertraulichkeit, in dem sie mit dieser Frau stand, küßte sie dieselbe oder beschränkte sie sich darauf, daß sie ihr die Hand drückte; war es ein Mann, so nickte sie mit dem Kopfe, begleitete dieses Nicken mit einem anmuthigen Lächeln und sogar mit ein paar Worten, bezeichnete sodann der Frau einen freien Sitz, dem Manne die Gewächshausgalerie, und ließ ans den Neuangekommenen werden, was sie wollten, gefiel es Ihnen nun, die

Schlachten von Horare Vernet, die Seestücke von Gudin, die Aquarellen von Decamps zu betrachten, oder zogen sie es vor, eine Privatconversation anzuknüpfen, oder einen Fetzen an jene Art von allgemeiner Conversation zu nähern, welche immer in einem Salon umherflattert, und an die sich die Leute anhängen, welche weder zu zwei zu plaudern, noch, — was bedeutend schwieriger ist, — zu schweigen wissen!

Einer, der ein Interesse gehabt hätte, dies wahrzunehmen, hätte bemerken können, daß trotz aller Ortsveränderungen, welche die Ankunft der neuen Gäste der Gebieterin des Hauses auferlegte, wo sich auch Frau von Marande, nachdem sie ihre Reverenz gemacht, nachdem sie ihren Kuß gegeben hatte, oder ihr Händedruck vollendet war, wiederfand, Herr Lorédan von Valgeneuse das Talent besaß, sich auch wieder bei ihr zu finden.

Lydie bemerkte diese Beharrlichkeit, und mißfiel sie ihr nun wirklich, oder befürchtete sie, eine andere Person könnte sie auch bemerken, sie versuchte es, ihr zu entgehen; ein erstes Mal, indem sie sich an die Seite von Regina setzte und für einige Augenblicke das süße Gespräch der zwei jungen Leute unterbrach, — ein Egoismus, den sie sich sehr schnell zum Vorwürfe machte: — ein zweites Mal, indem sie sich unter die Fittige des alten Voltairianers flüchtete, den wir als einen so strengen Beobachter der Data bei seiner Unterredung mit der Marquise de la Tunnnelle gesehen haben.

Diesmal wollte Frau von Marande hartnäckig aus dem Herzen des alten Grafen das Geheimniß ziehen, das ein gewöhnlich lächelndes, mehr als lächelnd, spöttisches Gesicht sorgenvoll machte.

Aber kam nun der Kummer des Grafen ans seinem Herzen oder, — was für ihn noch viel ernster war, — aus seinem Magen, er schien ganz und gar nicht entschlossen, Frau von Marande zur Vertrauten seines Geheimnisses zu machen.

Einige Worte von ihrem Gespräche gelangten bis zu Petrus und Regina und entzogen sie ihrer Entzückung.

Die zwei jungen Leute wechselten einen Blick.

Von Seiten Reginas bedeutete dieser Blick:

»Wir sind sehr unklug, Petrus! seit einer halben Stunde plaudern wir mit einander eben so rückhaltlos, als ob wir im Gewächshause des Boulevard des Invalides wären.«

»Ja,« antwortete der Blick von Petrus, »sehr unklug, es ist wahr, aber sehr glücklich, meine Regina!«

Sodann, als sie einen Blick gewechselt hatten, wechselten die zwei jungen Leute aus der Ferne und durch ein einfaches Schauern der Lippen einen von jenen Küssen, die das Herz dem Herzen schickt: und als würde er auf eine natürliche Art durch das Gespräch seines Oheims mit Frau von Marande angezogen, näherte sich Petrus diesen und sagte, das Lächeln der Sorglosigkeit auf den Lippen als ein verzogenes Kind, das sich berechtigt glaubt, Alles zu sagen:

»Mein Oheim, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß, wenn Sie nicht Frau von Marande, die Ihnen die Ehre erwiesen hat, Sie zweimal nach der Ursache Ihrer Sorgen zu fragen, — bei unserem Ahnherrn Josselin II., den man Josselin den Galanten nannte, anderthalb Jahrhunderte, ehe die Galanterie erfunden war, bei diesem auf dem Ehrenfelde der Liebe gestorbenen Ahnherrn schwöre ich Ihnen, mein Oheim, daß ich Sie Madame denuncire und die wahre Ursache Ihres Kummers enthülle, so geheimnißvoll sie auch sein mag.«

»Enthülle, mein Junge,« sagte der General mit einer gewissen Miene von Traurigkeit, welche in Petrus Zweifel erregte, ob sein Oheim allein unter der Bangigkeit einer mühsamen Verdauung leide, »enthülle, doch willst Du mir glauben, so wirst Du vor der Enthüllung Deine Zunge siebenmal im Munde umdrehen, aus Furcht, Dich zu verirren.«

»Oh! ich fürchte nichts!« erwiderte Petrus.

»So sprechen Sie geschwinde, Herr Petrus, denn ich sterbe vor Unruhe,« sagte Frau von Marande, welche auch ihre Zunge siebenmal im Munde umzudrehen schien, ehe sie den wahren Gegenstand des Gespräches, der sie hierher geführt hatte, in Angriff nahm.

»Sie sterben vor Unruhe, Madame?« erwiderte der alte General; »nun wohl, das übersteigt ganz und gar meinen Scharfsinn! Sollte ich zufällig so glücklich sein, daß Sie irgend eine Gunst von mir zu verlangen hätten, und befürchten Sie, meine schlechte Laune könnte auf meine Antwort Einfluß üben?«

»O tiefe Philosophie!« sagte Frau von Marande, »wer hat Ihnen denn so die Geheimnisse des menschlichen Herzens geoffenbart?«

»Geben Sie mir Ihre schöne Hand, Madame.«

Lydie reichte dem alten General die Hand, nachdem sie die Artigkeit gehabt hatte, ihren Handschuh auszuziehen.

»Welch ein«Wunder!« sprach der General; »ich glaubte, es gebe keine solche Hände mehr.«

Er zog sie an seine Lippen; sodann inne haltend, sagte er:

»Oh! bei meiner Treue, es ist eine Ruchlosigkeit, wenn sechsundsechzigjährige Lippen einen solchen Marmor berühren!«

»Wie!« versetzte Frau von Marande, sich zierend, »Sie weigern sich, meine Hand zu küssen, General?«

»Diese Hand, gehört sie mir für eine Minute als volles Eigenthum?«

»Als volles Eigenthum, General.«

Der General wandte sich gegen Petrus um und sagte:

»Nähere Dich, Junge, und küsse mir diese Hand.«

Petrus gehorchte.

»Gut! und nun nimm Dich in Acht, denn nach einem solchen Geschenke glaube ich, daß es mir freisteht, Dich zu enterben.«

Dann sprach der alte Graf zu Frau von Marande:

»Geben Sie Ihre Befehle, Madame, Ihr unwürdiger Diener erwartet sie auf den Knien.«

»Nein, ich bin Weib und halsstarrig. Ich will vor Allem wissen, was Sie sorgenvoll macht, mein lieber General.«

»Sie haben diesen Burschen, der es Ihnen sagen wird! Ah! Madame, in seinem Alter hätte ich mich tödten lassen, um eine solche Hand zu küssen! Oh! daß das Paradies nicht wieder zu verlieren ist, und daß ich nicht Adam bin!«

»Ah! General,« sagte Frau von Marande, »man kann nicht, zugleich Adam und die Schlange sein. — Nun, Herr Petrus, erzählen Sie uns, was Ihrem Oheim begegnet ist.«

»Madame, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält. Mein Oheim, der die Gewohnheit hat, sich durch die Meditation auf alle wichtige Arte seines Lebens vorzubereiten, pflegt zu diesem Ende eine Stunde vor seinem Mittagessen allein zu bleiben, und ich glaube . . .«

»Sie glauben?«

»Ich glaube, daß er heute in seiner theuren Einsamkeit gestört worden ist.«

»Das ist es nicht,« sagte der General, »Du hast die Zunge nur siebenmal gedreht, drehe sie vierzehnmal.«

»Mein Oheim,« fuhr Petrus fort, ohne sich darum zu bekümmern, daß ihn der alte General Lügen strafte, »mein Oheim hat heute zwischen fünf und sechs Uhr einen Besuch von der Frau Marquise Yolande Pontaltais de la Tournelle erhalten.«

Regina, welche nur auf eine Gelegenheit wartete, sich Petrus zu nähern, um keines seiner Worte zu verlieren, von denen jede Sylbe ihr Herz schlagen machte, — Regina, als sie den Namen ihrer Tante aussprechen hörte, glaubte, es sei dies eine Gelegenheit, am Gespräche Theil zu nehmen.

Sie stand also von ihrer Causeuse auf und näherte sich sachte der Gruppe.

Petrus sah sie nicht, hörte sie nicht, doch er fühlte sie kommen und schauerte an allen Gliedern.

Seine Augen schlossen sich, seine Stimme erlosch.

Regina begriff, was im Herzen ihres Herzens vorging, und sie empfand darüber eine seltsame Wollust.

»Nun,« sagte sie mit einer Stimme so sanft wie das Vibriren einer Aeolsharfe, »sprechen Sie nicht mehr, weil ich da bin, Herr Petrus?«

» O Jugend! Jugend! « murmelte der Graf Herbel.

Es erhob sich in der That rings um diese Gruppe ein Wohlgeruch von Jugend, von Gesundheit, von Glück und von Heiterkeit, dem es gelang, die Stirne des alten Grafen zu entrunzeln.

Nach dem Blicke, den er auf Petrus warf, hätte man denken sollen, er könne mit einem Worte Alles dies verschwinden machen, doch das Mitleid halte ihn, so egoistisch er war, ab, auf das Wolkenschloß zu blasen, wo sein Neffe wohnte. Er gab ihm dafür im Gegentheile die Flanke bloß.

»Vorwärts, Junge! Vorwärts!« sagte er ; »Du brennst!«

»Nun wohl, da es mein Oheim erlaubt,« fuhr Petrus fort, genöthigt, bei seiner erdichteten Erzählung zu beharren, »so sage ich Ihnen, daß die Marquise de la Tournelle wie alle . . .«

Petrus wollte sagen wie alle alte Weiber, doch vier Schritte von sich erblickte er zu rechter Zeit das verdrießliche Gesicht einer alten Witwe, und sich verbessernd, sprach er:

»Ich wollte Ihnen sagen, die Frau Marquise de la Tournelle habe wie alle Marquisen eine Carline, die man Croupette nennt.«

»Ein reizender Name!« rief Frau von Marande.

»Ich kenne den Namen nicht, doch ich kenne die Carline.«

»Dann können Sie die Wahrheit der Erzählung würdigen,« fuhr Petrus fort. »Es scheint, diese Carline riecht auf eine extravagante Art nach Moschus . . . Bin ich dabei, mein Oheim?«

»Ganz und gar,« erwiderte der alte General.

»Es scheint auch, daß der Moschusgeruch die Eigenschaft hat, die Saucen gerinnen zu machen, und da Mademoiselle Croupette sehr naschhaft ist; da, so oft die Marquise de la Tournelle meinen Oheim besucht, Mademoiselle Croupette den Koch besucht, so wollte ich wetten« daß mein theuerster Oheim heute ein abscheuliches Mittagsbrod gehabt hat, und daß ihn das so düster und schwermüthig macht.«

»Bravo, Junge, man kann unmöglich ein besserer Wahrsager sein: und gleichwohl glaube ich, daß ich, wenn ich gut suchen wollte, was Dich so heiter und zerstreut macht, noch richtiger treffen würde. . . Doch es drängt mich, zu erfahren, was diese schöne Sirene von mir will, und ich werde die Erklärung auf einen andern Tag verschieben.«

Alsdann, sich an Frau von Marande wendend:

»Madame, Sie sagten, Sie haben etwas von mir zu verlangen: ich warte.«

»General,« sprach Frau von Marande, indem sie den Greis mit ihren freundlichsten Augen anschaute, »Sie haben die Unvorsichtigkeit begangen, mehrere Male zu sagen, für meinen persönlichen Dienst gehören Ihre Arme, Ihr Herz, Ihr Kopf, kurz Alles, wobei Sie die freie Verfügung und den freien Gebrauch haben, mir. Nicht wahr, Sie haben mir das gesagt?«

»Das ist die Wahrheit, Madame,« antwortete der Graf mit der Galanterie, die man im Jahre 1827 schon nur noch bei den Greisen traf. »Ich sagte Ihnen, da ich nicht das Glück gehabt habe, für Sie zu leben, so wurde es mir eine große Freude machen, für Sie zu sterben!«

»Und Sie haben immer noch diese lobenswerthe Gesinnung, General?«

»Mehr als Je!«

»Nun wohl, jetzt bietet sich eine Gelegenheit, es mir zu beweisen, das schwöre ich Ihnen.«

»Madame, hatte Ihre Gelegenheit nur ein Haar, ich verspreche Ihnen, sie daran zu fassen.«

»Hören Sie mich also, General.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Gerade von diesem Theile Ihrer Person verlange ich von Ihnen die momentane Entäußerung zu meinen Gunsten.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich brauche Ihre Ohren für den ganzen Abend, General.«

»Warum sagten Sie dies nicht sogleich, schöne Dame? Geben Sie mir rasch eine Scheere, und ich bringe Ihnen das Opfer, ohne Furcht, ohne Bedauern, und sogar ohne Vorwurf . . . unter der einzigen Bedingung jedoch, daß Sie nach meinen Ohren nicht auch meine Augen verlangen.

»Ah! General,« erwiederte Frau von Marande, »beruhigen Sie sich! es ist nicht davon die Rede, sie von dem Stamme zu trennen, wo sie mir trefflich angebracht scheinen ; es handelt sich nur darum, sie nach der Seite, die ich Ihnen bezeichnen werde, eine Stunde lang mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu spannen; mit anderen Worten, ich werde die Ehre haben, Ihnen eine von meinen Pensionsfreundinnen, — von den besten, — vorzustellen, — ein Mädchen, das Regina und ich unsere Schwester nennen. Damit sage ich Ihnen, daß sie Ihre ganze Achtung verdient, wie sie unserer ganzen Freundschaft würdig ist. Dieses Mädchen ist Waise.«

»Waise,« wiederholte Jean Robert. »Sagten Sie nicht so eben, Madame, Sie und die Gräfin Rappt seien ihre Schwestern ?«

Frau von Marande dankte Jean Robert und fuhr dann fort:

»Waise von Vater und Mutter . . . Ihr Vater, ein braver Kapitän der Garde, Officier der Ehrenlegion, wurde 1814 bei Champaubert getödtet. — Darum erhielt sie ihre Erziehung mit uns in Saint-Denis. — Ihre Mutter starb vor zwei Jahren in ihren Armen: sie ist arm . . .

»Sie ist arm!« wiederholte der General. »Sagten Sie nicht vorhin, Madame, sie habe zwei Freundinnen?«

»Arm und stolz,« fuhr Frau von Marande fort, und sie will von der Kunst eine Existenz fordern, die ihre Nadelarbeiten ihr verweigen würden . . . Sodann hat sie einen ungeheuren Schmerz, nicht zu vergessen, sondern einzuschläfern.«

»Einen ungeheuren Schmerz?«

»Ah! ja, den größten, den tiefsten Schmerz, den das Herz einer Frau enthalten kann! . . . Sie wissen das nun, General, und Sie werden ihr die Traurigkeit ihres Gesichtes vergeben und ihre Stimme hören.«

»Und,« sagte der General, »verzeihen Sie die Frage, sie ist weniger indiscret, als sie von Anfang zu sein scheint: bei der Laufbahn, für welche sich Ihre Freundin bestimmt, ist die Schönheit nichts Unnützes; — und Ihre Freundin ist schön?«

»Wie die antike Niobe mit zwanzig Jahren, General.«

»Und sie singt?«

»Ich sage Ihnen nicht wie die Pasta, ich sage Ihnen nicht wie die Malibran, ich sage Ihnen nicht wie die Catalani; ich sage Ihnen wie sie selbst . . . Nein, sie singt nicht: sie weint, sie leidet, sie macht leiden und weinen.«

»Was für eine Stimme?«

»Eine herrliche Altstimme?«

»Hat sie sich schon öffentlich hören lassen?«

»Nie! . . . Sie wird heute Abend zum ersten Male vor fünfzig versammelten Personen singen.«

»Und Sie wünschen?«

»Ich wünsche, General, daß Sie, der Sie ein vollendeter Dilettant und besonders ein trefflicher Kenner sind, ich wünsche, daß Sie sie mit allen Ihren Ohren hören, und daß Sie, wenn Sie sie gehört haben, für sie thun, was Sie mich bei einer solchen Gelegenheit würden thun sehen; ich wünsche, daß Sie, wenn Sie mir erlauben, mich Ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen, für unsere geliebte Carmelite leben; — nicht wahr, Reginas — daß Sie nicht einen Augenblick von Ihren Tagen haben, der ihr nicht ausschließlich geweiht wäre; ich wünsche mit einem Worte, daß Sie

sich zu ihrem Ritter erklären, und daß sie von dieser Stunde an keinen glühenderen Vertheidiger und keinen leidenschaftlichern Bewunderer habe als Sie. Ich weiß, daß Ihre Meinung das Gesetz in der Oper macht, General.«

»Oh! erröthen Sie nicht« mein Oheim, das ist bekannt.«

»Ich wünsche,« fuhr Frau von Marande fort, »daß Sie diesen Namen meiner Freundin — Carmelite — allen Echos, die Sie zu Freunden haben, wiederholen . . . nicht als wollte ich sie, gegenwärtig wenigstens, bei der Oper engagiren machen: meine Ansprüche gehen nicht so weit; da aber von Ihrer Loge . . .«

»Von der *höllischen* Loge,« fügte Petrus bei.

»Oh! sagen Sie das Wort, Madame.«

»Gut- . . . da von der höllischen Loge alle Trompeten des Rufes ausgehen; da in der höllischen Lage jeder zukünftige Ruf gerüstet oder jeder gegenwärtige Ruhm niedergerissen wird, so zähle ich auf Ihre wahre und ergebene Freundschaft, daß Sie das Lob von Carmelite an allen Orten singen, welche Sie Ihrer Besuche würdigen: im Clubb, bei den Wettrennen, im Caffé Anglais, bei Tortoni, in der großen Oper, bei den Italienern, ich würde sagen im Schlosse, wäre Ihre Gegenwart in meinem Winkel nicht die höchste Protestation Ihrer politischen Sympathien. Versprechen Sie mir also, meine schöne traurige Freundin so weit und so rasch, als Sie können, zu *lanciren*, — ist das nicht das geheiligte Wort? Ich werde hierfür eine ewige Dankbarkeit für Sie hegen.«

»Ich verlange einen Monat, um sie zu lanciren, schöne Dame, zwei Monate, um sie engagiren zu machen, und drei Monate, um zu machen, daß man sie hört; will sie nicht etwa in einer neuen Oper debutiren, in welchem Falle es die Sache eines Jahres sein wird.«

»Ah! sie wird in Allem, was man will, debutiren: sie kennt das französische und das italienische Repertoire.«

»In diesem Falle bringe ich Ihnen Ihre Freundin in drei Monaten von den Füßen bis zum Köpfe mit Lorbeeren bedeckt.«

»Sie werden also die Ihrigen mit ihr theilen, General,« sprach Frau von Marande, indem sie ihm ihre Hand reichte und herzlich die des Generals drückte.

»Und ich auch,« sagte eine sanfte Stimme, welche Petrus schauern machte, »ich werde Ihnen auch eine gränzenlose Dankbarkeit weihen.«

»Ich bezweifle es nicht einen Augenblick, Prinzessin,« erwiederte der General, der aus Höflichkeit der Gräfin Rappt ihren Mädchentitel zu geben fortfuhr, und während er antwortete, er zweifle nicht an der Dankbarkeit von Regina, seinen Neffen angeschaut hattete. »Wohl denn,« sagte er, sich an Frau von Marande wendend, »Sie haben mir nur noch die Ehre zu erweisen, Madame, mich Ihrer Freundin als ihren ergebensten Diener vorzustellen.«

»Das wird sehr leicht sein, General: sie ist hier.«

»Wie, hier?«

»Ja, hier in meinem Schlafzimmer. . . Ich wollte ihr eine Unannehmlichkeit ersparen; es ist immer verdrießlich für eine junge Frau, alle Salons zu durchschreiten und sich melden zu lassen. Darum sind wir hier in kleinem Comité; darum stand auf gewissen Einladungen von mir: *Zehn Uhr*, und auf andern: *Mitternacht*; ich wollte Carmelite einen Kreis von auserwählten und nachsichtigen Freunden machen.«

»Ich danke Ihnen, Madame,« sagte Lorédan, der hierin einen Vorwand fand, um sich in das Gespräch zu mischen, »ich danke Ihnen, daß Sie mich unter die Zahl der Auserwählten gesetzt haben; doch ich grolle Ihnen, daß Sie mich nicht für wichtig genug halten, um mir Ihrer Freundin zu empfehlen.«

»Oh!« erwiderte Frau von Marande, »Sie sind zu compromittirend, Herr Graf, als daß man Ihnen eine junge Person von zwanzig Jahren empfehlen könnte. Ueberdies wird die Schönheit von Carmelite sie hinreichend bei Ihnen empfehlen.«

»Der Augenblick ist schlecht gewählt, Madame, und ich betheure Ihnen, daß zu dieser Stunde eine einzige Schönheit . . .«

»Verzeihen Sie,« unterbrach eine Stimme mit der größten Sanftmuth und mit ausnehmender Höflichkeit, »ich habe Frau von Marande ein Wort zu sagen.«

Lorédan wandte sich, die Stirne faltend, um; als er aber Herrn von Marande selbst erkannte, der, ein Lächeln auf den Lippen, seiner Frau den Arm reichte, trat er rasch zurück.

»Sie haben mir etwas zu sagen, mein Herr?« fragte Frau von Marande, indem sie liebevoll den Arm ihres Gatten drückte. »Reden Sie!«

Sodann sich umwendend:

»Sie entschuldige, General.«

»Glücklich, wer solche Rechte hat,« erwiderte der General Herbel.

»Was wollen Sie, Generals« sagte lachend Frau von Marande; »das sind die Herrenrechte.«

Und sie zog sich, aus den Arm ihres Gatten gestützt, sachte aus dem Kreise zurück.

»Ich bin nun zu Ihren Befehlen, mein Herr.«

»Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll. Es ist eine Sache, die ich völlig vergessen hatte, und der ich mich glücklicher Weise so eben erinnere.«

»Sprechen Sie.«

»Herr Thompson, mein Correspondent von den Vereinigten Staaten, hat mir einen jungen Mann und eine junge Frau von Louisiana empfohlen, die einen Creditbrief auf mich haben. Ich habe Ihnen eine Einladungskarte für Ihre Soirée zugeschickt, und nun sind mir ihre Namen entfallen.«

»Nun?«

»Ich verlasse mich auf Ihren Scharfsinn, daß Sie zwei fremde Gesichter erkennen, und auf Ihre Höflichkeit, daß Sie freundlich zwei von Herrn Thompson empfohlene Personen empfangen . . . Dies, Madame, ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte.«

»Zählen Sie auf mich, mein Herr,« erwiderte mit einem reizenden Lächeln Frau von Marande.

»Meinen Dankt. . Lassen Sie mich Ihnen nun alle meine Complimente machen; Sie sind immer schön, doch heute Abend sind Sie wahrhaft glänzend.«

Und seiner Frau galant die Hand küssend, führte sie Herr von Marande bis an die Thüre ihres Schlafzimmers; Lydie hob den Vorhang auf und sagte: «

»Wann Du willst, Carmelite . . .«

XV.

Vorstellungen.

In dem Augenblicke, wo Frau von Marande dies Worte: »Wann Du willst, Carmelite . . .
»aussprach, während sie zugleich ins Schlafzimmer eintrat und die Thürvorhänge wieder hinter
sich fallen ließ, meldete man an der Thüre des Solon:

»Monseigneur Coletti.«

Benützen wir die paar Secunden die Carmelite brauchen wird, um der Einladung ihrer
Freundin Folge zu leisten, und werfen wir einen raschen Blick auf Monseigneur Coletti. den man
meldet.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß sie den Namen dieses frommen Mannes von der
Marquise de la Tournelle haben nennen hören.

Monseigneur Coletti war im Jahre 1827 nicht nur ein Mann in der Gunst, sondern auch ein
Mann von Ruf; nicht nur ein Mann von Ruf, sondern auch ein Mann in der Mode. Die
Conferenzen, die er während der Fastenzeit gehalten, hatten ihm den Ruf eines großen Predigers
eingetragen, welchen ihm Niemand, so wenig devot er auch sein mochte, streitig zu machen nur
die Idee hatte ; Jean Robert vielleicht ausgenommen, welcher, vor Allem Dichter und Alles als
Dichter sehend, sich immer wunderte, daß die Priester, die einen herrlichen Text wie das
Evangelium hatten, gewöhnlich so schlecht inspirirt, so wenig beredt waren. Es schien ihm, der
kämpfte und zwar siegreich gegen ein Auditorium kämpfte, das hundertmal widerspänstiger als
das, welches sich in den frommen Conferenzen zu erbauen pflegt, es schien ihm, sagen wir, er
hätte, würde er die Kanzel bestiegen haben, ein Wort ganz anders überredend oder ganz anders
donnernd gehabt, als alle die geschraubten Worte dieser weltlichen Prälaten, deren Homelien er
einmal zufällig hörte. Da bedauerte er, daß er nicht Priester war, daß er nicht eine Kanzel statt
eines Theaters und christliche Zuhörer statt profaner Zuschauer hatte.

Obschon seine feinen seidenen Strümpfe und sein ganzes veilchenblaues Costume einen der
Würdenträger der Kirche offenbarten, konnte man doch Monseigneur Coletti für einen einfachen
Abbé aus der Zeit von Ludwig IV. Halten, so sehr verriethen sein Gesicht, seine Tournure, sein
Gang und sein Schaukeln eher einen galanten Herumstreicher, als einen in der Fastenzeit
Enthaltbarkeit predigenden strengen Prälaten; man hätte glauben sollen, nachdem er, wie
Epimenides, ein halbes Jahrhundert im Boudoir von Frau von Pompadour oder Madame Dubarry
geschlafen, sei Monseigneur Coletti plötzlich aufgewacht und habe angefangen in der Welt
herumzulaufen, ohne sich nach den in den Sitten oder in den Gebräuchen vorgegangenen
Veränderungen zu erkundigen, oder auch ganz frisch vom päpstlichen Hofe angekommen, habe
er sich mitten unter eine französische Reunion mit seinem Costume eines ultramontanen Abbé
verirrt.

Es war beim ersten Anblicke ein hübscher Prälat in der vollen Bedeutung des Wortes,

rosenfarbig, frisch, dem Anscheine nach kaum sechsunddreißig Jahre alt; bei näherer Anschauung bemerkte man aber bald, daß Monseigneur Coletti für sein Gesicht die Schwäche hatte, die für das ihrige die Frauen von fünfundvierzig haben, welchen daran liegt, nur dreißig zu scheinen: Monseigneur legte Weiß auf, Monseigneur legte Roth auf.

Glückte es einem, diese Farblinge zu durchdringen und bis zur Haut zu gelangen, so war man erschrocken« unter diesem belebten Anscheine etwas Abgestorbenes, Erloschenes, das kalt machte, zu treffen.

Zwei Dinge lebten indessen in diesem wie eine Wachsmaske unbeweglichen Gesichte : die Augen und der Mund; — die Augen klein, schwarz und tief, rasche, sogar drohende Blitze schleudernd, alsdann sich sogleich unter einem süßlichen, gottseligen Augenlide verhüllend; der Mund klein, sein, mit der spöttischen geistreichen, in Momenten bis zum Gifte boshaften Unterlippe.

Das Ganze dieser Physiognomie konnte zuweilen den Geist, den Ehrgeiz, die Sinnlichkeit offenbaren, doch nie die Seelengüte. Man fühlte vom Anfang an, man habe jedes Interesse, diesen Mann sich nicht zum Feinde zu machen; Niemand aber hätte uns dem Gesichtspunkte der Sympathie den Wunsch gefühlt, sich einen Freund aus ihm zu machen.

Ohne groß zu sein, war er, wie die Bürger sagen, wenn sie von einem Geistlichen sprechen, ein stattlicher Mann. Man füge diesem etwas ausnehmend Hoffärtiges, Verächtliches, Impertinentes in seiner Art, den Kopf zu tragen, die Leute zu grüßen, in einen Salon einzutreten, daraus wegzugehen, sich zu setzen und aufzustehen, bei. . . Dagegen schien er für die Frauen die feinsten Blüten seiner Höflichkeit aufbehalten zu haben; er blinzelte, wenn er sie anschaute, auf eine so bezeichnende Art mit der Augen, und gefiel ihm die Frau, die er anredete, so nahm sein Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck von unzüchtiger Süßigkeit an.

Mit diesen halbgeschlossenen, blinzelnden Augen trat er in diesen Salon ein, den man den Frauensalon nennen konnte, während der General, der Monseigneur Coletti seit langer Zeit kannte, als er ihn melden hörte, zwischen den Zähnen murmelte:

»Treten Sie ein, Monseigneur Tartufe!«

Diese Meldung, dieser Eintritt, dieser Gruß, das Zögern von Monseigneur Coletti, sich zu setzen, die Wichtigkeit, die den berufenen Prediger der letzten Fastenzeit umgab, hatten einen Augenblick die Aufmerksamkeit von Carmelite abgewandt, wir sagen *einen Augenblick*, denn es war nur ein Augenblick, zwischen dem Momente, wo Frau Marande den Thürvorhang fallen ließ, und dem verlaufen, wo sich der Vorhang wieder aufhob, um den zwei Freundinnen Durchgang zu gewähren.

Es war nicht möglich, einen ergreifenderen Contrast zu sehen, als den, welcher zwischen Frau von Marande und Carmelite bestand.

War es aber auch wirklich Carmelite?

Ja, sie war es . . . doch nicht Carmelite, deren Portrait wir aus der *Monographie der Rose* copirt haben; nicht mehr die Carmelite mit den purpurnen Wangen, mit dem glänzenden Teint, mit der von Reinheit und Unschuld strahlenden Miene; nicht mehr die Carmelite mit der lächelnden Lippe, mit der um den Wohlgeruch jenes Blumenfeldes, das sich unter ihrem Fenster ausbreitete und das Grab der la Vallière balsamisch umduftete, einzuathmen weit geöffneter Nase . . . Nein, die neue Carmelite war eine große junge Frau, deren Haare immer noch mit derselben Ueppigkeit aus ihre Schultern fielen; doch die Schultern waren von Marmor! Es war dieselbe Stirne, hoch, entblößt, verständig; doch die Stirne war von Elfenbein! es waren dieselben einst von den rosigen Nuancen der Jugend und der Gesundheit gefärbten Wangen, heute aber entfärbt, verbleicht und seltsam matt geworden!

Die Augen besonders, schon so schön und so groß, schienen um die Hälfte größer geworden zu sein: sie schleuderten immer noch Flammen, doch die Funken waren Blitze geworden, und, bei dem dunkelfarbigem Kreise, der sie umgab, hätte man geglaubt, diese Blitze kommen aus einer Gewitterwolke hervor.

Sodann ihre Lippen, einst von Purpur; ihre Lippen, welche nach ihrer Ohnmacht so viel Mühe gehabt hatten, um wieder zum Leben zurückzukehren, ihre Lippen hatten ihre ursprüngliche Farbe nicht wieder annehmen können; sie hatten nur, und zwar mit großer Mühe, die bleiche Nuance der rosenfarbenen Koralle erlangt, doch, man muß sagen, gerade hierdurch vervollständigten sie trefflich das seltsame Ganze, das immer aus Carmelite eine Schönheit ersten Rangs machte, aber dieser Schönheit eine fantastische Tinte gab.

Sie war einfach, indessen anbetungswürdig gekleidet.

Durch ihre drei Freundinnen angetrieben, in die Soirée von Lydie zu kommen, und mehr noch unterstützt durch ihren Entschluß, sich schnell unabhängig zu machen, war die Frage der Toilette, in der sie erscheinen wurde, lange erörtert worden. Es versteht sich von selbst, daß Carmelite an der Debatte keinen Antheil genommen hatte; sie hatte von Anfang erklärt, sie sei die Witwe von Colombau, um den sie ihr Leben lang trauern werde, und sie werde nur in schwarzem Kleide kommen: Fragola, Lydie und Regina konnten nun dieses Kleid schneiden und ordnen, wie es ihnen beliebte.

Regina beschloß, das Kleid sollte von schwarzen Spitzen auf Leib und Rock von schwarzem Atlaß sein, und sie sollte, statt jeder Verzierung, eine Guirlande von jenen düstern, veilchenblauen Blumen, dem Embleme der Traurigkeit haben, die man Alzei nennt; mit den Blumen sollten Cypressenzweige vermengt sein.

Der von Fragola, der Gelehrtesten von den Dreien bei dieser geschickten Blumenvermählung, bei dieser verständigen Verschmelzung von Nuancen, geflochtene Kranz bestand wie die Guirlande des Kleides, wie der Strauß des Leibes, aus Cypressenzweigen und Alzeiblättern.

Ein Collier von schwarzen Perlen, ein kostbares Geschenk von Regina, umschloß den Hals.

Als Carmelite, bleich und dennoch geschmückt, aus dem Schlafzimmer von Frau von Marande heraustrat, gaben diejenigen, welche sie erwarteten, aber nicht so zu sehen erwarteten, einen

Ausruf von sich, in welchem sich die Bewunderung und der Schrecken vermengten. Man hätte denken sollen, es sei eine antike Erscheinung, die Norma oder die Medea. Ein Schauer durchlief alle Adern.

Der alte General, so sehr er Skeptiker war, begriff, es sei hier etwas Heiliges wie die Ergebenheit, etwas Großes wie das Märtyrerthum. Er stand auf und wartete.

Regina ihrerseits lief auf Carmelite zu, sobald sie erschien.

Das glänzende Gespenst trat zwischen die von Leben und Glück strahlenden zwei Frauen.

Jedermann folgte mit dem Blicke dieser stillen Gruppe mit einer gewissen Neugierde, welche an die Gemütherregung gränzte.

»Ah! wie bleich bist Du, meine arme Schwester!« sagte Regina.

»Wie schön bist Du, o Carmelite!« sagte Frau von Marande. «

»Ich habe Euren dringenden Bitten nachgegeben, meine Vielgeliebten,« sprach die junge Frau; »doch wahrhaftig, Ihr müßtet vielleicht, während es noch Zeit ist, mich zurücktreten heißen.«

»Warum dies?«

»Wißt Ihr, daß ich kein Klavier geöffnet habe, seitdem wir, er und ich, mit einander unsern Abschied vom Leben gesungen? Wenn mich die Stimme verließet wenn ich Alles vergessen hätte!«

»Man vergißt nicht, was man nicht gelernt hat, Carmelite,« sagte Regina. »Du sangst wie die Vögel: verlernen die Vögel zu singen?«

»Regina hat Recht,« sprach Frau von Marande; »und ich bin Deiner sicher, wie Du selbst Deiner sicher bist. Singe also ohne Befangenheit, meine gute Geliebte! Nie, dafür stehe ich Dir, wird ein Künstler, um gehört zu werden, ein mehr sympathisches Auditorium gehabt haben!

»Ah! singen Sie, singen Sie, Madame!« sagten alle Stimmen, — außer den Stimmen von Susanne und Loredan, denen des Bruders und der Schwester, welche, der Bruder mit Erstaunen, die Schwester mit Neid, diese düstere, aber glänzende Schönheit anschauten.

Carmelite dankte den Kopf neigend und ging weiter auf das Klavier und zugleich auf den Grafen Herbel zu.

Dieser machte zwei Schritte ihr entgegen und verbeugte sich.

»Herr Graf,« sagte Frau von Marande, »ich habe die Ehre, Ihnen meine theuerste Freundin vorzustellen; denn von meinen drei Freundinnen ist diese die unglücklichste.«

Der General verbeugte sich zum zweiten Male und sprach mit einer der ritterlichen Zeiten

würdigen Höflichkeit:

»Mein Fräulein, ich bedaure, daß mir Frau von Marande nicht eine schwierigere Aufgabe beschieden hat, als die, Ihr Lob zu verkündigen. Glauben Sie mir, daß ich mit ganzer Seele hierfür besorgt sein, und dennoch mich als Ihren Schuldner betrachten werde.«

»Oh! singen Sie, singen Sie, Madame!« riefen einige Stimmen mit dem Ausdrücke der Bitte.

»Du siehst, liebe Schwester,« sagte Frau von Marande, »Jedermann wartet mit Ungeduld . . . Willst Du anfangen?«

»Auf der Stelle, wenn man es wünscht,« antwortete einfach Carmelite.

»Was willst Du singen?« fragte Regina.

»Wählet selbst.«

»Du gibst keinen Vorzugs«

»Keinen.«

»Ich habe den ganzen Othello hier.«

»Also Othello.«

»Begleitest Du Dich selbst?« fragte Lydie.

»Wenn ich es nicht anders machen kann,« antwortete Carmelite.

»Ich werde Dich begleiten,« sagte rasch Regina.

»Und ich, ich werde die Blätter umwenden,« fügte Frau von Marande bei, »Zwischen uns Beiden wirst Du keine Angst haben?«

»Ich werde keine Angst haben . . .« erwiderte Carmelite schwermüthig den Kopf schüttelnd.

Carmelite war in der That vollkommen ruhig.

Sie legte ihre kalte Hand auf die Hand von Frau von Marande; ihre Stirne drückte eine unaussprechliche Seelenheiterkeit aus.

Frau von Marande wandte sich nach dem Klavier und nahm aus den aufgehäuften Partituren die von Othello.

Carmelite blieb auf Regina gestützt ungefähr bei zwei Dritteln des Boudoir stehen.

Jedermann hatte sich gesetzt; man hörte aus Aller Brust keinen Hauch mehr hervorkommen.

Frau von Marande legte die Partitur auf das Klavier, während Regina, ebenfalls hinzutretend, sich setzte und rasch das Klavier in einem glänzenden Vorspiele durchlief.

»Willst Du die Romanze von der *Weide* singen ?«

»Gern,« erwiderte Carmelite.

Frau von Marande öffnete die Partitur bei der vorletzten Scene des letzten Actes.

Regina wandte sich, die Hände ausgestreckt und ganz bereit, zu beginnen, gegen Carmelite um.

In diesem Augenblicke meldete der Diener:

»Herr und Frau Camille von Rozan.«

XVI.

Die Romance von der Weide.

Ein langer, dumpfer, peinlicher Seufzer, von drei oder vier Punkten des Salon ausgehend, folgte auf diese Meldung; ein tiefes Stillschweigen herrschte nach diesem Ausrufe des Schmerzes. Man hätte glauben sollen, alle hier gegenwärtige Personen kennen die Geschichte von Carmelite, und der Schrecken habe ihrer Brust diesen schmerzlichen Seufzer entrissen, den sie nicht zurückzuhalten vermocht, als sie diese Meldung gehört, und plötzlich, das Feuer in den Augen, die Freude auf den Lippen, die Sorglosigkeit auf der Stirne, diesen jungen Mann haben erscheinen sehen, den man gewisser Maßen als den Mörder von Colombau betrachten konnte.

Dieser Seufzer war zugleich von Jean Robert, von Petrus, von Regina und von Frau von Marande ausgestoßen worden.

Was Carmelite betrifft, sie hatte nicht nur weder geschrieen, noch geseufzt, sondern sie war sogar athemlos, unbeweglich wie eine Bildsäule geblieben.

Herr von Marande allein, der den von ihm vergessenen Namen gehört und wieder erkannt hatte, ging dem ihm von seinem americanischen Correspondenten empfohlenen Paare entgegen und sagte:

»Sie kommen vortrefflich, Herr von Rozan! Wollen Sie sich setzen und lauschen, so werden Sie, wie Frau von Marande versichert, die schönste Stimme hören, die Sie je gehört haben.«

Und Frau von Rozan den Arm bietend, führte er sie zu einem Fauteuil, während Camille in dem Gespenste, das er vor Augen hatte, Carmelite zu erkennen suchte und, sie erkennend, einen schwachen Schrei des Erstaunens von sich gab.

Lydie und Regina waren auf ihre Freundin zugestürzt, denn sie glaubten, sie bedürfe ihrer Hilfe, und erwarteten, sie werde in ihren Armen in Ohnmacht fallen; doch zu ihrer großen Verwunderung war Carmelite, wie gesagt, mit starrem Auge stehen geblieben; nur war ihr Teint von der Blässe zur Leichenfarbe übergegangen.

Dieses starre, unbewegliche Auge, ohne Ausdruck, ohne scheinbares Leben, schien nichts mehr anzublicken; es war, als schlüge das Herz nicht mehr, so schien der Körper plötzlich versteinert zu sein. Die junge Frau war so erschrecklich anzuschauen, — um so erschrecklicher, als, abgesehen von dieser Leichenfarbe, ihr Marmorgesicht keine Spur von Erregung an sich trug.

»Madame,« sagte Herr von Marande, indem er sich seiner Frau näherte, »das sind die zwei Personen, von denen ich mit Ihnen zu sprechen die Ehre gehabt habe.«

»Ich bitte Sie inständig, mein Herr, beschäftigen Sie sich mit ihnen,« erwiderte Frau von

Marande; »ich, ich gehöre ganz Carmelite . . . Sehen Sie, in welchem Zustande sie ist.«

Diese Leichenblässe, dieser ausdruckslose Blick, diese bildsäulenartige Unbeweglichkeit fielen Herrn von Marande wirklich auf.

»Oh! mein Gott! mein Fräulein,« fragte er mit dem Tone der lebhaftesten Theilnahme, »was ist Ihnen denn begegnet?«

»Nichts, mein Herr,« erwiderte Carmelite, den Kopf mit jener Bewegung erhebend, welche ein mächtiges Herz macht, um dem Unglück ins Gesicht zu schauen; — »nichts!«

»Singe nicht . . . singe heute Abend nicht!« flüsterte Regina Carmelite zu.

»Und warum sollte ich nicht singen?«

»Der Kampf übersteigt Deine Kräfte,« sagte Lydia.

»Du wirst es sehen!« erwiderte Carmelite.

Und etwas wie der blasse Reflex des Lächelns einer Todten zeichnete sich auf ihren Lippen.

»Du willst es?« fragte Regina« indem sie sich wieder ans Klavier setzte.

»Nicht die Frau wird singen, Regina: die Künstlerin,« antwortete Carmelite.

Und sie machte die drei Schritte, die sie noch vom Klavier trennten.

»Mit Gottes Gnade!« sagte Frau von Marande.

Regina präludirte zum zweiten Male.

Carmelite begann:

Assisa al piè d'un-n salica . . . [Am Fuße einer Weide sitzend.]

Die Stimme war fest, sicher geblieben, und ergriff eine tiefe Gemüthsbewegung vom zweiten Verse an die Zuhörer, so rührte diese Gemüthsbewegung viel mehr vom Schmerze von Desdemona, als vom Leiden von Carmelite her.

Es wäre in der That schwer gewesen, einen Gesang zu wählen, der sich mehr für die Lage von Carmelite geeignet hätte; die Todesangst, von der das Herz von Desdemona ergriffen ist, da sie die erste Strophe der africanischen Sclavin, ihrer Amme, singt, war gewisser Maßen die Formel der Bangigkeiten, die ihr eigenes Herz zusammenschnürten; der Sturm, der über dem Palaste der schönen Venezianerin schwebt, der Wind, der eine Füllung vom gothischen Fenster ihres Gemaches zerbrochen hat, der Donner, der geräuschvoll in der Ferne rollt, die finstere Nacht, die traurig flackernde Lampe, Alles bis auf die melancholischen Verse von Dante, welche auf seiner Barke vorüberfahrend ein Gondelier singt:

*Nessum maggiore dolore
Che riordarsi del tempo felice,
Nella misera . . . [Es gibt keinen
größeren Schmerz, als sich im Elende der glücklichen Zeit zu erinnern.]*

Alles bringt an diesem unseligen Abend die arme Desdemona in Verzweiflung, Alles ist schlimmes Vorzeichen, Alles ist unheilvolle Vorbedeutung!

Der Sang der Statue in *Don Juan* von Mozart und die Verzweiflung der armen Donna Anna, da sie an den Leichnam ihres Vaters stößt, sind vielleicht die einzigen zwei Situationen« die sich mit dieser schmerzlichen Scene der Ahnungen vergleichen lassen.

Keine Musik, wir wiederholen es, war also mehr geeignet, als die des großen italienischen Meister, um die Schmerzen von Carmelite auszudrücken.

Dieser Colombau, brav, redlich und stark, um den sie die Trauer im Herzen trug, war er nicht gewisser Maßen der finstere, redliche, in Desdemona verliebte Africaner? Dieser unselige Jago, dieser falsche Freund, der in das Herz von Othello das Gift der Eifersucht streut, war er nicht, — die Verhältnisse wohl beachtet, — der frivole Americaner, der eben so viel Böses mit seinem Leichtsinne gethan hatte, als Jago mit seinem Hasse hatte thun können?

Nun wohl, diese Lage war die, in welcher sich Carmelite befand, als sie Camille wiedersah, und diese Romanze, die sie mit so viel Festigkeit und zugleich mit so viel Ausdruck sang, diese Romanze war ein beständiges Märtyrerthum, und jede Note drang kalt und schmerzlich wie die Klinge eines Dolches in ihr Herz ein.

Nach der ersten Strophe klatschte alle Welt Beifall mit dem aufrichtigen Enthusiasmus, welchen jedes neue Talent bei dem Publicum erregt, das nicht interessirt ist, ein falsches Urtheil zu fällen.

Die zweite Strophe:

*I ruocelletti limpidi
A caldi suoi sospiri . . .*

erfüllte die Zuhörer mit Erstaunen; es war nicht mehr eine Frau, es war nicht mehr eine Sängerin, die aus ihrem Munde diese Cascade von Wehklagen regnen ließ: es war der Schmerz, der sich selbst besang.

Der Refrain besonders:

*Laura fra. i rami flebile
Ripetiva il suon . . .*

wurde mit einer so rührenden Melancholie gesungen, daß das ganze verzweifelte Gedicht von Carmelite in diesem Momente an den Augen von denjenigen, welche sie kannten, vorübergehen mußte, wie es sicherlich vor den ihrigen vorüberzog.

Regina war beinahe so bleich geworden als Carmelite. Lydie weinte.

In der That, nie hatte eine so sympathetische Stimme, — zu jener Zeit, wo so viele große

Sängerinnen: die Pasta, die Pizzaroni, die Mainvielle, die Sontag, die Catalani, die Malibran, ihr Auditorium entzückten, — nie hatte ein solcher lebender Timbre das Herz der Dilettanti in dieser schönen italienischen Sprache bewegt, welche selbst eine Musik ist. Doch man erlaube uns, mit ein paar Zeilen für diejenigen, welche die so eben von uns genannten großen Künstlerinnen gekannt haben, zu sagen, worin sich die Stimme unserer Heldin von denen dieser berühmten Sängerinnen unterschied.

Die Stimme von Carmelite hatte von Natur einen außerordentlichen Umfang; sie gab das tiefe **G** mit derselben Leichtigkeit und mit demselben Wohlklange, mit dem Madame Pasta das **A** gab, und sie ging bis zum hohen **D** hinauf. Das Mädchen konnte also, — und das war das Wunder ihrer Stimme, — ebenso gut Altpartien, als Sopranrollen singen.

Es war wirklich keine Sopranstimme reiner, reicher, glänzender, mehr für den Fiorituri, für die *Gorgheggi* geeignet, wenn es uns erlaubt ist, uns dieses Wortes zu bedienen, das speciell in Neapel angewandt wird, um das Gezwitscher der Kehle zu bezeichnen, von dem jeder Sopran, der debutirt, unserer Ansicht nach übermäßig Mißbrauch macht.

Was die Altstimme betrifft, — sie war einzig.

Jedermann kennt die wunderbaren, so zu sagen magnetischen Wirkungen der Altstimme; sie malt die Liebe mit mehr Kraft, die Traurigkeit mit mehr Ausdruck, den Schmerz mit mehr Energie als die Sopranstimme. Die *Soprane* singen wie die Vogel: sie gefallen, entzücken, bezaubern; die *Altstimmen* bewegen, beunruhigen, setzen in Leidenschaft. Die Sopranstimme ist eine reine Frauenstimme: sie hat die Zartheiten und die Süßigkeiten davon; die Altstimme ist eine wahre Männerstimme; sie hat ihren Ernst, ihre Härte, ihre Herbheit, und dennoch ist es eine ganz besondere Stimme, die an dem Einen und dem Andern Theil hat; eine hermaphrodite Stimme. Diese Stimmen bemächtigen sich auch der Seele der Zuschauer mit der Schnelligkeit und der Kraft der Elektrizität und des Magnetismus. Die Altstimme ist gewisser Maßen das Echo der Gefühle des Zuhörers: sänge derjenige, welcher zuhört, so möchte er sicherlich gern so singen.

Das war also die auf das Auditorium durch die Stimme von Carmelite hervorgebrachte Wirkung Begabt mit einem ungewöhnlichen, obgleich rein instinktartigen Geschicklichkeit, denn sie kannte nur wenig das Verfahren der großen Sänger in der Mode, vereinigte Carmelite, mit einem erstaunlichen Glücke, die Kopfstimme mit der Bruststimme; die Verbindung dieser zwei Stimmen war augenscheinlich, und ein alter Meister wäre sehr in Verlegenheit gekommen, hätte er sagen sollen, wie viel Studien nothwendig gewesen seien, um die wunderbaren Effecte zweier so entgegengesetzten Stimmen zu combiniren.

Carmelite, als große Tonkünstlerin, was sie war, hatte unter dem Auge von Colombau so emsig und so fest die Grundprincipien der Musik studirt, daß sie fortan nichts nöthig hatte, als sich gehen zulassen, um zu verführen und zu elektrisiren; und war ihre Stimme schön, so war ihr Geschmack vollkommen. Von den ersten Lectionen an an die Maßhaltung der deutschen Musik gewöhnt, machte sie einen sehr mäßigen Gebrauch von den italienischen Fiorituri und bediente sich derselben nur, um den Ausdruck eines Stückes zu vermehren, oder um einen Satz mit einem andern zu verbinden, nie aber als Annehmlichkeit, nie als Kunststück.

Wir endigen die Analyse des Talentes von Carmelite damit, daß wir sagen, im Gegensatze zu den grüßten Sängern der Zeit und sogar aller Zeiten habe dieselbe Note bei zwei verschiedenen Situationen der Seele bei ihr gleichsam nie denselben Ton gehabt.

Wundert sich nun Einer und beschuldigt uns der Uebertreibung, behauptend, keine Sängerin, und wenn sie zu Meistern Porpora, Mozart, Pergolese oder selbst Rossini gehabt, habe die Vollkommenheiten dieser doppelten Stimme erreicht, so antworten wir, Carmelite habe einen Meister gehabt, der viel ernster gewesen, als die so eben von uns genannten, einen Meister, den man das Unglück nenne!

Am Ende der dritten Strophe war es auch ein einstimmiges Hurrah, eine unaussprechliche Raserei.

Die letzten Noten waren noch nicht erloschen, klagend und seufzend wie der Schrei der Schmerzen selbst, als ein Beifallsdonner, die vergoldete Kuppel dieses weltlichen Salons erschütterte. Jeder stand auf, als wollte er der Erste sein, um der Künstlerin Glück zu wünschen, ihr sein Compliment zu machen; es war ein wahres Fest, eine allgemeine Hinreißung, Alles, was die Furia francese, das Decorum vergessend, gestatten kann. Man stürzte nach dem Klavier, um dieses Mädchen anzuschauen, das schön wie die Schönheit, mächtig wie die Stärke, finster wie die Verzweiflung. Die alten Frauen, die sie um ihre Jugend beneideten, die jungen Frauen, die sie um ihre Schönheit beneideten, alle diejenigen, welche sie um ihr unvergleichliches Talent beneideten, alle diejenigen, welche sich sagten, es wäre beinahe ein Ruhm, von einer solchen Frau geliebt zu sein, näherten sich ihr, nahmen ihre Hand und drückten sie mit Liebe.

Und darum ist die Kunst wahrhaft schön, wahrhaft groß: in einem Augenblicke macht sie einen alten Freund aus einem Bekannten.

Tausend Einladungen fielen, wie die zukünftigen Blumen ihres Rufes, und streuten sich in einem Augenblicke um Carmelite her.

Der alte General, der sich, wie gesagt, darauf verstand, der alte General, der nicht leicht zu bewegen war, fühlte seine Thränen fließen; das war der Sturmregen, der sein Herz, während er das Mädchen singen hörte, angeschwellt hatte.

Jean Robert und Petrus näherten sich einander instinetartig, und in ihrem stummen Händedruck erzählten sie sich stillschweigend ihre schmerzliche Gemüthsbewegung, ihr melancholisches Entzücken; hätte ihnen Carmelite ein Rachezeichen gemacht, sie wären auf diesen sorglosen Camille losgestürzt, der, nicht wissend, was vorgefallen, Alles dies, ein Lächeln auf den Lippen, das Lorgnon im Auge und von seinem Platze aus: Bravo! Bravo! Bravo! Rufend, wie er es auf einem Sperrsitze der italienischen Oper würde gethan haben, angehört hatte.

Regina und Lydie, welche begriffen hatten, was Alles an Schmerz und Ausdruck die Gegenwart des Creolen der Stimme von Carmelite beifügte, — Regina und Lydie, welche während der ganzen Zeit, die der Gesang gedauert, bei jeder Note gezittert hatten, das Herz der Sängerin werde brechen, waren Beide wie niedergeschmettert. Regina wagte es nicht, sich

umzudrehen, Lydie wagte es nicht, den Kopf zu erheben.

Plötzlich, auf einen von denjenigen, welche Carmelite umgaben, ausgestoßenen Schreckenschrei, traten die zwei jungen Frauen aus ihrer Erstarrung hervor und wandten sich gleichzeitig gegen ihre Freundin um.

Carmelite hatte nach ihrer letzten geweinten Note den Kopf zurückgeworfen, und, bleich, steif, unbeweglich, wäre sie unfehlbar auf den Boden gefallen, hätten sie nicht zwei Arme unterstützt, und hätte nicht eine befreundete Stimme zu ihr gesagt.

»Muth, Carmelite! und seien Sie stolz: von diesem Abend an haben Sie Niemand mehr nöthigt.«

Ehe sie die Augen schloß, hatte Carmelite Zeit, Ludovic diesen grausamen Freund, der sie ins Leben zurückgerufen zu erkennen.

Sie stieß einen letzten Seufzer aus, schüttelte traurig den Kopf und fiel in Ohnmacht.

Nun erst sah man aus ihren geschlossenen Augen zwei Thränen hervorquellen, welche über ihre eiskalten Wangen rollten.

Die zwei Frauen nahmen sie aus den Händen von Ludovic; dieser war herbeigekommen, während Carmelite sang, und geräuschlos, ohne gemeldet zu werden, eintretend, war er in der Nähe gewesen, um sie in seinen Armen zu empfangen.

»Es ist nichts,« sagte er zu den zwei Freundinnen; »solche Krisen sind mehr wohlthätig als nachtheilig. . . . Sie athme von diesem Flacon ein, und in fünf Minuten wird sie wieder zu sich gekommen sein.«

Vom General unterstützt, trugen Regina und Lydie Carmelite ins Schlafzimmer: nur blieb der General bei der Thüre zurück.

Sobald Carmelite verschwunden und das Auditorium durch ein paar Worte von Ludovic beruhigt war, brach der, in seinem Laufe gehemmte, Enthusiasmus aufs Neue aus.

Es war nur ein einstimmiger Schrei der Bewunderung.

XVII.

Wo die Petarden von Camille nachbrennen.

Als man seinem Entzücken über das Talent der zukünftigen Debutantin jeden Ausdruck gegeben, als man zu ihren Gunsten alle Formeln des Lobes erschöpft hatte, ließ sich jeder von den glücklichen Zuhörern, indem er sie in seinem Kreise gehörig zu rühmen versprach, allmählig dem Boudoir nach dem Salon hinziehen, wo die ersten Arcorde des Orchesters ertönten, und ging von der Musik zum Tanze über.

. Die einzige des Erwähnens würdige Episode bei der Bewegung, welche bei dieser Gelegenheit stattfand, und die wir anführen werden, weil sie sich auf eine ganz natürliche Art mit unserem Drama verbindet, ist der Mißgriff, den Camille von Rozan dadurch machte, daß er unbesonnener Weise Leute anredete, welche die Geschichte von Carmelite ganz genau kannten.

Frau von Rozan, seine Gattin, eine hübsche fünfzehnjährige Creolin, war vorläufig den einer Witwe von amerikanischer Abkunft, die sich für ihre Verwandte erklärte, in Beschlag genommen worden. Camille, als er seine Frau in Familie sah, benutzte diesen Umstand, um wieder Junggeselle zu werden.

Er erblickte Ludovic, seinen alten Kameraden, fast seinen Freund; und sobald die Ruhe in Folge des Abgangs von Carmelite, deren Ohnmacht er der einfachen Aufregung zuschrieb, wiederhergestellt war, stürzte er auf den jungen Doctor zu, mit der Lebhaftigkeit eines so eben angekommenen Fremden, der einen alten Bekannten wiederfindet, reichte ihm die Hand und rief:

»Beim Hippokrates! es ist Herr Ludovic! . . Guten Morgen, Herr Ludovic! wie befindet sich Herr Ludovic?«

»Schlecht,« antwortete kalt der junge Arzt.

»Schlecht?« wiederholte der Creole. »Ei! Sie haben den Monat April auf dem Backen!«

»Gleichviel, mein Herr, wenn ich den December im Herzen habe!«

»Sie haben Kummer?«

»Mehr als Kummer: Schmerz!«

»Einen Schmerz?«

»Einen tiefen!«

»Mein Gott! mein armer Ludovic, sollten Sie einen Verwandten verloren haben?«

»Ich habe Jemand verloren, der mir theurer war, als ein Verwandter!«

»Was gibt es Theureres, als einen Verwandten?«

»Ein Freund . . . weil dies seltener ist.«

»Kannte ich ihn?«

»Genau.«

»Einer unserer Kameraden aus dem Collége?«

»Ja.«

»Ah! der arme Junge!« sagte Camille mit der höchsten Gleichgültigkeit. »Und wie hieß er?«

»Colombau,« antwortete trocken Ludovic, indem er Camille grüßte und ihm den Rücken zuwandte.

Der Creole hätte beinahe Ludovic an der Gurgel gepackt; doch wir sagten anderswo, er habe Geist besessen: er sah ein, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte, pirouettirte auf den Absätzen und verschob seinen Zorn auf eine bessere Gelegenheit.

In der That, war Colombau todt, so hatte Ludovic das Recht, sich zu wundern, daß Camille ein solches Ereigniß nicht mehr betrübe.

Doch wie konnte er über dieses Ereigniß betrübt sein? Er wußte es nicht.

Armer Colombau, so jung, so schön, so stark, woran hatte er sterben können? "

Camille suchte mit den Augen Ludovic, um ihm zu sagen, er wisse von Allem nichts, und von ihm die Einzelheiten über den Tod ihres gemeinschaftlichen Freundes zu verlangen, doch er war verschwunden.

Während er Ludovic suchte, fielen die Blicke von Camille auf einen jungen Mann, dessen sympathisches Gesicht er zu erkennen glaubte; nur war es ihm unmöglich, einen Namen auf dieses Gesicht zu setzen. Er hatte ihn gesehen, dessen war er sicher; er hatte ihn gekannt, er glaubte dessen sicher zu sein. War es in der Rechtsschule, — was wahrscheinlich, — so könnte ihm dieser junge Mann die gewünschte Auskunft geben.

Er ging auf ihn zu und sagte zu ihm:

»Verzeihen Sie« mein Herr, ich komme heute Morgen von Louisiana an, was ungefähr halb Weges von den Antipoden ist; ich habe natürlich zweitausend Meilen zur See gemacht, und in Folge hiervon bleibt in meinem Gehirne eine Art von intellectueller Stampfen und Schlingern, was mir zugleich die Unterscheidungskraft und das Gedächtniß raubt. Verzeihen Sie mir also die Frage, welche ich an Sie zu richten die Ehre haben werde.«

»Ich höre, mein Herr,« antwortete ziemlich artig, aber dennoch mit einer gewissen

Trockenheit derjenige, welchen er aneredet hatte.

»Mein Herr, ich glaube Sie unter verschiedenen Umständen bei meiner letzten Reife nach Paris gesehen zu haben, und als ich Sie so eben erblickte, fiel mir Ihr Gesicht als das eines alten Bekannten auf . . . Haben Sie mehr Gedächtniß als ich, und habe ich die Ehre, Ihnen bekannt zu sein ?«

»Sie haben Recht, ich kenne Sie vollkommen, Herr von Rozan,« antwortete der junge Mann.

»Ah! Sie kennen meinen Namens« rief Camille freudig.

»Wie Sie sehen.«

»Und werden Sie mir das Vergnügen machen, mir den Ihrigen zu sagen?«

»Ich heiße Jean Robert.«

»Ah! so ist es, Jean Robert . . . Bei Gott! Ich wußte wohl, daß ich Sie kannte, einen unserer berühmtesten Diener, und einen der besten Freunde meines Kameraden Ludovic, wenn ich mich nicht täusche . . .«

»Der selbst einer der besten Freunde von Colombau war,« erwiderte Jean Robert, indem er den Creolen trocken grüßte und sich umwandte.

Camilla hielt ihn aber zurück.

»Mein Herr, ich bitte!« sagte er: »Sie sind die zweite Person, die mir vom Tode von Colombau spricht . . . Könnten Sie mir wohl einzelne Umstände über diesen Tod mittheilen?«

»Welche?«

»Ich wünschte zu wissen, an welcher Krankheit Colombau gestorben ist.«

»Er ist nicht an einer Krankheit gestorben.«

»Sollte er im Duell getödtet worden sein?«

»Nein, mein Herr, er ist nicht im Duell getödtet worden.«

»Aber wie ist er denn gestorben ?«

»Er hat sich mit Kohlendampf erstickt.«

»Und diesmal grüßte Jean Robert Camille so kalt, daß dieser, — übrigens ganz von Erstaunen ergriffen, — nicht daran dachte, ihn ferner zurückzuhalten.

»Todt!« murmelte Camille, »gestorben durch Erstickung! Wer hätte das von Colombau denken können? er, der so fromm! Ah! Colombau!«

Und Camille erhob die Hände zum Himmel als ein Mensch, der, um die Sache, die man ihm gesagt, zu glauben, nöthig hätte, daß man sie ihm zweimal wiederholen würde.

Indem er die Hände erhob, erhob Camille auch die Augen, und die Augen erhebend erblickte er einen jungen Mann, der in die tiefsten Reflexionen versunken zu sein schien.

Er erkannte in ihm einen Künstler, den man ihm während der Unruhe, die auf die Ohnmacht von Carmelite gefolgt war, gezeigt, und von dem man ihm gesagt hatte, es sei einer der ausgezeichnetsten Maler. Das Gesicht des jungen Mannes drückte die lebhafteste Bewunderung aus.

Es war Petrus, den die erhabene Anstrengung von Carmelite zugleich mit Traurigkeit und mit Stolz erfüllte . . . Die Künstler hatten also ein anderes Herz als die übrigen Menschen? Die Künstler hatten also eine andere Seele? Die Künstler waren also vielleicht privilegierte Wesen für den Schmerz? Da sie so königlich den Schmerz besiegten, so waren sie besondere Wesen.

Camille täuschte sich im Gesichtsausdrucke von Petrus: er hielt ihn einfach für einen Dilettanten in Entzückung, und auf ihn zugehend, um ihm ein äußerst angenehmes Compliment zu machen, sagte er:

»Mein Herr, wäre ich Maler, ich würde keine andere Physiognomie als die Ihrige wählen, um das Entzücken eines großen Herzens bei Anhörung der göttlichen Musik des großen Meisters auszudrücken.«

Petrus schaute Camille mit einer verächtlichen Kälte an und verbeugte sich, ohne zu antworten.

Camille fuhr fort:

»Ich weiß nicht genau, wie weit die Begeisterung der Franzosen für die Musik des göttlichen Rossini geht; doch in unsern Colonien macht sie Furore: das ist Leidenschaft, Wuth, Fanatismus! Ich hatte einen Freund, einen Liebhaber der deutschen Musik, der im Duell getödtet wurde, weil er behauptet hatte, Mozart stehe höher als Rossini, und er ziehe *Figaros Hochzeit* dem *Barbier von Sevilla* vor. Ich, was mich betrifft, ich gestehe, daß ich ein Anhänger von Rossini bin, und daß ich ihn hundert Fuß über Mozart stelle . . . Das ist meine Meinung, und ich würde sie im Rothfalle bis zum Tode behaupten.«

»Ich glaube, das war nicht die Meinung Ihres Freundes Colombau, mein Herr,« erwiderte Petrus, indem er kalt den Creolen grüßte.

»Ah! bei Gott! da sich hier alle Welt das Wort gegeben hat, mit mir von Colombau zu sprechen, und da Sie es machen wie alle Welt, so werden Sie mir sagen, ob er sich wegen des Sieges von Rossini über Mozart mit Kohlendampf erstickt hat.«

»Nein, mein Herr ,« antwortete Petrus mit äußerster Höflichkeit: »er hat sich erstickt, weil er Carmelite liebte, und eher sterben, als seinen Freund verrathen wollte.«

Camille stieß einen Schrei aus und drückte seine beiden Hände an seine Stirne, als ob eine Blendung vor seinen Augen vorüberzöge.

Während dieser Zeit ging Petrus, wie es nach und nach Jean Robert und Ludovic gethan hatten, vom Boudoir in den Salon.

In dem Momente, wo Camille, nachdem er sich ein wenig von dem Schlage, den er erlitten, erholt hatte, seine Hände von seinem Gesichte zurückzog und die Augen wieder öffnete, sah er vor sich, — was ihm seit seinem Eintritte in die Salons von Frau von Marande noch nicht begegnet war, — einen jungen Mann von schöner und hoffärtiger Tournure, der sich bereit hielt, ihn anzureden, wenn er selbst bereit wäre, diesem Anreden zu entsprechen.

»Mein Herr,« sagte der junge Mann zu ihm, »ich höre, daß Sie diesen Morgen von den Colonien ankommen, und daß Sie zum ersten Male heute Abend Herrn und Frau von Marande vorgestellt worden sind. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mich als Pathe in den Salons unseres gemeinschaftlichen Banquiers und als Führer durch die Lustbarkeit der Hauptstadt anzunehmen?«

Dieser zuvorkommende Cicerone war der Graf Lorédan von Valgeneuse; er hatte schon bei ihrem Eintritte die hübsche Creolin bemerkt, welche von Camille von Rozan in Frankreich importirt worden war, und er suchte sich gut mit dem Manne zu stellen, um eintretenden Falles noch besser mit der Frau zu stehen.

Camille athnete, als er einen Mann traf, der zehn Worte mit ihm sprach, ohne daß der Name Colombau mit diesen zehn Worten Vermischt wurde.

Es versteht sich von selbst, daß er mit allem Eifer das Anerbieten von Herrn von Valgeneuse annahm.

Die zwei jungen Leute eilten in die Tanzsalons; man hatte zu einem Walzer präladirt. Sie traten gerade in dem Augenblicke ein, wo der Walzer anfang.

Die erste Person, der sie in den Solon eintretend begegneten, — man hätte glauben sollen, ihr Bruder habe ihr hier Rendez-vous gegeben, so sehr schien sie zu warten! — war Fräulein Susanne von Valgeneuse.

»Mein Herr,« sagte Lorédan, »erlauben Sie mir, Ihnen meine Schwester, Fräulein Susanne von Valgeneuse, vorzustellen.«

Alsdann, ohne die Antwort von Camille abzuwarten, die man übrigens in seinen Augen lesen konnte, fügte der Graf bei:

»Meine liebe Susanne, ich stelle Ihnen einen neuen Freund, Herrn Camilla von Rozan, einen amerikanischen Edelmann, vor.«

»Oh!« erwiderte Snsanne, »Ihr neuer Freund, mein lieber Lorédan ist für mich ein alter Bekannter.«

»Gut! und wie dies?«

»Was!« rief Camille mit einer stolzen Freude, »sollte ich die Ehre haben, Ihnen bekannt zu sein, mein Fräulein?«

»Oh! genau, mein Herr,« antwortete Susanne.

»In Versailles, in der Pension, wo ich vor nicht langer Zeit noch war, stand ich in enger Verbindung mit zwei Von Ihren Landsmänninnen.«

In diesem Augenblicke traten Regina und Frau von Marande, nachdem sie der Sorge einer Kammerfrau Carmelite, welche aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war , anvertraut hatten, in den Ballsaal ein.

Lorédan machte seiner Schwester ein unmerkliches Zeichen, worauf ihm Susanne mit einem unmerklichen Lächeln antwortete.

Und während zum dritten Male an diesem Abend Lorédan mit Frau von Marande die immer unterbrochene Conversation wieder anzuknüpfen suchte, stürzten sich Camille und Fräulein von Valgeneuse, um weitere Bekanntschaft zu machen, in den schwindelerregenden Wirbel des Walzers und verloren sich unter einem Ocean von Gaze, Atlaß und Blumen-.



XIX.

Wie das Liebesgesetz gestorben war.

Machen wir ein paar Schritte rückwärts; denn wir bemerken, daß wir, weil es uns drängte, in den Salon von Frau von Marande einzutreten, cavalièrement über Ereignisse und Tage weggestiegen sind, welche ihren Platz in dieser Erzählung haben müssen, wie sie ihn schon in der Geschichte haben.

Man erinnert sich des Scandals, der sich bei der Beerdigung des Herzogs de la Rochefoucauld zugetragen hatte.

Da Einige von den Personen, welche den ersten Rang in unserer Geschichte einnehmen, eine Rolle dabei spielten, so haben wir es versucht, in allen ihren Einzelheiten diese entsetzliche Scene zu erzählen, bei der die Polizei zu dem Resultate gelangt war, das sie sich vorgesetzt hatte: Herrn Sarranti verhaften und erforschen, welchen Grad von Widerstand die Bevölkerung der unglücklichsten Beschimpfung, die man dem Leichname eines Mannes, welchen sie mit ihrer Ehrfurcht und ihrer Liebe umgab, entgegenzusetzen fähig wäre.

Die Macht war dem Gesetze geblieben! wie man in der Regierungssprache sagt.

»Noch ein solcher Sieg,« sprach Pyrrhus, der kein constitutioneller König, aber ein verständiger Tyrann war, »und ich bin verloren!« Das hätte sich Karl X. nach dem traurigen Siege, den er auf den Stufen der Himmelfahrts-Kirche davon getragen, sagen müssen.

In der That, sie war tief gewesen, die nicht nur bei der Menge, — von der der König wenigstens momentan zu weit entfernt war, um das Schauern durch die verschiedenen socialen Schichten zu fühlen, welche ihn von ihr trennten, — sondern auch auf die Pairskammer, von der er nur durch den auf den Stufen des Thrones ausgebreiteten Teppich getrennt war, hervorgebrachte Aufregung.

Die Pairs hatten sich, wie gesagt, vom Ersten bis zum Letzten beleidigt gefühlt durch die den Ueberresten des Herzogs de la Rochefoucauld angethane Beschimpfung. Die Unabhängigsten hatten ganz laut ihre Entrüstung kundgegeben; die *Ergebensten* hatten sie in die Tiefe ihres Herzens verschlossen; hier aber brudelte sie beim Hauche des furchtbaren Rathgebers, den man den Stolz nennt. Alle warteten auf eine Gelegenheit, entweder dein Ministerium oder sogar dem Königthum diesen unfläthigen Fußtritt, den die hohe Kammer von der Polizei erhalten hatte, zurückzugeben.

Der *Liebesgesetzes*-Entwurf sollte diese Gelegenheit bieten.

Er war der Prüfung der Herren von Broglie, Portalis, Portal und le Bastard unterworfen worden.

Wir haben die Namen der anderen Mitglieder der Commission vergessen: — es sei dies gesagt ohne die Absicht, die Ehrenwerthen auf irgend eine Art zu verletzen.

Die Prüfungs-Commission schien schon bei ihren Sitzungen weit davon entfernt, eine Sympathie für den Entwurf zu hegen.

Die Minister selbst fingen an mit demselben Schrecken, der Reisende ergreift, welche, ein unbekanntes Land durchwandernd, sich plötzlich am Rande eines Absturzes finden, die Minister selbst fingen an zu bemerken, daß unter der politischen Frage, welche die Hauptfrage zu sein schien, eine individuelle viel ernstere Frage verborgen war.

Das Gesetz gegen die Preßfreiheit wäre in der That vielleicht durchgegangen, hätte es sich nur an den Rechten der Intelligenz vergriffen. Was lag an den Rechten der Intelligenz dem Bürgerthum, der höchsten Macht jener Zeit? Doch das Gesetz gegen die Preßfreiheit vergriff sich an den materiellen Interessen, was eine viel gewichtigere Lebensfrage für alle Subscribenten auf Voltaire-Touquet war, welche das Dictionaire philosophique lasen und dabei eine Prise aus einer Tabaksdose à la charte nahmen.

Was ihnen allmählig die Augen öffnete, diesen armen Blinden mit hunderttausend Franken Gehalt, war der Umstand, daß alle die Preßfreiheit und die Interessen der Industrie verletzenden Dispositionen einstimmig von der Commission der Pairskammer verworfen wurden.

Da fingen sie an eine absolute Verwerfung zu fürchten.

Was ihnen am wenigsten Unangenehmes begegnen konnte, war, daß der Entwurf vor der Kammer mit solchen Amendements erschien, daß es diesen Amendements gelang, die Wirkung davon zu zerstören.

Man mußte zwischen einem Rückzuge und einer Niederlage wählen. Es fand eine Berathung statt; Jeder theilte Allen seine Befürchtungen mit, und man kam überein, die Diskussion sollte auf die nächste Sitzung verschoben werden.

Herr von Villèle übernahm es, durch eine von jenen Combinationen, mit denen er vertraut war, mittlerweile dem Ministerium in der hohen Kammer eine Majorität so botmäßig und so regelmäßig disciplinirt zu geben, als die war, auf welche er in der Kammer der Abgeordneten zählen konnte.

Am 12. April, — einem der Tage, über die wir so cavalièrement hinweggestiegen sind, — war der Jahrestag der ersten Rückkehr von Karl X. Nach Paris am 12. April 1814. An diesem Tage gab die Nationalgarde den Militärdienst der Posten in den Tuileries und ersetzte so die anderen Truppen des Palastes.

Das war eine Gunst, mit der der König die Ergebenheit der Nationalgarde belohnte, welche mehrere Wochen lang seine einzige Garde gebildet hatte; es war endlich ein Zeichen von Vertrauen, das er der Bevölkerung von Paris gab.

Doch dieser Tag, was man unmöglich hatte verhindern können, fiel im laufenden Jahre auf den grünen Donnerstag.

Am grünen Donnerstag konnte aber der König, der sich ganz seinen Andachten widmete, seinen Geist keiner politischen Beschäftigung hingeben: man verschob also den Dienst der Garde vom 12. auf den 16. vom grünen Donnerstag auf den Ostermontag.

Dem zu Folge stieg, am 16. Morgens, in dem Augenblicke, wo die Wache bezogen wurde, als es eben neun Uhr im Pavillon de l'Horloge schlug, König Karl X. die Freitreppe der Tuileries in der Uniform eines Generals der Nationalgarde herab. Er erschien in Begleitung des Herrn Dauphin und war umgeben von einem zahlreichen Generalstabe.

Er kam auf den Carrouselplatz, wo sich von allen Legionen der Nationalgarde, die Cavalerie-Legion im begriffen, gelieferte Detachements versammelt fanden.

Als er vor die Schlachtordnung der Nationalgarde gelangte, grüßte er nach seiner Gewohnheit mit herzlichem Ergüsse.

Obschon bei seinen täglichen Spazierfahrten Karl X., allmählig depopularisirt, — nicht durch seine persönlichen Fehler, sondern durch die Irrthümer seiner Regierung, welche eine antinationale Politik angenommen hatte, — obschon bei seinen täglichen Spazierfahrten, sagen wir, Karl X. seit einem Jahre an einen ziemlich kalten Empfang gewöhnt worden war, rief er doch noch von Zeit zu Zeit durch das Lächeln und die Grüße, die er der Menge zusandte, sympathetische Acclainationen hervor.

An diesem Tage aber war der Empfang eiskalt. Kein Feuer, keine Begeisterung; einige spärliche Rufe: »Es lebe der König!« schüchtern vorgebracht, kaum gehört, und wie unter Weges aufgehalten.

Er musterte die Nationalgarde und verließ den Carrouselplatz, das Herz angeschwollen von einer bitteren Traurigkeit, wegen dieses Empfangs der Menge nicht sein Regierungssystem, sondern die Verleumdungen der Journale, die dumpfen Umtriebe der liberalen Partei anklagend.

Mehrere Male hatte er sich während der Revue gegen seinen Sohn umgewendet, als wollte er ihn befragen; doch der Herr Dauphin erfreute sich des seltsamen Vorzugs, zerstreut zu sein, ohne daß sein Geist anderswo war. Der Herr Dauphin folgte maschinenmäßig seinem Vater, und in den Palast zurückkehrend hatte der Herr Dauphin wohl das Bewußtsein, einen kleinen Spazierritt gemacht zu haben, er vermuthete wohl, er habe einer Revue beigewohnt, doch es wäre ihm unmöglich gewesen, zu sagen, welche Art von Truppe vor ihm defilirt hatte.

Also nicht an den Dauphin wandte sich der alte König, der sich vereinzelt in seiner Größe, schwach in seinem göttlichen Rechte fühlte, sondern an einen Mann von sechzig Jahren, der das doppelte Band dem St. Ludwigs-Orden und vom Heiligen-Geist-Orden trug.

Dieser Mann war einer von den alten Glorien Frankreichs: es war der Soldat vom Regiment Médoc, es war der Bataillonschef der Freiwilligen von der Maas, es war der Oberst des

Regiments Picardie, es war der Eroberer von Trier, der Held der Brücke von Mannheim, der Commandant der vereinigten Grenadiere der großen Armee, der Sieger von Ostrolenka, der Mann von Wagram, von der Beresina, von Bautzen, der Generalmajor der königlichen Garbe, der Obercommandant der Pariser Garde; es war der Verstümmelte von allen Schlachten, denen er beiwohnte; es war derjenige, dessen Körper siebenundzwanzig Wunden zählte, fünf mehr als der von Cäsar, und der seine siebenundzwanzig Wunden überlebt hatte; — es war der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio.

Karl X. nahm den alten Soldaten unter dem Arme, zog ihn aus dem Kreise der Höflinge, die auf seine Rückkehr warteten, und sagte zu ihm:

»Hören Sie, Marschall, sprechen Sie offenherzig.«

Der Marschall schaute den König mit Erstaunen an; die Stille und die Kälte der Nationalgarde waren ihm nicht entgangen.

»Offenherzig, Sire?« fragte er.

»Ja, ich wünsche die Wahrheit zu wissen.«

Der Marschall lächelte.

»Es setzt Sie in Erstaunen, daß ein König die Wahrheit zu wissen wünscht . . . Man täuscht uns also sehr, mein lieber Marschall?«

»Ei! Sire, Jeder thut hierbei sein Bestes.«

»Und Sie?«

»Ich, ich lüge nie, Sire!«

»Sie sagen also die Wahrheit?«

»Ich erwarte, daß man sie von mir verlangt.«

»Und dann . . .?«

»Sire, Eure Majestät befrage mich, und sie wird sehen.«

»Nun wohl, Marschall, was sagen Sie von der Revue?«

»Kalt!«

»Man hat kaum: »Es lebe der König!« gerufen. Haben Sie das bemerkt, Marschall?«

»Ich habe es bemerkt.«

»Ich habe mich also des Vertrauens und der Liebe meines Volkes verlustig gemacht?«

Der alte Soldat schwieg.

»Hören Sie mich nicht, Marschall ?« fragte Karl X.

»Doch, Sire, ich höre Sie.«

»Nun wohl, ich frage Sie, ob ich mich, *nach Ihrer Ansicht*, verstehen Sie wohl, Marschall? ich frage Sie, ob ich mich, nach Ihrer Ansicht, des Vertrauens und der Liebe meines Volkes verlustig gemacht habe.«

»Sire!«

»Sie haben mir die Wahrheit versprochen, Marschall.«

»Sire, nicht Sie, sondern Ihre Minister. Unglücklicher Weise begreift das Volk die Subtilitäten Ihrer constitutionellen Regierung nicht: König und Minister, es vermengt Alles.«

»Aber was habe ich denn gethan?« rief der König.

»Sie haben nicht gethan, Sire, Sie haben thun lassen.«

»Marschall, ich schwöre Ihnen, daß ich voll guter Absichten bin.«

»Sire, es gibt ein Sprichwort, das behauptet, die Hölle sei damit gepflastert.«

»Marschall, sagen Sie mir Alles, was Sie hiervon denken.«

»Sire, ich wäre der Güte des Königs unwürdig, wenn . . . ich . . . nicht dem Befehle, den er mir gibt, gehorchen würde.«

»Nun?«

»Nun wohl, Sire, ich denke, Sie sind ein guter und redlicher Fürst ; Eure Majestät ist aber umgeben und hintergangen von blinden oder unwissenden Räthen, welche nicht sehen oder schlecht sehen.«

»Fahren Sie fort, fahren Sie fort!«

»Die öffentliche Stimme sagt Ihnen durch, mich, Sire, Ihr Herz sei ächt französisch, und in Ihrem Herzen und nicht anderswo müsse man lesen.«

»Man ist also unzufrieden ?«

Der Marschall verbeugte sich.

»Und worüber diese Unzufriedenheit?«

»Sire: das Preßgesetz verwundet tief und tödtlich Ihre Bevölkerung.«

»Sie glauben, diesem habe ich die heutige Kälte zu verdanken?«

»Sire, ich bin dessen sicher.«

»Einen Rath also, Marschall.«

»In welcher Hinsicht?«

»Hinsichtlich dessen, was ich zu thun habe.«

»Sire, ich habe dem König keinen Rath zu geben.«

»Doch, wenn ich einen verlange.«

»Sire, Ihre hohe Weisheit . . .«

»Was würden Sie an meiner Stelle thun, Marschall?«

»Ich spreche auf Befehl des Königs?«

»Besser als dies, Herzog,« erwiderte Karl X. mit einer Majestät, an der es ihm bei gewissen Gelegenheiten nicht gebrach: »auf meine Bitte.«

»Nun wohl, Sire, lassen Sie das Gesetz zurückziehen, berufen Sie für eine andere Revue die ganze Nationalgarde, und Sie werden durch ihre einstimmigen Acclamationen sehen, was die wahre Ursache ihres heutigen Stillschweigens war.«

»Marschall, das Gesetz soll morgen zurückgezogen werden. Bestimmen Sie selbst den Tag der Revue.«

»Sire, will Eure Majestät, daß es der letzte Sonntag des Monats sei, das heißt der 29. April?«

»Geben Sie selbst die Befehle; Sie sind General-Commandant der Nationalgarde.«

An demselben Abend war der Conseil in den Tuileries versammelt, und unerachtet des hartnäckigen Widerstandes Einiger forderte der König die unmittelbare Zurücknahme des *Liebesgesetzes*.

Trotz der Glückseligkeiten, die sie sich von der Anwendung dieses Gesetzes versprochen hatten, waren die Minister genöthigt, sich der souverainen Gewalt zu unterwerfen. Die Zurücknahme des Gesetzes war übrigens nur ein Art der Klugheit, eine Vorsichtsmaßregel, die ihnen die sichere und entscheidende Niederlage vor der Pairskammer ersparte.

Am andern Tage nach dieser ersten Revue, das heißt nach dieser ersten Manifestation der Nationalgarde, deren Wirkungen der König so richtig geschätzt, deren Ursache der Marschall Oudinot so wohl beurtheilt hatte, verlangte Herr von Peyronnet das Wort am Anfange der Sitzung der Pairskammer, und verlas von der Tribune die Ordonnanz, welche den

Gesetzesentwurf zurücknahm. Es war ein ungeheurer Freudenschrei an den vier Ecken Frankreichs und von allen Journalen ohne Unterschied, royalistischen oder liberalen, ausgestoßen.

Am Abend war Paris erleuchtet.

Lange Columnen von Buchdruckergehilfen zogen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Stadt umher und riefen: »Es lebe der König! Es lebe die Pairskammer! Es lebe die Preßfreiheit!«

Dieser Umzug, der wunderbare Zusammenfluß von Neugierigen, welche sich auf den Boulevards, den Quais, in den Seitenstraßen drängten, durch alle großen Arterien bis zu den Tuileries strömend, wie das Blut zum Herzen strömt; das Geschrei dieser Menge, die Explosion der durch die Fenster geschleuderten Petarden, die flammende Aufsteigung der Raketen, die den Himmel mit ephemeren Sternen besäten, die Verschwendung der an allen Gebäuden, außer den öffentlichem aufgestellten Lichter, all dieses Geräusch, all dieser Glanz boten einen festlichen Anblick, ein freudiges Aussehen, wie es gewöhnlich die von der Regierung befohlenen officiellen Feierlichkeiten nicht bieten.

Der Jubel war nicht minder groß in den andern Städten des Königreichs; es schien, nicht als hätte Frankreich einen von den Siegen davon getragen, an die es gewöhnt war. sondern als hätte jeder Franzose individuell gesiegt.

Dieser Jubel gab sich in der That nicht nur unter den verschiedensten, sondern auch unter den individuellsten Formen kund; Jeder suchte eine persönliche Manier, seine Freude zu bezeigen.

Hier waren es zahlreiche Chöre, welche auf den Plätzen stationirten oder durch die Straßen liefen und ihre Nationalgesänge hören ließen; dort waren es improvisirte Kunstfeuerwerke, die sich durch alle Arten von Volkslaunen verlängerten, oder Tänze, welche die ganze Nacht hindurch währten; anderswo waren es Fackelzüge, wie die antiken Wettläufe, zu Fuß und zu Pferde ausgeführt; wieder anderswo Triumphbogen oder Säulen mit Inschriften beladen; überall waren es flammende Illuminationen; die von Lyon besonders waren bewunderungswürdig: die Ufer der zwei Flüsse, die Hauptplätze der Cité, die zahlreichen Terrassen seiner zahlreichen Vorstädte waren gleichsam durch lange Feuercordons verbunden, welche die Wasser der Rhone und der Saone reflctirten.

Marengo hatte nicht mehr Stolz eingeflößt, Austerlitz nicht mehr Begeisterung.

Der eine und der andere von diesen zwei Siegen war nur ein Triumph der Fall des Liebesgesetzes war zugleich ein Triumph und eine Rache; es war eine Frankreich gegenüber übernommene Verbindlichkeit, es von diesem Ministerium zu befreien, welches es sich bei jeder neuen Session zur Aufgabe gemacht hatte, eine von den durch den Grundvertrag versprochenem garantirten, geheiligten Freiheiten zu zerstören.

Diese glänzende Manifestation des öffentlichen Bewußtseins, diese volksthümliche Demonstration, dieser freiwillige Jubel des ganzen Landes bei der Nachricht von der

Zurücknahme des Gesetzes setzten; die Minister in Erstaunen, und sie beschlossen noch an demselben Abend, unter all diesem Geräusche und all dieser freudigen Bewegung, sich insgesamt zum König zu begeben.

Sie verlangten eingeführt zu werden.

Man suchte den König. Der König war nicht ausgefahren, und dennoch war er weder im großen Salon, noch in seinem Cabinet, noch bei Monsieur dem Dauphin, noch bei der Frau Herzogin von Berry.

Wo war er denn?

Ein Kammerdiener sagte, er habe Seine Majestät, gefolgt vom Marschall Qudinot, nach der Treppe gehen sehen, welche auf die Terrasse des Pavillon de l'Horloge führte.

Man stieg diese Treppe hinauf.

Zwei Männer standen da, all dieses Geschrei, all diesen Lärmen, alle diese Lichter beherrschend, kräftig von der leuchtenden Mondscheibe und von den silbernen Wolken, welche rasch am Himmel hinzogen, sich abhebend.

Diese zwei Männer waren Karl X. und der General Qudinot.

Man meldete ihnen den ministeriellen Besuch.

Der König schaute den Marschall an.

»Was wollen sie hier?« fragte er.

»Von Eurer Majestät eine Repressivmaßregel gegen die allgemeine Freude fordern.«

»Lassen Sie diese Herren heraufkommen,« sagte der König.

Die Minister folgten sehr erstaunt dem Adjutanten, dem der Kammerdiener den Befehl des Königs übertragen hatte.

Fünf Minuten nachher war der Conseil auf der Plattform des Pavillon de l'Horloge versammelt.

Die weiße Fahne, die Fahne von Tillebourg, von Bouvines und von Fontenay, flatterte anmuthig je nach den Launen des Windes. Man hätte glauben sollen, sie sei ganz stolz, diese ungewohnten Acclamationen zu hören.

Herr von Villéle trat vor und sprach:

»Sire, bewegt von der Gefahr, welche Eure Majestät läuft, komme ich mit meinen Collegen . . .«

Der König unterbrach ihn.

»Mein Herr,« fragte er, »nicht wahr, Ihre Rede war vorbereitet, ehe Sie das Hotel der Finanzen verließen?«

»Sire . . .«

»Ich weigere mich nicht, sie zu hören, mein Herr; doch zuvor wünsche ich, daß Sie von dieser Plattform, welche Paris beherrscht, sehen und hören, was vorgeht.«

Und der König streckte die Hand gegen diesen Ocean von Licht aus.

»Es ist also unsere Entlassung, was Seine Majestät verlangt?« wagte Herr von Peyronnet zu bemerken.

»Ei! wer spricht von Entlassung, mein Herr? Ich verlange nichts von Ihnen: ich sage, Sie sollen sehen und hören.«

Es trat ein Moment der Stille ein, nicht auf den Straßen, — auf den Straßen war es im Gegentheile von Augenblick zu Augenblick munterer und geräuschvoller, — sondern unter den hohen Beobachtern.

Der Marschall hielt sich beiseit, das Lächeln des Triumphes aus den Lippen; der König, immer die Hand ausgestreckt und sich nach und nach gegen die vier Cardinalpunkte wendend, beherrschte durch seine hohe Gestalt, die, obschon sie sich unter dem Gewichte der Jahre gebeugt hatte, sich bei den großen Veranlassungen gerade aufrichtete, — der König beherrschte alle diese Männer. In diesem Augenblicke überragte sie sein Geist, wie seine Gestalt, um einen Kopf.

»Nun reden Sie, Herr von Villèle,« sprach der König, »was haben Sie mir zu sagen?«

»Nichts, Sire,« antwortete der Conseil-Präsident; »wir haben Eurer Majestät nur noch den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu Füßen zu legen.«

Der König grüßte; die Minister zogen sich zurück.

»Marschall,« sagte der König, »ich glaube, daß Sie entschieden Recht haben.«

Und er ging wieder in seine Gemächer.

In der nächsten Sitzung des Conseil setzte der König den Ministern seinen Wunsch, am 29. April eine Revue zu halten, auseinander. — Am 25. gab Seine Majestät diese Absicht kund. — Die Minister versuchten es Anfangs, den Willen des Könige zu bekämpfen; doch dieser Wille stand zu fest, um den schlimmen Waffen des persönlichen Interesses nachzugehen. Da warfen sie sich auf ein Detail zurück: dieses war, die Nationalgarde von den Meuterern und Aufreizern abzufordern, welche sie unfehlbar umgeben würden.

»Am andern Tage machte ein Tagsbefehl bekannt, daß, da der König auf der Parade am 16. April angekündigt habe, um der Nationalgarde einen Beweis seines Wohlwollens und seiner Zufriedenheit zu geben, beabsichtige er, sie die Revue passiren zu lassen, so werde diese Revue auf dem Marsfelde am Sonntag den 29. April stattfinden.

Das war eine große Neuigkeit.

Schon am Abend vorher, das heißt am 25., hatte ein bei den geheimen Gesellschaften affiliirter Buchdruckergehilfe Salvator einen Abdruck von dem Tagsbefehle gebracht, der am andern Tage angeschlagen werden sollte.

Salvator war Fourier bei der 11. Legion. Man begreift, warum er diesen Grad eines Fouriers angenommen, sogar darum nachgesucht hatte: das war eines von den tausend Mitteln, welche der thätige Carbenaro anwandte, um sich mit den Meinungen des Volks in Berührung zu bringen.

Diese Revue war eine Gelegenheit, den öffentlichen Geist zu sondiren: Salvator versäumte sie nicht. Mehr als fünfhundert Arbeiter, deren brennende Ansichten er kannte, hatten sich immer geweigert, sich bei der Nationalgarde zu betheiligen, wobei sie ihre Weigerung durch die Ausgabe, welche eine Uniform nöthig mache, motivirten; vier Abgeordnete, von Salvator gewählt, besuchten diese Leute im Hause; Jeder von ihnen erhielt hundert Franken, unter der Bedingung, daß er am Sonntag den 29. sein Costume vollständig habe und seinen Rang in der Compagnie einnehme. Man gab die Adressen von Schneidern, welche zur Association gehörten und die Verbindlichkeit übernommen hatten, das Costume am bestimmten Tage für die Summe von fünfundachtzig Franken zu liefern. Es blieben jedem Manne fünfzehn Franken Ueberschuß.

So führte man es in den zwölf Arrondissements durch.

Die Maires, — beinahe alle liberal, — waren entzückt über diese Demonstration; sie machten keine Schwierigkeiten, den Neueingetretenen Flinten zu geben.

Fünf bis sechstausend Mann, welche acht Tage vorher nicht einmal zur Nationalgarde gehörten, wurden auf diese Art bewaffnet und gekleidet. Alle diese Leute sollten, nicht den Befehlen ihrer Obersten, sondern dem Signal eines nur für sie allein erkennbaren Carbonarichefs gehorchen. Da aber die am weitesten Vorgerückten glaubten, die Stunde der Empörung sei noch nicht gekommen, so wurde von der obersten Venta befohlen, sich während der Revue keinen Art der Feindseligkeit zu erlauben.

Die Polizei ihrerseits war auf den Beinen, stand mit den Augen auf der Lauer und horchte mit allen Ohren. Was aber thun gegen Menschen, die sich beeifern, dem König zu gehorchen?

Herr Jackal reihte zehn Mann in jede Legion ein: nur, da ihm dieser Gedanke erst kam, als er von der Bewegung erfahren hatte, die sich bewerkstelligen sollte, fand sich, die Schneider von Paris haben so viel Arbeit, daß die Mehrzahl der Leute von Herrn Jackal wohl am Sonntag bewaffnet, aber erst am Montag gekleidet war.

XX.

Die Revue am Sonntag den 29. April.

Von dem Augenblicke an, wo der die Revue auf den 29. April festsetzende Tagsbefehl veröffentlicht war, bis zum Tage dieser Revue fühlte man durch Paris einen von jenen dumpfen Schauern laufen, welche den politischen Stürmen vorhergehen und sie verkündigen. Niemand konnte erklären, was dieses Fieber weissagte, noch sogar, ob es etwas weissagte: doch ohne zu wissen, welchem Schwindel man preisgegeben war, beugnete man sich, drückte sich die Hand und sagte sich.

»Sie werden dabei sein?«

»Am Sonntag?«

»Ja.«

»Ich glaube wohl!«

»Fehlen Sie nicht dabei!«

»Ich werde mich wohl hüten!«

Dann drückte man sich aufs Neue die Hand, — die Maurer und die bei der Venta Affiliirten mit dem Zeichen ihrer Gesellschaft, die Andern ganz einfach, und man verließ sich, und Jeder sagte zu sich selbst:

»Dabei fehlen? Ah! ja wohl!«

Vom 26. bis zum 29. sprachen die liberalen Journale nur von dieser Revue, munterten die Bürger auf, dabei zu erscheinen, und empfahlen ihnen Vorsicht. Man weiß, was solche aus den der Regierung feindlichen Federn kommende Empfehlungen bedeuten: »Haltet Euch für jedes Ereigniß bereit, denn ein Ereigniß schwebt in der Luft, und ergreift die Gelegenheit!«

Die drei Tage waren nicht gleichgültig für die jungen Helden unserer Geschichte vorübergegangen. Diese Generation, welche die unsere ist, — ist es ein Vorzug, ist es ein Nachtheil? — hatte zu jener Zeit nach den Glauben, der nicht durch sie verloren gegangen ist, — er ist jung von Herzen geblieben, — sondern durch die auf sie folgende Generation, welche heute die der Menschen von dreißig bis fünfunddreißig Jahren ist. Diesmal ist es das Schiff, das Schiffbruch in den Revolutionen von 1830 und 1848 gelitten hat, welche noch in der Zukunft verborgen waren« wie ein Kind, das lebt und bebt, schon im Schooße der Mutter verborgen ist.

Jeder von unseren jungen Freunden hatte also den Einfluß dieser drei Tage gefühlt, die Einen activ, die Andern passiv.

Salvator, einer der Hauptchefs des Carbonarismus, dieser Religion der Zeit, die Seele der nicht nur in Paris, nicht nur in den Departements, sondern auch im Auslande organisirten geheimen Gesellschaften; Salvator hatte, wie wir gesehen, thätig zur Verstärkung der Reihen der Nationalgarde durch fünf bis sechstausend Patrioten beigetragen, welche bis dahin nicht dazu gehört hatten. Diese Patrioten waren uniformirt, hatten Gewehre: das war die Hauptsache; Patronen würde man sich leicht verschaffen können; an einem gegebenen Tage, in einem verabredeten Augenblicke würde man sich mit einer Uniform und mit Waffen wiederfinden.

Justin, ein gemeiner Voltigeur in einer Compagnie der elften Legion; Justin, der bis dahin die oberflächlichen Verbindungen, welche eine in der Wachtstube zugebrachte Nacht, zwei Stunden als Schildwache zugebracht zwischen zwei Bürgern anknüpfen, vernachlässigt hatte ; Justin, seitdem er im Carbonarismus ein Mittel gesehen hatte, diese Regierung umzustürzen, unter der ein Adelige, von einem Priester unterstützt, ungestraft die Familien in Unruhe versetzen konnte, Justin hatte angefangen carbonaristische Propaganda mit um so größerer Thätigkeit zu machen, als diese bis dahin zurückgehalten worden war; und da er in seinem Quartier wegen seiner so wohl bekannten Familientugenden geschätzt, geliebt, sogar geehrt war, so hörten auf ihn wie auf ein Orakel die Leute, welche übrigens nichts lieber wollten, als überzeugt sein, und selbst der Ueberzeugung entgegenkamen.

Ludovic, Petrus und Jean Robert waren einfache Einheiten, von denen aber jede an ein Centrum hinwirkte. Ludovic inspirirte und leitete seine jungen Mitschüler, die Studenten des Rechts und der Medicin, deren Reihen er kaum am Abend vorher verlassen hatte; Petrus diese ganze Atelierjugend, welche damals voll künstlerischer Flamme und nationalen Glaubens; Jean Robert Alles, was eine Feder hielt, und, einem auf dem Terrain der Kunst anerkannten Chef folgend,, bereit war, ihm auch auf ein ganz anderes Terrain zu folgen, auf welches sich zu wagen ihm gefiele.

Jean Robert gehörte zur Nationalgarde zu Pferde; Petrus und Ludovic waren Lieutenants bei der Nationalgarde zu Fuß.

Jeder von ihnen hatte, wenn auch in seinem Innern von Kunst, Wissenschaft oder Liebe in Anspruch genommen, — denn diese jungen Herzen waren für alle Gefühle offen, — Jeder von ihnen, sagen wir, hatte den Tag des 29. April kommen sehen, seinen Theil an diesem allgemeinen Beben fühlend, dessen Existenz wir constatirt haben, ohne die Ursache genau angeben zu können.

Am Abend des 28. war auf Berufung von Salvator Zusammenkunft bei Justin. Hier unterrichtete Salvator ernst und einfach seine vier Gefährten von dem, was voringing. Er glaubte, es werde am andern Tage eine Demonstration stattfinden, doch keine Bewegung; er bat sie, Herren über sich zu bleiben und nichts von Bedeutung zu thun, ohne daß sie von ihm erfahren hätten, der Augenblick sei gekommen.

Endlich erschien der große Tag. Es war wahrhaft ein Sonntag, nach dem Anblicke der Straßen von Paris zu urtheilen ; mehr als ein Sonntag: es war ein Festtag.

Von neun Uhr Morgens durchfurchten die Legionen der verschiedenen Arrondissements Paris,

Musik an der Spitze, und es folgte ihnen, entweder auf den Trottoirs oder auf den beiden Seiten der Boulevards, die Bevölkerung der verschiedenen Quartiere, die sie durchzogen.

Um elf Uhr waren zwanzigtausend Mann Nationalgarde vor der Ecole Militaire aufgestellt. Sie hatten unter ihren Füßen die Erde des Marsfeldes so voll von Erinnerungen, welche von ihren Vätern ausgewählt worden war am großen Tage der Föderation, der aus Frankreich ein Vaterland und aus allen Franzosen Brüder machte. Das Marsfeld! das einzige Monument, das den der furchtbaren Revolution geblieben ist, deren Mission es war, nicht zu erheben, sondern zu zerstören. Was hatte sie besonders zu zerstören? Die alte Race der Bourbonen, den der ein Mitglied in jener Verblendung, welche die ansteckende Krankheit der Könige ist, es wagte, diese Erde niederzutreten, welche glühender als die Lava des Vesufs, beweglicher als der Sand der Wüste Sahara!

Seit mehreren Jahren war die Nationalgarde nicht mehr die Revue passirt. Es ist ein seltsamer Geist der Geist dieser Bürgersoldaten; laßt man sie die Wache beziehen, so Murren sie; löst man sie auf, so empören sie sich.

Müde ihrer Unthätigkeit, hatte also die Nationalgarde dem Rufe, der an sie ergangen war, entsprochen. Verstärkt durch sechstausend Mann in neuer Uniform, war sie vollzählig und, was die Haltung betrifft, herrlich.

In dem Augenblicke, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellte, das Gesicht gegen Chaillot, das heißt gegen die Seite, von der der König kam, gewendet, nahmen dreimal hunderttausend Zuschauer Platz auf den Böschungen, welche die Manoeuvreterrains umschließen. Jeder von diesen dreimal hunderttausend Zuschauern schien durch seine beifälligen Blicke, durch seine anhaltenden Bravos, durch seine unablässig wieder entstehenden Vivats der Nationalgarde zu gratuliren wegen der Sorgfalt, die sie angewandt hatte, um die Hauptstadt würdig zu repräsentiren und durch ihre Gegenwart dem König zu danken, der das verfluchte Gesetz zurückziehend dem allgemeinen Wunsche der Nation entsprochen hatte; — denn, man muß sagen, ausgenommen im Herzen jener Verschwörer, welche sie von ihren Vätern empfangen und auf ihre Kinder übertragen, die von den Swedenborg und den Cagliostro gegründete große revolutionäre Tradition, gab es in diesem Augenblicke auf dem Marsfelde, in Paris, in Frankreich nur Dankbarkeit und Sympathie für Karl X. Man hätte müssen ein sehr scharfes Auge haben, um, in einer Entfernung von drei Jahren, den 29. Juli durch diesen 29. April zu sehen.

Wer wird das Räthsel dieser großen Volksumschläge lösen, welche in ein paar Jahren, in ein paar Monaten, in ein paar Tagen oft, niederstürzen, was erhaben war, aufrichten, was zu Boden lag?

Die Aprilsonne, diese noch junge Sonne, die, das Gesicht mit Thau bedeckt, mit der Liebe einer Braut die Erde anschaut, eine poetische, liebende Julia, welche aus ihrem Grabe aufsteht und Falte um Falte ihr Leichentuch fallen läßt; die Aprilsonne glänzte hinter dem Invalidendome und sollte die Revue begünstigen.

Um ein Uhr verkündigten die Salven der Kanonen und entferntes Geschrei die Ankunft des Königs, der zu Pferde, in Begleitung des Herrn Dauphin, des Herzogs von Orleans, des jungen

Herzogs den Chartres und einer Menge von Generaloffccieren, herbeikam. Die Herzogin von Angoulême, die Herzogin von Berry und die Herzogin von Orleans folgten in offener Caleche.

Der Anblick dieses glänzenden Cortége machte einen Schauer die Welt von Zuschauern durchlaufen.

Was für eine Empfindung ist es denn, die, in gewissen Augenblicken, unser Herz mit ihren Feuerflügeln streift, uns dein Kopfe bis zu den Füßen schauern macht und uns zu extremen Dingen, mögen sie gut oder schlecht sein, antreibt?

Die Revue begann; Karl X. durchritt die ersten Linien unter dem Rufe: »Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!« doch noch viel zahlreicher ertönte der Ruf: »Es lebe der König!«

Man hatte unter allen Legionen ein gedrucktes Blatt verbreitet, das die Ermahnung enthielt, man möge jede Manifestation vermeiden, welche die königliche Empfindlichkeit verletzen könnte. Derjenige, welcher diese Zeilen schreibt, war an jenem Tage in den Reihen, und es ist in seinen Händen ein also abgefaßtes Blatt geblieben.

An die Nationalgarden, um es bis in die letzte Reihe circuliren zu lassen.

»Man hat das Gerücht in Umlauf gebracht, die Legionen beabsichtigen zu rufen: »»Es lebe der König! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!«« Das können nur Böswillige sein, welche ein Interesse dabei haben, die Nationalgarde ihrem edlen Charakter widersprechen zu sehen.«

Die Ermahnung war mehr klug der Form, als elegant der Abfassung nach; wir geben sie aber, so wie sie ist« hier als historisches Actenstück.

Ein paar Augenblicke konnte man glauben, die Ermahnung werde pünktlich befolgt werden; an der ganzen Front der Schlachtordnung erscholl, wie gesagt, nur der Ruf: »Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!« doch so wie der König in die Linien eindrang, als nöthigte seine Gegenwart die Herzen, sich zu öffnen, fing an mit dem Rufe: »Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!« sich der: »Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Ministern!« zu vermengen.

Bei diesem Rufe hielt der alte König unwillkürlich sein Pferd an. Der Mensch war stetig wie das Thier.

Das Geschrei, das ihm mißfallen hatte, erlosch; das wohlwollende Lächeln, das den Grund seiner Physiognomie bildete, erschien, einen Augenblick abwesend, wieder. Er setzte seinen Marsch durch die Legionen fort; doch zwischen der dritten und vierten Reihe begann das aufrührerische Geschrei wieder, obgleich die Nationalgardisten, ganz schauernd, einander Vorsicht empfohlen ; nur entschlüpfem ohne daß sie selbst wußten wie es kam, die Rufe: »Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!« die sie in ihre Herzen zu verschließen sich anstrengten, unwillkürlich ihren Lippen.

Es war in den Reihen der Nationalgarde etwas wie ein fremdes, unbekanntes, electricisches Element; das war das Volkselement, welches sich unter dem Einflusse der Carbonarichefs für diesen Tag mit dem bürgerlichen Elemente vermischt hatte.

Der König war aufs Neue verletzt in seinem Stolze durch diese Rufe, die ihm eine Regel politischen Verfahrens vorzuschreiben schienen.

Er hielt zum zweiten Male an: er befand sich einem Nationalgardisten von hoher Gestalt und von einer herculischen Stärke gegenüber; das war wohl der Typus, den Barye für den Löwen-Menschen oder für das Löwen-Volk gewählt hatte.

Dieser Mann war unser Freund Jean Taureau. Er schwang sein Gewehr, wie er es mit einem Strohhalmethan hätte, und rief, er, der nicht lesen konnte:

»Es lebe die Preßfreiheit!«

Die Energie dieser Stimme, die Kraft dieser Geberde setzten den alten König in Erstaunen. Er ließ sein Pferd zwei Schritte machen und ritt auf den Mann zu. Dieser seinerseits trat zwei Schritte aus den Reihen vor, — es gibt Organisationen, welche die Gefahr anzieht, und immer sein Gewehr schüttelnd, rief er:

»Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!«

Wie alle Bourbonen, sogar Ludwig XVI, hatte Karl X. zuweilen eine große Würde.

Er winkte, daß er seinerseits etwas zu antworten habe: diese zwanzigtausend Mann schwiegen wie durch Zauber.

»Meine Herren,« sagte er, »ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen.«

Sodann sich gegen den Marschall Oudinot umwendend:

»Commandiren Sie das Defilé, Marschall!«

Und er setzte sein Pferd in Galopp, verließ die Reihen der Nationalgarde, und nahm Platz auf der Seite, und vor der dichten, stürmischen Masse.

Das Desilé begann.

Jede Compagnie, wenn sie am König vorüberzog, gab einen Ruf von sich: die Mehrzahl dieser Rufe war: »Es lebe der König!« Das Gesicht von Karl X. heiterte sich wieder auf.

Als das Defilé beendet war, sagte der König zum Marschall Qudinot:

»Das hätte besser gehen können; es gibt einige unruhige Köpfe, doch die Masse ist gut. Im Ganzen bin ich zufrieden.«

Und man schlug im Galopp wieder den Weg nach den Tuileries ein.

Ins Schloß zurückgekehrt, näherte sich der Marschall dem König und fragte:

»Sire, darf ich in einem Tagsbefehle der Zufriedenheit Eurer Majestät Erwähnung thun?«

»Ich sehe nichts dagegen einzuwenden,« erwiderte der König. »Nur möchte ich die Worte kennen, in denen diese Zufriedenheit ausgedrückt sein wird.«

Hiernach meldete der Haushofmeister, es sei dem König servirt, Seine Majestät bot den Arm der Frau Herzogin von Orleans, der Herzog von Orleans der Herzogin von Angoulême, der Herzog von Chartres der Herzogin von Berry, und man ging in den Speisesaal.

Mittlerweile kämen die Nationalgarden in ihre Quartiere zurück; doch ehe sie in ihre Quartiere zurückkamen, hatten sie die Antwort von Barthélmy Lelong: »Ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen,« ausgelegt.

Man fand das Wort ein wenig stark aristokratisch für den Ort, wo es gesagt worden war: Karl X. als er dieses Wort sprach, verweilte gerade auf dem Platze, wo sich siebenunddreißig Jahre früher jener Altar des Vaterlands erhob, an welchem Ludwig XVI. der französischen Constitution den Eid leistete. — Es ist wahr, Karl X., damals Graf d'Artois, hatte diesen Eid nicht gehört, weil er schon 1789 nach dem Auslande abgereist war. — Das Resultat war, daß, als der König kaum außer dem Marsfelde, das bis dahin zurückgehaltene Geschrei losbrach und die ganze Arena unter einem allgemeinen Hurrah des Zornes und der Verwünschungen zu zittern schien.

Doch das war nicht Alles: jede Legion als sie den Weg nach ihrem Arrondissement wieder einschlug, nahm eine gewisse Summe Aufregung aus dem allgemeinen Herde geschöpft mit sich und verbreitete sie in Geschrei ihren ganzen Weg entlang. Hätte dieses Geschrei kein Echo in der Bevölkerung gehabt, so wäre es wohl erloschen wie eine Kohlenglut ohne Nahrung, aber es schienen im Gegentheile nur Funken zu sein auf Herde fallend, welche ganz bereit, sich zu entzünden.

Das Geschrei wurde in der Menge zurückgeworfen wie ein verstärktes Echo; die Männer schwangen vor den Thüren ihre Hüte, die Frauen ließen von den Fenstern ihre Sacktücher flattern und schrieen nicht mehr: »Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!« sondern: »Es lebe die Nationalgarde! Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Ministern!« Man war von der Begeisterung zur Protestation übergegangen, und man ging von der Protestation zum Aufstande über.

Das war aber noch viel schlimmer für die Legionen, welche von der Rue de Rivoli und über die Place Vendôme zurückkehrend der dem Finanzministerium und dem Justizministerium zu passiren hatten. Hier war es nicht mehr Geschrei, sondern Gebrüll. Trotz des von den Obersten gegebenen Befehle, weiter zu marschiren, machten die Legionen Halt, die Gewehrkolben schlugen geräuschvoll auf das Pflaster, und das Gebrüll: »Weder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet!« erschütterte die Fensterscheiben der zwei Hotels.

Einige Obersten, nachdem sie den Befehl, weiter zu marschieren, wiederholt hatten, zogen sich, als sie sahen, daß man ihnen nicht gehorchte, protestirend zurück; doch die anderen Officiere waren geblieben. Und weit entfernt, daß sie ihre Soldaten zu besänftigen suchten, schrieten sie, dem allgemeinen Schwindel ergriffen wie die Anderen: Einige sogar stärker als die Anderen.

Die Demonstration war ernste das war keine Volksmasse, kein Vorstädterhaufen, keine Arbeiterversammlung: es war ein constituirtes Corps, eine politische Macht, es war das Bürgerthum das mit dem ganzen französischen Volke durch den Mund von zwanzigtausend Mann in Waffen protestirte.

Die Minister speisten in diesem Augenblicke beim österreichischen Gesandten, Herrn von Appony. Durch die Polizei benachrichtigt, standen sie von der Tafel auf, verlangten ihre Wagen und hielten Berathung im Ministerium des Innern. Von hier begaben sie sich insgesamt nach den Tuilerien.

Von den Fenstern seines Cabinets hätte der König, was vorgeht, sehen und sich dem Ernste der Lage Rechenschaft geben können; doch der König, er speiste auch im Dianensaale, und kein Geräusch gelangte bis zu den hohen Gästen.

War König Louis Philipp nicht ebenfalls beschäftigt, zu frühstücken, als man ihm, im Jahre 1848 meldete, die Wacheposten der Place Louis XVI. Seien genommen?

Die Minister erwarteten im Conseilsaale die Befehle des Königs, den man den ihrer Ankunft im Schlosse benachrichtigte.

Karl X. nickte mit dem Kopfe, blieb aber bei Tafel.

Aengstlich befragte die Herzogin Von Angoulême mit den Augen den Dauphin und seinen Vater: der Dauphin schob einen Zahnstocher zwischen seinen Schneidezähnen durch, doch er sah nicht und hörte nicht; Karl X. antwortete durch ein Lächeln, das bedeutete, man brauche sich nicht zu beunruhigen.

Das Diner wurde in der That nicht unterbrochen.

Gegen acht Uhr verließ man den Speisesaal und kehrte in die Gemächer zurück.

Der König als ein höflicher Cavalier, was er war, führte die Herzogin von Orleans bis zu ihrem Fauteuil und wandte sich dann nach dem Conseilsaale.

Auf seinem Wege fand er die Herzogin von Angoulême.

»Was gibt es denn?« fragte sie.

»Ich denke, nichts,« antwortete Karl X.

»Die Minister sollen den König im Conseilsaale erwarten.«

»Man hat mir während des Diners ihre Anwesenheit im Schlosse gemeldet.«

»Sollte Lärm in Paris sein?«

»Ich glaube nicht.«

»Wird der König meiner Unruhe vergeben, wenn ich mich bei ihm erkundige, auf welchem Punkte die Dinge stehen?«

»Schicken Sie mir den Dauphin.«

»Der König entschuldige meine Beharrlichkeit, ich würde lieber selbst gehen . . .«

»Nun wohl, kommen Sie in einem Augenblicke.«

»Der König ist äußerst gnädig.«

Die Herzogin verneigte sich, näherte sich Herrn von Damas und zog ihn in eine Fenstervertiefung.

Der Herr Herzog von Chartres und die Frau Herzogin von Berry plauderten mit einander mit der Sorglosigkeit der Jugend: der Herr Herzog von Chartres war sechzehn Jahre alt; die Frau Herzogin von Berry fünfundzwanzig. Der Herr Herzog von Bordeaux, ein fünfjähriges Kind, spielte zu den Füßen seiner Mutter.

An den Kamin angelehnt, scheinbar gleichgültig, horchte der Herzog von Orleans auf das geringste Geräusch und strich von Zeit zu Zeit mit seinem Taschentuche über die Stirne, — durch diese Bewegung allein die innere Aufregung, die ihn verzehrte, verrathend.

Mittlerweile trat König Karl X. in den Conseilsaal ein.

Die Minister standen sehr aufgereggt umher. Diese Aufregung offenbarte sich auf den Gesichtern je nach dem Temperamente; Herr von Villèle war so gelb, als wäre ihm seine Galle ins Blut übergetreten; Herr von Peyronnet war roth, als wäre er von einem Schlagflusse bedroht gewesen; Herr von Corbière war aschfarbig.

»Sire . . .« sagte Herr von Villèle.

»Mein Herr,« unterbrach der König, der dem Minister hierdurch bemerkbar machte, er vergesse die Etiquette dergestalt, daß er zuerst spreche, »Sie lassen mir nicht einmal Zeit, mich nach Ihrer Gesundheit und der von Frau von Villèle zu erkundigen.«

»Das ist wahr, Sire; doch das rührt davon her, daß für mich die Interessen Eurer Majestät vor denen ihres unterthänigen Dieners kommen.«

»Sie wollen also von meinen Interessen mit mir sprechen, Herr von Villèle?«

»Allerdings, Sire.«

»Ich höre.«

»Eure Majestät weiß, was vorgeht?« fragte der Conseil-Präsident.

» »Es geht also etwas vor?«

»Eure Majestät hat uns neulich eingeladen, das Freudengeschrei des Pariser Volkes zu hören?«

»Ja.«

»Erlaubt uns der König, ihn das Drohungsgeschrei hören zu lassen?«

»Wohin muß ich zu diesem Ende gehen?«

»Oh! nicht weit; man braucht nur dieses Fenster zu öffnen. Gestattet der König . . .?«

»Öffnen Sie.«

Herr von Villèle ließ das Spaniolett spielen, und das Fenster öffnete sich.

Mit der Abendluft, welche die Lichter flackern machte, drang ein Wirbel von verworrenen Geräuschen herein. Es waren zugleich Freudenschreie und Schreie der Drohung; es waren von jenen Getösen, welche über den in gewaltiger Aufregung begriffenen Städten hinlaufen, deren Absichten man nicht erfassen kann, und die um so erschrecklicher werden, als man einsieht, sie enthalten das Unbekannte.

Sodann, mitten unter Allem dem, losbrechend wie ein Gewitter von Flächen, die Schreie:
»Nieder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet! Nieder mit den Jesuiten!«

»Ah! Ah!« sagte lächelnd der König, »ich kenne das. Sie waren heute Morgen nicht bei der Revue, meine Herren?«

»Ich war dabei, Sire,« antwortete Herr von Peyronnet.

»Es ist wahr, ich glaube Sie zu Pferde mit dem Generalstabe bemerkt zu haben.«

Herr von Peyronnet verbeugte sich.

»Nun wohl, das ist die Fortsetzung des Marsfeldes,« sagte der König. «

»Das ist eine Frechheit, der man Einhalt thun muß, Sire!« rief Herr von Villèle.

»Sie sagen, mein Herr?« fragte kalt der König.

»Sire,« fuhr der Finanzminister, zum Gefühle seiner Pflicht zurückgerufen, fort, »ich sage, die

Beleidigungen, welche das Ministerium treffen, berühren auch den König; wir wollten also Seine Majestät fragen, was Ihr Belieben in Rücksicht dessen sei, was vorgeht.«

»Meine Herren, übertreiben Sie sich nicht die Gefahr, — ich glaube nicht, daß ich eine Gefahr mitten unter meinem Volke laufe, und ich bin fest überzeugt, daß ich mich nur zu zeigen brauchte, um alle diese verschiedenen Rufe in einen einzigen, in den: »»Es lebe der König!«« zu verwandeln.«

»Oh! Sire,« sagte hinter Karl X. eine Frauenstimme, »ich hoffe, der König wird nicht so unklug sein, sich hinauszubegeben!«

»Ah! Sie da, Frau Dauphine!«

»Hat mir der König nicht erlaubt, zu ihm zu kommen?«

»Das ist wahr . . . Nun wohl, meine Herren, was schlagen Sie mir vor in Betreff dessen, was vorgeht, wie Sie soeben sagten, Herr Finanzminister ?«

»Sire, Sie wissen, daß unter dem Geschrei, welches man ausstößt, das ist: »»Nieder mit den Priestern?«« sagte die Herzogin von Angoulême.

»Ah! wahrhaftig? . . . Ich hörte wohl rufen:

»»Nieder mit den Jesuiten! . . .««

»Nun, Sire?« fragte die Dauphine.

»Das ist nicht ganz dasselbe, meine liebe Tochter . . . fragen Sie nur Monseigneur den Erzbischof . . . Herr von Frayssinous, sprechen Sie offenherzig: glauben Sie, daß das Geschrei: » »Nieder mit den Jesuiten!«« an die Geistlichkeit gerichtet ist?«

»Ich mache einen Unterschied, Sire,« antwortete der Erzbischof, ein Mann von sanftem Charakter und redlichem Geiste.

»Ich,« sagte die Dauphine, ihre dünnen Lippen zusammenpressend, »ich mache keinen.«

»Meine Herren,« rief der König, »nehmen Sie Platz und reden Sie Jeder über die Frage.«

Die Minister setzten sich, und die Erörterung begann.

XXI.

Herr von Valsigny.

Während die Erörterung, deren Einzelheiten und Resultate wir später werden kennen lernen, sich um den Tisch mit dem grünen Teppich eröffnete, wo so oft die Geschicke Europas gespielt haben, — während Herr von Marande, gemeiner Voltigeur der 2. Legion, nach Hause zurückkehrend, ohne daß ihm den ganzen Tag ein Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung entschlüpft war, an dem man seine politische Meinung hätte erkennen können, seine Uniform mit einer Eile auszog, welche seine geringe Sympathie für den Militärstand verrieth, und, als wäre er in seinem Innern nur mit dem großen Balle beschäftigt, den er geben sollte, selbst alle Anstalten zur Soirée leitete, — beeilten sich unsere jungen Leute, welche Salvator seit den letzten bei der Revue ausgetauschten Ermahnungen nicht gesehen hatten, wie Herr von Marande ihre Uniform abzulegen, und erkundigten sich bei Justin, als einer gemeinschaftlichen Quelle, was sie weiter unter den verschiedenen Eventualitäten, die sich bieten dürften, zu thun haben.

Justin erwartete selbst Salvator.

Der junge Mann kam gegen neun Uhr. Er hatte auch seine Uniform abgelegt und sein Commissionärs-Costume wieder angezogen. Man sah an seiner schweißbedeckten Stirne und an seiner keuchenden Brust, daß er die Zeit seit der Rückkehr von der Revue reichlich benützt hatte.

»Nun?« fragten einstimmig die vier jungen Leute, sobald sie ihn erblickten.

»Es ist Ministerconseil,« antwortete Salvator.

»Worüber ?«

»Ueber die Strafe, die man der guten Nationalgarde, welche nicht vernünftig gewesen ist, zuzuerkennen gedenkt.«

»Und wann wird man das Resultat des Conseil erfahren?«

»Sobald ein Resultat da sein wird.«

»Sie haben also Ihre Entrées in den Tuileries?«

»Ich habe überall meine Entrées.«

»Teufel!« rief Jean Robert, »ich bedaure, daß ich nicht warten kann: ich habe einen obligaten Ball.«

»Ich auch,« sagte Petrus.

»Bei Frau von Marande?« fragte Salvator.

»Ja,« antworteten die zwei jungen Leute ganz erstaunt. »Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß Alles.«

»Doch morgen, bei Tagesanbruch, Neuigkeiten, nicht wahr?«

»Unnötig! Sie werden heute Nacht erhalten.«

»Petrus und ich, wir gehen aber zu Frau von Marande . . .«

»Nun wohl, Sie werden sie bei Frau von Marande erhalten.«

»Wer wird sie uns geben?«

»Ich.«

»Wie! Sie gehen zu Frau von Marande?«

Salvator lächelte fein.

»Nicht zu *Frau* von Marande, sondern zu *Herrn* von Marande,« erwiderte er.

Dann sagte er mit demselben Lächeln, das eines der besonderen Merkmale seiner Physiognomie war:

»Es ist mein Banquier.«

»Ah! alle Wetter!« rief Ludovic, »nun ärgere ich mich, daß ich die Einladung, die Du mir angeboten, Jean Robert, nicht angenommen habe.«

»Wenn es nicht so spät wäre!« versetzte der Letztere.

Und seine Uhr ziehend, fuhr er fort:

»Halb zehn Uhr: unmöglich!«

»Sie wünschen auf den Ball von Frau von Marande zu gehen?« fragte Salvator.

»Ja,« antwortete Ludovic; »ich hätte gern meine Freunde heute Nacht nicht verlassen mögen. . Kann nicht jeden Augenblick etwas geschehen?«

»Wahrscheinlich wird nichts geschehen, « sagte Salvator; »verlassen Sie aber darum Ihre Freunde doch nicht.«

»Ich muß sie wohl verlassen, da ich keine Einladung habe.«

Salvator ließ auf seinem Gesichte das Lächeln umherirren, das bei ihm Gewohnheit war.

»Bitten Sie unsern Dichter, Sie vorzustellen,« sagte er. .

»Oh!« erwiderte lebhaft Jean Robert, »ich bin nicht frei genug im Hause.«

Und eine leichte Röthe zog über seine Wangen.

»Dann,« sprach Salvator, sich gegen Ludovic umwendend, »dann bitten Sie Herrn Jean Robert, Ihren Namen auf diese Karte zu setzen.«

Und er zog aus seiner Tasche eine gedruckte Karte, worauf die Worte standen:

»Herr und Frau von Marande haben die Ehre, Herrn . . . zu der Soirée einzuladen, die sie in ihrem Hotel in der Rue d'Artois am Sonntag den 29. April geben werden. Man tanzt.

Paris den 20. April 1827.

Jean Robert schaute Salvator mit tiefem Erstaunen an.

»Ah!« sagte Salvator, »Sie befürchten, man könnte Ihre Handschrift erkennen? . . . Geben Sie mir eine Feder, Justin.«

Justin reichte Salvator eine Feder; dieser schrieb den Namen Ludovic auf die Karte, indem er seine feine, aristokratische Handschrift zwang, die Verhältnisse einer gewöhnlichen Handschrift anzunehmen: dann gab er die Karte dem jungen Doctor.

»Mein lieber Salvator,« fragte Jean Robert.

»Sie haben gesagt, Sie gehen nicht zu *Frau* von Marande, sondern zu *Herrn* von Marande.«

»Das habe ich wirklich gesagt-«

»Wie werden wir uns sehen?«

»Es ist wahr,« erwiderte Salvator, »denn Sie, Sie gehen zu Madame!«

»Ich gehe auf den Ball eines Freundes, und ich denke, man wird aus diesem Balle nicht von Politik sprechen.«

»Nein . . . doch um halb zwölf Uhr, wenn unsere arme Freundin Carmelite gesungen hat, wird man tanzen, und auf den Schlag zwölf Uhr wird man, am Ende der Gallerie, welche ein Gewächshaus bildet, das Cabinet von Herrn von Marande öffnen; hier werden alle diejenigen eingelassen, welche die zwei Worte: *Charte* und *Chartres* sagen. Nicht wahr, sie sind nicht schwer zu behalten?«

»Nein.«

»So sind alle Dinge verabredet. Wenn Sie sich nun umkleiden und um halb elf Uhr im blauen Boudoir sein wollen, so ist keine Zeit zu verlieren.«

»Ich habe einen Platz für Einen in meinem Coupe,« sagte Petrus.

»Nimm Ludovic mit: Ihr seid Nachbarn; ich, ich werde meinerseits gehen.«

»Gut!«

»Um halb elf Uhr also im Boudoir von Madame, um Carmelite zu hören,« sagte Petrus, »und um Mitternacht im Cabinet des Herrn, um zu erfahren, was in den Tuileries vorgefallen ist.«

Und die drei jungen Leute, nachdem sie Salvator und Justin die Hand gedrückt hatten, entfernten sich und ließen die zwei Carbonari beisammen.

Um elf Uhr waren, wie wir gesehen haben, Petrus, Jean Robert und Ludovic bei Frau von Marande versammelt und klatschten Carmelite Beifall; um halb zwölf Uhr, indeß Frau von Marande und Regina eifrigst um die ohnmächtige Carmelite besorgt waren, gaben sie Camille die von uns erwähnte Lection; um Mitternacht endlich, während Herr von Marande, der zurückgeblieben war, um sich nach Carmelite zu erkundigen, galanter Weise seiner Frau die Hand küßte und es sich von ihr als eine Gunst erbat, sie, sobald der Ball beendet wäre, in ihrem Schlafzimmer begrüßen zu dürfen, traten sie, das verabredete Einlaßwort: *Charte* und *Chartres* sprechend, in das Cabinet des Banquier ein.

Hier waren versammelt alle Veteranen der Verschwörungen von Grenoble, von Belfort, von Saumur und von la Rochelle; alle die Menschen, welche ihren Kopf durch ein Wunder des Gleichgewichts auf ihren Schultern behalten hatten: die Lafayette, die Köchlin, die Paon, die Dermoncourt, die Carrel, die Guinard, die Arago, die Cavaignac, Jeder eine abgesonderte Meinung oder eine Meinungsnuance vertretend, Alle Männer von einer anerkannten Ehrenhaftigkeit.

Man aß Gefrorenes, man trank Punsch, und man sprach von Theater, Kunst und Literatur . . . Politik, — davor hütete man sich wohl!

Die drei jungen Leute traten mit einander ein und suchten mit den Augen Salvator.

Salvator war noch nicht angekommen.

Alle drei schloßen sich nun, je nach ihren Sympathien, an eine der Celebritäten an, welche da waren: Jean Robert an Lafayette, der für ihn eine beinahe väterliche Freundschaft hegte; Ludovic an Francois Arago, diesen schönen Kopf, dieses große Herz, diesen bezaubernden Geist; Petrus endlich an Herrn Vernet, dessen Bilder alle im Salon zurückgewiesen worden waren, und der bei sich eine Privatausstellung gemacht hatte, zu der ganz Paris strömte.

Das Cabinet von Herrn von Marande bot eine seltsame Musterkarte der Unzufriedenen aller Parteien. Alle diese Unzufriedenen, während sie, wie gesagt, von Dingen der Kunst, der Wissenschaft, des Krieges sprachen, wandten indessen den Kopf nach der Thüre, sobald ein Neuer ankam. Sie schienen Jemand zu erwarten.

Und sie erwarteten in der That den noch unbekanntem Boten, der ihnen die Nachrichten aus dem Schlosse bringen sollte.

Endlich öffnete sich die Thüre, und ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit vollkommener Eleganz gekleidet, trat ein.

Petrus, Jean-Robert und Ludovic unterdrückten einen Schrei des Erstaunens: dieser junge Mann war Salvator.

Der Ankommende suchte mit den Augen, erblickte Herrn von Marande, und ging auf ihn zu.

Herr von Marande reichte ihm die Hand.

»Sie kommen spät, Herr von Valsigny,« sagte der Banquier.

»Ja, mein Herr,« antwortete der junge Mann mit einer Stimme und mit Geberden, welche vollkommen verschieden von seiner gewöhnlichen Stimme und seinen gewöhnlichen Geberden, und ein Lorgnon an sein rechtes Auge haltend, als bedürfte er dieses Appendix, um Jean Robert, Petrus und Ludovic zu erkennen; »ja, es ist wahr, ich komme spät; doch ich wurde bei meiner Tante, einer alten Witwe, einer Freundin der Frau Herzogin von Angoulême, die mir Neuigkeiten aus dem Schlosse gab, zurückgehalten.«

Alle Anwesende verdoppelten ihre Aufmerksamkeit, Salvator wechselte einige Grüße mit den Personen, die sich um ihn drängten, wobei er in genauem Maße den Grad von Freundschaft, von Ehrfurcht oder Vertraulichkeit beobachtete, welchen der elegante Herr von Valsigny Jedem gewähren zu müssen glaubte.

»Neuigkeiten ans dem Schlosse?« wiederholte Herr von Marande; »es gibt also Neuigkeiten ans dem Schlosse.«

»Oh! Sie wissen nicht? . . . Ja, es hat Conseil stattgefunden.«

»Dies, mein lieber Herr von Valsigny,« erwiderte Herr Von Marande, »dies ist nichts Neues.«

»Dies kann aber machen und hat gemacht.«

»Wahrhaftig?«

»Ja.«

Man trat näher zusammen.

»Auf den Antrag der Herren von Villèle, von Corbière, von Peyronnet, von Damas, von Clemont-Tounerre; auf das Andrängen der Frau Dauphine, die der Ruf: »Nieder mit den Jesuiten!« tief verletzt hat; trotz der Opposition der Herren von Frayssinous und Chabrol, welche für die theilweise Verabschiedung stimmten, — ist die Nationalgarde aufgelöst!«

»Aufgelöst?«

»Von Grunde aus! So daß ich, der ich einen sehr schönen Grad hatte, — ich war Fourier,— nun ohne Amt bin und mich mit etwas Anderem beschäftigen muß!«

»Aufgelöst!« wiederholten die Zuhörer, als könnten sie nicht an diese Nachricht glauben.

»Das ist ja sehr ernst, was Sie da sagen, mein Herr!« rief der General Pajol.

»Finden Sie, General?«

»Allerdings . . . Das ist ganz einfach ein Staatsstreich!«

»Ja? . . . Nun wohl, Seine Majestät König Karl X. hat einen Staatsstreich gemacht.«

»Sie sind dessen, was Sie sagen, sicher?« fragte Lafayette.

»Ah! Herr Marquis, (Salvator nahm es nicht im Ernste, daß die Herren von Lafayette und von Montmorency ihre Titel in der Nacht vom 4. August 1789 Verbrannt hatten). Ah! Herr Marquis, ich würde nichts sagen, was nicht die strenge Wahrheit wäre.«

Sodann mit fester Stimme:

»Ich glaubte Ihnen genug bekannt zu sein, daß Sie nicht an meinem Worte zweifeln würden.«

Der Greis reichte dem jungen Manne die Hand.

Und er sagte lächelnd und leise: .

»Gewöhnen Sie sich doch ab, mich *Marquis* zu nennen.«

»Entschuldigen Sie,« erwiderte lachend Salvator, »Sie sind dergestalt Marquis für mich . . .«

»Nun wohl, es seit für Sie, der Sie ein Mann von Geist sind, werde ich bleiben, was Sie wollen; doch für die Anderen machen Sie mich nur zum General.«

Dann zur ursprünglichen Conversation zurückkehrend, fragte Lafayette:

»Und wann erläßt man diese schöne Ordonnanz?«

»Sie ist erlassen.«

»Wie, erlassen?« rief Herr von Marande; »und ich weiß es noch nicht!« .

»Sie werden es wahrscheinlich sogleich erfahren. Sie dürfen es Ihrem Neuigkeitengeber nicht verargen, daß er noch im Verzuge ist: ich habe eigene Mittel, durch die Mauern zu sehen, eine Art von hinkendem Teufel, der die Dächer aufhebt, daß ich in die Staatsconseils schaue.«

»Und durch die Mauern der Tuilerien schauend, haben Sie die Ordonnanz abfassen sehen?« fragte der Banquier.

»Mehr noch, ich habe sie über die Schulter von demjenigen, der die Feder hielt, gelesen. Oh! Es sind keine Phrasen . . . oder es ist vielmehr nur eine Phrase: »Karl X., von Gottes Gnaden, u.s.w. auf den Bericht unseres Staatssecretärs, Ministers des Innern, u.s.w. *ist die Nationalgarde von Paris aufgelöst.*« Das ist das Ganze.«

»Und diese Ordonnanz.«

»Ist an den *Moniteur* und an den Marschall Qudinot geschickt worden.«

»Und sie wird morgen im *Moniteur* stehen?«

»Sie steht schon darin; nur ist der *Moniteur* noch nicht erschienen.«

Die Anwesenden schauten sich an.

Salvator fuhr fort:

»Morgen oder vielmehr heute, — denn wir haben Mitternacht überschritten, — heute Morgen um sieben Uhr werden die Nationalgarden auf ihren Posten von der Königlichen Garde und den Linientruppen abgelöst werden.«

»Ja,« sprach eine Stimme, »bis die Nationalgarden auf ihren Posten die Linientruppen und die Königliche Garde wieder ablösen.«

»Das könnte wohl eines Tags geschehen,« erwiderte Salvator, dessen Auge einen Blitz schleuderte, »doch das wird nicht auf eine Ordonnanz von König Karl X. Geschehen.«

»Es ist eine unglaubliche Verblendung!« sagte Arago.

»Ah! Herr Arago,« rief Salvator, »Sie, ein Astronom, der Sie auf Stunde und Minute die Finsternisse vorhersehen können, sehen Sie nicht besser am Himmel des Königthums?«

»Was wollen Sie?« erwiderte der berühmte Gelehrte; »ich bin ein positiver Mensch und folglich voller Zweifel.«

»Das heißt, Sie wollen einen Beweis?« sagte Salvator; »gut! man wird Ihnen einen geben.«

Er zog aus seiner Tasche ein noch feuchtes kleines Papier.

»Sehen Sie,« sprach er, »hier ist ein Abdruck der Ordonnanz, welche im *Moniteur* stehen wird.

Ei! er ist ein wenig verwischt: er wurde ganz besonders für mich mit der Bürste abgezogen.«

Und er fügte mit einem Lächeln bei:

»Das hat mich ein wenig aufgehalten: ich wartete darauf.«

Hierauf gab er den Abdruck Arago, aus dessen Händen er in alle Hände überging; sodann, wie ein Schauspieler, der mit seinen Effekten haushälterisch umgeht, sagte Salvator, als er gesehen hatte, der Effekt des Abdrucks sei hervorgebracht:

»Das ist nicht Alles.«

»Wie! was gibt es denn noch?« fragten alle Stimmen.

»Der Herr Herzog von Doudeauville, Minister des königlichen Hauses, hat seine Entlassung genommen.«

»Ah!« sagte Lafayette, »ich wußte, daß er, seitdem dem Leichname seines Verwandten die Beschimpfung widerfahren ist, nur auf eine Gelegenheit wartete.«

»Nun wohl,« erwiderte Salvator, »bei der Nationalgarde hat sich die Gelegenheit geboten.«

»Und die Entlassung ist bewilligt worden?«

»Mit Eifer.«

»Vom König?«

»Der König ließ sich wohl ein wenig nöthigen; doch die Frau Herzogin von Angoulême bemerkte ihm, das sei ein ganz gefundener Platz für den Herrn Fürsten von Polignac.«

»Wie für den Herrn Fürsten von Polignac?«

»Für den Herrn Fürsten Anatole Jules von Polignac, 1804 zum Tode verurtheilt, durch die Vermittlung der Kaiserin Josephine gerettet, 1814 zum römischen Fürsten gemacht, 1816 zum Pair und 1823 zum Botschafter in London.«

»Da er aber Botschafter in London ist . . .«

»Ah! was liegt daran, General, man wird ihn zurückberufen.«

»Und Herr von Villèle,« fragte Herr von Marande, »er hat die Zurückberufung gebilligt?«.

»Er hat sich wohl ein wenig widersetzt,« antwortete Salvator, der mit einer Erstaunen erregenden Beharrlichkeit seine leichtsinnige Miene beibehielt; »denn er ist ein feiner Fuchs, dieser Herr von Villèle, wenigstens wie man sagt! In seiner Eigenschaft als feiner Fuchs nun begreift er, obschon nach den Worten von Barthélemy und Méry

Depuis Cing ans entiers, l'impassible VillèleCimente sur le roc sa- fortune eternelle,[Seit fünf vollen Jahren kittet der unempfindliche Villèle sein ewiges Glück an den Felsen.]

er begreift, daß es keinen Felsen gibt, so stark er sein mag, den man nicht untergraben kann, — hiervon zeugt Hannibal, der nach Titus Livius die Kette der Alpen mit Essig durchbrochen hat, und er befürchtet, Herr von Polignac werde der Essig sein, der seinen Felsen in Staub verwandle.«

»Wie!« rief der General Pajol, »Herr von Polignac ins Ministerium!«

»Es bliebe uns, das Gesicht zu verhüllen!« fügte Dupont (de l'Eure) bei.

»Mein Herr,« erwiderte Salvator, »es bliebe uns im Gegentheile übrig, uns zu zeigen.«

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdrücke, der so verschieden von dem war, welchen er bis dahin angenommen hatte, daß sich Aller Augen auf ihn hefteten. «

Da erst erkannten ihn seine drei Freunde; es war wohl *ihr* Salvator, und nicht mehr der Valsigny von Herrn von Marande.

In diesem Augenblicke trat ein Lackei ein und übergab dem Herrn des Hauses einen Brief.

»Pressant!« sprach er.

»Ich weiß, was es ist,« sagte der Banquier.

Und er nahm rasch den Brief, zog ihn aus einem Umschlage ohne Siegel und las folgende drei Zeilen von grober Hand geschrieben:

»Die Nationalgarde aufgelöst.

»Die Entlassung des Herzogs von Doudeauville angenommen.

»Herr von Polignac von London zurückberufen.«

»Wahrhaftig,« rief Salvator, »man sollte glauben, ich sei es, der Seine Königliche Hoheit Monseigneur den Herzog von Orleans unterrichte.«

Jedermann schauerte.

»Ei! wer sagt Ihnen denn, dieses Billet sei von Seiner Königlichen Hoheit?« fragte Herr von Marande.

»Ich habe seine Handschrift erkannt,« antwortete einfach Salvator.

»Seine Handschrift?«

»Ja, . . . darüber darf man sich nicht wundern, ich habe denselben Notar wie er: Herrn Baratteau.«

Man meldete, das Souper sei servirt.

Salvator ließ sein Lorgnon fallen und schaute seinen Hut an wie ein Mensch, der sich anschickt, wegzugehen.

»Sie bleiben nicht bei uns beim Souper, Herr von Valsigny ?« fragte Herr von Marande.

»Unmöglich, mein Herr, ich bedaure es sehr.«

»Warum denn?«

»Meine Nacht ist noch nicht beendet, und ich werde sie vollends im Assisenhofe zubringen.«

»Im Assisenhofe? zu dieser Stunde?«

»Ja; man hat Eile, ein Ende mit einem armen Teufel zu machen, dessen Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist.«

»Ah! Sarranti . . . dieser Elende, der zwei Kinder umgebracht und eine Summe von hunderttausend Thalern seinem Wohlthäter gestohlen hat,« sagte eine Stimme.

»Und der sich für einen Bonapartisten ausgibt,« sagte eine andere Stimme. »Ich hoffe wohl, er wird zum Tode verurtheilt werden.«

»Ah! zum Tode verurtheilt, — da können Sie sicher sein, mein Herr,« erwiderte Salvator.

»Und hingerichtet!«

»Ei! hingerichtet, das ist weniger sicher.«

»Wie! Sie glauben, Seine Majestät werde einen solchen Missethäter begnadigen ?«

»Nein; doch dieser Missethäter könnte unschuldig sein, und dann käme seine Begnadigung nicht vom König, sondern von Gott,« erwiderte Salvator.

»Und er sprach diese letzten Worte mit einem Ausdrücke, der ihn von Zeit zu Zeit für seine drei Freunde unter dem frivolen Anscheine, mit dem er sich bekleidet hatte, erkennbar machte.

»Meine Herren, sagte Herr von Marande, »Sie haben gehört? Das Abendbrod ist servirt.«

Während die Personen, an die sich Herr von Marande wandte, ihren Weg nach dem Speisesaale nahmen, näherten sich die drei jungen Leute Salvator.

»Sagen Sie mir, mein lieber Salvator,« fragte ihn Jean Robert, »wäre es möglich, daß wir Sie morgen zu sehen nöthig hätten . . .«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Wo werden wir Sie dann finden?«

»Ei! an meinem gewöhnlichen Platze, in der Rue aux Fers, vor der Thüre meiner Schenke, an meinem Weichsteine; Sie vergessen immer, daß ich Commissionär bin, mein Lieber . . . Oh! die Dichters die Dichter!«

Und er ging ab durch die Thüre der entgegengesetzt, welche in den Speisesaal führte, ohne Zögern, wie ein Mensch, der mit allen Passagen des Hauses vertraut ist, und ließ seine drei Freunde in einem Erstaunen zurück, das an die Betäubung gränzte.



XXII.

Das Taubennest.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß mit einem Ausdrücke reizender Galanterie Herr von Marande, ehe er in sein Cabinet zurückkehrte, wo ihn die von Salvator mitgetheilten Neuigkeiten aus den Tuilerien erwarteten, seine Frau um Erlaubnis gebeten hatte, ihr nach dem Schlusse des Balles einen Besuch in ihrem Schlafzimmer machen zu dürfen.

Es ist Morgens um sechs Uhr; der Tag graut; die letzten Wagen haben aufgehört, auf dem Pflaster des Hofes vom Hotel zu rasseln; die letzten Lichter erlöschen in den Gemächern; die ersten Geräusche von Paris erwachen. Frau von Marande hat sich seit einer Viertelstunde in ihr Schlafzimmer zurückgezogen; es sind fünf Minuten, daß Herr von Marande die letzten Worte mit einem Manne ausgetauscht hat, dessen militärische Haltung sich unter seinem bürgerlichen Kleide verräth.

Die letzten Worte waren:

»Seine Königliche Hoheit mag ruhig sein! sie weiß, daß sie auf mich zählen kann wie auf sich selbst . . .«

Hinter diesem Manne, der rasch in einem Wagen ohne Wappen, bespannt mit zwei kräftigen Rossen, die ein Kutscher ohne Livree führt, abgegangen und mit seiner Equipage an der Ecke der Rue Richelieu verschwunden ist, haben sich die Thore des Hotels geschlossen.

Unsere Leser mögen sich nun nicht zu viel um die eisernen und eichenen Scheidewände bekümmern, die sich zwischen sie und die Gebieter dieses glänzenden Hauses stellen, von dem wir einige Theile beleuchtet haben: unser Romandichter-Stab braucht sich nur zu erheben, und die bestgeschlossenen Thüren werden sich wieder vor uns öffnen. Benützen wir also dieses Privilegium und drehen wir mit dem Ende dieses Stabes die Thüre des Boudoir von Frau Lydie von Marande. *Sesam, öffne dich!*

Sie sehen, die Thüre ist geöffnet in das reizende himmelblaue Cabinet, wo Sie vor ein paar Stunden Carmelite die Romanze von der *Weide* haben singen hören.

Sogleich werden wir vor Ihnen eine erschrecklichere Thüre zu öffnen haben, die des Assisenhofes; mit Ihrer Erlaubnis wollen wir aber , ehe wir den Fuß in diese Hölle des Verbrechens setzen, um einen Augenblick auszuruhen und Kräfte zu sammeln, in das Liebesparadies eintreten, welches man das Zimmer von Frau von Marande nennt.

Diesem Zimmer, um sich nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Boudoir zu finden, ging eine Art von Vestibule vorher, das die Form eines ungeheuren Prachthimmels hatte; dieses Vestibule, das zugleich ein Badecabinet bildete, war vom Plafond mit farbigen Gläsern, arabische Zeichnungen bildend, beleuchtet ; seine Wände und sein Plafond, mit Ausnahme der

Oeffnung, welche bestimmt war, ein Licht eindringen zu lassen, das nie über ein Halbdunkel gehen durfte, — waren mit einem ganz eigenthümlichen Stoffe, von einem neutralen, zwischen dem Perlgrau und dem Orangegeleb schwebenden Tone, ausgeschlagen; das Gewebe schien aus jenen asiatischen Pflanzen gemacht, deren spinnbare Fäden die Indianer ausziehen, um den bei uns unter dem Namen *Nankin* bekannten Stoff daraus zu fabriciren. Die Teppiche waren chinesische Matten, weich wie der geschmeidigste Stoff, und harmonirten in der Farbe bewundernswürdig mit den Tapeten; die Meubles waren von chinesischem Lack mit einfachen Goldfädchen. Die Marmorarbeiten waren weiß wie Milch, und die Porzellangefässe, welche sie trugen, von jenem ganz eigenthümlichen zarten Türkißblau, durch das sich altes Sèvres auszeichnet.

Den Fuß in diesen süßen, geheimnißvoll durch eine am Plafond hängende Lampe von böhmischem Glase beleuchteten Winkel setzend, hätte man sich hundert Meilen von der Erde geglaubt, und es hätte einem geschienen, man reife in einer von den orangefarbigem, aus Azur und Gold gekneteten Wolken, mit denen Maril hat seine orientalischen Landschaften befranst.

Hatte man einmal diese Wolke erreicht, so war es ganz einfach, daß man in das Paradies eintrat, und es war in der That wohl das Paradies, dieses Zimmer, in das wir den Leser führen.

Sobald die Thüre geöffnet war, oder, um genauer zu sprechen, sobald der Thürvorhang aufgehoben war, — denn wenn es hier Thüren gab, so hatte sie die Kunst des Tapezirers unsichtbar gemacht, — sobald der Thürvorhang aufgehoben war, war der erste Gegenstand, der in die Augen fiel, die schöne Lydie, träumerisch in dem Bette ausgestreckt, das die rechte Seite des Zimmers einnahm, einen Ellenbogen in ein Kopfkissen vertieft, das von Gaze zu sein schien, und in der andern Hand einen kleinen Band Gedichte in Saffian haltend, ein Buch, das zu lesen sie vielleicht die größte Lust hatte, welches sie aber nicht las, so sehr schien sie von einem andern Gedanken, als dem der Lecture erfüllt zu sein.

Eine Lampe von chinesischem Porzellan brannte über einem Tischchen von Boule und beleuchtete durch eine Kugel von rothem böhmischem Glase die Betttücher mit einer rosenfarbigem Tinte ähnlich der, welche sich bei Sonnenaufgang über den jungfräulichen Schnee des Montblanc verbreitet.

Das ist es, was die Augen zuerst anzog; und wir werden es vielleicht sogleich versuchen, so keusch, als es uns möglich sein wird« den durch dieses bezaubernde Gemälde hervorgebrachten Eindruck wiederzugeben; vorher aber fühlen wir uns wie unwillkürlich hingerissen, die übrige Wohnung zu beschreiben.

Zuerst den Olymp; dann die Göttin, die ihn bewohnte.

Man stelle sich ein Zimmer vor, — oder vielmehr ein Taubennest, gerade groß genug, um zu schlafen, gerade hoch genug, um zu athmen. Es war am Plafond und an der Wand mit nacaratrothem Sammet tapezirt, der Reflexe von Granat, Karfunkel und Rubin an den Stellen hatte, die ihr Vorsprung ins Licht setzte.

Das Bett nahm fast die ganze Länge ein, und kaum hatte an jedem Ende des Bettes eine

Etagere von Rosenholz beladen mit dem köstlichsten Tande von Sachsen, Sèvres und China Platz.

Dem Bette gegenüber war der Kamin, wie das übrige Zimmer ganz mit Sammet bekleidet; auf den beiden Seiten dieses Kamins standen zwei Causeuses, welche mit den Federn vom Halse eines Colibri überzogen zu sein schienen, und über jeder von diesen Causeuses ein Spiegel, dessen Rahmen vergoldete Maisblätter bildeten.

Setzen wir uns auf eine von diesen Causeuses und werfen wir einen Blick auf das Bett.

Das Bett war von nacaratrothem Sammet und ohne irgend eine Zierratht seine reiche Nuance trat nur durch die Umrahmung hervor, unter der es erschien; diese Umrahmung war ein Meisterwerk von Einfachheit, und man wunderte sich, daß es einen Tapezireur gab, der Dichter genug, oder einen Dichter, der Tapezireur genug, um zu einem solchen Resultate zu gelangen. Es bestand aus jenen großen Stücken orientalischen Stoffes, welche die arabischen Frauen *Haiks* nennen; diese Haiks waren von Seide mit abwechselnd blauen und weißen Streifen; ihre Fransen waren von demselben Gewebe.

An den zwei Extremitäten des Bettes fielen zwei Stücke von diesem Stoffe senkrecht, und konnten sich längs der Wand mittelst aus Gold und Seide geflochtener algerischer Vorhanghalter mit Ringen von Türkissen drapiren.

Der Fond des Bettes war ein ungeheurer Spiegel in einen Rahmen von Sammet dem Bette ähnlich gefaßt, und ruhend nicht auf der Wand, sondern aus einem dritten Haik. Beim oberen Niveau des Spiegels sprang der Stoff, in tausend Falten gelegt, hervor und verband sich in einem sanften Abhange mit einem großen goldenen Pfeile, um den er sich in zwei dicken Bouillens rollte.

Doch das Wunder des Zimmers war das, was der Spiegel dieses Bettes reflectirte, der offenbar bestimmt war, die Gränzen des Gemaches verschwinden zu machen.

Wir haben gesagt, dem Spiegel gegenüber sei der Kamin gewesen. Ueber diesem, mit jenen tausend köstlichen Kleinigkeiten, welche *die* Welt einer Frau bilden, beladenen Kantine dehnte sich ein Gewächshaus aus, von dem man nur durch ein Spiegelglas ohne Folie getrennt war, das im Nothfalle in die Wand zurücktreten und so das Zimmer der Frau mit dem Zimmer der Blumen in Verbindung setzen konnte. Mitten in diesem Gewächshause, ein Bassin überragend, in welchem chinesische Fische den allen Farben spielten, und wo sich Vögel von Purpur und Azur so groß wie Bienen tränkten, erhob sich eine Marmorstatue von Prodigier.

Dieses kleine Gewächshaus war gewiß kaum von der Größe des Zimmers; doch durch ein Wunder den Anordnung erschien es wie ein herrlicher, ungeheurer Garten Indiens oder der Antillen, so durchschlangen einander die Tropenpflanzen, die es enthielt, als wollten sie den Blicken, die sich auf sie hefteten, das Schauspiel einer ganzen exotischen Flora geben.

Es war in der That ein ganzer Continent von zehn Quadratfuß, ein ganzes Taschen-Asien.

Der Baum, den man den König der Vegetabilien nennt, der Baum der Wissenschaft des Guten und des Bösen, der im irdischen Paradiese geborene Baum, — dessen Ursprung unbestreitbar ist, da das Blatt dazu gedient hat, die Blöße unserer ersten Voreltern zu bedecken, und da er aus diesem Grunde den Namen Adamsfeigenbaum erhalten hat, war repräsentirt durch seine fünf Hauptspecies: den Paradies-Bananenbaum, den Bananenbaum mit kurzen Früchten, den chinesischen Bananenbaum mit rosenfarbiger Sparte. Der Bananenbaum mit rother Sparte. Neben ihm wuchs die Heliconia, die sich ihm durch die Länge und die Breite der Blätter nähert; sodann die Ravelania von Madagascar, in Miniatur den berühmten Baum des Reisenden vertretend, wo der durstige Neger das frische Wasser findet, das ihm der ausgetrocknete Bach verweigert; die Strelitzia Regina, deren Blüthe der Kopf einer Schlange mit Griffel und Federkrone von Feuer zu sein scheint; das Blumenrohr von Ostindien, aus dem man in Delhi Gewebe so geschmeidig als der feinste Seidenstoff fabricirt; der Coctus, wegen seines Wohlgeruchs von den Alten bei allen religiösen Feierlichkeiten angewendet; der wohlriechende Baumschmarotzer von der Isle de la Réunion; der Zingiber von China, was nichts Anderes ist, als die Pflanze, die der Ingwer gibt; kurz, eine Sammlung im Auszuge der vegetabilischen Reichthümer der ganzen Welt.

Das Bassin und der Sockel der Statue waren verloren in Farnkraut mit Blättern gerändert wie mit dem Durchschlage und in Lycopoden, die mit dem Bürlapp der feinsten Teppiche von Smyrna und Constantinopel wetteifern konnten.

In Ermanglung der Sonne, welche erst in ein paar Stunden Königin des Horizonts sein wird, suchen sie nun durch diese Blätter, durch diese Blumen, durch diese Früchte die leuchtende Kugel, welche dem Gewölbe herabkommt und, ihre Strahlen durch ein leicht blau gefärbtes Wasser verbreitend, diesem Urwäldchen die reine melancholische Helle, die sanften, silbernen Reflexen des Mondes gibt.

Vom Bette aus gesehen, ist dieses kleine Gewächshaus ein anbetungswürdiges Schauspiel.

Die Person, welche im Bette lag und, auf den Ellenbogen gestützt, in der andern Hand ein Buch hielt, erhob auch, wie wir vorhin sagten, die Augen über ihr Buch und ließ ihre Blicke auf den lilliputischen Pfaden umherschweifen, welche da und dort das Licht in dem Zauberlande zog, das sie durch ein Spiegelglas wie durch einen Traum sah.

Liebte sie, so mußte sie mit den Augen die verliebt verschlungenen Zweige suchen, wohin sie ihr Nest hätte setzen mögen; liebte sie nicht, so mußte sie vom üppigen Leben dieser herrlichen Vegetation das unaussprechliche Geheimniß der Liebe verlangen, von dem jedes Blatt, jede Blume, jeder Duft keusch und mysteriös die ersten Worte enthüllten.

Und nun, da wir hinreichend dieses unbekanntes Eben der Rue d'Artois beschrieben haben, sprechen wir von der Eva, die es bewohnte.

Ja, Eva ist wohl der Name, den Lydie, so träumerisch, mit dem Arme aufgestützt und die *Meditationen* von Lamartine lesend, verdiente; Lydie bei jeder Strophe, — duftende Strophen! — schauend, wie sich die Knospen der Pflanzen öffneten und so in der Natur den im Buche angefangenen Traum fortsetzend. Ja, es war eine wahre Eva, rosig, frisch und blond; Eva am

andern Tage nach der Sünde, mit dem Blicke auf Allem, was sie umgab, umherschweifend; Eva zitternd, unruhig, zuckend, ängstlich das Geheimniß dieses Paradieses suchend, wo man fühlte, daß sie zu zwei gewesen, und wo sie ganz betrübt war, daß sie sich wieder allein fand; rufend, durch die Schläge ihres Herzens, durch die Blitze ihrer Augen, durch das Scheuern ihrer Lippen, entweder den Gott, der sie zur Welt kommen gemacht, oder den Menschen, der sie sterben gemacht hatte.

Gehüllt, wie sie war, in Betttücher von feinem Batist, den Hals umgeben von einer Flaumpalatine, die Lippe feucht, das Auge in Feuer, die Wange in Blüthe — hätte ein Bildhauer von Athen oder Korinth kein anderes Modell, keinen vollendeteren Typus für eine Statue von Leda geträumt.

Sie hatte in der That von der vom Schwan umschlungenen Leda die verliebte Röthe und die wollüstige Beschauung. Sie so sehend, würde der Autor der Psyche, dieser heidnischen Eva, Canova ein Meisterwerk aus ihr gemacht haben, das seine Venus Borghese entthront hatte: Correggio hätte daraus eine träumerische Calypso, mit einem Amor hinter ihr in einen Winkel der Draperie verborgen gemacht. Dante hätte daraus die ältere Schwester von Beatrix gemacht, und von ihr durch die Krümmungen der Erde geführt zu werden verlangt, wie er von der jüngeren Schwester durch die Krümmungen des Himmels geführt worden war.

Sicherlich aber hätten sich Dichter, Maler und Bildhauer vor der bewunderungswürdigen Person verbeugt, in der zugleich, durch eine unbegreifliche Mischung, die Schamhaftigkeit des Mädchens, der Reiz der Frau, die Sinnlichkeit der Göttin residirten; ja, das zehnte, das fünfzehnte, das zwanzigste Jahr, das Kinderjahr, das mannbare Jahr, das Liebesjahr, diese drei Jahre, welche die Trilogie der Jugend bilden, welche, jedes der Reihe nach, dem Kinde, dem Mädchen, der Frau entgegenkommen, und, einmal überschritten, zurückbleiben; diese drei Jahre, wie die drei Gracien von Germain Pilon, schienen dem privilegierten Geschöpfe, dessen Portrait wir zu zeichnen suchen, das Geleite zu geben und auf seine Stirne die Blumen mit den reinsten Wohlgerüchen, mit den frischesten Farben zu entblättern.

Je nach der Art, wie man sie anschaute, erschien sie: ein Engel hätte sie für seine Schwester gehalten, Paul für Virginie, Desprieux für Manon Lescaut.

Woher kam bei ihr diese dreifache, unvergleichliche, seltsame, unerklärbare Schönheit? Das werden wir in der Folge unserer Erzählung, nicht zu erklären, aber begreiflich zu machen suchen, indem wir dieses Kapitel oder vielmehr das nächste den Unterredungen der Frau von Marande und ihrem Gatten vorbehalten.

Dieser Gatte wird sogleich eintreten; er ist es, den Lydie in einer so tiefen Zerstreung erwartet; er ist es aber sicherlich nicht, den ihr unbestimmter Blick in den Halbtinten des Zimmers und in dem Halbschatten des Gewächshauses sucht.

Er hat sie indessen auf eine sehr zärtliche Art um diese Erlaubnis gebeten, die er sogleich benützen wird, um die Erlaubnis, einen Augenblick in ihrem Zimmer mit ihr plaudern zu dürfen, ehe er sich in seiner Wohnung einschließen würde.

Wie! so viel Schönheit! so viel Jugend, so viel Frische, Alles, was der Mann, zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre, das heißt zum Culminationspunkte seiner Jugend gelangt, Idealstes träumen kann, und was er nie trifft; wie! so viel Glück, so viel Freude, so viel Trunkenheit, alle diese Schätze gehören einem einzigen Manne, und dieser Mann ist der allerdings frische, blonde, rosenfarbige, zierliche, höfliche und geistreiche, aber trockene, kalte, egoistische, ehrgeizige Banquier, den wir kennen! Alles dies gehört ihm wie sein Hotel, wie seine Bilder, wie seine Kasse!

Welches mysteriöse Abenteuer, welche sociale Macht, welche tyrannische, unerbittliche Autorität konnten mit einander diese zwei, — wenigstens dem Anscheine nach, — so unähnlichen Wesen, diese zwei Stimmen, welche so wenig gemacht, um mit sich zu sprechen, diese zwei Herzen, welche so schlecht gemacht, um sich zu verstehen, verbinden?

Wahrscheinlich werden wir es später erfahren, Mittlerweile hören wir sie plaudern, und vielleicht wird uns ein Blick, ein Zeichen, ein Wort von einem dieser zwei an einander Gefesselten auf die Spur von Ereignissen bringen, welche für uns noch in der dunklen Nacht der Vergangenheit verbergen sind.

Plötzlich glaubte die schöne Träumerin das dumpfe Rauschen der Teppiche im vorhergehenden Zimmer zu hören; so leicht der Tritt war, der sich näherte, der Boden krachte unter ihm. Frau von Marande ließ ihre Toilette rasch eine letzte Revue passiren; sie kreuzte ihren Schwanenpelz enger auf ihrem Halse; sie zog die Spitze ihres Nachthemdes weiter auf ihr Handgelenke vor, und als sie sah, daß die ganze übrige Person auf eine tadellose Art verschleiert war, so machte sie nicht mehr die geringste Bewegung, um die Anordnung zu verändern.

Nur legte sie ihr offenes Buch auf das Bett zurück und hob ein wenig die Stirne empor, so daß nicht mehr der obere Theil ihres Kopfes, sondern ihr Kinn in ihrer Hand ruhte, und in dieser Stellung, wuchs noch mehr Gleichgültigkeit, als Coquetterie bezeichnete, erwartete sie ihren Herrn und Meister.

XXIII.

Eheliche Plauderei.

Herr von Marande hob den Vorhang auf, blieb aber auf der Thürschwelle stehen.

»Darf ich eintreten?« fragte er.

»Gewiß . . . Versprochen Sie nicht, Sie werden kommen? . . . Ich erwartete Sie seit einer Viertelstunde.«

»Ah! was sagen Sie mir da, Madame? Sie müssen so müde sein! Nicht wahr, ich bin unbescheiden gewesen?«

»Nein; kommen Sie.«

Herr von Marande näherte sich, grüßte voll Anmuth, nahm die Hand, die ihm seine Frau reichte, neigte sich auf diese Hand mit dem zarten Gelenke, mit den weißen, schmalen Fingern, mit den rosigen Nägeln, und legte seine Lippen so leicht darauf, daß Frau von Marande mehr die Absicht begriff, als daß sie den Kuß fühlte.

Die junge Frau befragte mit den Augen ihren Gatten.

Es ließ sich leicht sehen, daß nichts ungewöhnlicher war, als ein solcher Besuch von Herrn von Marande; und dennoch ließ sich auch sehen, daß dieser Besuch weder gewünscht, noch gefürchtet war: es war eher der Besuch eines Freundes als der eines Gatten, und Lydie schien sogar mit mehr Neugierde als Besorgniß zu warten.

Herr von Marande lächelte; dann sagte er mit seiner sanftesten Stimme:

»Ich muß mich vor Allem entschuldigen, daß ich Sie so spät oder vielmehr so früh besuche. Glauben Sie mir, hielten mich nicht die wichtigsten Geschäfte den ganzen Tag außer dem Hause, so würde ich eine günstigere Gelegenheit abgewartet haben, um vertraulich mit Ihnen zu reden.«

»Welche Stunde Sie auch wählen mögen, mein Herr, um mit mir zu sprechen,« erwiderte Frau von Marande mit liebelichem Tone, »es ist immer eine kostbare Gelegenheit, um so kostbarer, je seltener sie ist.«

Herr von Marande verbeugte sich, diesmal aber zum Zeichen des Dankes; dann trat er an eine Bergère, rückte sie hinzu, und lehnte den Arm des Meuble an das Bett von Frau von Marande an, so daß er sich ihr gegenüber befand.

Die junge Frau ließ ihren Kopf wieder auf ihre Hand fallen und wartete.

»Erlauben Sie mir, Madame,« sagte Herr von Marande, »daß ich, ehe ich in die Sache selbst

eingehet, oder, wenn Sie lieber wollen, um besser in dieselbe einzugehen, Ihnen meine Complimente über Ihre außerordentliche Schönheit wiederhole, welche alle Tage zunimmt und heute Nacht wahrhaft den Culminationspunkt der menschlichen Schönheit erreicht zu haben schien.«

»In der That, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich auf eine solche Höflichkeit antworten soll: sie bereitet mir um so mehr Freude, als Sie mir gewöhnlich die Complimente mit einer gewissen Sparsamkeit zumessen. Gestatten Sie, daß ich mich darüber beklage, ohne es Ihnen vorzuwerfen.«

»Klagen Sie wegen meines Geizes nur die auf die Arbeit eifersüchtige Liebe an. Meine ganze Zeit ist der Aufgabe gewidmet, die ich mir vorgesetzt habe; würde es mir aber eines Tages erlaubt sein, einen Theil meiner Stunden in der süßen Muße zuzubringen, die Sie mir in diesem Augenblicke gewähren, glauben Sie mir, dieser Tag wäre einer der schönsten meines Lebens.«

Frau von Marande schlug die Augen zu ihrem Gatten auf und schaute ihn, als könnte ihr nichts seltsamer scheinen, als das, was er ihr so eben gesagt hatte, mit Erstaunen an.

»Ei! mich dünkt, mein Herr,« antwortete sie mit allem Zauber, den sie ihrer Stimme zu geben vermochte, »mich dünkt, so oft Sie diese Muße zu genießen verlangen, werden Sie nur zu thun haben, was Sie diesen Morgen gethan . . . mich zu benachrichtigen, Sie wünschen mich zu sehen, oder auch,« fügte sie lächelnd bei, »sich bei mir einzufinden, ohne mich zu benachrichtigen.«

»Sie wissen,« sagte Herr von Marande ebenfalls lächelnd, »das liegt nicht in unseren Bedingungen.«

»Diese Bedingungen, mein Herr, Sie haben sie dictirt, und nicht ich; ich habe sie einfach angenommen. Es war nicht an der, welche, ohne Ihnen irgend eine Mitgift zu bringen, von Ihnen ihr Vermögen, ihre Stellung . . . und sogar die Ehre ihres Vaters erhielt, Bedingungen zu machen, wie mir scheint.«

»Glauben Sie, liebe Lydie, der Augenblick sei gekommen, etwas an diesen Bedingungen zu ändern, und würde ich Ihnen nicht sehr überlästig scheinen, käme ich, zum Beispiel, diesen Morgen und würfe ungeschlachter Weise meinen ehelichen Realismus mitten unter die Träume, die Sie heute Nacht gemacht haben, und vielleicht in diesem Augenblicke, wo ich mit Ihnen spreche, noch machen?«

Frau von Marande fing an zu begreifen, worauf die Conversation abzielte, und fühlte eine Purpurwolke über ihr Gesicht ziehen. Der Banquier ließ dieser Wolke Zeit, sich zu zerstreuen, und fragte dann gerade auf den Punkt zurückkommend, wo das Gespräch unterbrochen worden war, mit seinem ewigen Lächeln und seiner unbeugsamen Höflichkeit:

»Diese Bedingungen« Madame« Sie erinnern sich derselben ?«

»Vollkommen, mein Herr,« antwortete die junge Frau mit einer Stimme, die sie ruhig zu erhalten sich anstrebte.

»Ich habe das Glück« bald drei Jahre Ihr Gatte zu sein, und in drei Jahren vergißt man viele Dinge.«

»Ich werde nie vergessen, was ich Ihnen verdanke, mein Herr.«

»Hierin, Madame, sind wir verschiedener Ansicht. Ich glaube nicht, daß Sie mir etwas verdanken; sollten Sie aber das Gegentheil denken und irgend eine Schuld mir gegenüber eingegangen zu haben meinen, so würde ich Sie bitten, gerade diese Schuld zu vergessen.«

»Man vergißt nicht, wann man will, und wie man will, mein Herr; und es gibt gewisse Leute, für die der Undank nicht nur ein Verbrechen, sondern auch eine Unmöglichkeit ist! Mein Vater, ein in den Geschäften ungeschickter alter Soldat, steckte sein ganzes Vermögen, das er zu verdoppeln hoffte, in eine industrielle Speculation und wurde zu Grunde gerichtet. Er hatte Verbindlichkeiten bei dem Banquehause übernommen, bei welchem Sie Nachfolger wurden, und diese Verbindlichkeiten konnten zur Verfallzeit nicht gehalten werden. Ein junger Mann . . .«

»Madame . . .« versuchte Herr von Marande zu unterbrechen.«

»Ich will über nichts weggehen,« sagte Lydie: »Sie würden glauben, ich habe vergessen. Ein junger Mann, der meinen Vater für reich hielt, bat um meine Hand; ein instinctartiger Widerwille gegen diesen jungen Mann machte, daß mein Vater von Anfang sein Gesuch zurückwies. Doch besiegt durch meine Bitten, — dieser junge Mann hatte mir gesagt, er liebe mich, und ich glaubte ihn zu lieben. . .«

»Sie glaubten?« sagte Herr von Marande.

»Ja, mein Herr, ich glaubte. Ist man mit sechzehn Jahren seiner Gefühle ganz sicher, besonders, wenn man aus der Pension kommt und die Welt ganz und gar nicht kennt? . . . Ich wiederhole also, besiegt durch mein Bitten, empfing am Ende mein Vater Herrn von Bedmar. Alles wurde festgesetzt, selbst meine Mitgift: dreimal hunderttausend Franken. Doch es verbreitete sich das Gerücht vom Ruine meines Vaters, mein Bräutigam stellte plötzlich seine Besuche ein und verschwand! nur empfing mein Vater einige Zeit nachher von ihm einen Brief datiert von Mailand, in welchem er ihm sagte, da er seinen ersten Widerwillen, ihn zum Schwiegersohne anzunehmen, erfahren habe, so wolle er seinen Sympathien keine Gemalt anthun. Meine Mitgift war abgesondert deponirt und vor jedem Angriffe geschützt worden; es war ungefähr die Hälfte von dem, was mein Vater Ihrem Banquehause schuldete. Drei Tage vor der Verfallzeit seiner Verbindlichkeiten erschien er bei Ihnen, bot Ihnen die dreimal hunderttausend Franken an und bat Sie um Frist für das Uebrige. Sie antworteten ihm, er möge sich vor Allem beruhigen, und fügten bei, da Sie ihm ein Geschäft vorzuschlagen haben, so bitten Sie ihn um ein Rendezvous in seinem Hause am andern Tage . . . Ist das so ?«

»Ja, Madame . . . nur muß ich gegen das Wort Geschäft Einsprache thun.«

»Ich glaube, es ist das, dessen Sie sich bedienen.«

»Ich brauchte einen Vorwand, um Eintritt in Ihr Haus zu erlangen, Madame: das Wort

Geschäft war keine Bezeichnung, sondern ein Vorwand.«

»Ich verlasse das Wort; mein Herr: bei solchen Umständen ist das Wort nichts, dies Sache ist Alles. Sie kamen und machten meinem Vater den unerwarteten Antrag, mein Gatte zu werden, als meine Mitgift die von ihm Ihrem Hause gegenüber contrahirten sechsmal hunderttausend Franken Schulden zu nehmen, und ihm die hunderttausend Thaler zu lassen, die er Ihnen angeboten hatte.«

»Ihrem Vater mehr antragend, Madame, hätte ich befürchtet, er würde es ausschlagen.«

»Ich kenne Ihr ganzes Zartgefühl mein Herr. Mein Vater, so sehr er von dem Vorschläge betäubt war, nahm an, mit Vorbehalt meiner Einwilligung, und diese Einwilligung ließ, wie Sie wissen, nicht auf sich warten.«

»Ah! Sie haben ein frommes, kindliches Herz, Madame.«

»Erinnern Sie sich unserer Zusammenkunft mein Herr? Meine ersten Worte waren, daß ich von der Vergangenheit sprach, daß ich Ihnen gestand . . .«

»Eines den den Mädchenheimnissen, welche zu vollenden ein delicates Mann seiner Braut nie die Zeit lassen darf. Uebrigens fügte ich bei: »»Nehmen Sie meinen Antrag aus welchem Gesichtspunkte es Ihnen beliebt, mein Fräulein, »entweder als ein Geschäft, das ich mache . . .««

»Sie sehen wohl, daß dies das Wort war, dessen Sie sich bedienen!«

»Ich bin Banquier,« sagte Herr von Marande, »man muß der Gewohnheit verzeihen, »»entweder als ein Geschäft, das ich mache, und dessen Resultate, obgleich unbekannt, für mich vortheilhaft sein müssen, oder als eine Schuld, die ich im Namen meines Vaters bezahle.««

»Ganz richtig, mein Herr! ich erinnere mich Alles dessen. Es handelte sich um einen von meinem Vater dem Ihrigen während des Kaiserreichs, oder am Anfange der Restauration geleisteten Dienst.«

»Ja, Madame . . . Dann fügte ich bei, da ich nicht glaube, daß dieser doppelte Titel, unter dem ich Ihr Gatte werde, Sie zu irgend einem Danke verpflichte, so lasse ich Ihnen vollkommene Freiheit hinsichtlich Ihrer Gefühle für mich; ich selbst, obschon ich Verbindlichkeiten übernommen habe, behalte mir meine Unabhängigkeit vor; nie, so verführerisch Gott Sie geschaffen habe, sollen Sie durch meine ehelichen Ansprüche belästigt werden. Ich setzte endlich hinzu, schön, jung und zur Liebe fähig, wie Sie es seien, glaube ich sogar dieser angebotenen Freiheit keine andere Gränze geben zu müssen, als das Maß, das sie derselben, sie nach den gesellschaftlichen Convenienzen regelnd, würden setzen wollen. Nur nahm ich mir vor, über Sie zu wachem wie es ein nachsichtiger Vater bei seiner Tochter thut, und, — immer als ein Vater, unter dem Titel Wächter Ihres Rufes, der der meinige wurde, — den ungebührlichen Versuchen zu steuern, welche gewisse Menschen, durch Ihre Schönheit angezogen und geblendet, zu machen nicht verfehlen würden.«

»Mein Herr . . .«

»Ach! dieser Vattertitel, ich hatte bald das Recht, ihn anzunehmen: der Oberste starb plötzlich auf einer Reise, die er in Italien machte; mein Correspondent in Rom sandte mir diese traurige Nachricht zu. Ihr Schmerz, als Sie es erfuhren, war groß; die ersten Monate unserer Ehe sahen uns in Trauer gekleidet.«

»Oh! von Herzen, wie von Körper, das schwöre ich Ihnen, mein Herr.«

»Kann ich daran zweifeln, Madame, ich, der ich so viel Mühe hatte, nicht Sie dieses Unglück vergessen zu machen, sondern von Ihnen zu erlangen, daß Sie Ihre Verzweiflung in die Gränzen der Vernunft einschließen. Sie hatten die Güte, mir Gehör zu schenken; Sie legten am Ende die düstern Kleider ab, oder vielmehr die düstern Kleider verließen Sie am Ende; man sah Sie aus dieser Trauer hervortreten, wie in den ersten Frühlingstagen eine Blume aus der grauen Winterhülle hervortritt. Der Sammet der Jugend, die Frische der Schönheit waren nie von Ihren Wangen verschwunden, doch das Lächeln hatte sich von Ihren Lippen verbannt. Allmählig . . . ah! machen Sie sich keinen Vorwurf daraus, Madame, das ist ein Gesetz der Natur . . . allmählig kam das verbannte Lächeln wieder, die verdüsterte Stirne klärte sich auf, die durch Seufzer beengte Brust fing an sich in freudigem Aufathmen zu erweitern; Sie kehrten zum Leben, zum Vergnügen, zur Coquetterie zurück; Sie wurden wieder Frau, und, lassen Sie mir diese Gerechtigkeit widerfahren, ich diente Ihnen als Führer und Stütze auf diesem schwierigen Wege, — schwieriger, als man glaubt, — der von den Thränen zum Lächeln, vom Schmerze zur Freude zurückbringt.«

»Ja,« sagte Frau von Marande, die Hand ihres Gatten ergreifend, »und lassen Sie mich diese redliche Hand drücken, die mich so geduldig, so liebeich, so brüderlich geführt hat.«

»Sie danken mir für eine Gunst, die Sie mir erwiesen haben! das ist wahrhaftig zu viel Güte von Ihnen.«

»Aber, mein Herr,« fragte Frau von Marande, ganz bewegt, — sei es nun von der Scene, welche stattfand, sei es von den Erinnerungen, die diese Scene in ihr zurückrief, »werden Sie wohl die Güte haben, mir zu erklären, worauf Sie abzielen?«

»Ah! verzeihen Sie Madame! ich vergaß sowohl die Stunde, die es ist, als den Ort, wo ich mich befinde, und die Müdigkeit, die Sie fühlen müssen.«

»Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie sich ewig in meinen Intentionen irren.«

»Ich fasse mich kurz, Madame. Ich sagte also, Ihre Rückkehr in die Welt nach einer Abwesenheit von mehr als einem Jahre habe eine lebhaftere Sensation hervorgebracht. Sie hatten die Welt schön verlassen, sie sah Sie bezaubernd wieder: nichts verschönert so sehr, als der Succes: von reizend wie Sie waren, machten Sie Ihre Successe anbetungswürdig.«

»Nun kommen Sie wieder auf Ihre Complimente zurück.«

»Nun kommen wir wieder auf die Wahrheiten zurück, dahin muß man immer zurückkommen, Madame. Lassen Sie mich Ihnen nun sagen, und ich werde mit ein paar Worten geendigt haben.«

»Ich höre.«

»Nun wohl, Madame, indem ich Sie aus der Dunkelheit hervorzog, die Ihre Trauerkleider auf Sie warfen, that ich, was Pygmalion that, als er seine Galatea aus dem Marmorblocke zog, wo sie vor Alter Augen verborgen war. Denken Sie sich nun Pygmalion als unsern Zeitgenossen, denken Sie sich, er führe seine Galatea in die Welt unter dem Namen . . . Lydie; denken Sie, statt Phygmalion zu lieben, liebe Galatea . . . nichts; — stellen Sie sich die Herzensangst des armen Pygmalion vor, die Leiden, ich sage nicht einmal seiner Liebe, sondern seines Stolzes, wenn er wird sagen hören: »Nicht für sich hat der arme Bildhauer den Marmor belebt, sondern . . . für . . .«

»Mein Herr, die Vergleichung . . .«

»Ja, ich kenne das Sprichwort: »Vergleich ist nicht Vernunft;« [Comparaison n'est pas raison.] das ist wahr. Kommen wir also auf die Wirklichkeit zurück, rein ohne Metapher. Nun wohl, Madame, diese erstaunliche Schönheit, die **Ihnen** tausend Freunde erobert, und mir tausend Neider schafft; diese wunderbare Anmuth, welche um Sie, wie Bienen um einen Rosenstrauch, die Blüthe der Elegants summen macht; diese Gewalt, die Sie über Alles üben, was Sie umgibt, und die unwiderstehlich Alles anzieht, was in Ihre Sphäre kommt; diese zauberische Schönheit endlich erschreckt mich und macht mich zittern, wie mich würde der Anblick eines Absturzes zittern machen, über dem ich in Ihrer theuren Gesellschaft spazieren ginge . . . Verstehen Sie mich, Madame?«

»Ich versichere Sie, nein, mein Herr,« antwortete Lydie.

Und mit einem reizenden Lächeln fügte sie bei:

»Was Ihnen, beiläufig bemerkt, beweist, daß ich nicht so viel Geist habe, als Sie manchmal zu sagen mir die Ehre erweisen.«

»Es ist mit dem Geiste wie mit der Sonne, Madame: er hat seine Stunden der Zurückgezogenheit und der Sammlung. Ich will also zugleich wie zu Ihrem Geiste, so zu Ihren Augen zu sprechen suchen. Erinnern Sie sich, daß Sie eines Tags, auf unserer Reise nach Savoyen, als wir von Entremont kommend, von der Höhe des Berges herab die Rhone erblickten, welche in der Sonne schimmerte wie ein Fluß von Silber, im Schatten wie ein Fluß von Azur, erinnern Sie sich, daß Sie plötzlich meinen Arm verließen, auf das Ploteau liefen und dann ganz erschrocken stehen blieben, da Sie, durch die einen schwachen Teppich bildenden Blumen und Kräuter, einen vor Ihren Schritten geöffneten Abgrund erschauten, der nur sichtbar war, wenn man den Rand erreicht hatte?«

»Oh! ja, ich erinnere mich dessen,« erwiderte die Augen schließend und leicht erbleichend Frau von Marande, »und es freut mich, daß ich mich erinnere, denn hätten Sie mich nicht festgehalten und zurückgezogen, so hätte ich wahrscheinlich nicht das Glück, Ihnen meinen

Dank zu erneuern.«

»Ich beehrte ihn nicht, Madame; nur wünschte ich Ihnen durch ein Bild, und Ihre Erinnerungen erweckend, deutlicher, als ich es noch gethan, das zu erklären, was ich vorhin einen Abgrund nannte. Nun wohl, ich wiederhole, Ihre Schönheit erschreckt mich wie jene Schlucht von sechshundert Fuß Tiefe, welche Blumen und Kräuter bedeckten, und ich befürchte, wir werden eines Tags Beide davon verschlungen werden! . . . Diesmal verstehen Sie, Madame?«

»Ja, mein Herr, ich glaube, daß ich zu begreifen anfangen,« antwortete die junge Frau die Augen niederschlagend.

»Fangen Sie an zu begreifen, so bin ich ganz ruhig,« erwiderte lächelnd Herr von Marande. »Sie werden sogleich völlig begreifen! . . . Ich sagte also, Madame, für Sie einen Vater ersetzend, — Sie wissen, daß ich nie andere Rechte, als diese in Anspruch nahm? — müsse ich die Augen mit einer gewissen Besorgniß auf die Schaaren von Schönen, Elegants, Dandys werfen, welche meine Tochter umgeben . . . Bemerken Sie wohl, Madame, daß meine Tochter jede Freiheit hat: in dieser funkelndem geputzten Schaar kann sie ihre Wahl treffen; aus dieser Wahl wird nie ein Unglück entstehen; nur halte ich es, nicht für mein Recht, sondern für meine Pflicht, ihr, immer als Vater, zu sagen: »Gut gewählt, mein Kind . . . Schlecht gewählt, meine Tochter!««

»Mein Herr!«

»Doch, nein! ich irre mich, ich werde ihr das nicht sagen: ich lasse die Männer, die sich besonders mit ihr beschäftigen, die Revue passiren, und ich werde ihr meine Ansicht über diese Männer sagen . . . Wollen Sie meine Ansicht über Einige von denjenigen wissen, die sich gestern am meisten mit Ihnen beschäftigt haben?«

»Reden Sie, mein Herr-«

»Lassen Sie uns mit Monseigneur Coletti anfangen.«

»Oh! mein Herr!«

»Ich nenne Ihnen ihn nur der Erinnerung wegen und als passende Eröffnung der Liste; übrigens, Madame, ist Monseigneur Coletti ein reizender Prälat!«

»Ein Priester!«

»Sie haben Recht; auch bringen Sie mich sogleich auf Ihr Gefühl: ein Priester ist nicht gefährlich für eine Frau wie Sie . . . schön, jung, reich, frei . . . oder beinahe frei; und Monseigneur Coletti kann sich öffentlich oder insgeheim mit Ihnen beschäftigen, beim hellen Tage oder in der tiefsten Finsterniß kommen, Niemand wird es einfallen, zu sagen, Frau von Marande sei die Geliebte von Monseigneur Coletti.«

»Und dennoch, mein Herr . . .« sagte die junge Frau, ihren Satz mit einem Lächeln

abschneidend.

»Dennoch liebt er Sie, oder er ist vielmehr verliebt in Sie: Monseigneur Coletti liebt nur sich selbst; — das ist es, was Sie sagen wollen, nicht wahr?«

Das in Permanenz auf den Lippen von Frau von Marande gebliebene Lächeln war eine stillschweigende Beipflichtung zur Meinung ihres Mannes.

»Nun wohl,« fuhr der Banquier fort, »ein Anbeter in den hohen Würden der Kirche steht einer hübschen jungen Frau ziemlich wohl an, besonders wenn diese hübsche junge Frau weder spröde noch devot ist, und einen andern Liebhaber hat.«

»Einen andern Liebhaber!« rief Lydie.

»Bemerken Sie wohl, daß ich nicht gerade von Ihnen rede; ich generalisire, ich sage eine hübsche junge Frau . . . Sie sind jung unter den Jungen, hübsch unter den Hübschen; doch Sie sind nicht die einzige junge, die einzige hübsche Frau von Paris, nicht wahr?«

»Oh! ich hege diese Anmaßung durchaus nicht, mein Herr.«

»Monseigneur Coletti mag also gelten! Er läßt für Sie die beste Loge des Conservatoire aufbewahren, wenn die Orotorien kommen; er reservirt Ihnen die beste Tribune von Saint-Roch, um das **Magnificat** und das **Dies irae** zu hören, und er hat meinem Haushofmeister Recepte von Wildpretpurée gegeben, welche die Bewunderung Ihrer zwei alten Cicisbei, der Herrn von Courchamp und Montrond, erregten. Sodann ist da ein reizender Junge, den ich von ganzem Herzen liebe . . .«

Frau von Marande befragte ihren Gatten mit dem Blicke; dieser Blick bedeutete klar: »Wer das?«

»Lassen Sie mich auch sein Lob gegen Sie aussprechen, nicht als Dichter, nicht als dramatischer Schriftsteller, — Sie wissen, es ist abgemacht, daß die Banquiers nichts von der Poesie oder dem Theater verstehen, — sondern als Mensch . . .«

»Sie meinen Herrn . . .?«

Frau von Marande zögerte.

»Ich meine Herrn Jean Robert, bei Gott!«

Eine zweite Purpurwolke, noch viel intensiver und tiefer gefärbt als die erste, zog über das Gesicht von Frau von Marande, ihr Gatte verlor nicht die kleinste Nuance hiervon; er hatte jedoch den Anschein, als gäbe er nicht darauf Acht.

»Sie lieben Herrn Jean Robert?« fragte die junge Frau.

»Warum nicht? Er ist von gutem Hause; sein Vater nahm bei den republikanischen Heeren

einen Grad ein, der über dem war, welchen der Ihrige bei den kaiserlichen Heeren einnahm; hätte er sich mit der Familie Napoleon vereinigen wollen, so wäre er als Marschall von Frankreich gestorben, statt sterbend seine Familie im Elend oder beinahe im Elend zurückzulassen. Der junge Mann hat Alles das in die Hand genommen; er ist muthig durch die Schwierigkeiten des Lebens gegangen; das ist ein offenes redliches Herz, das vielleicht seine Liebe, aber durchaus nicht seine Antipathien zu verbergen weiß. Sehen Sie, mich zum Beispiel, mich liebt er nicht . . .«

»Wie, er liebt Sie nicht?« rief Frau von Marande, die sich hinreißen ließ; »ich habe ihm doch gesagt . . .«

»Er soll sich den Anschein geben, als liebte er mich . . . Nun wohl, der arme Junge, obschon er, ich bezweifle es nicht, die größte Rücksicht für Ihre Ermahnungen hat, vermöchte doch bei diesem Punkte nicht dazu zu gelangen, daß er Ihnen gehorchen würde. Nein, er liebt mich nicht! sieht er mich auf einer Seite der Straße kommen, und er kann ohne Unhöflichkeit auf die andere gehen, so thut er es; begegne ich ihm, und er ist, unversehens erfaßt, genöthigt, mich zu grüßen, so geschieht es mit einer Kälte, von der jeder Andere als ich verletzt wäre, der ich diese Pflicht der Höflichkeit erfülle, um ihn eine Einladung bei Ihnen annehmen zu machen. Gestern habe ich ihn gezwungen, buchstäblich gezwungen, mir die Hand zu geben, und wenn Sie wüßten, was der arme Junge während der ganzen Zeit, die seine Hand in der meinigen blieb, gelitten hat! Das hat mich gerührt, und je mehr er mich haßt, desto mehr liebe ich ihn . . . Sie begreifen das, nicht wahr, Madame? Das ist ein undankbarer Mensch, aber ein redlicher Mensch.«

»Wahrhaftig, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich das, was Sie mir sagen, nehmen soll!«

»Wie man Alles nehmen muß, was ich sage: als die Wahrheit. Der arme Junge glaubt sich im Unrechte gegen mich, und das macht ihn befangen.«

»Mein Herr, in welchem Unrechte?«

»Ich sage Ihnen nicht, er sei kein Geisterseher; er ist Dichter, und jeder Dichter ist es mehr oder weniger . . . Ah! eine Empfehlung: nicht wahr, er macht Ihnen Verse?«

»Mein Herr . . .«

»Er hat gemacht; ich habe sie gesehen.«

»Er läßt sie aber nicht drucken!«

»Er hat Recht, wenn sie schlecht sind; er hat Unrecht, wenn sie gut sind. Er thue sich meiner wegen keinen Zwang an. Ich setze indessen eine Bedingung.«

»Welche, wenn ich fragen darf? Daß mein Name nicht dabei stehe?«

»Im Gegentheile, im Gegentheile! Teufel! Geheimnisse gegen uns, seine Freunde! Nein! . . . Ihr Name mag mit allen Buchstaben dabei stehen! Wer Henkers wird Schlimmes in Versen gemacht von einem Dichter an eine hübsche Frau finden? Wenn Herr Jean Robert Verse an eine

Blume, an den Mond, an die Sonne macht, setzt er einen Anfangsbuchstaben dazu? Nicht wahr, nein? er setzt ihren ganzen Namen. Wie die Blume, wie der Mond, wie die Sonne, sind Sie eine von den sanften, schönen, wohlthätigen Schöpfungen der Natur: er behandle Sie also wie die Sonne, wie den Mond, wie die Blumen.«

»Ah!«mein Herr, wenn Sie im Ernste sprechen . . .

»Ja, ich verstehe, das macht Ihnen die Brust ein wenig leicht.«

»Mein Herr . . .«

»Das ist also abgethan; Herr Jean Robert bleibt, er mag wollen oder nicht, unter der Zahl unserer Freunde; und wundert man sich über seine unausgesetzten Aufmerksamkeiten, so sagen Sie, — was wahr ist« — weder Sie, noch er haben diese beharrlichen Aufmerksamkeiten gewünscht, sondern ich, der ich dem Talente, dem Zartgeföhle und der Discretion von Herrn Jean Robert volle Gerechtigkeit widerfahren lasse.«

»Was für ein sonderbarer Mann sind Sie doch, mein Herr!« rief Frau von Marande, »und wer, wird mir das Geheimniß Ihrer seltsamen Zuneigung für mich sagen?«

»Belästigt sie Sie?«« fragte Herr von Marande mit einem Lächeln, das nicht ganz von Melancholie frei war.

»Oh! Nein, Gott sei Dank! . . . nur läßt sie mich befürchten, daß . . .«

»Nun, was läßt sie Sie befürchten ?«

»Daß an einem schönen Tage . . . Doch nein, es ist unnöthig, daß ich Ihnen sage, was mir durch den Geist, oder vielmehr durch das Herz geht.«

»Reden Sie, Madame, wenn das, was Sie zu sagen haben, einem Freunde gesagt werden kann.«

»Nein« das hätte beinahe das Ansehen einer Erklärung.«

Herr von Marande schaute seine Frau fest an.

»Aber, mein Herr,« sagte sie, »ist Ihnen nicht auch manchmal Eines eingefallen?«

Herr von Marande schaute fortwährend seine Frau an.

»Was? Lassen Sie hören, Madame!« fragte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte.

»Daß sich . . . so lächerlich das sein mag, eine Frau in ihren Mann verlieben kann.«

Eine Wolke zog rasch über das Gesicht von Herrn von Marande; er schloß die Augen, und die

Dunkelheit bildete sich, so zu sagen, auf seiner Physiognomi.

Alsdann erwiederte er den Kopf schüttelnd und als erwachte er aus einem Traume:

»Ja, so lächerlich es sein mag, das kann geschehen. Bitten Sie Gott, Madame, daß ein solches Phänomen nicht zwischen uns eintrete!«

Und die Stirne faltend, fügte er mit leiser Stimme bei:

»Das wäre ein zu großes Unglück für Sie und besonders für mich!«

Dann stand er auf und mochte ein paar Gänge im Zimmer, wobei er sich bemühte, in dem Theile zu bleiben, der am Kopfe des Bettes von Frau von Marande war, und wohin ihm daher die Blicke von dieser nicht folgen konnten.

Aber, Dank sei es einem in ihrer Nähe befindlichen Spiegel, Lydie bemerkte, daß sich ihr Gatte die Stirne und vielleicht sogar die Augen mit einem Taschentuche abwischte.

Ohne Zweifel entging es Herrn von Marande nicht, seine Aufregung, was auch die Ursache davon sein mochte, verrathe ihn in den Augen seiner Frau; denn, sein Gesicht erheiternd und seine Lippen und seine Augen zum Lächeln zwingend, setzte er sich wieder in den ein paar Minuten leer gebliebenen Lehnstuhl.

Sodann, nachdem er noch einen Augenblick geschwiegen hatte, sagte er mit seiner sanftesten Stimme:

»Nun« Madame« nachdem ich die Ehre gehabt habe, Ihnen meine Meinung über Monseigneur Coletti und Herrn Jean Robert zu sagen, habe ich Sie nach um die Ihrige über Herrn Lorédan von Valgeneuse zu bitten.«

Frau von Marande schaute ihren Gatten mit einem gewissen Erstaunen an.

»Mein Herr,« antwortete sie, »meine Meinung über ihn ist die der ganzen Welt.«

»So sagen Sie mir die der ganzen Welt, Madame.«

»Herr von Valgeneuse . . .«

« Sie schwieg, verlegen, weiter zu gehen.

»Verzeihen Sie, mein Herr,« sagte sie, »Sie scheinen mir Vorurtheile gegen Herrn von Valgeneuse zu haben.«

»Vorurtheile, ich? Gott behüte mich, daß ich Vorurtheile gegen Herrn von Valgeneuse habe! Nein, ich höre nur, was man sagt . . . Sie wissen, nicht wahr, was man von Herrn von Valgeneuse sagt?«

»Er ist reich, er hat Successes, er ist bei Hof sehr wohl gelitten: das ist mehr als es braucht, daß man viel Schlimmes von ihm sagt.«

»Wissen Sie, was man von ihm Schlimmes sagt.?«

»Wie ich das Schlimme weiß, mein Herr; sehr mittelmäßig.«

»Nun, so hören Sie, was man sagt . . . Sprechen wir zuerst von seinem Reichthum.«

»Er ist unbestritten.«

»Gewiß, in her Thatsache seiner Existenz; doch bestreitbar, wie es scheint, in der Art, wie er ihn erlangt hat.«

»Hat nicht der Vater von Herrn von Valgeneuse das Vermögen eines älteren Bruders geerbt?«

»Ja; nur ist über diese Erbschaft eine düstere Geschichte im Umlaufe; es handelt sich um etwas wie um ein Testament, das beim Tode dieses älteren Bruders verschwunden wäre, der in dem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete, von einem Schlage getroffen worden sein soll. Es war ein Sohn da. . . . Haben Sie hiervon sprechen hören, Madame ?«

»Unbestimmt: die Gesellschaft, die mein Vater sah, war nicht die von Herrn von Valgeneuse.«

»Ihr Vater war ein redlicher Mann, Madame, und es gibt ein Sprichwort über die Gesellschaft, die man sieht. Nun wohl, es war ein Sohn da, ein reizender junger Mann, den die Erben, die, *welche man anklagt*, — sage ich, welche man anklagt, so handelt es sich, wohlverstanden, nicht um eine Anklage vor dem Assisenhofe, — den die Erben, aus dem Hause seines Vaters gejagt haben; denn er war notorisch der Sohn des Marquis von Valgeneuse, der Neffe des Grafen und folglich der Vetter von Herrn Loredan und Fräulein Susanne. An eine groß-artige Existenz gewöhnt, soll sich dieser junge Mann, der sich plötzlich von allen Mitteln entblößt sah, sodann erschossen haben.«

»Das ist in der That eine düstere Geschichte!«

»Ja, die aber, statt die Familie zu verdüstern, dieselbe sehr erfreut hat. Lebte der junge Mann, so konnte sich jeden Augenblick das Testament wiederfinden und der wahre Erbe mit diesem Testamente bewaffnet wieder erscheinen; war aber der Erbe todt, so gab es keine Chance, daß das Testament allein wiedererschien. Dies, was den Reichthum betrifft. — Was die Successes von Herrn von Valgeneuse in der Welt betrifft, so nehme ich an, Sie verstehen unter dem Worte Succesß Liebesglück.«

»Nennt man das nicht so?« sagte lächelnd Frau von Marande.

»Nun, was seine Successes betrifft, so scheint es, daß sie sich auf Frauen von der großen Welt beschränken, und daß, wenn er sich an das wendet, was man Mädchen aus dem Volke nennt, trotz des edelmüthigen Beistands, den ihm bei solchen Gelegenheiten seine Schwester Fräulein Susanne von Valgeneuse leistet, der junge Mann zuweilen genöthigt ist, Gewalt anzuwenden.«

»Ah! mein Herr, was höre ich da?«

»Etwas was Ihnen Herr Coletti wahrscheinlich besser sagen würde, als ich; denn ist Herr von Valgeneuse gut bei Hofe, so ist dies so durch die Kirche.«

»Und Sie sagen,« fragte Frau von Marande, welche ein gewisses Interesse an diesen, wahren oder falschen, Anschuldigungen nahm; »und Sie sagen, Fräulein Susanne unterstütze ihren Bruder bei seinen Liebesunternehmungen?«

»Ah! das, das ist bekannt, und wahrhaftig, die Personen, welche die leidenschaftliche Freundschaft kennen, welche Fräulein Susanne für ihren Bruder hegt, tragen ihr Rechnung dafür. Fräulein Susanne unterscheidet sich dadurch von ihrem Bruder, daß sie das Familienleben liebt, und daß sie alle Vergnügungen, beinahe alle wenigstens, in ihrem Hause sucht.«

»Ah! mein Herr, und Sie glauben an solche Verleumdungen?«

»Ich, Madame, ich glaube an nichts, außer an den Curs der Rente, und ich muß diesen noch im Moniteur gedruckt sehen. Doch das, an was ich, zum Beispiel, glaube, ah! das ist an die Geckenhaftigkeit und an die Indiscretion von Herrn von Valgeneuse. Er ist wie die Schnecke in dieser Hinsicht: er beschmutzt die Reputationem die er nicht frißt.«

»Ah! Sie lieben Herrn von Valgeneuse nicht mein Herr!« sagte Frau von Marande.

»Nein, ich gestehe es . . . Sollten Sie ihn zufällig lieben, Madame?«

»Ich! Sie fragen mich, ob ich Herrn Lorédan liebe?«

»Mein Gott! ich frage Sie das, wie ich Sie etwas Anderes fragen würde; nur habe ich mich eines schlechten Ausdruckes bedient; ich weiß wohl, daß Sie Niemand im absoluten Sinne des Wortes lieben. Ich hätte Sie fragen müssen: »»Gefällt Ihnen Herr Lorédan?«

»Er ist mir gleichgültig?«

»Wahrhaftig, Madame?«

»Oh! ich betheure es Ihnen; nur möchte ich eben so wenig ihm, als einem Andern ein Unglück widerfahren sehen, das er nicht verdient hätte.«

»Ei! wer kann solche Dinge wünschen? Ich versichere Ihnen auch, Madame« daß — wenigstens von meiner Seite, — Herrn von Valgeneuse nur verdientes Unglück widerfahren wird.«

»Welches Unglück kann denn Herr von Valgeneuse verdienen, und wie könnte ihn dieses Unglück von Ihnen aus treffen?«

»Ei! Madame, das ist ganz einfach! So, zum Beispiel, hat Ihnen heute Nacht Herr von Valgeneuse sehr beharrlich den Hof gemacht . . .«

»Mir?«

»Ihnen, ja, Madame . . . es war nichts Ungebührliches dabei, es geschah bei Ihnen, und man konnte diese Bestrebungen von Herrn von Valgeneuse, unablässig auf Ihrer Ferse zu sein, als ein . . . vielleicht übertriebenes, jedoch entschuldbares Zeichen von Höflichkeit gegen seine Wirthin betrachten. Sie gehen indessen, wie Sie wohl begreifen? noch zu andern Soiréen als den Ihrigen; Sie werden Herrn von Valgeneuse in der Welt begegnen: nun wohl, wenn er nur in acht Soiréen anderswo thut, was er hier gethan hat, so sind Sie eine compromittirte Frau. Ei! mein Gott, ich will Sie nicht erschrecken, Madame; doch an dem Tage, wo Sie eine compromittirte Frau sein werden, ist Herr von Valgeneuse ein todter Mann!«

Frau von Marande stieß einen Schrei aus.

»Ah! mein Herr,« sagte sie, »ein todter Mann meinetwegen! getödtet für mich! das wird der Gewissensbiß meines ganzen Lebens sein.«

»Ei! wer sagt Ihnen denn, daß ich Herrn Lorédan für Sie und Ihretwegen tödten würde?«

»Sie selbst, mein Herr.«

»Ich habe nicht ein Wort hiervon gesagt. Tödtete ich Herrn Lorédan für Sie oder Ihretwegen, so wären Sie noch vielmehr nach als vor seinem Tode compromittirt; nein, ich würde ihn tödten wegen des Preßgesetzes oder wegen der letzten Revue der Nationalgarde, wie ich Herrn von Bedmar getödtet habe.«

»Herrn von Bedmar?« rief Lydie furchtbar erbleichend.

»Nun wohl,« fuhr Herr von Marande fort, »hat man je erfahren , daß es für Sie oder Ihretwegen geschehen ist?«

»Sie haben Herrn von Bedmar getödtet?«wiederholte Frau von Marande.

»Ja; wußten Sie denn das nicht?«

»Ah! mein Gott!«

»Ich gestehe Ihnen indessen, daß ich einen Augenblick zögerte. Sie wissen oder Sie wissen nicht, daß ich Gründe hatte, Herrn von Bedmar zu verachten; bei einem Umstande hatte ich die Ueberzeugung erlangt, sein Benehmen sei nicht das eines redlichen Mannes gewesen. Man schrieb mir, — einer meiner Correspondenten aus Italien, — am 20. November 1824 werde Herr von Bedmar in Livorno sein. Ich erinnerte mich, daß ich ein wichtiges Geschäft in Livorno hatte; ich traf am 19. November dort ein: Herr von Bedmar traf ebenfalls ein. Dann bekamen wir, ich weiß nicht, wie das zuging, im Hafen von Livorno, in dem Augenblicke, wo er hier landete. einen Streit wegen einer ganz geringfügigen Sache, wegen eines Comissionärs: der Streit erbitterte sich; kurz ich fand mich beleidigt, und forderte von ihm Genugthuung wegen dieser Beleidigung, wobei ich ihm, wie das meine Gewohnheit ist, die Wahl der Waffen ließ: er hatte Unrecht, die Pistole zu wählen, eine ungeschlachte Waffe, welche zerreißt, zerschmettert, tödtet.

Auf der Stelle gaben wir uns Rendez-vous in den Cascine von Pisa. Auf dem Kampfplatze angekommen, stellten uns unsere Zeugen zwanzig Schritte aus einander; ich warf einen Louis d'or in die Luft, um zu wissen, wer zuerst schießen sollte: das Loos fiel ihm zu; er schoß . . . ein wenig tief; die Kugel durchbohrte mir den Schenkel.«

»Durchbohrte Ihnen den Schenkel?« rief Frau von Marande.

»Ja, Madame, glücklicher Weise, ohne den Knochen anzugreifen.«

»Ich habe aber nie erfahren, daß Sie verwundet worden sind.«

»Wozu Sie mit einer Wunde plagen, die in vierzehn Tagen geheilt war.«

»Und verwundet, wie Sie waren, mein Herr . . .?«

»Legte ich auf ihn an . . . In diesem Augenblicke geschah es, wie ich erwähnte, daß ich zögerte, es war ein sehr hübscher Junge, im Genre von Herrn von Valgeneuse; ich sagte mir: »»Vielleicht wird er, wie Herr von Valgeneuse, von einer Mutter, von einer Schwester geliebt?« ich zögerte. . . Hielt ich um eine Linie rechts oder links, so fehlte ich ihn, und da ich verwundet war, so endigte sich das Duell hiermit. Doch ich erinnerte mich, daß Herr von Bedmar ein junges Mädchen schändlich betrogen hattete daß er auch am Ende seiner Pistole den Vater dieses Mädchens gehabt hatte, der herbeigekommen war, um von ihm Genugthuung für diesen Schimpf zu verlangen, und daß er, der Elende! den Vater dieses Mädchens getödtet hatte. Da zielte ich gerade auf die Brust, die Kugel durchbohrte ihm das Herz, und er fiel, ohne einen Seufzer von sich zu geben.«

»Mein Herr,« rief Frau von Marande, »mein Herr . . . Sie sagen, mein Vater . . .?«

»Sei von Herrn von Bedmar im Duell getödtet worden; das ist die Wahrheit Sie sehen, daß ich Recht gehabt habe, ihm eben so wenig Gnade zu gewähren, als ich bei einem ähnlichen Umstande Herrn von Valgeneuse gewähren würde.«

Und seine Frau mit einem Gesichte so ruhig wie bei seinem Eintritte grüßend, ging Herr von Marande hinaus, gefolgt von dem erschrockenen Blicke von Frau von Marande.

»Ah!« murmelte Lydie, indem sie ihren Kopf wieder auf ihr Kissen fallen ließ, »Gott verzeihe mir, es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß dieser Mann mich liebt . . . und daß ich ihn liebe!«



Zweiter Band

I.

Assisenhof der Seine.

Sitzung vom 29. April.

Affaire Sarranti.

Der Leser, als er aus dem Munde von Salvator erfuhr, dieser begeben sich in den Justizpalast, um dort den letzten Debatten der Affaire Sarranti beizuwohnen, mußte begreifen, es brauche nicht weniger, als die absolute Nothwendigkeit, in der wir uns befinden, Herrn von Marande in das Zimmer seiner Frau zu folgen, daß wir ihn nicht auf der Stelle in den großen, erschrecklichen Saal des Justizpalastes führten, wo das Verbrechen seine Strafe holt, und leider auch zuweilen durch einen unseligen Irrtum die Unschuld ihre Verurtheilung.

Drei Statuen müßten in drei Winkel dieses großen Saales gestellt werden, in Erwartung einer vierten, welche vielleicht ewig abwesend bliebe: die von Calas, von la Barre und von Lesurques!

Gegen elf Uhr Abends, in dem Augenblicke, wo Karl X. seinen Conceil hielt, in dem Momente, wo Hunderte von Equipagen das Pflaster der Rue d'Artois erschallen machten, boten die Zugänge des Justizpalastes ein Schauspiel, welches noch viel interessanter, als das des Boulevard des Italiens.

In der That, von der Place du Chatelet, — wenn man von Norden nach Süden bis zur Place du Pont-Saint-Michel ging, — waren der Pont du Change, die Rue de la Barillerie, der Pont Saint Michel und alle benachbarte Straßen: und, — wenn man von Westen nach Osten ging, von der Place Dauphine bis zum Pont de la Cité, — die Quais de l'Horloge, Desaix, de la Cité, de l'Archevêché, des Orfèvres bedeckt von einer so compacten, so gedrängten, so unruhigen Menge, daß man hätte glauben sollen, die alte Insel des Palastes schwanke, schwimmend geworden, mitten in der Seine und mache eine äußerste Anstrengung, um dem Orkane, der sie gegen das Meer treibe, zu widerstehen. Was viel dazu beitrug, dieser Menge eine große Aehnlichkeit mit einem stürmischen Ocean zu geben, das war das dumpfe, tiefe, monotone Tosen, von dem sie alle Straßen der Umgegend wiederhallen machte, und das wie eine wüthende Fluth bis zu den Gewölben des alten Palastes vom heiligen Ludwig emporstieg.

An diesem Abend oder vielmehr in dieser Nacht, denn der Abend war schon weit vorgerückt, sollten sich die Debatten des Processes Sarranti schließen, der sehr mit Recht in einem so hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit seit dem Tage, wo der **Moniteur** die Anklageacte veröffentlicht hatte, in Anspruch nahm.

Die Leser werden sich also nicht wundern, daß ein Proceß, der in den Annalen der Criminaljustiz Epoche zu machen bestimmt war, in die Umgebung des Palastes einen so großen

Volkszusammenlaufs und in den Saal eine viel beträchtlichere Menge zog, als der Saal fassen konnte. Um die Verwirrung, die Unruhe und, wer weiß? die Unordnungen zu vermeiden, welche ein solcher Zustrom hätte veranlassen können, hatte es der Herr Präsident für nöthig erachtet, zum Voraus Eintrittskarten an die Personen, oder wenigstens an einen Theil der Personen, die darum nachgesucht, auszutheilen. Selbst die Advocaten hatten eine gewisse Anzahl für jeden Sitzungstag erhalten.

Es war unmöglich gewesen, den zahlreichen Gesuchen der Einen und der Andern zu entsprechen: mehr als zehntausend Bitten um Billets waren an den Herrn Präsidenten seit dem Tage, an welchem man die Anklageacte veröffentlicht hatte, gerichtet worden. Die Diplomatie, die beiden Legislaturen, der Adel, der Richterstand, die Armee und der reiche Handelstand hatten sich um diese Gunst beworben: wenige von diesen Bewerbungen waren erhört worden.

In Folge hiervon waren alle Plätze dergestalt besetzt, daß man hätte glauben sollen, die Zuschauer seien an einander gelöthet und bilden nur noch einen einzigen Körper: man hörte auch von Zeit zu Zeit vor der Thüre und in den Gängen die Stimme eines Unglücklichen, den man erstickte. Der Schweif der Zuschauer verlängerte sich nicht nur bis ans Ende der Gallerie und versperrte die zahlreichen Treppen, welche nach den verschiedenen Eingangsthüren mündeten, sondern diese ungeheure Reihe von Zuschauern hatte sogar, — wie eine Riesenschlange, — ihren Schweif aus der Place du Pont-Saint-Michel und ihren Kopf aus der Place du Châtelet.

Mehrere Bänke waren speciell für die Advocatenzunft vorbehalten worden, doch bald hatte sich derselben eine große Anzahl von Damen bemächtigt, welche nicht Platz aus den Bänken hatten finden können, die für sie in der inneren Umschließung, der Advocatenbank gegenüber, bereit standen.

Die Debatten waren erst seit zwei Tagen eröffnet, und obschon man bis jetzt keinen Beweis für das Verbrechen hatte, dessen Herr Sarranti angeklagt war, sagte man doch im Justizpalaste, und man wiederholte in der Menge, der Wahrspruch sollte noch an demselben Tage gegeben werden.

Man erwartete jeden Augenblick ihn bekannt machen zu hören: wir reden wenigstens von denjenigen, welche von fern der Sitzung beiwohnten: und, obschon es elf Uhr geschlagen hatte, obschon in der Menge ein, wahres oder falsches, Gerücht im Umlaufe, nach welchem der förmliche Befehl zugeschickt worden war, daß noch im Verlaufe der Sitzung das Verbrechen abgeurtheilt und der Spruch erlassen sein müsse, kam keine Nachricht nach außen, und die Ungeduldigsten fingen an die energischen Schreie auszustoßen, welche die da und dort unter der Menge zerstreuten Gendarmen nicht ganz zurückzuhalten vermochten.

Für diejenigen, welche den Debatten beiwohnten, nahm im Gegentheile das Interesse immer mehr zu, und dreizehn Stunden Audienz an einem Tage, — die Sitzung hatte um zehn Uhr Morgens begonnen, — hatten die Aufmerksamkeit der Einen nicht vermindert, die Neugierde der Andern nicht geschwächt.

Uebrigens waren, außer der Theilnahme, die der Angeklagte im Herzen von Jedem erregte, diese schon so ergreifenden Debatten noch viel interessanter durch das merkwürdige Talent, mit

welchem denselben präsidirt wurde, und zugleich durch die Energie und den guten Tact des Advocaten, der Herrn Sarranti vertheidigte, gemacht worden.

Was das Talent des Präsidenten betrifft, es war unvergleichlich. Es ließ sich unmöglich, bei so ernsten und so peinlichen Functionen, ein schärferer, präziserer Geist der Analyse, ein eleganterer und leichter Vortrag, ein erhabeneres Gefühl für den Wohlanstand und eine ängstlichere Unparteilichkeit zur Anwendung bringen. Denn, sagen wir es beiläufig, da wir eine Gelegenheit hierzu finden, wir, die wir uns etwas auf diese ängstliche Unparteilichkeit, die wir an dem Herrn Präsidenten des Assisenhofes loben, zu Gute thun, das Talent des Präsidenten, seine Gewandtheit und seine Billigkeit üben auf den Gang der Debatten und sogar auf die Haltung des Publicums einen außerordentlichen Einfluß; man kann nicht glauben, wie sehr sie ihnen Größe und Würde einflößt und den Sitzungen der Gerichtshöfe den ihnen eigenthümlichen imposanten Charakter gibt.

Die 'Feierlichkeit dieses Abends hatte gerade zugleich den imposanten Charakter, von dem wir sprechen, und einen düsteren, traurig fantastischen Charakter, den man hinreichend begreifen wird, wenn wir mit ein paar Worten die Inscenirung dieser Sitzung gemacht haben.

Jedermann oder beinahe Jedermann kennt den Sitzungssaal des Assisenhofes von Paris. Es ist ein ungeheures Rechteck, mehr lang, als breit, düster, tief und hoch wie eine Kirche.

Wir sagen düster, obschon dieser Saal das Licht durch fünf ungeheure Fenster und zwei Glasthüren empfängt, welche alle auf einer Seite des Saales, der linken vom Eintritte aus, angebracht sind; aber, mag nun die rechte Seite, durch welche kein Licht eindringt, außer wenn sich die kleine Thüre öffnet, durch die der Angeklagte aus und eingeht, — mag nun, sagen wir, diese düstere Wand, welche vergebens Füllungen von blauem Papier aufzuhellen suchen, an die Wand, die sie anschaut, ihre Dunkelheit werfen, oder mag der Tempel der Gerechtigkeit einen Reflex von dem häßlichen Kothe bewahren, mit welchem das Verbrechen sein Pflaster befleckt hat, man wird plötzlich, in den Saal des Assisenhofes eintretend, von einer schwarzen Traurigkeit, von einem Schauer des Ekels, von einem Eindrucke ähnlich dem erfaßt, welchen man empfände, setzte man in den Wald eintretend den Fuß auf ein Schlangennest.

Doch an diesem Abend, — statt der düsteren Tinte, in die er sich gewöhnlich kleidet, — glänzte der Assisenhof von Lichtern, welche vielleicht noch trauriger als seine Dunkelheit.

Man denke sich diese ganze Menge seltsam beleuchtet durch die schwankenden Scheine von hundert Lichtern, durch den Reflex von Lampen, welche, mit Dämpfern bedeckt, den Geschworenen ein sonderbares Aussehen, eine traurige Blässe verliehen, wie sie den von den spanischen Meistern gemalten Inquisitoren eigenthümlich ist.

Trat man in den Saal ein, so wurde man durch dieses leuchtende Halbdunkel oder, besser gesagt, diese düstere Halbhelle unwillkürlich an die geheimnisvollen Sitzungen des Rathes der Zehn oder der Inquisition erinnert. Alle Gehennen und Torturen des Mittelalters fielen einem ein, und man suchte im finstersten Winkel des Saales die leichenbleiche Maske des Folterers.

In dem Augenblicke, wo wir in das Innere eindringen, schickt sich der Herr Staatsanwalt an,

sein Requisitorium zu sprechen.

Er steht.

Es ist ein Mann von hoher Gestalt, bleich von Gesicht, knochig und dürr wie ein altes Pergament, ein lebendiger Leichnam, der vom Leben nur noch die Stimme und den Blick hat: denn von Geberde, von Bewegung ist keine Rede, und auch diese Stimme ist schwach wie ein Hauch: auch dieser Blick ist unbestimmt, ohne entschiedenen Ausdruck. Dieser Mensch, um Alles zu sagen, scheint die Verkörperung der Criminalprocedur zu sein: es ist ein Requisitorium in Fleisch und Knochen: in Knochen besonders!

Ehe wir aber die Hauptpersonen dieses Dramas hörbar machen, sagen wir, welchen Platz sie im Sitzungssaale einnahmen.

Im Fond des Saales, am Mittelpunkte des kreisförmigen Bureau, ist der Präsident, assistirt von den Richtern, welche den Hof bilden.

Zur Rechten vom Eintretenden oder zur Linken vom Präsidenten, unter zwei von den hohen Fenstern, sind die vierzehn Geschworenen. Wir sagen *vierzehn* statt zwölf, der Herr Staatsanwalt hat, in Betracht der muthmaßlichen Länge der Debatten, die Beifügung von zwei Supplementargeschworenen und einem Ersatzrichter verlangt.

In der kreisförmigen Einfriedung, welche das Bureau des Hofes begränzt, ist der ehrliche Herr Gérard als Civilpartie.

Es war wohl derselbe Mann, beinahe kahl, mit grauen, kleinen, tiefliegenden, trüben Augen, mit dichten, ergrauenden Augenbrauen, aus deren Mitte, wie starre Wildschweinsborsten, lange Haare hervorstanden, welche sich in der Linie einer geierschnabelartig gebogenen Nase verbindend über den Augen einen Bogen von einer übertriebenen, ganz unverhältnißmäßigen Krümmung bildeten: es war endlich diese feige, gemeine Physiognomie, welche einen so seltsamen Eindruck aus den Abbé Dominique bei seinem Eintritte in das Schlafzimmer des Sterbenden gemacht hatte.

Das Gesicht eines Mannes, der von der Gerechtigkeit verlangt, daß sie ihn an einem Mörder räche, ist in der Regel, was auch seine gewöhnliche Häßlichkeit sein mag, rührend, im höchsten Grade interessant, während das Gesicht des Angeklagten Verachtung und Ekel erregt: hier aber war es das Gegentheil, und hätte man das Publikum, das die Versammlung bildete, gefragt, so würde es, — rechts das schöne, redliche Gesicht von Herrn Sarranti und das unschuldvolle, rechtschaffene Antlitz des Abbé Dominique sehend, — das Publikum würde einstimmig gesagt haben, die Rollen seien verkehrt, der Mörder sei das Opfer, und derjenige, welcher für das Opfer gelte, sei der Mörder. Ohne einen andern Grund, ohne einen andern Beweis, als die rasche Beschauung der zwei Männer, war es unmöglich, sich hierin zu täuschen.

Haben wir noch bemerkt, daß Herr Sarranti, escortirt von zwei Gendarmen, von Zeit zu Zeit, auf das Geländer gestützt, mit seinem Sohne und seinem Advocaten sprach, so werden wir in allen ihren Details die Scenirung dieser traurigen Feierlichkeit auseinandergesetzt haben. .

Wir haben gesagt, die Debatten seien seit zwei Tagen eröffnet gewesen. Die Sitzung, der wir den Leser beiwohnen lassen, war also die dritte und wahrscheinlich die letzte Sitzung.

Sagen wir rasch, was in den zwei ersten Sitzungen vorgefallen war.

Nach den präliminaren Förmlichkeiten verlas man die Anklageacte, welche wir nicht mittheilen werden, die aber Personen, die sich für dergleichen Stücke besonders interessiren, in den Journalen jener Zeit finden können.

Aus dieser Acte ging hervor, daß Herr Gaëtano Sarranti, ehemaliger Militär, geboren in Ajaccio, auf Corsica, achtundvierzig Jahre alt, Officier der Ehrenlegion, angeklagt war, am Abend des 20. August 1820 mit Einbruch eine Summe von dreimalhunderttausend Franken aus dem Secretär von Herrn Gérard gestohlen, eine Frau im Dienste von Herrn Gérard ermordet, und die zwei Neffen von Herrn Gérard entführt oder getödtet zu haben, ohne daß man je die Spur ihrer Person oder ihrer Leichname hätte ausfinden können.

Verbrechen vorhergesehen durch die Artikel 293, 296, 302, 304, 345 und 354 des Strafcodex.

Nach Verlesung der Anklageacte befragte man, in der gewöhnlichen Form, den Angeklagten: er antwortete Nein aus alle Fragen, die man an ihn machte, ohne andere Zeichen einer Gemüthsbewegung von sich zu geben als den Schmerz, den er zu fühlen schien, als er den Tod oder das Verschwinden der zwei Kinder erfuhr.

Der Advocat von Herrn Gérard glaubte Herrn Sarranti ungeheuer dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß er ihn fragte, warum er so plötzlich das Haus verlassen habe, wo er mit so viel Wohlwollen ausgenommen worden sei: doch Herr Sarranti antwortete einfach, da die Verschwörung, deren Hauptcheff er einer gewesen, der Polizei denunciirt worden sei, so habe er sich nach den Instructionen des Kaisers zu Herrn Lebastard de Prémont, französischem General im Dienste von Rundschit Sing, begeben.

Dann erzählte er, wie er, um seinem Projecte Folge zu geben, in Begleitung des Generals nach Europa zurückgekehrt sei und in Genossenschaft mit ihm den König von Rom aus dem Palaste von Schönbrunn zu entführen versucht habe, ein Versuch, der, wie er seit seiner Verhaftung erfahren, zu seinem großen Bedauern, — gestand er, — gescheitert sei.

So, während er die Bezeichnung des Diebstahls und des Mordes zurückwies, nahm er die des Majestätsverbrechens in Anspruch und verwarf nur das bürgerliche Schaffot, um mit laute r Stimme das politische zu reclamiren.

Das war aber nicht die Sache derjenigen, welche ihn verurtheilen wollten. Was man in Herrn Sarranti zu finden wünschte, das war der gemeine Dieb, der abscheuliche Mörder, der sich das blutige Vermögen von zwei unglücklichen Kindern anzueignen trachtet und nicht der politische Verschwörer, der, mit Gefahr seines Lebens, eine Dynastie an die Stelle einer andern setzen und mit gewaffneter Hand die Form einer Regierung ändern will.

Der Präsident war genöthigt, Herrn Sarranti mitten unter den von ihm gegebenen Erklärungen

zurückzuhalten.

Bei diesen Erklärungen durchlief das ganze Auditorium ein sympathischer Schauer, der auch ihn, den Beamten, unwillkürlich und wie die Andern ergriff.

Dann kam die Angabe von Herrn Gérard.

Unsere Leser erinnern sich seiner vor dem Maire von Viry gemachten ersten Angabe am Tage, nachdem das Verbrechen begangen worden. Die zweite war identisch dieselbe. Es ist also unnöthig, daß wir sie hier mittheilen, da sie der Leser schon kennt.

Das Ende der ersten Sitzung nahm die Zeugenaussage ein. Diese Aussage war, ganz wider Sarranti, ein langer Panegyrimus von Herrn Gérard, gegen den, wenn man den Zeugen glauben durfte, der heilige Vincenz de Paula nur ein elender Egoist war.

Diese Zeugen waren keine andere, als der Maire von Viry. Der Leser kennt schon den guten Mann. Bethört durch die Unruhe, durch die an Verwirrung grenzende Befangenheit, in der sich Herr Gérard in dem Augenblicke befand, wo er die Katastrophe dem Maire anzeigte, hatte dieser die Betäubung des Verbrechers für den Schrecken des Opfers genommen. Man hörte auch das Zeugniß von fünf bis sechs Bauern, Pächtern und Grundeigenthümern von Viry, welche, da sie zu Herrn Gérard nur in landwirthlichen Beziehungen, bei Gelegenheit von Ankäufen und Verkäufen von Gütern, gestanden hatten, erklärten, bei allen diesen Verträgen habe sich Herr Gérard als ein Mann von einer strengen Pünktlichkeit und Redlichkeit gezeigt.

Man hörte noch zwanzig bis fünfundzwanzig Zeugen von Vanvres und vom Bas-Maudon, das heißt alle diejenigen, welche von Herrn Gérard, seitdem er unter ihnen wohnte, zahlreiche Zeichen seiner Wohlthätigkeit und seines Edelmuths empfangen hatten.

Diejenigen von unseren Lesern, die sich des Kapitels betitelt: »Ein Dorfphilantrop,« erinnern, werden begreifen, welche Wirkung auf die Jury die Erzählung der guten Handlungen des redlichen Herrn Gérard und vorzüglich die Erzählung der letzten, das heißt der, welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte, hervorbringen mußte.

Selbst über Herrn Gérard befragt, antwortete Herr Sarranti mit seiner ganz militärischen Treuherzigkeit, er halte ihn für einen vollkommen redlichen Mann, und er müsse durch sehr ernste Anscheine getäuscht worden sein, um gegen ihn, Herrn Sarranti, eine so grausame Anklage zu erheben.

Worauf ihn der Präsident fragte:

»Was sagen Sie aber zu Ihrer Rechtfertigung, und wie erklären Sie sich den Diebstahl der hunderttausend Thaler, den Tod von Madame Gérard und das Verschwinden der Kinder?«

»Die hunderttausend Thaler gehörte mir,« erwiderte Herr Sarranti, »oder, besser gesagt, es war ein Depot, das mir der Kaiser Napoleon anvertraut hatte. Sie sind mir von der Hand von Herrn Gérard selbst wiedergegeben worden. Was die Ermordung von Madame Gérard und das

Verschwinden der Kinder betrifft, so kann ich nichts hierüber bemerken, da Madame Gérard vollkommen gesund war, und die Kinder in dem Augenblicke, wo ich das Schloß verließ, nämlich Nachmittags um drei Uhr, auf der Wiese spielten.«

Alles dies war so wenig wahrscheinlich, daß der Präsident die Geschworenen anschaute, — und diese schüttelten den Kopf mit einer höchst bezeichnenden Miene.

Was Dominique betrifft, so blieb sein Anblick während des Laufes der Debatten der eines Menschen, welcher von einem bis zum Delirium gehenden Fieber befallen ist. Er stand auf, er setzte sich wieder, zog seinen Vater am Schooße seines Ueberrocks, öffnete den Mund, als ob er sprechen wollte, stieß dann plötzlich einen Seufzer aus, zog sein Sacktuch aus der Tasche, wischte seine schweißbedeckte Stirne ab, ließ seinen Kopf in seine Hände fallen und blieb Stunden lang wie vernichtet.

Etwas Aehnliches ging übrigens aus Seiten von Herrn Gérard vor: denn, — für die Anwesenden unerklärliche Befangenheit, — es war nicht Herr Sarranti, sondern vielmehr Dominique, dem Herr Gérard mit den Augen folgte.

Stand Dominique aus, so stand er, wie durch eine Feder emporgehoben, auch aus: öffnete Dominique den Mund, um zu sprechen, so floß der Schweiß von der Stirne des Anklägers, der einer Ohnmacht nahe zu sein schien.

Diese zwei Bläßen rangen mit einander, welche zuerst die Leichenfarbe erreichen würde.

Mitten unter diesen mysteriösen Szenen, deren Geheimniß nur die zwei Schauspieler besaßen, warf ein unerwarteter Zwischenfall sein heiseres, mißstimmiges Geschrei in das Concert von Lobeserhebungen, das sich um Herrn Gérard erhob.

Ein achtzigjähriger Greis, bleich, abgezehrt, mager wie der aufgeweckte Lazarus, antwortete aus den Ruf, der an ihn erging, und trat mit langsamem, aber gleichmäßigem, wie der der Statue des Gouverneurs, festem und sonorem Schritte vor.

Es war jener alte Gärtner von Viry, Vater und Großvater einer ganzen Welt von Kindern, der die Gärten des Schlosses seit dreißig bis vierzig Jahren cultivirte, als sich das Ereigniß zutrug: es war jener treue Diener, dessen Entlassung, wie man sich erinnert, Orsola verlangt hatte, um sich ihrer Herrschaft über Herrn Gérard zu versichern.

»Ich weiß nicht, wer den Mord begangen hat,« sagte er: »doch ich weiß, daß die ermordete Frau eine böse Frau war: sie hatte sich des Geistes von diesem Manne bemächtigt, der nicht ihr Gatte war, und dessen Frau sie werden wollte, (und er deutete aus Herrn, Gérard). Sie hatte ihn behext, und sie übte eine gränzenlose Gewalt über ihn. Meine Ueberzeugung ist, daß sie die Kinder haßte, und daß sie mit diesem Manne Alles machen konnte, was sie wollte.«

»Habt Ihr eine Thatsache zu erzählen?« fragte der Präsident.

»Nein,« antwortete der Greis; »nur habe ich so eben vom Charakter von Herrn Gérard reden

hören, und ich halte es für die Pflicht von mir, der ich seit achtzig Jahren so viele Menschen gesehen, zu sagen, was ich von diesem denke. Die Magd wollte Herrin werden; vielleicht thaten ihr die Kinder hierbei Zwang an. Ich war ihr wohl ein Hinderniß!«

Während der Greis sprach, schien Dominique zu triumphiren, indeß im Gegentheile Herr Gérard bleich war wie ein Todter. Seine zitternden Kinnbacken machten seine Zähne an einander klappern.

Diese Erklärung brachte eine tiefe Erregung im Publikum hervor.

Der Präsident war genöthigt, zur Stille aufzufordern, und als er den Greis entließ, sagte er zu ihm:

»Geht, mein Freund; die Herren Geschworenen werden Eurer Angabe Rechnung tragen.«

Der Advocat von Herrn Gérard wand nun ein, man habe den Gärtner, dessen Dienste wegen seines hohen Alters beinahe unnütz geworden seien, entlassen wollen, und in diesem Augenblicke habe Orsola, welche dieser Mensch anzugreifen so undankbar sei, seine Begnadigung erbeten.

Der Greis, der mit einer Hand auf seinen Stab, mit der andern auf einen seiner Söhne gestützt, nach seiner Bank zurückkehrte, blieb plötzlich stehen, als ob ihn, durch das hohe Gras des Parkes gehend, eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Dann kehrte er um und sprach mit fester Stimme:

»Was dieser Herr so eben gesagt hat, ist, abgesehen vom Undanke, dessen er mich beschuldigt, die reine Wahrheit. Orsola hatte Anfangs meine Entlassung verlangt, und Herr Gérard hatte ihr dieselbe bewilligt: sodann verlangte sie meine Begnadigung, und Herr Gérard bewilligte sie ihr auch. Die Magd wollte ihre Gewalt über den Herrn versuchen, vielleicht um sich dessen zu versichern, was sie bei einem wichtigeren Umstande thun könnte. Fragen Sie Herrn Gérard, ob das wahr ist.«

»Ist das, was dieser Mensch sagt, wahr, mein Herr?« fragte der Präsident Herrn Gérard.

Gérard wollte antworten, es sei falsch: doch emporschauend begegnete er den Augen des Gärtners, welche die seinigen suchten.

Gebendet durch sie wie durch Blitze seines Gewissens, hatte er nicht den Muth zu leugnen, und er stammelte:

»Es ist wahr!«

Dieser Zwischenfall ausgenommen waren, wie gesagt, alle Zeugnisse zu Gunsten von Herrn Gérard.

Was die Zeugnisse zu Gunsten von Herrn Sarranti betrifft, — der Angeklagte hatte nicht um

ein einziges angesucht: er wählte sich bonapartistischer Verschwörung beschuldigt, und da er die ganze Verantwortlichkeit aus sich zu nehmen gedachte, so hatte er keine Entlastungszeugen nöthig zu haben geglaubt.

So hatte sich die Anklage wie aus einem Zapfen gedreht, und Herr Sarranti befand sich einem Diebstahle, einer doppelten Entführung und einem Morde gegenüber. Die Anschuldigung dünkte ihm alsdann so wahnsinnig, daß er sich auf die Instruction selbst verließ, sie werde seine Unschuld zur Kenntniß bringen.

Nur zu spät bemerkte er, in welche Falle er gerathen war, und bei diesem Factum des Diebstahls, der Entführung und des Mordes widerstrebte es ihm, ein Zeugniß anzurufen. Seiner Ansicht nach mußte sein Ableugnen genügen.

Doch allmählig drang durch diese Bresche, die er offen gelassen, der Verdacht, dann die Wahrscheinlichkeit, dann, wenn nicht in den Geist des Publikums, wenigstens in den der Geschworenen eine Beinahe-Gewißheit ein.

Herr Sarranti war wie ein Mensch, der von einem zu raschen Laufe gegen einen Abgrund fortgerissen wird: er sah den Abgrund, er ermaß ihn; doch es war zu spät! keine Stütze schien sich zu bieten, an der er sich hätte zurückhalten können. Er mußte unfehlbar hinabstürzen. Der Abgrund war tief, erschrecklich, häßlich: er sollte dabei nicht nur das Leben, sondern auch die Ehre verlieren.

Und dennoch sagte ihm Dominique unablässig leise:

»Haben Sie Muth, mein Vater! ich weiß, daß Sie unschuldig sind!«

Man war zu dem Punkte der Debatten gelangt, wo, da die Sache hinreichend durch das Anhören der Zeugen erhellt war, die gesetzliche Discussion den Advocaten zukommt.

Der Advocat der Civilpartei nahm das Wort.

Ich weiß nicht, ob die Gesetzgebung, als sie bestimmte, die Parteien sollten, statt selbst zu plaidiren, durch das Organ eines Dritten plaidiren, sah, begriff, errieth, — abgesehen von den Vortheilen, die sie bei der Anklage oder der Vertheidigung durch Procuracy fand, — ich weiß nicht, ob sie sah, begriff, errieth, zu welchen Stufen der Treulosigkeit, der Unverschämtheit und der Spitzfindigkeit sie den Menschen hinabzusteigen zwingt.

Es gibt auch im Justizpalaste Advocaten der schlimmen Sachen. Diese Menschen wissen vollkommen, daß die Sache, die sie vertheidigen, eine schlechte ist: schaut sie aber an, höret sie, studirt sie: würdet Ihr nach ihrer Stimme, nach ihren Geberden, nach ihrem Accente nicht sagen, sie seien überzeugt?

Was ist nun der Zweck dieser falschen Ueberzeugung, die sie heucheln? Ich setze die Frage des Geldes, der Belohnung, des Salaire ganz beiseit: was ist der Zweck dieser falschen Ueberzeugung, die sie heucheln und die Anderen wollen theilen machen?

Nicht der, einen Schuldigen zu retten und einen Unschuldigen zur Verurtheilung zu bringen?'

Sollte das Gesetz, statt diese seltsame Abirrung des Geistes zu beschützen, dieselbe nicht vielmehr bestrafen?

Man wird mir vielleicht sagen, es sei mit dem Advocaten wie mit dem Arzte. Der Arzt wird gerufen, um einen Mörder zu behandeln, der, in der Ausübung seiner Functionen, einen Messerstich oder eine Pistolenkugel bekommen hat: um ins Leben einen Verurtheilten zurückzurufen, der nach seiner Verurteilung, in Folge eines wohl erwiesenen Verbrechens, sich zu entleiben versucht hat; der Arzt kommt und findet den Verwundeten fast im Zustande einer Leiche; er braucht die Wunde nur machen zu lassen: sie wird ganz sachte und von selbst den Menschen zum Tode führen. Der Arzt glaubt eine völlig entgegengesetzte Mission empfangen zu haben; der Arzt ist der Kämpfer für das Leben, der Gegner des Todes.

Ueberall, wo er das Leben trifft, unterstützt er es, überall, wo er den Tod trifft, bekämpft er ihn.

Er kommt in dem Augenblicke an, wo das Leben des Mörders oder wenigstens des Verurtheilten verscheidet, wo der Tod die Hand ausstreckt, um sich des Verurtheilten oder des Mörders zu bemächtigen; wer auch der Sterbende sein mag, der Arzt ist sein Secundant, er wirft den Handschuh der Wissenschaft dem Tode hin und spricht: »Nun ist es an uns Beiden!«

Von diesem Augenblicke an beginnt der Kampf zwischen dem Arzte und dem Tode. Schritt für Schritt weicht der Tod vor dem Arzte zurück. Der Tod tritt am Ende aus dem Kreise hinaus, der Arzt bleibt Herr des Schlachtfeldes; der Verurtheilte, der sich entleiben wollte, der Mörder, der eine Wunde bekommen hat, sind gerettet; ja, doch gerettet, um den Händen der menschlichen Gerechtigkeit übergeben zu werden, die an ihnen ihr Zerstörungswerk übt, wie der Arzt sein Rettungswerk geübt hat.

So ist es mit dem Advocaten, wird man sagen: man gibt ihm einen Schuldigen, das heißt einen schwer verwundeten Menschen; er macht daraus einen Unschuldigen, das heißt einen Menschen, der sich wohl befindet.

Derjenige, welcher mir diese Antwort gibt, vergißt nur Eines: daß der Arzt Niemand das Leben nimmt, welches er dem Kranken wiedergibt, während der Advocat manchmal dem Unschuldigen das Leben nimmt, das er dem Schuldigen gibt.

Es war so bei dem erschrecklichen Ereignisse, wo Herr Gérard und Herr Sarranti einander gegenüberstanden.

Vielleicht glaubte der Advocat von Herrn Gérard an die Unschuld von diesem: sicherlich glaubte er aber nicht an die Schuldhaftigkeit von Herrn Sarranti.

Das hielt diesen Mann nicht ab, die Anderen glauben zu machen, was er selbst nicht glaubte.

Er drängte in einem emphatischen Eingange alle rednerische Gemeinplätze, alle die

abgedroschenen Phrasen zusammen, die sich in den Journalen jener Zeit gegen die Bonapartisten herumschleppten: er zog eine Parallele zwischen Karl X. und dem Usurpator: er tischte den Geschworenen alle die Beigerichte aus, die ihren Appetit in Betreff des Hauptstückes reizen sollten. Das Hauptstück war Herr Sarranti, das heißt einer von jenen Ruchlosen, vor denen die Schöpfung einen Abscheu hat: eines von jenen Ungeheuern, welche die Gesellschaft zurückstößt, einer von jenen Verbrechern, fähig zu den schwärzesten Attentaten, deren Tod als ein Beispiel von ihren Zeitgenossen verlangt wird, welche entrüstet sind, daß sie dieselbe Lust mit ihnen athmen sollen.

Er schloß also, ohne das erschreckliche Wort auszusprechen, aus die *Todesstrafe*.

Doch, wir müssen es sagen, er nahm zugleich seinen Platz unter einem eisigen Stillschweigen wieder ein.

Dieses Stillschweigen des Auditoriums, eine augenscheinliche Mißbilligung der Masse, mußte im Herzen des Advocaten des redlichen Herrn Gérard ein schmerzliches Gefühl der Wuth und der Scham zurücklassen. Keine Stirne lächelte ihm zu, kein Mund beglückwünschte ihn, keine Hand streckte sich gegen seine Hand aus, und als das Plaidoyer beendet war, bildete sich ein leerer Raum um ihn.

Er wischte seine in Schweiß gebadete Stirne ab und erwartete mit Bangigkeit das Plaidoyer seines Gegners.

Derjenige, welcher für Herrn Sarranti plaidirte, war ein der republikanischen Partei angehörender junger Advocat; er hatte kaum vor einem Jahre auf der Laufbahn des Advocatenstandes debutirt, und sein Debut war ein äußerst glänzendes gewesen.

Er war der Sohn von einem unserer berühmtesten Gelehrten und hieß Emanuel Richard.

Herr Sarranti hatte mit seinem Vater in Verbindung gestanden; der junge Mann hatte sich im Namen seines Vaters angeboten; Herr Sarranti hatte angenommen.

Der junge Mann stand auf, legte seine Toque auf die Bank, warf seine langen schwarzen Haare zurück und begann bleich vor innerer Erregung.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte im Auditorium von dem Augenblicke, wo es bemerkte, er werde sogleich anfangen zu reden.

»Meine Herren,« sprach er, den Geschworenen ins Gesicht schauend, »erstaunen Sie nicht, daß mein erstes Wort ein Schrei der Entrüstung und des Schmerzes ist. Seit dem Augenblicke, wo ich die monstruose Anklage habe hervortreten sehen, welche hoffentlich auf eine Fehlgeburt auslaufen wird, und aus die zu antworten mir Herr Sarranti in jedem Falle verbietet, bewältige ich mich nur mit großer Mühe, und mein verwundetes Herz blutet und seufzt tief in meinem Innern.

»Ich wohne in der Thal einer erschrecklichen Sache bei.

»Ein ehrenwerther und geehrter Mann, ein alter Soldat, dessen Blut aus allen unsern großen Schlachtfeldern für denjenigen geflossen ist, der zugleich sein Landsmann, sein Herr und sein Freund war: ein Mann, dessen Herz nie ein böser Gedanke beschmutzt, dessen Hand nie eine schmachvolle Handlung befleckt hat: dieser Mann, der mit hoher Stirne hierher gekommen ist, um aus eine der Anklagen zu antworten, die zuweilen ein Ruhm für diejenigen sind, welche sie treffen: dieser Mann sagt Ihnen: »»Ich habe um meinen Kopf in dem großen Spiele der Verschwörungen gespielt, das die Throne niederwirft, die Dynastien verändert, die Reiche umstürzt: ich habe verloren: nehmen Sie ihn!«« Dieser Mann hört sich zurufen: »»Schweigen Sie! Sie sind kein Verschwörer: Sie sind ein Dieb, Sie sind ein Entführer, Sie sind ein Mörder!««

»Ah! meine Herren, Sie werden zugeben, man muß sehr stark sein, um vor dieser dreifachen Anklage den Kopf hoch tragend zu bleiben. In der That, wir sind stark: denn aus diese dreifache Anklage antworten wir ganz einfach: »»Wären wir das, was Sie sagen, so hätte uns der Mann mit den Adleraugen und den Flammenblicken, der so gut in den Herzen zu lesen wußte, nicht die Hand gedrückt, er hätte uns nicht seine Freunde genannt, er hätte uns nicht gesagt: *Geh!!* . . .««

»Entschuldigen Sie, Maitre Emanuel Richard,« fragte der Präsident, »von welchem Manne sprechen Sie denn so?«

»Ich spreche von Seiner Majestät Napoleon I., gesalbt 1804 in Paris zum Kaiser der Franzosen; gekrönt 1805 in Mailand zum König von Italien, und gestorben als Gefangener auf St. Helena, am 5.Mai 1821,« antwortete der junge Mann mit lauter, verständlicher Stimme.

Es läßt sich nicht sagen, welch ein seltsamer Schauer die Versammlung durchlief.

Damals nannte man Napoleon den Usurpator, den Tyrannen, den Wehrwolf von Corsica, und seit dreizehn Jahren, das heißt seit dem Tage seines Sturzes, hatte sicherlich Niemand vor seinem besten, vertrautesten Freunde ausgesprochen, was Emanuel Richard im Angesichte des Gerichtshofes, der Geschworenen und des Auditoriums ausgesprochen.

Die Gendarmen, welche zur Rechten und zur Linken von Herrn Sarranti saßen, standen auf und befragten mit den Augen und mit den Geberden den Präsidenten, was zu thun sei, und ob sie nicht noch im Laufe der Sitzung den vermessenen Advocaten in Verhaft nehmen sollten.

Gerade das Uebermaß seiner Kühnheit rettete ihn; das Tribunal blieb niedergeschmettert.

Herr Sarranti ergriff die Hand des jungen Mannes und sprach zu ihm:

»Genug! genug! im Namen Ihres Vaters, gefährden Sie sich nicht!«

»Im Namen Ihres Vaters und des meinigen, fahren Sie fort!« rief Dominique.

»Meine Herren,« fuhr Emanuel fort, »Sie haben Prozesse gesehen, bei welchen die Angeklagten die Zeugen Lügen strafte, die augenscheinlichsten Beweise leugneten, dem Staatsanwälte ihr Leben streitig machten, Sie haben Alles dies zuweilen, oft, fast immer gesehen . . . Nun wohl, meine Herren, wir, wir behalten Ihnen ein viel interessanteres Schauspiel vor.

»Wir sagen Ihnen:

»»Ja, wir sind schuldig, und hier sind die Beweise: ja, wir haben gegen die innere Sicherheit des Staats conspirirt, und hier sind die Beweise: ja, wir wollten die Form der Regierung ändern, und hier sind die Beweise: ja, wir haben ein Complot gegen den König und seine Familie angezettelt, und hier sind die Beweise: ja, wir sind Majestätsverbrecher, und hier sind die Beweise: ja, ja, wir haben die Strafe der Vaternörder verdient, und hier ist der Beweis: ja, wir verlangen barfuß und den schwarzen Schleier auf dem Kopfe nach dem Schaffot zu gehen, wie es unser Recht ist, wie es unser Wunsch ist, wie es unser Wille ist . . .«

Ein Schreckensschrei drang aus Aller Munde hervor.

»Schweigen Sie! schweigen Sie!« rief man von allen Seiten dem jungen Fanatiker zu, »Sie stürzen ihn ins Verderben.«

»Reden Sie, reden Sie!« rief Sarranti, »so will ich vertheidigt sein.«

Beifallklatschen erscholl aus allen Punkten des Auditoriums.

»Gendarmen, räumen Sie den Saal!« rief der Präsident.

Dann wandte er sich gegen den Advocaten und sagte zu ihm:

»Maitre Emanuel Richard, ich entziehe Ihnen das Wort.«

»Wenig liegt mir zu dieser Stunde hieran,« antwortete der Advocat, »ich habe das Mandat, mit dem ich betraut worden bin, erfüllt, ich habe Alles gesagt, was ich zu sagen hatte.«

Sodann sich gegen Herrn Sarranti umdrehend:

»Sind Sie zufrieden, mein Herr, und sind es wirklich Ihre Worte, die ich wiederholt habe?«

Statt jeder Antwort warf sich Herr Sarranti in die Arme seines Vertheidigers.

Die Gendarmen hielten sich bereit, den Befehl des Präsidenten zu vollziehen: doch es durchlief sogleich ein solches Gebrüll die Menge, daß der Präsident einsah, er unternehme ein nicht nur schwieriges, sondern sogar gefährliches Werk. Ein Aufruhr konnte zum Ausbruche kommen, und während des Aufruhrs konnte Herr Sarranti entführt werden.

Einer von den Richtern neigte sich gegen den Präsidenten und sprach ihm leise ein paar Worte ins Ohr.

»Gendarmen,« sagte dieser, »nehmen Sie Ihre Plätze wieder ein. Der Gerichtshof appellirt an die Würde des Auditoriums.«

»Stille!« rief eine Stimme mitten aus der Menge.

Und die Menge, als wäre sie gewohnt, dieser Stimme zu gehorchen, schwieg.

Von da an war die Frage scharf herausgestellt: einerseits die Verschwörung, die sich, in ihren kaiserlichen Glauben, in die Religion ihres Eides verschanzt, nicht einen Schild, sondern eine Palme aus ihrem Verbrechen machte: andererseits die öffentliche Behörde [Der Staatsanwalt.] entschlossen, in Herrn Sarranti nicht den Verbrecher des Hochverrates, den Schuldigen der Majestätsbeleidigung, sondern den Dieb von hunderttausend Thalern, den Entführer der Kinder, den Mörder von Orsola zu verfolgen.

Sieh wegen dieser Anklagen vertheidigen hieß sie zugeben: sie Schritt für Schritt, eine um die andere, zurückweisen hieß ihre Existenz zugeben.

Aus Befehl von Herrn Sarranti hatte sich also Emanuel Richard nicht einen Augenblick der dreifachen Anklage, die der Staatsanwalt verfolgte, entgegengestellt: er ließ das Publikum Richter dieser seltsamen Lage eines Angeklagten sein, der ein Verbrechen gestand, welches man ihn nicht wollte gestehen machen, und das nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung der Strafe für das, dessen er angeklagt war, nach sich zog.

Das Urtheil war auch im Publikum gesprochen. Bei jedem anderen Umstande wäre nach dem Plaidoyer des Advocaten vom Angeklagten die Sitzung unterbrochen worden, um den Richtern und den Geschworenen einen Augenblick Ruhe zu gewähren; doch nach dem, was im Auditorium vorgegangen, war jeder Halt auf dem Abhänge, den man hinabstieg, gefährlich, und die öffentliche Behörde dachte, es sei besser ein Ende zu machen, und mußte man auch unter einem Sturme endigen.

Der Herr Staatsanwalt erhob sich also; unter der tiefen Stille, die sich über das Meer zwischen zwei Sturmwinden verbreitet, nahm er das Wort.

Von den ersten Worten an begriff das ganze Publikum, daß man von den poetischen, blitzenden Höhen eines politischen Sinai wieder in die Niederungen einer Criminalchicane hinabgefallen war.

Als ob der erschreckliche Ausfall des Advocaten von Herrn Sarranti nicht stattgefunden hätte; als ob dieser halb niedergeschmetterte Titan nicht auf seinem Throne den Jupiter der Tuilerien wanken gemacht hätte; als ob der Blick nicht noch geblendet wäre von den Blitzen, die der kaiserliche Adler, durch den höchsten Aether hinziehend, über der Menge flammen gemacht hatte, drückte sich der Herr Staatsanwalt also aus:

»Meine Herren, seit einigen Monaten haben mehrere Verbrechen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, während sie zugleich die thätige Sorgfalt und die Ueberwachung der Behörden rege machten. Aus der Anhäufung einer stets zunehmender Bevölkerung, vielleicht auch aus der Unterbrechung einer Arbeit oder aus der Theuerung der Lebensmittel entstehend, waren diese Verbrechen sicherlich nicht zahlreicher, als die, über welche wir gewöhnlich zu seufzen haben, und die der kretische Tribut sind, den die Gesellschaft jedes Jahr dem Müßiggange und den Lastern bezahlt, welche, wie der Minotaurus des Alterthums, eine gewisse Anzahl von Opfern haben wollen.«

Offenbar hegte der Staatsanwalt eine Werthschätzung für diese Periode, denn er machte eine Pause und schaute im Kreise aus dieser Menge umher, welche in ihren Abgründen vielleicht um so mehr aufgeregt, als sie an ihrer Oberfläche stumm war.

Das Publikum blieb unempfindlich.

»Meine Herren,« fuhr der Staatsanwalt fort, »es hatte sich indessen die Frechheit mehrerer Schuldigen eine neue Laufbahn eröffnet, auf welcher sie zu treffen und zu verfolgen man weniger gewohnt war, und sie beunruhigte mehr durch die Neuheit und die Vermessenheit ihrer Attentate: doch ich sage es mit Freude, meine Herren, das Uebel, über das wir zu seufzen haben, ist nicht so groß, als man glauben will: man hat sich nur darin gefallen, zu übertreiben. Tausend lügenhafte Gerüchte sind absichtlich verbreitet worden: die Böswilligkeit schuf sie selbst: kaum von ihr geschaffen, empfing man sie mit Gierde, und jeden Tag brachte die Erzählung von den angeblichen Verbrechen der Nacht den Schrecken in die einfältigen Gemüther, die Bestürzung in die leichtgläubigen Geister. . .«

Das Auditorium schaute sich an, da es nicht wußte, worauf der Staatsanwalt abzielte . . . Nur die Stammgäste der Assisenhöfe, diejenigen, welche hier holen, was ihnen im Winter fehlt, nämlich eine warme Atmosphäre und ein Schauspiel, welches wegen der Gewohnheit für sie neu und erregend zu sein aufhört, das aber gerade der Gewohnheit wegen für dieselben nothwendig ist; diese Stammgäste allein, gewohnt an die Phraseologien der Herren Berard und Marchangy, bekümmerten sich wenig darum, welchen Weg der Staatsanwalt einschlug, da sie wußten, daß man, wie man im Volksstyle sagt: »Jeder Weg führt nach Rom,« unter gewissen Regierungen und in gewissen Epochen im Style des Instizpalastes sagen kann: »Jeder Weg führt zur Todesstrafe!«

Hatte man nicht diesen Weg Didien in Grenoble; Pleignies, Cotteron und Carbonea in Paris, Bérton in Saumur, Raoulx, Bories, Goubin und Pommier in la Rochelle geführt?«

Der Staatsanwalt fuhr mit einer majestätischen Miene und einer erhabenen Protection fort:

»Beruhigen Sie sich, meine Herren, die gerichtliche Polizei hat die hundert Augen des Argus; sie wachte, sie holte die modernen Cacus aus ihren verborgensten Zufluchtsorten, aus ihren tiefsten Höhlen; denn nichts ist für sie undurchdringlich, und die Behörden antworteten auf das lügnische Geschrei, das im Umlaufe war, dadurch, daß sie ihre Pflicht strenger als je übten.

»Ja, — wir sind weit davon entfernt, es zu leugnen, große Verbrechen sind begangen worden, und, das unbeugsame Organ des Gesetzes, haben wir gegen diese verschiedenen Verbrechen die verschiedenen Strafen gefordert, die sie verdient hatten; denn Niemand, meine Herren, seien sie hiervon überzeugt, entgeht dem rächenden Schwerte des Gesetzes. Es beruhige sich also fortan die Gesellschaft: die verwegenen Ruhestörer sind schon in den Händen der Justiz, und diejenigen, welche sie noch nicht festhält, werden bald vor ihr die Strafe ihrer Attentate finden.

»So versuchen es diejenigen, welche, in der Gegend des Saint-Martin-Canals verborgen, seine öden User zum Schauplatze ihrer nächtlichen Angriffe gemacht hatten, zu dieser Stunde in die Kerker geworfen, vergebens die Beweise zu entkräften, die die Untersuchung gegen sie

gesammelt hat.

»Der Sieux Ferrantes, ein Spanier: der Sieux Aristolos, ein Grieche: der Sieux Walter, ein Baier: der Sieux Coquerillat, ein Auvergnat, sind vorgestern in der Dunkelheit der Nacht verhaftet worden. Es offenbarte indessen keine Spur ihre Gegenwart: doch kein Obdach konnte sie vor den wachsamem Augen der Justiz schützen, und die Macht der Wahrheit hat diesen erschrockenen Gewissen schon Geständnisse entrissen . . .«

Die Zuhörer schauten sich fortwährend an und fragten sich leise, was der Sieux Ferrantes, der Sieux Aristolos, der Sieux Walter und der Sieux Coquerillat mit Herrn Sarranti gemein haben.

Die Stammgäste aber schüttelten fortwährend den Kopf mit einer Miene des Vertrauens, welche bedeutete: »Ihr werdet sehen! Ihr werdet sehen!«

Der Staatsanwalt fuhr fort:

»Drei von noch strafbareren Händen ausgegangene Verbrechen haben den Abscheu und die öffentliche Entrüstung erregt. Ein Leichnam wurde bei der Briche gefunden: es war der eines unglücklichen Soldaten, der seinen Abschied erhalten hatte. Zur selben Zeit fiel ein armer Arbeiter unter mörderischen Streichen auf den Feldern von la Villette. Ein Fuhrmann von Poissy endlich wurde ein paar Tage nachher auf der Landstraße von Paris nach Saint-Germain getötet.

»In kurzer Zeit, meine Herren, hat der Arm der Gerechtigkeit die Urheber dieser letzten Attentate an den äußersten Grenzen Frankreichs erreicht.

»Doch man hat sich nicht auf diese Geschichten beschränkt; man hat hundert andere Verbrechen erzählt; man hat von einem Unglücklichen gesprochen, der in der Rue Charles X. den Streichen der Mörder erlag; ein Kutscher wurde, der Sage nach, in seinem Blute gebadet hinter dem Luxembourg gefunden; ein schändliches Attentat war an einer unglücklichen Frau in der Rue du Cadran verübt worden; ein königlicher Postwagen soll vor zwei Tagen mit bewaffneter Hand von dem nur zu berühmten Gibassier geplündert worden sein, dessen Name, mehr als einmal in diesem Saale ausgesprochen, sicherlich bis zu Ihnen gelangt ist.

»Nun wohl, meine Herren, während man die Bürger so zu beunruhigen sich bestrebt, constatirte die gerichtliche Polizei, daß der in der Rue Charles X. aufgefundene Unglückliche an einer Blutergießung in der Lunge gestorben war; daß der Kutscher, sich gegen seine Pferde erhitzend, an einem Schlagflusse gestorben war; und daß die unglückliche Frau, für die man ein so rührendes Interesse in Anspruch nahm, einfach das Opfer von einher jener stürmischen Szenen war, welche die Schwelgerei hervorruft: und was den nur zu berühmten Gibassier betrifft, meine Herren, so will ich, indem ich Ihnen einen unzweideutigen Beweis gebe, daß er das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, nicht begangen hatte, Ihnen das Maß des Vertrauens geben, das Sie zu solchen verleumderischen Erfindungen haben können.

»Als ich sagen hörte, Gibassier habe den Postwagen zwischen Angouleme und Poitiers angehalten, ließ ich Herrn Jackal kommen.

»Herr Jackal versicherte mir, Gibassier sei in Toulon, wo er seine Strafzeit unter der Nummer 171 ausstehe, und wo seine Reue ein solches Beispiel gebe, daß man in diesem Augenblicke im Begriffe sei, bei Seiner Majestät König Karl X. um Erlassung der sieben bis acht Jahre Bagno, die er noch durchzumachen habe, nachzusuchen.

»Nach diesem unglaublichen Beispiele, das mich der Mühe, andere zu wählen, überhebt, beurtheilen Sie das Uebrige, meine Herren, und sehen Sie, mit welchen plumpen Lügen man die Neugierde, besser gesagt, die öffentliche Böswilligkeit unterhält.

»Seufzen wir, meine Herren, daß wir diese Gerüchte im Umlaufe sehen, und daß die Uebel, über die man sich beklagt, gewisser Maßen aus diejenigen zurückfallen, welche sie verbreitet haben!

»Der öffentliche Friede ist gestört worden, sagt man: man schließt sich in seinem Hause ein und zittert: die Fremden sind aus einer von Verbrechen heimgesuchten Stadt geflohen: der Handel ist ruinirt, zu Grunde gerichtet, vernichtet!

»Meine Herren, was würden Sie sagen, wenn der böswillige Geist der Menschen, die ihre bonapartetische oder republikanische Gesinnung unter dem Titel von Liberalen verbergen, allein diese Mißgeschicke durch Verleumdungen hervorgerufen hätte?

»Sie wären entrüstet, nicht wahr?

»Doch ein anderes Uebel ist durch die unseligen Manoeuvres eben dieser Menschen erzeugt worden, welche die Gesellschaft bedrohen, während sich das Ansehen geben, als nähmen sie dieselbe unter ihren Schutz, jeden Tag unbestrafte Frevelthaten verkündigen und wiederholen, unachtsame Behörden lassen das Verbrechen ruhig die Straflosigkeit genießen.

»So konnte sich *ein* Sarranti, über dessen Loos Sie zu dieser Stunde zu entscheiden haben, seit sieben Jahren schmeicheln, er werde für immer vor den Verfolgungen der Gerichte geschützt sein.

»Meine Herren, die Gerechtigkeit hinkt, sie kommt mit langsamen Schritten, sagt Horaz. Das mag sein! doch sie kommt unfehlbar.

»So begeht ein Mensch! — ich meine den Verbrecher, den Sie vor den Augen haben, — ein Mensch begeht ein dreifaches Verbrechen, Diebstahl, Entführung, Mord. Nachdem das Attentat begangen ist, verläßt er die Stadt, in der er wohnt, er verläßt das Land, wo er geboren worden, er durchschiff die Meere, er flieht ans Ende der Welt, und verlangt von einem andern Continent, von einem jener im Herzen Indiens verlorenen Reiche, ihn wie einen königlichen Gast aufzunehmen; doch jener andere Continent stößt ihn zurück, jenes Reich stößt ihn zurück, und Indien sagt zu ihm: »»Was willst Du unter meinen unschuldigen Kindern, Du Schuldiger? Entferne Dich von hier! fort! Zurück, Dämon! Retro, Satanas! . . .««

Bis dahin zurückgehalten, kam plötzlich, zum großen Aergernisse der Herren Geschworenen, einiges Gelächter zum Ausbruch.

Der Staatsanwalt aber, mochte er die Heiterkeit der Menge nicht begreifen, mochte er im Gegentheile, sie begreifend, diese Heiterkeit zurückdrängen oder ihr eine Wendung zu seinen Gunsten geben wollen, — der Staatsanwalt rief:

»Meine Herren, der Schauer des Auditoriums ist bezeichnend; es ist ein verächtlicher Tadel von der Menge dem Verbrecher zugeworfen, und die strengste Verurtheilung wird für ihn nicht grausamer sein, als dieses Lächeln der Verachtung . . .«

Ein Gemurre empfing diese Verdrehung der Meinung des Auditoriums.

»Meine Herren,« sprach der Präsident, sich an das Auditorium wendend, »erinnern Sie sich, daß das Stillschweigen die erste Pflicht des Publicums ist.«

Das Publicum, das die größte Ehrfurcht für die unparteiische Stimme des Präsidenten hatte, trug seiner Ermahnung sogleich Rechnung, und die Stille war alsbald wiederhergestellt.

Ein Lächeln auf den Lippen, die Stirne hoch und ruhig, hielt Herr Sarranti seine Hand in der des schönen Mönches; und dieser, der sich frommer Weise schon unter dem Spruche beugte, den sein Vater nicht vermeiden konnte, erinnerte an jene heiligen Sebastian, deren Typus die spanischen Maler uns vermacht haben, und die, den Leib von Pfeilen durchbohrt, die erhabenste Milde, die engelischste Resignation athmen.

Wir werden dem Staatsanwalte nicht weiter in seinem Plaidoyer folgen; wir sagen nur, daß er, sobald einmal der Gegenstand in Angriff genommen war, so lange als er konnte die aus den Anschuldigungen der Zeugen von Herrn Gérard hervorgehenden Inzichten gleichsam ausmalte, und dabei alle abgedroschene Mittel, alle classische Blumen der Rhetorik des Justizpalastes erschöpfte. Er schloß endlich sein Plaidoyer, indem er auf die Anwendung der Artikel 293, 296, 302 und 304 des Strafcodex antrug.

Ein Gemurmel des Schmerzes und ein Schauer des Schreckens durchliefen die ganze Menge; die Erregung hatte den höchsten Grad erreicht.

Der Präsident fragte Herrn Sarranti:

»Angeklagter, haben Sie etwas zu sagen?«

»Nicht einmal, daß ich unschuldig bin, dergestalt verachte ich die gegen mich erhobene Anklage,« antwortete Herr Sarranti.

»Und Sie, Maitre Emanuel Richard, haben Sie etwas zu Gunsten Ihres Clienten vorzubringen?«

»Nein, mein Herr,« antwortete der Advocat.

»Dann sind die Debatten geschlossen,« sagte der Präsident.

Es fand im ganzen Auditorium eine ungeheure Bewegung der Theilnahme, gefolgt von einer

tiefen Stille, statt.

Das Resumé des Präsidenten trennte allein den Angeklagten vom Spruche. Es war vier Uhr Morgens. Man begriff, das Resumé werde kurz sein, und an der Art, wie der ehrenwerthe Herr Präsident die Debatten geleitet hatte, erkannte man, er werde unparteiisch sein.

Sobald er den Mund aufthat, hatten die Huissiers auch nicht nöthig, Stillschweigen aufzuerlegen: die Menge schwieg von selbst.

»Meine Herren Geschworenen,« sprach der Präsident mit einer Stimme, aus der er die Aufregung zu verbannen nicht im Stande gewesen war, »ich habe so eben die Debatten geschlossen, deren Länge zugleich peinlich für Ihr Herz, ermüdend für Ihren Geist ist.

»Ermüdend für Ihren Geist: denn sie dauern seit sechzig Stunden.

»Peinlich für Ihr Herz: denn wer wäre nicht bewegt, wenn er als klagende Partei einen Greis sieht, ein Muster der Tugend und der Menschenliebe, die Ehre seiner Mitbürger, und ihm gegenüber, von ihm eines dreifachen Verbrechens angeklagt, einen Mann, den seine Erziehung dazu berief, eine ehrenhafte und sogar glänzende Laufbahn zu verfolgen, und der durch seine Stimme und durch die seines Sohnes, eines würdigen Mönches, gegen die dreifache Anklage, deren Gegenstand er ist, protestirt.

»Mein Herren Geschworenen, Sie sind noch wie ich unter dem Eindrucke der Plaidoyers, die Sie gehört haben. Wir müssen uns also Gewalt anthun, in die Tiefe von uns selbst hinabsteigen, uns mit Ruhe in diesem feierlichen Augenblicke sammeln, und mit kaltem Blute das Ganze dieser langen Debatten wiederaufnehmen.«

Dieser Eingang brachte eine tiefe Bewegung im Gemüthe der Zuhörer hervor, und die Menge folgte, stumm und keuchend, mit einer glühenden Aufmerksamkeit der Analyse des Präsidenten.

Nachdem er mit gewissenhafter Treue alle Mittel der Anklage hatte die Revue passiren lassen, nachdem er hervorgehoben, was der Mangel der Vertheidigung Nachtheiliges für den Angeklagten hatte, schloß der ehrenwerthe Gerichtsbeamte seine Rede mit folgenden Worten:

»Meine Herren Geschworenen, ich habe vor Ihnen so gewissenhaft und so rasch, als es mir möglich war, das Ganze der Sache auseinandergesetzt. Es kommt nun Ihnen, es kommt Ihrem hohen Scharfsinne, Ihrer erhabenen Weisheit zu, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden und zu beschließen.

»Während Sie diese Prüfung vollführen, werden Sie jeden Augenblick erschüttert sein durch die tiefen, heftigen Gemüthsbewegungen, welche das Herz des redlichen Mannes in dem Augenblicke ergreifen, wo er ein Urtheil über seines Gleichen fällen und eine entsetzliche Wahrheit verkündigen soll; doch es wird Ihnen weder an der Erleuchtung, noch am Muthe fehlen, und was auch Ihr Urtheil sein mag, es wird der souverainen Gerechtigkeit entfließen, besonders wenn Sie zum Führer den einzigen unfehlbaren Führer nehmen: das Gewissen!

»Im Vertrauen auf dieses Gewissen, an dem sich alle Leidenschaften gebrochen haben, — denn es ist taub für Worte, taub für die Freundschaft, taub für den Haß, — bekleidet Sie das Gesetz mit Ihren furchtbaren Functionen, überträgt Ihnen die Gesellschaft ihre Vollmachten, und beauftragt Sie mit ihren gewichtigsten und theuersten Interessen. Die Familien mögen, Ihnen wie Gott selbst vertrauend, sich unter Ihren Schutz stellen, und die Angeklagten, welche das Gefühl ihrer Unschuld haben, mögen in Ihre Hände ihr Leben mit voller Sicherheit legen und Sie, ohne zu zittern, als Richter annehmen.«

Dieses scharfe, präzise, kurze Resumé, das vom ersten bis zum letzten Worte das Gepräge der gewissenhaftesten Unparteilichkeit an sich trug, wurde beständig mit der religiösesten Stille angehört.

Kaum hatte der Präsident zu sprechen aufgehört, als sich das ganze Auditorium aus innerem Antriebe wie ein einziger Mensch erhob und die lebhaftesten Zeichen von Billigung von sich gab, in die sich der laute Beifall der Advocaten mischte.

Herr Gérard hatte den Präsidenten, die Blässe der Angst auf der Stirne, angehört: er fühlte, daß in der Seele des gerechten Mannes, der gesprochen hatte, nicht die Anklage, sondern der Zweifel war.

Es war beinahe vier Uhr, als sich die Jury in den Berathungssaal zurückzog.

Man führte den Angeklagten weg, und, — unerhörtes Factum in den gerichtlichen Annalen! — nicht eine von den seit dem Morgen anwesenden Personen dachte daran, ihren Platz zu verlassen, welche Zeit auch die Beratschlagung sich verlängern sollte.

Es war also von diesem Augenblicke an im Saale ein ungeheures, äußerst belebtes Gespräch, das sich über die verschiedenen Umstände der Debatten entwickelte, während sich zugleich eine entsetzliche Bangigkeit aller Herzen bemächtigte.

Herr Gérard hatte gefragt, ob er sich entfernen könne. Seine Kraft reichte aus, um die Todesstrafe *beantragen* zu hören: sie ging aber nicht so weit, daß er diese Strafe *aussprechen* zu hören vermochte.

Er stand auf, um wegzugehen.

Die Menge war, wie gesagt, sehr gedrängt, und dennoch bildete sich sogleich eine Passage auf seinem Wege: Jeder trat auf die Seite, als wollte er einem unreinen oder garstigen Thiere Platz machen: der Zerlumpteste, der Aermste, der Schmutzigste der Zuhörer hätte sich durch die Berührung dieses Menschen befleckt geglaubt.

Gegen halb fünf Uhr hörte man den Ton einer Klingel.

Vom Inneren des Saales ausgegangen, theilte sich ein Schauer beim Klange dieses Glöckchens nach außen mit. Sogleich, wie eine steigende Fluth, schlug die Woge den Saal, und Jeder beeilte sich, sich niederzusetzen. Doch das war eine vergebliche Aufregung: der Ches der Jury ließ ein

Actenstück vom Prozesse verlangen.

Indessen drangen die ersten Strahlen eines bleichen, grauen Tages durch die Fenster ein und singen an das Licht der Kerzen und der Lampen zu vermischen. Das war die Stunde, wo die stärksten Organisationen die Müdigkeit fühlen: es war die Stunde, wo die heitersten Geister die Traurigkeit begreifen: es war die Stunde, wo man friert.

Gegen sechs Uhr wurde das Glöckchen aufs Neue hörbar.

Diesmal konnte keine Täuschung mehr stattfinden: es war wohl die Freisprechung oder das Todesurtheil, was nach einer zweistündigen Berathung verkündigt werden sollte.

Eine elektrische Bewegung theilte sich der ganzen Versammlung mit, deren Schauer man, so zu sagen, aus der Oberfläche sah. Die Stille trat wie durch einen Zauber bei diesem eine Secunde vorher so geräuschvollen und so bewegten Auditorium wieder ein.

Die Verbindungsthüre zwischen dem Audienzsaale und dem Berathungssaale öffnete sich, die Mitglieder der Jury erschienen, und Jeder strengte sich an, zum Voraus aus ihrem Gesichte den Spruch, der verkündigt werden sollte, zu lesen: die Züge von einigen derselben deuteten die lebhafteste Gemüthsbewegung an.

Der Gerichtshof kam einige Augenblicke nachher.

Der Ches der Jury trat vor, und, die Hand aus der Brust, aber mit schwacher Stimme, begann er die Lesung des Wahrspruches.

Fünf Fragen waren der Entscheidung der Jury unterworfen worden.

Sie waren also abgefaßt:

»1. Ist Herr Sarranti schuldig, mit Vorbedacht einen Mord an Orsola begangen zu haben?

»2. Ist dieses Verbrechen anderen hiernach specificirten Verbrechen vorangegangen?

»3. War der Zweck desselben, die Vollbringung dieser Verbrechen zu erleichtern oder vorzubereiten?

»4. Hat Herr Sarranti am Tage des 19. August oder in der Nacht vom 19. aus den 20. einen Diebstahl mit Einbruch in der Wohnung von Herrn Gérard begangen?

»5. Hat er die zwei Neffen des genannten Herrn Gérard verschwinden gemacht?«

Es trat eine Pause von einem Augenblicke ein.

Keine Feder vermöchte die Bangigkeit dieses Augenblicks wiederzugeben, der, obgleich schnell wie der Gedanke, dem Abbé Dominique, welcher mit dem Advocaten bei der leeren Bank des Angeklagten geblieben war, ein Jahrhundert scheinen mußte.

Der Chef der Jury sprach folgende Worte:

»Bei meiner Ehre und bei meinem Gewissen, vor Gott und vor den Menschen ist die Erklärung der Jury:

»»Ja, mit Stimmenmehrheit bei allen Fragen, der Angeklagte ist schuldig!««

Aller Augen waren auf Dominique geheftet: er stand wie die Anderen.

Durch die graue Atmosphäre des Morgens sah man seine Blässe sich in Leichenfarbe verwandeln; er schloß die Augen und hielt sich am Geländer fest, um nicht zu fallen.

Das ganze Auditorium erstickte einen Seufzer des Schmerzes.

Es wurde der Befehl gegeben, den Angeklagten hereinzuführen.

Aller Augen wandten sich nach der kleinen Thüre.

Herr Sarranti erschien wieder. Dominique reichte ihm die Hand und sprach nur die Worte:

»Mein Vater!«

Doch er hörte den Todesspruch an, wie er die Anklageacte gehört hatte, — ohne ein Zeichen von Aufregung von sich zu geben.

Weniger unempfindlich, stieß Dominique eine Art von Seufzer aus, schaute mit glühendem Auge den Platz an, den Herr Gérard inne gehabt hatte, und zog mit einer krampfhaften Bewegung eine Papierrolle aus seiner Tasche: dann schob er mit einer äußersten Anstrengung diese Rolle wieder in seinen Rock zurück.

Während des kurzen Augenblicks, der so viele verschiedenartige Empfindungen in sich schloß, beantragte der Herr Staatsanwalt mit einer mehr erschütterten Stimme, als man von einem Manne hätte erwarten sollen, der diesen strengen Spruch hervorgerufen hatte, gegen Herrn Sarranti die Anwendung der Artikel 293, 296, 302 und 304 des Strafcodex.

Der Hof begann die Berathung.

Das Gerücht verbreitete sich nun im Saale, wenn Herr Sarranti ein paar Secunden im Saale wiederzuerscheinen gesäumt habe, so sei dies der Fall gewesen, weil er, während man seinen Todesspruch ausgearbeitet, tief eingeschlafen sei. Zugleich sagte man, der Wahrspruch der Schuldhaftigkeit habe nur die streng nothwendige Majorität für sich gehabt.

Nach einer Berathung von fünf Minuten setzte sich der Hof wieder, und der Präsident verkündigte mit tiefer Bewegung und einer erstickten Stimme den Spruch, der Herrn Sarranti zur Todesstrafe verurtheilte.

Dann sagte er, sich an Herrn Sarranti wendend, der ruhig und unempfindlich gehört hatte:

»Angeklagter Sarranti, Sie haben drei Tage, um ein Cassationsgesuch einzureichen.«

Sarranti verbeugte sich.

»Ich danke, Herr Präsident,« erwiderte er; »doch es ist nicht meine Absicht, dies zu thun.«

Dominique schien bei diesen Worten mit Gewalt aus seiner Betäubung gerissen zu werden.

»Doch, doch, meine Herren,« rief er, »mein Vater wird um Cassation nachsuchen, denn er ist unschuldig.«

»Mein Herr,« sagte der Präsident, »das Gesetz verbietet, solche Worte auszusprechen, wenn das Urtheil verkündigt ist.«

»Dem Advocaten des Angeklagten, Herr Präsident, doch nicht seinem Sohne,« rief Emanuel. »Wehe dem Sohne, der nicht immer an die Unschuld seines Vaters glaubt!«

Der Präsident schien einer Ohnmacht nahe.

»Mein Herr,« sagte er zu Sarranti, dem er diesen Titel gegen alle Gewohnheit gab, »haben Sie eine Bitte an den Hof zu richten?«

»Ich bitte, frei meinen Sohn sehen zu dürfen, der sich hoffentlich nicht weigern wird, mir als Priester aus dem Schaffot beizustehen.«

»Oh! mein Vater, mein Vater,« rief Dominique, »Sie werden es nie besteigen, das schwöre ich Ihnen!«

Mit leiser Stimme fügte er dann bei:

»Und wenn es Jemand besteigt, so werde ich es sein.«

II.

Die Liebenden der Rue Macon.

Wir haben gesagt, welche Wirkung der Urtheilspruch im Inneren des Saales hervorbrachte: die Wirkung war außen nicht minder groß.

Kaum waren die Worte: »Zur Todesstrafe!« von den Lippen des Präsidenten gefallen, da war es wie ein langer Seufzer, wie ein ungeheurer Angstschrei, der, vom Innern des Sitzungssaales ausgegangen, durch die Brust von Tausenden bis aus dem Platze des Chatelet wiederhallte und die Zuschauer schauern machte, als ob die Sturmglocke, welche vor der Revolution die viereckige Tour de l'Horloge enthielt, — wie sie es im Chore mit der Glocke von Saint-Germain-l'Aurerrois in der Nacht vom 24. August 1572 that, — das Signal zu Metzeleien einer neuen St. Bartholomäus-Nacht geben würde.

Diese ganze Menge zog sich düster und traurig zurück: sie verlief sich langsam und niedergeschlagen, das Herz gepreßt von dem entsetzlichen Urtheile, das gesprochen worden war.

Jeder, der unwissend hinsichtlich dessen, was vorging, diese so bestürzte Menge gesehen hätte: Jeder, der diesem stillen Abgange, dieser stummen Desertion beigewohnt hätte, würde kein anderes Motiv für diesen langsamen, düsteren Rückzug gefunden haben, als eine außerordentliche Katastrophe, wie der Ausbruch eines Vulcans, die Ankunft der Pest, oder die ersten Gerüchte von einem Bürgerkrieg.

Doch auch derjenige, welcher, nachdem er die ganze Nacht diesen entsetzlichen Debatten beigewohnt, derjenige, welcher in diesem ungeheuren Saale beim zitternden Scheine der, vor den ersten Strahlen des Tages erbleichenden, Lampen und Kerzen hatte das Todesurtheil aussprechen hören und diese drohende Menge sich verlaufen sehen, plötzlich, ohne Uebergang, in das reizende Nest, das Salvator und Fragola bewohnten, versetzt worden wäre, würde einen sehr süßen Eindruck empfunden haben, ein Gefühl ähnlich dem, das die frische Luft eines Maimorgens dem Liederlichen, der die Nacht bei einer Orgie zugebracht hat, geben muß.

Er hätte vor Allem das kleine Speisezimmer gesehen, dessen vier Füllungen mit Bildern von Pompeji geschmückt waren; sodann Salvator und Fragola auf jeder Seite eines lackirten Tisches sitzend, auf welchem ein Theeservice in weißem Porzellan von glänzender Feinheit, wenn auch nicht von großem Werthe stand.

Mit dem ersten Blicke hätte man sogleich zwei Verliebte, oder zwei Liebende erkannt, — oder vielmehr zwei Geschöpfe, die sich lieben.

Aber, fand nicht etwa ein Streit zwischen ihnen statt, was nach der Art, wie das reizende Kind den jungen Mann anschaute, unmöglich schien, — so würde man begriffen haben, daß eine sorgenvolle, melancholische Träumerei über dem Haupte und dem Herzen von Beiden schwebte.

Und in der That, das unschuldige Gesicht von Fragola, das eine in der Aprilsonne sich öffnende Frühlingsblume zu sein schien, trug unter dem keuschen, zärtlichen aus ihren Geliebten gehefteten Blicke das Gepräge einer Gemüthsbewegung so tief, daß sie beinahe an den Schmerz gränzte, an sich, und dies, während an ihrer Seite Salvator einem so großen Kummer preisgegeben schien, daß es ihm nicht einmal einfiel, das Mädchen zu trösten.

Und diese Traurigkeit war sehr natürlich aus beiden Seiten.

Die ganze Nacht abwesend, war Salvator seit einer halben Stunde nach Hause zurückgekommen, und er hatte Fragola in ihren tief erregenden Einzelheiten alle Abenteuer dieser Nacht erzählt: die Erscheinung von Camille von Rozan bei Frau von Marande, die Ohnmacht von Carmelite, und das Todesurtheil von Herrn Sarranti.

Das Herz von Fragola schauerte mehr als einmal, während sie diese grauenvolle Erzählung hörte, deren Einzelheiten fast eben so traurig in den vergoldeten Salons des Banquier, als im düsteren Saale des Assisenhofes. In der That, war der Leib von Herrn Sarranti durch den Präsidenten des Gerichtes zum Tode verurtheilt worden, war das Herz von Carmelite nicht auch zum Tode verurtheilt durch den Tod von Colombau?

Den Kopf aus die Brust geneigt, träumte sie.

Den Kopf auf seine Hände gestützt, mediterrte er: denn es öffnete sich ein ganzer Horizont vor ihm.

Er erinnerte sich jener Nacht, wo er mit Roland über die Mauern des Schlosses Viry gestiegen war: er erinnerte sich des Laufes von Roland durch die Wiesen, durch den Wald, welcher Laus am Fuße der Eiche sein Ziel gesunden hatte: er erinnerte sich endlich der Wuth, mit der der Hund die Erde aufgekratzt hatte, und des entsetzlichen Eindrucks, der ihn, Salvator, ergriffen, als das Ende seiner gekrümmten Finger die seidnen Haare des Kindes berührte.

Welchen Zusammenhang konnte dieser unter einer Eiche begrabene Leichnam mit der Sache von Herrn Sarranti haben? Wäre es, statt ein Beweis zu seinen Gunsten zu sein, vielmehr ein Beweis gegen ihn? . . . Und dann Mina, hieß das nicht sie ins Verderben stürzen?

Oh! wenn Gott die Gnade haben wollte, einen Strahl seines Lichtes in das Gehirn von Salvator herabsteigen zu lassen!

Vielleicht auch durch Rose-de-Noël . . .

Hieß es aber nicht das nervöse Kind tödten, es auf das blutige Kapitel seiner Kindheit zurückbringen?

Welche Mission hatte er übrigens erhalten, in allen diesen finstern Tiefen zu wühlen?

Und dennoch, — hatte er nicht den Namen *Salvator* angenommen, und schien nicht Gott in seine Hand den Faden zu legen, mittelst dessen er sich in diesem Labyrinthe von Verbrechen ausfinden konnte?

Er würde Dominique aufsuchen, — war er nicht verbunden gegen diesen Priester, dem er das Leben verdankte? — Er würde zu seiner Verfügung alle diese Halbscheine von Wahrheit stellen, welche wie Blitze blenden müßten.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, stand er auf, um ihn in Ausführung zu bringen, als das Geräusch der Klingel ertönte.

Roland, der, bei seinem Herrn liegend, langsam seinen verständigen Kopf emporgehoben hatte, richtete sich auf seinen Pfoten auf, als er den Ton des Glöckchens hörte.

»Wer kommt, Roland?« fragte Salvator. »Ist es ein Freund?«

Der Hund hörte seinen Herrn, und, als hätte er ihn verstanden, ging er langsam auf die Thüre mit dem Schwanze wedelnd zu, was ein untrügliches Zeichen von Sympathie war.

Salvator lächelte und öffnete die Thüre.

Dominique erschien bleich, traurig und ernst auf der Schwelle.

Salvator gab einen Freudenschrei von sich.

»Seien Sie willkommen in meinem armen Hause! Ich dachte an Sie; ich war im Begriffe, zu Ihnen zu gehen.«

»Ich danke,« sagte der Priester; »Sie sehen, daß ich Ihnen die Mühe des Weges erspart habe.«

Fragola war aufgestanden beim Anblicke dieses schönen Mönches, den sie nur ein einziges Mal, beim Bette von Carmelite, gesehen hatte.

Dominique schickte sich an, zu sprechen. Salvator machte eine Geberde der Bitte, daß der Mönch, statt zu sprechen, höre.

Der Mönch drückte seine halbgeöffneten Lippen wieder zusammen und hörte.

»Fragola,« sagte Salvator, »theures Kind meines Herzens, komm hierher!«

Das Mädchen näherte sich und stützte ihren Arm auf den Arm ihres Geliebten.

»Fragola,« fuhr Salvator fort, »glaubst Du, daß mein Leben seit sieben Jahren von einigem Nutzen für die Menschen gewesen ist, glaubst Du, daß ich einiges Gute auf Erden gethan habe, so kniee vor diesem Märtyrer nieder, küsse den Saum seines Kleides und danke ihm; denn ihm verdanke ich es, daß ich nicht seit sieben Jahren eine Leiche bin!«

»Oh! mein Vater!« rief Fragola, sich auf die Kniee werfend.

Dominique reichte ihr die Hand und sprach:

»Stehen Sie auf, mein Kind; danken Sie Gott: Gott allein gibt und nimmt das Leben.«

»Es war also der Abbé Dominique, der in Saint-Roche an dem Tage predigte, wo Du Dich tödten wolltest?« fragte Fragola.

»Ich hatte die geladene Pistole in meiner Tasche; mein Entschluß war gefaßt; noch eine Stunde, und ich sollte zu existiren aufhören. Das Wort dieses Mannes hat mich vom Rande des Abgrundes zurückgehalten: ich habe gelebt.«

»Und Sie danken Gott, daß Sie leben?«

»Oh! ja, von ganzer Seele!« erwiderte Salvator, Fragola anschauend. »Darum sagte ich Ihnen: »Mein Vater, welche Sache Sie auch wünschen mögen, und sollte Ihnen diese Sache unmöglich scheinen, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es sein mag, ehe Sie an eine andere Thüre klopfen, klopfen Sie an die meine!««

»Und Sie sehen, ich bin gekommen!«

»Was wünschen Sie, daß ich thun soll? Befehlen Sie!«

»Halten Sie meinen Vater für unschuldig?«

»Ja, bei meiner Seele, das ist meine Ueberzeugung; und ich kann Ihnen vielleicht den Beweis seiner Unschuld erlangen helfen.«

»Ich habe ihn!« antwortete der Mönch.

»Hoffen Sie Ihren Vater zu retten?«

»Ich bin dessen sicher!«

»Bedürfen Sie der Mitwirkung meines Armes oder meines Verstandes?«

»Niemand außer mir selbst kann mir bei Verfolgung meines Werkes helfen.«

»Was verlangen Sie dann von mir?«

»Etwas, was mir unmöglich scheint, daß ich es durch Ihre Vermittlung erlange; doch Sie hießen mich zu Ihnen kommen, um welcher Sache willen es auch sein möge, und ich hätte nicht kommend zum Verräther an meiner Pflicht zu werden geglaubt.«

»Sagen Sie mir Ihren Wunsch.«

»Ich muß heute, spätestens morgen eine Audienz beim König erhalten . . . Sie sehen, mein Freund, daß das unmöglich ist . . . wenigstens durch Sie.«

Salvator wandte sich lächelnd gegen Fragola um und sagte:

»Taube, fliege aus der Arche und komm nur mit dem Oelzweige zurück.«

Fragola ging, ohne zu antworten, in das Nebenzimmer, setzte einen Hut mit einem Schleier auf, warf auf ihre Schultern eine Mantille von englischem Stoffe, kam wieder zurück, reichte Salvator ihre Stirne zum Kusse und entfernte sich.

»Setzen Sie sich, mein Vater,« sagte der junge Mann. »In einer Stunde werden Sie Ihre Audienz für heute oder für morgen spätestens haben.«

Der Priester setzte sich und schaute Salvator mit einem Erstaunen an, das an die Betäubung gränzte.

»Aber wer sind Sie denn,« fragte er Salvator, »Sie, der Sie unter einem so demüthigen Anscheine über eine so große Macht verfügen?«

»Mein Vater,« antwortete Salvator, »ich bin wie Sie: ich muß allein auf dem Wege gehen, den ich mir vorgezeichnet habe; erzähle ich aber je einem Menschen mein Leben, so verspreche ich Ihnen, daß Sie es sein werden.«



III.

Die Ouadrupel.Allianz.

Das Atelier, oder vielmehr das Gewächshaus von Regina, bot in der Stunde, wo der Abbé Dominique bei Salvator eintrat, das heißt gegen zehn Uhr Morgens, das anmuthige Schauspiel von drei auf demselben Sopha gruppirten Frauen mit einem zu ihren Füßen liegenden Kinde.

Diese drei Frauen, welche unsere Leser schon erkannt haben, waren die Gräfin Rappt, Frau von Marande und Carmelite; das Kind war die kleine Abeille.

Beunruhigt über die Art, wie Carmelite die Nacht zugebracht, hatte Regina, frühzeitig aufgestanden, Nanon abgeschickt, um sich nach ihrer Freundin erkundigen zu lassen, und zugleich mit dem Auftrage, sie in ihrem Wagen zurückzubringen, sollte sie sich wohl genug fühlen, um den Morgen im Hotel Lamothe-Houdan zuzubringen.

Carmelite besaß die unbezwinglichste von allen Kräften: die Willenskraft; sie verlangte von Nanon nur die Zeit, um einen Shawl über ihre Schultern zu werfen, stieg in den Wagen und kam zu Regina.

Sie hatte Regina für alle ihre Bemühungen am vorhergehenden Tage zu danken: das war das erste Bedürfniß ihrer Seele: die Beschwerden ihres Leibes kamen erst nachher.

Man höre nun, was geschehen war.

Als Herr von Marande gegen sieben Uhr Morgens das Zimmer seiner Frau verließ, suchte Frau von Marande zu schlafen, doch vergebens: es war ihr unmöglich.

Um acht Uhr stand sie auf: sie nahm ein Bad, und ließ dann Herrn von Marande um Erlaubnis bitten, sich nach Carmelite erkundigen zu dürfen.

Herr von Marande, der auch nicht geschlafen hatte und schon bei der Arbeit war, klingelte, und ließ, statt jeder Antwort, dem Kutscher sagen, er solle anspannen und sich Madame für den ganzen Morgen zur Verfügung stellen.

Um zehn Uhr stieg Frau von Marande in den Wagen und gab Befehl, nach der Rue de Tournon zu fahren.

Sie kam gerade in dem Augenblicke an, wo sich Carmelite von Hause entfernt hatte: doch die Kammerfrau wußte zum Glücke, wohin Carmelite gegangen war: der Kutscher erhielt also Befehl, seine Gebieterin nach dem Boulevard des Invalides zur Gräfin Rappt zu fahren.

Frau von Marande traf hier zehn Minuten nach Carmelite ein.

Carmelite hatte die kleine Abeille aus den Knien aus einem Tabouret vor Regina gefunden:

sie ließ sich als wahre Coquette, was sie schon war, die Einzelheiten der Soirée am vorhergehenden Abend erzählen.

In dem Augenblicke, wo Regina dem Kinde die Ohnmacht von Carmelite erzählte, welche Ohnmacht sie durch die erstickende Hitze, die in den Salons herrschte, zu erklären suchte, trat Carmelite ein, und das Kind warf sich ihr um den Hals, küßte sie zärtlich und fragte, wie sie sich befinde.

Regina hatte zwei Gründe gehabt, um zu Carmelite zu schicken: einmal wollte sie Kunde über ihre Gesundheit haben; und dann, wenn Carmelite käme, um sie selbst zu geben, gedachte sie ihr zu sagen, es sei am Abend große Fete im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und ihr einen Einladungsbrief zuzustellen: das Mädchen könnte, nach ihrem Belieben, auf diesen Ball als Eingeladene oder als Künstlerin gehen, singen oder nicht singen.

Carmelite nahm die Einladung im Namen der Künstlerin an; sie hatte am Tage vorher eine so harte, zu gleicher Zeit aber so heilsame Prüfung durchgemacht, daß sie fortan nichts mehr zu fürchten brauchte. Kein Publikum, selbst das eines Ministeriums, war zu fürchten, so fremd es der Kunst sein mochte; kein Mensch konnte mehr diejenige erschrecken, welche vor dem unheilvollen Gespenste, das ihr erschienen war, gesungen hatte.

Es wurde also verabredet, Carmelite sollte auf diesen Ball als Künstlerin gehen, — von Regina vorgestellt und patronisirt.

Man war so weit, als Frau von Marande eintrat.

Es war ein Freudenschrei, zugleich von den zwei Freundinnen und von der kleinen Abeille ausgestoßen, welche Frau von Marande ungemein liebte.

»Ah! die Fee Türkis!« rief Abeille.

Frau von Marande hatte die schönsten Türkise von Paris, und darum nannte sie Abeille so, wie sie ihre Schwester die Fee Carita nannte, wegen ihres Abenteuers mit Rose-de-Noël: wie sie Carmelite die Fee Grasmücke nannte, wegen ihrer bewunderungswürdigen Stimme, und Fragola die Fee Mignonne, wegen ihrer zarten Taille und ihres graziösen Halses. Waren die vier jungen Frauen beisammen, so behauptete Abeille, das Reich der Feen sei vollständig.

Das Reich der Feen sollte an diesem Tage vollständig sein: denn kaum hatte Frau von Marande einen Kuß mit ihren zwei Freundinnen ausgetauscht, als die Thüre sich öffnete und man Fragola meldete.

Die drei jungen Frauen stürzten der vierten Freundin entgegen, derjenigen von Allen, welche man am seltensten sah, und umarmten sie nach und nach, während Abeille, welche eiligst ihren Theil an den Liebkosungen haben wollte, um die Gruppe hüpfte und rief:

»Und ich! und ich! liebst Du mich nicht mehr, Fee Mignonne?«

Fragola wandte sich endlich gegen Abeille um, hob sie in ihren Händen wie einen Vogel aus

und bedeckte das Gesicht des kleinen Mädchens mit Küssen.

»Man sieht Dich nicht mehr, Liebe!« sagten gleichzeitig Regina und Frau von Marande, indeß sich Carmelite, der Fragola während ihrer Wiedergenesung treue Gesellschaft geleistet hatte, da sie ihr keinen ähnlichen Vorwurf machen konnte, daraus beschränkte, daß sie ihr die Hand drückte.

»Es ist wahr, meine Schwestern,« erwiderte Fragola, »Ihr seid die Prinzessinnen, und ich bin die arme Cendrillon [Aschenbrödel.], muß beim Herde bleiben . . .«

»Ah! nicht wie Cendrillon,« sagte Abeille, »wie Trilby.«

Das Kind hatte das reizende Märchen von Charles Nodier gelesen.

»Außer bei großen Veranlassungen,« fuhr Fragola fort, »außer bei ernsten Dingen . . . Dann wage ich es, und ich komme, um Euch zu fragen, theure Schwestern, ob Ihr mich immer noch liebet?«

Eine dreifache Umarmung beantwortete diese Frage.

»Große Veranlassungen. . . ernste Dinge...« wiederholte Regina; »in der That, Dein hübsches Gesicht ist traurig.«

»Sollte Dir ein Unglück widerfahren sein?« fragte Frau von Marande.

»Dir . . . oder ihm?« fragte Carmelite, welche begriff, daß die größten Mißgeschicke nicht immer diejenigen sind, welche uns treffen.

»Oh! nein, Gott sei gelobt!« rief Fragola; »weder ihm, noch mir, sondern einem Freunde.«

»Welchem Freunde?« fragte Regina.

»Dem Abbé Dominique.«

»Ah! es ist wahr,« rief Carmelite, »sein Vater . . .!«

»Verurtheilt!«

»Zum Tode?«

»Zum Tode!«

Die jungen Frauen stießen einen schwachen Schrei aus.

Dominique war der Freund von Colombau gewesen. Dominique war ihr Freund.

»Was kann man für ihn thun?« fragte Carmelite.

»Soll man um die Begnadigung von Herrn Sarranti bitten?« sagte Regina.

»Mein Vater ist beim König wohl gelitten.«

»Nein,« erwiderte Fragola, »man muß um etwas minder Schwieriges bitten, meine geliebte Regina, und Du bist es, die darum bitten wird.«

»Was ist es? Sprich!«

»Man muß den König um einen Audienzbrief bitten.«

»Für wen?«

»Für den Abbé Dominique.«

»Für welchen Tag?«

»Für heute.«

»Ist es nur das?«

»Ja . . . es ist wenigstens Alles, was er für den Augenblick verlangt.«

»Klinge, mein Kind,« sagte Regina zu Abeille.

Abeille klingelte.

Sodann zu Regina zurückkommend, fragte sie: »Oh! meine Schwester, wird man ihn tödten?«

»Wir werden thun, was nur immer möglich ist, damit ein solches Unglück nicht geschieht,« erwiderte Regina.

In diesem Augenblicke erschien Nanon.

»Lassen Sie sogleich einspannen,« sagte Regina, »ohne eine Minute zu verlieren, und melden Sie meinem Vater, ich begeben mich wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit in die Tuileries.«

Nanon entfernte sich.

»Zu wem gehst Du in den Tuileries?« fragte Frau von Marande.

»Zu wem soll ich gehen, wenn nicht zur vortrefflichen Herzogin von Berry?«

»Ah! Du gehst zu Madame?« sagte die kleine Abeille. »Ich will mit Dir gehen. Mademoiselle hat mir gesagt, ich soll jedes Mal kommen, so oft mein Vater oder Du Madame die Aufwartung machen.«

»Wohl, es sei; komm!«

»Oh! welch ein Glück! welch ein Glück!« rief Abeille.

»Liebes Kind!« sprach Fragola, das Mädchen umarmend.

»Ja, und während meine Schwester Madame sagt, der Abbé Dominique müsse den König sehen, werde ich Mademoiselle sagen, wir kennen den Abbé, und man dürfe seinem Vater nichts zu Leide thun.«

Die vier Frauen weinten, als sie das naive Versprechen des Kindes hörten, das, ohne genau zu wissen, was das Leben ist, schon gegen den Tod kämpfte.

Nanon kam wieder und meldete, da der Marschall so eben selbst von den Tuileries zurückkehre, so stehe ein Wagen im Hofe angespannt.

»Vorwärts!« rief Regina; »verlieren wir keinen Augenblick. Komm, Abcille, und thu', was Du sagtest: das kann Dir nur Glück bringen.«

Dann schaute sie aus die Pendeluhr, wandte sich an ihre drei Freundinnen und sagte:

»Es ist elf Uhr: um Mittag werde ich mit dem Audienzbriefe zurück sein. Erwarte mich, Fragola.«

Hiernach ging Regina ab und ließ ihre Freundinnen beisammen, — voll Vertrauen zum Einflusse von Regina, besonders aber zur wohlbekanntem Güte von derjenigen, deren erhabene Protection sie anflehen wollte.

Wir haben schon einmal, wie man sich erinnert, die vier Hauptheldinnen unseres Romans am Fuße des Bettes von Carmelite getroffen: wir sinken sie diesmal am Fuße des Schaffots von Herrn Sarranti versammelt. Wir haben ein paar Worte von ihrer gemeinschaftlichen Erziehung gesagt: schauen wir weiter vor in diesen ersten Jahren der ganz von Blumen und Wohlgerüchen erfüllten Jugend, und sehen wir das Band, das sie vereinigte. Wir haben Zeit, einen Schritt rückwärts zu machen: Regina hat selbst gesagt, sie werde nicht vor Mittag zurücksein.

Dieses Band war mächtig: es mußte so sein, um aus vier, den Neigungen, dem Range, dem Temperamente, der Laune nach so verschiedenen, Mädchen eine und dieselbe Neigung, eine und dieselbe Laune, einen einzigen Willen zu machen.

Alle Vier, Regina, Tochter des noch lebenden Generals von Lamothe-Houdan: Lydie, die Tochter des, wie wir gesehen, gestorbenen Obersten Laclos: Carmelite, die Tochter des bei Champaubert getödteten Kapitäns Gervais: und Fragola, die Tochter des bei Waterloo gefallenen Trompeters Ponroy, waren Töchter von Legionären und hatten ihre Erziehung im kaiserlichen Hause zu Saint-Denis erhalten.

Beantworten wir aber vor Allem eine Frage, die diejenigen, welche uns aus der Fährte folgen, um uns aus einem Versehen zu ertappen, unfehlbar an uns machen würden.

Wie war Fragola, die Tochter eines einfachen Trompeters, eines gemeinen Reiters, in Saint-Denis zugelassen worden, wo nur den Töchtern von Officieren der Eintritt gewährt wird?

Wir werden es in ein paar Zeilen sagen.

Bei Waterloo, in dem Augenblicke, wo Napoleon, fühlend, daß die Schlacht unter seinen Händen eine Wendung zum Weichen nahm, Befehle über Befehle an seine verschiedenen Divisionen sandte, mußte er nothwendig eine Ordre an den General Grafen von Lobau, Commandanten der jungen Garde, schicken. Er schaute umher: keine Adjutanten mehr: Alle waren abgegangen, das Schlachtfeld in jeder Richtung durchfurchend.

Er erblickte einen Trompeter und rief ihm.

Der Trompeter eilte herbei.

»Höre,« sagte er zu ihm, »bringe diesen Befehl dem General Lobau und suche aus dem kürzesten Wege zu ihm zu gelangen. Es hat Eile.«

Der Trompeter schaute auf den Weg, welcher zu durchreiten war, und schüttelte den Kopf.

»Es geht heiß auf diesem Wege zu!« sagte er.

»Hast Du Angst?«

»Ah! ja wohl, ein Ritter der Ehrenlegion!«

»Nun wohl, so geh' also ab! hier ist der Befehl!«

»Und wenn ich getödtet werde, wird mir der Kaiser eine Gnade bewilligen?«

»Ja, sprich geschwinde . . . Was willst Du?«

»Ich wünsche, daß, wenn mich der Tod trifft, meine Tochter Athenais Ponroy, welche mit ihrer Mutter in der Rue des Amandiers Nr. 17 wohnt, in Saint-Denis wie eine Officierstochter erzogen werde.«

»Das wird geschehen: gehe ruhig.«

»Es lebe der Kaiser!« rief der Trompeter.

Und er ging im Galopp ab.

Er durchritt die ganze Front der Schlacht und kam bis zum Grafen Lobau: nun, als er ankam, fiel er, dem General das Papier reichend, das den Befehl enthielt, vom Pferde. Ein Wort auszusprechen, war ihm unmöglich: er hatte den Schenkel gebrochen, eine Kugel im Bauche und eine andere in der Brust.

Niemand hörte mehr etwas vom Trompeter Ponroy.

Doch der Kaiser erinnerte sich seines Versprechens: bei seiner Ankunft in Paris gab er Befehl, die Kleine sogleich nach Saint-Denis zu führen und dort aufzunehmen.

So war die demüthige Athenais Ponroy, — deren ein wenig anspruchsvoller Taufname Salvator in den Fragola verwandelt hatte, — so war die demüthige Athenais Ponroy in Saint-Denis mit den Töchtern der Obersten und der Marschälle ausgenommen worden.

Diese vier Mädchen von so verschiedenen Lebenslagen und Glücksumständen fanden sich eines Tags eng verbunden durch eine Herzensverschwisterung, welche dieselben, sie von der Kindheit an vereinigend, erst beim Tode trennen sollte. Für sich allein, so zu sagen, die ganze französische Gesellschaft repräsentirend, hätte man sie für die Verkörperung der Aristokratie, des Adels aus dem Kaiserreiche, des Bürgerthums und des Volkes gehalten.

Alle Vier von demselben Alter, mit einem Unterschiede von ein paar Monaten, hatten sie von den ersten Tagen ihres Eintrittes in das Pensionnat an für einander eine lebhaftes Sympathie gefühlt, welche gewöhnlich in den Colleges oder den Pensionnats die Zöglinge von so verschiedenen Ständen und Lebenslagen nicht hegen; unter diesen vier Mädchen hatte der Rang, das Vermögen, der Name keine Bedeutung die Tochter des Capitäns Gervais hieß Carmelite für Lydie, die Tochter des Trompeters Ponroy hieß Athenais für Regina. Keine Erinnerung an die Größe der Einen oder die geringen Herkunft der Andern störte diese reine Zuneigung, welche allmählig eine innige und tiefe Freundschaft wurde.

Der Kindesummer, der Eine treffen mochte, fand einen Wiederhall im Herzen der drei Andern, und wie sie ihr Leid theilten, so theilten sie auch ihre Freuden, ihre Hoffnungen, ihre Träume, kurz ihr Leben; denn ist in dieser Zeit das Leben etwas Anderes, als ein Traum?

Es war die Verschwisterung in der vollen Bedeutung des Wortes, die Verschwisterung wachsend und sich immer enger schließend, nach Maßgabe der Tage, der Monate, der Jahre, und im letzten Jahre solche Verhältnisse annehmend, daß ihre Quadrupel-Allianz in Saint-Denis sprichwörtlich geworden war.

Doch es sollte der letzte Tag dieses gemeinschaftlichen Lebens kommen. Noch einige Monate, und Jede sollte, aus Saint-Denis austretend, einen andern Weg einschlagen, um nach dem väterlichen Hause zurückzukehren: die Eine nach dem Faubourg Saint-Germain, die Andere nach dem Faubourg Saint-Honore, Diese nach dem Faubourg Saint-Jacques, Jene nach dem Faubourg Saint-Antoine. Ebenso sollten sie vier verschiedenen Wegen im Leben folgen, und Jede sollte in eine Welt eintreten, wo ihr die drei Andern nur noch durch Zufall begegnen könnten.

Es war also vorbei mit dieser reizenden Vertraulichkeit, mit diesem süßen Leben zu Vier, wobei Keine verloren und Jede gewonnen hatte! es war geschehen um dieses seit vier Jahren von denselben Gemüthsbewegungen schlagende Quadrupel-Herz! es war geschehen um diese friedliche, lächelnde Kindheit! Alles dies sollte verschwinden ohne Hoffnung aus Wiederkehr. Dieser zu Vier begonnene Traum, Jede sollte ihn allein fortsetzen: der Kummer der Einen würde der Andern unbekannt sein. Das Pensionsleben war ein langer, köstlicher Traum: das wirkliche

Leben sollte ansagen.

Ohne Zweifel war es der Zufall, oder vielmehr — lassen wir dieser grausamen Gottheit ihren wahren Namen, — das Geschick, das sie unter seinem Hauche zerstreute und wie Blumen in den vier Winden des Lebens verzettelte. Doch sie widerstanden muthig, bogen sich wie die Rohre, brachen aber nicht.

Sie legten ihre vier weißen Hände in einander und schworen sich feierlich, sich gegenseitig zu unterstützen, beizustehen, zu lieben, mit einem Worte, wie im Pensionnat, und dies bis zum letzten Tage ihres Lebens.

Sie machten also unter sich den Vertrag, dessen Hauptclausel war, Jede sollte sich erheben auf den Ruf der Andern, zu jeder Stunde des Tages, zu jeder Stunde der Nacht, in welchem Momente des Lebens es wäre, in welcher freien oder dornigen, freudigen oder traurigen, gefährlichen oder verzweifelten Lage, die Eine von ihnen die Andere oder sogar die drei Anderen zu Hilfe rufen würde.

Wir haben sie, diesem Vertrage treu, auf den Ruf der sterbenden Carmelite erscheinen sehen; wir werden sie nicht minder pünktlich bei nicht minder ernster Veranlassung wiederfinden.

Wir haben gesagt, wie es verabredet war, alle Jahre am Aschermittwoch bei der Mittagsmesse in Notre-Dame zusammenzukommen.

In den zwei bis drei Jahren, welche seit ihrem Austritte aus der Pension verlaufen waren, hatten Carmelite und Fragola ihre Freundinnen fast nur bei diesem jährlichen Rendez-vous gesehen,

Fragola hatte hierbei auch ein Jahr gefehlt. Erzählen wir je ihre Geschichte, so werden wir sagen, bei welcher Gelegenheit.

Regina und Lydie hatten sich etwas öfter gesehen.

Doch diese Seltenheit des Zusammenseins der vier Mädchen hatte ihre Freundschaft nur wachsen gemacht, statt sie zu schwächen, und sie Vier hätten vielleicht, sich auf einander stützend, erreicht, was ein Congreß von Diplomaten nicht hätte erreichen können.

Und, in der That, sie Vier hielten, auf die vier aufsteigenden und absteigenden Sprossen der Gesellschaft gestellt, die Schlüssel des ganzen socialen Gebäudes: den Hof, die Aristokratie, die Armee, die Wissenschaft, die Geistlichkeit, die Sorbonne, die Universität, die Academie, das Volk, was weiß ich? Ihre Schlüssel paßten in alle Schlösser, öffneten alle Thüren; sie Vier repräsentirten die absolute, unbegrenzte Macht.

Nur gegen den Tod, wie wir gesehen haben, vermochten sie nichts.

Mit denselben Tugenden begabt, von denselben Grundsätzen erfüllt, von denselben Gefühlen durchdrungen, zu denselben Opfern, zu derselben Hingebung fähig, schienen sie geboren für das Gute, und vereinzelt oder mit einander, um welchen Preis es sein mochte, strengte sich, war die

Gelegenheit geboten, Jede an, es zu vollbringen.

Wir werden ohne Zweifel in der Folge unserer Erzählung Gelegenheit haben, sie im Kampfe mit Leidenschaften aller Art zu beobachten, und wir werden dann vielleicht sehen, wie aus den furchtbarsten Kämpfen die wohlgestählten Seelen siegreich hervorgehen können.

Hören wir nun.

Es hat zwölf Uhr geschlagen, Regina muß bald zurückkommen.

Einige Minuten nach zwölf Uhr wird das Rollen eines Wagens hörbar.

Die drei jungen Frauen, welche mit einander sprachen. . . worüber? Carmelite gewiß von Todten: die zwei Anderen vielleicht von Lebenden, — die drei jungen Frauen erhoben sich gleichzeitig.

Die Herzen schlugen gleichstimmig: das von Fragola aber sicherlich lebhafter, als die der zwei Anderen.

Plötzlich hörte man die Stimme der kleinen Abeille, welche, ein köstlicher Vorläufer, entsprungen war, rufen:

»Hier sind wir! hier sind wir! hier sind wir! Meine Schwester Regina hat die Audienz.«

Und so rufend erschien sie im Gewächshause.

Regina trat wirklich hinter ihr lächelnd wie eine Siegerin ein: sie hielt den Audienzbrief in der Hand.

Die Audienz war in dem Briefe aus demselben Tag um halb drei Uhr bestimmt: es war also keine Minute zu verlieren.

Die zwei jungen Frauen umarmten sich, ihre Freundschaftsschwüre erneuernd. Fragola ging rasch die Treppe hinab, sprang in den Wagen, der schneller zu fahren versprach, als ihr Fiacre, und der mit Wappen geschmückte Wagen brachte das schöne, reizende Kind nach seiner bescheidenen Wohnung und hielt vor der Thüre des Ganges der Rue Macon an.

Die zwei Männer standen am Fenster.

»Sie ist es!« sagten sie gleichzeitig.

»In einem mit Wappen geschmückten Wagen?« fragte der Mönch Salvator.

»Ja: doch das ist nicht die Frage. Hat sie den Audienzbrief oder hat sie ihn nicht?«

»Sie hält ein Papier in der Hand!« rief der Mönch.

»Dann geht Alles gut,« sagte Salvator.

Dominique eilte nach dem Ruheplatze.

Fragola hörte die Thüre sich öffnen und rief:

»Ich bin es ... ich habe den Brief!«

»Für welchen Tag?« fragte Dominique.

»Für heute, in zwei Stunden!«

»Ah!« rief der Mönch, »seien Sie gesegnet, mein theures Kind!«

»Und Gott sei gelobt, mein Vater!« sprach Fragola, indem sie ehrerbietig mit ihrer kleinen weißen Hand dem Mönche den Audienzbrief des Königs überreichte.



IV.

Der Aufschub.

Der König war an diesem Tage nicht gerade von einer tollen Heiterkeit.

Die Auflösung der Nationalgarde, welche im *Moniteur* von Morgen laconisch angekündigt worden war, hatte die ganze handeltreibende Partei in Aufruhr gebracht. Die *Herren Krämer*, wie die Herren von Hofe sie nannten, waren nie zufrieden: sie murrtten, wie wir schon gesagt haben, wenn man sie die Wache beziehen ließ und sie murrtten, wenn man ihnen verbot, sie zu beziehen.

Was wollten sie denn?

Die Juli-Revolution zeigte, was sie wollten.

Fügen wir diesem bei, daß die Verurtheilung von Herrn Sarranti, welche sich durch die ganze Stadt verbreitet hatte, als eine unheilvolle Kunde, nicht wenig dazu beitrug, die Gährung bei einer ansehnlichen Partei zu vermehren.

Und, obschon Seine Majestät die Messe in Gesellschaft Ihrer Königlichen Hoheiten des Dauphin, der Frau Herzogin von Berry gehört; obschon Sie Seine Herrlichkeit den Kanzler, Ihre Excellenzen die Minister, die Staatsräthe, die Cardinäle, den Herrn Fürsten von Talleyrand, den Nuntius des Papstes, den Gesandten von Sardinien, den Gesandten von Neapel, den Großreferendär der Pairskammer, eine große Anzahl von Deputirten und Generalen empfangen; obschon Sie den Heirathsvertrag von Herrn Tassin de la Valliere, General-Einnehmer der Finanzen der Ober-Pyrenäen, mit Fräulein Charlet unterzeichnet hatte, hatten doch diese verschiedenen Uebungen nicht den Einfluß gehabt, die Stirne des sorgenvollen Monarchen zu entrunzeln, und wir wiederholen, Seine Majestät war auf tausend Meilen davon entfernt, von einer tollen Heiterkeit zwischen ein und zwei Uhr des Nachmittags am 30. April 1827 zu sein.

Seine Stirne drückte im Gegentheile eine düstere Unruhe aus, die ihm gewöhnlich fremd. Es war in dem königlichen Greise, der gut und einfältigen Herzens, ein wenig von der Sorglosigkeit des Kindes; überdies war er überzeugt, er gehe auf dem guten, auf dem wahren Wege, und der Letzte von dem Geschlechte, dessen Schutzdach die Falten der weißen Fahne bildeten, hatte er zum Wahlspruche die Devise der alten Tapfern genommen; *Thue, was Du sollst, komme, was da will!*

Er trug nach seiner Gewohnheit jene Uniform, — blau mit Silber, — mit der Vernet ihn, eine Revue passirend, gemalt hat: er hatte auf der Brust das große Band und den Stern vom heiligen Geiste, mit welcher Decoration er ein Jahr später Victor Hugo empfangen und ihm die Aufführung von *Marion Delorme* verweigern sollte. — Die Verse des Dichters über diese Zusammenkunft leben noch: *Marion Delorme* wird immer leben. Wo bist Du, guter König Karl X., der Du den Kopf der Väter den Kindern und die Aufführung der Stücke den Dichtern

verweigertest?

Als er den Huissier vom Dienste den Besuch melden hörte, für welchen ihn seine Schwiegertochter um eine Audienz gebeten hatte, hob der König sein gebeugtes Haupt empor.

»Der Abbé Dominique Sarranti?« wiederholte er maschinenmäßig: »ja, das ist es!«

Doch ehe er antwortete, nahm er von seinem Schreibtische ein Blatt Papier, und als er es mit den Augen durchlaufen hatte, sagte er:

»Man lasse den Abbé Dominique eintreten.«

Der Abbé Dominique erschien aus der Thürschwelle: hier blieb er, die Hände aus seiner Brust gekreuzt, stehen und verbeugte sich tief.

Der König verbeugte sich auch, nicht vor dem Menschen, sondern vor dem Priester.

»Treten Sie ein, mein Herr,« sagte er.

Der Abbé machte ein paar Schritte vorwärts und blieb abermals stehen.

»Herr Abbé,« sprach der König, »die Schnelligkeit, mit der ich Ihnen diese Audienz bewilligt habe, muß Ihnen beweisen, wie ich alle Diener Gottes besonders hochschätze.«

»Das ist eine von den Eigenschaften Eurer Majestät, welche ihr zum Ruhme gereicht, und zugleich eines ihrer schönsten Anrechte auf die Liebe ihrer Unterthanen.«

»Ich höre Sie, Herr Abbé,« sagte der König, indem er die den Fürsten, wenn sie Audienz geben, eigenthümliche Haltung annahm.

»Sire,« sprach Dominique, »mein Vater ist heute Nacht zum Tode verurtheilt worden.«

»Ich weiß es, mein Herr, und ich habe tief hierüber für Sie geseufzt.«

»Mein Vater war unschuldig an den Verbrechen, wegen deren er verurtheilt worden ist . . .«

»Entschuldigen Sie, Herr Abbé,« unterbrach Karl X., »das war nicht die Meinung der Herren Geschworenen.«

»Sire, die Geschworenen sind Menschen, und wie diese können sie durch den Anschein getäuscht sein.«

»Ich gebe Ihnen das zu, Herr Abbé, eher als einen Kindestrost, denn als ein Axiom des menschlichen Rechts; so weit aber Gerechtigkeit von den Menschen geübt werden kann, ist Gerechtigkeit gegen Ihren Vater von den Herren Geschworenen geübt worden.«

»Sire, ich habe den Beweis der Unschuld meines Vaters!«

»Sie haben den Beweis der Unschuld Ihres Vaters?« wiederholte Karl X. mit Erstaunen.

»Ich habe ihn, Sire!«

»Und warum haben Sie ihn nicht früher gegeben?«

»Ich konnte nicht.«

»Nun wohl, mein Herr, da es glücklicher Weise noch Zeit ist, so geben Sie ihn mir.«

»Ihnen den Beweis geben, Sire?« sagte der Abbé Dominique, indem er sein Haupt neigte;
»leider ist das unmöglich.«

»Unmöglich?«

»Ach! ja, Sire.«

»Und welches Motiv kann einen Menschen abhalten, die Unschuld eines Verurtheilten laut zu erklären, wenn besonders dieser Mensch ein Sohn, und dieser Verurtheilte sein Vater ist?«

»Sire, ich kann Eurer Majestät nicht antworten, doch der König weiß, ob derjenige, welcher bei den Andern die Lüge bekämpft, derjenige, welcher sein Leben mit Erforschung der Wahrheit zubringt, wo immer sie auch sein mag, kurz einer der Diener des Herrn, — der König weiß, ob dieser lügen könnte und besonders möchte. Nun wohl, Sire, unter der Rechten des Herrn, des Herrn, den ich anflehe, mich zu bestrafen, wenn ich lüge, erkläre ich laut zu den Füßen Eurer Majestät die Unschuld meines Vaters; ich versichere mit allen Kräften meines Gewissens und schwöre Eurer Majestät, daß ich Ihr den Beweis hiervon früher oder später geben werde.«

»Herr Abbé,« erwiderte der König mit einer majestätischen Sanftmuth, »Sie sprechen als Sohn, und ich ehre das Gefühl, das Ihnen Ihre Worte eingibt; erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen als König antworte.«

»Oh! Sire, ich höre mit gefalteten Händen.«

»Ginge das Verbrechen, dessen Ihr Vater beschuldigt ist, nur mich an, griffe es unmittelbar nur mich an; wäre es mit einem Worte ein politisches Verbrechen, ein Attentat gegen die Ruhe des Staates, ein Verbrechen der Majestätsbeleidigung, oder sogar ein Attentat gegen mein eigenes Leben, hätte der Streich getroffen, wäre ich verwundet, tödtlich verwundet, wie es meinem armen Sohne durch Louvel geschehen ist, ich thäte, was mein sterbender Sohn gethan hat, mein Herr, zu Gunsten Ihres Kleides, das ich achte, Ihrer Frömmigkeit, die ich ehre: mein letzter Act wäre die Begnadigung Ihres Vaters.«

»Oh! Sire, wie gut sind Sie!«

»Doch es ist nicht so: die politische Anklage ist vom Staatsanwalte beseitigt worden, und die des Diebstahls, der Entführung, des Mordes . . .!«

»Sire! Sire!«

»Ah! ich weiß, daß das grausam zu hören ist; da ich aber verweigere, so muß ich wenigstens die Ursachen meiner Weigerung sagen . . . Die Beschuldigung des Diebstahls, der Entführung und des Mordes ist also stehen geblieben. Durch diese Anklage ist aber nicht der König bedroht, ist nicht der Staat in Gefahr, ist weder die Majestät, noch die königliche Macht compromittirt; die Gesellschaft ist angegriffen, und die Moralität schreit um Rache.«

»Ah! wenn ich sprechen könnte, Sire!« rief Dominique, die Hände ringend.

»Diese drei Verbrechen, deren Ihr Vater nicht nur angeklagt, sondern überwiesen ist, — überwiesen, da die Jury geurtheilt hat und die, von der Charte den Franzosen zugestandene, Jury ein unfehlbares Tribunal ist, — diese drei Verbrechen sind die gemeinsten, die niederträchtigsten, die am Gerechtesten strafbaren: das geringste von den dreien verdient die Galeeren.«

»Sire! Sire! Erbarmen! sprechen Sie dieses erschreckliche Wort nicht aus!«

Der Abbé Dominique sank auf seine Knie«.

Der König fuhr fort:

»Sie wollen, daß, während es sich um diese drei entsetzlichen Verbrechen handelt, ich, der Vater meiner Unterthanen, den Schuldigen die Ermunterung gebe, mein Begnadigungsrecht zu benützen, während ich, wenn ich es hätte, und zum Glück habe ich es nicht, von meinem Rechte über Leben und Tod Gebrauch machen müßte? . . . Wahrhaftig, Herr Abbé, Sie, der Sie Großjusticiar beim Tribunal der Buße sind, fragen Sie sich selbst und sagen Sie, ob Sie einem so großen Verbrecher, wie es Ihr Vater, ist, andere Worte zu sagen hätten, als die, die einzigen, welche mir mein Herz eingibt: »»Ich rufe aus den Todten die ganze göttliche Barmherzigkeit herab, doch ich muß den Lebenden bestrafend Gerechtigkeit üben.««

»Sire,« rief der Abbé die ehrerbietigen Formeln, die officielle Etiquette vergessend, die der Abkömmling von Ludwig XIV. so streng beobachten ließ, »Sire, enttäuschen Sie sich: es ist nicht der Sohn, der zu Ihnen spricht, es ist nicht der Sohn, der Sie bittet, es ist nicht der Sohn, der Sie anfleht; es ist ein ehrlicher Mensch, der, die Unschuld eines andern Menschen kennend, Ihnen zuruft: Nicht zum ersten Male irrt sich die menschliche Gerechtigkeit, Sire! Sire, erinnern Sie sich an Calas; Sire, erinnern Sie sich an Labarre; Sire, erinnern Sie sich an Lesurques! Ludwig XV., Ihr erhabener Ahn, hat gesagt, er gäbe eine von seinen Provinzen, wenn Calas nicht unter seiner Regierung hingerichtet worden wäre; Sire, ohne es zu wissen, sind Sie im Begriffe, das Beil aus den Hals eines Gerechten fallen zu lassen; Sire, im Namen des lebendigen Gottes sage ich Ihnen, der Schuldige wird gerettet sein, und der Unschuldige wird sterben!«

»Ei! mein Herr,« erwidert der König bewegt, »dann sprechen Sie! so sprechen Sie doch! Kennen Sie den Schuldigen, so nennen Sie ihn mir, oder, ein entarteter Sohn, sind Sie der Henker; ein Vaternörder, sind Sie es, der Ihren Vater tödtet!. . . Auf, sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie! das ist nicht nur Ihr Recht, sondern Ihre Pflicht!«

»Sire, es ist meine Pflicht, zu schweigen,« antwortete der Abbé, dem die Thränen, — die ersten, die er vergossen hatte, — die Augen überflutheten.

»Ist es so, Herr Abbé,« fügte der König, der die Wirkung sah, ohne die Ursache zu begreifen, und sich durch das, was er als eine Halsstarrigkeit des Mönches betrachtete, verletzt zu fühlen anfang; »ist es so, dann erlauben Sie' mir, mich dem Spruche der Herren Geschworenen zu unterwerfen.«

Und er machte ein Zeichen, das dem Mönche bedeutete, die Audienz sei beendet.

Doch so gebietend auch die Geberde des Königs war, Dominique gehorchte nicht; er stand nur auf und sprach mit einer ehrerbietigen, aber festen Stimme

»Sire, Eure Majestät hat sich getäuscht: ich verlange nicht oder verlange nicht mehr die Begnadigung meines Vaters.«

»Was verlangen Sie denn?«

»Sire, ich bitte Eure Majestät um einen Aufschub.«

»Um einen Ausschub?«

»Ja, Sire.«

»Von wie viel Tagen?«

Dominique berechnete in seinem Geiste und sprach dann laut:

»Von fünfzig Tagen.«

»Ei!« sagte der König, »das Gesetz bewilligt drei Tage dem Angeklagten, um ein Cassationsgesuch einzureichen, und die Cassation ist immer eine Sache von vierzig Tagen.«

»Je nachdem, Sire; der Cassationshos kann, wenn man ihn drängt, sein Urtheil in zwei Tagen, in einem sogar eben so gut sprechen, als in vierzig, und überdies . . .«

Dominique zögerte.

»Und überdies?« wiederholte der König. »Vollenden Sie Ihren Gedanken.«

»Ueberdies, Sire, wird mein Vater kein Cassationsgesuch einreichen.« ,

»Wie, das wird Ihr Vater nicht thun?«

Dominique schüttelte den Kopf.

»So will also Ihr Vater sterben?« rief der König.

»Er wird wenigstens nichts thun, um dem Tode zu entkommen.«

»Dann, mein Herr, wird die Gerechtigkeit ihren Lauf haben.«

»Sire,« sprach Dominique, »im Namen Gottes bewilligen Sie einem seiner Diener die Gnade, um die er Sie bittet!«

»Nun wohl, ja, mein Herr, ich werde sie ihm vielleicht bewilligen, doch vor Allem unter einer Bedingung: daß der Verurtheilte nicht der Justiz trotzt. Er reiche sein Cassationsgesuch ein, und ich werde sehen, ob er außer den drei Tagen Frist, die ihm das Gesetz bewilligt, die vierzig Tage Ausschub bekommen soll, die ihm meine Gnade gewähren wird.«

»Es ist mit dreiundvierzig Tagen nicht genug, Sire,« erwiderte Dominique entschlossen; »ich brauche fünfzig.«

»Fünfzig, mein Herr, und wozu?«

»Um eine lange, mühsame Reise zu machen, Sire; um eine Audienz zu erhalten, die ich vielleicht nur schwer erlangen werde; um endlich einen Mann zu überzeugen, der, wie Sie, Sire, vielleicht nicht wird überzeugt sein wollen.«

»Sie machen eine lange Reise?«

»Eine Reise von dreihundert fünfzig Meilen, Sire!«

»Und Sie machen sie zu Fuße?«

»Ich mache sie zu Fuße, ja, Sire.«

»Warum zu Fuße? Sprechen Sie!«

»Weil so die Pilger reisen, welche eine höchste Gnade von Gott zu erbitten haben.«

»Wenn ich aber die Reisekosten tragen würde, wenn ich Ihnen das nöthige Geld gäbe . . .?«

»Sire, Eure Majestät bewahre das Geld, das sie mir geben würde, für ein frommes Almosen. Ich habe ein Gelübde gethan, zu Fuße und zwar barfuß zu gehen, ich werde zu Fuße und barfuß gehen.«

»Und Sie machen sich anheischig, in fünfzig Tagen die Unschuld Ihres Vaters zu beweisen?«

»Nein, Sire, ich mache mich nicht anheischig, und ich schwöre, daß kein Anderer an meiner Stelle sich hierzu anheischig machen könnte; doch ich versichere, daß ich nach der Reise, die ich unternehme, wenn ich nicht die Mittel habe, die Unschuld meines Vaters zu proclamiren, ich versichere, daß ich den Spruch der menschlichen Gerechtigkeit annehme, und mich darauf beschränke, dem Verurtheilten die Worte des Königs: »»Ich rufe auf Dich die göttliche Barmherzigkeit herab!«« zu wiederholen.«

Eine neue Gemüthsbewegung erfaßte Karl X. Er schaute den Abbé Dominique an, und als er sein offenes, redliches Gesicht sah, drang eine Halbüberzeugung in sein Herz ein.

Unwillkürlich indessen, trotz dieser unwiderstehlichen Sympathie, welche das Gesicht des edlen Mönches einflößte, ein Gesicht, das nur der Reflex seines Herzens war, nahm König Karl X., als wollte er Kräfte gegen das gute Gefühl schöpfen, das sich seiner zu bemächtigen drohte, zum zweiten Male das auf seinem Tische liegende Blatt Papier, auf das er seine Augen geworfen, als ihm der Huissier den Abbé Dominique gemeldet hatte; er richtete rasch wieder einen Blick darauf, und dieser Blick, so rasch er war, genügte, um in ihm den guten Willen zurückzudrängen, der so nur einen ephemeren Ausdruck hatte: von gerührt, wie er war, während er den Abbé Dominique anhörte, wurde er kalt, sorgenvoll, verdrießlich.

Es war wohl Grund vorhanden, verdrießlich, kalt und sorgenvoll zu sein: die Note, welche der König vor Augen hatte, war die kurze Geschichte von Herrn Sarranti und dem Abbé Dominique, zwei Portraits skizzirt von Meisterhand, wie sie die Congregation zu skizziren wußte; — die Biographie von zwei wüthenden Revolutionären.

Die erste war die von Herrn Sarranti. Sie nahm ihn bei seinem Abgange von Paris; sie folgte ihm nach Indien an den Hof von Rundscht Sing, bei seinen Verbindungen mit dem General Lebastard de Prémont, der selbst als entsetzlich gefährlicher Mensch bezeichnet war; sodann von Indien ging sie mit ihm nach Schönbrunn, sie detaillirte die durch die guten Bemühungen von Herrn Jackal gescheiterte Verschwörung, und während sie den General Lebastard jenseits der Wien-Brücke verlor, nahm sie Herrn Sarranti allein wieder auf, um ihn nach Paris zurückzuführen und erst am Tage seiner Verhaftung zu verlassen. Am Rande standen die Worte: »Ueberdies angeklagt und überwiesen der Verbrechen der Entführung, des Diebstahls und des Mordes, wegen welcher Verbrechen er verurtheilt worden ist.«

Was den Abbé Dominique betrifft, — seine Biographie war nicht minder detaillirt. Man nahm ihn beim Austritte aus dem Seminar; man erklärte ihn für einen Schüler des Abbé Laménais, dessen Dissidenz Aufsehen zu erregen anfang; sodann machte man aus ihm einen Mansardenbesucher, der nicht das Wort Gottes verbreite, sondern für die revolutionäre Propaganda arbeite; man führte eine Predigt von ihm an, die ihm würde ernstliche Ermahnungen von Seiten seiner Obern zugezogen haben, hätte er nicht einem spanischen, in Frankreich noch nicht wiederhergestellten Orden angehört. Man trug endlich darauf an, ihn nach dem Auslande zurückzuschicken, da seine Anwesenheit in Paris, nach der Aussage der Kongregation, gefährlich war.

Kurz, nach der Note, die der arme König vor Augen hatte, waren die Herren Sarranti, Vater und Sohn, Blutsäufer und hielten in der Hand: der Eine das Schwert, das den Thron umstürzen sollte; der Andere die Fackel, welche die Kirche niederbrennen sollte.

Es genügte also, hatte man sich einmal mit all diesem Jesuitengifte angeschwängert, die Blicke wieder auf das Blatt Papier zu werfen, um zum politischen Hasse, der sich einen Augenblick beugen konnte, zurückzukehren und gleichsam mit einem Schlage aufs Neue alle die Gespenster der Revolution hervortreten zu sehen.

Der König schauerte und warf dem Abbé Dominique einen schlimmen Blick zu.

Dieser täuschte sich nicht im Blicke von Karl X. und fühlte sich wie von einem glühenden Eisen getroffen. Er hob indessen das Haupt stolz empor, verbeugte sich, machte zwei Schritte rückwärts und schickte sich an, wegzugehen.

Eine erhabene Geringschätzung für diesen König, der die Justincte seines Herzens zurückstieß, um an ihre Stelle den Haß Anderer zu setzen, die niederschmetternde Verachtung des Starken gegen den Schwachen schweiften wider den Willen des Abbé Dominique in seinen Augen und auf seinen Lippen.

Karl X. sah dieses Gefühl wie eine Flamme glänzen, und, im Ganzen Bourbon, das heißt schnell für die Gnade, hatte er einen von den Gewissensbissen, welche zu gewissen Stunden, Agrippa d'Aubigne anschauend, sein Ahnherr Heinrich IV. haben mußte.

Die Wahrheit oder wenigstens der Zweifel erschien ihm in der Halbtinte; er wagte es nicht, zu verweigern, was dieser redliche Mann von ihm verlangte, und rief den Abbé Dominique in dem Augenblicke zurück, wo er sich entfernen wollte.

»Herr Abbé,« sagte er zu ihm, »ich habe bis jetzt weder bejahend, noch verneinend auf Ihre Bitte geantwortet; wenn ich es aber nicht gethan habe, so ist dies so, weil ich vor meinen Augen, oder vielmehr in meinem Geiste die Schatten der ungerecht geopfert Gerechten vorüberziehen sah.«

»Sire,« rief der Abbé, indem er zwei Schritte rückwärts machte, »es ist noch Zeit, und der König braucht nur ein Wort zu sprechen.«

»Ich bewillige Ihnen zwei Monate, Herr Abbé,« sagte der König, indem er seinen gewöhnlichen Stolz wieder annahm, als bereute er es und als erröthete er darüber, daß er die geringste Gemüthsbewegung hatte durchscheinen lassen; »doch hören Sie wohl? Ihr Vater gebe sein Cassationsgesuch ein! Ich verzeihe zuweilen die Rebellion gegen das Königthum; ich würde nie die Rebellion gegen die Justiz verzeihen.«

»Sire, werden Sie die Gnade haben, mir das Mittel zu geben, bei meiner Ankunft zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu Ihnen zu gelangen?«

»Gern,« antwortete der König.

Und er klingelte.

»Sie sehen diesen Herrn,« sagte Karl X. zum eintretenden Huissier. »Schauen Sie ihn genau an, und man führe ihn bei mir ein, zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht er auch hier erscheinen mag. Unterrichten Sie hiervon die Leute vom Dienste.«

Der Abbé verbeugte sich und ging ab, das Herz voll Freude, wenn nicht voll Dankbarkeit.

V.

Der Vater und der Sohn.

Alle die Blüten der Hoffnung, welche langsam im Schooße des Menschen keimen und' ihre Früchte nur zu gewissen Stunden geben, erschlossen sich im Herzen des Abbé Dominique, so wie er den Fuß auf eine Stufe setzte, die ihn von der königlichen Majestät entfernte und seinen Mitbürgern näherte.

Indem er sich der Schwächen des unglücklichen Monarchen erinnerte, dünkte es ihm unmöglich, daß dieser, unter den Jahren gebeugte, Mann, mit dem guten Herzen, aber dem trägen Geiste, ein ernstes Hinderniß beim Werke der großen Göttin sein sollte, welche vorwärts schreitet, seitdem der menschliche Genius seine Fackel angezündet hat, der Göttin, die man die Freiheit nennt.

Dann kehrte, — seltsamer Weise, und was bewies, daß ohne Zweifel sein Plan für die Zukunft sehr entschieden festgesetzt war, — dann kehrte seine ganze Vergangenheit plötzlich in sein Gedächtniß zurück. Er erinnerte sich der geringsten Einzelheiten seines Priesterlebens, seiner unsäglichen Unschlüssigkeiten in dem Augenblicke, wo er sein Gelübde ablegen sollte, seiner innern Kämpfe in dem Augenblicke, wo er die Weihe empfangen sollte; Alles war aber besiegt worden durch jene Hoffnung, welche, der Feuersäule von Moses ähnlich, ihm seinen Weg durch die Gesellschaft bezeichnete und ihm sagte, die Laufbahn, auf der er seinem Vaterlande am Nützlichsten sein könne, sei die geistliche Laufbahn.

Wie der Stern der Weisen strahlte sein Gewissen und zeigte ihm die wahre Straße. Einen einzigen Augenblick hatte der Sturm seinen Himmel verdunkelt, und er hatte aufgehört, seinen Weg zu erkennen; doch er sang wieder an darauf zu sehen und er setzte sich wieder in Marsch, wenn nicht mit einem vollen Vertrauen, doch wenigstens mit dem festesten Entschlusse.

Er stieg die letzte Stufe des Palastes mit einem Lächeln auf den Lippen hinab.

Welchem geheimen Gedanken entsprach, in einer solchen Lage, sein Lächeln?

Doch kaum hatte er den Fuß in den Hof der Tuilerien gesetzt, als er das sympathetische Gesicht von Salvator erblickte, der, unruhig über das Resultat des Schrittes des Abbé Dominique, seinen Abgang in einer fieberhaften Angst erwartete.

Salvator begriff, als er nur das Gesicht des armen Mönches sah, den Erfolg des Besuches.

»Gut!« sagte er, »der König hat Ihnen den Aufschub bewilligt, um den Sie ihn gebeten.«

»Ja,« erwiderte der Abbé: »es ist im Grunde ein vortrefflicher Mensch.«

»Nun wohl,« sprach Salvator, »das söhnt mich wieder ein wenig mit ihm aus: das bringt Seine Majestät König Karl X. wieder ein wenig in Gnade bei mir. Ich vergebe ihm seine Schwächen in

Erinnerung an seine angeborenen Tugenden. Man muß nachsichtig gegen diejenigen sein, welche nie die Wahrheit hören.«

Dann plötzlich den Ton verändernd, sagte er zum Abbé:

»Nicht wahr, wir kehren in die Conciergerie zurück?«

»Ja,« antwortete einfach Dominique, indem er seinem Freunde die Hand drückte.

Sie nahmen einen Wagen, der leer über den Quai fuhr, und kamen rasch an den Ort ihrer Bestimmung.

Vor der Thüre des düsteren Gefängnisses reichte Salvator Dominique die Hand und fragte ihn, was er, aus demselben weggehend, zu thun gedenke.

»Ich werde auf der Stelle Paris verlassen.«

»Kann ich Ihnen in dem Lande, in das Sie sich begeben, nützlich sein?«

»Können Sie die Förmlichkeiten abkürzen, welche die Ausfertigungen eines Passes begleiten?«

»Ich kann Ihnen einen solchen ohne Förmlichkeit verschaffen.«

»Dann erwarten Sie mich in Ihrer Wohnung: ich werde Sie dort abholen.«

»Ich werde Sie in einer Stunde hier erwarten: Sie werden mich an der Ecke des Quai finden. Sie können im Innern des Gefängnisses nun bis um vier Uhr bleiben, und es ist drei Uhr.«

»In einer Stunde also,« sagte der Abbé Dominique, dem jungen Manne aufs Neue die Hand drückend.

Und er verschwand unter dem düstern Eingange.

Der Gefangene war in die Zelle gebracht worden, welche Louvel in sich geschlossen hatte und Fieschi in sich schließen sollte. Dominique wurde ohne Schwierigkeit bei ihm eingeführt.

Herr Sarranti, der aus einem Schemel saß, stand aus und ging seinem Sohne entgegen: dieser verbeugte sich vor ihm mit der Ehrfurcht, mit der man die Märtyrer empfängt.

»Ich erwartete Dich, mein Sohn,« sprach Herr Sarranti.

Und es lag in seiner Stimme etwas wie ein Ausdruck von Vorwurf.

»Mein Vater,« erwiderte der Abbé, »es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht früher gekommen bin.«

»Ich glaube es,« sagte der Gefangene, seinem Sohne beide Hände drückend.

»Ich komme von den Tuileries,« fuhr Dominique fort.

»Du kommst von den Tuileries?«

»Ja, ich bin beim König gewesen.«

»Du bist beim König gewesen?« fragte Herr Sarranti erstaunt, indem er seinen Sohn starr anschaute.

»Ja, mein Vater.«

»Und warum bist Du beim König gewesen? Gewiß nicht, um ihn um meine Begnadigung zu bitten.«

»Nein, mein Vater,« erwiderte rasch der Abbé.

»Was hattest Du denn von ihm zu verlangen?«

»Einen Aufschub.«

»Einen Aufschub! und warum einen Aufschub?«

»Das Gesetz bewilligt Ihnen drei Tage, um ein Cassationsgesuch einzureichen; drängt nichts den Spruch des Hofes, so ist dies eine Sache von vierzig bis zweiundvierzig Tagen.«

»Nun?«

»Ich habe den König um zwei Monate gebeten.«

»Den König?«

»Den König.«

»Und warum zwei Monate?«

»Weil ich zwei Monate nöthig habe, um mir die Beweise Ihrer Unschuld zu verschaffen.«

»Ich werde kein Cassationsgesuch einreichen,« antwortete Herr Sarranti entschlossen.

»Mein Vater!«

»Ich werde es nicht thun, . . . das ist ein fester Entschluß, und ich habe Emanuel verboten, es in meinem Namen zu thun.«

»Mein Vater, was sagen Sie mir?«

»Ich sage, daß ich jede Art von Aufschub ausschlage; ich bin verurtheilt worden, ich will hingerichtet werden; ich habe meine Richter verworfen, nicht den Henker.«

»Mein Vater, hören Sie mich an.«

»Ich will hingerichtet sein . . . es drängt mich, mit den Qualen des Lebens und der Ungerechtigkeit der Menschen ein Ende zu machen.«

»Mein Vater!« murmelte traurig der Abbé.

»Ich weiß, Dominique, was Du mir Alles in dieser Hinsicht sagen kannst, ich kenne die Vorwürfe, die Du mir zu machen berechtigt bist.«

»Oh! mein verehrter Vater!« sagte erröthend der Abbé Dominique, »wenn ich Sie auf den Knien anflehen würde. . .«

»Dominique!«

»Wenn ich Ihnen sagte, diese Unschuld, die ich Ihnen verspreche, werde ich in den Augen der Menschen so rein hervorstellen, als das Tageslicht Gottes, das durch das Gitter dieses Gefängnisses bis zu uns gelangt. . .«

»Nun wohl, mein Sohn, diese Unschuld wird nach meinem Tode nur um so glänzender und leuchtender hervortreten; ich werde um keinen Aufschub bitten, ich werde keine Gnade annehmen!«

»Mein Vater! mein Vater!« rief Dominique in Verzweiflung, »beharren Sie nicht bei diesem Entschlusse, der Ihr Tod ist, der die Verzweiflung meines Lebens und vielleicht das unnütze Verderben meiner Seele sein wird.«

»Genug!« sprach Sarranti.

»Nein, nicht genug, mein Vater!« entgegnete Dominique, indem er wirklich auf seine Knie sank, in seinen Händen die Hände seines Vaters preßte und sie mit Thränen und Küssen bedeckte. Sarranti versuchte es, den Kopf abzuwenden, und zog seine Hände zurück.

»Mein Vater!« fuhr Dominique fort, »Sie weigern sich, weil Sie nicht an meine Worte glauben; Sie weigern sich, weil Ihnen der schlimme Gedanke kommt, ich gebrauche eine Ausflucht, um Sie dem Tode streitig zu machen und zwei Monate Ihrem so edlen und so gut ausgefüllten Dasein beizufügen, weil Sie fühlen, Sie können, zu welcher Stunde und in welchem Alter es auch sein möge, sterben, und Sie werden in den Augen des höchsten Richters voll der Tage und der Ehre sterben.«

Ein schwermüthiges Lächeln, das bewies, Dominique habe richtig getroffen, schwebte über die Lippen von Herrn Sarranti.

»Nun wohl, mein Vater,« fuhr Dominique fort, »ich schwöre Ihnen, daß die Worte Ihres Sohnes keine leeren Worte sind; ich schwöre Ihnen, daß ich hier,« Dominique legte die Hand auf seine Brust,— »daß ich hier die Beweise Ihrer Unschuld habe.«

»Und Du hast sie nicht vorgebracht?« rief Herr Sarranti, indem er einen Schritt zurückwich und seinen Sohn mit einem Erstaunen, das an Mißtrauen gränzte, ansah; »und Du hast gegen Deinen Vater ein Urtheil fällen lassen; Du hast Deinen Vater Zu einem entehrenden Tode verurtheilen lassen, während Du hier,« — und Herr Sarranti streckte den Finger gegen die Brust des Mönches aus, — »während Du hier die Beweise der Unschuld Deines Vaters hattest?«

Dominique hob die Hand empor.

»Mein Vater! so wahr als Sie ein Ehrenmann sind; so wahr als ich Ihr Sohn bin, wenn ich von diesen Beweisen Gebrauch gemacht, wenn ich Ihnen das Leben, die Ehre mit Hilfe dieser Beweise gerettet hätte, Sie würden mich verachtet haben, und wären grausamer an Ihrer Verachtung gestorben, als Sie je durch das Eisen des Henkers sterben werden.«

»Wenn Du aber diese Beweise heute nicht geben konntest, wie wirst Du sie eines Tages geben können?«

»Mein Vater, das ist ein zweites Geheimniß, das ich Ihnen nicht enthüllen darf, ein Geheimniß, das zwischen mir und Gott ist.«

»Mein Sohn,« sprach der Verurtheilte mit kurzem Tone, »es ist in Allem dem zu viel Geheimniß für mich. Ich nehme nur an, was ich begreifen kann; ich begreife nicht: folglich schlage ich aus.«

Und einen Schritt zurückweichend, winkte er dem Mönche, aufzustehen.

»Genug, Dominique,« sagte er; »erspare mir jeden Streit, und laß uns die letzten Stunden, die wir noch auf Erden beisammen zu bleiben haben, so sanft als möglich zubringen.«

Der Mönch stieß einen Seufzer aus; er wußte, daß, sobald einmal diese Worte von seinem Vater ausgesprochen waren, sich nichts mehr hoffen ließ.

Und dennoch, während er aufstand, sann er darüber nach, durch welche Wendung er von dem unbeugsamen Manne, den er seinen Vater nannte, eine Aenderung seines Entschlusses erlangen könnte.

Herr Sarranti bezeichnete Dominique einen Schemel, machte mit einem Reste von Aufregung drei bis vier Gänge in der engen Zelle, stellte dann einen Schemel zu seinem Sohne, setzte sich selbst, sammelte sein Gemüth und sprach also zu dem armen Mönche, der ihn mit gesenktem Haupte und gepreßtem Herzen anhörte:

»Bei dem Bedauern, daß wir uns trennen müssen, bleibt mir in dem Augenblicke, wo ich sterben soll, eine Art von Reue, oder vielmehr eine Furcht, ich habe mein Leben schlecht angewandt.«

»Oh! mein Vater!« rief Dominique, indem er das Haupt erhob und die Hände seines Vaters zu nehmen suchte, die dieser zurückzog, weniger in einer Bewegung der Kälte, als im Gegentheile, um seinem Sohne nicht diese magnetische Gewalt über sich zu geben.

Sarranti fuhr fort:

»Und, in der That, höre mich wohl an, mein Sohn, und sprich Dein Urtheil über mich.«

»Mein Vater!«

»Sprich Dein Urtheil über mich, ich wiederhole es . . . Habe ich nach Deiner Ansicht, — denn es macht mir Freude, es zu sagen, mein Sohn, Du bist ein Mann von hoher Moral, — habe ich nach Deiner Ansicht den Verstand, den mir Gott gegeben, um Anderen nützlich zu sein, gut oder schlecht angewendet? . . . Zuweilen zweifle ich . . . höre mich wohl an. . . und mir scheint, dieser Verstand habe ihnen zu nichts gedient. Etwas Anderes ist es, so viel als man vermag zum Werke der Civilisation beizutragen, welches zu fördern wir, die Einen und die Anderen, berufen sind; etwas Anderes, sein Leben einer einzigen Idee zu weihen, oder vielmehr einem einzigen Menschen, so groß Dieser Mensch auch sein mag.«

»Oh! mein Vater!« rief der Mönch, einen glühenden Blick auf Herrn Sarranti heftend.

»Höre mich an, mein Sohn,« wiederholte der Gefangene. ». . . Nun wohl, es ergreift mich, wie ich Dir sagte, ein Augenblick des Zweifels, und ich befürchte, mich im Wege geirrt zu haben. Aus dem Punkte, diese Welt zu verlassen, mache ich meine Gewissensprüfung, und es ist ein Glück für mich, daß ich sie vor Dir mache. Glaubst Du, die Energie, die ich in mir habe, hätte können besser angewendet werden? Habe ich von den Fähigkeiten, mit denen mich Gott begabt, den besten Gebrauch gemacht, den ich davon machen konnte, und wenn ich mir eine Ausgabe vorgesetzt, habe ich sie auch gut vollbracht? Antworte mir, mein Dominique.«

Zum zweiten Male sank Dominique, vor seinem Vater aus die Kniee.

»Mein edler Vater,« sagte er, »ich kenne keinen Menschen unter dem Himmel, der redlicher und edelmüthiger, als Sie es gethan, seine Kräfte im Dienste einer Sache verwendet hat, die ihm gerecht und gut schien; ich kenne keine höhere Rechtlichkeit, als Ihre Rechtlichkeit, keine uneigennützigere Ergebenheit, als Ihre Ergebenheit. Ja, mein edler Vater, Sie haben Ihre Ausgabe aus dem Gesichtspunkte erfüllt, aus dem Sie sich dieselbe auferlegt hatten, und die Zelle, in der wir zu dieser Stunde sind, ist das materielle Zeugniß Ihrer Seelengröße und Ihrer erhabenen. Selbstverleugnung.«

»Meinen Dank, Dominique,« antwortete Sarranti; »und tröstet mich etwas über den Tod, so ist es der Gedanke, daß mein Sohn das Recht hat, stolz aus mein Leben zu sein. Ich werde Dich also, mein einziges Kind, ohne Gewissensbisse, ohne Bedauern verlassen. Und ich hatte doch noch Kräfte im Dienste des Vaterlands; ich war kaum, — mir scheint das wenigstens heute so, — ich war kaum bei der Hälfte meiner Ausgabe, und ich glaubte, — in einer dunklen Ferne, welche zu erreichen mir aber möglich gewesen wäre, — den leuchtenden Strahl eines besseren Lebens, etwas wie die Befreiung meines Vaterlands, und, wer weiß? vielleicht in Folge der Befreiung meines Vaterlands die Befreiung der Nationen zu erschauen!«

»Ah! mein Vater!« rief der Abbé, »ich stehe Sie an, verlieren Sie diesen leuchtenden Strahl

nicht aus dem Blicke: denn das ist die Feuersäule, welche Frankreich nach dem gelobten Lande führen soll. Mein Vater, hören Sie mich an, und Gott lege die Ueberredung in den Mund seines demüthigen Dieners.«

Herr Sarranti strich mit der Hand über seine feuchte Stirne, als wollte er sie von den materiellen Wolken befreien, welche seine Gedanken verdunkeln und das Wort seines Sohnes bis in seinen Geist zu gelangen verhindern konnten.

»Hören Sie also nun mich an, mein Vater: Sie haben so eben mit einem einzigen Worte die sociale Frage erleuchtet, der die edlen Menschen, wer sie auch sein mögen, ihr Leben weihen: *der Mensch und die Idee.*«

Die Augen aus seinen Sohn geheftet, machte Herr Sarranti ein Zeichen der Beistimmung.

»*Der Mensch und die Idee.* Alles liegt hierin, mein Vater. Der Mensch, in seiner Hoffart, glaubt der Herr der Ideen zu sein, während im Gegentheile die Idee Gebieterin des Menschen ist. Die Idee, o mein Vater, ist die Tochter Gottes, und Gott hat ihr, um ihr ungeheures Werk zu vollbringen, die Menschen als Werkzeuge gegeben . . . hören Sie das wohl, mein Vater: ich werde manchmal dunkel.

»Durch die Periode der Zeiten strahlt die Idee wie eine Sonne, die Menschen verblendend, die ihren Gott daraus gemacht haben. Sehen Sie dieselbe geboren werden, wo der Tag geboren wird: da, wo die Idee ist, ist das Licht: in allem Uebrigen ist die Nacht.

»Als die Idee über dem Ganges erschien und hinter der Kette des Himalaya ausging, jene Urcivilisation, von der wir nur noch Traditionen bewahrt haben, jene Ahnstädte erleuchtend, von denen wir nur noch die Trümmer kennen, da strahlten ihre Flammen um sie und beleuchteten zugleich mit Indien alle benachbarten Nationen: nur war die Intensität des Lichtes da, wo die Idee war. Aegypten, Persien, Arabien waren in der Halbtinte: die übrige Welt in der Dunkelheit: Athen, Rom, Carthago, Cordova, Florenz und Paris, diese zukünftigen Herde, diese zukünftigen Leuchthürme waren noch nicht aus der Erde hervorgegangen, und man wußte noch nicht einmal etwas von ihrem Namen.

»Indien vollbrachte sein Werl der patriarchalischen Civilisation. Diese Mutter des Menschengeschlechts, welche als Symbol die Kuh mit den unversiegbaren Eutern angenommen hatte, reichte den Ecepter Aegypten, seinen dreihundert Namen, seinen dreihundert und dreißig Königen und seinen sechsundzwanzig Dynastien. Man weiß nicht, wie lange Indien gedauert hat: Aegypten dauerte dreitausend Jahre. Es erzeugte Griechenland: nach der patriarchalischen Regierung und der theokratischen Regierung die republikanische Regierung. Die antike Gesellschaft hatte die heidnische Vollkommenheit erreicht.

»Dann kam Rom, Rom, die privilegirte Stadt, wo die Idee Mensch werden und über die Zukunft herrschen sollte . . . — Mein Vater, verbeugen wir uns Beide: ich will den Namen des Gerechten aussprechen, der nicht nur für die Gerechten starb, die man nach ihm opfern sollte, sondern auch für die Schuldigen: mein Vater, ich spreche den Namen Christi aus.«

Sarranti neigte das Haupt: Dominique bekreuzte sich.

»Mein Vater, in dem Augenblicke, wo der Gerechte seinen letzten Ausruf von sich gab, rollte der Donner, zerriß der Vorhang im Tempel, öffnete sich die Erde . . . Dieser Spalt, der von einem Pole zum andern ging, war der Abgrund, der die alte Welt von der neuen trennte. Alles war wiederanzufangen, Alles war neu zu machen: man hätte glauben sollen, Gott, der Unfehlbare, habe sich getäuscht, hätte man nicht, von Stelle zu Stelle, wie an seinem eigenen Lichte angezündete Leuchttürme, die großen Vorläufer erkannt, die man Moses, Aeschylus, Plato, Sokrates, Virgil und Seneca nennt.

»Die Idee hatte vor Jesus Christus ihren antiken Namen: *Civilisation*, gehabt: sie hatte nach Jesus Christus ihren modernen Namen: *Freiheit*. In der heidnischen Welt war die Freiheit nicht nöthig für die Civilisation: sehen Sie Indien, sehen Sie Aegypten, sehen Sie Arabien, sehen Sie Persien, sehen Sie Griechenland, sehen Sie Rom. In der christlichen Welt gibt es keine Civilisation ohne Freiheit; sehen Sie Rom, Carthago, Granada fallen, sehen Sie den Vatican geboren werden . . .«

»Mein Sohn,« fragte Sarranti mit einer Art von Zweifel, »ist der Vatican wirklich der Tempel der Freiheit?«

»Er war es wenigstens bis zu Gregor VII. . . . Ah! mein Vater, hier muß man abermals den Menschen von der Idee trennen! Die Idee, die den Händen des Papstes entwischt, geht in die Hände von König Ludwig dem Dicken über, welcher vollendet, was Gregor VII. begonnen hat. Frankreich wird Rom fortsetzen; in diesem Frankreich, das kaum das Wort Gemeinde stammelt; in diesem Frankreich, dessen Sprache sich bildet, bei welchem die Leibeigenschaft aufgehoben werden wird, in diesem Frankreich werden sich fortan die Geschicke der Welt debattiren. Rom hat nur noch den Leichnam Christi: Frankreich hat sein Wort, seine Seele, — die Idee! . . . Seht sie sich erheben unter dem Namen Gemeinde. Gemeinde, das heißt Volksrechte, Demokratie, Freiheit!

»O mein Vater, die Menschen glauben, sie benützen die Ideen, während im Gegentheile es die Idee ist, welche die Menschen benützt.

»Hören Sie, mein Vater, denn in dem Augenblicke, wo Sie Ihr Leben Ihrem Glauben opfern, muß man Licht machen um diesen Glauben, damit Sie wohl sehen, ob die von Ihnen angezündete Fackel Sie dahin geführt hat, wohin Sie gehen wollten.«

»Ich höre,« erwiderte der Verurteilte, indem er seine Hand an seine Stirne drückte, als wollte er sie verhindern, vor der Minerva zu zerspringen, die er ganz gerüstet unter dem Gewölbe seines Gehirnes sich bewegen fühlte.

»Die Ereignisse sind verschieden,« fuhr der Mönch fort, »doch die Idee ist dieselbe. Nach der Gemeinde kommen die *Pastoureaux*; nach den Pastoureaux kommt die *Jacquerie*; nach der Jacquerie kommen die *Maillotins*; nach den Maillotins kommt *der Krieg des öffentlichen Wohls*; nach dem Kriege des öffentlichen Wohls die *Ligue*; nach der Ligue die *Fronde*; nach der Fronde die *französische Revolution*. Nun, mein Vater, alle die Empörungen, — mögen sie Gemeinde,

Pastoureaux, Jacquerie, Maillotin, Krieg des öffentlichen Wohls, Ligue, Fronde, Revolution heißen, — das ist immer die Idee, die Idee, die sich verwandelt, bei jeder Verwandlung aber wächst.

»Der Blutstropfen, der von der Zunge des ersten Menschen fällt, welcher auf dem öffentlichen Platze von Cambrai: *Gemeinde*, ruft, und dem man die Zunge als einem Gotteslästerer ausschneidet, ist die Quelle der Demokratie; zuerst Quelle, dann Bach, dann Fluß, dann Strom, dann See, dann Ocean.

»Sehen wir nun, mein Vater, auf diesem Ocean den vom Herrn erwählten Steuermann schiffen, den man Napoleon den Großen nennt . . .«

Der Verurtheilte, der nie solche Worte gehört hatte, sammelte sich und hörte.

Der Mönch fuhr in folgenden Ausdrücken fort:

»Drei Männer waren zu allen Zeiten im Geiste des Herrn erwählt gewesen, um die Werkzeuge der Idee zu sein und das Gebäude der christlichen Welt zu behauen, wie er es verstand. Diese drei Männer sind Cäsar, Karl der Große, Napoleon. Und bemerken Sie wohl, mein Vater, Jeder von diesen drei Männern weiß nicht, was er thut, und scheint gerade das Gegentheil von, dem zu träumen, was er vollbringt: Cäsar, ein Heide, bereitet das Christenthum vor; Karl der Große, ein Barbar, bereitet die Civilisation vor; Napoleon, ein Despot, bereitet die Freiheit vor.

»Diese drei Männer kommen in einer Entfernung von achthundert Jahren von einander. Mein Vater, es sind drei verschiedene menschliche Anblicke, doch es ist dieselbe Seele, die sie belebt, — die Idee.

»Cäsar, ein Heide, vereinigt durch die Eroberung die Völker in einen einzigen Bündel, damit auf dieser Menschengarbe Christus aufstehe, eine befruchtende Sonne der modernen Welt, und damit unter dem Nachfolger Cäsars sich Christus erhebe.

»Karl der Große, ein Barbar, gründet die Feudalherrschaft, diese Mutter der Civilisation, und bricht an den Schranken seines ungeheuren Reiches die Wanderung der Völker, welche noch barbarischer als er.

»Napoleon . . . Erlauben Sie, mein Vater, daß ich in Beziehung auf Napoleon meine Theorie weiter entwickle. Es sind nicht leere Worte, die ich Ihnen sage, und ich hoffe, sie führen mich im Gegentheile zu dem Ziele, nach dem ich strebe.

»Als Napoleon, oder vielmehr Bonaparte, — denn der Riese hat zwei Namen, wie er zwei Gesichter hat, — als Bonaparte erschien, war Frankreich dergestalt durch die Revolution aus den andern Völkern hinausgeschleudert, daß es das Gleichgewicht der Nationen gestört hatte. Dieser Bucephalus brauchte einen Alexander, dieser Löwe einen Androklos. Bonaparte erschien mit seiner doppelten volkstümlichen und aristokratischen Natur im Angesichte dieser wahnsinnigen Freiheit, die man fesseln mußte, um sie zu heilen. Bonaparte war hinter der Idee in Frankreich, aber vor den Ideen anderer Völker.

»Die Könige sahen nicht in ihm, was in ihm war: die Könige sind manchmal blind: die Tollen führten Krieg gegen ihn.

»Da nahm Bonaparte, — der Mann der Idee, — was in Frankreich Reinstes, Verständigstes, Progressivstes unter seinen Kindern war: er bildete Bataillons daraus, heilige Bataillons, die er über Europa verbreitete. — Ueberall bringen diese Bataillons der Idee den Tod den Königen und das Leben den Völkern: überall, wo der Geist Frankreichs durchzieht, macht die Freiheit in seinem Gefolge einen Riesenschritt und wirft die Revolutionen in den Wind, wie ein Säemann das Korn auswirft.

»Napoleon fällt 1815, und schon ist die Ernte, die er vorbereitet hat, auf gewissen Boden gut zu machen. So verlangen im Jahre 1818, — erinnern Sie sich der Data, mein Vater, — das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern eine Constitution und erhalten sie: 1819 verlangt Württemberg eine Constitution und erhält sie: 1820 Revolution und Constitution der Cortes in Spanien: 1821 Empörung der Griechen gegen die Türkei.

»Der Mensch ist Gefangener: der Mensch ist an den Felsen von St. Helena gefesselt: der Mensch ist todt; der Mensch ist begraben; der Mensch ruht unter seinem namenlosen Steine; doch die Idee ist frei, doch die Idee überlebt ihn, doch die Idee ist unsterblich!

»Eine einzige Nation, eine einzige, war durch ihre topographische Lage dem progressiven Einflusse Frankreichs entgangen, weil sie zu weit entfernt war, als daß wir je daran gedacht hätten, den Fuß auf ihr Gebiet zu setzen. Napoleon träumt die Vernichtung der Engländer in Indien durch seine Verbindung mit Rußland. . . Dadurch, daß er die Augen immer auf Moskau geheftet hält, gewöhnt er sich an die Entfernung; die Entfernung verschwindet allmählig durch einen zugleich erhabenen und wahnsinnigen optischen Effect. Einen Vorwand, und wir erobern Rußland, wie wir Italien, Aegypten, Deutschland, Oesterreich und Spanien erobert haben. Der Vorwand wird eben so wenig fehlen, als er zur Zeit der Kreuzzüge fehlte, wo wir die Civilisation vom Orient entlehnten. Gott will es: wir werden die Freiheit dem Norden bringen. Ein englisches Schiff läuft in den Hafen irgend einer Stadt am Baltischen Meere ein, und der Krieg ist von Napoleon dem Manne erklärt, der zwei Jahre vorher, sich vor ihm verbeugend, folgenden Vers vom Voltaire auf sich anwandte:

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux! [Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter.]

»Und vor Allem scheint es, aus den ersten Blick, die Vorhersehung Gottes scheitere an dem despotischen Instincte eines Menschen. Frankreich dringt in Rußland ein, Rußland weicht aber vor Frankreich zurück: die Freiheit und die Sklaverei werden nicht in Berührung kommen. Kein Samen wird in dieser eisigen Erde keimen: denn vor unseren Heeren werden nicht nur die feindlichen Heere, sondern auch die feindlichen Völkerschaften zurückweichen. Es ist ein wüstes Land, dessen wir uns bemächtigen, es ist eine in Brand gesteckte Hauptstadt, welche in unsere Hände fällt, und wenn wir in Moskau einziehen, ist Moskau leer, steht Moskau in Flammen!

»Da ist die Sendung Napoleons erfüllt, und der Augenblick seines Sturzes ist gekommen: denn der Sturz von Napoleon wird der Freiheit so ersprießlich sein, als es die Erhebung von Napoleon

gewesen ist. So klug vor dem siegenden Feinde, wird der Czaar vielleicht unklug vor dem besiegten Feinde sein: er war vor dem Eroberer zurückgewichen, — sehen Sie, mein Vater, sehen Sie, er schickt sich an, dem Flüchtling zu folgen . . .

»Gott zieht seine Hand von Napoleon zurück. . . Ist nicht seit drei Jahren sein guter Genius, Josephine, von ihm entfernt, um Marie Louise, der Incarnation des Despotismus, Platz zu machen? Gott zieht also seine Hand von Napoleon zurück: und damit das himmlische Dazwischentreten sehr sichtbar sei, sind es diesmal bei den menschlichen Dingen nicht mehr Menschen, welche gegen Menschen kämpfen: die Ordnung der Jahreszeiten ist verkehrt, der Schnee und die Kälte kommen in Eilmärschen: es sind die Elemente, welche eine Armee tödten.

»Und so treffen die von der Weisheit des Herrn vorhergesehenen Dinge ein. Paris konnte seine Civilisation nicht nach Moskau tragen: Moskau kommt und verlangt sie in Paris.

»Zwei Jahre nach dem Brande seiner Hauptstadt wird Alexander in der unsern einziehen: doch sein Aufenthalt hier wird von zu kurzer Dauer sein: seine Soldaten werden kaum den Boden Frankreichs berührt haben: unsere Sonne, die sie erleuchten sollte, hat sie nur geblendet.

»Gott ruft seinen Auserwählten zurück: Napoleon erscheint wieder: der Gladiator betritt wieder die Arena, kämpft, fällt und streckt bei Waterloo den Hals hin.

»Da öffnet Paris dem Czaar und seinem wilden Heere wieder die Thore. Diesmal wird die Occupation drei Jahre an den Ufern der Seine diese Menschen von der Newa, von der Wolga und vom Don zurückhalten: ganz angefüllt von neuen und fremden Ideen, die unbekannt Namen Civilisation, Befreiung und Freiheit stammelnd, werden sie in ihr wildes Land zurückkehren, und acht Jahre nachher wird eine republikanische Verschwörung in Petersburg ausbrechen . . . Wenden Sie die Augen gegen Rußland, mein Vater, und Sie werden den Herd dieses Brandes noch rauchend aus dem Senats-Platze sehen.

»Mein Vater, Sie haben Ihr Leben dem Menschen-Idee geweiht: der Mensch ist todt, die Idee lebt. Leben Sie auch für die Idee!«

»Was sagst Du, mein Sohn?« rief Herr Sarranti, seinen Sohn mit Augen anschauend, in denen sich zugleich das Erstaunen und die Freude, die Ueberraschung und der Stolz malten.

»Mein Vater, ich sage, nachdem Sie so muthig gekämpft, werden Sie nicht das Leben verlassen wollen, ehe Sie die Stunden der zukünftigen Unabhängigkeiten haben schlagen hören. Mein Vater, die Welt rührt sich; Frankreich ist in Arbeit wie ein vulcanischer Berg; noch ein paar Jahre, ein paar Monate vielleicht, und die Lava wird aus dem Krater hervorbrechen, auf ihrem Wege, wie verfluchte Städte, alle Knechtschaften, alle Erniedrigungen einer Gesellschaft verschlingend, welche verurtheilt ist, einer neuen Gesellschaft Platz zu machen.«

»Wiederhole die Worte, Dominique!« rief der enthusiastische Corse, dessen Augen vor Freude funkelten, da er aus dem Munde seines Sohnes diese prophetischen und tröstlichen, für ihn wie ein Diamantenthau kostbaren Worte hervorkommen hörte; »wiederhole diese Worte. . . Du gehörst zu einer geheimen Gesellschaft, nicht wahr, und Du kennst das Auflösungswort der

Zukunft?«

»Ich gehöre zu keiner geheimen Gesellschaft, mein Vater, und kenne ich das Auflösungswort der Zukunft, so habe ich es in der Vergangenheit gelesen. Ich weiß nicht, ob sich ein Complot in der Dunkelheit anzettelt; doch ich weiß, daß eine allmächtige Verschwörung im Angesichte Aller im vollen Sonnenscheine aufgegangen ist: das ist die Verschwörung des Guten gegen das Böse, und die zwei Streiter stehen einander gegenüber; die Welt wartet . . . Leben Sie, mein Vater, leben Sie!«

»Ja, Dominique,« rief Sarranti, seinem Sohne die Hand reichend, »Du hast Recht: ich wünsche nun zu leben; doch wie leben, da ich verurtheilt bin?«

»Mein Vater, das ist meine Sache.«

»Keine Gnade, hörst Du wohl, Dominique? Ich will nichts von den Menschen empfangen, welche zwanzig Jahre gegen Frankreich gekämpft haben.«

»Nein, mein Vater; verlassen Sie sich auf mich, daß ich die Ehre der Familie wahre. Man verlangt nur Eines von Ihnen: daß Sie ein Cassationsgesuch einreichen; ein Unschuldiger hat keine Gnade zu verlangen.«

»Was ist denn Dein Plan, Dominique?«

»Mein Vater, gegen Sie, wie gegen Andere muß ich ihn verschweigen.«

»Es ist ein Geheimniß?«

»Tief, unverletzlich.«

»Selbst für Deinen Vater, Dominique?«

Dominique nahm die Hand seines Vaters, küßte sie ehrfurchtsvoll und erwiderte:

»Selbst für meinen Vater!«

»Sprechen wir nicht mehr davon, mein Sohn. . . Wann werde ich Dich wiedersehen?«

»In fünfzig Tagen . . . vielleicht früher, doch nicht später.«

»Ich werde Dich fünfzig Tage lang nicht sehen?« rief Herr Sarranti erschrocken.

Er fing an zu befürchten, er werde sterben.

»Ich unternehme zu Fuße eine lange Pilgerfahrt. . . . Empfangen Sie mein Lebewohl. Ich reise schon diesen Abend, in einer Stunde, ab, um bis zu meiner Rückkehr nicht mehr zu rasten. Segnen Sie mich, mein Vater!«

Ein Gefühl erhabener Größe verbreitete sich über das Antlitz von Herrn Sarranti.

»Gott begleite Dich auf Deiner schmerzlichen Pilgerfahrt, edles Herz!« sagte er, die Hände über das Haupt seines Sohnes erhebend; »er bewahre Dich vor Hinterhalten und Verrathen, und führe Dich zurück, um die Thüre meines Gefängnisses zu öffnen, mag diese Thüre auf das Leben oder auf den Tod gehen.«

Dann nahm er zwischen seine zwei Hände den Kopf des knieenden Mönches, schaute ihn mit stolzer Zärtlichkeit an, küßte ihn auf die Stirne, und winkte ihm wegzugehen, ohne Zweifel aus Furcht, es könnte sich seine Gemüthsbewegung in Schluchzen Luft machen.

Der Mönch seinerseits, der seine Kräfte entschwinden fühlte, wandte sich ab, um seinem Vater den Anblick der Thränen zu entziehen, welche aus feinen Augen hervorstürzten, und ging hastig hinaus.



VI.

Der Paß.

Es schlug vier Uhr in dem Augenblicke, wo der Abbé Dominique den Fuß aus der Conciergerie setzte. Vor der Thüre fand der Mönch Salvator wieder. Der junge Mann sah, in welcher Unruhe der Abbé war, errieth, was in seiner Seele vorging, und begriff, daß mit ihm von seinem Vater sprechen seine Wunde wiederbeleben hieß. Er sagte ihm auch nichts Anderes als die Worte: , »Und was gedenken Sie nun zu thun?«

»Ich reise nach Rom ab.«

»Wann?«

»So bald als möglich.«

»Brauchen Sie einen Paß?«

»Vielleicht könnte mein Rock mir denselben ersetzen; doch gleichviel, um keinen Verzug zu erleiden, ziehe ich es vor, einen zu haben.«

»Holen wir einen Paß; wir sind nur zwei Schritte von der Præfectur, und mit meinem Beistande werden Sie, glaube ich, nicht lange zu warten haben.«

Fünf Minuten nachher traten Sie in den Hof der Præfectur ein.

In dem Augenblicke, wo sie über die Thürschwelle des Paßbureau schritten, stieß in dem finstern Gange ein Mann an sie.

Salvator erkannte Herrn Jackal.

»Empfangen Sie meine Entschuldigungen, Herr Salvator,« sagte der Polizeimann, als er den jungen Mann erkannte; »ich frage Sie diesmal nicht, durch welchen Zufall ich das Glück habe, Ihnen zu begegnen.«

»Und warum fragen Sie das nicht, Herr Jackal?«

»Ei! weil ich es weiß.«

»Sie wissen, was mich hierher führt?«

»Ist es nicht mein Handwerk, Alles zu wissen?«

»Ich komme also hierher, lieber Herr Jackal. . .?«

»Um einen Paß zu holen, lieber Herr Salvator.«

»Für mich?« fragte lachend Salvator.

»Nein, sondern für diesen Herrn,« antwortete Herr Jackal, mit dem Finger auf den Mönch deutend.

»Wir sind vor der Thüre des Bureau; Bruder Dominique ist bei mir; Sie wissen, daß mich mein Gewerbe in Paris zurückhält; es ist also nicht schwer, zu errathen, lieber Herr Jackal, daß ich einen Paß hole, und daß der Paß für diesen Herrn ist.«

»Ja, schwieriger aber war es, Ihren Wunsch vorherzusehen.«

»Ah! ah. . . Und Sie haben ihn vorhergesehen?«

»So weit es meinem armen kleinen Scharfsinne erlaubt war, dies zu thun.«

»Ich begreife nicht.«

»Wollen Sie mir die Freundschaft erweisen, mir mit dem Herrn Abbé zu folgen, lieber Herr Salvator? Dann werden Sie vielleicht begreifen?«

»Und wohin soll ich Ihnen folgen?«

»Ei! in den Saal, wo man die Pässe abgibt. Sie werden den des Herrn Abbé ganz ausgefertigt finden!«

»Ganz ausgefertigt?« sagte Salvator mit einer Miene des Zweifels.

»Ah! mein Gott, ja,« erwiderte Herr Jackal mit jener Treuherzigkeit, die er so gut auf seinem Gesichte auszubreiten wußte.

»Selbst mit dem Signalement?«

»Selbst mit dem Signalement. Es muß nur die Unterschrift des Herrn Abbé dabei fehlen.«

Sie waren vor dem mittleren Bureau der Thüre gegenüber angelangt.

»Den Paß von Herrn Dominique Sarranti,« sagte Herr Jackal zu dem, in seinem kleinen hölzernen Käfig eingeschlossenen, Bureauchef.

»Hier, mein Herr,« erwiderte der Bureauchef, indem er den Paß Herrn Jackal reichte, der ihn sodann dem Mönche übergab.

»Das ist es wohl, nicht wahr?« fuhr Herr Jackal fort, während Dominique einen erstaunten Blick auf das officielle Papier warf.

»Ja, mein Herr,« antwortete der Abbé; »in der That, das ist es.«

»Nun wohl,« sprach Salvator, »wir haben nun nichts mehr zu thun, als den Paß von

Monseigneur dem Nuntius visiren zu lassen.«

»Das ist etwas Leichtes,« erwiderte Herr Jackal, indem er tief aus seiner Tabatiere schöpfte und mit Wollust eine Prise Tabak schlürfte.

»Sie leisten mir da einen wahren Dienst, lieber Herr Jackal,« sagte Salvator, »und ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen soll.«

»Reden wir nicht hiervon; sind die Freunde unserer Freunde nicht unsere Freunde?«

Herr Jackal sprach diese Worte mit einer solchen Schulterbewegung, mit einem solchen Ausdrucke von Treuherzigkeit, daß ihn Salvator voll Zweifel anschaute.

Es gab Augenblicke, wo er nahe daran war, Herrn Jackal für einen Philosophen zu halten, der sein Handwerk als Polizeimann aus Liebe für die Menschheit treibe.

Doch gerade in diesem Momente warf ihm Herr Jackal von unten einen von jenen Blicken zu, welche von seiner Verwandtschaft mit dem Thiere zeugten, an das sein Name erinnerte.

Dann winkte er Dominique, ihn zu erwarten, und sagte:

»Zwei Worte, lieber Herr Jackal.«

»Vier, Herr Salvator. . . sechs, ein ganzes Wörterbuch; es ist ein so großes Vergnügen für mich, mit Ihnen zu plaudern, daß ich, wenn ich dieses Vergnügen habe, wünsche, die Conversation würde gar nie endigen.«

»Sie sind sehr gut,« sagte Salvator.

Und trotz seines inneren Widerstrebens gegen diese Art von Genossenschaft, nahm er den Arm des Polizeimannes.

»Mein lieber Herr Jackal, sagen Sie mir zwei Dinge. . .«

»Mit großem Vergnügen, lieber Herr Salvator.«

»In welcher Absicht haben Sie diesen Paß vorbereitet?«

»Das ist das erste von den zwei Dingen, die Sie mich zu fragen haben?«

»Ja.«

»Ei! in der Absicht, Ihnen angenehm zu sein.«

»Ich danke. . . Wie haben Sie nun gewußt, Sie werden mir angenehm sein, wenn Sie einen Paß aus den Namen von Herrn Dominique Sarranti ausfertigen lassen?«

»Weil Herr Dominique Sarranti Ihr Freund ist, so weit ich es an dem Tage, wo Sie ihn am

Bette von Herrn Colombau trafen, beurtheilen konnte.«

»Sehr gut! Doch wie haben Sie errathen, er sei im Begriffe, eine Reise zu machen?«

»Ich habe es nicht errathen: er hat es selbst Seiner Majestät gesagt, als er sie um einen Aufschub von fünfzig Tagen bat.«

»Er hat Seiner Majestät aber nicht gesagt, wohin er gehe.«

»Oh! ein schöner Witz, lieber Herr Salvator! Herr Dominique Sarranti verlangt einen Aufschub von fünfzig Tagen vom König, um eine Reise von dreihundert fünfzig Meilen zu machen. Wie weit ist es nun von Paris nach Rom? Dreizehnhundert Kilometer auf der Straße von Siena, vierzehnhundert dreißig Kilometer auf der Straße von Perugia; die mittlere Summe ist also dreihundert fünfzig Meilen. Mit wem kann es Herr Sarranti unter den Umständen, in denen er sich befindet, zu thun haben? Mit dem Papste, denn er ist Mönch: der Papst ist der König der Mönche; und Ihr Freund will es in Rom versuchen, den König der Mönche für seinen Vater zu interessiren, damit er den König von Frankreich um seine Begnadigung bitte; das ist das Ganze, lieber Herr Salvator. Ich könnte Sie glauben lassen, ich sei ein Zauberer; ich will Ihnen lieber ganz einfach die Wahrheit sagen. Sie sehen nun, der Erste der Beste hätte, von Deduction zu Deduction fortschreitend, die Sache so geschickt als ich zu ihrem Ziele geführt. Herr Dominique hat mir also nur noch in Ihrem und in seinem Namen zu danken und nach Rom abzureisen.«

»Nun wohl,« sagte Salvator, »das wird er sogleich thun.«

Sodann den Mönch rufend:

Mein lieber Dominique, hier ist Herr Jackal bereit, Ihre Danksagungen zu empfangen.«

Der Mönch näherte sich, dankte Herrn Jackal, und dieser nahm die Complimente von Dominique mit derselben Treuherzigkeit und Einfachheit hin, die er während der ganzen Scene zur Schau gestellt hatte.

Die zwei Freunde verließen die Præfectur.

Sie machten stillschweigend ein Hundert Schritte.

Nach hundert Schritten blieb der Abbé Dominique stehen, legte seine Hand auf den Arm seines nachdenkenden Begleiters und sagte:

»Ich bin unruhig, mein Freund.«

»Ich auch,« erwiderte Salvator.

»Die Zuvorkommenheit dieses Polizeimannes scheint mir nicht natürlich.«

»Mir auch nicht . . . Doch lassen Sie uns weiter gehen; ohne Zweifel folgt man uns und bespät uns.«

»Welches Interesse glauben Sie, daß er gehabt hat, um so meine Reise zu erleichtern?« fragte der Abbé der Ermahnung von Salvator gehorchend.

»Ich weiß es nicht, doch ich glaube wie Sie, daß er eines gehabt hat.«

»Glauben Sie an das, was er Ihnen von seinem Wunsche, Ihnen angenehm zu sein, gesagt hat?«

»Ei! mein Gott, das ist streng genommen möglich: es ist ein seltsamer Mensch, der zuweilen, man weiß nicht warum, noch wie, von Gefühlen erfaßt wird, die seinem Stande nicht anzugehören scheinen. In einer Nacht, als ich durch die verlorenen Quartiere der Stadt zurückkehrte, hörte ich in einer von jenen Straßen, welche keinen oder vielmehr einen sehr unglücklichen Namen haben, — ich hörte am Ende der Rue de la Tuerie [Metzelei Straße.], in der Nähe der Rue de la Vieille-Lanterne, dumpfe Schreie. Ich bin immer bewaffnet, — Sie müssen begreifen, warum, Dominique; ich eilte nach der Seite, wo ich das Geschrei hörte. Ich sah von der schmutzigen Treppe herab, welche von der Rue de la Tuerie nach der Rue de la Vieille-Lanterne führt, einen Mann, der sich mit Händen und Füßen zwischen drei Männern wehrte, die ihn durch die offene Thüre einer Abzucht nach der Seine zu schleppen suchten. Ich nahm mir nicht die Zeit, die Treppe hinabzusteigen: ich schlüpfte unter dem Geländer durch, und ließ mich auf die Straße fallen. Ich war zwei Schritte von der Gruppe; Einer von denen, welche sie bildeten, machte sich davon los und sprang mit aufgehobenem Stocke auf mich zu. Er rollte in demselben Augenblicke von einem Pistolenschusse getödtet in die Gosse. Bei diesem Anblicke, beim Lärmen des Schusses entflohen die zwei anderen Männer, und ich befand mich allein mit dem, welchem mich die Vorsehung auf eine so wunderbare Weise zu Hilfe geschickt hatte. Es war Herr Jackal. Ich kannte ihn damals nur dem Namen nach, — wie ihn Jedermann kennt. Er sagte mir, wer er sei, und wie er sich hier befinde: er sollte eine Haussuchung in einem schlechten Garni vornehmen, das in der Rue de la Vieille-Lanterne ein paar Schritte von der Treppe, liegt; da er eine Viertelstunde vor seinen Agenten ankam, so hielt er sich am Gitter der Abzucht verborgen, als sich plötzlich das Gitter öffnete und drei Männer über ihn Herfielen. Diese drei Männer waren gleichsam die Abgeordneten aller Diebe und aller Mörder von Paris, welche geschworen hatten, sich des Herrn Jackal zu entledigen, dessen Beaufsichtigung eine Geißel für sie war. Und in der That, sie waren im Begriffe, ihr Versprechen zu halten und sich von ihm zu befreien, als ich zu ihrem Unglücke, und besonders zum Unglücke von dem, welcher zu meinen Füßen röchelte, Herrn Jackal zu Hilfe kam. . . Seit jenem Tage hat Herr Jackal eine gewisse Dankbarkeit für mich und leistet mir, mir und meinen Freunden, alle die kleinen Dienste, die er mir leisten kann, ohne seine Pflicht als Ches der Sicherheitspolizei zu verletzen.«

»Es ist also in der That möglich, daß er die Absicht gehabt hat, Ihnen angenehm zu sein,« sagte der Abbé Dominique.

»Das ist möglich: doch lassen Sie uns in mein Haus gehen: Sehen Sie jenen trunkenen Menschen: er folgt uns von der Rue de Jerusalem an: sobald wir jenseits der Thüre sind, wird er seinen Rausch verloren haben.«

Salvator zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Gangthüre, ließ Dominique vorangehen, und schloß die Thüre wieder hinter sich.

Roland hatte seinen Herrn gerochen: die zwei jungen Leute fanden auch den Hund im ersten Stocke und Fragola Salvator vor der Thüre ihrer Wohnung erwartend.

Das Mittagsbrod stand bereit, denn die Zeit war unter diesen verschiedenen Ereignissen verlaufen, und es hatte sechs Uhr geschlagen.

Obschon ernst, war das Gesicht der beiden Männer doch ruhig. Es war also nichts wirklich Aergerliches vorgefallen.

Fragola befragte Salvator mit dem Blicke.

»Alles geht gut,« erwiderte dieser mit einem Halblächeln.

»Der Herr Abbé erweist uns die Ehre, unser Mahl zu theilen?« sagte Fragola.

»Geben Sie mir nun Ihren Paß, mein Bruder,« sprach Salvator.

Der Mönch zog aus seiner Brust den zusammengefalteten Paß.

Salvator entfaltete den Paß, untersuchte ihn sorgfältig, drehte ihn hin und her, jedoch ohne etwas Verdächtiges zu bemerken.

Endlich hielt er ihn an eine Fensterscheibe.

In der Durchsichtigkeit des Papiers erschien ein Buchstabe, der in jeder andern Lage, als in der, in welche Salvator das Papier gebracht hatte, unsichtbar gewesen wäre.

»Sehen Sie?« sagte Salvator.

»Was?« fragte der Abbé.

»Dieser Buchstabe.«

Und er deutete mit dem Finger auf den Buchstaben.

»Ein S?«

»Ja, ein S; begreifen Sie?«

»Nein.«

»Ein S ist der erste Buchstabe des Wortes surveillance [Überwachung.]«

»Nun?«

»Nun, das bedeutet: »Im Namen des Königs von Frankreich, empfehle ich, Jackal, Vertrauter des Herrn Polizeipräsidenten, allen französischen Agenten, im Interesse Seiner Majestät, und allen

auswärtigen Agenten, im Interesse ihrer respectiven Regierungen, dem Inhaber dieses Passes auf der Spur zu folgen, ihn zu überwachen, ihn auf der Landstraße anzuhalten, und im Nothfalle gefänglich einzuziehen;«« mit einem Worte, mein Freund, Sie stehen, ohne es zu wissen, unter der Aufsicht der hohen Polizei.«

»Was liegt mir im Ganzen daran?« sagte der Abbé.

»Oh! geben wir wohl Acht,« erwiederte ernst Salvator; »die Art, wie der Proceß Ihres Vaters geführt worden ist, beweist, daß man sich nicht ungern seiner entledigen würde, und ich will das Verdienst von Fragola nicht hervorheben,« fügte Salvator mit einem unmerklichen Lächeln bei, »doch es hat nicht weniger gebraucht, als die hohen Einflüsse, über die sie verfügt, daß Sie Ihre Audienz erhielten, und in Folge Ihrer Audienz die zwei Monate Aufschub, die Ihnen der König bewilligt hat.«

»Glauben Sie, der König würde sein Versprechen nicht halten?«

»Nein; doch Sie haben nur zwei Monate.«

»Das ist mehr, als ich brauche, um nach Rom zu gehen und von dort zurückzukehren,«

»Wenn man Ihnen keine Verlegenheiten bereitet, keine Hindernisse, in den Weg legt, Sie nicht verhaftet; wenn man Sie endlich, sind Sie dort angekommen, nicht durch tausend verborgene Intriguen verhindert, denjenigen zu sehen, welchen Sie sehen wollen.«

»Ich glaubte, jeder Mönch, der, eine Pilgerfahrt von vierhundert Meilen vollendend, in Rom barfuß und mit einem Stabe in der Hand ankomme, brauche nur vor der Pforte des Vaticans zu erscheinen, und die Treppe, welche nach der Wohnung desjenigen führt, welcher einst selbst ein einfacher Mönch war, werde ihm geöffnet sein.«

»Mein Bruder, Sie glauben noch an viele Dinge, an welche Sie nach und nach zu glauben aufhören werden . . . Der Mensch, so wie er ins Leben eintritt, ist wie ein Baum, dessen Blüthen der Wind Anfangs zerstreut, dessen Blätter er sodann abreißt, dessen Aeste er hernach bricht, bis der Sturm, der auf den Wind folgt, an einem schönen Tage ihn selbst zerbricht . . . Mein Bruder, sie haben ein Interesse dabei, daß Herr Sarranti stirbt, und sie wenden alle mögliche Mittel an, um das Wort, das Sie dem König abgelistet haben, unnütz zu machen!«

»Abgelistet!« rief Dominique, Salvator mit Erstaunen anschauend.

»Abgelistet aus ihrem Gesichtspunkte. . . Wie denken Sie, daß Sie den Einfluß erklären, der gemacht hat, daß die Frau Herzogin von Berry, die vielgeliebte Tochter des Königs, deren Gemahl unter dem Streiche eines Fanatikers gestorben ist, sich für den Sohn eines andern Revolutionärs interessirte, der selbst Revolutionär und Fanatiker?«

»Das ist wahr,« sagte Dominique erbleichend; »doch was thun?«

»Darauf werden wir bedacht sein.«

»Aber wie?«

»Indem wir diesen Paß verbrennen, der Ihnen nicht nützlich sein kann.«

Und Salvator zerriß den Paß und warf die Stücke davon in den Ofen.

Dominique schaute ihm mit Bangigkeit zu.

»Doch nun,« sagte er, »ohne Paß, wie wird es mir ergehen?«

»Vor Allem glauben Sie mir, es ist besser, ohne Paß zu reisen, als mit diesem zu reisen; Sie werden indessen nicht ohne Paß reisen.«

»Wer wird mir einen geben?«

»Ich!« antwortete Salvator.

Und er öffnete einen kleinen Secretär, ließ eine geheime Schublade spielen und nahm unter mehreren in derselben verborgenen Papieren einen Paß, der völlig unterzeichnet, auf dem aber Name und Signalement nicht ausgefüllt waren.

Er füllte die Namen und das Signalement aus: die Namen mit dem Namen von Bruder Salvator; das Signalement nach dem Signalement von Sarranti.

»Doch das Visa?« fragte Dominique.

»Er ist visirt von der sardinischen Gesandtschaft für Turin. Ich glaubte nach Italien, und zwar, wohl verstanden, incognito dahin zu gehen, und darum hatte ich mich mit diesem Passe versehen; er wird Ihnen dienen.«

»Doch in Turin?«

»In Turin sagen Sie, Ihre Geschäfte nöthigen Sie, bis Rom zu gehen, und man wird Ihren Paß ohne Schwierigkeit visiren.«

Der Mönch ergriff und drückte die Hände von Salvator.

»Oh! mein Bruder! oh! mein Freund!« rief er, »wie vermag ich je für Alles, was ich Ihnen schuldig bin, erkenntlich zu sein?«

»Ich habe Ihnen gesagt, mein Bruder,« erwiderte lächelnd Salvator, »was ich auch für Sie thun mag, ich werde immer Ihr Schuldner bleiben.«

Fragola kam zurück; sie hörte diese letzten Worte.

»Wiederhole unserem Freunde, was ich ihm sage, mein Kind,« sprach Salvator, dem Mädchen die Hand reichend.

»Er verdankt Ihnen das Leben, mein Vater; ich verdanke ihm mein Glück; Frankreich wird ihm nach Maßgabe dessen, was ein Mensch thun kann, vielleicht seine Befreiung verdanken. Sie sehen wohl, die Schuld ist ungeheuer. Verfügen Sie also über uns.«

Der Mönch schaute die zwei jungen Leute an.

»Sie thun das Gute: seien Sie glücklich!« sagte er mit einer Geberde väterlicher und barmherziger Nachsicht.

Fragola deutete auf den servirten Tisch.

Der Mönch setzte sich zwischen die zwei jungen Leute und sprach ernst das Benedicite, das sie mit einem Lächeln reiner Seelen anhörten, welche überzeugt sind, das Gebet steige zu Gott auf.

Man aß rasch und stillschweigend.

Ehe das Mahl beendet war, stand Salvator, der die Ungeduld in den Augen des Mönches las, auf.

»Ich bin zu Ihren Befehlen, mein Vater, doch ehe wir gehen, lassen Sie mich Ihnen einen Talisman geben . . . Fragola, hole die Briefcassette.«

Fragola ging hinaus.

»Einen Talisman!« wiederholte der Mönch.

»Ah! seien Sie ruhig, mein Freund, es ist nichts Abgöttisches; doch Sie wissen, was ich Ihnen in Betracht der Schwierigkeiten gesagt habe, die Sie erfahren dürften, um bis zum heiligen Vater zu gelangen.«

»Ja; Sie vermögen also etwas für mich dort?« »Vielleicht!« erwiderte Salvator lächelnd. Sodann, als Fragola mit der verlangten Cassette zurückkam:

»Eine Kerze, Siegellack und das Wappenpetschaft.«

Das Mädchen stellte die Cassette auf den Tisch und ging abermals hinab.

Salvator öffnete die Cassette mit einem vergoldeten Schlüsselchen, das er an einer Kette hängend an seinem Halse trug.

Sie enthielt etwa zwanzig Briefe; von diesen zwanzig Briefen nahm er einen aufs Gerathewohl.

Fragola kehrte in diesem Augenblicke mit der Kerze, dem Siegellack und dem Petschaft zurück.

Salvator legte den Brief in einen Umschlag, siegelte ihn mit dem Wappenpertschaft und schrieb folgende Adresse darauf:

An den Herrn Vicomte von Chateaubriand

in Rom.

»Hören Sie,« sagte er zu Dominique, »es sind drei Tage, daß derjenige, an welchen dieser Brief adressirt ist, müde der Art, wie die Dinge in Frankreich gehen, nach Rom abgereist ist.«

»An den Herrn Vicomte von Chateaubriand?« wiederholte der Mönch.

»Ja; vor einem Namen wie der seinige öffnen sich alle Thüren. Halten Sie die Schwierigkeiten für unüberwindlich, so überreichen Sie ihm diesen Brief, sagen Sie ihm, er sei Ihnen vom Sohne desjenigen übergeben worden, welcher ihn geschrieben hat, und rufen Sie im Namen dieses Briefes Emigrationserinnerungen an. Er wird Ihnen vorangehen, und Sie werden ihm nur zu folgen haben. Wenden Sie übrigens dieses Mittel nur im äußersten Nothfalle an; denn es wird ein Geheimniß enthüllen, das sodann unter drei Personen sein wird: Sie, Herr von Chateaubriand und wir, Fragola und ich, die wir nur Eins bilden.«

»Ich werde blindlings Ihre Instructionen befolgen, mein Bruder.«

»Nun wohl, das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte. Küsse dem frommen Manne die Hand, Fragola; ich, ich begleite ihn bis zum letzten Hause der Stadt.«

Fragola näherte sich und küßte die Hand dem Mönche, der ihr mit einem sanften Lächeln zuschaute.

»Ich erneure meinen Segen,« sprach er; »seien Sie so glücklich, als Sie keusch, gut und schön sind.«

Sodann, als ob alle lebendige Wesen des Hauses ein Recht aus seinen Segen hätten, strich er mit der Hand über den Kopf des Hundes und ging ab.

Salvator, der zurückgeblieben war, drückte sanft seine Lippen aus die von Fragola und murmelte:

»Ah! ja, keusch, gut und schön!«

Und er folgte dem Mönche.

VII.

Der Pilger.

Ehe er abreiste, mußte der Abbé noch in seine Wohnung gehen: die zwei jungen Leute schlugen also den Weg nach der Rue du Pot-de-Fer ein.

Kaum hatten sie zehn Schritte gemacht, als ein Commissionär, dem ein in einen Mantel gehüllter Mann einen Brief übergeben, sich von der Mauer trennte und ihnen folgte.

»Hören Sie,« sagte Salvator zum Mönche, »ich wette, das ist ein Commissionär, der aus derselben Seite zu thun hat wie wir!«

»Wir werden also bespät?«

»Bei Gott!«

In der That, die jungen Leute wandten sich dreimal um, einmal an der Ecke der Rue de l'Eperon, einmal an der Ecke der Rue Saint-Sulpice, und einmal vor der Thüre des Abbé: der Commissionär hatte, wie es schien, an demselben Orte wie sie zu thun.

»Ah!« murmelte Salvator, »das ist ein geschickter Mann, dieser Herr Jackal, da wir aber Gott für uns haben, und er nur den Teufel für sich hat, so werden wir vielleicht noch geschickter sein als er.«

Sie traten ein: der Abbé nahm seinen Schlüssel. Ein Mann plauderte mit der Portiere und streichelte ihre Katze.

»Sehen Sie diesen Mann recht an, wenn wir weggehen,« sagte Salvator, während er die Treppe hinaufstieg.

»Welchen Mann?«

»Den, welcher mit Ihrer Portiere plaudert.«

»Nun?«

»Nun, er wird sie bis an die Barrière begleiten, und vielleicht noch viel weiter.«

Man trat in das Zimmer von Dominique ein.

Es war eine Oase, dieses Zimmer, wenn man von der Conciergerie oder der Préfectur kam. Die untergehende Sonne beleuchtete es zu dieser Stunde mit ihren sanften Strahlen; die Vögel des Luxembourg sangen in den blühenden Kastanienbäumen; die Luft war rein, und man fühlte sich glücklich, wenn man nur in diesen Winkel eintrat.

Salvator aber fühlte sein Herz beklommen bei dem Gedanken, der arme Mönch sollte diese heitere Atmosphäre verlassen, um auf den Landstraßen von Land zu Land, unter der glühenden Sonne des Südens, unter dem eisigen Winde der Nacht umherzuirren.

Der Abbé blieb einen Augenblick mitten im Zimmer stehen und schaute rings umher.

»Ich bin glücklich hier gewesen!« sagte er, durch Worte den Gedanken seines Geistes formend; »ich habe die süßesten Stunden meines Lebens in dieser friedlichen Einsamkeit zugebracht, wo ich Vergnügen nur vom Studium, Trost nur von Gott verlangte. Jenen Mönchen ähnlich, welche den Thabor oder den Sinai bewohnen, kamen dann wie Erinnerungen aus einem vergangenen Leben, wie Offenbarungen eines zukünftigen Lebens zu mir. Ich habe hier, wie lebendige Wesen, die blühendsten Träume meiner Jugend, die zauberhaftesten Glückseligkeiten meiner Jünglingszeit vorüberziehen sehen; ich verlangte nur einen Freund: Gott gab mir diesen Freund in Colombau, Gott hat ihn mir genommen! doch er hat Sie mir gegeben, Salvator. Der Wille Gottes geschehe!«

Und nachdem er diese Worte gesprochen, nahm der Mönch ein Buch, das er in seine Rocktasche steckte, und knüpfte eine einfache Schnur um seinen weißen Rock; dann holte er aus einer Ecke des Zimmers einen langen Dornenstock und zeigte ihn seinem Freunde.

»Ich habe ihn von einer traurigen Pilgerfahrt zurückgebracht,« sagte er; »es ist das einzige materielle Andenken, das mir von Colombau bleibt.«

Sodann, als befürchtete er, weich zu werden und auszubrechen, sprach er:

»Wollen wir gehen, mein Freund?«

»Gehen wir!« erwiderte Salvator, indem er aufstand.

Sie stiegen die Treppe hinab; der Mann war nicht mehr bei der Portiere, doch er war an der Ecke der Straße.

Die zwei jungen Leute durchschritten den Luxembourg; der Mann folgte ihnen. Sie erreichten die Allee de l'Observatoire, nahmen ihren Weg durch die Rue Cassini, den Faubourg Saint-Jaques, und gelangten so., mehr stumm als sprechend, durch die äußeren Boulevards bis zur Barrière Fontainebleau; sie gingen durch die Barrière, verfolgt von den neugierigen Blicken der Douaniers und der Leute aus dem Volke, welche an den Anblick des mönchischen Gewandes wenig gewohnt waren; die zwei Freunde setzten ihren Marsch fort; der Mann folgte ihnen immer.

Allmähig trennten sich die Häuser, dann wurden sie die Straße entlang seltener; endlich sah man rechts , und links nichts mehr als die Ebene, wo die Aehren sich zu schaukeln ansingen.

»Wo werden Sie heute übernachten?« fragte Salvator.

»In dem ersten Hause, wo man so gut sein will, mir Gastfreundschaft zu geben,« antwortete der Mönch.

»Diese Gastfreundschaft, mein Bruder, dulden Sie, daß ich sie Ihnen gebe?«

Der Mönch nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Beistimmung.

»Fünf Meilen von hier, etwas vor der Cour de France, finden Sie links einen kleinen Fußpfad, den Sie an einem Pfosten erkennen, auf welchem Sie ein weißes Kreuz sehen, das die Form von dem hat, was man in der Heraldik ein Pfotenkreuz nennt.«

Dominique nickte zum zweiten Male.

»Sie folgen diesem Fußpfade, der Sie ans Ufer des Flusses führt. Sodann, hundert Schritte von da, mitten unter einer Gruppe von Erlen, Pappelbäumen und Weiden, werden Sie bei den Strahlen, des Mondes ein weißes Häuschen sehen. Ueber der Thüre dieses Hauses werden Sie ein Kreuz ähnlich dem des Pfostens erkennen.«

Dominique nickte zum dritten Male.

»Ganz nahe dabei ist eine hohle, Weide,« fuhr Salvator fort: »Sie werden in der Höhlung dieser Weide suchen und einen Schlüssel finden: das ist der Schlüssel der Thüre. Sie nehmen ihn und öffnen. Für diese Nacht, und für so viel Nächte als Sie wollen, gehört die Hütte Ihnen.«

Es fiel dem Mönch nicht einmal ein, Salvator zu fragen, zu welchem Zwecke er ein Haus am Ufer des Flusses habe: er öffnete seine Arme seinem Freunde.

Das Herz angeschwollen von tiefer Erregung, preßten sich die jungen Leute an einander.

Man mußte sich trennen.

Der Abbé ging ab.

Salvator blieb unbeweglich an dem Platze stehen, wo er seinen Freund verlassen hatte, und folgte ihm mit den Augen so weit, als seine Augen seine Form in der wachsenden Dunkelheit unterscheiden konnten.

Jeder, der diesen schönen Mönch friedlich und ernst, seinen Dornenstock in der Hand, mit seinem von Weiße glänzenden Rocke und seinem hinter ihm flatternden Mantel hätte hinwandeln sehen: Jeder, sagen wir, der so zu Fuße aus seine lange, fromme Pilgerfahrt diesen schönen Mönch mit dem festen Gange, mit dem gleichen Schritte hätte abgehen sehen, würde sich zugleich von Mitleid und von Traurigkeit, von Ehrfurcht und von Bewunderung ergriffen gefühlt haben.

Endlich verlor ihn Salvator aus dem Gesicht«: er machte ein Zeichen, welches bedeutete: »Gott behüte Dich!« und stieg gegen die rauchige, kothige Stadt hinab, — mit einem Kummer mehr und einem Freunde weniger.

VIII.

Der Urwald der Rue d'Enfer.

Lassen wir den Abbé aus der Straße nach Italien, seine traurige, lange Pilgerfahrt von dreihundert fünfzig Meilen vollbringend, das Herz erfüllt von schmerzlichen Bangigkeiten, die Füße gequetscht durch die harten Kieselsteine des Weges, und sehen wir, was, ungefähr drei Wochen nach seiner Abreise, das heißt am Montag dem 21. Mai, um Mitternacht, in einem Hause, oder vielmehr im Parke eines öden Hauses von einer der volkreichsten Vorstädte von Paris vorging.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht des nächtlichen Besuches, den Carmelite und Colombau, zur Zeit ihres so schnell verlaufenen Glückes, in einer Frühlingsnacht dem Grabe von la Ballière machten. In jener Nacht, wie man sich auch erinnert, gingen sie, nachdem sie die Rue Saint-Jacques und die Rue du Val-de-Grace durchschritten hatten, gegen links und kamen in der Rue d'Enfer vor eine kleine hölzerne Gitterthüre, welche dem ehemaligen Garten der Carmeliterinnen als Eingang dient.

Nun wohl, jenseits der Straße, — folglich rechts, wenn man nach dem Observatoire geht, diesem Garten der Carmeliterinnen beinahe gegenüber, war eine gewölbte Thüre mit eisernem Gitter und durch eine eiserne Kette geschlossen.

Schaut im Vorübergehen durch die Gitterstangen dieser Thüre, und Ihr werdet erstaunt sein, wenn Ihr die üppigste Vegetation seht, die Ihr je vor den Augen gehabt, die Ihr je in einem Traume erschaut habt.

In der That, man denke sich einen Wald von Platanen, Adamsfeigenbäumen, Kastanienbäumen, Sumachs, Fichten, Tulpenbäumen mit einander wie Lianen verschlungen und verbunden durch tausendarmigen Epheu, in einem unentwirrbaren Durcheinander, in einer unglaublichen Verwirrung: ein für den Menschen undurchdringlicher Wald, ein Urwald Indiens oder Americas, und man wird kaum einen Begriff von der Zauberwirkung haben, die aus den erstaunten Vorübergehenden der Anblick dieses vereinzelt, mehr als vereinzelt, geheimnißvollen Parkwinkels hervorbringt,

Doch der Zauber, den der Anblick eines Urlandes und einer üppigen Vegetation verursacht, verschwand sehr bald und machte einer Art von Schrecken Platz, wenn, statt diesen Wald am hellen Tage zu sehen, der Vorübergehende seinen Blick durch die Gitterstangen in der Abenddämmerung oder in der Finsterniß tauchte, welche der Mitternachtsmond sichtbar machte.

Da erblickte er, beim bleichen Scheine der Königin mit dem silbernen Diadem, in der Ferne die Trümmer eines eingestürzten Hauses und einen ungeheuren gähnenden Brunnen in einem Dickicht von hohem Grase: da hörte er unter der tiefen Stille jene tausend seltsamen Geräusche, die um Mitternacht aus den Kirchhöfen, den verfallenen Thürmen und den unbewohnten Schlössern hervorkommen: dann, wenn, — statt von jenem dreifachen Erze umschlossen zu sein,

von dem Horaz in Beziehung auf den ersten Schiffer spricht, — die Einbildungskraft des verspäteten Wanderers, eines Schülers von Göthe oder Lesers von Hoffmann, auch nur ein wenig von der Lecture dieser zwei Dichter erfüllt wäre, würden ihm die Erinnerung an die Burgen des Rheins, wohin die Gespenster der Feudalbaronen zurückkehren, die Geister der böhmischen Wälder, alle Märchen, alle Legenden, alle schlimmen Geschichten des alten Deutschlands wieder in den Kopf kommen, und er würde von diesen schweigsamen Bäumen, von diesem offenen Brunnen, von diesem eingestürzten Hause ihre Geschichte, ihr Märchen oder ihre Legende verlangen.

Was wäre es dann bei dem, welcher, nachdem er die Trödlerin, — eine gute, brave Frau Namens Thomas, die gerade gegenüber, auf der andern Seite der Straße, wohnt, — was wäre es dann, sagen wir, wenn er, nachdem er diese brave Frau über die Legende oder die Geschichte des geheimnißvollen Parkes befragt hätte, durch Vergünstigung, durch Gewalt oder durch List das Mittel, ihn zu besichtigen, erhielte! Er würde sicherlich schauern, sähe er nur durch das Gitter diesen seltsamen, düstern, unbeschreiblichen Wirrwarr von alten Bäumen, hohen Gräsern, Farnkräutern, Nesseln und kriechendem Epheu.

Ein Kind würde es nicht wagen, die Schwelle dieser Thüre zu überschreiten; eine Frau würde beim Anblicke dieses Parkes ohnmächtig werden.

Mitten in diesem Quartier, das schon so voll von Legenden, — mit der vom Teufel von Vauvert anzufangen, — ist dieser Park eine Art von Nest, wo tausend Legenden entstehen, die Euch der erste der Beste von der Barrière bis zur Porte Saint-Jacques, vom Observatoire bis zur Place Saint-Michel erzählen wird.

Welche ist die wahrste von allen diesen sich widersprechenden Legenden? Wir vermöchten es nicht zu sagen; doch wir wollen, ohne sie als ein evangelisches Wort zu geben, diejenige mittheilen, welche uns persönlich ist, und man wird begreifen, warum die Erinnerung an dieses düstere, fantastische Haus bei uns so tief in den Geist eingedrungen ist, daß sie nach Verlauf von dreißig Jahren noch darin bleibt.

Ich war kurz zuvor in Paris angekommen; ich zählte zwanzig Jahre, wohnte im Faubourg Saint-Denis und hatte eine Geliebte in der Grande-Rue-d'Enfer.

Sie fragen mich, warum ich, im Faubourg Saint-Denis wohnend, eine Geliebte in diesem abgelegenen Quartier, das so fern von dem meinigen, gewählt habe. Daraus antworte ich Ihnen, daß man mit zwanzig Jahren, wenn man von Villers-Coterets ankommt und nur zwölfhundert Franken Gehalt hat, seine Geliebte nicht wählt, sondern von ihr gewählt wird.

Ich war also von einer hübschen jungen Person gewählt worden, welche, wie gesagt, in der Grande-Rue-d'Enfer wohnte.

Ich machte dreimal in der Woche, zur großen Angst meiner armen Mutter, dieser schönen jungen Person einen nächtlichen Besuch; ich ging um zehn Uhr Abends von Hause weg und kam gegen drei Uhr Morgens zurück.

Nach meiner Gewohnheit als noctambuler Tourist trug ich, auf meine hohe Gestalt und meine Stärke mich verlassend, weder Stock, noch Pistolen, noch Dolch bei mir.

Der Weg, den ich machte, war sehr einfach; wäre er auf der Karte von Paris mit einem Lineal und einem Bleistift gezogen worden, er hätte keine geradere Linie verfolgt: ich ging vom Faubourg Saint-Denis Nr. 53 aus; ich wanderte über den Pont-au-Change, durch die Rue de la Barillerie, über den Pont Saint-Michel; ich durchschritt die Rue de la Harpe; sie führte mich nach der Rue d'Enfer, die Rue d'Enfer nach der Rue de l'Est, die Rue de l'Est nach der Place de l'Observatoire; dann zog ich mich am Hospice des Enfants-Troupés hin und trat durch die Barrière, und zwischen der Rue de la Pepinière und der Rue de la Rochefoucauld öffnete ich die kleine Thüre eines Gartens, der nach einem Hause führte, das heute verschwunden ist und vielleicht nur noch in meiner Erinnerung lebt. Ich kam auf demselben Wege zurück, das heißt, ich machte ungefähr zwei Meilen in meiner Nacht.

Meine arme Mutter, die sich schon sehr ängstigte, ohne zu wissen, wohin ich ging, würde sich wohl noch viel mehr geängstigt haben, hätte sie mir folgen, und sehen können, durch welche finstere Wüste mein Gang von dem aus, was man die Ecole des Mines nennt, vollführt wurde.

Doch der ödeste und düsterste Ort von dieser ganzen Marschlinie waren unstreitig die fünfhundert Schritte, die ich von der Rue de l'Abbé-de-l'Epée nach der Rue de Port-Royal gehend und von der Rue de Port-Royal nach der Rue de l'Abbé-de-l'Epée zurückkehrend machte. Diese fünfhundert Schritte gingen längs den Mauern des verfluchten Hauses hin.

Ich gestehe, daß in mondlosen Nächten diese fünfhundert Schritte mich beklommen machten.

Es gibt einen Gott für die Trunkenen und die Verliebten, sagt man. Gott sei Dank, ich vermöchte, was die Trunkenen betrifft, nicht zu urtheilen; was aber die Verliebten betrifft, da wäre ich versucht, es zu glauben: ich hatte nie ein schlimmes Zusammentreffen.

Gequält von der Wuth, Alles zu ergründen, die mich beständig anstachelte, hatte ich allerdings den Entschluß gefaßt, wie man sagt, den Stier beiden Hörnern zu packen, das heißt, in das Innere dieser geheimnißvollen Einsamkeit einzudringen.

Ich fing damit an, daß ich mich nach der betreffenden Legende bei der Person erkundigte, welche mich, von zwei Nächten eine, die so eben von mir erzählte Unklugheit begehen ließ. Sie versprach, ihren Bruder, einen der unbändigsten Studenten des Quartier Latin, darüber zu fragen; ihr Bruder bekümmerte sich wenig um Legenden; um jedoch die Neugierde seiner Schwester zu befriedigen, erkundigte er sich, und Folgendes sind die Details, die er sammelte.

Die Einen sagten, dieses Haus sei das Eigentum eines reichen Nabobs, der, nachdem er seine Söhne und seine Töchter, seine Enkel und seine Enkelinnen, sowie auch seine Urenkel hatte sterben sehen, — denn der Indier zählte fast anderthalb Jahrhunderte, — geschworen habe, Niemand mehr zu sehen, nur Wasser aus seiner Cisterne zu trinken, nur Gras von seinem Garten zu essen, seinen Leib nur aus der kahlen Erde, seinen Kopf nur aus einem steinernen Kissen ruhen zu lassen.

Andere behaupteten, dieses Haus diene als Schlupfwinkel für eine Falschmünzerbande, und alle falsche Geldstücke, welche in Paris im Umlaufe seien, werden zwischen der Allee de l'Observatoire und der Rue de l'Est verfertigt.

Die frommen Personen sagten ganz leise, diese Wohnung werde zu unregelmäßigen Zeiten vom Jesuitengeneral besucht, der sich, nachdem er den Brüdern von Montrouge Besuch gemacht, nach diesem seltsamen Orte durch einen unterirdischen Gang begeben, welcher nicht weniger als anderthalb Meilen Länge habe. ,

Die schwachen Geister sprachen unbestimmt von Ketten schleppenden Gespenstern, von Seelen im Fegefeuer, welche um Gebete flehen, von unerklärlichen, außerordentlichen, übermenschlichen Geräuschen, die man zur Mitternachtsstunde, an gewissen Tagen des Monats, bei gewissen Mondsgestalten höre.

Diejenigen, welche sich mit Politik beschäftigten, erzählten Jedem, der es hören wollte, da dieser Park zu den Grundstücken gehöre, aus denen man seitdem die Chartreuse erbaut hat, und vor denen der Marschall Ney erschossen wurde, so habe die Familie Ney, als eine Art von düsterer Weihung, das Haus und die in der Nähe des unseligen Platzes liegenden Grundstücke gekauft, und sich, nachdem sie den Schlüssel des Hauses in den Brunnen und den der Parithüre über die Mauer geworfen, entfernt, ohne es zu wagen, rückwärts zu schauen.

Kurz, dieses Haus, wo man nie Jemand eintreten sah, diese eisengeharnischte Thüre, die Geschichten von Diebstählen, Morden, Entführungen und Selbstmorden, welche über diesem trostlosen Parke wie eine Schaar Nachtvögel schwebten; die wahren oder falschen Geschichten, die man im Quartier zum Besten gab, der Sycomorenaast, wo sich ein Mann Namens Georges erhenkt hatte, und den man (den Ast) den Vorübergehenden zeigte, wenn sie vor dem Gitter stehen blieben und fragten, — Alles trug dazu bei, in mir das lebhafteste Verlangen zu erregen, bei Tage in diesen öden Garten und in dieses verlassene Haus einzutreten, woran ich dreimal in der Woche bei Nacht schauernd vorbeiging.

Das Gitter des Gartens lag in der Rue d'Enfer, doch der Eingang des Hauses war und ist noch in der Rue de l'Est Numero 37, das heißt das letzte Haus, ehe man zur Chartreuse kommt.

Unglücklicher Weise war ich damals nicht reich; — wohlverstanden, ich will nicht sagen, ich sei es heute viel mehr; — ich war damals nicht reich: ich konnte es also nicht mit dem Zauberschlüssel versuchen, der alle Thüren, Gitter und Schlupfpforten öffnen soll; doch außer diesem setzte ich Bitten, Kniffe und Intriguen, Alles in Bewegung, um in diesen undurchdringlichen Ort einzudringen. Nichts glückte.

Es war wohl die Ersteigung da; doch die Ersteigung ist etwas Ernstes, vom Gesetze Vorhergesehenes, und wäre ich bei der nächtlichen Erforschung meines Urwaldes und meines unbewohnten oder bewohnten, — das wußte man nicht, — Hauses ertappt worden, so hätte ich große Mühe gehabt, meine Richter zu überzeugen, ich sei aus einem Motiv reiner Neugierde hierhergekommen.

Ich hatte mich übrigens dergestalt daran gewöhnt, an dieser Mauer vorüberzugehen, welche

von großen Bäumen überragt wurde, deren Aeste sich wie ein dunkles Wetterdach auf, die Straße vorstreckten, daß ich den Schritt, statt ihn zu beschleunigen, wie in den ersten Zeiten, hemmte, manchmal stehen blieb und mich dabei überraschte, wie ich, wäre die Sache möglich gewesen, ganz bereit war, mein Liebesrendez-vous gegen einen Besuch in diesem fantastischen Garten zu vertauschen.

Und fantastisch war das rechte Wort, wie Sie sogleich sehen werden.

Eines Abends im Monat Juli 1826, das heißt ungefähr ein Jahr vor den Ereignissen, die wir erzählen wollen, — als ich, um ganz für mein Rendezvous geeiget zu sein, im Quartier Latin zu Mittag gegessen hatte, und gegen neun Uhr Abends nach her Rue de l'Est wandelte, schlug ich nach meiner Gewohnheit die Augen zu dem geheimnißvollen Hause auf, und ich sah in der Höhe des ersten Stockes einen ungeheuren Aushängezettel, auf welchem in großen schwarzen Buchstaben die drei Worte geschrieben standen:

Haus zu verkaufen.

Ich blieb stehen, da ich schlecht gesehen zu haben glaubte; ich rieb mir die Augen: es war kein Irrthum; es waren wirklich die drei Worte: »Haus zu verkaufen« in Form eines Anschlagzettels an die Facade geschrieben.

»Ah! bei Gott!« sagte ich zu mir selbst, »das ist die Gelegenheit, die ich schon seit so langer Zeit suchte: hüten wir uns wohl, sie entschlüpfen zu lassen.«

Ich stürzte nach der Thüre, und erfreut, daß ich nun eine Antwort zu geben hatte, wenn man mich fragen wurde, was ich wollte, klopfte ich gewaltig an. . . Niemand antwortete.

Ich klopfte zum zweiten Male. . . Abermals Nichts!

Ein drittes, ein viertes, ein fünftes Mal ließ ich den eisernen Klopfer erschallen: doch ich erhielt kein besseres Resultat als das erste und das zweite Mal.

Ich ließ meine Augen umherlaufen: ein Coiffeur, der aus seiner Thürschwelle stand, schaute mir zu. Ich fragte ihn:

»An wen muß ich mich wenden, um dieses Haus zu besichtigen?«

»Sie wollen dieses Haus besichtigen?« sagte mit erstaunter Miene.

»Ja . . . Ist es nicht zu verkaufen?«

»In der That, heute Morgen habe ich diesen Anschlagezettel an der Facade gesehen: doch der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wer ihn angenagelt hat.«

Man begreift, daß diese Meinung des Coiffeur, die mit der meinen zusammentraf, meine Neugierde vermehrte, statt sie zu vermindern.

»Können Sie mir ein Mittel angeben, in dieses Haus hineinzukommen und es zu sehen?«

»Ei! klopfen Sie an diesen Keller und fragen Sie.«

Und so sprechend, deutete der Coiffeur aus eine Art von Aushöhlung, welche auf der Straße gähnte, und in die man aus einer Treppe von fünf bis sechs Stufen hinabstieg.

Auf die letzte Stufe gelangt, wurde ich von einem materiellen Hindernisse ausgehalten: dieses materielle Hinderniß war ein großer Hund, schwarz wie die Nacht: kaum konnte man ihn in der Dunkelheit unterscheiden: seine Augen und seine Zähne glänzten in der Finsterniß, ohne daß man den Leib sah, dem sie angehörten: er schien das Schutzungeheuer dieser Höhle zu sein. Er lag, doch er richtete sich aus, stellte sich quer, knurrte dumpf und wandte den Kopf nach meiner Seite.

Das Knurren schien einen Menschen herbeizurufen. . . Es war wohl der Herr dieses fantastischen Hundes und der Bewohner dieser geheimnißvollen Höhle!

Das reelle Leben, die menschlichen Personen waren drei Schritte hinter mir: ich berührte sie noch mit der Hand, und dennoch war meine Einbildungskraft so lebhaft ergriffen, daß es mir schien, das Hinabsteigen dieser fünf Stufen habe genügt, um mich mit einer andern Welt als die unsere in Berührung zu setzen.

Der Mensch, wie der Hund, hatten in der That einen eigenthümlichen Charakter. Er war schwarz gekleidet und trug aus dem Kopfe einen schwarzen Filzhut, dessen ungeheure Krämpfe sein schwarzes Gesicht umrahmte, in welchem, wie in dem des Hundes, die Augen und die Zähne glänzten.

»Was wollen Sie?« fragte er mit einer rauhen Stimme, indem er sich mir näherte.

»Das Haus sehen, das zu verkaufen ist,« antwortete ich.

»Zu dieser Stunde?« bemerkte der schwarze Mann.

»Ich begreife, welche Störung Ihnen dies verursachen muß . . . doch seien Sie ruhig!«

Und ich ließ majestätisch in meiner Tasche ein paar Geldstücke klingen, die einzigen, die ich besaß.

»Man kommt nicht zu dieser Stunde, um ein Haus zu besichtigen,« entgegnete der schwarze Mann zwischen seinen. Zähnen, indem er den Kopf schüttelte.

»Sie sehen wohl, daß dies doch geschieht, da ich da bin,« sagte ich.

Ohne Zweifel schien das Argument dem schwarzen Manne unwiderlegbar.

»Gut,« sprach er, »Sie sollen es sehen.«

Und er drang in die Tiefen der Höhle ein. Ich gestehe, ich hatte einen Augenblick des Zögerns, ehe ich ihm zu folgen mich entschloß; endlich aber entschloß ich mich.

Beim ersten Schritte fühlte ich mich aufgehalten: meine Brust hatte an die flache Hand des schwarzen Mannes gestoßen.

»Man tritt durch die Rue d'Enfer, und nicht hier ein,« sagte er.

»Die Hausthüre ist aber in der Rue de l'Est,« wandte ich ein.

»Das ist möglich,« erwiderte der schwarze Mann; »doch Sie werden nicht durch die Hausthüre eintreten.«

Ein schwarzer Mensch kann seine Fantasien haben wie ein weißer Mensch: ich beschloß also, die meines Führers zu achten.

Ich verließ den Keller, in dessen Innerem ich übrigens nur ein paar Schritte gemacht hatte, und befand mich wieder aus der Straße.

Der schwarze Mann folgte mir, selbst gefolgt von seinem Hunde und in seiner Hand seinen Stock haltend.

Beim Scheine der Laternen schien es mir, er werfe mir einen schlimmen Blick zu.

Dann sprach er zu mir mit düsterer Stimme, im dem er mit dem Ende seines Stockes aus die Rue du Val-de-Grace deutete: .

»Gehen Sie rechts.«'

Und er rief seinen Hund zurück, der, mich mit einer empörenden Indiscretion beriechend, — als ob das beste Stück meiner Person in einem gegebenen Momente ihm gehören sollte, — mir einen Blick zuwarf, welcher das Seitenstück zum Blicke seines Herrn bildete, und sich von mir entfernte; alsdann verschwanden Herr und Hund links, während ich mich gegen rechts wandte.

Vor dem Gitter angelangt, blieb ich stehen.

Durch die Gitterstangen tauchte mein Blick in die mysteriösen Tiefen dieses Gartens, welchen zu besichtigen mir endlich gestattet ward. Es war ein seltsames Schauspiel, melancholisch, anbetungswürdig, allerdings ein wenig düster, aber unaussprechlich ergreifend. Der Mond, der so eben ausgegangen war und in seiner ganzen Pracht glänzte, setzte aus die Stirne der großen Baume etwas wie eine Krone von Opal, von Perlen und von Diamanten; die hohen Gräser funkelten Smaragden ähnlich; die Glühwürmer sandten, da und dort in den Tiefen des Waldes zerstreut, den Veilchen, den Moosen und dem Epheu ihre bläulichen Scheine zu; bei jedem Winde kamen endlich, wie aus den Wäldern Asiens, tausend unbekannte Wohlgerüche und tausend geheimnißvolle Geräusche hervor, welche die Bezauberung der Augen durch die Wollust des Gehörs und des Geruchs vervollständigten.

Welche Glückseligkeit mußte es für den Dichter sein, der, Paris mitten in Paris entschlüpfend, das Recht hatte, Tag und Nacht in diesem Zauberlande zu lustwandeln!

Ich war in diese stumme Betrachtung versunken, als sich ein Schatten zwischen mich und das magische Schauspiel, das ich vor den Augen hatte, zu stellen schien.

Es war mein schwarzer Mann, der durch das Innere gegangen war und am Gitter erschien.

»Wollen Sie immer noch herein?« fragte er.

»Mehr als je!« antwortete ich.

Und nun entstand ein Geräusch von Riegeln, die man zog, von eisernen Stangen, die man aushob, von Ketten, die man entrollte, ein Geklirr von altem Eisenwerk, ziemlich ähnlich dem der eisenbeschlagenen Gefängnißthüren, die man schwerfällig hinter dem Gefangenen niederfallen läßt.

Doch das war nicht Alles: als der schwarze Mann diese verschiedenen Operationen, welche bei ihm ein tiefes Studium der Schlosserei beurkundeten, vollendet hatte; als er die Thüre von allem Geräth, das sie verbarricadirte, befreit hatte, und ich mich, indem ich mit meinen ungeduldigen Händen an die Gitterstangen drückte, anstemmte, um sie auf ihren Angeln rollen zu machen, da weigerte sich das Gitter völlig, trotz der Anstrengungen, die der schwarze Mann selbst vollbrachte, trotz des Gebells des Hundes, — den man hörte, ohne ihn zu sehen, und der wirklich unsichtbar blieb, so maßlos hoch waren die großen Gräser.

Der schwarze Mann wurde zuerst müde; ich, ich hätte bis zum nächsten Morgen fortgearbeitet.

»Kommen Sie an einem andern Tage,« sagte er zu mir.

»Warum dies?«

»Weil ein Berg von Erde vor der Thüre ist, und man diesen vorher wegräumen muß.«

»Räumen Sie ihn weg.«

»Wie, ich soll ihn heute Abend wegräumen?«

»Allerdings; da Sie früher oder später dieses Geschäft verrichten müssen, so ist es besser, sie thun es sogleich.«

»Sie haben also große Eile?«

»Ich reise morgen auf drei Monate ab.«

»Dann lassen Sie mir Zeit, eine Haue und einen Spaten zu holen.«

Und er verschwand mit seinem Hunde unter dem dichten Schatten, den die Riesenbäume um sich her verbreiteten.

In der That, hatte nun der Westwind seit langen Jahren an die Thüre Staubwolken getrieben und der fallende Regen einen Mörtel daraus gemacht, oder war es eine einfache Aufquellung des Bodens, es hatte sich jenseits des Gitters, auf der

Seite des Gartens, ein Hügelchen von ungefähr achtzehn Zoll Höhe gebildet, das durch das große, an den eisernen Gitterstangen emporsteigende Gras verborgen war.

Nach einem Augenblicke kam der schwarze Mann mit einer Haue zurück. Durch das Gitter und mit den riesigen Verhältnissen, die meine Einbildungskraft, in ihrer Exaltation, den gewöhnlichen Dingen gab, machte er auf mich den Eindruck eines mit seiner Framea bewaffneten Galliers; es war nur die rußschwarze Oberhaut, was der Aehnlichkeit schadete.

Er fing an die Erde aufzuhacken; so oft sein Werkzeug wieder niederfiel, stieß er eine Art von Seufzer aus, ähnlich denen, welche die Bäcker von sich geben, und von denen ihr Name geindres [Le geindre heißt der Oberbäckerknecht; geindre heißt ächsen, wimmern.] herrührt.

Das war die Zeit, wo Löwe Weimars Hoffmann übersetzt hatte; ich hatte den Kopf voll von den Geschichten: *das Majorat, Kater Murr, die Cremoneser Geige*; ich war überzeugt, ich schwimme mitten in einer Fantasiewelt.

Nach einigen Augenblicken hörte der schwarze Mann zu arbeiten auf, stützte sich auf seine Haue, und sagte zu mir:

»Nun ist es an Ihnen.«

»Wie, an mir?«

»Ja. . . Drücken Sie.«

Ich gehorchte dieser Aufforderung, und drückte und stieß mit den Händen und den Füßen an die Thüre; sie machte noch einen Augenblick Umstände, endlich aber entschloß sie sich und öffnete sich plötzlich, und zwar so heftig, daß sie den schwarzen Mann an die Stirne schlug und ins Gras niederwarf.

Der Hund, der ohne Zweifel diesen Unfall für eine Kriegserklärung nahm, fing an wüthend zu bellen und war ganz bereit, auf mich loszustürzen.

Ich schickte mich zu einer doppelten Vertheidigung an; denn ich bezweifelte nicht, sobald er aufgestanden, werde der schwarze Mann mich mit allem Ungestüm angreifen. Doch zu meinem großen Erstaunen gebot aus der Tiefe des Grases, wo er begraben lag, mein Führer dem wüthenden Thiere Schweigen, stand murmelnd: »Es ist nichts!« wieder auf und erschien an der Oberfläche des Grases.

Wenn ich sage an der *Oberfläche*, so sage ich die reine Wahrheit; denn als sich der schwarze

Mann, mich einladend, ihm zu folgen, wieder in Marsch setzte, hatten wir das Gras bis am Halse. Der Boden krachte unter meinen Füßen, mir schien, ich gehe auf Kastanienhülsen; es war sicherlich über der Erde eine wenigstens einen Fuß dicke Lage von Moos, dünnen Blättern und Epheu.

Ich wollte aufs Gerathewohl in das Dickicht eindringen, als mich mein Führer zurückhielt.

»Einen Augenblick Geduld!« sagte er.

»Was gibt es denn noch?« fragte ich.

»Man muß die Thüre schließen, wie mir scheint.«

»Unnötig, da wir sogleich wieder hinausgehen werden.«

»Man geht nicht hier hinaus,« antwortete mir der schwarze Mann, indem er mir einen Blick zuwarf, der mich in meiner Tasche suchen machte, ob ich nicht irgend eine Waffe darin fände.

Natürlich fand ich keine Waffe.

»Und warum geht man nicht hier hinaus?« fragte ich.

»Weil das die Eingangsthüre ist.«

Dieses Argument, so unbestimmt es war, befriedigte mich: ich war entschlossen, das Abenteuer bis zum Ende zu verfolgen.

Nachdem die Thüre geschlossen war, setzten wir uns wieder in Marsch.

Er schien mir in jenen undurchdringlichen Urwald einzudringen, von dem man den Kupferstich aus den Boulevards sieht: nichts fehlte dabei, nicht einmal der liegende Baum, der als Brücke dient, um über die Schlucht zu passiren. Die Epheu schossen wie Furien vom Fuße der Bäume empor und fielen dann hängend und zerzaust wieder in den Raum. Zwanzig Windepflanzen umschlangen sich, krümmten sich, rollten sich in einander, hielten sich eng umschlossen unter dem Blicke des Mondes, in dieser großen grünen Hängematte, die der Wald bildete.

Hätte mir die Fee der Pflanzen, plötzlich aus einem Blumenkelche oder aus einem Baumstamme hervorkommend, den Vorschlag gemacht, mein Leben mit ihr in diesem anbetungswürdigen Wirrwarr zuzubringen, ich würde es wahrscheinlich angenommen haben, ohne mich darum zu bekümmern, was die andere Fee, die mich in der Grande Rue d'Enfer erwartete, sagen dürfte.

Es war nicht die Fee, die aus ihrem grünen Palaste hervorkam: es war mein schwarzer Mann, der, während er seinen Stock sich drehen ließ und da und dort alle Köpfe der Pflanzen, die sich in seinem Bereiche fanden, unbarmherzig niederschlug, mich zu einem Gestrüppe führte, das dichter, als eines von denen, durch welche ich noch gedrungen, und mit rauher Stimme zu mir

sagte:

»Passiren Sie!«

Der Hund passirte zuerst, ich passirte nach ihm.

Der schwarze Mann folgte mir, und ich war nicht ohne Besorgniß hinsichtlich dieses neuen Marsch unserer Karavane betreffenden Befehles: ich hatte mich als ein Käufer vorgestellt: ein Käufer ist reich, und ein Stockstreich aus das Hinterhaupt ist so schnell gegeben.

Ich schaute hinter uns: hinter uns war das Gebüsch schon wieder geschlossen.

Plötzlich fühlte ich mich am Kragen meines Ueberrocks gepackt und zurückgezogen. . . Ich glaubte, der Augenblick des Kampfes sei gekommen.

Ich drehte mich um.

»Halten Sie doch an!« sagte der schwarze Mann zu mir.

»Und warum soll ich anhalten?«

»Sehen Sie nicht diesen Brunnen vor Ihnen.«

Ich schaute nach dem bezeichneten Orte: ich sah einen aus dem Boden gezogenen schwarzen Kreis, und erkannte in der That der Erde gleich die Oeffnung eines Brunnens.

Ein Schritt mehr, und ich verschwand hinabgestürzt!

Ah! ich gestehe; diesmal durchlief ein Schauer meine Adern.

»Ein Brunnen?« wiederholte ich.

»Ja, der in die Katakomben geht, wie es scheint.«

Und der schwarze Mann suchte einen Stein, den er in den Schlund warf.

Einige Augenblicke, die mir endlos dünkten . . . zehn Secunden vielleicht. . . verliefen. Endlich hörte ich ein dumpfes Geräusch, ein unterirdisches Echo: der Stein hatte den Boden berührt.

»Es ist schon ein Mensch hinuntergefallen,« sprach mein Führer ruhig, »und Sie begreifen wohl, daß man ihn nie wiedergesehen hat . . . Vorwärts!«

Ich umging den Brunnen den weitesten Kreis beschreibend, welchen zu beschreiben mir möglich war.

Fünf Minuten nachher trat ich unversehrt aus dem Gestrüppe hervor; als ich aber an den Saum kam, fühlte ich mich kräftig beim Arme gepackt.

Ich fing übrigens an mich an die seltsamen Manieren meines Führers zu gewöhnen; sodann, statt in voller Finsterniß zu sein, wie ich es fünf Minuten vorher war, befanden wir uns unter einem Mondstrahle.

»Nun?« fragte ich ziemlich ruhig.

»Nun,« antwortete der schwarze Mann, indem er mit dem Finger auf einen Maulbeerfeigenbaum deutete, »hier ist der Baum.«

»Welcher Baum?«

»Der Maulbeerfeigenbaum, bei Gott!« »Ich sehe wohl, daß dies ein Maulbeerfeigenbaum ist. .
. Doch weiter?«

»Das ist der Ast.«

»Welcher Ast?«

»Der Ast, an den er sich gehängt hat.«

»Wer denn?«

»Der arme Georges.«

Ich erinnerte mich in der That dieser Geschichte eines Gehenkten, von der ich unbestimmt hatte reden hören.

»Ah! ah!« sagte ich. »Und wer war dieser arme Georges?«

»Ein armer Junge, den man so nannte.«

»Und warum nannte man ihn so?«

»Weil es ein armer Junge war.«

»Und warum war es ein armer Junge?«

»Wenn ich Ihnen sage, daß er sich gehenkt hat!«

»Warum hat er sich aber gehenkt?«

»Weil es ein armer Junge war.«

Ich sah, es wäre unnütz, das Verhör weiter zu treiben. Mein fantastischer Führer fing an mir unter seinem wahren Gesichtspunkte zu erscheinen, das heißt als, ein Idiot.

Nun packte ich ihn beim Arme, und ich fühlte, daß er zitterte.

Ich richtete ein paar neue Fragen an ihn, und ich bemerkte, daß das Zittern seines Körpers bis in seine Stimme übergegangen war.

Da begriff ich, daß sein Widerwille, mich den Garten und das Haus bei Nacht besichtigen zu lassen, nichts Anderes war als Furcht.

Es blieb mir die dunkle Farbe der Kleider, des Gesichtes und des Hundes zu erklären; ich wollte hierüber eine Erklärung verlangen, doch mein Führer ließ mir nicht Zeit, und als hätte er Eile gehabt, sich von dem verdammten Baume zu entfernen, stürzte er wieder in das Gehölze und sagte:

»Lassen Sie uns ein Ende machen: kommen Sie!«

Diesmal ging er voran.

Wir drangen abermals in das Gehölze ein: es war ein Wald von einem Morgen, doch die Bäume waren so dick und dergestalt an einander gedrängt, daß er eine Meile zu haben schien.

Was das Haus betrifft, das war das Ideal von seinem Genre: Alles war hier eingesunken, zerrissen, gespalten, in Trümmern: man stieg dazu aus einer Freitreppe von vier bis fünf Stufen hinaus: sodann gelangte man von dieser Art von Plattform in die aus die Rue de l'Est gehende Pièce aus einer zweiten steinernen Schneckentreppe: nur waren hier die Stufen getrennt, und an zwanzig verschiedenen Stellen mußte man das Licht dadurch sehen.

Ich war im Begriffe, hinaufzusteigen: doch zum dritten Male fühlte ich die Hand meines Führers mich zurückziehen.

»Ei! mein Herr,« sagte er, »was machen Sie denn?«

»Ich besichtige das Haus.«

»Hüten Sie sich wohl! es hält an nichts, das Haus, und bliese man ein wenig stark daraus, so würde man es einfallen machen.«

Und in der That, — mag nun Einer zu stark daraus geblasen haben, — der Nordwind zum Beispiel, — mag es des Daraufblasens gar nicht bedurft haben, ein Theil vom Gebäude ist heute eingestürzt.

Ich eilte nicht nur die zwei Stufen der Schneckentreppe, die ich erstiegen hatte, sondern auch die vier oder fünf Stufen der Freitreppe wieder hinab. Mein Besuch war beendet, ich hatte nur noch wegzugehen . . . Doch wo hinaus ging man weg?

Man hätte glauben sollen, mein Führer errathe meinen Wunsch, und er theile ihn lebhaft: denn er wandte sich gegen mich um und sagte:

»Nicht wahr, Sie haben genug?«

»Habe ich Alles gesehen?«

»Durchaus Alles.«

»Nun, so lassen Sie uns gehen!«

Er öffnete eine in der Dunkelheit verborgene, wie es unter dem Gewölbe war, unsichtbare kleine Thüre, und wir befanden uns in der Rue de l'Est. Ich folgte maschinenmäßig meinem Manne bis zu seinem Keller: ich war begierig, Cacus in seine Höhle zurückkehren zu sehen.

In unserer Abwesenheit hatte sich der Keller erleuchtet: ein Licht brannte bei der Thüre. Unten an der Treppe wartete ein Mann, so ähnlich demjenigen, mit welchem ich es zu thun hatte, daß man hätte glauben sollen, es sei sein Schatten: er war schwarz wie der Andere vom Kopfe bis zu den Füßen.

Die zwei Neger kamen einander entgegen und drückten sich die Hand: sie knüpften das Gespräch in einer Sprache an, die mir Anfangs fremd schien, bald aber, Dank sei es der Aufmerksamkeit, die ich darauf verwandte, erkannte ich, daß es auvergnatisch war.

Sobald ich auf der Fährte, war das Uebrige nicht schwer zu finden.

Ich hatte es ganz einfach mit einem Mitgliede der ehrenwerthen Bruderschaft der Kohlenbrenner zu thun; die Nacht und besonders meine Einbildungskraft hatten die Gegenstände vergrößert und poetisirt.

Ich gab meinem Führer drei Franken für die Mühe, die ich ihm verursacht; er nahm seinen Hut ab, und an der gestreiften Fleischfarbe, welche an dem Platze erschien, wo das Reiben des Filzhutes die Kohle weggenommen hatte, bestätigte ich die Genauigkeit meiner Entdeckung.

Und wenn ich nun mehr als zwanzig Jahre nachher diese Erinnerung in der Tiefe meines Gedächtnisses aufgesucht und auf eine vielleicht etwas ungewöhnliche Art hierher gestellt habe, so geschah dies, weil mir daran lag, den Leser mit der Oertlichkeit bekannt zu machen, in die wir ihn versetzen wollen.

Nach diesem öden Garten der Rue de l'Est, zu diesem einsamen, halb eingestürzten Hause bitten wir ihn also, uns in der Nacht vom 21. Mai 1827 zu folgen.



IX.

Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen.

In der Nacht vom 21. Mai, um Mitternacht, in dem Gehölze, links, wenn man durch die Rue d'Enfer eintritt, — doch wir glauben, man kann heute nicht mehr dort eintreten, denn die Kette des Gitters hat uns, als wir das letzte Mal hier vorbeikamen und einen retrospectiven Blick auf die Ereignisse warfen, deren Schauplatz dieses Gehäge war, angenietet geschienen, — am Montag den 21. Mai also, in dem Gehölze links, wenn man durch die Rue d'Enfer eintritt, rechts, wenn man durch die Rue de Est eintritt, fanden sich [eingeführt durch den Kohlenbrenner, Führer und Wächter, den wir vor den Augen unserer Leser haben passiren lassen, und der kein Anderer war, als unser Freund Toussaint-Louverture] fanden sich, sagen wir, zwanzig verlarvte Carbonari versammelt, das heißt eine besondere Venta.

Wie und warum hatte diese Venta diesen Ort gewählt, um sich zu versammeln? Das können wir leicht erklären.

Man erinnert sich der Nacht, wo Herr Jackal rittlings hinabsteigend, aus einem Seile, in der Rue du Puits-qui-parle das Geheimniß der Versammlungen der Carbonari in den Katakomben entdeckt hatte: man erinnert sich, daß in Folge hiervon Herr Jackal nach Wien abgereist war und das Complot, dessen Zweck es war, den Herzog von Reichstadt zu entführen, scheitern gemacht hatte.

Ungeschickte Agenten hatten diese Entdeckung ausgeplaudert, und der nächtliche Besuch von Herrn Jackal war für Keinen der Verschworenen mehr ein Geheimniß.

Dieser Besuch, während er das so mühsam erdachte Project des Generals Lebastard de Prémont umstürzte, hatte für die Verschworenen von Paris nicht die ganze Wichtigkeit gehabt, die er von Anfang zu haben schien. Wären zehn französische Regimenter in die Katakomben hinabgestiegen, sie hätten nicht einen einzigen Carbonaro festnehmen können, dergestalt führten die tausend Fußfade der unter irdischen Grüste zu unzugänglichen Schlupfwinkeln, Ueberdies waren an fünf bis sechs Orten die Katakomben bewunderungswürdig unterminirt, und es genügte ein auf eine Lunte dieser Minen geschütteter Funke, um das ganze linke Ufer in die Luft zu sprengen.

Allerdings verschlang man sich, indem man Paris verschlang; war aber nicht Simson so gestorben?

Ehe man indessen zu dieser Extremität griff, war es besser, für den Augenblick die Katakomben zu verlassen, entschlossen, in den verzweifelten Fällen wieder dahin zu kommen. Es fehlte nicht an Versammlungsorten, und waren die Katakomben nicht mehr möglich als Vereinigungsplatz, so konnten sie immerhin als Weg dienen, um in der Dunkelheit zu demjenigen von den Freunden zu gehen, der seine Wohnung anbieten würde.

So und bei den Nachforschungen, die man bei dieser Gelegenheit anstellte, geschah es, daß Einer der Verschworenen, der in der Rue d'Enfer wohnte, in einer Nacht wahrnahm, der Keller, durch den er gewöhnlich in die Katakomben gelangte, stehe auf der Ostseite mit einem der Keller des öden Hauses in Verbindung; nur war es gefährlich, sich in einem Keller zu versammeln, und wäre es der eines öden Hauses gewesen.

Man machte also im Keller einen Durchbruch von ungefähr dreißig Fuß, sodann ein Loch, und man befand sich mitten im Walde; die Erde wurde durch Stützbalken festgehalten, weil man Einstürze befürchtete; man ließ am Ende dieses Erdganges eine Passage für einen einzigen Menschen, und man beschloß, bis auf neuen Befehl sich in dieser Einsamkeit zu versammeln, wobei Jeder den entschiedenen Vorsatz in sich trug, den Ersten, der sie stören würde, niederzuschießen.

Man wundere sich übrigens nicht über alle diese unterirdischen Zustände, die wir ausführlich beschreiben, um unserer Erzählung alle Wahrscheinlichkeit zu geben: über fünfzig Häuser des Quartiers, wo die Ereignisse vorkommen, die wir mittheilen, sind so durchbrochen, und wir könnten eben so viele wie Theaterböden maschinirte Keller anführen. Befragen Sie, zum Beispiel, einen wackern Cafetier der Rue Saint-Jacques, Namens Giverne, dem Val-de-Grace beinahe gegenüber; bitten Sie ihn, Sie seinen Keller besichtigen zu lassen und Ihnen die Legende dieses Kellers zu sagen: er wird Ihnen vorangehen und Ihnen sagen, dieser unterirdische Gang habe einst zum Garten der Carmeliterinnen gehört.

»Wozu ein unterirdischer Gang im Garten der Carmeliterinnen,« werden Sie fragen, »und wohin führte er?«

»Ei! zu den Carmeliterinnen, welche gegenüber waren, wo das Val-de-Grace ist! Fragen Sie Giverne.«

Man beschuldige uns also nicht, wir setzen Fallthüren und unterirdische Gänge dahin, wo es weder Fallthüren, noch unterirdische Gänge gibt. Das ganze linke Ufer, von der Tour de Nesle, die ihren nach der Seine führenden unterirdischen Gang hatte, bis zur Tombe-Isoire, die ihren Eingang bei Montrouge hat, das ganze linke Ufer ist nur eine Fallthüre von oben bis unten.

Kommen wir auf unsere nächtliche Versammlung zurück.

Diese Versammlung bestand, wie gesagt, aus zwanzig Carbonari; denn, obgleich der Carbonarismus, nachdem er seit 1824 verschiedene successive Niederlagen erlitten, factisch aufgelöst war und keine scheinbare Existenz mehr hatte, so hatten sich seine Hauptmitglieder doch wiedergefunden, und den Carbonarismus, wenn nicht unter demselben Namen, doch auf denselben Basen, reorganisirt.

Der Zweck der Versammlung in dieser Nacht war, den Grund zu der Gesellschaft zu legen, welche bald nachher den Titel Gesellschaft *Hilf Dir*, und der *Himmel wird Dir* helfen, annehmen sollte; ihre Stifter hatten hauptsächlich zur Absicht, die Wahlen zu leiten und den öffentlichen Geist zu lenken . und zu erleuchten.

Man schlug mehrere Arten der Bildung des Ausschusses vor, und man kam überein, diesen Ausschuß mittelst vierteljährlicher Wahlen zu constituiren, welche stattfinden sollten, sobald die Zahl der Gesellschaftsmitglieder hundert erreicht hätte; man kam auch überein, sich streng in den Grenzen der Gesetzlichkeit zu halten, oder vielmehr, sich darein zu verschanzen.

Es genügte indessen nicht, Versammlungen in Paris zu halten und einen Ausschuß zur Leitung der Wahlen zu bilden, man mußte die Departements instruiren und sie zur Höhe der Hauptstadt heranzuführen. Man sprach also davon, Wahlausschüsse in jedem Arrondissement und so viel als möglich in jedem Canton zu schaffen, und mit diesen Ausschüssen einen fortwährenden Verkehr zu unterhalten, um sie functioniren zu machen.

Dies war der Zweck dieser nächtlichen Versammlung, in der die ersten Absteckpfähle der furchtbaren Gesellschaft *Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen* [*Aide toi, le ciel t'aidera*] gesetzt wurden, welche einen so großen Einfluß auf die nächsten Wahlen üben sollte.

Man war so weit mit der Discussion, und es mochte ein Uhr Morgens sein, als man die dünnen Zweige unter den Tritten eines Mannes krachen hörte und, einen schwarzen Schatten am Saume des Waldes erscheinen sah.

In einer Secunde hatte jeder Verschworene in seiner Hand den Dolch, den er in seiner Brust verborgen trug.

Der Schatten kam näher: es war Toussaint, der Concierge des öden Hauses, selbst Carbonaro und hierher gesetzt, um als Wächter nicht nur für das Haus, sondern auch für diejenigen zu dienen, welche sich hier versammelten.

»Was gibt es?« fragte einer der Chefs.

»Es ist ein fremder Bruder da, der eingeführt zu werden verlangt,« antwortete Toussaint.

»Ist es wirklich ein Bruder?«

»Er hat alle Erkennungszeichen gemacht.«

»Woher kommt er?«

»Von Triest.«

»Ist er allein oder in Begleitung?«

»Er ist allein.«

Die Carbonari beratschlagten, indem sie sich in einer einzigen Gruppe vereinigten, außerhalb welcher Toussaint blieb: nach einem Augenblicke der Berathung öffnete sich die Gruppe wieder, und eine Stimme sprach:

»Führen Sie den fremden Bruder ein, jedoch mit allen üblichen Vorsichtsmaßregeln.«

Toussaint verbeugte sich und verschwand.

Nach einem Momente hörte man die dürren Zweige aufs Neue krachen, und man sah durch die Bäume zwei Schatten statt eines herbeikommen.

Die Carbonari warteten stillschweigend.

Toussaint führte in den Mittelpunkt der von ihnen beschriebenen Linie den fremden und unbekanntem Bruder, der sich von ihm geleitet und mit verbundenen Augen näherte: hier ließ er ihn allein und zog sich zurück.

Die Linie der Carbonari schloß sich wieder und bildete einen Kreis um den Ankömmling.

Dann wandte sich dieselbe Stimme, welche schon gesprochen hatte, an ihn und sagte:

»Wer sind Sie? woher kommen Sie? was verlangen Sie?«

»Ich bin der General Graf Lebastard de Prémont,« antwortete der Ankömmling: »ich lange von Triest an, wo ich mich eingeschifft habe, nachdem ich bei meinem Unternehmen in Wien gescheitert bin, und ich komme nach Paris, um Herrn Sarranti, meinen Freund und Genossen, zu retten.«

Es entstand ein starkes Gemurmel unter den Carbonari.

Dann sprach die Stimme, die sich schon hatte vernehmen lassen, die einfachen Worte:

»Nehmen Sie Ihre Binde ab, General, Sie sind unter Brüdern.«

Der General Graf de Prémont nahm seine Binde ab, und sein edles Gesicht erschien entblößt.

Sogleich streckten sich alle Hände, wie ein freundschaftlicher Bündel, gegen ihn aus; Jeder wollte seine Hand berühren, wie bei einem im Enthusiasmus ausgebrachten Toast Jeder das Glas von demjenigen, welcher ihn ausgebracht hat, berühren will.

Endlich trat wieder Stille ein; der Schauer, der durch die Luft lief, erlosch.

»Brüder,« sprach der General, »Ihr wißt, wer ich bin. Im Jahre 1812 von Napoleon nach Indien geschickt, sollte ich dort ein militärisches Reich organisiren, das im Stande wäre, uns und den Russen entgegenzukommen, wenn wir, durch das caspische Meer, in Nepaul vordringen würden. Ich habe es organisirt, dieses Königreich, es ist Lahore. . . Als Napoleon gefallen war, glaubte ich, das Project sei mit ihm gefallen. . . Eines Tags kam Herr Sarranti an; er suchte mich, immer im Namen des Kaisers, auf; doch es handelte sich nicht mehr darum, das Werk Napoleons I. zu verfolgen, sondern Napoleon II. auf den Thron zu setzen. Ich nahm mir nur die Zeit, die ich brauchte, um Verbindungen in Europa anzuknüpfen, und reiste an dem Tage ab, wo ich erfuhr, sie seien angeknüpft; ich kam über Dschedda, Suez und Alexandrien; ich erreichte Triest, wo ich mich mit unsern italienischen Brüdern affilierte; dann begab ich mich nach Wien . . . Sie wissen, wie unser Project scheiterte . . . Nach Triest zurückgekehrt, verbarg ich mich bei einem unserer

Brüder, und hier erfuhr ich, daß man Herrn Sarranti zum Tode verurtheilt hatte. Ich schiffte mich sogleich nach Frankreich ein aus die Gefahr dessen, was mir widerfahren könnte, und schwor dabei, das Loos meines Freundes zu theilen, das heißt zu leben, wenn er lebte, zu sterben, wenn er sterben würde: Mitschuldige desselben Verbrechens müssen wir dieselbe Strafe erleiden.«

Ein tiefes Stillschweigen empfing diese Worte.

Herr Lebastard de Prémont fuhr fort:

»Einer unserer Brüder in Italien gab mir einen Brief an einen unserer Brüder in Frankreich, Herrn von Marande: es war ein Creditbrief, und keine politische Empfehlung. Herr von Marande empfing mich: ich gab mich Ihm zu erkennen, nannte ihm den Zweck meiner Reise, sagte ihm von dem Entschlusse, den ich gefaßt, von meinem Wunsche, mit den Hauptmitgliedern einer hohen Venta in Verbindung gebracht zu werden. Herr von Marande theilte mir mit, es sei gerade heute Versammlung, machte mich mit dem Orte der Versammlung bekannt, und bezeichnete mir, durch welches Mittel ich in diesen Garten gelangen und bis zu Ihnen kommen könne. Ich benützte die mir gegebenen Instructionen. . . Ich weiß nicht, ob Herr von Marande unter Ihnen ist: ist er unter Ihnen, so danke ich ihm . . .«

Keine Bewegung ließ vermuthen, Herr von Marande sei unter der Zahl der Anwesenden.

Dieselbe Stille, welche schon einmal geherrscht hatte, entstand abermals.

Der General de Prémont fühlte etwas wie einen Schauer in sich, er fuhr aber nichtsdestoweniger fort:

»Ich weiß, Brüder, daß unsere Ansichten nicht dieselben sind; ich weiß, daß sich unter Euch Republikaner und Orleanisten finden; doch Republikaner und Orleanisten wollen, wie ich, die Befreiung des Vaterlandes, den Ruhm Frankreichs, die Ehre der Nation, nicht wahr, Brüder?«

Die Köpfe neigten sich, doch nicht eine Stimme antwortete.

»Nun wohl,« sprach der General, »ich kenne Herrn Sarranti seit sechs Jahren; seit sechs Jahren haben wir uns nicht eine Minute verlassen; ich stehe für seine Tapferkeit, für seine Rechtschaffenheit, für seine Tugend; um Alles zu sagen: ich stehe für Herrn Sarranti wie für mich selbst. Ich komme also in meinem Namen und im Namen des Bruders, der bereit ist, seine Ergebenheit mit seinem Kopfe zu bezahlen, und bitte Euch, mir das thun zu helfen, was ich allein nicht thun kann. Ich fordere Eure Unterstützung, um Einen der Unsern einem schmachvollen Tode zu entziehen, um, was es auch kosten mag, Herrn Sarranti aus dem Gefängnisse, wo er eingeschlossen ist, zu entführen. Ich biete als Ausführung vor Allem meine zwei Arme, sodann ein so großes Vermögen, daß es genügen würde, ein Jahr lang das Herr des Königs von Frankreich zu besolden . . . Brüder, nehmt meine Arme, streut meine Millionen aus, und gebt mir meinen Freund zurück! Ich habe es gesagt, und ich erwarte Eure Antwort.«

Doch die Stille empfing diesen warmen Aufruf des Generals.

Der Redner schaute umher: statt des Schauers, den er seine Adern durchlaufen gefühlt hatte, war es ein kalter Schweiß, was er von seiner Stirne fließen fühlte.

»Nun,« fragte er, »was geht denn vor?«

Kein Hauch antwortete.

»Habe ich,« fuhr er fort, »einen unziemlichen Vorschlag, ein ungeschicktes Anerbieten gemacht? Schreibt Ihr mein Verlangen einem rein persönlichen Interesse zu, und glaubt Ihr, es sei hier nur ein Freund, der Euern Schutz zu Gunsten eines Freundes in Anspruch nehme? . . . Meine Brüder, ich habe fünftausend Meilen zurückgelegt, um zu Euch zu kommen; ich kenne von Euch weder die Einen, noch die Andern; ich weiß, daß wir dieselbe Liebe für das Gute, denselben Haß gegen das Böse haben. Wir kennen uns also in Wirklichkeit, obschon wir uns nie gesehen haben und ich zum ersten Male zu Euch spreche. Nun wohl, im Namen der ewigen Gerechtigkeit verlange ich von Euch, daß Ihr einem ungerechten und entehrenden Urtheile, einem entsetzlichen Tode einen der größten Gerechten, den ich gekannt habe, entzieht! . . . Antwortet mir doch, meine Brüder, oder ich müßte Euer Stillschweigen für eine Weigerung halten, und Eure Weigerung für die Bestätigung des ungerechtesten Spruches, der je aus einem menschlichen Munde hervorgegangen ist!«

So förmlich aufgefordert, konnten die Geschworenen nichts Anderes thun als antworten.

Derjenige, welcher schon gesprochen hatte, erhob also die Hand, um anzudeuten, er wolle reden, und er sagte:

»Brüder, jedes Verlangen eines Bruders ist heilig und muß, nach den Statuten, in Berathung gezogen, sodann nach der Stimmenmehrheit angenommen oder verworfen werden. Wir werden berathschlagen.«

Der General war vertraut mit diesen düsteren Förmlichkeiten; er verbeugte sich, während die Gruppe, die ihn umgeben hatte, sich zuerst von ihm trennte und sodann weiter entfernt sich wiederbildete.

Nach fünf Minuten ging der Affiliirte, der schon das Wort geführt hatte, ein paar Schritte auf den General zu und sprach mit demselben Tone, mit dem der Chef der Jury die Sentenz verkündigt:

»General, ich bin nicht der Dolmetscher meines Gedankens allein: ich spreche im Namen der Majorität der hier gegenwärtigen Mitglieder, vernehmen Sie, was ich Ihnen in ihrem und in meinem Namen zu antworten beauftragt bin: Cäsar sagte, die Frau von Cäsar dürfe nicht einmal beargwohnt werden. Die Freiheit ist eine Matrone, welche noch viel keuscher, viel unbefleckter bleiben muß, als die Frau von Cäsar! — Bruder, — mit Bedauern gebe ich Ihnen die Antwort, — werden nicht evidente, unverwerfliche, leuchtende Beweise von der Unschuld von Herrn Sarranti geliefert, so vermöchten wir die Hand nicht einem Unternehmen zu bieten, dessen Zweck es ist, dem Gesetze denjenigen zu entziehen, welchen das Gesetz mit Recht verurtheilt hat; ich sage mit Recht, verstehen Sie wohl, General, bis der Beweis vom Gegentheile gegeben wird . . . Glauben

Sie, unsere glühendsten Wünsche haben Herrn Sarranti während der ganzen Zeit begleitet, die dieser schmerzliche Proceß gedauert hat; glauben Sie, wir haben geschauert in dem Augenblicke, wo das Urtheil gesprochen werden sollte; glauben Sie, unser Herz hat geblutet, als das Urtheil gesprochen war. . . General, beweisen Sie uns die Unschuld von Herrn Sarranti, und es sollen nicht mehr zwei Arme, zehn Arme sein, die Sie zur Unterstützung haben werden: es werden die hunderttausend Arme der Verbindung sein!«

Hieraus machte der Redner noch einen Schritt gegen Herrn Lebastard de Prémont und fügte bei:

»General, bringen Sie uns einen Beweis von der Unschuld von Herrn Sarranti?«

»Ach!« sprach der General, das Haupt neigend, »ich habe keine andere Beweise, als meine eigene Ueberzeugung.«

»In diesem Falle,« erwiderte der Carbonariches, »besteht die Berathung in ihrer ganzen Strenge.«

Und er grüßte Herrn Lebastard de Prémont, und kehrte zu der Gruppe der anderen Geschworenen zurück, welche wegzugehen sich anschickten.

Doch der General erhob das Haupt, streckte die Hände aus, um einen letzten Versuch zu machen, und sprach:

»Brüder, es ist dies die Antwort der Majorität, und ich unterwerfe mich: doch erlaubt mir nun, daß ich an die Individualitäten appellire . . . Brüder, ist unter Euch ein wie ich von der Unschuld von Herrn Sarranti überzeugtes Herz? dann schließe sich dieses Herz, ein Freund des meinigen, mir an, und ich werde es versuchen, mit ihm das zu vollbringen. was ich mit Eurer Hilfe zu unternehmen glücklich gewesen wäre.«

Der Carbonaro-Redner wandte sich gegen seine Gefährten um und sagte:

»Brüder, ist unter Euch ein von der Unschuld von Herrn Sarranti überzeugter Mann, so steht es ihm frei, sich mit dem General zu verbinden und mit ihm alle Zufälle des Glückes und des Unglücks zu versuchen.«

Ein Mann machte sich von der Gruppe los, legte seine linke Hand auf die Schulter des Grafen de Prémont, nahm mit der rechten Hand seine Larve ab und antwortete:

»Ich!«

»Salvator!« wiederholten die neunzehn Anderen.

Es war in der That Salvator, der, von der Unschuld von Herrn Sarranti überzeugt, seine Hilfe dem General anbot.

Die anderen Carbonari vertieften sich Einer nach dem Andern in die Sycomorenallee, welche

zum Eingange des unterirdischen Gewölbes führte, und verschwanden.

Salvator blieb allein mit dem Grafen de Prémont.



X.

Was man mit Geld machen kann, und was man mit Geld nicht machen kann.

An den Stamm eines Baumes angelehnt, betrachtete Salvator einen Augenblick den General Lebastard de Prémont.

Das Gesicht von Herrn Sarranti selbst, als er sein Todesurtheil sprechen hörte, war weniger niedergeschlagen und weniger bleich, als es das des Generals war, da er diese grausame Sentenz vom Munde von Freunden aussprechen hörte, von denen er, mit Gefahr seines Lebens, verlangt hatte, daß man ihm das seines Freundes retten helfe.

Salvator näherte sich ihm.

Der General reichte Salvator die Hand.

»Mein Herr,« sagte der General zu ihm, »ich kenne Sie nur Ihrem Namen nach: dieser Name, Ihre Freunde haben ihn mit lauter Stimme ausgesprochen, und er scheint mir ein glückliches Vorzeichen zu sein.«

»Es ist in der That ein prädestinirter Name,« antwortete lachend Salvator.

»Sie kennen Sarranti?«

»Nein, mein Herr: doch ich bin der vertraute, und besonders der ergebene und dankbare Freund seines Sohnes. Damit sage ich Ihnen, General, daß ich die Hälfte Ihres Schmerzes trage, und daß Sie zu Gunsten von Herrn Sarranti mit Leib und Seele über mich verfügen können.«

»Sie theilen also die Meinung Ihrer Brüder nicht?« fragte lebhaft der General, den diese guten Worte für den Augenblick wibderbelebt hatten.

»Hören Sie, General,« sprach Salvator, »die Bewegung der Massen, welche beinahe immer gerecht ist, weil sie Justinctmäßig, ist oft blind, streng und hart. Jeder von diesen Menschen, welche so eben die Verurtheilung von Herrn Sarranti ratificirt haben, hätte, allein zu Rathe gezogen, ein anderes Urtheil gesprochen, das heißt das, welches ich zu sprechen im Begriffe bin: Nein, aus der Tiefe meines Gewissens, ich halte Herrn Sarranti nicht für schuldig. Derjenige, welcher seit dreißig Jahren bei den blutigen Zufällen des Schlachtfelds, bei den tödtlichen Kämpfen der Parteien um seinen Kopf gespielt hat, vermöchte nicht ein feiges Verbrechen zu begehen, er vermöchte nicht ein elender Dieb, ein gemeiner Mörder zu sein; ich behaupte also moralisch die Unschuld von Herrn Sarranti.«

Der General drückte Salvator die Hand.

»Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie so zu mir sprechen,« sagte er zu ihm.

»Doch,« fuhr Salvator fort, »sobald ich Ihnen meine Unterstützung angeboten habe, habe ich mich zugleich zu Ihrer Verfügung gestellt.«

»Was wollen Sie damit sagen? ich höre mit Bangigkeit.«

»Ich will damit sagen, mein Herr, in der gegenwärtigen Lage genüge es nicht, die Unschuld unseres Freundes zu versichern: man muß sie beweisen, unverwerflich beweisen. Bei den Kriegen, welche von den Verschwörern gegen die Regierung und folglich von der Regierung gegen die Verschwörer geführt werden, sind alle Waffen gut, und die, welche zwei loyale Männer oft für ein Duell ausschlagen würden, werden gierig von den Parteien ergriffen.«

»Erklären Sie sich.«

»Die Regierung will den Tod von Herrn Sarranti; sie will ihn schimpflich, weil sich dieser Schimpf über ihre Gegner verbreiten und man sagen wird, alle Verschwörer seien Elende oder müssen solche sein, da sie zu ihrem Chef einen Mann, der Dieb und Mörder, angenommen haben.«

»Oh!« sagte der General, »darum hat der Staatsanwalt die politische Anklage beseitigt?«

»Und darum lag Herr Sarranti so viel daran, daß sie wieder ausgenommen werde.«

»Nun?«

»Die Regierung wird nur sichtbaren, greifbaren, flagranten Beweisen weichen. Es handelt sich nicht nur darum, ihr zu sagen: »Herr Sarranti ist des Verbrechens, dessen er angeklagt ist, nicht schuldig:« man muß ihr sagen: »Hier ist der des Verbrechens, dessen man Herrn Sarranti angeklagt hat, Schuldige!«

»Und diese Beweise, mein Herr, Sie haben sie?« rief der General: »diesen wahren Schuldigen können Sie beibringen?«

»Ich habe diese Beweise nicht, ich kenne den Schuldigen nicht,« antwortete Salvator: »aber. . .«

»Aber. . .?«

»Ich bin vielleicht aus der Spur.«

»Sprechen Sie! sprechen Sie! und Sie werden Ihres Namens wahrhaft würdig sein, mein Herr.«

»Nun wohl,« sagte Salvator, indem er sich dem General näherte, »hören Sie, was ich Niemand gesagt habe, und was ich *Ihnen* sage.«

»Oh! sagen Sie! sagen Sie!« rief der General, indem er sich ebenfalls Salvator näherte.

»In dem Hause, wo Herr Sarranti als Hofmeister eingetreten war, und das Herrn Gérard gehörte: in diesem Hause, aus dem er am 19. oder 20. August 1820 geflohen ist, — denn die ganze Frage kann im genauen Datum der Flucht liegen: — kurz im Parke von Viry habe ich den Beweis gesunden, daß wenigstens eines von den Kindern ermordet wurde.«

»Ah!« erwiderte Herr de Prémont, »glauben Sie nicht, daß dieser Beweis zur Belastung unseres Freundes dienen wird?«

»Mein Herr, wenn man die Wahrheit verfolgt, und es ist die Wahrheit, was wir verfolgen, nicht wahr? — denn wäre Herr Sarranti schuldig, so würden wir ihn verlassen, wie ihn die Anderen verlassen haben: — verfolgt man die Wahrheit, so muß man jeden Beweis ergreifen, und wäre dieser Beweis scheinbar gegen denjenigen, dessen Unschuld man will anerkennen machen. Die Wahrheit trägt ihr Licht in sich selbst: kommen wir zur Wahrheit, und es wird Tag werden.«

»Gut. . . Wie haben Sie nun diesen Beweis erlangt?«

»Als ich in einer Nacht im Parke von Viry umherschweifte, — aus Ursachen, welche durchaus in keinem Zusammenhange mit der Angelegenheit stehen, die uns in diesem Augenblicke beschäftigt, — fand ich in der Tiefe eines Dickichts, am Fuße einer Eiche, in einem Loche, das mein Hund mit der größten Heftigkeit grub, das Skelett eines Kindes, welches man stehend begraben hatte.«

»Und Sie glauben, es sei das von einem der zwei verschwundenen Kinder?«

»Das ist mehr als wahrscheinlich.«

»Doch das andere Kind? denn es war ein Knabe und ein Mädchen.«

»Das andere Kind glaube ich auch wiedergefunden zu haben.«

»Immer Dank sei es dem Hunde?«

»Ja.«

»Todt oder lebendig?«

»Lebend, denn es war das Mädchen.«

»Nun?«

»Aus diesem doppelten Vorfalle habe ich geschlossen, wenn ich frei handeln könnte, so käme ich vielleicht zur vollständigen Kenntniß des Verbrechens, und diese Kenntniß würde mich unvermeidlich zu der des Verbrechers führen.«

»Ei! in der That, wenn Sie das Mädchen lebend aufgefunden haben!« rief der General.

»Lebend, ja!«

»Die Kleine mußte schon sechs bis sieben Jahre alt sein zur Zeit, wo das Verbrechen begangen wurde.«

»Sechs Jahre, ja.«

»Sie könnte sich also erinnern?«

»Sie erinnert sich.«

»Nun wohl, also? . . .«

»Nur erinnert sie sich zu sehr.«

»Ich verstehe nicht.«

»Wendet man die Augen des armen Kindes dieser entsetzlichen Katastrophe zu, so verwirrt sich ihr Geist, und sie ist nervösen Krisen preisgegeben, bei denen sie die Vernunft verlieren kann. Von welchem Gewichte soll die Aussage eines Kindes sein, welches man des Irrsinns beschuldigen und mit einem Worte wirklich wahnsinnig machen wird? Ah! ich habe Alles wohl erwogen.«

»Nun Wohl, nehmen wir den Todten statt des Lebenden. Wenn der Lebende schweigt, vermöchte nicht der Leichnam zu sprechen?«

»Ja, wenn ich frei handeln könnte.«

»Was hindert Sie daran? Gehen Sie zum Staatsanwalte, zeigen Sie ihm Alles an; übertragen Sie der Justiz die Aufgabe, das Licht zu finden, das Sie anrufen, und . . .«

»Ja, und die Polizei wird in einer Nacht die Spuren verschwinden machen, welche am andern Tage die Gerichte suchen werden? Sagte ich Ihnen nicht, die Polizei habe jedes Interesse, diese Beweise zu entfernen, um Herrn Sarranti in der kothigen Sache des Diebstahls und des Mords zu ertränken.«

»Dann verfolgen Sie diese Angelegenheit durch Sie selbst. Verfolgen wir sie. Sie sagen, Sie könnten zur Wahrheit gelangen, wäre es Ihnen gestattet, frei zu handeln; was hindert Sie, frei zu handeln? Sagen Sie.«

»Ah! das ist eine ganz andere Sache, nicht minder gewichtig, nicht minder ernst, nicht minder schändlich, als die von Herrn Sarranti.«

»Es mag sein! lassen Sie uns aber handeln!«

»Handeln wir! ich verlange nichts Anderes; doch vor Allem . . .«

»Was?«

»Finden wir das Mittel, frei das Haus und den Park zu durchsuchen, wo das Verbrechen, — oder vielmehr, wo die Verbrechen begangen worden sind.«

»Dieses Mittel, ist es möglich, es zu finden?«

»Ja.«

»Um welchen Preis?«

»Um Geld.«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, ich sei ungeheuer reich.«

»Ja, General, doch das genügt nicht.«

»Was braucht es noch mehr?«

»Ein wenig Kühnheit und viel Beharrlichkeit.«

»Ich habe Ihnen gesagt, ich biete mein Vermögen an: nicht allein mein Vermögen, sondern auch meinen Arm: nicht allein meinen Arm, sondern auch mein Leben, um zu diesem Ziele zu gelangen.«

»Nun wohl, General, ich glaube, wir fangen an uns zu verstehen,« sprach Salvator.

Er schaute dann umher und bemerkte, daß der Mond, in seiner Fülle aus den Maulbeerfeigenbaum fallend, an den er angelehnt war, ihn und den General scharf beleuchtete.

»Kommen Sie unter den Schatten der Bäume, General,« sagte er, »denn wir haben von Dingen zu sprechen, wobei wir unser Leben nicht nur aus dem Schaffot, sondern am Saume eines Waldes, an der Ecke einer Mauer risquieren. Wir haben es diesmal zugleich mit der Polizei als Verschwörer und mit Elenden als Ehrenmänner zu thun.«

Hiernach zog Salvator Herrn Lebastard de Prémont wirklich an den Ort des Gehölzes fort, wo der Schatten dichter war.

Der General überließ dem jungen Manne die Sorge, einen forschenden Blick umherzuwerfen: er gab ihm Zeit, aus das geringste Geräusch zu horchen, das zu seinem Ohre gelangte: sodann, als er ihn beinahe beruhigt sah, sagte er:

»Sprechen Sie.«

»Nun wohl, General,« erwiderte Salvator, »man müßte sich vor Allem vollkommen zum Herrn von Schloß und Park Viry machen.«

»Nichts kann leichter sein.«

»Wie so?«

»Allerdings: man braucht nur Beides zukaufen.«

»Leider, General, ist es nicht zu verkaufen.«

»Gibt es etwas, was nicht zu verkaufen ist?«

»Ah! ja, General: gerade dieser Park und dieses Haus.«

»Warum?«

»Weil sie als Windschirm, als Zufluchtort, als Schutzdach bei einem Verbrechen dienen, das fast eben so monstruos, als das ist, für welches wir den Beweis suchen.«

»Dieses Haus ist also bewohnt?«

»Von einem allmächtigen Menschen.«

»Allmächtig als politische Stellung?«

»Nein, als religiöse Affiliierung, was noch viel solider ist!«

»Und wie heißt dieser Mensch?«

»Graf Lorédan von Valgeneuse.«

»Warten Sie,« sagte der General, indem er sein Kinn auf seine Hand stützte, »ich kenne diesen Namen . . .«

»Das ist in der That wahrscheinlich, da dieser Name einer der bekanntesten der französischen Aristokratie ist.«

»Doch wenn ich ein gutes Gedächtniß habe,« sagte der General, seine Erinnerungen zurückrufend, »so war der Marquis von Valgeneuse, der, welchen ich gekannt habe, ein höchst ehrenwerther Mann.«

»Oh! ja, der Marquis,« rief Salvator, »das ist das edelste Herz, die redlichste Seele, die ich je gekannt habe!«

»Ah!« fragte der General. »Sie haben ihn auch gekannt, mein Herr?«

»Ja,« antwortete einfach Salvator; »doch es ist nicht von ihm die Rede.«

»Vom Grafen also. . . Ich werde von ihm nicht sagen, was ich von seinem Bruder sagte.«

Salvator schwieg, als wollte er seine Meinung in Betreff des Grafen von Valgeneuse nicht

ausdrücken.

Der General fuhr fort:

»Was ist aus dem Marquis geworden?«

»Er ist gestorben,« antwortete Salvator, schmerzlich das Haupt neigend.

»Er ist gestorben?«

»Ja, General . . . plötzlich . . . an einem Schlaganfälle.«

»Er hatte aber einen Sohn . . . einen natürlichen Sohn, glaube ich?«

»So ist es.«

»Was ist aus diesem Sohne geworden?«

»Gestorben, ein Jahr nach seinem Vater.«

»Gestorben! . . . Ich habe ihn als Kind gekannt, nicht größer als so,« sagte der General, seine Hand bis zum Niveau des Grases senkend. »Es war ein Knabe von einem Verstande über seinem Alter und von einer außerordentlichen Festigkeit. . . Gestorben! . . . Und wie?«

»Er hat sich erschossen,« antwortete laconisch Salvator.

»Ein großer Schmerz, ohne Zweifel?«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Also hat der Bruder des Marquis Schloß und Park Viry gekauft?«

»Der Sohn dieses Bruders, der Graf Lorédan, hat den Park und das Schloß nicht gekauft, sondern gemiethet.«

»Ich wünsche ihm, er möge nicht seinem Vater gleichen.«

»Der Vater ist der Genius der Ehre und der Rechtschaffenheit mit seinem Sohne verglichen.«

»Sie loben den Sohn nicht, mein lieber Herr. . . Abermals ein großes Haus, das hingeht,« sprach schwermüthig der General, »und in Staub, oder, was noch schlimmer ist, in Schande zerfallen wird.«

Sodann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fragte der General:

»Und was macht Herr Lorédan von Valgeneuse mit dem Hause, an dem ihm so viel liegt?«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, das Haus bedecke ein Verbrechen?«

»Darum frage ich Sie gerade, was Herr von Valgeneuse mit diesem Hause mache.«

»Er macht daraus das Gefängniß eines Kindes, das er entführt hat.«

»Eines Kindes?«

»Ja, eines sechzehnjährigen Mädchens.«

»Eines Mädchens . . . Sechzehn Jahre!« murmelte der General. »Gerade das Alter des meinigen.«

Sodann fragte er plötzlich:

»Da Sie aber das Verbrechen kennen, mein Herr, oder vielmehr, da Sie den Verbrecher kennen, warum zeigen Sie ihn nicht beim Gerichte an?«

»Weil in den schlimmen Zeiten, in denen wir leben, General, es nicht nur Verbrechen gibt, über welchen die Justiz die Augen schließt, sondern auch Verbrecher, die sie unter ihren Schutz nimmt.«

»Ah!« sprach der General, »und ganz Frankreich erhebt sich nicht, empört sich nicht gegen einen solchen Zustand der Dinge?«

Salvator lächelte.

»Frankreich wartet auf eine Gelegenheit, General.«

»Man kann sie entstehen machen, wie mir scheint!«

»Wir versammeln uns nur in dieser Absicht.«

»Kommen wir auf das Dringendste zurück; denn Frankreich wird sich nicht ausdrücklich empören, um Herrn Sarranti zu retten, und ich muß ihn retten. . . . Lassen Sie hören, wenn das Haus nicht zu verkaufen ist, durch welche Mittel hoffen Sie sich zum Herrn desselben zu machen?«

»Vor Allem, General, erlauben Sie mir, daß ich Sie von der Lage der Dinge genau unterrichte.«

»Ich höre.«

»Einer von meinen Freunden hat, schon vor ungefähr neun Jahren, ein verirrttes Mädchen bei sich aufgenommen; er hat es aufgezogen und für seine Erziehung jegliche Sorge getragen; das Kind erreichte, reizend geworden, sein sechzehntes Jahr. Es , sollte meinen Freund heirathen, als es mit Gewalt aus dem Pensionnat, wo es in Versailles wohnte, entführt wurde und verschwand, ohne daß man erfuhr, wo es verborgen war. Ich habe Ihnen gesagt, wie ich, da mich der Zufall zu Verfolgung eines unbekanntes Verbrechens führte, mit Hilfe meines Hundes den Leichnam eines

Kindes auffand. Während ich vor dem Grabe kniete, während ich erschrocken mit meinen Fingern die Haare des Opfers berührte, hörte ich Tritte und sah eine Art von weißgekleidetem Schatten herbeikommen. Ich wandte mich auf die Seite dieses Schattens, und beim Mondscheine erkannte ich die Braut meines Freundes, diejenige, welche entführt worden war, und deren Aufenthaltsort man nicht kannte. Ich verzichtete auf die Nachforschung nach einem Verbrechen, um mich der Verfolgung eines andern zu widmen. Ich gab mich dem Mädchen zu erkennen und fragte sie, warum sie, stumm und ohne die Flucht zu versuchen, diese Gefangenschaft ertrage. Da. erzählte sie mir, sie habe ihrem Entführer gedroht, sie werde schreiben, rufen, fliehen, er aber habe einen Vorführungsbefehl gegen Justin erlangt . . .«

»Wer ist das, Justin?« fragte der General mit einer Lebhaftigkeit, die von dem Interesse zeugte, welches er an der Erzählung von Salvator nahm.

»Justin ist mein Freund; er ist der Bräutigam des Mädchens.«

»Wie hatte man sich einen Vorführungsbefehl gegen ihn verschaffen können?«

»Man hatte ihm seine gute Handlung als Verbrechen aufgerechnet. Diese verirrte Kleine, die er aufgenommen, man beschuldigte ihn, er habe sie entführt; die Ergebenheit, mit der er sie seit neun Jahren unablässig behandelte, war Einsperrung; die Heirath, welche statthaben sollte, war Gewalt. Man muthmaßte, das Mädchen sei reich: für diesen Fall ist im Codex vorhergesehen, der zu drei bis fünf Jahren Galeeren, je nach der Schwere der Umstände, den Mann verurtheilt, welcher überwiesen ist, er habe eine Minderjährige eingesperrt: und Sie begreifen, General, man hätte die Umstände so gewichtig als möglich gemacht: so daß mein Freund zu fünf Jahren Galeeren wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen, verurtheilt worden wäre.«

»Unmöglich! unmöglich!« rief der General.

»Ist nicht Herr Sarranti als Dieb und Mörder zum Tode verurtheilt?« erwiderte kalt Salvator.

Der General nickte mit dem Kopfe.

»Zeit des Elends!« murmelte er, »Zeit der Schande!«

»Man mußte also warten: und zögere ich im Augenblicke, die Beweise der Unschuld von Herrn Sarranti zu verfolgen, so ist dies der Fall, weil, wenn ich die Gerichte in dieses Schloß und in diesen Park führe, derjenige, welcher droht, glauben wird, es sei dies ein Mittel, ihm seine Beute wegzunehmen, und sich blindlings an Justin rächen wird.«

»Man kann aber doch in diesen Park eindringen?«

»Allerdings, da ich es gethan habe.«,

»Sind Sie eingedrungen, so kann ein Anderer wie Sie eindringen.«

»Justin besucht dort von Zeit zu Zeit seine Braut.«

»Und Beide bleiben rein?«

»Beide glauben an Gott und sind unfähig zu einem schlimmen Gedanken!«

»Gut! doch warum entführt Justin nicht das Mädchen?«

»Wohin sollte er sie bringen?«

»Aus Frankreich hinaus.«

Salvator lächelte.

»Sie nehmen an, Justin sei reich, wie Herr von Valgeneuse, General. Justin ist aber ein armer Schulmeister, der mit großer Mühe fünf Franken täglich verdient und hiermit seine Mutter und seine Schwester ernährt.«

»Hat er keine Freunde?«

»Doch, er hat zwei Freunde, die für ihn ihre Existenz geben würden.«

»Wer sind sie?«

»Herr Müller und ich.«

»Nun?«

»Nun, Herr Müller ist ein alter Professor der Musik, und ich, ich bin ein einfacher Commissionär.«

»Verfügen Sie aber nicht als Ventachef über beträchtliche Summen?«

»Ich habe über eine Million unter der Hand.«

»Also. . .«

»Diese Million gehört nicht mir, General, und sähe ich das Wesen, das ich am meisten auf der Welt liebe, Hungers sterben, ich würde, um es zu retten, nicht einen Pfennig von dieser Million entwenden.«

Der General reichte Salvator die Hand und sprach:

»Das ist richtig!«

Dann fügte er bei:

»Ich stelle hunderttausend Franken zur Verfügung Ihres Freundes; ist das genug?«

»Es ist das Doppelte von dem, was er braucht, General; doch . . .«

»Was doch?«

»Ein letztes Bedenken hält mich zurück: man wird eines Tags ohne Zweifel die Eltern des Mädchens kennen lernen.«

»Hernach?«

»Sind ihre Eltern adelig, mächtig, reich, werden sie nicht Anschuldigungen gegen Justin zu erheben haben?«

»Gegen den Mann, der ihre Tochter aufgenommen hat, welche sie verließen? der sie erzogen hat wie das Kind seiner Mutter, der sie von der Schande gerettet hat! . . . Ah! gehen Sie!«

»Also Sie, General, wenn Sie Vater wären, wenn in Ihrer Abwesenheit Ihr Kind die Gefahren gelaufen wäre, welche die Braut von Justin läuft, Sie würden dem Manne vergeben, der, fern von Ihnen, über das Loos Ihrer Tochter verfügt hätte?«

»Ich würde ihm nicht nur die Arme öffnen als Gatten meines Kindes, sondern ich würde ihn auch als ihren Retter segnen.«

»Ah! General, dann geht Alles gut, und hätte ich einen letzten Zweifel, Ihre Versicherung benähme ihn mir ... In acht Tagen werden Justin und seine Braut außer Frankreich sein, und wir werden jede Freiheit haben, Park und Schloß Viry zu besichtigen.«

Herr Lebastard de Prémont machte ein paar Schritte aus dem Gehölze hinaus, um sich unter einem Mondstrahle zu befinden. Salvator folgte ihm.

An dem Orte angelangt, der ihm günstig schien, zog der General aus seiner Tasche ein kleines Portefeuille, schrieb auf ein Blatt ein paar Worte mit Bleistift, riß das Blatt heraus, reichte es Salvator und sagte:

»Nehmen Sie, mein Herr.«

»Was ist das?« fragte Salvator.

»Was ich Ihnen gegeben habe, ist eine Anweisung von hunderttausend Franken auf Herrn von Marande.«

»Ich habe Ihnen gesagt, General, fünfzigtausend würden mehr als genügen.«

»Sie werden mir über den Rest Rechenschaft ablegen, mein Herr; bei einer Sache von dieser Wichtigkeit dürfen wir nicht durch eine Bagatelle aufgehalten werden.«

Salvator verbeugte sich.

Der General schaute ihn einen Augenblick an; dann streckte er die Hand gegen ihn aus und sagte:

»Ihre Hand, mein Herr!«

Salvator ergriff die Hand des Grafen de Prémont und drückte sie lebhaft.

»Ich kenne Sie erst seit einer Stunde,« sprach der General mit einer gewissen Gemüthsbewegung: »ich weiß nicht, wer Sie sind, doch ich habe viel gesehen, viel beobachtet, viel gelebt; ich habe die Gesichter aller Typen und aller Farben studirt, und ich glaube mich auf die Menschen zu verstehen: nun wohl, Herr Salvator, ich sage es Ihnen, — und das ist nur der schwache Ausdruck meines Gedankens, — Sie sind für mich einer der sympathetischsten Menschen, die ich getroffen habe.«

Und das war in der That, wir glauben es schon gesagt zu haben, die Wirkung, welche der schöne, redliche junge Mann auf Alle hervorbrachte, die sich ihm näherten. Beim ersten Anblicke fühlte man sich unüberwindlich angezogen, hingerissen: er übte eine Art von Bezauberung aus, und ein menschliches Gesicht annehmend, hätte das Gewissen kein sanfteres und ausdrucksvolleres angenommen.

Die zwei neuen Freunde drückten sich zum zweiten Male die Hand, und sich unter die Sycomorenanallee vertiefend, erreichten sie den Keller, durch den eine Stunde vorher schon die anderen neunzehn Geschworenen weggegangen waren.

XI.

Der Morgen eines Commissionärs.

Zwei Tage nachher, Morgens um sieben Uhr, klopfte Salvator an die Thüre von Petrus.

Der junge Maler schlief noch gewiegt von jenen Träumen, welche über den Häupten eines Verliebten flattern. Er sprang aus dem Bette, machte die Thüre auf und empfing Salvator mit weit geöffneten Armen, aber halb geschlossenen Augen.

»Was gibt es Neues?« fragte Petrus lächelnd; »bringen Sie mir Neuigkeiten, oder kommen Sie abermals, um mir einen Dienst zu leisten?«

»Im Gegentheile, mein lieber Petrus,« antwortete Salvator, »ich komme, um einen von Ihnen zu verlangen.«

»Sprechen Sie, mein Freund,« sagte Petrus, indem er ihm die Hand reichte; »ich wünsche nur, der Dienst möge groß sein. Sie wissen, daß ich ganz einfach die Gelegenheit suche, mich für Sie ins Feuer zu stürzen.«

»Ich habe es nie bezweifelt, Petrus . . . Hören Sie, um was es sich handelt. — Ich hatte einen Paß, ich habe ihn vor einem Monat Dominique gegeben, der nach Italien abging und verhaftet zu werden befürchtete, wenn er unter seinem wahren Namen reise. Heute reist aus einem Grunde, den ich Ihnen später sagen werde, Justin ebenfalls ab . . .«

»Er reist?«

»In dieser Nacht oder in der nächsten.«

»Es widerfährt ihm kein Unglück, wie ich hoffe?« fragte Petrus.

»Nein, im Gegentheile! nur muß er abreisen, ohne daß es irgend Jemand weiß, und zu diesem Ende muß er, wie Dominique, unter einem andern Namen als dem seinigen reisen. Zwischen ihm und Ihnen ist nur ein Unterschied von zwei Jahren; alle Signalements gleichen sich . . . Haben Sie Justin einen Paß zu geben?«

»Ich bin in Verzweiflung, mein lieber Salvator,« erwiederte Petrus; »doch Sie wissen, durch welche süße Ursache ich in Paris seit sechs Monaten zurückgehalten werde; ich habe nur meinen alten Paß von Rom, der seit einem Jahre abgelaufen ist.«

»Teufel!« rief Salvator, »das ist ärgerlich!

Justin kann keinen Paß auf der Polizei verlangen: das würde die Augen über ihn öffnen; ich will zu Jean Robert gehen; doch Jean Robert ist einen Kopf größer als Justin!«

»Warten Sie doch . . .«

»Gut! das beruhigt mich.«

»Liegt Justin mehr an einem Lande, als einem andern?«

»Durchaus nicht, wenn er nur aus Frankreich hinauskommt.«

»Dann habe ich, was er braucht.«

»Wie so?«

»Ich will Ihnen einen Paß von Ludovic geben.«

»Einen Paß von Ludovic? und wie kommen Sie zu einem Passe von Ludovic?«

»Das ist ganz einfach: er hat eine Reise nach Holland gemacht und ist vorgestern zurückgekommen; ich hatte ihm einen kleinen Koffer geliehen, und er hat seinen Paß in der Tasche gelassen.«

»Gut! doch wenn Ludovic zufällig seinen Paß nöthig hätte, um nach Holland zurückzukehren?«

»Das ist nicht wahrscheinlich; in diesem Falle würde er aber sagen, er habe ihn verloren, und einen andern verlangen.«

»Es ist gut!«

Petrus ging an die Truhe und zog ein Papier heraus.

»Hier ist der Paß,« sagte er; »und glückliche Reise dem Freunde Justin!«

»Ich danke für ihn.«

Die zwei jungen Leute drückten sich die Hand und trennten sich.

Als er die Rue de l'Quest verließ, ging Salvator längs der Allée de l'Observatoire hin, trat in die Rue d'Enfer, auf der Seite der Barrière, ein, und beim Hospice des Enfants-Troupés angelangt, suchte er einen Moment mit dem Blicke ein Haus, das er endlich gesunden zu haben schien: es war das Haus eines Stellmachers.

Der Meister stand vor der Thüre; Salvator klopfte ihm aus die Schulter.

Der Stellmacher wandte sich um, erkannte den jungen Mann und empfing ihn mit einem zugleich freundschaftlichen und ehrerbietigen Gruße.

»Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Meister,« sagte Salvator.

»Mit mir?«

»Ja.«

»Zu Ihren Diensten, Herr Salvator! Ist es Ihnen gefällig, einzutreten?«

Salvator nickte bejahend mit dem Kopfe, und sie traten ein.

Nachdem er den Laden durchschritten hatte, ging Salvator in den Hof, und im Hintergrunde dieses Hofes, unter einem ungeheuren Schoppen, fand er eine Art von Reisceleche, von der er ohne Zweifel wußte, sie sei hier, da er gerade aus dieselbe zuschritt.

»Ah!« sagte er, »hier ist, was ich suche.«

»Oh! eine gute Caleche, Herr Salvator! eine vortreffliche Caleche, die ich Ihnen wohlfeil geben werde: das ist eine Gelegenheit!«

»Und solid?«

»Herr Salvator, ich garantire dafür. Sie können die Reise um die Welt mit ihr machen und sie mir zurückbringen: ich nehme Sie wieder mit zweihundert Franken Verlust.«

Ohne auf die Lobeserhebungen zu hören, mit denen als ein Mensch, der vor seiner Waare Kaufmann wurde, der Stellmacher seine Caleche lackirte, nahm Salvator den Wagen bei der Deichsel, zog ihn mit derselben Leichtigkeit, mit der er ein Kinderwägelchen rollen gemacht hätte, in den Hof, und fing an ihn mit der strengen Aufmerksamkeit eines Mannes zu untersuchen, der sein Handwerk aus dem Grunde kennt.

Er fand den Wagen tauglich, abgesehen von einigen kleinen Unvollkommenheiten, die er dem Stellmacher bezeichnete, und die dieser bis zum Abend verschwinden zu machen versprach. Der brave Mann hatte die Wahrheit gesagt: die Caleche war gut, und besonders, woran am meisten lag, von großer Solidität.

Salvator schloß sogleich den Handel mit sechshundert Franken ab, und es wurde verabredet, daß um halb sieben Uhr Abends die Caleche mit zwei guten Postpferden bespannt sich aus dem äußeren Boulevard, zwischen der Barrière Croulebarbe und der Barrière d'Italie, einfinden sollte.

Was die Zahlungsart betrifft, so war das sehr einfach: Salvator, der nur in dem Falle bezahlen wollte, daß seine Befehle pünktlich befolgt wären, und der wahrscheinlich am andern Tage etwas Wichtiges zu thun hatte, gab dem Stellmacher Rendezvous bei sich am Morgen des zweiten Tages, und der Stellmacher, der ihn als *gut* kannte, wie man im Handelsrothwälsch sagt, machte keine Schwierigkeit, um ihm einen Credit von achtundvierzig Stunden zu bewilligen.

Salvator verließ den guten Mann, ging wieder die Rue d'Enfer hinab, trat in die Rue de la Bourbe [heute Rue de Port-Royal genannt] ein und kam zur Schwelle einer niedrigen, dem Hospice de la Maternite gegenüber liegenden, Thüre.

Hier wohnten Jean Taureau, der Zimmermann, und Mademoiselle Fisine, seine Maitresse.

Salvator hatte nicht nöthig, den Concierge zu fragen, ob der Zimmermann zu Hause sei, denn kaum hatte er den Fuß aus die Treppe gesetzt, als er ein Gebrüll hörte, das andeutete, der Pathe, der Barthélemy Lelong mit dem Namen Jean Taureau [Le taureau, der STIER.] getauft, habe ihn wirklich nach seinen Verdiensten getauft.

Die Schreie von Mademoiselle Fisine, welche die scharfen Noten dieser Melopoie bildeten, bewiesen, daß Jean Taureau nicht nur ein Solo, sondern ein Duett ausführte. Die Melodienstöße entrannen in geräuschvollen Wellen, stiegen die Treppe hinab und kamen Salvator entgegen, als wollten sie seine Schritte leiten.

Im vierten Stocke angelangt, befand sich Salvator mitten in der Lawine. Er trat ein, ohne zu klopfen: die Thüre war halb offen durch eine ängstliche Vorsicht von Mademoiselle Fisine, die sich immer einen Rückzug gegen die Lebhaftigkeiten des Riesen wahrte.

Als er den Fuß aus die Schwelle setzte, sah Salvator die Gegner vor einander: Mademoiselle Fisine, mit aufgelösten Haaren und bleich wie der Tod, wies die Faust Jean Taureau, der sich, roth wie ein Blutfink, die Haare ausraufte.

»Ha! Unglücklicher!« brüllte Mademoiselle Fisine: »ha! Dummkopf! ha! einfältiger Tropf! Du glaubtest also, die Kleine sei von Dir?«

»Fisine!« schrie Jean Taureau, »Du wirst machen, daß ich Dich ermorde, das sage ich Dir!«

»Nein, sie war nicht von Dir: sie war von ihm.«

»Fisine, Du willst also, daß ich Euch Beide in einen Mörser werfe und so fein wie Pfeffer zerstoße?«

»Du,« sagte Fisine drohend, »Du, Du, Du?. . .«

Und bei jedem Du rückte sie einen Schritt vor, während, so wie sie vorrückte, Jean Taureau zurückwich.

»Du?« sagte sie endlich, indem sie ihn beim Barte packte und ihn schüttelte, wie ein Kind einen Apfelbaum, dessen Früchte es will fallen machen: »rühre mich doch an großer Feiger! rühre mich doch an, großer Elender! großer Taugenichts!«

Und Jean Taureau hob die Hand auf. . . Sich schließend und wie ein Schlägel niederfallend, hätte diese Hand einen Ochsen umgebracht und den Schädel von Mademoiselle Fisine zerschmettert: doch die Hand blieb in der Luft.

»Nun, was gibt es noch?« fragte Salvator mit ziemlich hartem Tone.

Als sie diese Stimme hörten, erbleichte Jean Taureau, wurde Mademoiselle Fisine scharlachroth.

»Was es gibt? Ah! Sie kommen zu rechter Zeit, um mir Hilfe zu leisten, Herr Salvator! . . . Was es gibt? Dieses Ungeheuer von einem Menschen ist im Zuge, nach seiner Gewohnheit, mich krumm und lahm zu schlagen.«

Jean Taureau war dahin gelangt, daß er glaubte, er sei es, der Mademoiselle Fisine schlage.

»Ich bin auch entschuldbar, Herr Salvator, sie macht mich rasend!«

»Gut! was Du in diesem Leben leidest, wirst Du im andern um so weniger zu leiden haben.«

»Herr Salvator!« schrie Jean Taureau mit einer Stimme voller Thränen, »sagt sie mir nicht, mein Kind, mein armes Mädchen, das ganz mein Ebenbild ist, sei nicht von mir!«

»Nun,« bemerkte Salvator, »da es ganz Dein Ebenbild ist, warum glaubst Du ihr?«

»Zum Glücke glaube ich ihr nicht, denn glaubte ich ihr, so würde ich das Kind an den Füßen nehmen und ihm den Schädel an der Mauer zerschmettern!«

Thu' es doch, Bösewicht! Thu' es doch! damit ich den Genuß habe, Dich das Schaffot besteigen zu sehen.«

»Hören Sie sie, Herr Salvator? . . . Das wäre, wie sie sagt, ein Genuß für sie.« »Ich glaube es wohl!«

»Gut, ich werde das Schaffot besteigen,« brüllte Barthélemy Lelong, »ich werde es besteigen; das wird aber geschehen, weil ich Herrn Fasiou das Lebenslicht ausgeblasen habe . . . Wenn ich bedenke, daß sie gerade einen Menschen genommen hat, den ich nicht anzurühren wage, aus Furcht, ihn zu zerbröckeln, und weil ich mich schäme, ihm einen Faustschlag zu geben, so werde ich genöthigt sein, ihm einen Messerstich zu geben!«

»Hören Sie ihn, den Mörder?«

Salvator hörte in der That, und es ist unnöthig, zu sagen, er habe zu ihrem wahren Werthe die Drohungen von Jean Taureau geschätzt.«

»Ich kann also nicht ein Mal kommen, ohne Euch in Zank und Streit zu finden? Sie werden ein schlechtes Ende nehmen, das sage ich Ihnen, Mademoiselle Fisine,« sprach Salvator. »Es wird Ihnen eines Tags begegnen, daß Ihnen etwas auf den Kopf fällt und, dem Blitze ähnlich, Ihnen nicht Zeit läßt, zu bereuen.«

»In jedem Falle wird mir das nicht von ihm zukommen,« schrie Mademoiselle Fisine, indem sie mit den Zähnen knirschte und Barthélemy die Faust unter die Nase hielt.

»Warum nicht von ihm?« fragte Salvator.

»Weil ich fest entschlossen bin, ihn zu verlassen,« antwortete Mademoiselle Fisine.

Jean Taureau machte einen Sprung, als ob man ihn mit der Voltaischen Säule berührt hätte.

»Du mich verlassen?« rief er; »Du mich verlassen? nach dem Leben, das Du mir gemacht hast, tausend Donner! Ah! Du wirst mich auch nicht verlassen, dafür stehe ich, oder ich erwürge Dich, wo Du auch sein magst.«

»Hören Sie ihn, Herr Salvator, hören Sie ihn? Wenn ich ihn vor Gericht führe, so hoffe ich wohl, Sie werden die Wahrheit angeben.«

»Schweigen Sie, Barthélemy,« sprach mit sanftem Tone Salvator. »Fisine sagt Ihnen das; doch sie liebt Sie im Grunde.«

Sodann die junge Frau streng und auf dieselbe Art anschauend, wie ein Schlangenjäger eine Viper anschauen würde, sagte er:

»Sie muß Sie wenigstens lieben; sind Sie nicht, was sie auch sagen mag, der Vater ihres Kindes?«

Die große Person beugte demüthig das Haupt unter dem Blicke von Salvator, der, nur für sie allein, eine Drohung zu enthalten schien, und mit einer gemilderten Stimme, mit der Unschuld einer Jungfrau erwiderte sie:

»Gewiß liebe ich ihn im Grunde, obschon er mich schlägt wie Gips . . . Aber, Herr Salvator, wie soll ich liebkosend für einen Mann sein, der mir nur die Fäuste und die Zähne zeigt?«

Jean Taureau fühlte sich lebhaft gerührt durch diesen Umschlag seiner Geliebten.

»Es ist wahr,« sagte er, mit Thränen in den Augen, »es ist wahr, ich bin ein Brutaler, ein Wilder, ein Türke; doch das ist stärker als ich, Fisine, was willst Du? . . . Wenn Du von diesem Schurken Fasiou sprichst; wenn Du mir drohst, mir meine Tochter zu entführen und mit ihr zu gehen, dann verliere ich den Kopf, und ich erinnere mich nur an Eines: daß ich einen Faustschlag von fünfzig Pfund gebe; und ich sage: »»Wer will? Sprecht!«« Doch ich bitte Dich um Verzeihung, meine Fisine! Du weißt wohl, daß ich nur so bin, weil ich Dich an bete! . . . Was ist das übrigens im Ganzen, ein paar Faustschläge mehr oder weniger im Leben einer Frau!«

Wir wissen nicht, ob Mademoiselle Fisine den Schluß logisch fand: doch sie that, als ob sie ihn so fände: sie reichte stolz ihre Hand Barthélemy Lelong, und dieser zog sie so rasch an seine Lippen, daß man hätte glauben sollen, er wolle sie verschlingen.

»Gut!« sagte Salvator. »Nun, da der Friede geschlossen ist, sprechen wir von etwas Anderem.«

»Ja,« erwiderte Mademoiselle Fisine, deren Scheinzorn schon völlig gefallen war, während die wirkliche Aufregung von Jean Taureau noch in der Tiefe seiner Brust toste: »und mittlerweile werde ich hinabgehen und Milch holen.«

Mademoiselle Fisine hakte in der That das an der Wand hängende Milchgesäß los, wandte

sich dann aufs Neue mit einem einschmeichelnden Tone an den jungen Mann und fragte ihn:

»Werden Sie den Kaffee mit uns nehmen, Herr Salvator?«

»Ich danke, Mademoiselle,« antwortete Salvator, »das ist schon geschehen.«

Mademoiselle Fisine machte eine Geberde entsprechend dem Ausrufe: »Welch ein Unglück!« wonach sie eine Vaudevillemelodie singend die Treppe hinabging.

Jean Taureau schaute ihr mit einem Blicke voll Güte und Liebe nach.

»Das ist im Ganzen eine vortreffliche Person, Herr Salvator,« sagte er, »und ich grolle mir, daß ich sie unglücklich mache, wie ich es thue. Doch was wollen Sie? man ist eifersüchtig oder man ist es nicht: ich, ich bin eifersüchtig wie ein Tiger; das ist nicht meine Schuld.«

Und der Hercules stieß einen schweren Seufzer voller Vorwürfe gegen sich selbst und voller Zärtlichkeit für Mademoiselle Fisine aus.

Salvator betrachtete ihn mit einer schmerzlichen Bewunderung.

»Nun ist es an uns Beiden, Barthélemy Lelong!« sagte er.

»Ah! ich gehöre ganz Ihnen, mit Leib und Seele,« antwortete der Zimmermann.

»Ich weiß es, mein Braver: und wenn Sie auf Ihre Kameraden einen Theil von der Freundschaft und besonders von der Müdigkeit, die Sie für mich hegen, übertrügen, so würde ich mich nicht schlechter dabei befinden, und die Anderen befänden sich besser.«

»Ah! Herr Salvator, Sie werden mir hierüber nicht mehr sagen, als ich mir selbst sage.«

»Nun wohl, Sie werden sich Alles das sagen, wenn ich weggegangen bin. Ich, ich bedarf Ihrer heute Abend.«

»Heute Abend, morgen, übermorgen! zu Ihren Diensten, Herr Salvator.«

»Der Dienst, den ich von Ihnen zu verlangen habe, Jean Taureau, kann Sie außerhalb Paris zurückhalten . . . vielleicht vierundzwanzig Stunden. . . vielleicht achtundvierzig Stunden . . . vielleicht mehr.«

»Die ganze Woche, wenn es Ihnen beliebt, Herr Salvator.«

»Ich danke . . . Ist nun gegenwärtig viel Arbeit auf dem Zimmerplatze?«

»Heute und morgen, ja.«

»Dann nehme ich meinen Antrag zurück, Barthélemy: ich will nicht, daß Sie Ihren Tagelohn verlieren, und besonders nicht, daß Sie Ihren Meister Ihrer Dienste berauben.«

»Ah! ich werde darum meinen Tagelohn nicht verlieren, Herr Salvator.«

»Wie so?«

»Ich werde heute meinen Tagelohn von morgen machen.«

»Das scheint mir schwierig.«

»Schwierig? Oh! mein Gott, nein!«

»Wie können Sie an einem Tage die Arbeit von zwei machen?«

»Der Meister hat sich erboten, mich wie Vier zu bezahlen, wenn ich die Arbeit von Zwei verrichten wolle, denn, ohne mich zu rühmen, meine Arbeit ist wohlgemachte Arbeit, sehen Sie! Nun denn, ich werde heute wie Zwei arbeiten, und man wird mich bezahlen wie Einen: doch ich werde einem Manne nützlich gewesen sein, für den ich mich ins Feuer werfen würde. Das ist es.«

»Ich danke, Barthélemy, und ich nehme es an.«

»Was ist zu thun?«

»Sie werden sich heute Abend nach Chatillon begeben.« ,

»Wohin dort?«

»Zur Grace-de-Dieu.«

»Bekannt! Zu welcher Stunde?«

»Um neun Uhr.«

»Ich werde dort sein, Herr Salvator.«

»Sie werden mich erwarten, ohne mehr als eine Flasche zu trinken.«

»Nicht mehr als eine, Herr Salvator.«

»Sie versprechen es mir?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

Der Zimmermann hob die Hand auf, wie er es vor einem Gerichte gethan hätte, vielleicht noch feierlicher.

Salvator fuhr fort.

»Sie werden Toussaint-Louverture mitnehmen, ist er heute verfügbar.«

»Ja, Herr Salvator.«

»Gott befohlen also! und heute Abend!«

»Heute Abend, Herr Salvator.«

»Sie wollen entschieden den Kaffee nicht mit uns nehmen?« fragte Mademoiselle Fisine, welche mit ihrem Rahmtopfe zurückkam.

»Ich danke, Mademoiselle,« erwiderte Salvator.

Während der junge Mann die Thüre erreichte, ging Mademoiselle Fisine auf den Zimmermann zu, streichelte ihm das Kinn, das sie zehn Minuten vorher so kräftig geschüttelt hatte, und sagte zu ihm:

»Er wird also seine Tasse Kaffee anderswo nehmen, mein guter Lulu . . . Auf, umarme Deine kleine Fisine, und sei nicht mehr böse!«

Jean Taureau gab ein Geblöke der Freude von sich, und nachdem er Fisine umarmt hatte, um sie zu ersticken, folgte er Salvator auf den Ruheplatz und sagte zu ihm:

»Ah! Herr Salvator, Sie haben sehr Recht, ich bin ein Brutaler, und ich verdiente eine solche Frau nicht.«

Salvator drückte, ohne zu antworten, die schwielige Hand des wackern Zimmermanns, nickte ihm mit dem Kopfe zu, und ging die Treppe hinab.

Eine Viertelstunde nachher klopfte er an die Thüre von Justin.

Schwester Céleste öffnete: sie kehrte eben die Klasse aus, während Justin am Fenster stand und die Federn der Schüler schnitt.

»Guten Morgen, Schwester!« sagte heiter Salvator, dem schwächlichen Mädchen die Hand reichend.

»Guten Morgen, *unsere Taube!*« antwortete lächelnd Céleste, welche, da sie eines Tags ihre Mutter diesen Namen dem jungen Manne hatte geben hören, in Erinnerung an seinen Eintritt in ihre Arche, wohin er immer nur mit einem Oelzweige kam, ihn so zu nennen fortfuhr.

»St!« sagte Salvator, indem er seinen Finger aus seine Lippen legte, »ich glaube, ich bringe dem Bruder Justin eine gute Nachricht.«

»Wie immer,« sprach Schwester Céleste.

»Wie?« fragte Justin, der gehört und die Stimme von Salvator erkannt hatte.

Und er lief aus die Schwelle der Klasse.

Schwester Céleste zog sich zurück.

»Was gibt es?« rief Justin.

»Neues!« erwiderte Salvator.

»Neues?«

»Ja, und sogar viel.«

»Ah! mein Gott!« sagte der junge Mann schauernd.

»Gut!« sprach Salvator, »wenn Sie mit dem Schauern anfangen, womit werden Sie endigen?«

»Reden Sie, mein Freund, reden Sie!«

Salvator legte die Hand auf die Schulter seines Freundes und fuhr fort:

»Justin, wenn man käme und zu Ihnen sagte: »»Von heute an ist Mina frei, ist Mina befreit, kann Mina Ihnen gehören; doch aus Furcht, sie zu verlieren, müssen Sie Alles verlassen, Familie, Freunde, Vaterland!«« wenn man Ihnen das sagte, was würden Sie antworten?«

»Mein Freund, ich würde nichts antworten, ich würde vor Freude sterben.«

»Das wäre indessen nicht der Augenblick. . . Fahren wir fort. Fügte man dem, was ich gesagt habe, die Worte bei: »»Mina ist allerdings frei, doch unter der Bedingung, daß Sie auf der Stelle mit ihr abreisen, ohne daß Sie Zeit haben, ein Bedauern auszudrücken, den Kopf umzudrehen?««

Der arme Justin ließ sein Kinn auf seine Brust fallen und antwortete traurig:

»Ich würde nicht reisen, mein Freund ... Sie wissen wohl, daß ich nicht reisen kann.«

»Fahren wir fort,« sagte Salvator; »es gibt vielleicht ein Mittel, Alles dies in Ordnung zu bringen.«

»Ah! mein Gott!« rief Justin, die Arme zum Himmel erhebend.

»Was ist der heißeste Wunsch Ihrer Mutter und Ihrer Schwester?« fragte Salvator.

»In dem Dorfe zu sterben, wo sie gelebt haben, auf dem Winkel der Erde, wo sie geboren sind.«

»Nun wohl, Justin,« sprach Salvator, »von morgen an können sie dort leben und sterben.«

»Mein lieber Salvator, was sagen Sie da?«

»Ich sage, es müsse dort, an den Pachthof anstoßend, den sie bewirthschafteten, oder in der Umgegend dieses Pachthofes einige von jenen reizenden Häusern mit Ziegel- oder Strohdächern

geben, welche so wohl thun in der Landschaft, sieht man sie am Abend durch eine vom Winde, der ihren Rauch zum Himmel emporwirbeln macht, geöffnete Baumgruppe.«

»Ah! Salvator, es sind zehn da.«

»Und wie viel kostet mit einem Garten von einem Morgen ein solches Häuschen?«

»Was weiß ich? . . . drei bis viertausend Franken vielleicht.«

Salvator zog aus seiner Tasche vier Banquebillets.

»Hier sind viertausend Franken,« sagte er.

Justin schaute ihn keuchend an.

»Wie viel brauchen sie jährlich,« fuhr Salvator fort, »um anständig in diesem Hause zu leben?«

»Ab! bei der Sparsamkeit meiner Mutter und den geringen Ausgaben meiner Schwester würden fünfhundert Franken mehr als genügen.«

»Ihre Mutter ist kränklich, mein lieber Justin; Ihre Schwester hat eine schwache Gesundheit; setzen wir tausend Franken statt fünfhundert.«

»Ah! mit tausend Franken hätten sie nicht nur das Nothwendige, sondern sogar den Ueberfluß.«

»Hier sind zehntausend Franken für zehn Jahre,« sagte Salvator, zehn Banquebillets den vier ersten beifügend.

»Mein Freund!« rief Justin dem Ersticken nahe, indem er Salvator beim Arme ergriff.

»Setzen wir tausend Franken für die Kosten des Auszugs,« fuhr dieser fort: »das macht fünfzehntausend Franken. Machen Sie einen besondern Theil aus diesen fünfzehntausend Franken; dieses Geld gehört Ihrer Mutter.«

Justin war bleich zugleich vor Freude und vor Erstaunen.

»Gehen wir nun zu Ihnen über,« sagte Salvator.

»Wie, zu mir?« fragte Justin, zitternd vom Kopfe bis zu den Füßen.

»Allerdings, da wir mit Ihrer Mutter fertig sind.«

»Sprechen Sie, Salvator, aber sprechen Sie geschwinde; denn ich befürchte, ein Narr zu werden, wenn Sie nicht vollenden, mein Freund!«

»Mein lieber Justin,« sagte Salvator, »wir entführen Mina heute Nacht.«

»Heute Nacht . . . Mina . . . Wir entführen Mina!« rief Justin.

»Wenn Sie sich nicht etwa widersetzen . . .«

»Ich mich widersetzen! . . . Wohin werde ich aber Mina führen?«

»Nach Holland. . .!«

»Nach Holland?«

»Wo Sie ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre bleiben werden, wenn es sein muß, bis sich der gegenwärtige Zustand der Dinge ändert, und Sie nach Frankreich zurückkehren können.«

»Um in Holland zu bleiben, brauche ich aber Geld.«

»Das ist nur zu richtig, mein Freund; wir wollen auch berechnen, was Sie brauchen.«

Justin nahm seinen Kopf zwischen seine Hände.

»Ah! berechnen Sie selbst, mein lieber Salvator,« rief er: »ich, ich weiß nicht mehr, was ich sage: ich weiß sogar nicht mehr, was Sie mir sagen.«

»Auf!« sprach Salvator mit festem Tone, indem er die zwei Hände von Justin von seiner Stirne entfernte, die sie gepreßt hielten: »auf! seien Sie wie ein Mann, und bewahren wir in den Stunden des Wohlergehens die Stärke, die wir in den Tagen des Unglücks gehabt haben.«

Justin strengte sich gegen sich selbst an: seine bebenden Muskeln beruhigten sich: seine einen Moment irren Augen hefteten sich auf Salvator: er drückte sein Taschentuch an seine schweißfeuchte Stirne und sagte:

»Reden Sie, mein Freund.«

»Berechnen Sie, was Sie brauchen, um im Auslande mit Mina zu leben.«

»Mit Mina? . . . Mina ist aber nicht meine Frau: ich kann folglich nicht mit ihr leben.«

»Ah! wie sind Sie der gute, brave, ehrliche Justin, den ich auswendig kenne!« sagte Salvator mit seinem besten Lächeln. »Nein, Sie können nicht mit Mina leben, so lange Mina nicht Ihre Frau ist, und Mina kann nicht Ihre Frau sein, so lange wir ihren Vater nicht wiedergefunden haben, und ihr Vater nicht seine Einwilligung gegeben hat.«

»Wenn wir ihn aber nie wiederfinden . . .?« rief Justin.

»Mein Freund,« sprach Salvator, »Sie zweifeln an der Vorsehung!«

»Wenn er todt ist?«

»Ist er todt, so werden wir seinen Tod constatiren, und da Mina dann nur noch von sich selbst

abhängt, so wird sie Ihre Frau sein.«

»Ah! mein Freund . . . mein lieber Salvator!«

»Kommen wir zu der Sache zurück, die uns beschäftigt.«

»Ja, ja, kommen wir darauf zurück.«

»Da Mina nicht Ihre Frau sein kann, so lange sie ihren Vater nicht wiedergefunden hat, so muß Mina in Pension gebracht werden.«

»Oh! mein Freund, erinnern Sie sich der Pension von Versailles!«

»Es wird im Auslande nicht dasselbe sein wie in Frankreich. Ueberdies werden Sie es so einrichten, daß Sie Mina alle Tage besuchen, und Sie werden so wohnen, daß Ihre Fenster auf die ihrigen gehen.«

»Ich begreife, daß mit allen diesen Vorsichtsmaßregeln . . .«

»Wie viel schätzen Sie, daß Mina für ihre Pension und ihren Unterhalt braucht?«

»Ei! ich glaube, daß in Holland mit tausend Franken für die Pension. . .«

»Tausend Franken für die Pension?«

»Und fünfhundert Franken für den Unterhalt. . .«

»Setzen wir tausend.«

»Wie, setzen wir tausend?«

»Ja, das macht zweitausend Franken jährlich für Mina. Mina braucht fünf Jahre, um ihre Volljährigkeit zu erreichen: hier sind zehntausend Franken.«

»Mein Freund, ich begreife nicht . . .«

»Zum Glücke ist es nicht nöthig, daß Sie begreifen . . . Sprechen wir nun von Ihnen. . .«

»Von mir?«

»Ja; wie viel brauchen Sie jährlich?«

»Ich? . . . nichts! ich werde Lectionen im Französischen und in der Musik geben.«

»Die ein Jahr auf sich warten lassen, und Ihnen ganz fehlen können.«

»Nun, mit sechshundert Franken jährlich . . .«

»Setzen wir zwölf.«

»Zwölfhundert Franken jährlich . . . für mich allein? . . . Mein Freund, ich werde zu reich sein!«

»Desto besser. . . Sie werden den Ueberfluß den Armen schenken, Justin! es gibt überall Arme . . . Fünf Jahre zu zwölfhundert Franken jährlich, das macht sechstausend Franken. Hier sind sechstausend Franken!«

»Aber wer gibt denn all dieses Geld, Salvator?«

»Die Vorsehung, an der Sie vorhin zweifelten, mein Freund, als Sie sagten, Mina werde ihren Vater nicht wiederfinden.«

»Ah! wie danke ich Ihnen!«

»Nicht mir müssen Sie danken, mein lieber Justin: Sie wissen, daß ich arm bin.«

»Es kommt mir also von einem Unbekannten all dieses Glück zu?«

»Von einem Unbekannten? Nein.«

»Von einem Fremden also?«

»Nicht ganz.«

»Aber, mein Freund, kann ich so einunddreißig tausend Franken annehmen?«

»Ja,« erwiderte Salvator mit einem gewissen Ausdrücke des Vorwurfs, »da *ich* sie Ihnen antrage.«

»Verzeihen Sie, das ist wahr . . . ich bitte hundertmal um Vergebung!« rief Justin, beide Hände seines Freundes drückend.

»Nun wohl also, heute Nacht . . .«

»Heute Nacht?« wiederholte Justin.

»Heute Nacht entführen wir Mina, und Sie reisen ab.«

»Oh! Salvator!« rief Justin, das Herz von Freude überströmt, die Augen, voller Thränen, und als ob er gerufen hätte: »Mein Bruder!«

Sodann, wie es der arme Schulmeister gemacht hätte, wenn ein Schutzgöttin sein Zimmer herabgestiegen wäre, faltete Justin die Hände und betrachtete lange Salvator, den er kaum seit drei Monaten kannte, und der ihn, ihn den Unbekannten, die unaussprechlichen Freuden der Seele hatte kosten lassen, die er vergebens seit neunundzwanzig Jahren von der Vorsehung forderte!

»Ah!« rief plötzlich Justin mit einer gewissen Bewegung des Schreckens, »und ein Paß?«

»Oh! was das betrifft, bekümmern Sie sich nicht darum, mein Freund: hier ist der von Ludovic. Sie haben denselben Wuchs wie er, Sie haben Haare fast von derselben Farbe; das Uebrige ist gleichgültig: bis auf den Wuchs und die Haare gleichen sich fast alle Signalements, und stoßen Sie nicht an der Grenze auf einen Gendarmen, der zugleich Colorist ist, so haben Sie durchaus nichts zu befürchten.«

»Dann habe ich mich nur noch um einen Wagen zu bekümmern.«

»Ihr Wagen wird Sie bespannt heute Abend, fünfzig Schritte von der Barrière Croulebarbe, erwarten.«

»Sie haben also an Alles gedacht?« »Ich glaube es wenigstens,« erwiderte lächelnd Salvator.

»Nur nicht an meine armen kleinen Schüler,« sprach Justin, mit einer Art von Gewissensvorwurf den Kopf schüttelnd.

In diesem Augenblicke klopfte man dreimal an die Thüre.

»Mein Freund,« sagte Salvator, »ich weiß nicht warum es mir scheint, die Person, welche so eben geklopft hat, bringe die Antwort auf Ihre Frage.«

Auf die Art, wie er gestellt war, hatte Salvator in der That können den guten Herrn Müller den Hof durchschreiten sehen.

Justin öffnete und stieß einen Freudenschrei aus, als er den alten Mitschüler von Weber erkannte, der ihm, nach einem Gange auf den äußeren Boulevards, seinen Morgenbesuch machte.

Man unterrichtete ihn von der Lage; und als Herr Müller ausgesprochen hatte, welches Glück ihm diese Nachricht bereite, sagte Salvator:

»Es gibt nur Eines, was Justin vollkommen glücklich zu sein verhindert.«

»Was, Herr Salvator?«

»Ei! mein Gott! er fragt sich, wer ihn in seiner Abwesenheit bei seinen armen kleinen Schülern ersetzen werde.«

»Nun,« erwiderte einfach der gute Müller, »bin ich nicht da?«

»Sagte ich Ihnen nicht, mein lieber Justin, die Person, welche an Ihre Thüre klopfte, bringe Antwort?«

Justin warf sich auf beide Hände von Herrn Müller und küßte sie voll Dankbarkeit.

Es wurde verabredet, noch an demselben Tage sollte Herr Müller die Schüler empfangen, da sich Justin in einer Lage des Körpers und des Geistes befinde, die ihm nicht erlaube, seine Klasse zu machen.

In den Ferien würde man den Schülern ankündigen, da die Abwesenheit von Justin sich auf unbestimmte Zeit zu verlängern drohe, so sollten die Eltern den ganzen Monat September benützen, um für ihre Kinder einen andern Lehrer zu suchen.

Salvator entfernte sich und überließ Herrn Müller die Sorge, die Klasse zu machen, und Justin die, Madame Corby und seine Schwester Céleste auf die Veränderung vorzubereiten, welche vorgegangen war, oder die vielmehr in ihrer Existenz in dem Augenblicke, wo sie es am wenigsten dachten, vorgehen sollte; dann eilte er die Rue Saint-Jacques hinab, und auf den Schlag neun Uhr lag er in der Morgensonne ausgestreckt, in der Rue aux Fers, bei der Schenke zur Goldenen Muschel, wo wir la Gibelotte eine so fantastische Rechnung seinem Busenfreunde Croc-en-Jambe haben machen sehen.

Salvator hatte, wie man sieht, seinen Tag ziemlich gut angefangen; wir werden im folgenden Kapitel erfahren, wie er ihn vollendete.

XII.

Der Abend eines Commissionärs.

Am Abend, zur genannten Stunde, hielt die Reisceleche, durch den Stellmacher vollkommen in den Stand gesetzt, etwa fünfzig Schritte von der Barrière Croulebarbe.

Der Postillon, der mit verhängten Zügeln und zehn Minuten vor der verabredeten Stunde herbeigekommen war, glaubte Anfangs an eine Mystification, als er sah, daß die Personen, die ihn mit solcher Eile hatten kommen lassen, nicht nur sich nicht beim Rendez-vous fanden, sondern sogar nicht einmal Miene machten, zu erscheinen.

Nach einigen Minuten indessen, als er zwei junge Leute erblickte, welche mit raschen Schritten herbeikamen und Arm in Arm gingen, schwang sich der Postillon, der von seinem Pferde gestiegen war, wieder in den Sattel und hielt sich unbeweglich, ohne den Kopf zu drehen, wie ein Postillon von Stein.

Salvator und Justin näherten sich dem Wagen, Roland voran, der, so schnell sie auch marschirten, noch schneller als sie marschirte.

Salvator öffnete den Schlag, ließ den Fußtritt herunter und sagte zu Justin:

»Steigen Sie ein!«

Als er dieses einzige Wort hörte, wandte sich der Postillon um, als hätte er einen elektrischen Schlag gefühlt, und denjenigen, welcher es ausgesprochen, sehend und erkennend, wurde er scharlachroth vor Vergnügen.

Er nahm langsam seinen Hut ab und begrüßte Salvator mit einem freudigen und zugleich ehrerbietigen guten Morgen.

»Guten Morgen, mein Freund!« erwiderte lächelnd Salvator, indem er dem Postillon seine feine, aristokratische Hand reichte; »wie befindet sich Dein wackerer alter Vater?«

»Vortrefflich, Herr Salvator,« antwortete der Postillon; »und hätte er gewußt, Sie reisen, so würde er Sie trotz seiner sechsundsiebzig Jahre selbst geführt haben.«

»Es ist gut; ich werde ihn dieser Tage besuchen. Er wohnt immer noch in der Bastille?«

»Bei Gott!« erwiderte stolz der Postillon, »wer hat das Recht darin zu wohnen, wenn nicht er?«

»In der That, Das ist wahr,« sprach Salvator; »es ist doch das Wenigste, daß ein Eroberer den Platz bewohnt, den er erobert hat!«

Sodann hinter Justin einsteigend, der es sich schon im Wagen bequem gemacht hatte, fragte er seinen Hund:

»Willst Du einsteigen, Roland?«

Roland schüttelte den Kopf.

»Nein?« fuhr Salvator fort; »Du willst lieber zu Fuße gehen? . . . Geh', Roland, vorwärts.«

»Welche Straße, Herr Salvator?« fragte der Postillon.

»Straße nach Fontainebleau . . . Stille! Du kennst mich nicht!«

»Ohne Ihnen Etwas zu befehlen, Herr Salvator, da ein Geheimniß darunter ist, können Sie einem Freunde sagen, wohin Sie gehen?«

»Dir, ja, mein kleiner Bernard . . . Ich gehe nach der Cour de France.«

»Und Sie werden dort anhalten?«

»Die ganze Nacht.«

»Es ist gut; Sie sollen nicht bespätet werden, das verspreche ich Ihnen.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Nichts: das ist meine Sache, Herr Salvator, verlassen Sie sich auf mich! . . . Soll ich sehr rasch fahren?«

»Nein, Bernard, im gewöhnlichen Gange; wir brauchen nicht vor zehn Uhr bei der Cour de France zu sein.«

»Also in kurzem Trab . . . Ich möchte Sie indessen lieber nicht so fahren, Herr Salvator.«

»Und wie möchtest Du mich gern fahren, mein Junge?«

»Wie ich den Kaiser 1815 geführt habe: fünf Meilen in der Stunde.« Sodann leise:

»Sind Sie nicht unser Kaiser, Sie, Herr Salvator: wird man nicht, wenn Sie sagen: »»Zu den Waffen!«« die Waffen ergreifen? wird man nicht, wenn Sie sagen: »»Vorwärts!«« marschieren?«

»Nun wohl, Bernard! . . .« rief lachend Salvator.

»St! Stille! ... Bah! sind die Freunde unserer Freunde nicht Freunde? Da dieser Herr mit Ihnen ist, so ist er es,« sagte Bernard.

Und er machte ein Maurerzeichen.

»Ja, mein Freund, ich bin es,« antwortete Justin, »Du hast Recht; und möchte ich da sein an dem Tage, wo man, wie Du vorhin sagtest, wird die Waffen ergreifen und marschieren müssen!«

»Sie sehen, Herr Salvator, Alles geht gut! wir haben nur noch zu singen:

Allons, enfant de 1a patrie!

Und das Nationallied singend, trieb der Postillon seine Pferde durch einen Peitschenhieb zum Aufbruche an.

Der Wagen ging ab einen Staubwirbel aufwühlend, der, durch die letzten Feuer des Tages vergoldet, ihm eine unbestimmte Ähnlichkeit mit dem vom Himmel aus die Erde herabsteigenden Sonnenwagen verlieh.

Wir werden nicht die Plauderei der zwei Freunde während der Dunkelheit, die sich stufenweise um sie her verdichtete, berichten. Wie man leicht begreift, war es die Hoffnung, welche der Hauptgegenstand des Gespräches wurde. Noch vier Stunden, noch drei, noch zwei, und man würde den Gipfel jener menschlichen Glückseligkeiten berühren, die man seit so langer Zeit durch dichte Wolken und schwarzen Nebel erschaute.

Madame Corby und Schwester Céleste waren entzückt gewesen von dem Ereignisse, das sich vorbereitete; das waren zwei gläubige Herzen, welche wohl hofften, Gott werde Justin in der Stunde der Gefahr nicht verlassen. Die Trennung, welche nothwendig war, konnte nur momentan sein, und man würde sich am Herde der Familie wiedervereinigt finden, um sich nie mehr zu verlassen.

Alles stand also auf das Beste, und bei dieser Veränderung der Lage sah Niemand etwas Anderes als die unaussprechlichen Verheißungen und die höchsten Freuden.

Man hielt in Villejuis so lange an, als man brauchte, um die Pferde zu wechseln.

Salvator neigte sich aus dem Schlage und schaute auf seine Uhr: es war halb zehn.

Nach Verlauf einer Stunde erblickte man das Profil der Fontainen der Cour-de-France, oder, nennen wir sie mit ihrem wahren Namen, der Fontainen von Juvisy, prunkhafte Fontainen, geschmückt mit Trophäen und Genien auf einem Piedestal, wahre Typen der Architektur von Ludwig XV. um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Der Postillon hielt an, stieg vom Pferde und öffnete den Schlag.

»Wir sind da, Herr Salvator,« sagte er.

»Wie! Du bist es, Bernard?«

»Ja, ich bin es!«

»Du hast zwei Posten gemacht?«

»Allerdings.«

»Ich glaubte, das sei verboten.«

»Gibt es etwas, was für Sie, Herr Salvator, verboten ist?«

»Wie ist aber? . . .«

»Hören Sie, wie das gekommen ist. Ich sagte mir: »»Herr Salvator macht einen Coup für das Wohl der Sache; er braucht einen Mann, der weder Augen, noch Ohren hat, der aber vielleicht wohl mit seinen guten Armen versehen ist. Ich bin der Mann!«« Da that ich in Villejuis Folgendes. Ich sagte zu Pierre Lenglumé, an dem die Reihe zu fahren war:

Der Mann' war der General Lebastard de Prémont.

Salvator führte den General an den Wagen, wo er Platz nahm: dann stieg er selbst hinter ihm ein und sagte: »»Das ist es nicht, Pierre, mein Freund, dieser arme Jacques Bernard hat eine Liebe bei den Fontainen der Cour-de-France: Du mußt ihm Deinen Platz abtreten, damit er ein paar Worte unter vier Augen seiner Particulière sagen kann, und man wird bei der Rückkehr eine Flasche bezahlen. Steht Dir das an?«« »»Eingeschlagen!«« antwortete Lenglumé. Ich schlug ein, und hier bin ich. Habe ich mich nun getäuscht, Herr Salvator? Guten Abend! Ich werde fünf Meilen mehr als meine Rechnung im Leibe haben: ein Liebespostillon wie ich stirbt nicht wegen so wenig . . . habe ich mich nicht getäuscht? Zu ihren Befehlen!«

Salvator reichte Jacques Bernard die Hand.

»Mein Freund,« sagte er zu ihm, »ich glaube nicht, daß ich Deiner heute bedarf; sei aber ruhig, bietet sich Gelegenheit, Deinen guten Willen zu benützen, so werde ich nicht versäumen, es zu thun.

»Abgemacht, Herr Salvator?«

»Abgemacht.«

»Steige wieder auf uns zähle ungefähr hundertfünfzig Schritte.«

»Und dann?«

»Halt an.«

Bernhard schwand sich in den Sattel und hielt nach hundertfünfzig Schritten an; dann stieg er ab und öffnete den Wagenschlag.

Salvator stieg aus und ging gegen den Graben.

Zwanzig Schritte von ihm erhob sich ein Mann und zählte bis vier; Salvator zählte bis acht schritt gerade auf den Mann zu.

Der Mann war General Lebastard de Prémont.

Salvator führte den General an den Wagen, wo er Platz nahm; dann steig er selbst hinter ihm ein und sagte:

»Nach Chatillon!«

»An welchen Ort in Chatillon, Herr?«

»Auberge de la Grâce-de-Dieu.«

»Man kennt das . . . Vorwärts, meine Hühnchen!«

Und seine Pferde mit einem Peitschenhiebe antreibend, schlug Jacques Bernard die Straße nach Chatillon ein, und zehn Minuten nachher hielt der Wagen, zitternd aus seinen Achsen, vor der Auberge de la Grâce-de-Dieu an.

Während der Fahrt hatte Salvator Justin dem General vorgestellt: nur wußte der General, wer Justin war, indeß Justin durchaus nicht wußte, wer der General war, und besonders, welchen Dienst er ihm geleistet hatte.

Man kam, wie gesagt, vor die Auberge de la Grâce-de-Dieu.

Man erinnert sich, daß Salvator hier Jean Taureau und Toussaint-Louverture Rendez-vous gegeben hatte.

Die zwei Mohicaner waren auf ihrem Posten, und, seltsamer Weise! obschon sie sich schon seit ungefähr einer Stunde hier befanden, war doch die Flasche, die sie vor sich hatten, noch nicht entpfropft. Man hätte glauben sollen, es sei die zweite, doch die Gläser waren so rein, als ob sie gerade aus der Fabrik kämen.

Beide standen auf, als sie Salvator erblickten, der allein ausgestiegen und in das Wirthshaus eingetreten war.

Salvator schaute umher und sah, daß die zwei Männer in einem Winkel und ganz vereinzelt waren.

Jean Taureau begriff die Befürchtung des Commissionärs und sagte zu ihm:

»Ah! Sie können sprechen, Herr Salvator; Niemand hört uns.«

»Ja,« fügte Toussaint-Louverture bei, »nur Ihre Instructionen, und man wird gehorchen!«

»Sie werden kurz sein,« erwiderte Salvator; »ich kann Eurer heute Nacht bedürfen.«

»Desto besser!« sagte Jean Taureau.

»Ich kann Eurer auch nicht bedürfen.«

»Desto schlimmer!« sprach Toussaint-Louverture.

»In jedem Falle nehme ich Euch mit mir.«

»Hier sind wir.«

»Ihr fragt nicht einmal, wohin ich Euch führe?«

»Wozu? Sie wissen wohl, daß wir, selbst wenn es zum Teufel wäre, gingen,« sagte Barthélemy Lelong.

»Sodann?« fragte Toussaint-Louverture.

»Sodann . . . werde ich Euch an den Platz stellen, wo Ihr bleiben sollt, und bei Eurem Leben erscheint nur, wenn ich sage: »»Herbei!««

»Wenn Sie aber dennoch eine Gefahr laufen, Herr Salvator?«

»Das ist meine Sache.«

»Nun also?«

»Euer Wort, daß Ihr nur erscheint, wenn ich sage: »»Herbei!««

»Ei! man muß es Ihnen wohl geben.«

»Euer Wort.«

»So wahr ich Barthélemy Lelong heiße!«

»So wahr ich Toussaint-Louverture heiße!«

»Es ist gut. — Barthélemy, stecke diese Stricke in Deine Tasche; und Du, Toussaint, stecke dieses Sacktuch in die Deinige.«

»Es ist geschehen.«

»Sagt nun, kennt Ihr den Park von Viry?«

»Ich nicht,« antwortete Toussaint.

»Ich kenne ihn,« erwiderte Jean Taureau.

»Gut! kennt ihn nur Einer von Euch Beiden, das genügt.«

»Nun?«

»Nun wohl, geht querfeldein, und erblickt Ihr eine große weiße Mauer, welche einen Winkel auf der Straße bildet, so haltet an und verbergt Euch in der Umgegend. Ich werde Euch dort wiederfinden.«

»Verstanden,« antworteten gleichzeitig Jean Taureau und Toussaint-Louverture.

»Gut! auf baldiges Wiedersehen also?«

»Auf baldiges Wiedersehen, Herr Salvator.«

Die zwei Mohicaner gingen ab.

Salvator kehrte zum General Lebastard de Prémont und zu Justin zurück, die er, wie gesagt, im Wagen gelassen hatte.

Man nahm wieder den Weg, auf welchem man bis Chatillon gefahren war, und man kam auf die Landstraße von Fontainebleau zu der Stelle, wo ein abhängiger Weg nach dem Pont Godeau und von da nach dem Schlosse Viry führt.

Das geübte Auge von Salvator erkannte zwei in der Finsterniß schleichende Schatten: es waren Barthélemy Lelong und Toussaint-Louverture.

Man folgte dem abhängigen Wege, man kam zum Pont Godeau, und man erblickte von fern die weiße Mauer, welche bei Nacht ein durch die Ebene laufender Fluß zu sein schien.

Man stieg aus, man brachte den Wagen in eine Baumgruppe, die sich unmittelbar bei der Landstraße erhob, und aus der die Natur ausdrücklich für diesen Umstand einen ungeheuren Schoppen gemacht zu haben schien; man ermahnte zur Stille Jacques Bernard, der ganz stolz darauf war, an dem geheimnißvollen Ereignisse, das sich vorbereitete, Theil zu haben.

Als der Wagen untergebracht war, schlug man, statt beständig dem nach Viry führenden Vicinalwege zu folgen, — Salvator an der Spitze, hinter ihm Justin, dem der General folgte, — einen kleinen Fußpfad ein, der zur Mauer des Schlosses führte.

Man rückte vor *per amics, silentia lunae*, wie Virgil sagt, in einer der letzten Frühlingsnächte oder vielmehr in einer der ersten Sommernächte. Die Luft war lau, der Himmel voll Sturm, und jeden Augenblick spielte der falbe Mond, der, wie wir gesagt haben, den Reisenden seine befreundete Stille lieh, Versteckens, wie es die Kinder hinter einem Baume thun, — bald sich unter einer schwarzen Wolke verschleiern, bald wiedererscheinend und sich aufs Neue verschleiern.

Sie kamen so alle Drei zu dem uns bekannten Gitter: sie zogen sich gegen rechts und gelangten an den Ort der Mauer, wo Justin hinüberzusteigen pflegte. Hier bezeichnete man dem General das Manoeuvre, das zu vollführen war. Salvator stellte sich an die Mauer und machte die Leiter. Justin gab das Beispiel, indem er zuerst hinaufstieg und aus die andere Seite der Mauer mit einer Behendigkeit sprang, welche bewies, wie sehr er mit dieser Uebung vertraut war: der General folgte ihm, und obschon er fünfzehn Jahre älter als Justin, blieb er doch an

Geschicklichkeit und Leichtigkeit nicht zurück.

Roland glaubte, nun sei die Reihe an ihm: er schickte sich seinerseits an, seinen Anlauf zu nehmen, als er durch einen Wink seines Herrn zurückgehalten wurde. Dieser hatte die zwei Gefährten nicht vergessen, welche im Vorsprunge gewesen waren, die er aber Dank sei es der Peitsche von Jacques Bernard, zurückgelassen hatte und nun an der Ecke der Mauer erwarten wollte.

Er war hier nicht fünf Minuten, als er Jean Taureau und Toussaint-Louverture erblickte, deren Schatten sich am Horizont wie Riesensilhouetten zu zeichnen anfangen. Die Erscheinung war um so fantastischer, als man sie herbeikommen sah, ohne das Geräusch ihrer Tritte zu hören.

Sie kamen so zu Salvator, der nun erst bemerkte, sie gehen barfuß.

»Bravo!« sagte er leise: »ich erwartete Euch.«

»Hier sind wir!« antworteten die zwei Männer.

»Folgt mir.«

Der Zimmermann und der Kohlenbrenner gehorchten.

Bei dem Orte der Mauer angelangt, wo Justin und der General übergestiegen waren, blieb Salvator stehen.

»Es ist hier!« sagte er.

»Ah! ah!« erwiderte Jean Taureau, »es handelt sich darum, auf die andere Seite zu passiren, wie es scheint.«

»Oh! mein Gott, ja, und man wird Euch zeigen, wie das gemacht wird, Freund Jean Taureau,« sagte Salvator. »Hier, Roland!«

Roland kam zu seinem Herrn und richtete sich selbst auf seinen Hinterpfoten an der Mauer aus.

Salvator hob den Hund bis zur Höhe der Mauer empor; dieser hing sich an die Kappe mit seinen Vorderklauen an und sprang, sich mit seinen Hinterklauen unterstützend, in den Park. Salvator schwang sich empor, ergriff die Mauerkappe mit der Hand, und er hob sich, mit der Stärke des Faustgelenkes, langsam und durch eine geschickte Gymnastik.

In einer Secunde war er rittlings aus dem Steinkamme.

»Nun ist es an Euch!« sagte er.

Die zwei Männer schauten den Wall an, der vor ihnen emporragte.

»Teufel! Teufel!« machte Jean Taureau.

»Wie Du, ein Zimmermann, Meister über Meister, Meister über Alle . . .!«

»Ei! hat Toussaint-Louverture nicht bange, ich drücke ihn platt, und will er mir als Leiter dienen, so kann das wohl gehen,« erwiderte Jean Taureau.

»Ich habe nicht bange!« erwiderte Toussaint-Louverture.

»Ich bin hundertfünfzig Kilogramme schwer, das muß ich Dir zum Voraus bemerken, Toussaint,« sagte Barthélemy Lelong.

»Das ist etwas mehr als zwei Kohlsäcke,« antwortete Toussaint, »und man hat wohl bis drei getragen. Doch ich . . .?«

»Oh! bin ich einmal oben, so bekümmere Dich um nichts.«

»Steige also!« sagte Toussaint.

Der Kohlenbrenner leistete Jean Taureau den Dienst, den Salvator eine Viertelstunde vorher Justin und dem General geleistet hatte.

In einigen Secunden faß Jean Taureau auf dem Gipfel Salvator gegenüber. Es war Zeit, so kurz die Aufsteigung gedauert hatte, Toussaint fing an sich unter dem Gewichte des Riesen zu biegen.

»So!« sagte er.

Und er zog aus seiner Tasche das Paquet Stricke, und brachte am Ende eine Art von Schleife an.

»Faß das an, und zwar solid!« sagte er zu Toussaint.

Toussaint gehorchte dem Befehle und packte den Strick.

»Hältst Du?« fragte Jean Taureau.

Ja.«

»Aber fest?«

»Fest, sei ruhig.«

»Dann aufgezo-gen!« sprach Jean Taureau.

Und er zog mit einer Hand Toussaint an sich, packte ihn mit der andern Hand beim Kragen seines Sammetwammes, und brachte ihn auf das Niveau der Mauerkappe, wie er es mit einem Kinde gethan hätte.

Hier angelangt, wollte sich Toussaint mit beiden Händen an der Mauerkappe anklammern.

»Oh! es ist nicht der Mühe werth,« sagte Jean Taureau.

Und er nahm den Kohlenbrenner unter den Beinen mit der andern Hand, hob ihn über den Kamm der Mauer, gab ihm seine, einen Augenblick für die horizontale verlassene, senkrechte Lage wieder und ließ ihn in den Park fallen.

Dann schickte er sich an, dasselbe zu thun, und sagte:

»Nun ist die Reihe an mir.«

Aber Salvator legte ihm die Hand auf den Schenkel wie ein Mensch, der Stillschweigen verlangt, und flüsterte:

»Horch!«

»Was?«

»St!«

Man hörte in der Ferne den Galopp eines Pferdes.

Dieser Galopp kam immer näher.

Sodann hörte man ein Gewieher.

Kam dies von dem galoppirenden Pferde, oder von den zwei Rossen, welche am Wagen angespannt warteten? Das konnte Salvator nicht unterscheiden; der Schatten des Pferdes und der des Reiters gingen an gerade auf der Höhe der Baumgruppe zu erscheinen, wo der Wagen verborgen war.

Der Reiter näherte sich rasch.

»Zu Boden, Jean Taureau! zu Boden!« rief Salvator.

Jean Taureau ließ sich mehr fallen, als daß er sprang.

Wie er es schon einmal gethan hatte, wars sich Salvator in das Innere des Parkes zurück, ohne die Mauerkappe zu verlassen.

Dann hob er sich mit den Kräften seiner Hände auf und legte seine Augen an die Höhe der Kappe.

Der Reiter kam in seinen Mantel gehüllt vorüber.

Trotz des Mantels erkannte Salvator Lorédan von Valgeneuse.

»Er ist es,« sagte er.

Und er sprang leicht zu Boden, während Roland ein dumpfes Geknurre vernehmen ließ.

»Vorwärts!« sagte Salvator, »es ist keine Zeit zu verlieren, wenn wir überhaupt nicht schon zu viel Zeit verloren haben!«

Salvator eilte durch den Park: die zwei Männer folgten ihm.



XIII.

Die Nacht eines Commissionärs.

Wo befanden sich Justin und Mina? Das war die Frage.

An den Tagen, wo Mina Justin erwartete, hielt sie sich bei der Bank auf, wo Salvator zum ersten Male das Mädchen gesehen hatte: doch es hatte sich noch kein Umstand geboten, wo Justin an einem Tage kam, an welchem er nicht erwartet wurde: wenn sie sich verließen, verabredeten die jungen Leute ihr nächstes Rendez-vous.

Salvator lief nach der Seite des Schlosses. Der General, der mit Justin herabgestiegen war, war diesem gefolgt.

Sagen wir, Salvator *lief*, so irren wir uns: man konnte unmöglich laufen in diesem Parke, wo Alles Gestrüppe, Dornen, Nesseln, hohes Gras war: wo die Hand des Menschen in Jahren nicht durchgekommen zu sein schien, in diesem Parke, der, zum Täuschen, an den Urwald der Rue d'Enfer erinnerte.

Roland neigte sich, mit dumpfem Stöhnen, gegen die Dickung, wo das Grab des Kindes war: Salvator aber, während er sich einen Weg durch das Gestrüppe bahnte, hielt den Hund bei sich zurück.

Man kam an das Ufer des Teiches.

Hier blieben Jean Taureau und Toussaint-Louverture einen Augenblick stehen: Salvator suchte mit den Augen die Ursache dieses Zögerns.

Und, in der That, was die zwei Männer aufgehalten hatte, waren die mythologischen Bilder, in Bewegung gesetzt durch das Kommen und Gehen des Mondes, diese Bilder, die sich von ihren Basen loszumachen und die Verletzer ihrer Domänen angreifen zu wollen schienen.

Roland erkannte vollkommen den Teich, und er wollte sich aufs Neue niedertauchen: Salvator hielt ihn aber zurück.

»Später! später, Roland!« flüsterte er ihm zu: »heute haben wir etwas Anderes zu thun.«

Von hier aus konnte man alle Fenster der alten Facade sehen. Keines von diesen Fenstern war erleuchtet.

Salvator horchte: es schien ihm, er höre, — in einer der, welcher er gefolgt war, ganz entgegengesetzten Richtung, — die Stimme von Justin, der Mina rief.

»Der Unkluge!« sagte er. »Freilich weiß er nicht. . .«

Und er fing an in der Richtung der Stimme zu laufen, indem er zu den zwei Männern sagte:

»Kehret dahin zurück, woher wir kommen, und was auch geschehen mag, wie dies verabredet ist, rührt Euch nicht, wenn ich Euch nicht rufe.«

Die zwei Männer hatten sich orientirt: sie schlugen den Weg wieder ein, dem sie gefolgt waren.

Salvator und Roland umgingen den Teich: sie wählten, um diese krumme Linie zu beschreiben, den dunkelsten Kreis, das heißt das Ufer zunächst beim Walde.

Roland lief voran: man hätte glauben sollen, er errathe, was sein Herr suche.

Der Hund und der Mensch kamen in eine der Queralleen des Parkes in dem Augenblicke, wo sich Justin und Mina einander in die Arme warfen.

Die erste Person, welche Mina, als sie die Augen umherlaufen ließ, erblickte, war der General. Sie stieß einen kleinen Schreckensschrei aus.

»Sei ohne Furcht, liebes Kind,« sagte Justin: »es ist ein Freund.«

Zu gleicher Zeit erschienen von der andern Seite Salvator und Roland.

»Geschwinde! geschwinde!« sagte Salvator; »es ist keine Minute zu verlieren.«

»Was geschieht denn?« fragte Mina ein wenig erschrocken.

»Es geschieht, meine liebe Mina, daß wir Sie entführen.«

»Mina? . . .« murmelte der General. »Das ist der Name meiner Tochter?«

Und er ging mit ausgestreckten Armen auf Mina zu.

Salvator ließ ihm aber nicht Zeit, ein Wort mit dem Kinde zu wechseln.

»Stille und Eile!« sagte er. »Sie werden sich im Wagen Alles erzählen, was Sie sich zu erzählen haben. In zwei Tagen und zwei Nächten haben Sie wohl Zeit hierzu!«

Und unterstützt von Justin zog er Mina nach dem Orte der Mauer fort, wo man sie mußte hinübersteigen lassen.

»Steigen Sie, Justin!« sagte Salvator.

»Aber meine arme Mina?« fragte Justin.

»Steigen Sie!« wiederholte Salvator; »ich sage Ihnen, es ist keine Minute zu verlieren.«

Justin gehorchte.

»Leben Sie wohl, Herr Salvator! Gott befohlen, mein bester Freund!« flüsterte das Mädchen, indem es seine weiße Stirne dem jungen Manne darbot.

»Gott befohlen, meine Schwester!« antwortete Salvator.

Und er drückte seine Lippen auf ihre Stirne. »Ah! mir auch,« sagte der General. »Einen Kuß, mein Kind!«

Die Lippen des Generals nahmen den Platz der Lippen von Salvator ein: dann streckte er die Hand über dem Haupte von Mina aus und sprach mit einer Stimme voller Thränen:

»Sei glücklich, Kind! ein Vater, der seine Tochter seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hat, segnet Dich . . . Gott befohlen!«

»Vorwärts! vorwärts!« sagte Salvator, »jede Minute hat den Werth einer Stunde, jede Stunde den Preis eines Tages!«

»Ich warte!« sprach Justin, der schon rittlings aus dem Kamme der Mauer saß.

»Gut!« sagte Salvator, und mit einem Sprunge nahm er seinen Platz ihm gegenüber.

»Nehmen Sie nun,« sagte er zum General, »nehmen Sie nun das Kind in Ihre Arme und heben Sie es bis zu uns empor.«

Der General hob Mina in die Höhe, wie Milon von Kroton ein Lamm emporgehoben hätte: sodann, indem er sie aus der Fläche seiner ausgestreckten Hände hielt, brachte er sie ganz nahe an die Mauer. Sobald Mina im Bereiche der zwei jungen Leute war, umschlang jeder von ihnen ihren Leib mit einem Arme, während der General, die Hand unter ihren vereinigten Füßen durchschiebend, die Aufsteigung unterstützte.

Als Mina aus der Mauerkappe saß, sagte Salvator:

»Und nun steigen Sie hinab, Justin.«

Justin sprang aus den Weg.

»Treten Sie nahe an die Mauer,« fuhr Salvator fort; »stützen Sie sich mit dem Kopfe und mit beiden Händen daran. . . So ist es gut!«

Dann fügte er gegen Mina bei, indem er sie aufhob und sich umdrehen ließ:

»Mein Kind, stellen Sie jeden von Ihren Füßen auf eine von den Schultern von Justin.«

Das Mädchen vollführte die vorgeschriebene Bewegung.

»Biegen Sie sich auf Ihren Knien, Justin.«

Justin bog sich auf seinen Knien.

»Ein wenig mehr.«

Justin bog sich noch mehr.

»Knieen Sie nieder.«

Justin kniete nieder.

»Nun sind Sie gerettet,« sprach Salvator, indem er die zwei Hände von Mina losließ.

»Noch nicht!« rief eine Stimme.

Und der Knall eines Feurgewehrs wurde hörbar.

Zu gleicher Zeit, als die Stimme rief: »Noch nicht!« und der Schuß ertönte, sprang Mina, die nur noch zwei Fuß vom Boden war, leicht auf den Rasen, den die Mauer begränzte.

Den Pistolenschuß hörend und die Stimme von Herrn von Valgeneuse erkennend, stieß das Mädchen einen Schrei aus.

»Rettet Euch! und glückliche Reise!« rief Salvator, von der Mauer in den Park springend.

Der General war schon nach der Seite gestürzt, wo er die Flamme gesehen hatte.

»Zurück, General!« sagte Salvator, indem er Herrn Lebastard de Prémont mit Gewalt auf die Seite schob, um selbst zu passiren; »das ist meine Sache.«

Der General machte ihm Platz.

Salvator eilte nach dem Orte, von wo der Schuß ausgegangen war, und fand sich von Angesicht zu Angesicht Herrn von Valgeneuse gegenüber.

»Ah! ich habe Dich ein erstes Mal gefehlt,« rief dieser; »doch mit diesem Schusse werde ich Dich nicht fehlen.«

Und er senkte den Laus seiner Pistole, daß sie beinahe die Brust von Salvator berührte. Noch eine Secunde, der Drücker bewegte sich und der junge Mann war todt; doch in diesem Augenblicke stürzte ein Thier, springend wie ein Tiger herbei, und packte den Grafen bei der Gurgel: es war Roland, der seinem Herrn zu Hilfe gekommen.

In seinem Laufe hob er die Hand empor, welche die Pistole hielt, und der Schuß ging in die Luft.

»Ah! bei meiner Treue, mein lieber Herr Lorédan,« sagte Salvator, »wissen Sie, daß wenig gefehlt hat, und Sie hätten Ihren Vetter getödtet? . . .«

Unter dem Stoße, den ihm Roland gegeben, war der Graf von Valgeneuse rückwärts gefallen,

und er hatte fallend die Pistole losgelassen.

Roland ließ seine Gurgel nicht los.

»Ei! mein Herr,« sagte der Graf sich sträubend, »werden Sie mich durch diesen Hund erwürgen lassen?«

»Roland,« rief Salvator, »hier! . . . *herbei!*«

Der Hund ließ zu seinem großen Leide den Grafen los und setzte sich knurrend wieder zu seinem Herrn.

Lorédan erhob sich auf sein Knie, und während er sich aufrichtete, zog er ein Stilet aus seiner Tasche; doch. Dank sei es einem neuen Zwischenfalle, hatte der Graf nicht Zeit, sich der Waffe zu bedienen, die er zu Hilfe gerufen: zu seiner Rechten war Jean Taureau, zu seiner Linken Toussaint-Louverture.

Als Salvator zu Roland sprechend rief: »Hier! herbei!« da glaubten die zwei Männer das verabredete Signal zu hören, und liefen hinzu. Man erinnert sich, daß ihnen Salvator empfohlen hatte, zu kommen, wenn er: »Herbei!« rufen würde.

Jean Taureau, der beim Mondscheine die Waffe in der Hand von Lorédan glänzen sah, packte diese Hand beim Faustgelenke und drückte den Arm des Grafen dergestalt, daß man die Knochenfüngung krachen hörte.

»Nun,« sagte Jean Taureau, »lassen Sie dieses Kleinod los, das Ihnen zu nichts dienen kann.«

Und er verdoppelte seinen Druck.

Unter den eisernen Muskeln des Zimmermanns, der ihm das Faustgelenke zermalmte, stieß Herr von Valgeneuse einen Schrei aus ungefähr ähnlich dem, welchen ein armer Sünder, den man auf die Folter spannt, ausstoßen muß; seine Finger waren gezwungen, sich zu öffnen und das Stilet loszulassen, das zu seinen Füßen fiel.

»Heb' auf, Toussaint,« sagte Barthélemy Lelong; »das kann uns dazu dienen, unsere Pfeifen auszuräumen.«

Toussaint bückte sich und hob das Stilet auf.

»Was haben wir nun,« fragte Jean Taureau, sich an Salvator wendend, »was haben wir nun mit dem Herrn Grafen zu thun?«

»Ei!« antwortete Salvator mit derselben Ruhe, »legt ihm Euer Sacktuch aus den Mund und bindet ihm die Hände und die Füße mit den Stricken, die Ihr in Eurer Tasche habt.«

Toussaint-Louverture zog sein Sacktuch aus seiner Tasche, und Jean Taureau die Stricke aus der seinigen.

Während dieser Operation war Jean Taureau genöthigt, die Hand des Grafen loszulassen: in der Hoffnung, zu entkommen, benützte dieser den Augenblick der Freiheit, den man ihm ließ, machte einen Seitensprung und schrie:

»Zu Hilfe!«

Doch sich gegenüber fand er den General, der sich bis dahin stumm und unbeweglich verhalten hatte, — ein Zuschauer dessen, was vorging.

»Mein Herr,« sprach der General, den Laus einer Pistole in der Höhe der Stirne von Lorédan ausstreckend, »ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, machen Sie eine einzige Bewegung, um zu entweichen, geben Sie einen einzigen Schrei von sich, um dadurch zu Hilfe zu rufen, so zerschmettere ich Ihnen den Schädel wie einem tollen Hunde.«

»Ich habe es also mit einer Räuberbande zu thun?« sagte Herr von Valgeneuse.

»Nein,« erwiderte Salvator, »Sie haben es mit Ehrenmännern zu thun, welche geschworen, Ihren Händen das Mädchen zu entreißen, das Sie schändlicher Weise entführt haben.«

Und er winkte Toussaint-Louverture und Jean Lelong und sagte:

»Auf, das Sacktuch! auf, die Stricke; nur legt das Sacktuch so an, daß der Gefangene nicht erstickt, und bindet die Stricke gerade nur so, daß er sich weder seiner Hände, noch seiner Füße bedienen kann. Ich komme in einem Augenblicke zurück.«

»Bedürfen Sie meiner, mein Herr?« fragte der General.

»Nein, bleiben Sie und leiten Sie die Operation.«

Der General nickte beistimmend mit dem Kopfe, und Salvator verschwand.

Mit einer wunderbaren Geschicklichkeit legte Toussaint-Louverture das Sacktuch um den Mund des Grafen, während ihn Jean Taureau vom Kopfe bis zu den Füßen zusammenschnürte und das Ende des Strickes mit dem Knoten des Sacktuches verknüpfte.

Herr Lebastard de Prémont schaute mit gekreuzten Armen zu.

Nach zehn Minuten hörte man den Tritt eines Pferdes gedämpft durch das hohe Gras der Allee und Salvator erschien, mit einer Hand am Zügel das Roß des Grafen, mit der andern ein Brecheisen haltend.

»Es ist geschehen, Herr,« sagte Jean Taureau, »und zwar wohl geschehen, dafür stehe ich Ihnen.«

»Ich bezweifle es nicht,« erwiderte Salvator. »Während wir nun den Herrn auf seinem Pferde festsetzen, nimm dieses Brecheisen und öffne das Gitter.«

Das Pferd hatte einen Zaum und eine Trense; man nahm ihm die Trense ab, und mit dem dünnen ledernen Riemen befestigte man den Grafen auf seinem Pferde.

»So!« sagte Salvator: »nun vorwärts!« Toussaint nahm das Pferd beim Zaume, und man ging nach dem Gitter.

Jean Taureau stand, sein Brecheisen wie ein Portier in der Hand hallend, beim geöffneten Gitter. Salvator trat auf ihn zu und sagte zu ihm: »Du kennst die Hütte am Rande des Wassers?« »Die, wo wir vor vierzehn Tagen versammelt waren?«

»Ganz richtig.«

»Wie das Haus meiner Mutter, Herr Salvator.«

»Gut! dort werdet Ihr den Grafen zart niedersetzen.«

»Es ist ein Bett da: er wird dort vortrefflich sein.«

»Ihr werdet ihn scharf bewachen, Toussaint und Du.«

»Scharf . . . abgemacht.«

»Im Schranke sind für zwei Tage Vorräthe an Fleisch, Brod und Wein.«

»Für zwei Tage. . . Wir werden ihn also zwei Tage bewachen?«

»Ja . . . Hat er Hunger, hat er Durst, verlangt er zu essen, so werdet Ihr ihm den Mund frei machen, die Hände losbinden, und ihn essen und trinken lassen.«

»Ganz richtig. Jedermann muß leben.«

»Ein schlechtes Sprichwort, Jean Taureau, das die Schurken beschützt.«

»Ah! . . .wenn Sie wünschen, daß er nicht lebe, Herr Salvator,« erwiderte Jean Taureau mit der Geberde eines Menschen, der seinen Daumen aus die Kehle eines Andern setzt, »so brauchen Sie nur ein Wort zu sagen . . . Sie wissen . . .«

»Unglücklicher!« rief Salvator, der sich eines Lächelns bei der Idee dieser blinden Ergebenheit nicht erwehren konnte.

»Das ist nicht Ihre Meinung? sprechen wir nicht mehr davon,« sagte Jean Taureau.

Salvator machte eine Bewegung, um zu der Gruppe zurückzukehren, welche das Pferd, der darauf gebundene junge Mann, Toussaint-Louverture und der General bildeten.

Jean Taureau hielt ihn zurück.

»Ah! Herr Salvator,« sagte er.

»Was?«

»Wann sollen wir ihn gehen lassen?«

»Uebermorgen um diese Stunde . . . Ihr werdet eben so sehr für das Pferd, als für den Menschen Sorge tragen.«

»Mehr Sorge, Herr Salvator, mehr Sorge,« antwortete Jean Taureau den Kopf schüttelnd; »denn der Mensch ist offenbar weniger werth, als das Pferd!«

»Um Mitternacht wird das Pferd gesattelt vor der Thüre stehen; Einer von Euch wird die Stricke losbinden; der Andere wird die Thüre öffnen: Ihr laßt den Gefangenen abgehen und wünscht ihm eine glückliche Reise.«

»Sollen wir sodann nach Paris zurückkehren?«

»Ihr kehrt nach Paris zurück, und Du, Jean Taureau, gehst wieder zur Arbeit, als ob nichts geschehen wäre, und sagst Toussaint-Louverture, er soll dasselbe thun.«

»Ist das Alles?«

»Das ist Alles.«

»Eine leichte Arbeit, Herr Salvator!«

»Eine ehrliche, mein lieber Barthélemy. Dein Gewissen kann also ruhig sein.«

»Ah! sobald Sie die Hand dabei haben, Herr Salvator. . .«

»Ich danke, mein Braver!«

»Auf,« rief Jean Taureau, »vorwärts, Herr Graf!«

»Hü, dada!« machte Toussaint-Louverture, der mit einer Hand das Pferd streichelte, während er es mit der andern am Gebisse führte.

Jean Taureau that dasselbe seinerseits, und, Herrn von Valgeneuse escortirend, begaben sich die zwei Mohicaner aus den Weg nach der Hütte am Rande des Wassers.

Aus der Ferne gesehen, beim Mondscheine, geknebelt aus seinem Pferde liegend, hatte Herr von Valgeneuse eine gewisse Ähnlichkeit mit Mazeppa.

»Und nun, General,« sprach Salvator, »lassen Sie uns das Gitter wieder schließen, und beschäftigen wir uns mit Herrn Sarranti.«

Unterstützt vom General, schloß Salvator das Gitter, und als dies geschehen war, rief er Roland.

Roland war, durch eine unbesiegbare Macht nach der Bank hingezogen, verschwunden.

Salvator rief ihm zum zweiten Male mit einer mehr gebieterischen Stimme, indem er ihn nicht mehr Roland, sondern Brasil nannte.

Der Hund erschien traurig heulend; es war klar, daß man ihm in seinem theuersten Verlangen entgegenstand.

»Ja,« sagte Salvator, »ja, ich weiß wohl, was Du willst, mein lieber Brasil; doch sei ruhig, wir werden wieder hierher kommen . . . Zurück, Brasil, zurück!«

Der General schien diese Discussion zwischen Brasil und Salvator gar nicht bemerkt zu haben; er ließ den Kopf sinken und folgte maschinenmäßig dem jungen Manne, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Als man an der Eiche und der Bank, welche die Aufmerksamkeit von Brasil so sehr angezogen, vorüber war, nahm Salvator den Weg durch die Allee, welche nach dem Schlosse führte, und ging ebenfalls stillschweigend.

Nach einigen Schritten wurde dieses Stillschweigen vom General unterbrochen.

»Herr Salvator,« sagte er, »Sie können nicht glauben, welche Gemüthsbewegung mich beim Anblicke dieses Kindes ergriffen hat.«

»Es ist allerdings ein reizendes Geschöpf,« antwortete Salvator.

»Ach!« sprach der General, »ich habe auch eine Tochter, welche von gleichem Alter sein muß . . . wenn sie noch lebt.«

»Wissen Sie nicht, was aus ihr geworden ist?«

»Im Augenblicke meiner Abreise nach Indien vertraute ich sie wackeren Leuten, von denen ich Rechenschaft verlangen werde, sobald ich es öffentlich thun kann. Ist die Stunde gekommen, so werden wir weiter hiervon reden, Herr Salvator.«

Salvator verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

»Und,« fuhr der General fort, »was mich besonders erschüttert hat, ist, daß Sie den Namen Mina aussprachen.«

»Das ist in der That der Name des Kindes.«

»Das ist auch der Name meiner Tochter,« sagte der Generale

»Ich möchte wohl meine Mina so schön und so rein als die Ihrige wiederfinden, lieber Herr Salvator.«

Und der General ließ seinen Kopf wieder auf seine Brust fallen und versank in sein früheres Stillschweigen, — zum Schweigen durch dasselbe Gefühl angetrieben, das ihn sprechen gemacht hatte.

Jeder von den zwei Männern blieb einen Augenblick stumm, nur dem Gedanken folgend, der ihn beschäftigte.

Es war Salvator, der zuerst das Wort nahm.

»Ich habe nun nur eine Besorgniß,« sagte er.

»Welche?« fragte maschinenmäßig der General.

»Dieses Schloß war nur von drei Personen bewohnt: von Mina, Herrn von Valgeneuse und einer Art von Haushälterin.«

»Mina!« murmelte der General, als fände er ein Vergnügen daran, diesen Namen zu wiederholen.

»Mina ist mit Justin abgegangen; Herr von Valgeneuse ist in den Händen von Jean Taureau und Toussaint-Louverture, — und sie werden ihn nicht loslassen, dafür stehe ich; — es bleibt die Haushälterin.«

»Nun?« fragte mit etwas mehr Theilnahme der General, denn er sah ein, Salvator führe ihn zu der Angelegenheit zurück, welche sie zu verfolgen im Begriffe waren, nämlich zur Rechtfertigung von Herrn Sarranti.

»Nun,« wiederholte Salvator, »war sie nicht eingeschlafen, so mußte sie den Schuß hören, und hat sie ihn gehört, so mußte sie zu allen Teufeln gehen.«

»Suchen wir sie auf,« sagte der General.

»Zum Glücke haben wir Brasil bei uns; er wird uns sie auffinden helfen.«

»Was ist das, Brasil?«

»Es ist mein Hund.«

»Ich glaubte, er heiße Roland?«

»Er heißt wirklich Roland, General; doch mein Hund ist wie ich, er hat zwei Namen: einen, den er vor aller Welt trägt, und der seinem gegenwärtigen Leben entspricht; einen andern, der nur mir bekannt ist, und der seinem vergangenen Leben entspricht; denn ich muß Ihnen sagen, Roland hat eine Existenz, welche beinahe so bewegt und so geheimnißvoll als die meinige.«

»Bin ich je genug Ihr Freund, mein Herr, um in das Geheimniß dieses Lebens einzutreten . . .« sagte Herr von Prémont.

Und er hielt inne, wohl begreifend, das geringste Drängen mache ihn indiscret.

»Das ist wahrscheinlich, General,« erwiderte Salvator, »doch mittlerweile sind es die Mysterien des Lebens von Brasil, um deren Ergründung es sich handelt.«

»Das dünkt mir nichts sehr Bequemes, und obschon ich sieben bis acht Sprachen spreche, übernehme ich es doch nicht, Ihnen als Dolmetscher zu dienen.«

»Oh! zwischen Brasil und mir ist das nicht nöthig, General, und Sie werden sehen, wie wir uns verstehen . . . Und, nicht wahr, Sie haben ihn gleichgültig gesehen? bemerken Sie, wie er sich belebt, so wie er sich dem Schlosse nähert. Das ist nicht so wegen des Lichtes, das daraus hervorkommt, oder wegen des Geräusches, das man dort macht, nicht wahr? Sie sehen, es brennt keine Kerze dort, und sein Herz schlägt nicht mehr als das eines Leichnams.«

Und in der That, als man sich dem Schlosse näherte, so stumm und düster das trübe Gebäude war, Brasil spitzte das Ohr, trug die Nase im Winde und sträubte die Haare, als ob er sich zu einem Kampfe anschickte.

»Hören Sie, General,« sagte Salvator, »ich verspreche Ihnen, ist die Haushälterin noch im Schlosse, sei es im Keller, sei es aus dem Speicher, wir werden sie finden, so gut sie auch verborgen sein mag. Treten wir ein, General.«

Es konnte nichts leichter sein, als einzutreten. Aus dem Schlosse sich entfernend, um im Parke spazieren zu gehen, hatte Mina die Thüre offen gelassen: nur war, wie gesagt, das Gebäude durch das äußere Licht des Mondes allein beleuchtet.

Salvator zog aus seiner Tasche eine kleine Blendlaterne und steckte sie an.

Mitten im Vorzimmer drehte sich Brasil um sich selbst, als inspicirte er die Gegenstände und erkannte er die Oertlichkeiten: sodann faßte er plötzlich seinen Entschluß und ging mit dem Kopfe gerade auf eine niedrige Thüre zu, welche zu den unteren Theilen des Hauses zu führen schien.

Salvator öffnete diese Thüre.

Brasil stürzte sich in einen finstern Corridor, an dessen Ende er auf einer Treppe von sechs bis acht Stufen in eine Art von Keller hinabstieg; zuerst hier angelangt, gab er ein unheimliches Geheul von sich, das Salvator und den General schauern machte, das heißt, zwei Männer, welche nicht leicht schauerten.

»Nun, Brasil, was gibt es denn?« fragte Salvator; »ist es zufällig hier, daß Rose-de-Noël. . .?«

Der Hund, als hätte er die Frage seines Herrn begriffen, lief auf dem Wege fort, dem er gefolgt war, und verschwand.

»Wohin geht er?« fragte der General.

»Ich weiß es nicht,« antwortete Salvator.

»Wenn wir ihm folgen würden?«

»Nein, hätte er gewünscht, daß man ihm folge, so würde er den Kopf nach meiner Seite umgedreht haben, um mir zu bezeichnen, ich soll ihm folgen. Er hat es nicht gethan; wir müssen hier warten.«

Salvator und der General warteten lange.

Während Beide nach der Seite der Thüre schauten, flog ein niedriges Fenster in Splitter, und Brasil fiel zwischen sie Beide, die Augen blutig, die Zunge heraushängend; dann drehte er sich drei- bis viermal um den Keller, als suchte er Jemand zu verschlingen.

»Rose-de-Noël, nicht wahr?« sagte Salvator zu dem Hunde; »Rose-de-Noël?« Der Hund heulte voll Wuth.

»Hier hat man Rose-de-Noël ermorden wollen,« sprach Salvator.

»Wer ist das, Rose-de-Noël?« fragte der General.

»Eines von den zwei verschwundenen Kindern, welche Herr Sarranti zu ermorden versucht haben soll.«

»Zu ermorden versucht?« wiederholte der General; »der Mord ist also nicht vollführt worden?«

»Nein, zum Glücke!«

»Und das Kind?«

»Das Kind lebt.«

»Sie kennen es?«

»Ich kenne es.«

»Warum befragen Sie es dann nicht?«

»Weil es nicht antworten will.«

»Was ist in diesem Falle zu thun?«

»Man muß Brasil befragen; Sie sehen, er antwortet.«

»So fahren wir fort.«

»Bei Gott!« sagte Salvator.

Und man kehrte zu Brasil zurück, der wie wüthend am Boden scharrte und darein biß.

Salvator betrachtete nachdenkend die Wuth des Hundes.

»Hier liegt Jemand begraben,« sprach der General.

Salvator schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte er.

»Warum nicht?«

»Weil ich Ihnen gesagt habe, das Mädchen lebe.«

»Doch der Knabe?«

»Er ist nicht hier begraben.«

»Sie wissen, wo er begraben liegt?«

»Ja.«

»Der Knabe ist also todt?«

»Er ist todt.«

»Ermordet?«

»Ersäuft!«

»Und das Mädchen?«

»Und das Mädchen wäre beinahe durch einen Messerstich getödtet worden.«

»Wo dies?«

»Hier.«

»Und wer hat die Vollendung des Mordes verhindert?«

»Brasil.«

»Brasil?«

»Ja, indem er dieses Fenster zerbrach, wie er es so eben gethan hat, und sich wahrscheinlich auf den Mörder wars.«

»Was sucht er aber da?«

»Er sucht nicht, er findet.«

»Was?«

»Schauen Sie!«

Salvator senkte die Laterne und ließ ihr Licht auf die Platte des Kellers fallen.

»Ah!« sagte der General, »man sollte glauben, da seien Blutspuren.«

»Ja,« sprach Salvator, »es ist eine Erlaubnis Gottes, daß der durch das Blut, wenn es warm aus dem Leibe des Menschen kommt, gemachte Flecken nie verschwindet. Dieses Blut, General, so wahr als Herr Sarranti unschuldig ist, dieses Blut, auf das sich Brasil so sehr erpicht, es ist das Blut des Mörders!«

»Sagten Sie aber nicht, das Mädchen sei beinahe durch einen Messerstich getötet worden?«

»Ja.«

»Hier?«

»Wahrscheinlich.«

»Doch Brasil. . .?«

»Er täuscht sich hierin nicht! . . . Brasil!« sagte Salvator, »Brasil!«

Brasil unterbrach sich und kam zu seinem Herrn.

»Such' Brasil!« rief Salvator.

Brasil berührte die Platten und ging auf ein Kellerchen zu, das einen Ausgang gegen den Park hatte.

Die Thüre des Kellerchens war geschlossen: er kratzte an der Thüre ganz traurig stöhnend, und an ein paar Stellen beleckte er den Boden mit seiner Zunge.

»Sehen Sie den Unterschied, General,« sagte Salvator. »Hier ist das Blut des Mädchens gefallen. Es ist durch diese Thüre entflohen: ich will sie öffnen, und Sie werden Brasil der Spur des Blutes folgen sehen.«

Salvator öffnete die Thüre: Brasil stürzte in das Kellerchen, hielt aber einige Male an, um die Platte mit dem Ende seiner Zunge zu berühren.

»Sehen Sie,« sprach Salvator, »hier durch ist das Kind entflohen, während Brasil mit dem Mörder kämpfte.«

»Aber der Mörder, wer ist er?«

»Ich glaube, es ist eine Frau . . . Das kleine Mädchen in seinen Augenblicken des Wahnsinnes, — zuweilen wird das arme Kind beinahe wahnsinnig, — das Mädchen in seinen Augenblicken des Wahnsinns rief ein paar Male: »»Tödteten Sie mich nicht, tödteten Sie mich nicht, Madame Gérard!««

»Welch ein entsetzliches Labyrinth ist diese ganze Geschichte!« rief der General.

»Ja,« erwiderte Salvator, »doch wir halten eines von den Enden des Fadens, und wir müssen wohl zum andern kommen.«

Sodann rufend:

»Brasil, hier!«

Brasil, der schon in den Park eingedrungen war, wo er eine verlorene Fährte zu suchen schien, kam aus dem Ruf seines Herrn zurück.

»Wir haben nichts mehr hier zu thun, General,« sagte Salvator; »ich weiß Alles, was ich wissen will, und es ist wichtig, wie Sie sich erinnern, daß wir die Haushälterin nicht entfliehen lassen.«

»Suchen wir also die Haushälterin.«

»Aus Brasil, auf!« rief Salvator, indem er die Stufen des Speisekellers wieder hinausstieg und ins Vestibule zurückkehrte.

Brasil folgte seinem Herrn. Im Vestibule angelangt, zögerte er einen Augenblick: durch die offene Thüre sah er den Teich glänzen, einem Spiegel von polirtem Stahle ähnlich, und er fühlte sich gegen den Teich hingezogen.

Ein zweiter Ruf von Salvator hielt ihn zurück.

Da wählte er die Treppe, doch ohne Eile und als einen Weg, der ihn nicht an ein Ziel, sondern aus dem Vestibule führen sollte.

Als er aber in den Flurgang des ersten Stockes gekommen war, da lief er ziemlich rasch bis ans Ende, dann blieb er vor einer Thüre stehen und gab ein zärtliches und zugleich klägliches Knurren von sich.

»Sollten wir die Haushälterin finden?« fragte der General.

»Nein, ich glaube nicht,« antwortete Salvator: »das wäre eher das Zimmer von einem ihrer Kinder. Uebrigens werden wir wohl sehen.«

Das Zimmer war mit dem Schlüssel geschlossen: doch bei der ersten Anstrengung von Salvator, um die Thüre auszustoßen, gab die Schließkappe des Schlosses nach, und die Thüre öffnete sich.

Der Hund stürzte mit freudigem Gebelle in das Zimmer.

Salvator hatte sich nicht geirrt. Das Erste, was ihm in den Blick fiel, war ein Alcoven mit einem Zwillingbettel die beiden verbundenen Betten waren augenscheinlich Kinderbetten. Brasil ging lustig von einem zum andern, stützte seine Vorderpfoten auf die Decke und schaute Salvator mit einem Ausdrucke von Freude an, in dem man sich nicht täuschen konnte.

»Sehen Sie, General,« sagte Salvator, »es war hier das Zimmer der Kinder.«

Brasil wäre ewig hier geblieben, er hätte sich zwischen diese zwei Betten gelegt und wäre hier gestorben.

Salvator rief ihn aber dringlich und nöthigte ihn so, wegzugehen.

Brasil folgte seinem Herrn mit gesenktem Kopfe und ganz klagend.

»Wir werden wiederkommen, sei ruhig!« sagte Salvator.

Sodann, als hätte er diese Worte verstanden, stieg der Hund die Treppe hinauf, welche in den zweiten Stock führte.

Auf dem Ruheplatze blieb er stehen; dann näherte er sich, das Auge glühend, die Haare gestäubt, mit entsetzlichem Knurren einer Thüre.

»Teufel!« sagte Salvator, »wir sind nun vor der Thüre eines Feindes angekommen. Sehen wir das ein wenig.«

Die Thüre war, wie die des ersten Stockes, geschlossen; doch wie die des ersten Stockes gab sie unter der Anstrengung eines kräftigen Druckes nach.

Brasil trat ein, und sobald er eingetreten war, bellte er auf eine erschreckliche Art; sein Zorn schien gegen eine Commode gerichtet.

Salvator versuchte es, dieses Meuble zu öffnen; die Schubladen waren mit dem Schlüssel geschlossen.

Brasil biß voll Wuth in die Griffe der Schubladen.

»Warte, Brasil, warte,« sagte Salvator; »wir werden wohl sehen, was in dieser Schublade ist. Mittlerweile Stille!«

Der Hund schwieg und schaute, was sein Herr thun werde; doch seine Augen funkelten und der Schaum befranzte sein Maul, während das Wasser Tropfen um Tropfen von seiner keuchenden, blutrothen Zunge fiel.

Salvator hob die Marmorplatte der Commode auf und lehnte sie an die Wand an.

Der Hund hatte das Ansehen, als verstände er und als triebe er seinen Herrn an, indem er voll Wuth mit den Füßen strampelte.

Alsdann zog Salvator aus seiner Tasche einen kurzen Dolch, mit dem er, ein Niederdrücken bewerkstellend, ein viereckiges hölzernes Brett aufhob.

Salvator steckte seine Hand in das Loch, das er bereitet hatte, und zog aus der ausgebrochenen Commode ein rothes wollenes Mieder.

Doch ehe das rothe wollene Mieder aus der Höhlung hervorgekommen war, hatte es Brasil mit den Zähnen gepackt und den Händen von Salvator entrissen.

Dieses Mieder gehörte zur Nationaltracht von Orsola.

Salvator wars sich aus den Hund, der den Stoff mit Wuth zerkaute: mit großer Mühe riß er ihm das Mieder aus den Pfoten und den Zähnen.

»Ich täuschte mich nicht,« sagte Salvator, »es ist eine Frau, die es versucht hat, das kleine Mädchen zu ermorden, und diese Frau ist Madame Gérard, oder vielmehr Orsola.«

Und er hielt mit der ganzen Länge seines Armes das scharlachrothe Mieder empor, und Brasil sprang mit wildem Gebelle darnach.

Der General blieb erstaunt über diese Gemeinschaft der Gedanken, welche vom Hunde zu Salvator emporstiegen und vom Menschen wieder zum Thiere hinabstiegen.

»Sehen Sie,« fuhr Salvator fort, »es ist kein Zweifel mehr.«

Sodann, da seine Ueberzeugung über diesen Punkt festgestellt war, schob er das Mieder in die Commode, richtete so gut er konnte das eichene Brett wieder zurecht und legte die Marmorplatte über das Ganze.

Der Hund knurrte, als ob man ihm den saftigsten Knochen entrissen hätte.

»Gut, gut,« sagte Salvator zu Brasil, »genug! Du begreifst wohl, daß wir später wieder hier durchkommen werden, mein braver Hund; das Dringendste zu dieser Stunde ist aber, die Haushälterin; suchen wir also die Haushälterin.«

Aus dem Zimmer hinausgeschoben, ging der Hund knurrend ab; doch sobald er auf dem Ruheplatze war, fing er wieder an zu suchen, und er blieb vor der letzten Thüre, im Hintergrunde des Ganges, stehen und gab ein Appellgeschrei von sich.

»Nun sind wir dabei, General,« sagte Salvator, sich nach der Thüre wendend, vor der Brasil bellte.

Sodann zu dem Hunde:

»Es ist Jemand da, Brasil, nicht wahr?«

Der Hund antwortete dadurch, daß er noch stärker bellte.

»Gut,« sagte Salvator, »versieht die Polizei ihr Geschäft nicht, so müssen wir das Geschäft der Polizei versehen.«

Sodann dem General das Licht reichend:

»Nehmen Sie diese Laterne, General, und strafen Sie mich nicht Lügen.«

Der General nahm die Laterne, indeß Salvator um seinen Leib die weiße Binde schlang, welche zu jener Zeit die Polizeicommissäre, die Gerichtsbeamten und andere obrigkeitliche Personen erkennbar machte.

Dann klopfte er dreimal an die Thüre und rief:

»Im Namen des Königs!« ,

Die Thüre öffnete sich.

Alsdann, da sie eine Person, der ein schwarz gekleideter Mann leuchtete, eine Person, in der sie an ihrer Schärpe einen Polizicommissär zu erkennen glaubte, eintreten sah, fiel die Frau, die das Zimmer bewohnte und im Hemde aufgestanden war, um die Thüre zu öffnen, mitten in ihrer Wohnung auf die Kniee und rief:

»*Jesus Maria!*«

»Im Namen des Königs,« sprach Salvator, »Frau, ich verhafte Sie!«

Diejenige, gegen welche Salvator die Hand ausstreckte, ohne sie zu berühren, schien eine alte Jungfer von fünfzig bis sechzig Jahren zu sein, — häßlich anzuschauen in dem zu einfachen Gewande, in welchem sie erschien.

Im Vergleiche mit ihr hätte die Brocante das Aussehen einer Venus von Milo gehabt.

Sie stieß einen Schreckenschrei aus, auf welchen Brasil, dessen Nerven dieser Schrei ohne Zweifel gereizt hatte, durch ein unheimliches, gedehntes Geheul antwortete.

Salvator suchte in der Dunkelheit irgend eine Aehnlichkeit zwischen dem abscheulichen Geschöpfe und einer Erinnerung seines eigenen Lebens zu erfassen.

»Beleuchten Sie doch diese Frau,« sagte er zum General: »mir scheint, ich kenne sie.«

Der General lenkte das Licht der Laterne aus das Gesicht der häßlichen Creatur.

»Es ist so,« sagte Salvator, »ich irrte mich nicht.«

»Oh! mein guter Herr,« rief die Haushälterin, »ich schwöre Ihnen, daß ich ein ehrliches Weib bin!«

»Du lügst!« sagte Salvator.

»Mein guter Commissär!. . .« beharrte die Alte.

»Du lügst!« unterbrach aufs Neue Salvator. »Ich will Dir sagen, wer Du bist: Du bist die Mutter *der Cagnote*.«

»Oh! Herr!« rief die Megäre erschrocken.

»Du bist Schuld, daß eine reizende junge Person, welche aus Irrthum an einen schändlichen Ort gebracht wurde und sich dort mit Deiner Tochter zusammen befand, — die nicht aus Irrthum dahin gebracht worden war! — verfolgt von Deinen Zudringlichkeiten, von Dir denunciirt, von Dir entehrt, ihre Schande nicht überleben konnte und sich in die Seine stürzte!«

»Herr Commissär, ich betheure . . .«

»Erinnere Dich an Athenais,« sprach gebieterisch Salvator, »und keine Lügen und falsche Eide mehr!«

Man hat nicht vergessen, daß Athenais der Name ist, den die Tochter des Trompeters Ponroy trug, ehe sie Salvator mit dem Namen Fragola getauft hatte. Dringen wir einst, wir wiederholen es, in die geheimnißvollen Falten des Lebens von Salvator ein, so werden wir darin aller Wahrscheinlichkeit nach die Spuren des Ereignisses finden, auf das der falsche Polizeicommissär in diesem Augenblicke anspielte.

Die alte Frau neigte die Stirne, als ob ihr der Felsen von Sisyphus auf das Haupt gefallen wäre.

»Antworte nun auf die Fragen, die ich an Dich richten werde,« sagte Salvator.

»Herr Commissär . . .«

»Antworte, oder ich rufe zwei Männer und lasse Dich zu den Madelonettes führen.«

»Ich antworte, ich antworte, Herr Commissär.«

»Seit wann bist Du hier?«

»Seit dem Sonntag vor Fasten.«

»Wann ist das von Herrn von Valgeneuse entführte Mädchen im Schlosse angekommen?«

»In der Nacht vom Faschingdienstag auf den Aschermittwoch.«

»Hat ihr, seitdem sie im Schlosse angekommen ist, Herr von Valgeneuse erlaubt, daraus wegzugehen?«

»Nie!«

»Welche Art von Gewalt hat er angewandt, um sie am Weggehen zu verhindern?«

»Er hat sie bedroht, er werde ihren Geliebten der Entführung anklagen und zu den Galeeren verurtheilen machen.«

»Und dieser Geliebte, wie heißt er?«

»Herr Justin Corby.«

»Wie viel gab Dir Herr von Valgeneuse monatlich, um das entführte Mädchen zu bewachen?«

»Herr Commissär . . .«

»Wie viel gab er Dir?« wiederholte Salvator mit noch mehr gebietendem Tone.

»Fünfhundert Franken.«

Salvator schaute umher und sah ein kleines Meuble, das die Form eines Secretärs hatte; er öffnete es und fand darin Papier, Tinte und Federn.

»Setze Dich an diesen Secretär,« sagte er zu der Frau, »und schreibe die Erklärung, die Du mir so eben gemacht hast.«

»Ich kann nicht schreiben, Herr Commissär.«

»Du kannst nicht schreiben?«

»Nein, ich schwöre es Ihnen.«

Salvator zog ein Portefeuille aus seiner Tasche, suchte in diesem Portefeuille ein Papier, entfaltete es und hielt es der Hexe vor die Augen.

»Wenn Du nicht schreiben kannst,« sagte er, »wer hat denn das geschrieben?«

»Hast Du mir heute Abend nicht fünfzig Franken gegeben, so sage ich, wo meine Tochter Dich hat kennen lernen, und ich mache, daß man Dich aus Deinem Magazine jagt,

»»am 11. Nov. 1824.

»»Die Glouette.««

Das alte Weib blieb vernichtet.

»Du siehst, daß Du schreiben kannst,« sagte Salvator zu ihr, »freilich schlecht, doch gut genug, daß Du dem Befehle gehorchst, den ich Dir wiederhole. Auf, schreibe die Erklärung, die

Du mir so eben gemacht hast.«

Und er nöthigte die alte Frau, sich zu setzen, gab ihr die Feder in die Hände, und während der General leuchtete, präsidirte er der Abfassung folgenden Stückes, das sie mit einer abscheulichen Handschrift schrieb und mit Schreibfehlern besprenkelte, welche die Aechtheit des Autographons garantirten. — Wir wollen uns enthalten, die Fehler wiederzubringen, in der Ueberzeugung, es werde unseren Lesern genügen, den Text der Erklärung zu kennen.

»»Ich Unterzeichnete, Frau Brabancon, genannt die Glouette, erkläre, daß ich von Herrn Lorédan von Valgeneuse am letzten Faschingssonntag in den Dienst genommen worden bin, um ein Mädchen Namens Mina zu bewachen, das er aus einem Pensionnat in Versailles entführt hatte. Ich erkläre überdies, daß das entführte Mädchen im Schlosse Viry in der Nacht vom Faschingsdienstag auf den Aschermittwoch angekommen ist, daß sie dem Herrn Grafen gedroht hat, zu schreien, zu rufen, zu fliehen, daß sie aber der Herr Graf verhindert hat, etwas dergleichen zu thun, indem er ihr sagte, er habe die Mittel, ihren Geliebten auf die Galeeren zu schicken, und daß dieses Mittel war, ihn anzuzeigen, er habe ein minderjähriges Mädchen gewaltsam eingesperrt gehalten; er hatte sogar in seiner Tasche einen Vorführungsbefehl mit unausgefülltem Namen, den er ihr zeigte.

Untertz.: Frau **Brabancon**, genannt die Glouette.

Gegeben im Schlosse Viry, in der Nacht vom 23. Mai 1827.««

Wir müssen gestehen, daß Salvator einigen Antheil an der Abfassung dieses Stückes hatte da es sich aber nicht einen Augenblick von der Wahrheit entfernte, so hoffen wir, unsere Leser werden, zu Gunsten der Absicht, die ihn so zu handeln bewog, ihm diesen mehr literarischen als moralischen Zwang verzeihen.

Salvator nahm die Erklärung, legte sie zusammen und schob sie in seine Tasche; dann wandte er sich gegen die Glouette um und sagte:

»So! nun kannst Du wieder zu Bette gehen.«

Die Alte wäre lieber aufgeblieben; doch sie hörte zu ihrer Linken Brasil dumpf knurren, und sie warf sich auf ihr Bett, wie sie sich in den Fluß gestürzt hätte, um einem wüthenden Hunde zu entgehen.

Die Zähne von Brasil schienen sie in der That noch mehr zu erschrecken, als die Schärpe des Commissärs; das war ganz einfach: es mußte ihr zwanzigmal in ihrem Leben begegnet sein, daß sie mit Gerichtsleuten zu thun hatte, während sie sicherlich, bei ihren entsetzlichsten Alpen, nie einen Hund von dieser mächtigen Gestalt gesehen hatte.

»Da nun,« sprach Salvator, »da Du die Mitschuldige von Herrn von Valgeneuse bist, der unter der Anklage, ein minderjähriges Mädchen verführt und gewaltsam eingesperrt gehalten zu haben, — ein im Gesetze aufgeführtes Verbrechen, — verhaftet worden ist, so verhafte ich Dich und sperre Dich in diese Stube ein, wo Dich morgen der Herr Staatsanwalt verhören wird. Nur,

da Du den Gedanken haben könntest, zu entweichen, mache ich Dich zum Voraus darauf aufmerksam, daß ich eine Schildwache auf diesem Boden und eine andere unten aufstelle, mit dem Befehle, auf Dich zu schießen, öffnest Du die Thüre oder das Fenster.«

»*Jesus Maria!*« wiederholte zum zweiten Male die Alte, doch noch stärker zitternd beim zweiten Male, als beim ersten.

»Du hast gehört?«

»Ja, Herr Commissär.«

»Hiermit gute Nacht.«

Salvator ließ sodann den General vorausgehen, schloß von außen die Thüre doppelt und fügte bei:

»Ich stehe Ihnen dafür, General, sie rührt sich nicht: wir können auf eine ruhige Nacht zählen,«

Und sich an den Hund wendend:

»Vorwärts, Brasil; wir haben erst die halbe Arbeit gethan.«

XIV.

Discussion in Betreff eines Menschen und eines Pferdes.

Wir verlassen Salvator und den General unten an der Freitreppe und in dem Augenblicke, wo sie sich, Brasil voran, nach dem Teiche wenden; ihnen folgen hieß, wie man leicht begreift, uns auf einem Wege vertiefen, den wir schon ausgekundschaftet haben.

Werfen wir zuerst einen Blick auf Justin und auf Mina,; dieser Blick wird uns ganz natürlich zu Herrn Lorédan von Valgeneuse zurückführen.

Als sie den Pistolenschuß hörten, blieben Justin und Mina, welche schon um zu fliehen ein paar Schritte querfeldein gemacht hatten, stehen; und während Mina, im Korne knieend, zu Gott betete, er möge Salvator vor jedem Uebel bewahren, klammerte sich Justin mit einem Sprunge an die Mauer an und wohnte dem Kampfe bei, der mit der Festnahme von Lorédan endigte.

Die zwei jungen Leute konnten also noch von fern das Pferd sehen, das, von den zwei Mohicanern geführt, Herrn von Valgeneuse wegbrachte. Sie schlossen sich fest an einander an, als sähen sie, nachdem sie den Donner lange über ihren Häuptern rollen gehört, endlich den Blitz hundert Schritte von sich einschlagen.

Sie verbeugten sich zum Zeichen des Dankes und sprachen zwischen zwei Küssen den Namen Salvator aus alsdann entflohen sie, die schmalen Pfade suchend, wo sie den Fuß aufsetzen sollten, aus Furcht, die Kornblumen zu zertreten. Sie hatten eine Religion für diese reizende Blume der Felder, denn man erinnert sich, daß in einer Frühlingsnacht ähnlich der, deren durchsichtige Flügel um sie schauerten, Justin in einem Acker von Kornblumen und Feldmohn Mina entschlummert unter dem wachsamen Auge des Mondes, wie die kleine Fee der Ernte, gefunden hatte.

Auf einem etwas breiteren Pfade angelangt, konnten sie sich beim Arme nehmen und neben einander gehen; nach einigen Minuten befanden sie sich vor der Dickung, wo der Wagen verborgen stand.

Bernard erkannte Justin, und als er ihn in Begleitung eines Mädchens sah, fing er an das wahre Wort des Dramas, in welchem er eine Rolle spielte, zu begreifen. Er nahm ehrerbietig seinen mit Bändern geschmückten Hut ab, und sobald sich das Mädchen und sein Geliebter bequem in der Caleche festgesetzt hatten, machte er jenes Zeichen des Verständnisses, welches bedeutet: »Und nun, wohin gehen wir?«

»Straße nach dem Norden!« antwortete Justin.

Bernard schlug wieder den Weg ein, den er schon gemacht hatte, und der Wagen verschwand bald auf der Straße von Paris, die man ganz, von der Barrière de Fontainebleau bis zur Barrière de la Vilette, durchfahren mußte.

Wünschen wir eine glückliche Reise den zwei Kindern, lassen wir sie einander in ihre Herzen alle Freuden und alle Traurigkeiten ergießen, wovon das Herz von Jedem voll ist, und kehren wir zum Gefangenen zurück.

Herr von Valgeneuse in die Hütte eintreten machen war nicht die Schwierigkeit, welche die zwei Wächter aufhielt und sie träumerisch vor der Thüre verweilen ließ; wie aber das Pferd hineinbringen?

Die Hütte bestand aus einem einfachen Erdgeschoße von fünfzehn Fuß Länge und zwölf Breite, ohne Stall und Schoppen. Drei Menschen und ein Pferd wären in einem solchen Raume gewiß sehr beengt gewesen.

»Teufel!« rief Jean Taureau, »daran dachten wir nicht.«

»Und Herr Salvator auch nicht,« erwiderte Toussaint.

»Dummkopf!« versetzte Jean Taureau, »wie hätte er daran denken sollen?«

»Gut! denkt er nicht an Alles?«

»Da er nicht daran gedacht hat, so wollen wir daran denken,« sprach Jean Taureau.

»Denken wir daran,« sagte Toussaint.

Sie dachten daran; doch die Einbildungskraft war nicht der glänzendste Theil der zwei wackeren Leute.

»Im Ganzen ist der Fluß nicht fern,« bemerkte Jean Taureau nach einem Augenblicke der Ueberlegung.

»Wie, der Fluß?«

»Gewiß!«

»Das Pferd ersäufen?«

»Das Pferd eines bösen Menschen!« sagte Jean Taureau mit Verachtung.

»Das Pferd eines bösen Menschen kann ein sehr redliches Pferd sein!« erwiderte sententiös Toussaint-Louverture.

»Das ist wahr . . . doch was thun?«

»Wenn wir es in die Auberge de la Grâce-de-Dieu führen würden?«

»Wie dumm bist Du, selbst für einen Auvergnat!«

»Du glaubst?«

»Begreife doch: der Wirth von der Grâce-de-Dieu wird, sieht er ihm Toussaint-Louverture oder Jean Taureau ein Herrenpferd bringen, fragen, wo der Herr des Pferdes sei. Was wirst Du ihm antworten? . . . Sprich, sprich! Hast Du ihm etwas zu antworten, so nimm das Pferd und führe es zur Grâce-de-Dieu.«

Toussaint schüttelte den Kopf.

»Ich habe nichts zu sagen,« erwiderte er.

»Dann schweige.«

»Das thue ich.«

Und Toussaint schwieg.

Es erfolgte ein neues Stillschweigen von einer Minute, das Jean Taureau zuerst brach.

»Höre, willst Du Eines thun?« sagte er zu Toussaint.

»Gewiß will ich es thun, wenn es thunlich ist.«

»Schaffen wir zuerst den Particulier ins Haus hinein.«

»Ist er einmal am Orte seiner Bestimmung, so nehme ich ihn auf mich.«

»Ich würde ihn auch wohl auf mich nehmen, bei Gott! nicht er setzt uns in Verlegenheit, sondern sein Pferd.«

»Bringe mich nicht aus der Fassung!«

»Gut! nun bringe ich ihn aus der Fassung!«

»Ist der Particulier einmal im Hause, so übernimmst Du das Pferd!«

»Ich übernehme es? . . . Nein, ich übernehme es nicht, da ich nicht weiß, was ich damit thun soll!«

»Warte doch! . . . Du übernimmst das Pferd und führst es zurück . . .«

»Wohin?«

»Nach dem Schlosse Viry, verstehst Du?«

»Halt! das ist im Ganzen wahr.«

»Du hättest nie hieran gedacht!« sagte Jean Taureau, ganz stolz auf seine Einbildungskraft.

»Nein.«

»Und Du findest den Gedanken gut?«

»Vortrefflich!«

»So machen wir den Particulier los,« sagte Jean Taureau.

»Machen wir den Particulier los,« erwiderte Toussaint-Louverture, der nur durch die Augen seines Freundes sah.

»Doch nein!«

»Machen wir ihn also nicht los.«

»Doch ja!«

»Ah! ich verstehe nicht mehr,« sagte Toussaint-Louverture, der sich nicht länger den Kopf zerbrach.

»Was Teufels brauchst Du denn zu verstehen?«

»Aber . . . um zu arbeiten . . .«

»Begnüge Dich damit, daß Du das Pferd hältst.«

»Ja.«

»Du sagst: »Machen wir ihn los;« gut! machen wir ihn mit einander los, so hält Niemand mehr das Pferd.«

»Das ist wahr.«

»Ist der Particulier losgebunden, so verhindert nichts das Pferd, wegzugehen.«

»Das ist abermals wahr.«

»Machen wir ihn also nicht los . . . Ich mache ihn allein los, und Du hältst mittlerweile den Vierfüßigen.«

Vorwärts!« sagte Toussaint, indem er das Gebiß des Pferdes ergriff.

Jean Taureau fing damit an, daß er an die Weide ging, den Schlüssel daraus nahm und die Thüre der Hütte öffnete; sodann, da er gern klar bei der Sache sah, steckte er eine kleine Lampe an.

Sobald diese Vorbereitungen beendet waren, band er den Gefangenen los und hob ihn herab, wie es ein Kind mit seinem Polichinelle thut.

»Nun, in Rotten links!« sagte Jean Taureau zu Toussaint, indeß er den Grafen ins Innere der

Hütte trug.

Toussaint ließ sich den Befehl nicht zweimal wiederholen; ehe ihm sein Freund den Rücken zugewendet hatte, saß er auf dem Pferde, und war mit derselben Geschwindigkeit abgegangen, als hätte er den Preis der Stadt Paris am Ende des Rennens bekommen.

Als er an das Gitter des Schlosses kam, fand er es wieder geschlossen; er schickte sich an, die Mauer zu ersteigen, da machte sich das Knurren eines Hundes hörbar, und Brasil legte seine beiden Pfoten auf die eiserne Querstange.

»Gut!« sagte Toussaint in jenem auvergnatischen Patois, das Jean Taureau verachtete, »ist Roland hier, so kann Herr Salvator nicht fern sein.«

In der That, fast in demselben Augenblicke glänzte ein Licht.

»Ah! ah!« rief eine Stimme, »Du bist es, Toussaint?«

»Ja, Herr Salvator, ich bin es,« antwortete Toussaint ganz freudig. »Ich bringe Ihnen das Pferd zurück.«

»Und der Mensch?«

»Ah! der Mensch ist in Sicherheit, denn er ist in den Händen von Jean Taureau. In jedem Falle, — seien Sie unbesorgt, — kehre ich dorthin zurück, Herr Salvator! Vier Hände sind mehr werth als zwei.«

Und die Sorge, das Pferd in seinen Stall zurückzuführen, Salvator überlassend, ging Toussaint, sagen wir es zu seinem Lobe, mit einem solchen Schritte wieder ab, daß, wie er den Preis des Pferderennens streitig zu machen geschienen hatte, den Preis des Rennens zu Fuße hätte streitig machen können.



XV.

Wo Herr von Valgeneuse Gefahr läuft, und Jean Taureau Angst hat.

Sehen wir, was in der Hütte am Rande des Wassers während der Abwesenheit von Toussaint vorgefallen war.

Jean Taureau, nachdem er Lorédan von Valgeneuse in die Stube gebracht hatte, legte ihn provisorisch, gebunden wie eine Mumie, wie er war, aus einen langen nußbaumenen Tisch, der die Mitte der Stube einnahm und mit dem halb in eine Art von Alcoven zurückgeschobenen Bette das Hauptmeuble derselben bildete.

So gesehen, steif und ohne Bewegung, glich Herr von Valgeneuse einem Leichname, den man aus dem Tische eines Amphitheaters zu seciren im Begriffe ist.

»Werden Sie nicht ungeduldig, mein edler Herr,« sagte Jean Taureau: »lassen Sie mir nur die Zeit, die Thüre zu schließen und einen Ihrer würdigen Sitz zu finden, und ich gebe Sie einer Halfreiheit zurück.«

So sprechend, schloß Jean Taureau die Thüre mit dem Riegel und suchte nach seinem Ausdrücke, einen seines hohen Gefangenen würdigen Sitz.

Herr von Valgeneuse antwortete nicht: doch Jean Taureau gab nicht Acht auf sein Stillschweigen, das er Anfangs natürlich fand.

Während er mit dem Fuße einen hinkenden Schemel, der melancholisch in einer Ecke der Stube stand, an sich zog, fuhr Jean Taureau fort:

»Bei meiner Treue, mein junger Herr, wir sind hier nicht im Palaste der Tuilerien, und man muß sich mit diesem Gegenstande da begnügen.«

Er rückte den Schämél an die Wand, legte einen Pfropf unter den zu kurzen Fuß, wie man einen Absatz einem Schuh beifügt, um ein Bein zu verlängern, und kam zu dem Gefangenen zurück, der immer unbeweglich aus seinem Tische lag.

Er nahm ihm zuerst den Knebel ab.

»So!« sagte er, »das wird Ihnen ein wenig athmen helfen!«

Doch zum großen Erstaunen von Jean Taureau ließ der Graf nicht das geräuschvolle Athmen vernehmen, das jeder Mensch, der seine Freiheit oder wenigstens den Gebrauch der Sprache wiedererlangt, hören läßt.

»Nun, mein edler Herr,« sagte der Zimmermann mit seinem sanftesten Tone.

Lorédan antwortete aber nicht.

»Wir schmollen, Herr Graf?« fragte Jean Taureau, der die Stricke von den Armen loszubinden anfang.

Der Gefangene behauptete fortwährend das beharrlichste Stillschweigen.

»Spiele den Todten, spiele den Todten, das steht Dir wohl frei,« sagte Jean Taureau, indem er vollends die Knoten löste, welche die Hände hielten.

»So, stehen Sie nun auf, wenn es Ihnen beliebt, gnädigster Herr!«

Herr von Valgeneuse rührte sich eben so wenig als ein Klotz.

»Ah!« sagte Jean Taureau, »glauben Sie etwa, ich werde Sie in Gängelbänder legen und Sie gehen machen, wie es eine Amme bei ihrem Säuglinge thut? Nein, ich danke! ich habe heute Abend genug gearbeitet.«

Doch der Graf gab kein Lebenszeichen von sich.

Jean Taureau blieb stehen und schaute von der Seite den Gefangenen an, der unbeweglich und stumm im Schatten lag.

»Teufel! Teufel!« sagte er, beunruhigt durch dieses völlige Stillschweigen: »sollten wir ein wenig das Auge verdreht haben, um unserem Freunde Jean Taureau Mühe zu machen?«

Und er nahm die Lampe und hielt sie ans Gesicht von Herrn von Valgeneuse.

Die Augen des jungen Mannes waren geschlossen, sein Gesicht war bleich; von seiner Stirne rieselten Tropfen kalten Schweißes.

»Gut!« sagte Jean Taureau, »ich habe die Mühe gehabt, und er schwitzt nun! . . . Ein sonderbarer Bursche, der Particulier!«

Doch die Todesblässe, welche das Gesicht des Grafen bedeckte, wahrnehmend, murmelte er:

»Bei meiner Treue! ich befürchte, er spielt den Todten aus einem guten Grunde.«

Und Jean Taureau rüttelte und schüttelte seinen Gefangenen in allen Richtungen. Dieser ließ sich rütteln und schütteln wie ein Leichnam.

»Sacredi!« rief Jean Taureau, indem er den Grafen mit großen Augen anschaute. »Sacredi! Sollten wir ihn erstickt haben, ohne es absichtlich zu thun?. . . Nun wohl, Herr Salvator wird zufrieden sein! — Abscheulicher Mensch! diese Reichen machen nie etwas wie die Andern.«

Jean Taureau blickte umher und entdeckte in der Ecke der Stube einen ungeheuren Krug voll Wasser.

»Ah!« sagte er, »das suchte ich gerade!«

Er ging aus den Krug zu, hob ihn auf, stieg auf einen Schemel, der beim Tische war, und bildete durch die Neigung des, Gesäßes eine Cascade von vier bis fünf Fuß, die bei der Stelle ihres Falles das Gesicht von Herrn von Valgeneuse traf.

Die ersten Tropfen schienen keine Wirkung aus den Grafen hervorzubringen; anders war es aber bei den zweiten.

Bei dem Wasserstrahle, der auf den Kopf ging, bei der Berührung dieser eiskalten Douche, stieß Herr von Valgeneuse einen Seufzer aus, einen Seufzer, der Jean Taureau beruhigte, welcher zahlreiche Schweißtropfen aus seiner Stirne zu fühlen anfang.

»Ah! Sacredi,« rief er geräuschvoll athmend, als hätte man ihm eine Last von fünfhundert Pfund von der Brust genommen, »Sie haben mir schön Angst gemacht, Herr, dessen können Sie sich wohl rühmen!«

Er stieg vom Schemel herab, stellte den Krug an seinen Platz und näherte sich wieder seinem Gefangenen.

»Ah,« sagte er zu ihm mit einer spöttischen Miene, die bei ihm mit der Gewißheit, der Graf sei nicht todt, wiedergekommen war, »wir haben also ein hübsches kleines Bad genommen?. . . Nun muß es besser gehen, edler Herr?«

»Wo bin ich?« fragte Lorédan, wie es, ich weiß nicht warum, nach ihrer Ohnmacht alle Personen fragen, welche zum Leben zurückkehren.

»Sie sind in der Stube eines ergebenen Freundes,« antwortete Jean Taureau, während er die Stricke losmachte, welche noch die Beine des Gefangenen banden, »und wollen Sie von Ihrem Piedestal herabsteigen und sich setzen, so steht dies Ihnen vollkommen frei.«

Herr von Valgeneuse ließ sich die Einladung nicht wiederholen: er glitt vom Tische herab und stand; doch seine erstarrten Beine konnten ihn nicht tragen: er schwankte.

Jean Taureau nahm ihn in seinen Armen aus, führte ihn zum Schemel und lehnte ihn an die Wand an.

»Sind Sie gut so?« fragte Jean Taureau, indem er sich aus seine Absätze niederhockte, um das Niveau seines Kopfes in das des Kopfes von Herrn von Valgeneuse zu setzen.

»Und nun,« fragte verächtlich der Graf, »was wollt Ihr aus mir machen?«

»Meine vertrauteste Gesellschaft, Herr Graf. . . die meinige und die eines auf eine Viertelstunde abwesenden Freundes, der bald zurückkommen muß.«

Als Jean Taureau diese Worte sprach, klopfte man aus eine gewisse Art an die Thüre.

Jean Taureau kannte diese Art, zu klopfen; er öffnete folglich, und man sah Toussaint-Louverture erscheinen, dessen schwarzes, nun mit weißen Flecken gesprenkeltes Gesicht, — ein durch den Schweiß, der von seiner Stirne troff, verursachtes Phänomen, — auf Herrn von Valgeneuse die Wirkung des tätowirten Gesichtes eines Indianers machte.

»Ist es gethan?« fragte Jean Taureau seinen Freund.

»Es ist gethan,« antwortete Toussaint.

Und sich gegen Herrn von Valgeneuse wendend, sagte er:

»Meinen Gruß der Gesellschaft!«

Sodann zu Jean Taureau:

»Warum bist Du so naß?«

»Ah! sprich mir nicht davon,« erwiderte Jean Taureau, die Achseln zuckend; »seit Deinem Abgange bin ich ausschließlich beschäftigt, diesen edlen Herrn zu besprengen.«

»Was willst Du damit sagen?« fragte Toussaint, der durchaus keinen Scharfsinn besaß.

»Ich will damit sagen, daß der Herr sich unwohl befunden hat,« fügte Jean Taureau mit Verachtung bei.

»Unwohl befunden?« wiederholte Toussaint in demselben Tone.

»Mein Gott, ja.«

»Und zu Ehren welches Heiligen?«

»Unter dem Vorwande eines erbärmlichen Knebels, den wir ihm auf den Mund gelegt haben.«

»Unglaublich!« rief der Kohlenbrenner.

Mittlerweile schaute Herr von Valgeneuse den zwei Männern ins Gesicht, und ohne Zweifel war die Inspection nicht beruhigend, denn sein, schon halb geöffneter, Mund schloß sich wieder, ohne ein Wort vorzubringen.

In der That, die Miene von Toussaint und Jean Taureau war ein wenig zurückstoßend: und hätte Herr von Valgeneuse die geringste Velleität zu fliehen gehabt, der Anblick allein des vor ihm stehenden Colossen hätte ihn rasch aus dieses gefährliche Vorhaben verzichten gemacht.

Er begnügte sich also für den Augenblick damit, daß er das Haupt neigte und überlegte.

XVI.

Wein von unserem Gewächse.

Indeß der Graf überlegte, ging Jean Taureau an einen Schrank, öffnete ihn, zog eine Flasche und zwei Gläser heraus und stellte sie aus den Tisch: jedoch wahrnehmend, daß sie zu drei waren, machte er eine zweite Reise nach dem Schranke und brachte ein drittes Glas zurück: nur brachte er dieses dritte Glas erst, nachdem er es ausgespült und mit der größten Sorgfalt abgetrocknet hatte: dann stellte er es aus den Tisch vor Herrn von Valgeneuse und beinahe in den Bereich seiner Hand.

Hieraus winkte er Toussaint-Louverture, sich zu setzen, setzte sich selbst, hob den Hals der Flasche über das Glas seines Gefangenen empor, und sprach mit aller Höflichkeit, der er fähig war:

»Mein Edelmann, man ist Gefangenwärter, doch man ist nicht Henker. Sie müssen eben so sehr Durst haben, als wir; wollen Sie ein Glas Wein annehmen?«

»Ich danke!« antwortete Herr von Valgeneuse laconisch.

»Ohne Umstände, mein junger Herr!« fuhr Jean Taureau fort, der immer die Flasche empor hielt.

»Ich danke!« sagte zum zweiten Male und noch trockener als das erste Mal Herr von Valgeneuse.

»Nach Ihrem Belieben, mein Herr!« erwiderte Jean Taureau mit dem Ausdrücke, der ihm eigenthümlich war, wenn man seine Oberhaut unangenehm gekitzelt hatte.

Dann füllte er das Glas von Toussaint, statt das des Grafen zu füllen, und sprach:

»Auf Deine Gesundheit, Toussaint!«

»Auf Deine Gesundheit, Jean!« antwortete dieser.

»Auf den Tod der Schlechten!«

»Auf das Leben der Braven!«

Der Gefangene schauerte, als er den energischen Toast von diesen zwei entschlossenen Männern aussprechen hörte.

Jean Taureau leerte den Inhalt seines Glases auf einen Zug, setzte dann das Glas ungestüm auf den Tisch und sagte:

»Bei meiner Seele, das thut wohl, wo das durchkommt . . . Ich hatte Durst.«

»Ich auch,« fügte Toussaint der Bewegung nachahmend bei.

»Noch eine Runde, Toussaint!«

»Noch eine Runde, Jean!«

Und, diesmal ohne einen Toast auszubringen, leerte jeder sein Glas Wein auf einen Zug.

Diese Geschwindigkeit des Verschlingens gab Herrn von Valgeneuse eine Idee ein; er wartete auf eine Gelegenheit, sie zu benutzen; diese Gelegenheit bot sich bald.

Jean Taureau hatte sich gegen den Gefangenen umgedreht, und da er an ihm ein minder verdrießliches Gesicht wahrzunehmen glaubte, so sagte er, der von Natur gut war, wie alle starke Leute:

»Sie haben sehr Unrecht, gegen Ihren Leib zu trotzen . . . Zum zweiten und zum letzten Male, mein Edelmann: ich gebe mir die Ehre, Ihnen ein Glas Wein anzubieten: gefällt es Ihnen, es anzunehmen?«

»Sie bietend es mir auf eine so artige Weise an, mein Herr,« antwortete der Graf, »daß es mir leid ist, es Ihnen ein erstes Mal abgeschlagen zuhaben.«

»Das thut nichts, es ist noch Zeit, die Sache wieder gut zu machen. So lange sich Wein in der Flasche und in den Flaschen im Schranke befindet, können Sie sich eines Andern besinnen.«

»Dann nehme ich an!« sprach der Graf.

»So ist es gut, Herr!« sagte Jean Taureau mit einem treuherzigen Wesen, während er das Glas des Grafen bis an den Rand füllte.

Alsdann sich an seinen Gefährten wendend:

»Eine andere Flasche, Toussaint.« ,

Und nun war die Reihe am Kohlenbrenner, an den Schrank zu gehen und eine Flasche zu holen.

Jean Taureau nahm sie ihm aus den Händen, als befürchtete er seine Unerfahrenheit, und füllte die zwei leeren Gläser.

Dann ergriff er sein Glas, winkte Toussaint, dasselbe zu thun, und sprach:

»Auf Ihre Gesundheit, Herr Graf!«

»Auf die Ihre, Herr!« wiederholte Toussaint.

»Aus die Ihrige, meine Herren!« antwortete Lorédan, der eine ungeheure Vergünstigung zu gewähren glaubte, wenn er den Titel *meine Herren* den zwei Mohicanern gab. »

Als dieser Toast ausgebracht war, leerten alle Drei ihre Gläser: Jean Taureau und Toussaint-Louverture auf einen Zug, Herr von Valgeneuse langsam und drei bis vier Mal wiederansetzend.

»Ei!« sagte Jean Taureau, indem er seine Zunge schnalzen ließ, »ich will Ihnen diesen Wein nicht für alten Macon [Eine Sorte Burgunder.] oder für Bordeaux-Laffitte ausgeben; doch Sie kennen das Sprichwort: »»Das schönste Mädchen der Welt kann nur geben, was es hat.««

»Oh! ich bitte um Verzeihung,« erwiderte Lorédan, der sich sichtbar anstrengte, um das Gespräch zu unterhalten, und besonders, um sein Glas vollends zu leeren, »dieser Wein ist durchaus nicht schlecht; es ist Landwein.«

»Gewiß ist es Landwein!« rief Toussaint-Louverture; »als ob es Wein gäbe, der nicht vom Lande wäre!«

»Mein lieber Freund,« bemerkte Jean Taureau, »es gibt vor Allem den, welchen man in Paris fabricirt; doch das ist es nicht, was der Herr Graf zu sagen uns die Ehre erweist. Landwein bedeutet Wein, der im Lande, wo man sich befindet, geerntet worden ist.«

»Wein von unserem Gewächse, wenn Sie lieber wollen, mein Freund,« sprach liebevoll der junge Mann.

»Oh! von unserem Gewächse!« sagte Jean Taureau, »das ist er, und er schämt sich dessen nicht.«

»Ich glaube wohl,« versetzte spöttisch lächelnd Toussaint-Louverture, der im Fluge den Scherz seines Freundes Jean Taureau aufgriff: »er ist weiß!«

»Und ich füge bei,« fuhr der Zimmermann fort, »wenn ich ein Gelübde zu thun habe, so ist es das, nie einen schlechteren zu trinken.«

»Ich thue dasselbe Gelübde wie mein Freund,« sagte Toussaint-Louverture sich verbeugend, nicht vor dem Grafen, sondern vor der Gottheit, an die er sein Gelübde richtete.

»Ich habe zu wenig getrunken, um eine richtige Meinung zu haben,« sprach Herr von Valgeneuse.

»Oh! darauf soll es uns nicht ankommen, mein Edelmann,« erwiderte Jean Taureau aufstehend; »es sind noch ein Fünzig ähnliche Flaschen im Schranke, wenn Ihnen davon beliebt.«

»Ich sehe nur dieses Mittel, um die paar Stunden, die wir beisammen zu bleiben haben, heiter zuzubringen,« sprach der Gefangene, »und ist diese Ergötzlichkeit nach Ihrem Geschmacke, so bin ich ihr Mann.«

»Sprechen Sie offenherzig?« fragte Jean Taureau sich umwendend.

»Sie sollen sehen,« erwiderte entschlossen Herr von Valgeneuse.

»Bravo!« rief Toussaint; »das ist ein Gefangener, wie ich die Gefangenen liebe!«

Jean Taureau ging an den Schrank und kam bewaffnet oder geschmückt, wie man will, mit acht Flaschen von der schönsten Halsgestalt zurück.

Lorédan lächelte, als er die zwei Mohicaner so naiv in die Falle gehen sah, die er ihnen stellte, welche Falle natürlich schon von unsern Lesern errathen worden ist.

Es war in der That eine ziemlich gute Combination, zwei Männer, die den Wein liebten, trinken machen, nichts konnte leichter sein; sie trinken machen, bis sie die Vernunft verloren, nichts konnte noch leichter sein.

Lorédan, als er einmal hierzu entschlossen war: reichte muthig sein Glas dar und trank so freundlich und artig als nur immer möglich.

Man leerte auf diese Art zwei, Flaschen, und Herr von Valgeneuse fand den Wein so gut, daß er zwei weitere Flaschen entpfropfen ließ.

»Ah! Sie gehen tüchtig zu, mein Kamerad!« sagte Jean Taureau, der, als er sah, daß sein Gefangener so gut trank als er, sich mit ihm vertraulich zu machen und den Grafen als seines Gleichen zu behandeln anfang.

»Ei! man geht, wie man kann,« erwiderte Valgeneuse mit einer scheinbaren Treuherzigkeit.

»Trauen Sie nicht, mein Edelmann,« bemerkte Jean Taureau: »das ist ein verrätherischer Wein.«

»Glauben Sie?« fragte der Gefangene mit einer Miene des Zweifels.

»Oh! dafür stehe ich!« sagte Toussaint-Louverture, indem er die Hand aufhob, als ob er einen Eid schwüre. »Habe ich nur drei Flaschen davon getrunken, dann gute Nacht Gesellschaft! ich gehe, es ist Niemand mehr da.«

»Bah!« machte Valgeneuse, immer mit einer Miene des Zweifels, »ein Bursche wie Sie?«

»So wahr ich die Ehre habe, es Ihnen zu sagen,« antwortete Toussaint. »Ich gehe auf drei, auf drei und eine halbe. Er, Jean Taureau, der ein Coloß ist, geht aus vier; doch beim letzten Glase, Patsch! der gesunde Verstand zieht aus, mein guter Mann wird wüthend, und er zerschmettert aller Welt die Rippen! — Nicht wahr, Jean?«

»Man sagt es,« erwiderte einfach der Coloß.

»Und Du, Du bezweifelst es.«

Dieser letzte, übrigens für Herrn von Valgeneuse sehr belehrende, Aufschluß ließ den Gefangenen in einer ziemlich nahen Zukunft so gefährliche Chancen erschauen, daß dieser, als er die siebente Flasche entpfropfen sah, die Hand über seinem Glase ausstreckte und sagte:

»Ich danke! ich habe genug getrunken.«

Jean Taureau hob den Hals der Flasche empor und schaute Herrn von Valgeneuse starr an.

XVII.

Wo Herr von Valgeneuse förmlich erklärt, er könne weder singen, noch tanzen.

Der Blick von Jean Taureau hatte den wilden Ausdruck, den gewissen Physiognomien ein Anfang von Trunkenheit gibt.

»Ah!« sagte er, »Sie haben genug getrunken?«

»Ja,« antwortete Lorédan, »ich habe keinen Durst mehr.«

»Gut! als ob man nur tränke, so lange man Durst hat. Tränke man nur, so lange man Durst hat, so würde man nie mehr als ein paar Flaschen trinken.«

»Toussaint,« sagte Jean Taureau, »es scheint, der Herr kennt das Sprichwort nicht, ein doch wohl bekanntes Sprichwort!«

»Welches Sprichwort?« fragte Lorédan.

»»Ist der Wein gezogen, so muß man ihn trinken. . .«« Um so mehr wenn die Flasche entpfropft ist. . .«

»Nun?« sagte Lorédan.

»Nun, Sie müssen sie leeren.«

Lorédan reichte sein Glas dar.

Jean Taureau füllte es.

»Nun Dir,« sagte er, indem er den Hals der Flasche gegen seinen Freund wandte, wie ein Artillerist die Mündung einer Kanone gegen den Ort wendet, den er angreifen will.

»Nur immer lustig zu!« rief Toussaint, vergessend, er werde, da er nicht an einem seiner guten Tage war, der Aufregungen wegen, die er erlitten hatte, durch dieses letzte Glas Wein das Maß nicht nur voll, sondern sogar überströmen machen.

Und rasch sein Glas leerend, stimmte er irgend ein Trinklied an, von dem die Anwesenden kein Wort verstehen konnten, da es in auvergnatischem Patois war.

»Stille!« rief Jean, ehe die erste Strophe beendet war.

»Warum Stille?« fragte Toussaint.

»Weil man hieran sehr viel Geschmack in der Hauptstadt der Auverane finden mag, während es in Paris und in der Bannmeile durchaus nicht geschätzt wird.«

»Das ist doch ein hübsches Lied [Cholie chanson.]!« sagte Toussaint.

»Ja, ein anderes ist mir aber lieber . . . Ich ziehe zum Beispiel das vor, das der Herr Graf singen wird.«

»Wie, das, welches ich singen werde?« rief Lorédan.

»Allerdings! Sie müssen hübsche Lieder können, wie mein Freund Toussaint-Louverture sagt.«

Und Jean Taureau lachte mit jenem blödsinnigen Gelächter, das der Vorläufer des Rausches ist.

»Sie irren sich, mein Herr,« entgegnete kalt Valgeneuse, »ich kann keine.«

»Sie können nicht einmal so ein armselig' Trinklied?« beharrte Jean Taureau.

»Oh! Trinklied oder Eßlied, gleichviel!« sagte Jean Taureau; »ich würde lieber essen, als trinken, weil ich anfangs mehr Hunger, als Durst zu haben.«

»Sind wir dabei, Kamerad?« fragte Jean Taureau, der sich anschickte, den Tact mit einer Hand in der andern zu schlagen.

»Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht nur kein Lied weiß,« sagte Herr von Valgeneuse ein wenig erschrocken über den Ton, mit dem Jean Taureau diese Bitte an ihn richtete, »sondern daß ich auch nicht singen kann.«

»Sie nicht singen können?« versetzte Toussaint, der, weil es ihm sein Freund zum Vorwurfe machte, daß er Auvergnatisch spreche, sich diesem Vorwurfe dadurch zu entziehen suchte, daß er Negerisch sprach; »ich glaube Ihnen nicht.«

»Ich betheure, daß ich nicht singen kann,« wiederholte Lorédan. »Ich bedaure es, da Ihnen das unangenehm sein dürfte; doch das übersteigt meine Mittel.«

»Das ist ärgerlich,« sprach Jean Taureau mürrisch, »denn es hätte Sie einen Augenblick belustigt, und mich auch.«

»Dann bedaure ich es doppelt,« erwiderte Valgeneuse.

»Ah!« machte Toussaint.

»Was?«

»Eine Idee!«

»Geck!«

»Wenn ich aber eine Idee habe!« beharrte Toussaint.

»Sage sie, Deine Idee.«

»Da dieser junge Herr nicht singen kann oder nicht singen will,« fuhr Toussaint fort, ohne sich entmuthigen zu lassen, »so muß er tanzen können, nicht wahr, Freund Jean?«

Alsdann wandte er sich gegen Lorédan um und sprach mit einer weinschweren Stimme:

»Auf! tanzen Sie uns etwas, Herr Graf.«

»Wie, ich soll Ihnen etwas tanzen?« entgegnete Valgeneuse. »Sind Sie Narren?«

»Warum Narren?« fragte Toussaint.

»Tanzt man nur so ohne Grund?«

»Gut!« sagte Toussaint, »man tanzt nicht ohne Grund: man tanzt, um zu tanzen. Als ich auf dem Lande war, tanzte ich jeden Augenblick.«

»Die Bourrée?«

»Ja, die Bourrée . . . Wollen Sie nicht die Bourrée preisgeben?«

»Nein; wie vermag ich die Bourrée zu tanzen, da ich sie nicht kann?«

»Ich sage nicht, Sie sollen eher einen Tanz tanzen, als einen andern,« erwiderte Toussaint.
»Tanzen Sie die Gavotte, wenn Sie wollen, aber tanzen Sie etwas. — Nicht wahr, Jean, der Herr Graf muß etwas tanzen?«

»Ich würde mit Vergnügen den Herrn Grafen tanzen sehen . . .«

»Hören Sie, edler Herr?«

»Aber . . .«

»Lassen Sie doch Ihren Freund vollenden; Sie sehen, daß ein *aber* dabei ist,« sagte Lorédan.

»Aber,« fuhr in der That Jean Taureau fort, »um zu tanzen, braucht man Musik.«

»Natürlich, und Herr Jean Taureau hat Recht!« rief Valgeneuse, der mit Schrecken dachte, wäre der Coloß derselben Meinung wie sein Gefährte, so würde er gezwungen, einen Pas zum Vergnügen der zwei Mohicaner zu tanzen.

»Ist es denn so schwierig, Musik zu machen?« fragte Toussaint, der durch den Wein zugleich halsstarrig und erfindsam wurde.

»Ich weiß nicht, ob das schwierig ist,« erwiderte naiv Jean Taureau, »da ich es nie versucht habe, solche zu machen: ich glaube indessen, daß man, um irgend eine Musik zu machen, vor

Allem ein Instrument braucht: — nicht wahr, Herr Graf?«

»Ei! allerdings,« antwortete Lorédan die Achseln zuckend.

»Wie! ein Instrument?« versetzte Toussaint. »Wir haben Alle ein Instrument aus dem Daumen.«

Und so sprechend rundete Toussaint seine dicke schwarze Hand in Form eines Waldhorns, dessen Mundstück der Daumen bildete, hielt dieses Mundstück an seine Lippen und fing an den *König Dagobert* zu blasen.

Alsdann wandte er sich an Jean Taureau und fragte:

»Ist das nicht ein hübsches Instrument?«

»Ja,« antwortete Jean Taureau, der starrköpfig bei seiner Opposition blieb, »doch für die Jagd, nicht für den Tanz.«

»Das ist wahr,« sprach Toussaint, da er sich leicht in Einwendungen ergab, wenn er sie gerecht fand: »singt man aber nicht, tanzt man aber nicht, so wollen wir trinken.«

»Nun, meinetwegen!« rief eiligst Herr von Valgeneuse, »ja, trinken wir!«

Doch er beeilte sich zu sehr, und sagte es mit einem zu großen Gefühle des Verlangens, das er hegte, nicht selbst zu trinken, sondern seine zwei Gefährten trinken zu machen. Jean Taureau schaute ihn an, allerdings ohne noch den Plan von Herrn von Valgeneuse recht zu begreifen: der brave Mann vermuthete nicht, der Wein könnte je ein Gift werden, dennoch aber witterte er eine Gefahr, und er stellte die Flasche, die er schon beim Halse gefaßt hatte, um Toussaint einzuschicken, wieder auf den Tisch und sagte:

»Nein, Du hast genug getrunken, Toussaint!«

»Man hat nie genug getrunken, mein Freund Jean.«

»Das ist im Allgemeinen wahr,« sprach der Zimmermann, »doch heute ist es falsch.«

»Aber,« bemerkte der Gefangene, »Sie haben mich herausgefordert, und ich habe nicht darauf verzichtet, zu trinken.«

»Sie, mein Edelmann,« erwiederte Jean Taureau, indem er ihn schief anschaute, »das ist etwas Anderes, Ihnen steht es frei, vollauf zu trinken, wenn das Ihre Laune ist . . . ich habe Ihnen gesagt, es seien noch vierzig Flaschen im Schranke. Reichen Sie Ihr Glas.«

Lorédan reichte sein Glas, und Jean Taureau füllte es bis zu zwei Dritteln; dann stellte er die Flasche wieder auf den Tisch.

»Aber Sie . . .?« fragte Herr von Valgeneuse.

»Ich?« antwortete Jean Taureau; »ich habe genug getrunken. Toussaint hat Ihnen gesagt, ich werde schlimm, wenn ich ein Glas Wein im Kopfe habe; er hat Recht, ich will nicht mehr trinken.«

»Noch ein Glas, um mir Bescheid zu thun,« erwiderte Valgeneuse, der nicht das Ansehen haben wollte, als begriffe er die Ursache der Mäßigkeit von Jean Taureau, obschon er sie sehr wohl begriff.

»Sie wollen es?« sagte der Zimmermann, den Grafen starr anschauend.

»Ich wünsche es.«

»Gut,« sprach der Coloß, und er goß sich ein neues Glas Wein ein.

»Und ich?« fragte Toussaint.

»Du nicht! . . .« antwortete Jean Taureau brutal.

»Warum ich nicht?«

»Weil ich beschlossen habe, daß Du nichts mehr winken sollst.«

Toussaint ließ ein dumpfes Knurren vernehmen, wich zwei Schritte zurück, beharrte aber nicht weiter auf seinem Verlangen.

Alsdann hob Jean Taureau sein Glas bis zur Höhe seiner Lippen empor und sagte:

»Auf Ihre Gesundheit!«

»Auf die Ihrige!« antwortete Herr von Valgeneuse.

Das Glas von Jean Taureau war nicht ganz voll, er konnte also durch den leeren Kreis den Gefangenen beobachten: er sah ihn sein Glas ganz mit seiner Hand umhüllen, es rasch an seine Lippen setzen und es wieder auf den Tisch stellen, nachdem er eine seltsame Bewegung gemacht hatte.

Zu gleicher Zeit fühlte der Zimmermann an seinen Füßen eine Art von Kühle, als ob er sie in einer Wasserlache hätte.

Er hob den Fuß aus und betastete ihn mit der Hand: sein Schuh troff.

Da nahm er eine Lampe, bückte sich gegen die Erde, stellte die Lampe wieder auf den Tisch und sprach, indem er mit ausgehobener Faust gegen den Gefangenen vorrückte:

»Man muß gestehen, Sie sind eine tüchtige Canaille!«

Toussaint Louverture stürzte hinzu, packte mit beiden Händen die Faustgelenke des Zimmermanns und rief:

Ah! ich sagte es Ihnen zum Voraus, er trinke einen schlimmen Wein. . . Sie wollten mir nicht glauben! nun ziehen Sie sich heraus, wie Sie können.«



XVIII.

Wo Jean Taureau und Toussaint Louverture eine Gelegenheit finden, ihr Glück zu machen, und es nicht machen.

Herr von Valgeneuse hatte sich schon in Vertheidigungsstand gesetzt: er hatte mit jeder Hand eine Flasche ergriffen, und wartete, bis Jean Taureau in seinem Bereiche wäre, um sie ihm am Kopfe zu zerschmettern.

Jean Taureau bückte sich, nahm einen Schemel beim Fuße und machte einen Schritt gegen Herrn von Valgeneuse.

»Aber was hat er denn gethan?« fragte Toussaint.

»Schau' unter den Tisch,« antwortete Jean Taureau.

Toussaint nahm auch die Lampe und schaute.

»Ah!« rief er, als er den Backstein sah, der durch den heißen Wein durchschien, »Blut!«

»Blut?« sagte Jean Taureau, »wenn es nur Blut wäre, das wäre nichts; mit Brod macht man wieder Blut; doch den Wein, man macht ihn nur mit Trauben, und der Weinstock ist in diesem Jahre erfroren.«

»Wie! seinen Wein hat er ausgeschüttet?« rief Toussaint im Tone des heftigsten Zornes.

»Seinen Wein!«

»Ah! dann ist er, wie Du sagst, ein Elender! Schlag' ihn nieder!«

»Ich wartete auf Deine Erlaubnis, Toussaint,« sagte Jean Taureau, indem er mit seinem Aermel seine vom Schweiß des Zornes rieselnde Stirne abzuwischen suchte.

»Sie haben gehört, daß ich Ihnen, wenn Sie noch einen Schritt thun, die Hirnschale zerschmettere,« rief Herr von Valgeneuse.

»Ah! es ist noch nicht genug Wein vergossen! Sie wollen noch die Flaschen zerbrechen?« sagte Jean Taureau; »denn die Flasche werden Sie zerbrechen, und nicht meinen Schädel, das bemerke ich Ihnen zum Voraus.«

»Schlage doch, Jean!« rief Toussaint; »warum schlägst Du denn nicht?«

»Weil ich vernünftig geworden bin,« antwortete Jean Taureau, »und ich hoffe, der Herr Graf wird es auch werden.«

Sodann mit einer festen, vollkommen ruhigen Stimme:

»Nicht wahr, Herr von Valgeneuse, Sie lassen diese zwei Flaschen los, wie?«

Herr von Valgeneuse faltete die Stirne: sein Stolz kämpfte einen furchtbaren Kampf mit seiner Vernunft.

»Nun,« fragte Jean Taureau, »lassen wir sie los? lassen wir sie nicht los?«

»Oh! Jean,« brüllte Toussaint, »ich kenne Dich nicht mehr.«

»Lassen wir los? Nun!« fuhr Jean Taureau fort, »eins, zwei. . . Nehmen Sie sich in Acht, oder ich zähle die drei aus Ihrem Kopfe!«

Lorédan ließ die Arme sinken und stellte sachte die Flaschen auf den Rand des Kamins.

»Es ist gut, und nun wollen wir uns ganz artig wieder an unsern ersten Platz setzen.«

Lorédan bedachte wahrscheinlich, das beste Mittel, ein wildes Thier zu bändigen, sei, es nicht zu reizen. Dem zu Folge gehorchte er kalt dem zweiten Befehle, wie er dem ersten gehorcht hatte.

Sodann hatte sich wohl eine neue Combination in seinem Geiste gebildet, und er war entschlossen, ein Mittel zu gebrauchen, das ihm mehr Chance gab, als die Stärke.

»Toussaint, mein Freund,« sagte Jean Taureau, »bringe diese zwei Flaschen wieder in den Schrank zurück und schließe sie mit dem Schlüssel ein. Sie hätten nie herauskommen sollen.«

Toussaint vollzog das Commando.

»Und nun, Herr Graf,« sprach Jean Taureau, indem er den Schlüssel aus den Händen seines Kameraden nahm, »gestehen Sie Eines . . .«

»Was?« fragte der Graf.

»Sie wollten uns trinken machen, bis wir die Vernunft verloren hätten, und unsern Rausch benützen, um zu entwischen.«

»Sie haben wohl Ihre Stärke benützt, um mich zu Ihrem Gefangenen zu machen,« erwiderte ziemlich logisch Herr von Valgeneuse.

»Unsere Stärke, ja; doch wir haben nicht die List angewandt: wir haben nicht zuerst mit einander getrunken, um nachher zu verrathen. Hat man mit einander getrunken, das ist heilig!«

»Nehmen wir an, ich habe Unrecht gehabt,« sagte Herr von Valgeneuse.

»Seinen Wein ausschütten,« brummte Toussaint hierauf zurückkommend, »den Wein des guten Gottes!«

»Der Herr Graf hat zugestanden, er habe Unrecht gehabt,« bemerkte Jean Taureau, »sprechen wir nicht mehr davon.«

»Wovon werden wir dann sprechen?« sagte traurig der Kohlenbrenner. »Vor Allem ich: trinke ich nicht, spreche ich nicht, so laufe ich Gefahr, einzuschlafen.«

»Oh! schlafe ein; ich für meinen Theil stehe dafür, daß ich nicht schlafe.«

»Nun wohl,« sagte Lorédan, »ich will einen Gegenstand des Gespräches für Sie finden.«

»Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Graf,« brummelte Jean Taureau.

»Sie machen auf mich den Eindruck von braven Leuten . . . ein wenig lebhaft vielleicht,« fuhr Lorédan fort, »doch im Grunde brav.«

»Sie haben das entdeckt?« sagte Jean Taureau die Achseln zuckend.

»Ich liebe die braven Leute,« setzte der Graf hinzu.

»Sie sind nicht ekel!« erwiderte der Zimmermann immer in demselben Tone.

Toussaint horchte, offenbar begierig, zu erfahren, worauf der Gefangene abzielte.

»Nun denn,« sagte dieser, »wenn Sie wollen. . .«

Er hielt inne.

»Wenn wir wollen . . .?« wiederholte Jean Taureau.

»Wenn Sie wollen,« sprach Herr von Valgeneuse, »ich mache Ihr Glück.«

»Teufel!« rief Toussaint, das Ohr spitzend, »unser Glück? Plaudern wir ein wenig hiervon.«

»Stille, Toussaint!« sagte Jean Taureau; »ich habe das Wort.«

Alsdann sich an Lorédan wendend:

»Erklären Sie Ihren Gedanken, junger Herr.«

»Mein Gedanke ist sehr einfach, und ich gehe gerade auf das Ziel los.«

»Gehen wir gerade darauf los!« sagte Toussaint.

»Ich habe Dich schon aufgefordert, zu schweigen,« brummte zum zweiten Male Jean Taureau.

»Sie arbeiten, um zu leben, nicht wahr?« fragte der Graf.

»Allerdings, die Tagdiebe ausgenommen arbeitet Jedermann hierfür,« antwortete Jean Taureau.

»Wie viel verdienen Sie an den guten Tagen?«

»Einen in den andern, mit den Tagen des Feierns, drei Franken,« erwiderte Toussaint.

»Wirst Du wohl schweigen, Toussaint!«

»Warum sollte ich denn schweigen? Der Herr Graf fragt mich, wie viel ich verdiene; ich antworte ihm.«

»Drei Franken täglich,« wiederholte der Graf, ohne daß er das Ansehen hatte, als bemerkte er den Streit, der sich zwischen den zwei Freunden erhob, »das sind neunzig Franken im Monat und tausend Franken im Jahre.«

»Nun, und dann?« fragte Jean Taureau; »wir wissen das.«

»Und dann . . . ich lasse Sie in einem Abend verdienen, was Sie in fünfundzwanzig Jahren verdienen.«

Fünfundzwanzig tausend Franken?« rief Toussaint. »Ah! Spaßmacher! fünfundzwanzig tausend Franken an einem Abend? das ist nicht möglich!«

»Sie sehen,« fuhr Valgeneuse fort, »das ist hinreichend, um nach Ihrer Bequemlichkeit zu leben, ohne zu arbeiten, da, wenn Sie Ihre fünfundzwanzigtausend Franken zu fünf Procent anlegen, dies Ihnen eine Rente von zwölfhundert fünfzig Livres gibt.«

»Ohne zu arbeiten!« wiederholte Toussaint; »hörst Du wohl, Jean, ohne zu arbeiten!«

»Was würde ich denn thun, wenn ich nicht arbeitete?« fragte nun Jean Taureau.

»Sie würden thun, was Ihnen beliebt: Sie gingen auf die Jagd, auf den Fischfang, wenn Sie die Jagd nicht lieben; Sie würden Güter kaufen und sie anbauen; Sie würden thun, was die Reichen thun, Sie würden thun, was ich selbst thue.«

»Teufel!« sagte bitter Jean Taureau, »ich würde sechzehnjährige Kinder ihrem Bräutigam und ihrer Familie entführen! Das ist die Belustigung von denjenigen, welche nicht arbeiten! das ist das, was Sie thun, Herr Graf!«

»Was Sie thun würden, das wäre Ihre Sache. . . doch ich biete Ihnen Beiden fünfzigtausend Franken: fünfundzwanzig tausend Jedem.«

»Fünfundzwanzig tausend Franken!« wiederholte zum zweiten Male Toussaint, dessen Augen vor Gierde glänzten.

»Schweige, Toussaint!« sprach der Zimmermann mit strengem Tone.

»Fünfundzwanzig tausend Franken Jedem, mein Freund Jean,« wiederholte der Kohlenbrenner mit liebkosender Stimme.

»Fünfundzwanzig tausend Faustschläge, wenn Du nicht schweigst, Toussaint.«

»Fünfzig tausend Franken Ihnen Beiden, und zwar zahlbar heute Abend.«

»Ein Vermögen, Jean! ein Vermögen!« murmelte der Kohlenbrenner.

»Aber wirst Du wohl schweigen, Unglücklicher!« sagte Jean Taureau, indem er eine Hand drohend gegen seinen Freund aufhob.

»Frage ihn wenigstens, wie man sie verdienen kann, die fünfundzwanzig tausend Franken.«

»Gut!« erwiderte Jean Taureau.

Und sich an den Gefangenen wendend:

»Sie erweisen uns die Ehre, uns Jedem fünfundzwanzig tausend Franken anzubieten, Herr Graf? Wollen Sie mir nun sagen, welche Arbeiten wir verrichten sollen, um ein Recht auf eine solche Summe zu haben?«

»Ich biete Ihnen diese Summe gegen meine Freiheit. Sie sehen, das ist ganz einfach.«

»Sage, Jean Taureau, sage doch!« murmelte der Kohlenbrenner, seinen Freund mit dem Ellenbogen stoßend.

»Toussaint! Toussaint!« brummte Jean Taureau, indem er seinen Gefährten schief anschaute.

»Ich schweige, ich, ich schweige. . . Indessen fünfundzwanzig tausend Franken . . .«

Der Zimmermann wandte sich gegen den Grafen um und fragte ihn:

»Und warum glauben Sie, daß wir Sie gefangen halten, mein Edelmann?«

»Ei!« erwiderte Valgeneuse, »weil, wie ich vermuthe, Sie Jemand hierfür bezahlt hat.«

Jean Taureau hob seine breite Hand über den Kopf von Lorédan empor; doch nach einer Anstrengung gegen sich selbst ließ er sie langsam wieder fallen und sagte:

»Bezahlt! bezahlt! es sind Ihres Gleichen, Herr Graf, welche bezahlen, welche die Ehre der Anderen kaufen oder verkaufen . . . Ja, das ist abermals eines der Mittel der reichen Leute, der Leute, welche nicht arbeiten, das Böse zu bezahlen, wenn sie es nicht selbst thun können . . . Hören Sie wohl, Herr Graf: wären Sie zehnmal reicher als Sie sind, könnten Sie mir, statt fünfundzwanzig tausend Franken, eine Million anbieten, um Sie vor der bestimmten Stunde in Freiheit zu setzen, ich würde es ausschlagen mit eben so großer Verachtung, als es mir Freude gewährt, Sie gefangen zu halten.«

»Ich biete hundert tausend Franken, statt fünfzig,« sagte kurz Herr von Valgeneuse.

»Jean! Jean!« rief Toussaint, »hörst Du? fünfzig tausend Franken Jedem!«

»Toussaint,« sprach der Zimmermann, »ich hielt Dich für redlich! Noch ein Wort, und ich gebe Dir Deine Freundschaft zurück und nehme die meinige wieder.«

»Aber, Jean,« erwiderte Toussaint mit sanftem Tone, »was ich Dir sage, geschieht eben so sehr Dir zu Liebe, als mir zu Liebe.«

»Wie, mir zu Liebe?«

»Allerdings Dir zu Liebe . . . Dir, Fisine, Deinem Kinde zu Liebe.«

Bei den Worten »Fisine, Deinem Kinde zu Liebe,« funkelten die Augen von Jean Taureau.

Doch beinahe in demselben Augenblicke packte er Toussaint beim Kragen, schüttelte ihn, wie es der Holzhauer mit dem Baume thut, den er fällen will, und rief:

»Ah! wirst Du schweigen, Unglücklicher! wirst Du schweigen!«

»Besonders Deinem Kinde zu Liebe,« fuhr Toussaint fort, der wohl wußte, daß er über diesen Gegenstand ungestraft sprechen durfte, »Deinem Kinde zu Liebe, dem der Arzt das Land verordnet hat.«

Der Zimmermann bebte und ließ Toussaint-Louverture los.

»Sie haben eine leidende Frau und ein krankes Kind?« sagte Valgeneuse; »Sie können Beiden die Gesundheit wiedergeben, und Sie zögern?«

»Nun wohl, nein,« rief der Zimmermann, »Donner des Himmels! ich zögere nicht.«

Toussaint keuchte: Herr von Valgeneuse athmete kaum, denn es ließ sich unmöglich errathen, ob Jean Taureau ausschlagen oder annehmen würde.

»Sie nehmen an?« fragte der Graf.

»Du nimmst an?« sagte Toussaint.

Jean Taureau hob feierlich die Hand empor und sprach:

»Höret, so wahr ein Gott im Himmel ist, so wahr dieser Gott die Guten belohnt und die Schlechten bestraft, den Ersten von Euch Beiden, der über diesen Gegenstand noch ein Wort sagt, ein einziges, den erwürge ich! Sprecht nun, der Eine oder der Andere, wenn Ihr es wagt!«

Jean Taureau erwartete vergebens eine Antwort: die zwei Männer schwiegen.

Dritter Band

XIX.

Wo die Drohung ebenso wenig glückt als die Verführung.

In einem Augenblicke des Stillschweigens, der nun eintrat, wechselte der Graf von Valgeneuse zum dritten Male die Batterie.

Er hatte es versucht, die beiden Mohicaner betrunken zu machen, sodann sie zu bestechen; die zwei Versuche waren gescheitert: er beschloß, ihnen Schrecken einzujagen.

»Ist es nicht mehr erlaubt, vom Gelde zu sprechen,« sagte er, sich an Jean Taureau wendend, »so ist es doch wohl erlaubt, von etwas Anderem zu sprechen.«

»Reden Sie,« erwiderte laconisch Jean Taureau.

»Ich kenne den Mann, der Euch mit meiner Bewachung beauftragt hat.«

»Dazu mache ich Ihnen mein Compliment,« sagte Jean Taureau, »und ich wünsche Ihnen viele solche Bekanntschaften; doch offenherzig gestanden: ich glaube es kaum . . .«

»Wenn ich von hier weggehe,« fuhr Herr von Valgeneuse fort, »denn früher oder später werde ich von hier weggehen, nicht wahr?«

»Das ist wahrscheinlich,« antwortete der Zimmermann.

»Von hier weggehend, werde ich meine Anzeige machen, und eine Stunde nachher wird er verhaftet sein.«

»Verhaftet, Herr Salvator, er verhaftet? Ah! gehen Sie doch!« rief Jean Taureau, »niemals.«

»Ah! er heißt Salvator,« sagte Lorédan; »ich kannte ihn nicht unter diesem Namen.«

»Ah! unter diesem Namen oder unter einem andern, — das ist ein Mann, welchen verhaften zu lassen ich Ihnen verbiete, verstehen Sie, so sehr Sie auch Graf sind!«

»Sie verbieten es mir?«

»Ja, ich! Uebrigens wird er sich wohl selbst vertheidigen.«

»Das wollen wir sehen . . . Ich lasse ihn verhaften, und Ihr könnt Euch wohl denken, bin ich einmal im Zuge, Gerechtigkeit zu üben, so werde ich Euch nicht vergessen.«

»Sie werden uns nicht vergessen?«

»Ihr wißt, daß es sich ganz einfach um die Galeeren handelt.«

»Galeeren, wie!« rief Toussaint-Louverture unter seiner Tättowirung erbleichend.

»Du siehst wohl, daß der Herr Graf, nachdem er uns die Ehre angethan, uns betrunken machen zu wollen, und die Beleidigung, uns bestechen zu wollen, nun uns die Gnade erweist, mit uns zu scherzen!« sagte Jean Taureau.

»Dann ist es ein schlechter Spaß,« erwiderte der Kohlenbrenner.

»So wahr ich Lorédan von Valgeneuse heiße,« sprach mit der größten Kaltblütigkeit der Gefangene, »ich gebe Euch mein Wort, zwei Stunden, nachdem ich frei bin, seid Ihr alle Drei verhaftet.«

»Hörst Du, Jean Taureau?« sagte leise Toussaint; »er sieht aus, als ob er keinen Spaß triebe.«

»Ich wiederhole, alle Drei: Sie, Herr Toussaint-Louverture der Kohlenbrenner; Sie, Herr Jean Taureau der Zimmermann, und endlich Euer Chef Herr Salvator.«

»Sie werden das thun?« fragte Barthélemy, die Arme kreuzend und den Gefangenen fest anschauend.

»Ja,« erwiderte energisch der Graf, welcher fühlte, der Augenblick sei entscheidend, und, vielleicht verloren, wenn er Muth zeige, sei er dies noch viel sicherer, wenn er schwach werde.

»Geben Sie Ihr Wort darauf?«

»Bei meinem adeligen Ehrenworte!«

»Er wird thun, wie er es sagt, Freund Jean!« rief Toussaint.

Barthélemy Lelong schüttelte den Kopf.

»Ich sage Dir, er wird es nicht thun, Freund Toussaint.«

»Und warum nicht, Jean?«

»Ah! weil wir ihm die Fähigkeit dazu benehmen werden.«

»Nun war die Reihe am Grafen, zu schauern, als er den Tonausdruck des Zimmermanns hörte, und die Physiognomie dieses Mannes sah, der in seinem ganzen Körper keine Muskel hatte, welche nicht durch die Entschlossenheit gespannt war.

»Was willst Du damit sagen?« fragte Toussaint.

»Als er vorhin hier . . . ohnmächtig aus diesem Tische lag . . .«

»Nun?«

»Was wäre geschehen, wäre er, statt ohnmächtig zu sein, todt gewesen?«

»Ei! es wäre geschehen,« antwortete Toussaint mit seiner gewöhnlichen Logik, »daß er todt gewesen wäre, statt ohnmächtig zu sein.«

»Hätte er uns in diesem Falle angezeigt, und auch Herrn Salvator angezeigt?«

»Gut! diese Dummheit . . . wäre er todt gewesen, so hätte er Niemand angezeigt.«

»Nun wohl,« sprach Jean mit düsterem Tone, »nimm an, der Herr sei todt.«

»Ja,« entgegnete Valgeneuse, »doch ich bin es nicht.«

»Sind Sie dessen ganz sicher?« fragte Jean Taureau mit einem Ausdrücke, der in der That Valgeneuse zweifeln machte, ob er todt sei oder lebendig.

»Mein Herr . . .« sagte der Graf.

»Und ich,« fuhr Jean Taureau fort, »ich erkläre Ihnen, Sie sind dem Sterben so nahe, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darüber zu streiten.«

»Ah!« rief Lorédan, »Sie sind entschlossen, mich zu tödten, wie es scheint.«

»Und sollte es Ihnen angenehm sein,« erwiderte Jean Taureau, »so will ich Ihnen sagen, aus welche Art.«

»Dann risquieren Sie nicht mehr die Galeeren, sondern das Schaffot,« sprach Lorédan.

»Das Schaffot, das Schaffot, hörst Du, Jean?« stammelte Toussaint.

»Ah bah! entgegnete Jean, »die Tröpfe besteigen das Schaffot, — Leute, welche ihre Vorsichtsmaßregeln nicht zu nehmen wissen. Doch seien Sie unbesorgt, Herr Graf, wir werden die unseren nehmen; Sie sollen selbst darüber urtheilen.«

Der Graf erwartete die Erklärung mit ziemlich festem Gesichte.

»Vernehmen Sie, wie sich die Sache zutragen wird,« fuhr der Zimmermann fort, ohne daß sein Tonausdruck das geringste Zögern bezeichnete: »ich will Ihnen den Knebel wieder anlegen, ich will Sie wieder binden, wie Sie waren. . . Hacke das Wurfarn ab, das an der Wand hängt, Toussaint. . . .«

Toussaint hackte das Wurfarn ab.

»Ich trage Sie bis nach dem Flusse,« fuhr Jean Taureau fort. »Dort angelangt, mache ich ein Boot los; wir lassen es ein paar Meilen im Stromstriche gehen; sodann, an einer guten Stelle, wo es fünfzehn Fuß Tiefe haben wird, binden wir Sie auf, wir nehmen Ihnen den Knebel ab, wir rollen Sie in das Garn und werfen Sie ins Wasser. Seien Sie ruhig, Sie kommen auf den Grund,

denn ich werde die Maschen des Wurfgarns an die Knöpfe Ihres Ueberrocks anbinden! Wir warten, bis das beendet ist, wir fahren wieder stromaufwärts, bringen das Boot wieder an seinen Platz, und kehren hierher zurück, um unsere zwei Flaschen vollends zu leeren. Wonach wir vor Tagesanbruch wieder nach Paris kommen, ohne daß uns Jemand sieht, und wir warten.«

»Worauf warten Sie?« fragte der Graf, während er seine von Schweiß rieselnde Stirne abwischte.

»Ei! wir warten auf Nachrichten von Herrn von Valgeneuse, und die Leute, welche lesen können, werden folgende in den öffentlichen Blättern lesen:

»»Es ist in der Seine der Leichnam eines jungen Mannes aufgefunden worden, der seit ein paar Tagen ertrunken zu sein schien. Trotz der häufigen Beispiele von solchen Unfällen wollte der Unglückliche, wie es scheint, das Wurfgarn in einem Ueberrocke auswerfen, statt der Vorsicht gemäß eine Blouse anzuziehen: das Garn war an die Knöpfe seines Kleides angehackt, und hat ihn im Flusse fortgerissen; vergebens hat er sich angestrengt, um sich loszumachen.

»»Seine Uhr, die man in seinem Hosentäschchen gefunden, sein in seinem Sacke zurückgebliebenes Geld, seine noch an seinen Fingern fest haltenden Ringe, schließen jede Idee eines Mordes aus.

»»Die Leiche ist in der Morgue niedergelegt worden.««

»Ist das wohl geordnet, wie? und glauben Sie, man werde Jean Taureau und Toussaint-Louverture, die ihn weder von Adam, noch von Eva her kennen, bezichtigen, Sie haben den Herrn Grafen Lorédan von Valgeneuse ermordet?«

»Ah! Sacredi!« rief Toussaint, »wie viel Geist hast Du, Jean Taureau! ich hätte das nie von Dir geglaubt!«

»Du bist also bereit?« fragte Jean Taureau.

»Bei Gott!« antwortete der Kohlenbrenner.

»Sehen Sie, Herr Graf, es fehlt nur noch Ihre Erlaubnis, um die Posse zu spielen,« bemerkte Jean Taureau; »doch Sie wissen, daß wir, wenn Sie sie nicht geben, uns derselben überheben werden.«

»Ins Wasser! ins Wasser!« rief Toussaint.

Barthélemy streckte seine breite Hand in der Richtung des Grafen aus; dieser machte zwei Schritte rückwärts, stieß, nachdem er die zwei Schritte gemacht hatte, an die Wand und war genöthigt, stehen zu bleiben.

»Ah! Sie werden nicht weiter gehen,« sagte Barthélemy: »die Wand ist solid, ich habe sie untersucht.«

Und er machte seinerseits zwei Schritte vorwärts und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Diese Hand brachte aus den Grafen die Wirkung hervor, welche aus den armen Sünder die des Henkers macht.

»Meine Herren,« sprach Lorédan, der einen letzten Versuch wagen wollte, »Sie werden nicht kalt ein solches Verbrechen begehen; Sie wissen, daß die Todten aus der Tiefe des Grabes aufstehen, um die Mörder anzuklagen.«

»Ja, doch nicht aus den Tiefen des Flusses, besonders wenn sie in einem Garne festgehalten sind . . . Ist das Garn bereit, Toussaint?«

»Ja,« antwortete dieser., »es fehlt nur noch der Fisch.«

Jean Taureau streckte die Hand aus und nahm die Stricke, die er aufs Bett geworfen hatte.

In einem Nu waren die Faustgelenke von Lorédan vereinigt und hinter seinen Rücken gebunden.

Es ließ sich an der Stärke und der Präcision der Bewegungen von Jean Taureau wohl sehen, daß dies ein von ihm gefaßter und zwar wohlgefaßter Entschluß war.

»Meine Herren,« sprach Lorédan, »diesmal handelt es sich nicht mehr darum, mich fliehen zu lassen: es handelt sich nur darum, mich nicht zu ermorden.«

»Stille!« sagte Jean Taureau.

»Ich verspreche Ihnen hunderttausend Franken, wenn. . .«

Der Graf vollendete nicht: das Taschentuch, das ihm schon einmal als Knebel gedient hatte, verschloß ihm zum zweiten Male den Mund.

»Hunderttausend Franken,« stammelte Toussaint, »hunderttausend Franken . . .«

»Und woher sollte er sie denn nehmen, seine hunderttausend Franken?« versetzte Jean Taureau.

Der Gefangene konnte nicht mehr sprechen, doch er machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches andeutete, man brauche nur in seiner Rocktasche zu suchen.

Jean Taureau streckte seine dicke Hand aus, schob zwei Finger in die Rocktasche von Herrn von Valgeneuse und zog ein Portefeuille mit prallen Flanken heraus.

Er lehnte Herrn von Valgeneuse an die Wand an, ungefähr wie man eine Mumie in einem Naturalien cabinet anlehnt, kehrte zur Lampe zurück und öffnete das Portefeuille.

Toussaint schaute seinem Gefährten über die Schulter.

Jean Taureau zählte zwanzig Banquebillets.

Das Herz von Toussaint schlug, um seine Brust zu zersprengen.

»Sind das ächte Banquebillets?« fragte der Zimmermann^ »Lies Du, der Du lesen kannst.«

»Ich glaube wohl, daß es ächte Banquebillets sind, und zwar tüchtige Banquebillets,« antwortete Toussaint. »Ich habe nie solche an der Thüre der Wechsler gesehen. Sie sind von fünftausend jedes.«

»Zwanzigmal fünf oder fünfmal zwanzig macht! . . Ah! es läßt sich nichts dagegen sagen, die Rechnung ist richtig.«

»Wir lassen ihn also leben,« sagte Toussaint, »und stecken die hunderttausend Franken ein?«

»Nein, ganz im Gegentheile,« erwiderte Jean Taureau, »wir geben ihm die hunderttausend Franken zurück, und ertränken ihn.«

»Ah! wir ertränken ihn?« sagte Toussaint.

»Ja,« antwortete Jean.

»Und Du bist sicher, daß uns kein Unglück widerfahren wird?« fragte leise der Kohlenbrenner.

»Das ist unser Schutz,« sprach Jean Barthélemy, indem er das Portefeuille wieder in die Tasche des Grafen steckte und den Rock darüber zuknöpfte; »wer würde zwei arme Teufel wie uns beargwohnen, wir haben einen Menschen ertränkt, und ihm hunderttausend Franken in seiner Tasche gelassen?«

»Ah,« sagte Toussaint mit einem Seufzer, »ich sehe wohl Eines.«

»Was?«

»Arm sind wir gekommen, mein Freund, arm werden wir sterben.«

»Amen!« sprach Jean Taureau, während er den Grafen auf seine Schulter lud. »Oeffne die Thüre, Toussaint.«

Toussaint öffnete die Thüre: doch er stieß einen Schrei aus und wich zwei Schritte zurück.

Ein Mann stand aus der Thürschwelle.

Dieser Mann trat ein.

»Ah!« murmelte Jean Taureau, »es ist Herr Salvator. Er kommt zur unrechten Zeit.«

XX.

Wo man etwas Heller im Leben von Salvator zu sehen anfängt.

Salvator warf einen ruhigen Blick auf diese zwei oder vielmehr auf diese drei Menschen.

»Nun,« fragte er, »was geht denn hier vor?«

»Nichts,« erwiderte Jean Taureau: »ich will nur mit Ihrer Erlaubnis diesen Herrn ertränken.«

»Ja, wir wollen ihn ertränken,« sagte Toussaint.

»Und warum diese Extremität,« fragte Salvator träumerisch.

»Weil er es zuerst versucht hat, uns betrunken zu machen . . .«

»Ah!«

»Sodann, uns zu bestechen.«

»Hernach?«

»Endlich uns einzuschüchtern.«

»Jean Taureau einzuschüchtern. Toussaint Louverture, dagegen will ich nichts sagen: doch Jean Taureau . . . «

»Sehen Sie!« sprach der Zimmermann. »Lassen Sie uns passieren, und in einer halben Stunde wird die Sache abgemacht sein.«

»Und was hat er denn gesagt, mein Braver, um Dich einzuschüchtern?«

»Er werde Sie anzeigen, er werde Sie verhaften lassen, er werde Sie aufs Schaffot führen. Da antwortete ich ihm: »Gut! mittlerweile will ich Sie in die Seine führen! . . . «« Treten Sie auf die Seite, Herr Salvator, wenn's beliebt.«

»Binde diesen Menschen los, Jean.«

»Wie, ich soll ihn losbinden?«

»Ja.«

»Sie haben also nicht gehört, was ich Ihnen gesagt habe?«

»Doch.«

»Ich habe Ihnen gesagt, er wollte Sie anzeigen, Sie verhaften, guillotiniern lassen.«

»Und ich, ich habe Dir erwidert: Binde diesen Menschen los und laß mich mit ihm allein!«

»Herr Salvator!« murmelte Jean mit flehender Miene.

»Sei ruhig, mein Freund,« sagte der junge Mann. »Der Herr Graf Lorédan von Valgeneuse vermag nichts gegen mich, während ich im Gegentheile. . . «

»Sie, im Gegentheile?«

»Alles gegen ihn vermag. Ich wiederhole also zum letzten Male, binde diesen Menschen los und laß uns Beide allein mit einander reden.«

»Nun,« erwiderte Toussaint, »da Sie es durchaus wollen . . .«

Und sein Blick befragte noch einmal Salvator.

»Durchaus,« wiederholte der junge Mann.

»Dann gehorche ich,« sprach Jean Taureau besiegt.

Und nachdem er dem Grafen die Hände losgebunden und ihm den Knebel abgenommen hatte, machte er Salvator oder vielmehr Herrn von Valgeneuse daraus aufmerksam, er werde vor der Thüre bleiben, um aus dem ersten Ruf herbeizueilen, und ging dann mit seinem Freunde Toussaint hinaus.

Salvator folgte ihm und Toussaint mit den Augen, und sobald die Thüre wieder geschlossen war, sprach er zum Grafen von Valgeneuse:

»Wollen Sie sich setzen, mein Vetter: denn ich befürchte sehr, wir haben einander zu viel zu sagen, um stehen bleiben zu können.«

Lorédan warf einen raschen Blick aus Salvator.

»Ah!« sagte dieser, indem er mit der Hand seine schönen schwarzen, so zarten, so seidnen Haare aushob und seine Stirne entblößte, welche so ruhig und rein, als fände er sich seinem besten Freunde gegenüber, »schauen Sie mich recht an, Lorédan: ich bin es selbst.«

»Woher des Teufels kommen Sie denn, Herr Conrad?« rief der Graf, der sich behaglicher vor einem Mann von demselben Range fühlte, als es ihm den zwei Proletariern gegenüber war, mit denen er so unvortheilhaft gekämpft hatte. »Bei meiner Ehre, man hielt Sie für todt!«

»Nun wohl, Sie sehen, ich war es nicht. Ei! mein Gott, die Geschichte ist voll' von Ereignissen dieser Art, von Orestes, der durch Pylades seinen Tod Aegisthos und Klytemnestra melden läßt, bis aus dem Herzog von Normandie, der von Sr. Majestät Karl X. den Thron seines Vaters Ludwigs XVI. reclamirt.«

»Ja, doch weder Orestes, noch der Herzog von Normandie hatten ihre Beerdigung diejenigen bezahlen lassen, an denen sie Rache nehmen, oder von denen sie ein Erbe reclamiren wollten.« erwiederte Herr von Valgeneuse, das Gespräch in demselben Tone fortführend.

»Ah! mein Gott, mein lieber Vetter, wollen Sie mir etwa die fünfhundert Franken vorwerfen, die Sie meine Beerdigung gekostet hat? Bedenken Sie doch, daß nie Geld besser angelegt war: das bringt Ihnen seit sechs Jahren, ein Jahr ins andere, ein Einkommen von zweimal hunderttausend Franken! Seien Sie unbesorgt, ich werde es Ihnen zurückgeben, wenn wir unsere Rechnungen ordnen.«

»Unsere Rechnungen?« rief verächtlich Lorédan; »wir haben also Rechnungen zu ordnen?«

»Bei Gott!«

»Sind es nicht die der Erbschaft des seligen Marquis von Valgeneuse, meines Oheims?«

»Mein lieber Herr Lorédan, Sie könnten wohl beifügen: *und Ihres Vaters.*«

»In der That, unter uns, das ist ohne Folge! . . Ich füge also bei, wenn Ihnen das angenehm ist: *und Ihres Vaters.*«

»Ja, es ist mir äußerst angenehm,« sprach Salvator.

»Wäre es nun, Herr Conrad . . oder Herr Salvator, wie Sie wollen, denn Sie haben mehrere Namen, wäre es allzu unbescheiden, Sie zu fragen, wie es zugeht, daß sie kommen, während Sie alle Welt für todt hält?«

»Oh! mein Gott, nein! ich wollte mich sogar anbieten, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, sollte Sie dieselbe ein wenig interessiren.«

»Sie interessirt mich, und zwar ungemein . . . Erzählen Sie, mein Herr, erzählen Sie.«

Salvator verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung und begann:

»Sie erinnern sich, mein lieber Vetter, auf welcher unerwarteten und unglücklichen Art der Herr Marquis von Valgeneuse, Ihr Oheim und mein Vater, starb?«

»Vollkommen.«

»Sie erinnern sich, daß er mich nie hatte anerkennen wollen, nicht als hätte er mich seines Namens unwürdig erachtet, sondern im Gegentheile, weil er, mich anerkennend, mir nur ein Fünftel von seinem Vermögen hinterlassen konnte.«

»Sie müssen mehr als ich auf dem Laufenden in den Bestimmungen des Codex in Betreff der Bastarde sein . . . Da ich ein legitimer Sohn bin, so hatte ich nie Gelegenheit, mich damit zu beschäftigen.«

»Ei! mein Gott, lieber Vetter, ich beschäftigte mich nicht damit, sondern mein armer Vater . . . Er beschäftigte sich so sehr damit, daß er am Tage seines Todes seinen Notar, den redlichen Herrn Baratteau, kommen ließ . . . «

»Ja, und man hat nie recht erfahren, warum er ihn hatte kommen lassen. Sie nehmen an, es sei geschehen, um ihm ein Testament zu Ihren Gunsten zu übergeben?«

»Ich nehme nicht an, ich bin dessen sicher.«

»Sie sind dessen sicher?«

»Ja.«

»Und wie dies?«

»Am Tage vorher, als hätte er das Unglück, das ihn bedrohte, vermuthet, theilte mir mein Vater, obschon ich mich sträubte, ihn anzuhören, mit, was er thun wollte, oder vielmehr, was er gethan hatte.«

»Ich kenne diese Testamentgeschichte.«

»Sie kennen sie?«

»Ja, wenigstens so, wie Sie dieselbe erzählt haben. Der Marquis hatte ein eigenhändig geschriebenes Testament gemacht, das er Herrn Baratteau übergeben sollte; doch ehe er es ihm übergeben hatte, oder nachdem er es ihm übergeben, — dieser Punkt, so wichtig er ist, wurde nie aufgeklärt, — fiel der Graf vom Schläge gerührt. Ist es so?«

»Ja, mein Vetter, abgesehen indessen von einem Detail.«

»Ein Detail! und welches?«

»Daß zur größeren Vorsicht der Marquis nicht ein Testament, sondern zwei gemacht hatte.«

»Ah! ah! zwei Testamente?«

»Duplicate, ja mein Vetter; beide ganz gleich.«

»Ja, in denen er Ihnen seinen Namen und sein Vermögen vermachte?«

»Ganz richtig!«

»Welch ein Unglück, daß sich von diesen beiden Testamenten nicht eines wiedergefunden hat!«

»Ja, das ist ein Mißgeschick.«

»Der Marquis vergaß also, Ihnen zu sagen, wo sie waren?«

»Das eine war bestimmt, dem Notar übergeben zu werden, das andere sollte mir übergeben werden.«

»Und mittlerweile . . .?«

»Und mittlerweile hatte sie der Marquis in die Geheimschublade eines kleinen Schrankes in seinem Schlafzimmer eingeschlossen.«

»Aber,« sagte Lorédan, Salvator fest anschauend, »ich glaubte, Sie wüßten nicht, wo dies kostbare Testament sei.«

»Ich wußte es damals nicht.«

»Und heute . . .?«

»Heute,« antwortete Salvator, »heute weiß ich es.«

»Ah!« rief Lorédan, »erzählen Sie mir das: die Sache wird interessant!«

»Verzeihen Sie, soll ich Ihnen nicht zuerst erzählen, wie ich lebe, während mich Jeder, etwas mehr, etwas weniger, für gestorben hält? Bringen wir Ordnung in die Erzählung: es wird nur um so klarer und interessanter sein.«

»Thun Sie das, mein lieber Vetter, viel Ordnung . . . Ich höre Sie.«

Und um die Erzählung von Salvator zu hören, setzte sich der Graf von Valgeneuse auf die eleganteste! sorglose Art, die ihm möglich war.

Salvator begann:

»Mein lieber Vetter, wir gehen also über die Geschichte der Testamente weg, die Ihnen nicht klar scheint, mit dem Vorbehalte, später dazu zurückzukommen, und aus sie das Ihnen momentan fehlende Licht zu werfen, und nehmen, wenn Sie wollen, meine Geschichte in dem Augenblicke aus, wo Ihre ehrenwerthe Familie, — die bis dahin die Güte gehabt hatte, mich als einen Verwandten zu betrachten, die sogar einmal eine Heirath zwischen mir und Fräulein Susanne geträumt hatte,— da sie mich nur noch als einen Fremden ansah, mir bedeutete, ich habe das Hotel der Rue du Bac zu verlassen.«

Lorédan nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, er gebe zu, daß die Erzählung von hier ausgehe.

»Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sagen, mein lieber Vetter, daß ich keine Schwierigkeit machte, der Aufforderung zu gehorchen,« fuhr Salvator fort.

»Das ist wahr,« antwortete Lorédan; »würden Sie eben so gehandelt haben, hätte sich das berühmte Testament wiedergefunden?«

»Vielleicht nein, ich gestehe es: der Mensch ist schwach, und soll er von großem Vermögen

zum Elend übergehen, so zögert er, wie jene Bergleute, welche in den Schlund hinabsteigen . . . und dennoch ist zuweilen in der Tiefe des Schlundes das Jungfermineral, das pure Gold.«

»Mein lieber Vetter, mit diesen Grundsätzen ist man nie arm.«

»Unglücklicher Weise hatte ich sie damals noch nicht; ich hatte nur den Stolz! Allerdings brachte bei mir der Stolz die Wirkung hervor, welche die Resignation bei einem Andern hervorgebracht hätte. Ich ließ meine Pferde in Ihrer Stalle, meine Equipagen unter Ihrer Remise, meine Kleider in der Garderobe, mein Geld im Sekretär und ging mit den Kleidern weg, die ich auf dem Leibe hatte, und mit hundert Louisd'or, die ich am Tage vorher in Ecarte gewonnen. Das war, nach meinen Vorhersehungen, gerade um ein Jahr das Leben eines subalternen Angestellten zu führen. . . Ich hatte angenehme Talente; — ich glaubte wenigstens solche zu haben: ich skizzirte Landschaften, ich machte Porträts, ich sprach drei Sprachen; ich würde Unterricht im Zeichnen, im Italienischen, im Englischen, im Deutschen geben. Ich nahm ein möblirtes Cabinet in einem fünften Stocke, in der Tiefe des Faubourg Poissonnière, das heißt in einem Quartiere, in das ich nie einen Fuß gesetzt hatte, wo ich folglich völlig unbekannt war. Ich brach mit meinen alten Bekanntschaften, und ich versuchte es, mein neues Leben zu leben, und bedauerte nur die Trennung von Einem in dem reichen Hotel, das ich verließ . . . «

»Und das Eine?«

»Ja, errathen Sie, was das war.«

»Sprechen Sie!«

»Nun der arme kleine Secretär von Rosenholz, jener Familentrödel, den der Marquis von seiner Mutter hatte, und den seine Mutter vielleicht von ihrer Großmutter bekommen,«

»Ah! guter Gott!« sagte Lorédan, »Sie brauchten ihn nur zu verlangen: man hätte Ihnen denselben mit Vergnügen zum Geschenke gemacht.«

»Ich glaube es, einmal, weil Sie mir es sagen, mein lieber Vetter, sodann, weil mir zu Ohren gekommen ist, Sie haben ihn mit den übrigen Mobilien verkaufen lassen.«

»Soll man all diesen alten Plunder behalten?«

»Nein! Sie haben wohl daran gethan, und ich werde Ihnen sogleich den Beweis hiervon geben. Ich ging also, nur dies allein bedauernd, und fing das neue Leben an, wie Dante sagt. Ach! mein lieber Vetter, seien Sie nie ruinirt. Es ist etwas Garstiges, arm zu sein, und sich in den Kopf zu setzen, ein ehrlicher Mann zu bleiben!«

Herr von Valgeneuse lächelte verächtlich.

»Nicht wahr, mein lieber Vetter, vertraut mit den Weltverhältnissen, wie Sie sind, sehen Sie nun hieraus, wie die Dinge gingen?« sagte Salvator. »Mein Malertalent war, reizend für einen Liebhaber, mittelmäßig für einen Künstler: meinem Wissen in den Sprachen, hinreichend für einen reichen Touristen, welcher reist, fehlte es an der Tiefe für einen Lehrer, der demonstrieren

will. . . Nach Verlauf von neun Monaten waren meine hundert Louisd'or verzehrt: ich hatte nicht einen einzigen Schüler: die Kunsthändler wiesen meine Bilder zurück . . . Kurz, da ich weder ein Gauner, noch ein unterhaltener Mann werden wollte, so blieb mir nur die Wahl zwischen dem Flusse, dem Stricke und der Pistole.«

»Sie wählten entschlossen die Pistole?«

»Oh! vergleichen Entschlüsse faßt man nicht so, lieber Vetter! und sind Sie einmal soweit, so werden Sie sehen, daß das eine schwierige Geschichte ist!. . . Ich zögerte im Gegentheile lange . . . An den Fluß durfte ich nicht denken: ich konnte schwimmen, und ein Stein am Halse gab mir mit den unglücklichen Hunden eine Aehnlichkeit, die mir widerstrebte. Der Strick entstellt: auch ist man noch nicht ganz entschieden über die Empfindungen, welche diese Todesart begleiten. . . Die Pistole entstellt gleichfalls, doch aus eine unselige, nicht aus eine lächerliche Art. Ich wußte genug von der Medizin, oder vielmehr von der Chirurgie, um den Laus an die gute Stelle zu setzen: ich war sicher, mich nicht zu fehlen . . .

»Ich gab mir acht Tage, um neue Versuche zu machen, und gelobte Mir, wenn sie scheitern, nach Ablauf dieser acht Tage mit meinem Leben zu enden. — Sie scheiterten! Der achte Tag brach an. Ich hatte die Dinge gewissenhaft gethan, und meine letzte Hilfsquelle verbraucht. Es blieb mir ein Doppel-Louisd'or: das war nicht einmal genug, um eine Pistole zu kaufen, die nicht in meinen Händen zersprang: sodann widerstrebte es mir, mich mit einer Brackwaffe zu erschießen. . .

»Zum Glück hatte ich Credit: ich ging zu Lepage: das war mein Lieferant: er hatte mich fast seit einem Jahre nicht gesehen, hielt mich immer noch für einen Mann von zweimal hunderttausend Livres Rente, und stellte sein ganzes Magazin zu meiner Verfügung. Ich wählte eine vortreffliche Doppelpistole mit kurzen, gezogenen Läusen: es war dabei meine Absicht, in mein Testament zu setzen, die Pistole gehöre Lepage, und ich wünsche, daß man sie ihm zurückgebe. Während ich beim Waffenschmied war, lud ich meine Pistole . . . zwei Kugeln in jeden Lauf, das war mehr als genügend! Im Augenblicke dieser Operation, aus welche ich eine ängstliche Sorgfalt verwandte, schien es mir, als zöge ein Zweifel über das Gesicht des Handwerksmanne: doch ich war, oder schien vielmehr so heiter, daß, wenn er einen Verdacht hatte, dieser Verdacht aus der Stelle wieder verschwand.

»Als die Pistole geladen war, bemerkte ich, daß ich Hunger hatte. Ich ging die Rue Richelieu hinaus, erreichte das Boulevard, trat in das Café Riche ein und frühstückte. Ich war mit vierzig Franken eingetreten, ich kam mit dreißig heraus. Ein Frühstück für zehn Franken im Café Riche ist ein Luxus, den sich ein Mann wohl erlauben darf, welcher zweimal hunderttausend Franken Rente gehabt hat, und im Begriffe steht, sich zu erschießen, weil er nur noch vierzig Franken hat . . . Es war zwei Uhr, als ich aus dem Kaffeehause wegging. Ich hatte die Idee, dem aristokratischen Paris ein letztes Lebewohl zu sagen; ich ging das Boulevard wieder bis zur Madelaine hinauf, ich nahm meinen Weg durch die Rue Royal und setzte mich aus den Champs-Elysées . . . Hier ließ ich vor mir passiren, was ich an Frauen in der Mode, an eleganten Männern gekannt hatte. . . ich sah Sie, Sie, meinen Vetter: sie ritten meinen Araber Dschenid. Niemand erkannte mich: ich war fast seit einem Jahre abwesend: die Abwesenheit ist ein halber Tod, und

gesellt sich der Ruin dazu, dann kann die Abwesenheit für einen ganzen Tod gelten.

»Um vier Uhr stand ich auf, und, maschinenmäßig, die Hand am Kolben meiner Pistole, die ich drückte, wie man die Hand einem letzten Freunde drückt, kehrte ich in die Stadt zurück . . . Der Zufall, — verzeih, mein Gott, daß ich mich dieses Wortes bediene! — die Vorsehung wollte, daß ich durch die Rue Saint-Honoré zurückging. Ich sage, *die Vorsehung* wollte, und ich behauptete, was ich gesagt habe; ich gelangte wieder zum Faubourg Poissonnière: ich konnte die Rue de Rivoli oder den Boulevard wählen, statt den Weg durch die Rue Saint-Honoré, welche kothig und schmutzig ist, einzuschlagen. Ich wählte die Rue Saint-Honoré!

»Wo war mein Geist? Das wäre schwer zu sagen. War er aus den dunklen Gefilden der Vergangenheit, in den leuchtenden Ebenen der Zukunft? schwebte er schon mit den Flügeln der Seele über unsere Welt? ward er durch das Gewicht des Körpers in die Tiefen des Grabes hinabgerissen? Ich weiß es nicht. Ich träumte; ich sah nichts, ich fühlte nichts, als den Kolben dieser Pistole, den ich bald sanft streichelte, bald mit aller Gewalt zusammenpreßte . . .

»Plötzlich stieß ich an ein Hinderniß. Die Menge drängte sich in die Rue Saint-Honoré. Ein junger Geistlicher, ein Schützling des Abbé Olivier, hielt eine Predigt in Saint-Roch. Es erfaßte mich die Lust, in die Kirche einzutreten, und in dem Augenblicke, wo ich mich Gott von Angesicht zu Angesicht gegenüber finden sollte, das heilige Wort wie ein Manna für diese große Reise zu sammeln . . . Ich ließ alle Welt sich aus den Stufen des Portals zusammendrängen, trat durch die Rue Saint-Roch ein und gelangte leicht bis zum Fuße der Kanzel. Hier erst machte sich meine Hand vom Kolben der tödtlichen Waffe los: es geschah dies, um Weihwasser zu nehmen und das Zeichen des Kreuzes zu machen.«

XXI.

Wie Herr Conrad von Valgeneuse erkannte, sein wahrer Beruf sei, Commissionär zu sein.

Salvator unterbrach sich.

»Verzeihen Sie!« sagte er zu seinem Vetter, »Sie werden mich vielleicht ein wenig weitschweifig finden; doch ich dachte, mein Leben sei ein so wichtiges Ereigniß in Ihrer Existenz, daß Sie jede Einzelheit dieses äußersten Augenblicks interessiren müsse.«

»Und Sie haben Recht, mein Herr,« erwiderte Lorédan, ernst geworden. »Fahren Sie fort; ich höre Sie.«

»Die Stimme des Predigers gelangte zu mir, ehe ich seine Person sah; diese Stimme vibrirte, bald sanft, — immer eindringend. Einige Minuten hörte ich nichts Anderes, als Töne, ein musikalisches Geräusch, ein süße, harmonische Melodie; ich war schon soweit in der zukünftigen Welt, daß die Stimme dieser Welt, die ich als die Vergangenheit betrachtete, einige Zeit brauchte, um zu mir zu kommen. Bei den ersten Worten, die ich hörte, und von denen ich mir Rechenschaft gab, erkannte ich, der Priester predigte, nicht gegen den Selbstmord, sondern über den Selbstmord, — der Text war von sehr hoch genommen aus dem socialen Gesichtspunkte, — über die Pflichten des Menschen gegen seines Gleichen, über die Leere, — ich finde kein Wort und werde eins machen, über die *unausfüllbare* Leere, die in seinem Thätigkeitskreise der Mensch zurückläßt, der vor dem von der Vorsehung bezeichneten Augenblicke stirbt. Er führte den Vers von Shakespeare an, wo Hamlet gegen den Selbstmord reagirt, der ihn bedrängt, zum Grabe hintreibt:

»Es fällt kein Sperling ohne Gottes Befehl.«

»Er griff an und stürzte nieder, eins nach dem andern, wie es ein geduldiger Sturmbock mit einer ersten, dann mit einer zweiten, dann mit einer dritten Mauer thut, — er griff an und stürzte nieder alle Motive, die den Menschen zum Selbstmorde hinziehen: den getäuschten Ehrgeiz, die verrathene Liebe, das verlorene Vermögen. Er erinnerte an die Glaubensjahrhunderte, vom 14. bis zum 18.; er suchte darin vergebens den Selbstmord, er fand ihn nicht. Der Selbstmord fing seiner Ansicht nach da an, wo die Kasten aufgehört hatten. Der getäuschte, der betrogene Mensch, der zu Grunde gerichtete Mensch, kurz der durch einen großen Schmerz gebrochene Mensch, dieser Mensch wurde Mönch; das war ein Mittel, sich zu erschießen, ein moralischer Selbstmord, wenn nicht ein physischer: er begrub sich in diesem großen gemeinschaftlichen Grabe, was man ein Kloster nannte; er betete und zuweilen ward er getröstet. Heut zu Tage bestand von Allem dem nichts mehr, da die Klöster aufgehoben, geschlossen, die Convente selten waren, und das Gebet zum Himmel aufgestiegen. — Es blieb die Arbeit: arbeiten, das war beten! Es lag eine ganze Offenbarung in diesen Worten; ich schlug die Augen zu demjenigen auf, welcher sie aussprach.

»Es war ein schöner Mönch von kaum fünfundzwanzig Jahren; ein Dominikaner, bleich,

mager, mit großen schwarzen Augen, herrlichen Augen! — Er verband die zwei Mittel, die er bezeichnet hatte: das Gebet und die Arbeit; man fühlte, dieser Mann bete unablässig, arbeite immer.

»Ich schaute umher und fragte mich, welche Arbeit ich verrichten könne. Rousseau läßt seinen Emile das Schreinerhandwerk lehren; mich hatte man unglücklicher Weise kein Handwerk gelehrt. — Ich sah einen Mann von ungefähr dreißig Jahren: er war bekleidet mit einer schwarzen Sammetjacke und hielt seine Mütze in der Hand; er hatte an seinem Kleide ein messingenes Plättchen. Ich erkannte einen Commissionär. Dieser Commissionär lehnte sich an einen Pfeiler an und hörte aufmerksam dem Prediger zu; ich ging zu ihm und lehnte mich an denselben Pfeiler. Ich war entschlossen, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren, denn ich hatte Fragen an ihn zu machen. — Ich hörte die Predigt bis zu Ende; doch ehe sie beendigt, war ich schon entschieden, zu leben. Der Prediger stieg von der Kanzel herab und ging an mir vorüber.

»»Wie heißen Sie, mein Vater?«« fragte ich.

»»Vor den Menschen oder vor Gott?««

»»Vor Gott.««

»»Bruder Dominique.««

»Und er ging weiter . . . Die Menge verlief sich. Ich folgte dem Commissionär; an der Ecke der Rue Saint-Roch hielt ich ihn an.

»»Verzeihen Sie, mein Freund,«« sagte ich zu ihm.

Er wandte sich um. »»Der Herr bedarf meiner?««

»»Ja, ich bedarf Ihrer,«« antwortete ich lächelnd.

»»Muß ich den Haken nehmen, oder ist es ein einfacher Gang?««

»»Es ist eine Auskunft.««

»»Ah! ich verstehe: der Herr ist fremd.««

»»Dem Leben, ja.««

»Er schaute mich mit Erstaunen an.

»»Ihr Gewerbe ist ein gutes Gewerbe?«« fragte ich ihn.

»»Ei! je nachdem Sie es verstehen!««

»»Ich frage Sie, ob Sie es lieben.««

»»Da ich es übe!««

»»Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dies nicht immer ein Grund ist.««

»»Was wünschen Sie denn zu wissen?««

»»Findet man dabei seinen Lebensunterhalt?««

»»Man verdient dabei Tausende und Hunderte; im Ganzen nährt es aber seinen Mann.««

»»Thun Sie mir den Gefallen, mich zu unterrichten.««

»»Befragen Sie mich und ich werde antworten.««

»»Gut oder schlecht, in mittlerer Summe, wie viel trägt der Tag ein?««

»»Man darf in den guten Quartieren auf fünf bis sechs Franken rechnen.««

»»Zweitausend Franken also.««

»»Ungefähr.««

»»Wie viel geben Sie davon aus?««

»»Etwa die Hälfte.««

»»Somit ersparen Sie jährlich?««

»»Ein Tausend - Franken – Billet.««

»»Was sind die Unannehmlichkeiten Ihres Standes?««

»»Ich kenne keine.««

»»Man ist frei?««

»»Wie die Luft.««

»»Mir schien, dem Publikum gehörend . . .««

»»Dem Publikum? Ei! mein Gott! wer gehört nicht dem Publikum? König Carl X. zu allererst, gehört er nicht dem Publikum? Ich bin, bei meiner Treue, freier als er!««

»»Wie so?««

»»Ein Afstrag dünkt mir zweideutig, ich schlage ihn aus; eine Last scheint mir zu schwer, ich schüttele den Kopf. Das Ganze besteht darin, daß man sich bekanntmacht, und ist man bekannt, so wählt man.««

»»Treiben Sie Ihr Gewerbe schon lange?««

»»Zehn Jahre.««

»»Und in zehn Jahren haben Sie nicht bedauert, daß Sie nicht ein anderes Gewerbe treiben?««

»»Nie.««

»Ich überlegte einen Augenblick.

»»Ist das Alles?«« fragte mich mein Mann.

»»Eine letzte Auskunft.««

»»Reden Sie.««

»»Welches Mittel muß man anwenden, wenn man Commissionär werden will?««

»Der Commissionär schaute mich fragend an.

»»Sollten Sie zufällig Commissionär werden wollen?««

»»Vielleicht.««

»»Oh! das ist nicht schwierig, und man braucht hierzu keine großen Protectionen.««

»»Nun?««

»»Ei! man geht aus die Polizei - Präsectur mit zwei Zeugen, die sich für Ihren sittlichen Charakter verbürgen, und man verlangt eine Nummer.««

»»Und das kostet?««

»»Die Mühe, sie zu verlangen.««

»»Ich danke, mein Freund.««

»Ich zog aus meiner Tasche ein Fünf-Franken-Stück und bot es ihm an.

»»Was ist das?«« sagte er zu mir.

»»Das ist der Lohn für die Mühe, die ich Ihnen gemacht habe.««

»»Das war keine Mühe, sondern ein Vergnügen; und man läßt sich ein Vergnügen nicht bezahlen.««

»»Also einen Händedruck und einen Dank.««

»»Das ist etwas Anderes.««

»Und er reichte mir seine plumpe Hand, die ich herzlich drückte.

»»Ah! bei Gott!«« sagte ich zu mir selbst, während ich mich entfernte, »»das ist seltsam: mir scheint, es ist das erste Mal, daß ich einem Menschen die Hand drücke!««

»Und ich schlug wieder den Weg nach meiner Mansarde ein.



XXII.

Der Selbstmord.

»Sobald ich mich nicht tödtete, hatte ich eine ganz andere Arbeit zu verrichten, als wenn ich mich getödtet hätte! Ich hatte vor Allem zu Mittag zu speisen, was unnöthig gewesen wäre, hätte ich bei meinem Plane beharrt; sodann hatte ich einen vollständigen Commissionärsanzug zu kaufen; endlich hatte ich mir ein *Subject* zu verschaffen, wie man mit dem Amphitheaterausdruck sagt, ein Subject, das ich für mich ausgeben könnte . . . Tödtete ich mich nicht, so sollte man mich wenigstens für todt halten.

Ich hatte ein wenig Medicin studirt, und Anatomie in mehreren Hospitälern getrieben. Ich kannte die Amphitheaterdiener. Das Ganze war, daß ich mir einen jungen Mann ungefähr von meinem Alter verschaffte, ihn in mein Bett legte und durch einen Pistolenschuß entstellte; hier bot sich aber eine ernste Schwierigkeit: der Todtenarzt bemerkte leicht, der Pistolenschuß sei auf einen Leichnam gefeuert worden. — Ich ging nach dem Hotel-Dieu; ich hatte dem Amphitheaterdiener einen großen Dienst geleistet, indem ich seinen Bruder von der Conscription frei gemacht; dieser Mensch hätte sein Leben für mich gegeben; der Bruder war Fiacrekutscher, und er hegte auch eine tiefe Dankbarkeit für mich. Ich ließ den Amphitheaterdiener rufen.

»»Louis,«« sagte ich zu ihm, »»geschieht es selten, daß man hierher Leute bringt, die sich erschossen haben?««

»»Ei! Herr Conrad,«« erwiederte er, »»drei bis vier im Monat, nicht mehr.««

»»Es mag kosten, was es will, hörst Du wohl, Louis? ich muß den Ersten haben, der hereinkommt.««

»»Es mag kosten, was es will, Sie sollen ihn haben, Herr, und müßte ich darüber meinen Platz verlieren!««

»»Ich danke Dir, Louis.««

»»Und wo brauchen Sie ihn.««

»»Bei mir, im Faubourg Poissonnière 27, im vierten Stocke.««

»»Ich werde mich hierüber mit meinem Bruder verständigen.««

»»Ich kann auf Dich zählen, Louis?««

»»Da ich es Ihnen sage,«« erwiederte er, die Achseln zuckend. »»Nun, wenn es Nacht geworden ist, gehen Sie nicht mehr aus.««

»»Seien Sie unbesorgt, von diesem Abend an bleibe ich zu Hause.««

»Ich befürchtete, meine dreißig Franken dürften mich nicht weit führen. Ich wäre vielleicht Hungers gestorben, ehe es einem Unglücklichen einfiel, sich zu erschießen.

»Nach Hause zurückkehrend, trat ich bei einem Trödler ein, und ich fand eine Hose, eine Jacke und eine Weste von Sammt für fünfzehn Franken; ich kaufte diese Kleidungsstücke, ließ ein Päckchen daraus machen, und nahm es unter meinem Arme mit. Jagdschuhe und eine alte Jagdmütze sollten das Costume vervollständigen. Es blieben fünfzehn Franken; verzehrte ich sie vernünftig, so konnte ich fünf bis sechs Tage davon leben . . . Alles war indessen für den entscheidenden Augenblick bereit: der Brief, der meinen Tod verkündigte, war geschrieben und unterzeichnet.

»In der Nacht des dritten oder vierten Tags gab man das verabredete Signal, indem man einen Stein in mein Fenster warf, das auf die Straße ging. Ich eilte hinab und öffnete die Thüre: ein Fiacre hielt vor dem Hause; in diesem Fiacre war ein Leichnam, Louis und ich brachten ihn in mein Zimmer und legten ihn auf mein Bett; ich zog ihm eines von meinen Hemden an. Es war der Leichnam eines jungen Mannes; sein Gesicht war von einer so furchtbaren Wunde zerrissen, daß man seine Züge unmöglich erkennen konnte. Der Zufall, dieser erschreckliche Bundesgenos, hatte mich vortrefflich bedient.

»Ich zog den Pfropf aus einem der Läuse meiner Pistole, ich brannte ihn aus, damit er das Ansehen bekäme, als hätte er gefeuert, und gab die Pistole dem Todten in die Hand. In den Zeilen, die ich hinterließ, war ich besorgt gewesen, zu sagen, die Pistole gehöre Lepage: Lepage sollte die Identität des Leichnams constatiren helfen durch die Erklärung, Herr Conrad von Valgeneuse habe die Waffe ein paar Tage vorher von ihm entlehnt.

»Ich ließ meine Kleider auf einem Stuhle, da ich so vorsichtig gewesen war, mich auszukleiden, ehe ich mich erschossen; alsdann, nachdem ich mein Commissionärs-Costume angezogen und die Thüre doppelt geschlossen hatte, ging ich mit Louis hinab . . . Ich ließ den Schlüssel mitten aus die Straße fallen, als ob ich ihn, nachdem ich mich eingeschlossen, zum Fenster hinausgeworfen hätte; die durch den Stein von Louis zerbrochene Scheibe sollte dazu dienen, diesen Glauben zu vervollständigen. Ich hatte einen Schlüssel von der Hausthüre: wir gingen hinaus, ohne vom Concierge gesehen oder gehört worden zu sein. . . Am andern Morgen um neun Uhr erschien ich aus der Polizei mit meinen zwei Bürgen Louis und seinem Bruder, und man übergab mir meine Medaille unter dem Namen Salvator . . . Seit diesem Tage, mein lieber Vetter, treibe ich das Gewerbe eines Commissionärs, an der Ecke der Rue aux Fers, bei der Schenke zur Goldenen Muschel.«

»Ich mache Ihnen mein Compliment hierzu, mein Herr,« erwiderte Lorédan; »doch ich sehe in alle dem weder die Auskunft, die Sie mir über das Testament des Marquis geben sollten, noch wie Sie mir die fünfhundert Franken wieder erstatten werden, die ich sehr unnöthig Herrn Jackal gegeben habe, um Sie beerdigen zu lassen.«

»Warten Sie doch, mein lieber Vetter,« fuhr Salvator fort. »Was Teufels! Sie halten mich nicht für verrückt genug, um Ihnen nur so das Geheimniß meiner Existenz preiszugeben, wenn ich Ihrer Discretion nicht sicher war.«

»Es scheint also, Sie gedenken mich bis zum Tage des jüngsten Gerichts zu bewachen oder von Ihren Leuten bewachen zu lassen?«

»Ah! Herr Graf, Sie irren sich ganz und gar, und dies ist nicht meine Absicht. Morgen früh um fünf Uhr werden Sie frei sein.«

»Und Sie wissen, was ich schon Ihren Begleitern gesagt habe: eine Stunde, nachdem ich wieder in Freiheit gesetzt wäre, würden Sie angezeigt und verhaftet.«

»Ja, das hätte sogar beinahe eine schlimme Wendung für Sie genommen! Wäre ich nicht auf der Thürschwelle gewesen, so liefen Sie Gefahr, nie mehr einen Menschen anzuzeigen und verhaften zu lassen; was übrigens ein ziemlich schlechtes Handwerk ist, mein lieber Vetter. Ich stehe Ihnen auch zum Voraus dafür, Sie werden überlegen, und haben Sie überlegt, nun wohl, so werden Sie diesen armen Salvator in Ruhe lassen an seinem Weichsteine der Rue aux Fers, damit er Sie in Ihrem Hotel der Rue du Bac in Ruhe läßt.«

»Kann man, da Sie jetzt im Zuge sind, vertrauliche Geständnisse zu machen, erfahren, welches Mittel Sie hätten, mich dort zu beunruhigen?«

»Ich will Ihnen das erzählen. Da es das Interessanteste meiner Erzählung ist, so habe ich es auf das Ende aufbewahrt.«

»Ich höre Sie.«

»Oh! diesmal bin ich Ihrer Aufmerksamkeit sicher! Fangen wir mit einer Moral an: ich habe immer bemerkt, mein lieber Vetter, es bringe Glück, das Gute zu thun.«

»Sie wollen sagen, mit einer Trivialität?«

»Trivialität, Moral, Sie werden das sogleich schätzen . . . Gestern nun, mein lieber Vetter, faßte ich den Entschluß, das Gute zu thun, und Ihnen Mina zu entführen, was ich zu meiner großen Freude glücklich vollbracht habe.«

Ein Lächeln unversöhnlichen Hasses und tiefer Rache trat aus die Lippen von Valgeneuse.

»Gestern nun,« fuhr Salvator fort, »als ich auf die Post ging, um die Pferde zu bestellen, mit denen die zwei lieben Kinder abgereist sind, kam ich am Hotel der öffentlichen Verkäufe, ich glaube in der Rue des Jeuneurs, vorüber; man lud im Hofe die Meubles, welche im Aufstreiche verkauft werden sollten. . . «

»Aber was des Teufels erzählen Sie mir denn da, Herr Salvator,« sagte Lorédan, »und welches Interesse soll ich an den Meubles nehmen, die man in der Rue des Jeuneurs ablud?«

»Hätten Sie nur die Geduld, eine halbe Minute zu warten, mein lieber Vetter, so würden Sie mir nicht etwas Unfreundliches gesagt haben, und Sie hätten, dessen bin ich sicher, einen Anfang von Interesse entstehen gefühlt.«

»Weiter also!« rief Lorédan, indem er nachlässig sein rechtes Bein über seinem linken Beine kreuzte.

»Nun wohl, eines von diesen Meubles machte, daß ich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. . . . Errathen Sie, was ich mitten unter all dem Trödel erkannt hatte?«

»Wie Teufels soll ich das errathen?«

»Sie haben Recht, das ist unmöglich . . . Nun wohl, ich erkannte den kleinen Schrank von Rosenholz, der meinem Vater gehört hatte, und den mein Vater so sehr liebte, weil er ihn von seiner Mutter hatte, welche ihn, wie ich Ihnen gesagt zu haben glaube, von ihrer Großmutter bekommen.«

»Ah! ich wünsche Ihnen Glück! Ich sehe die Sache von hier aus: Sie haben um fünfzig Franken den kleinen Schrank von Rosenholz gekauft, und zu dieser Stunde bildet er die Zierde des Salon von Herrn Salvator.«

»Um sechzig, mein lieber Vetter; ich habe ihn um sechzig gekauft; und, offenherzig gesprochen, er war es wohl werth!«

»Wegen der Erinnerungen, die er bei Ihnen zurückrief?«

»Einmal . . . sodann wegen der Papiere, die er enthielt.«

»Ah! er enthielt Papiere?«

»Ja, und zwar sehr kostbare!«

»Und diese Papiere waren sorgfältig vor den verschiedenen Liebhabern, durch deren Hände der kleine Schrank gegangen, aufbewahrt worden? . . . Wahrhaftig, mein lieber Salvator, der Himmel thut Wunder für Sie!«

»Ja, mein Herr,« sprach Salvator ernst, »und ich danke dem Himmel in aller Demuth.«

Alsdann seinen gewöhnlichen Ton wieder annehmend:

»Obschon das Wunder weniger groß ist, als es von Anfang scheint: wie Sie selbst beurtheilen werden.«

»Ich höre.«

»Ich sehe es wohl. . . Ich trug also das Meuble nach Hause.«

»Sie trugen es?«

»Oh! mein Gott, ja, auf meiner Hake . . . bin ich nicht Commissionär?« sagte Salvator mit einem Lächeln.

»Das ist wahr,« erwiderte Lorédan, indem er sich auf die Lippen biß.

»Nun wohl, sobald der Schrank bei mir war, — dieser Schrank, den ich sosehr liebte! — Sie begreifen, da erfaßte mich die Lust, ihn in seinen Einzelheiten zu untersuchen. Ich öffnete die Schubladen eine nach der andern, ich ließ alle Schlösser spielen, sondirte alle Tiefen; während ich nun diese letzte Arbeit vornahm, bemerkte ich, daß die mittlere Schublade, diejenige, welche als Kasse diente, einen doppelten Boden hatte.«

Die Augen von Lorédan waren auf Salvator wie zwei Karfunkel geheftet.

»Nicht wahr, das ist interessant?« fuhr Salvator fort. »Nun, ich will Sie nicht schmachten lassen. Dieser doppelte Boden war verborgen: ich errieth das Geheimniß und öffnete ihn.«

»Und was war darin?«

»Ein Papier, ein einziges.«

»Und dieses Papier war?«

»Das, welches wir so lange gesucht haben, mein lieber Vetter!«

»Das Testament?« rief Lorédan.

»Das Testament!«

»Das Testament des Marquis?«

»Das Testament des Marquis, welches seinem Pathen Conrad die Gesamtheit seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens unter der Bedingung vermacht, daß er den Titel, den Namen und das Wappen des Hauptes der Familie der Valgeneuse annimmt.«

»Hier ist es, mein Vetter,« sagte Salvator, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog.

Durch eine unwillkürliche Bewegung streckte Lorédan rasch die Hand aus, um es zu nehmen.

»Oh! nein, mein lieber Vetter,« sprach Salvator, das Papier wieder an sich ziehend. »Diese Urkunde, Sie begreifen wohl, muß in den Händen von demjenigen bleiben, welchen sie interessirt: doch ich weigere mich nicht, Ihnen dieselbe vorzulesen: im Gegentheile.«

Und Salvator begann:

»Dieses ist das Duplicat von meinem eigenhändig von mir geschriebenen Testamente, dessen zweite Abschrift in den Händen von Herrn Pierre Nicolas Baratteau, Notar, Rue de Varennes in Paris, deponirt werden wird; jede von den Copien ist von meiner Hand geschrieben und hat Originalwerth.

»Am 11. Juli 1821.

»Unterz.: Marquis von Valgeneuse.«

»Soll ich Ihnen das Uebrige auch vorlesen?« fragte Salvator.

»Nein, mein Herr, das ist unnöthig,« antwortete Lorédan.

»Oh! das Uebrige kennen Sie, nicht wahr, mein Vetter? Nun möchte ich gern, aus einfacher Neugierde, wissen, welchen Preis Sie für diese Kenntniß Herrn Baratteau bezahlt haben?«

»Mein Herr!« rief der Graf, indem er mit einer Miene der Drohung aufstand.

»Ich komme also auf das zurück, was ich sagte, mein Vetter,« fuhr Salvator fort, ohne daß er die Bewegung von Herrn von Valgeneuse zu bemerken schien, »nämlich ich habe wahrgenommen, es bringe Glück, das Gute zu thun, wie es auch, könnte ich beifügen, Unglück bringt, das Böse zu thun.«

»Mein Herr!« wiederholte Lorédan.

»Denn,« fuhr Salvator mit derselben Ruhe fort, »hätten Sie nicht, Mina entführend, das Böse gethan, so hätte ich nicht die Idee gehabt, sie rettend das Gute zu thun; ich hätte also keine Postpferde gebraucht, ich wäre nicht durch die Rue des Jeuneurs gekommen, ich hätte nicht den kleinen Schrank erkannt, ich hätte ihn nicht gekauft, ich hätte das Geheimfach nicht entdeckt, und endlich nicht in diesem Geheimfache das Testament gesunden, das mir Ihnen zu sagen erlaubt: Mein lieber Vetter, Sie sind vollkommen frei: nur bemerke ich Ihnen zum Voraus, daß ich beim ersten Anlasse zur Klage, den Sie mir geben, mein Testament geltend mache, das heißt, daß ich Sie, — Ihren Vater, Sie, Ihre Schwester, — völlig zu Grunde richte, während im Gegentheile, wenn Sie die armen Kinder ihren Weg fortsetzen und im Auslande glücklich sein lassen, nun wohl, aber. . . es entspricht meinen Combinationen, noch ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre vielleicht Commissionär zu sein, und Sie begreifen, so lange ich Commissionär bin, brauche ich kein Einkommen von zweimal hunderttausend Livres, da ich täglich fünf bis sechs Franken verdiene, Frieden also oder Krieg, nach Ihrer Wahl, mein Vetter: ich schlage Ihnen den ersten vor, verweigere Ihnen aber den zweiten nicht. Dabei wiederhole ich Ihnen, Sie sind frei: nur würde ich, an Ihrer Stelle, die Gastfreundschaft annehmen, die mir geboten ist, und hier die Nacht im Nachdenken zubringen. Die Nacht bringt Rath!«

Und auf diese gute, Ermahnung entfernte sich Salvator von seinem Vetter, und er ging mit Jean Taureau und Toussaint-Louverture weg, indem er die Thüre halb offen ließ, damit Herr von Valgeneuse sehen könnte, er habe jede Freiheit zu bleiben oder auch zu gehen.

XXIII.

Eine neue Person.

Sehen wir nun, was in der Rue d'Ulm Nr. 50, ein paar Tage nach den Ereignissen, die wir so eben erzählt haben, vorging.

Haben unsere Leser auch nur mit einiger Aufmerksamkeit die vielfachen Scenen dieses Drama's verfolgt, und sind sie mit einigem Gedächtniß begabt, so erinnern sie sich ohne Zweifel, daß die Zauberin die Rue Triperet verlassen hatte, um die von Petrus entdeckte, meublirte und decorirte Wohnung in der Rue d'Ulm Nr. 10 in Besitz zu nehmen: sie erinnern sich auch, daß mit der Brocante natürlich Rose-de-Noël, Babolin, die Krähe und zehn bis zwölf Hunde ausgezogen waren.

Das Zimmer, das nun die alte Zigeunerin in der Rue d'Ulm inne hatte, halb ein Museum von Curiositäten, halb ein Winkel der Schwarzkunst, bot, wie gesagt, den erstaunten Augen der Besuchenden unter anderen fantastischen Gegenständen einen Thurm, der als Aufenthaltsort oder Nest der Krähe diente, und verschiedene Tonnen, welche einfach als Nischen den Hunden dienten.

Unsere Absicht beim Schreiben dieses Buches, — man verzeihe uns die kurze Abschweifung, zu der wir uns hinreißen lassen, — ist nicht allein, wie man es durch die Materie sieht, die wir in diesem Augenblicke absorbiren, den Leser mit uns alle Etagen der Gesellschaft erklettern und herabsteigen zu machen, von Papst Gregor XVI., mit dem wir es sogleich werden zu thun haben, bis aus den Gassenwühler Croc-en-Jambe, und von König Karl X, bis zum Katzentödter, sondern auch zuweilen Excursionen in die den Thieren vorbehaltenen unteren Welten zu machen.

So konnten wir schon den Verstand der Krähe Phares und den Instinct des Hundes Brasil schätzen, dergestalt, daß, wenn die eine in Betracht des geringen Antheils, welchen sie an den von uns erzählten Ereignissen genommen, uns beinahe gleichgültig geblieben ist, der andere sich, im Gegentheile, wir sind dessen sicher, unter seinem doppelten Namen Brasil und Roland, alle Sympathien des Lesers erworben hat.

Es ist nichts Erstaunliches dabei, daß, nachdem wir einen ersten Schritt unter den Demüthigen der Schöpfung, unter unseren untergeordneten Brüdern, wie sie Michelet nennt, gemacht haben, einen zweiten machen, indem wir um eine neue Cirkeldrehung den schon Ungeheuern Kreis erweitern, in welchem wir agiren.

Was wollen Sie, liebe Leser! es ist mir, zur Verzweiflung der Theaterdirectionen und der Chefs der Buchhandlungen, und vielleicht auch zu Ihrem Verdrusse, die Mission gegeben worden, Dramen in fünfzehn Tableaur und Romane in fünfzig Bänden zu machen! Das ist nicht meine Schuld: es ist die meines Temperaments, dessen Tochter meine Einbildungskraft nun ist.

Wir sind also zu dieser Stunde mitten unter den Hunden der Brocante, und wir bitten Sie um

Erlaubnis, Sie mit einem von diesen Thieren Bekanntschaft machen zu lassen.

Einer von den beliebtesten Hunden unserer Hexe, — die Hexen haben einen bizarren Geschmack: sind sie Hexen, weil sie diesen Geschmack haben? oder haben sie diesen Geschmack, weil sie Hexen sind? wir wissen es nicht und überlassen es Stärkeren als wir, diese wichtige Frage zu entscheiden; — einer von den beliebtesten Hunden unserer Hexe, sagen wir, war ein kleiner schwarzer Pudel von der gemeinsten Gattung, Wir beurtheilen dies, wohlverstanden, aus dem stolzen Gesichtspunkte des Menschen: aus dem Gesichtspunkte der Natur gibt es keine gemeine Gattung.

Factisch ist, daß für einen Menschen, — wir wissen nicht, was er für die Natur gewesen sein mag, — factisch ist, daß dieser Hund von einer wahrhaft außerordentlichen Häßlichkeit war: klein, untersetzt, schmutzig in physischer, knurrig, streitsüchtig, anmaßend in moralischer Hinsicht, faßte er in sich allein alle Laster eines alten Junggesellen zusammen, und deßhalb ohne Zweifel war er bei seinen Kameraden allgemein verhaßt.

Aus dieser allgemeinen Abneigung war erfolgt: daß die Brocante, seine Gebieterin, mit einer ganz weibischen Halstarrigkeit sich ihm mit einer mütterlichen Zärtlichkeit angeschlossen hatte, und seitdem hatte diese Zuneigung allmählig im umgekehrten Sinne der Feindschaft zugenommen, welche seine Gefährten gegen ihn hegten und ihm öffentlich bezeugten.

So kam sie zu allerlei Aufmerksamkeiten gegen ihn, bis sie ihn besonders und in einem getrennten Cabinet bedienen ließ, um ihn nicht vor Erschöpfung sterben zu sehen; so sehr sagten ihm die anderen Hunde hundert unfreundliche Dinge und ließen ihn tausend *Geheuer* erdulden während der feierlichen Stunden der Mahle.

Nicht wahr, liebe Leser, Sie wissen, was der Stolz bei den Menschen vermag? Gut, sehen Sie, was er bei den Thieren vermag?

Dieser schwarze Hund, dieser schmutzige Pudel, kurz dieser Babylas, der — immer aus unserem Gesichtspunkte, — von einer beleidigenden Häßlichkeit war, bildete sich, als er sich geschmeichelt, geliebkost, gehätschelt, besonders bedient sah, am Ende ein, er sei der schönste, der zierlichste, der geistreichste, der liebenswürdigste, der verführerischste der Hunde. Und war einmal dieser Gedanke in seinen Geist eingedrungen, so fing er natürlich, wie es ein Mensch in einer solchen Lage gethan hätte, an, seines Gleichen zu verspotten, sie schamlos zu reizen, indem er den Einen am Schweif zog, den Andern ins Ohr biß, Jeden verhöhnnte, sicher, wie er war, der Straflosigkeit, sich aufblähte, den Kopf hoch trug, das Rad schlug, sich endlich ein so gewichtiges Ansehen gab, daß alle seine Kameraden vor Verachtung lächelten, vor Mitleiden die Achseln zuckten, und unter sich sagten:

»Welche Anmaßung!«

Ich glaube, liebe Leser, Sie thun mir die Ehre an, eine Frage an mich zu richten,

»Schön und gut, Herr Romandichter! Verdolmetschen, übersetzen, foltern Sie die Worte und die Geberden der Menschen; doch wahrhaftig, es ist zu stark, daß Sie uns wollen glauben

machen, die Hunde sprechen, zucken die Achseln, lächeln!«

Was das Lächeln betrifft, ich habe eine mir befreundete Hündin, ein weißes Windspiel, der höchsten Aristokratie der Windhunde angehörend, das lächelt, so oft es mich sieht, und zeigt mir seine feinen weißen Zähne; so daß ich glauben würde, es ärgere sich, gäbe, mir nicht sein übriger Körper alle Arten von Merkmalen der Freude. Das Windspiel heißt Gisella.

Für mich lächeln also die Hunde, da mir meine liebe Gisella zulächelt, so oft sie mich sieht.

Was das Achselzucken betrifft, so behaupte ich nicht, die Hunde zucken die Achseln ganz auf dieselbe Art wie die Menschen; mein Ausdruck ist sogar ungeeignet; sie zucken nicht die Achseln, sie schütteln sie, hätte ich sagen müssen. Haben Sie nicht sehr oft bemerkt, daß der Hund, der mit einem andern Hunde Bekanntschaft macht, — und Sie wissen, auf welche naive Art die Hunde Bekanntschaft machen — haben Sie nicht bemerkt, daß der in seiner Hoffnung getäuschte Hund, findet er, wie der Capitän Pamphile, dessen pittoreske Geschichte ich vor bald zwanzig Jahren geschrieben habe, eine männliche Negerin, wo er eine weibliche Negerin zu finden erwartet, verächtlich die Schultern schüttelt und geht? Das ist unbestreitbar; Sie werden es auch nicht bestreiten, liebe Leser.

Kommen wir nun zur Sprache.

Die Hunde sprechen nicht! Hoffärtige Menschen, die Ihr glaubt, Ihr habet von der Vorsehung allein die Fähigkeit erhalten, Euch Eure Gedanken mitzutheilen! weil Ihr Englisch, Französisch, Deutsch, Chinesisch sprecht, und nicht *Hundisch* sprecht, sagt Ihr ruhig: »Die Hunde sprechen nicht!«

Irrthum! — die Hunde sprechen ihre Sprache, wie Ihr die Cure sprecht! Mehr noch: Ihr versteht nicht, was sie Euch sagen, hoffärtige Menschen! und sie, die Demüthigen, die sich daraus nichts einbilden, verstellen, was Ihr ihnen sagt. Fragt den Jäger, ob sein Hund nicht spreche, wenn er ihn hat träumen, einen Hasen jagen, Streit ansingen, sich im Traume raufen hören? Was wacht denn so in diesem Hunde, der schläft? Ist es nicht eine Seele, eine Seele minder vollkommen, doch sicherlich naiver, als die unsere?

Die Hunde sprechen nicht! . . . Sagt das doch Eurem dreijährigen Kinde, das sich aus der Wiese mit dem großen, drei Monate alten Neufundländer wälzt. Das junge Kind und der junge Hund spielen wie zwei Brüder, und horchen aus die unartikulirten Töne, die sie mitten unter ihren Spielen und ihren Liebkosungen austauschen.

Ei! mein Gott, das Thier versucht ganz einfach die Sprache des Kindes zu sprechen, und das Kind die Sprache des Thieres. Sicherlich, welche Sprache sie auch sprechen mögen, verstehen sie sich, und sie sagen sich vielleicht in dieser unbegriffenen Sprache mehr Wahrheiten über Gott und über die Natur, als je Plato und Bossuet gesagt haben.

Die Hunde sprechen also, das ist kein Zweifel in unseren Augen, und sie haben den großen Vorzug vor uns: daß sie, *Hundisch* sprechend, das Französische, das Deutsche, das Spanische, das Chinesische, das Italienische verstehen, während wir, Italienisch, Chinesisch, Spanisch,

Deutsch oder Französisch sprechend, den Hund nicht verstehen.

Kommen wir auf die unglücklichen Thiere der Brocante und auf die Lage zurück, die ihnen durch die lächerlichen Anmaßungen von Babylas bereitet wurde.

Die Zeugnisse der Verachtung, welche Babylas bei jeder Gelegenheit von seinen Kameraden empfing, machten diesen das Leben nicht besser: weit entfernt.

Die Brocante, welche in ihrer Eigenschaft als Zauberin alle Sprachen sprach; die Brocante trat bei dem geringsten groben Worte, das sie hörte, je nach der Schwere des Wortes, entweder mit ihrer Geißel oder mit ihrem Besenstiele dazwischen. — Die Geißel, das war das Stäbchen der Fee! der Besenstiel, das war der Dreizack des Neptuns! — Die Brocante wußte sicherlich nicht, was: Quos ego! besagen wollte, doch die Hunde übersetzten auf der Stelle die Drohung in: *Canailenvolk!* Und Jeder kehrte ganz zitternd in seine Nische zurück, und wagte erst nach einem Moment das Ende seiner Nase und den Winkel seines Auges durch die Oeffnung der Tonne hervor.

Allerdings winselte der Windhund, brummte der Pudel, knurrte der Bulldogg; doch der Lärm eines auf den Boden stampfenden ungeduldigen Fußes und die furchtbaren mächtig ausgesprochenen Worte: »Wird man endlich schweigen?« genügten, um der ganzen Hunderversammlung vollständiges Stillschweigen aufzuerlegen. Und alle schwiegen, in ihre respectiven Tonnen zurückgezogen, während sich der gemeine Babylas mitten in der Stube breit machte, und zuweilen die Unverschämtheit so weit trieb, daß er die Tonnen in Augenschein nahm, um zu sehen, ob jeder Hund in seinem Gefängnisse sei.

Diese Manöver von Babylas, welche von Tag zu Tage herausfordernder wurden, waren am Ende, wie man wohl begreift, unerträglich für die ganze Hunderepublik, und sie beschloß zwei oder dreimal, die Abwesenheit von Brocante zu benützen, um Meister Babylas eine gute Lection zu geben; doch immer erschien durch einen von den Glücksfällen, wie sie nur den Tyrannen oder den Gecken begegnen, gerade in dem Augenblicke, wo die Verschwörung losbrechen sollte, die Brocante gleich dem alten Deus ex machina plötzlich mit ihrem Besen oder ihrer Schulgeißel in der Hand und führte bis zu ihren Nischen die unglücklichen Verschwörer zurück.

Was thun bei dieser, traurigen Conjunctur, und wie sich der despotischen Gewalt entziehen, ist diese Gewalt mit einem Besen und einer Geißel bewaffnet?

Die Bande überlegte. Ein Windhund schlug vor, auszuwandern, den heimathlichen Boden zu verlassen, das Vaterland zu fliehen, kurz eine gastfreundlichere Erde zu suchen; ein Bulldogg erbot sich, Alles unter seine Verantwortlichkeit zu nehmen und Babylas zu erwürgen; doch man muß es sagen, dieser Hundsmord widerstrebte dem ganzen Truppe,

»Vermeiden wir das Blutvergießen!« sprach ein wegen seiner Sitten-Milde bekannter Pudel.

Und er wurde unterstützt durch einen alten spanischen Wachtelhund, der immer seiner Meinung und dergestalt mit ihm verbunden war, daß meistens eine Nische für Beide diente.

Kurz, alle gewaltsamen Mittel mißfielen diesen redlichen Hunden, und man beschloß, gegen Babylas keine andere Verschwörung anzuzetteln, als die der Verachtung. Man setzte ihn auf den Index, wie man in den Collegien von Rom sagt, in Quarantäne, wie man in den französischen Collegien sagt; man ließ ihn beiseit, man sprach nicht mehr mit ihm, man machte sogar Miene, als sähe man ihn nicht, wenn man an ihm vorüberkam, — wie dies so poetisch in der Oper: die *Favorite* gesagt ist:

Il resta seul avec son déshonneur![Er blieb allein mit seiner Schande.]

Was that Babylas? Statt zu bereuen, er, der die Brocante in ihrer unvernünftigen Zuneigung verblendete, statt die Warnung zu benutzen, kam auf den Einfall, seine Kameraden aufs Schönste zu mystificiren; er schleuderte ihnen tausendmal am Tage von fern beleidigendes Gebell zu, er störte unbarmherzig ihren Schlaf in der Nacht; mit einem Worte, der Unterstützung seiner Gebieterin sicher, machte er ihnen das Leben unerträglich.

War es warm und die Brocante öffnete das Fenster, um der Gesellschaft Luft zu geben, so kläffte Babylas auf der Stelle kläglich und schnatterte an allen Gliedern, als herrschte eine Kälte von fünfundzwanzig Grad. War dagegen das Fenster geschlossen und es regnete, es schneite, es waren fünfundzwanzig Grad Kälte, so beklagte sich Babylas über die Wärme; der Ofen belästigte ihn: er hob die Pfote vor dem Thürchen auf und suchte, so viel in seiner Macht lag, das Feuer auszulöschen; an diesen Zeichen erkannte die Brocante, es sei zu heiß, und eine Gehirncongestion für ihren Liebling befürchtend, löschte sie den Ofen aus und öffnete das Fenster, wenn sie auch die anderen Hunde unter einer Temperatur der von Moskau gleich schnattern sah.

Kurz, dieser elende Babylas war der böse Dämon des Hauses geworden! Er war Niemand nützlich, er war Jedem unangenehm, gegen Jedermann unfreundlich und dennoch — erkläre die Sache, wer kann — trotz dieser Bereinigung von Lastern, vielleicht wegen derselben von der Brocante angebetet,

Obschon der Frühling von 1827 kein wärmerer Frühling war als der von 1855, hatte Babylas, sei es aus Bosheit, sei es aus Bedürfniß, sei es aus irgend einem anderen Grunde, zwanzigmal das Fenster öffnen lassen. Die Nase an dieses Fenster haltend — man erinnert sich, daß es das Fenster eines Erdgeschosses war, — bemerkte Babylas von fern eine junge Hündin mit schwarzen Augen, mit fahlblonden Haaren, mit Zähnen weiß wie Perlen, mit Lippen rosenfarbig wie Korallen: man weiß, daß es zwei Sorten von Korallen gibt, die rothe Koralle und die rosenfarbige Koralle, und daß von beiden die rosenfarbige Koralle die kostbarere ist.

Die Eleganz des Ganges dieses Thieres, dessen Hundszehe noch die Lilie marquirte, das Feuer seiner Augen, die Geschmeidigkeit seiner Taille, die Kleinheit seiner Pfote, die ganze Anmuth seiner Person machten Babylas schauern und er rief in seiner Sprache:

»Oh! das reizende Thier!«

Bei diesem Rufe, — wie, wenn ein am Fenster stehender Raucher ausruft: »Ah! die reizende Frau!« alle Männer des Clubbs, Whistspieler, Zeitungsleser, Kaffeetrinker, Liqueurschlürser,

Eisesser um die Wette herbeilaufen; bei diesem Rufe, sagen wir, eilten alle Hunde, ob sie saßen, standen, in ihren Nischen lagen, sich die Pfoten leckten oder etwas Anderes trieben, hinzu, um mit Babylas diesen Anblick zu genießen; dieser aber drehte sich um, zeigte die Zähne, knurrte, und alle Hunde, der Bullenbeißer und der Neufundländer mitbegriffen, welche Babylas mit dem Druck eines Zahnes umgebracht hätten, kehrten zu ihrer Beschäftigung zurück.

Zufrieden mit diesem Gehorsam seiner Gefährten, — der ihnen allerdings durch ihren Instinct geboten war, welcher ihnen sagte, die Brocante sei im anstoßenden Zimmer, — richtete Babylas seinen Blick wieder nach der Straße.

Genöthigt, diesen Feuerblick auszuhalten, schlug die Hündin die Augen schüchtern nieder und ging weiter, ohne den Kopf umzudrehen.

»Ehrbar und schön!« rief in seiner Sprache der begeisterte Pudel.

»Vernünftig und schön!« ruft Hamlet, da er Ophelia sieht; was beweist, daß unter gleichen Umständen ein gleicher Eindruck aus den Menschen und das Thier, aus den Fürsten und aus den Hund hervorgebracht wird.

Und er neigte sich aus dem Fenster, dergestalt, daß seine Gefährten einen Augenblick hoffen konnten, in seiner Begeisterung die Gesetze der Schwere schlecht berechnend, werde Babylas seinen Kopf das Uebergewicht über seinen Hintern erlangen sehen und sich den Schädel aus dem Pflaster zerschmettern.

Dem war nicht so: Babylas folgte mit den Augen dem reizenden Thiere bis an die Ecke der Rue de la Vieille - Estrapade, wo es verschwand, wie ein Schatten, ohne ihm nur zu sagen, es werde wiederkommen.

»Wie schön ist sie!« bellte Babylas, das Herz erfüllt von der unaussprechlichen Wonne einer entstehenden Leidenschaft, einer erblühenden Liebe.

Statt zu seufzen über die unbarmherzige Einsamkeit, zu der ihn seine beleidigten Brüder verurtheilt hatten, wünschte sich von diesem Augenblicke an Babylas innerlich Glück zu den Stunden der Träumerei, die ihm diese Abgeschiedenheit ließ.

Wie Diogenes, in sein Faß zurückkehrend, warf er geringschätzend seine Verachtung aus die übrige Welt: und wenn wir, die wir in unserer Eigenschaft als Romandichter alle Sprachen verstehen, selbst die der Thiere, seine eigenen Worte nicht berichten, so geschieht dies, weil wir befürchten würden, man könnte sich in unsern Absichten täuschen und in dem Aussalle von Babylas nur eine Satyre und Bitterkeit gegen die Gesellschaft sehen.

Wir werden nicht weiter die Gemüthsbewegungen jeder Art analysiren, die das Innere unseres Helden erfüllten, — seit der Stunde, wo er den elektrischen Schlag empfangen hatte, bis zur Stunde des Schlafengehens, wir wollen nur ein Wort von der Nacht sagen.

Es war zugleich für Babylas eine Nacht unbekannter Qualen und unerhörter Wonne; alle

Teufelchen, welche das buntscheckige Gewebe der Träume anzetteln, tanzten ihre fantastische Sarabande um das Haupt des armen Pudels; er sah, wie in den Gläsern der Zauberlaterne, die er in seiner Jugend in Gesellschaft mit einem Blinden gezeigt, die Schatten aller Hunde, welche geliebt hatten, und allen vierpfotigen Helenen und Stratonisten, welche wahnsinnige Leidenschaften erregt hatten, vorüberziehen; er drehte sich so oft und oft mal aus seiner Matratze von Roßhaar — die anderen hatten Stroh — um und um, daß die Brocante, plötzlich erwachend, glaubte, er sei wasserscheu oder epileptisch, und von ihrem Bette aus die zärtlichsten Worte an ihn richtete, um ihn zu trösten.

Die Morgenröthe erschien zum Glück Morgens gegen vier Uhr, hätte man noch die langen, düstern Winternächte gehabt, so wäre Babylas sicherlich an der Auszehrung gestorben.

XXIV.

Die Liebschaft von Babylas und Caramelle.

Den ersten Schimmer des Tages erblickend, sprang Babylas aus seiner Tonne. Wir müssen zugestehen, daß er gewöhnlich wenig Zeit aus seine Toilette verwendete; an diesem Tage verwandte er noch weniger daraus, und er stürzte nach dem Fenster.

Mit dem Tage war bei ihm die Hoffnung wiedergekehrt. Da sie gestern vorübergekommen, warum sollte sie heute nicht wiederkommen?

Das Fenster war geschlossen und mit Recht: es regnete in Strömen.

»Ich hoffe wohl, man wird das Fenster nicht öffnen,« sagte der Windhund, schon bei diesem Gedanken schauernd: »es ist ein Wetter, daß man keinen Menschen sollte vor die Thür gehen lassen!«

Wir Menschen sagen: ein Hund: die Hunde sagen: ein Mensch: und ich glaube, die Hunde haben Recht: denn bei schlechtem Wetter habe ich immer mehr Menschen als Hunde auswärts gesehen.

»Ah, das wäre zu stark!« sagte der Bullenbeißer dem Windhunde antwortend.

»Hm!« machten der Pudel und der spanische Wachtelhund, »das würde uns nicht wundern.«

Sie sprachen ein wenig mehr nach ihrem Behagen, weil ihre Haare ihnen einen Pelz bildeten.

»Läßt Babylas diesen Morgen das Fenster öffnen,« sprach der Neufundländer, »so erwürge ich ihn.«

»Nun wohl,« sagte eine alte sehr skeptische Dogge, »würde man es öffnen, ich wäre nicht erstaunt.«

»Tausend Donner!« knurrten gleichzeitig der Bullenbeißer und der Neufundländer, »man lasse sich das einfallen und wir wollen sehen.«

Ein weißer Pudel, der früher einige Partiern Domino mit Babylas gemacht hatte, und zu Gunsten des Andenkens, das dieser als ziemlich ehrlicher Spieler bei ihm hinterlassen, zuweilen seine Partei nahm, flehte auch diesmal das Mitleid seiner Kameraden an.

»Ich habe ihn die ganze Nacht klagen hören,« sagte er mit bewegter Stimme; »vielleicht hat er die Krankheit . . . Seien wir nicht unbarmherzig gegen Einen der Unseren: wir sind Hunde und keine Menschen.«

Diese Rede brachte eine ziemlich gute Wirkung auf die Versammlung hervor, und man

beschloß, auch noch zu ertragen, was man, wenn man es wohl bedachte, nicht verhindern konnte.

Die Brocante trat ein; sie sah ihren geliebten Babylas mit hängenden Lippen, gesenkten Ohren und blau umkreisten Augen.

»Was haben wir denn, mein Tutu?« fragte sie ihn mit ihrem zärtlichsten Tone, indem sie ihn küßte und an ihre Brust drückte.

Babylas stieß einen Seufzer aus, sprang aus den Armen der Hexe und richtete sich am Fenster auf.

»Ah! ja, Luft!« sagte die Brocante. »Wie comme il faut ist er! er kann die Luft nicht entbehren!«

Die Brocante, welche nicht nur Zauberin, sondern auch Beobachterin war, hatte in der That bemerkt, die armen Leute leben in einer Atmosphäre, in der die Aristokraten nicht zu leben vermöchten. Und das ist ein Glück für die armen Leute; denn könnten sie nicht leben, wo sie leben, so müßten sie hier sterben; sie sterben wohl bisweilen hier; dann findet aber der Arzt einen Namen für die Krankheit, die sie weggerafft hat, und, Dank sei es diesem griechischen oder lateinischen Namen, Niemand hat Gewissensbisse, nicht einmal der Salubritätsrath.

Glücklich, Babylas so coinme il faut zu sehen, obschon sie sich nie mit seiner Erziehung beschäftigt hatte, hütete sich die Brocante wohl, ihn warten zu lassen und öffnete sogleich das Fenster.

Da entstand in der Versammlung ein allgemeines Knurren, das sich bald zum Brüllen erhoben hätte, würde nicht die Brocante von dem Nagel, wo sie hing, die Strafpeitsche losgemacht und sie über den Häuptern derselben geschwungen haben.

Beim Anblicke dieses Geißelungswerkzeuges schwieg die Gesellschaft wie durch Zauber.

Babylas legte seine beiden Pfoten aus die Randleiste des Fensters und schaute nach rechts und nach links: doch Niemand, Menschen ausgenommen, wagte sich in die Rue d'Ulm, welche damals so wenig gepflastert war, als Paris zur Zeit von Philipp August, und besonders bei dem Regen, der an diesem Tage in Strömen fiel.

»Ach!« seufzte unser Verliebter, »ach! ach!«

Doch dieses Seufzen rührte den Geist der Gewässer nicht, und keine Hündin, nicht einmal ein Hund kam vorüber.

Es erschien die Stunde des Frühstücks: Babylas blieb am Fenster: es schlug die Stunde des Mittagmahls: Babylas blieb am Fenster: endlich die Stunde des Abendbrods so vergebens, als die des Frühstücks und des Mittagmahls.

Die Andern rieben sich die Pfoten vor Vergnügen: der Theil von Babylas fiel natürlich ihnen zu.

Es war sehr ernst, wie man sieht.

Babylas hatte sich geweigert, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen: die Brocante mochte ihn immerhin mit den zärtlichsten Namen rufen, ihm die klarste Milch, den glänzendsten Zucker, die goldensten Bretzeln bieten, er blieb bis zur finstern Nacht in der ermüdenden Stellung, die er bei Tagesanbruch angenommen hatte.

Die Nacht war längst gekommen; es schlug zehn Uhr in allen Kirchen, welche, zu erhaben, um zusammenzuschlagen, den Vortritt ohne Zweifel der ältesten ließen.

Diese zweite Nacht war noch bewegter als die erste: der Alp verließ nicht einen Augenblick den armen Babylas; schief er ein paar Augenblicke ein, so kläffte er schmerzlich während dieses kurzen Schlummers, daß man begriff, es wäre für ihn besser gewesen, wach zu bleiben.

Die Brocante blieb über sein Haupt geneigt, wie es eine Mutter für ihren Sohn gethan hätte, und sagte ihm jene süßen Worte, welche nur die Mütter allein zu finden wissen, um die Schmerzen ihrer Kinder einzuschläfern. Erst am Morgen hatte sie, aufs Aeüßerste besorgt, die Idee, ihm das große Spiel zu machen.

»Er ist verliebt!« rief sie bei der dritten Kartentour; »Babylas ist verliebt.«

Diesmal hatten die Karten Recht, wie Beranger sagt.

Babylas verließ seine Tonne, noch mehr entstellt durch diese zweite Nacht der Schlaflosigkeit, als durch die erste.

Man tunkte ihm in Milch ein Zwieback, das er mit den Zähnen aß, und er ließ sich das Fenster öffnen, wie am Tage vorher.

Obschon es am St. Metardustag geregnet hatte, — was vierzig Tage Regen versprach, — regnete es zufällig an diesem Tage nicht: so daß Babylas, als er die Strahlen der Morgensonne erblickte, wieder ein wenig von seiner natürlichen Heiterkeit annahm.

Das sollte in der That ein glücklicher Tag für Babylas sein: — zur selben Stunde, wie zwei Tage vorher, sah er die blonde Hündin seiner Träume vorübergehen! Es war wohl dieses aristokratische Pfötchen, das er wahrgenommen: es war dieselbe elegante Tournure, derselbe zugleich stolze und schüchterne Gang.

Der Puls von Babylas schlug zwanzig Schläge mehr in der Minute: er stieß einen Freudenschrei aus.

Bei diesem Schrei drehte die junge Hündin den um, nicht aus Coquetterie, sondern weil sie, so unschuldig sie war, ein zartes Herz besaß, und in diesem Schrei zugleich Liebe und Herzensangst erkannt hatte.

Sie sah Babylas wieder, den sie schon ein erstes Mal aus dem Augenwinkel erschaut hatte.

Was Babylas betrifft, der sie nur im Profil gesehen hatte, — es erfaßte ihn, als er sie von vorn sah, ein allgemeines Zittern. Babylas war sehr nervös geblieben: er hatte in seiner Jugend den Sanct-Veits-Tanz gehabt: er wurde, sagen wir, von einem allgemeinen Zittern erfaßt und fing an, kleine zärtliche, klagende Noten auszustoßen, wie sie die mit diesem Temperament begabten Personen hören lassen, wenn die Gemüthsbewegung ihre Kräfte übersteigt.

Als es diese Unruhe sah, die es vielleicht theilte, hatte das hübsche Thier eine Bewegung des Mitleids und machte ein paar Schritte gegen Babylas.

Einer unüberwindlichen Anziehungskraft nachgebend, war Babylas im Begriffe, sich zum Fenster hinauszustürzen, als die mit einer harten Stimme ausgesprochenen Worte hörbar wurden:

»Hier, Caramelle!«

Diese Worte waren offenbar die eines Herrn, denn, während sie einen Seitenblick auf Babylas warf, beeilte sich Caramelle, zu gehorchen.

Babylas hatte, wie gesagt, schon seinen Anlauf genommen, um aus dem Fenster zu springen; doch diese Stimme hielt ihn plötzlich auf. War das Gefühl, das ihn zurückhielt, die Furcht, Caramelle zu compromittiren? war es der etwas wenig ritterliche Instinkt der Selbsterhaltung? Das konnte man nie erfahren.

Gewiß ist, daß sich Babylas auf seine Hinterfüße setzte, mit seiner Pfote auf die Randleiste des Fensters schlug und ausrief:

»Caramelle! Caramelle! welch ein hübscher Name!«

Und er wiederholte in allen Tonarten:

»Caramelle! Caramelle! Caramelle!«

Vielleicht ist für unsere Leser der Name nicht so schön, als Babylas behauptete; doch er war so passend für den Balg von derjenigen, welche ihn trug, daß Babylas, der die Farbe liebte, auch den Namen lieben mußte.

Streng von seinem Herrn zurückgerufen, kam Caramelle mit gesenktem Kopfe zu diesem, nachdem er, wie gesagt, Babylas einen Blick voll tiefer Zärtlichkeit zugeworfen hatte.

Der Zustand, in dem Babylas die zwei Tage und die zwei Nächte vorher zugebracht, war ein so verzweifelter, daß ihm dieser Blick von Caramelle ganz einfach ein Strahl des Paradieses dünkte.

Dergestalt, daß, nachdem er Caramelle — welche, wie zwei Tage vorher, an der Ecke der Rue de la Vieille-Estarpade verschwand, — mit den Augen gefolgt war, Babylas sich rückwärts warf, seine Freude auf alle Arten offenbarte, auf die es den Hunden ihre Freude zu offenbaren gegeben ist, auf die Stühle sprang, sich auf den Hinterpfoten aufrichtete, seinem Schweife nachlief, seine Kameraden neckte, den Todten spielte, sein ganzes Repertoire die Revue passiren ließ, um, so

viel es in seinen Mitteln lag, die unaussprechliche Glückseligkeit, die er empfand, auszudrücken.

Seine Kameraden hielten ihn für verrückt, und da es am Ende gute Hunde waren, so vergaßen sie ihren Groll und beklagten ihn aufrichtig.

Man behauptet, die Liebe mache besser: es ist etwas Wahres an dieser Behauptung, und wir werden einen neuen Beweis von dieser Wahrheit geben.

Wir haben gesagt, Babylas sei ein trotziger, mürrischer Hund mit einer Nuance von Bosheit gewesen; nun wohl, als hätte ihn der Zauberstab einer Fee plötzlich verwandelt, — in moralischer Hinsicht, wohl verstanden! — wurde er sanft und gutmüthig, wie das schwarze Lamm, von dem Hamlet spricht. Er ging auf seine Kameraden zu, machte ihnen offenherzige Entschuldigungen, bat sie redlich für sein Unrecht um Verzeihung, und flehte sie, nach dieser Abbitte, an, ihm wieder ihre Freundschaft zu schenken, indem er ihnen bei seiner Ehre die schwierigsten Regeln zu beobachten, die strengsten Pflichten zu erfüllen versprach.

Bei dieser Eröffnung berathschlagte die Gesellschaft. Der Neufundländer und der Bullenbeißer waren — einem ersten Gefühle nachgebend, das bei den Hunden, im Gegensatze zu den Menschen, wie es scheint, das schlechte ist, — der Neufundländer und der Bullenbeißer waren Anfangs der Meinung, ihn zu erwürgen, denn sie hielten seine Bekehrung nicht für aufrichtig; doch der weiße Pudel übernahm zum zweiten Male seine Vertheidigung und sprach so warm zu seinen Gunsten, daß er die ganze Versammlung zu seiner Ansicht hinzog.

Man stimmte ab, und mit Stimmenmehrheit der anwesenden Hunde gewährte man Babylas eine vollkommene Amnestie.

Der weiße Pudel ging auf ihn zu, reichte ihm die Pfote und die angesehensten Mitglieder der Versammlung schenkten ihm wieder ihr Vertrauen und versprachen ihm ihre Freundschaft.

Von diesem Augenblicke an ließ Babylas das Fenster nicht mehr öffnen, ohne zuvor seine Kameraden um Erlaubnis gefragt zu haben; und da sich die Temperatur von Tag zu Tag milderte, so wurde ihm diese Erlaubnis artig bewilligt, — selbst vom Windhunde, der fortwährend schnatterte, aber gestand, es geschähe aus Gewohnheit.



XXV.

Ein Herr, der wissen will, ob er ins Paradies kommt.

So gingen die Dinge seit bald einem Monat.

Fast alle Tage, zur selben Stunde, kam Caramelle vorüber und sandte mit dem Blicke taufend Zärtlichkeiten dem glücklichen Babylas zu, der, ganz nun von den Süßigkeiten einer platonischen Liebe erfüllt, sich mit diesen Blicken begnügte, — zurückgehalten durch den Eindruck, den auf sein, wir haben es zugestanden, sehr reizbares Nervensystem die Härte der Stimme des Herrn von Caramelle hervorgebracht. Vielleicht hatte Babylas diese Geduld auch nur, weil Caramelle, sei es mit dem Blicke, sei es mit der Stimme, Babylas zu verstehen gegeben hatte, früher oder später werde sie Gelegenheit finden, zu entwischen, um auf eine mehr unmittelbare Art seine Liebe zu erwidern.

Es geschah nun, daß ein paar Wochen nach der Nacht, wo Jean Taureau Herrn von Valgeneuse beinahe zuerst erstickt, sodann erschlagen und endlich ertränkt hätte, ungefähr zur Stunde, wo Caramelle vorüberzukommen pflegte, ein Herr in einem Ueberrock, à la propriétaire gekleidet, — obschon die Temperatur diese Vorsichtsmaßregel durchaus nicht rechtfertigte, — mit einer Brille auf der Nase und in der Hand ein spanisches Rohr mit Vermeilknopf haltend, plötzlich in das Laboratorium der Schwarzkunst der Rue d'Ulm eintrat.

Die Herrin der Anstalt war an dem gewöhnlichen Platze, wo sie die Kunden erwartete.

»Seid Ihr die Brocante?« fragte rasch der Fremde.

»Ja, mein Herr,« antwortete diese mit einem gewissen Beben, über das sie, wie Babylas, nicht Meisterin war, so oft sie eine etwas rauhe Stimme hörte.

»Ihr seid Zauberin?«

»Das heißt Kartenschlagerin.«

»Ich glaubte, das sei dasselbe.«

»Ungefähr; man darf es indessen nicht vermengen.«

»Gut, vermengen wir nicht; ich komme, um Eure Wissenschaft zu befragen, Mutter.«

»Verlangt der Herr das kleine oder das große Spiel?«

»Das große Spiel, alle Wetter! das große Spiel!« erwiderte der Herr, eine starke Prise Tabak schlürfend. »Was ich zu wissen wünsche, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß das Spiel nicht zu groß zu sein vermöchte.«

»Wünscht der Herr zu wissen, ob er eine gute Heirath machen werde?«

»Nein, Mutter, nein, da das Heirathen an und für sich ein Uebel ist, so kann keine Heirath gut sein.«

»Wünscht der Herr zu wissen, ob er von einem von seinen Verwandten erben werde?«

»Ich habe nur eine Tante, und ich gebe ihr eine Leibrente von sechshundert Livres.«

»Wünscht der Herr zu wissen, ob er ein hohes Alter erreichen werde?«

»Nein, gute Frau, ich habe schon viel gelebt für mein Alter, und dennoch bin ich keineswegs begierig, zu erfahren, wann ich sterben, werde.«

»Ah! ich verstehe: dann wünscht der Herr seine Heimath wiederzusehen?«

»Ich bin von Montrouge, und wer Montrouge einmal gesehen hat, wünscht es nie wieder zusehen.«

»Nun denn,« sagte die Brocante, befürchtend ein längeres Verhör, das so neben die Wünsche des Besuches griff, könnte ihrem Ansehen als Zauberin schaden, »was wünschen Sie?«

»Ich wünsche,« antwortete der geheimnißvolle Fremde, »ich wünsche zu wissen, ob ich in das Paradies komme?«

Die Brocante gab Zeichen des höchsten Erstaunens von sich.

»Nun,« fragte der Herr von Montrouge, »was ist dabei so Außerordentliches? Ist es schwieriger, in der andern Welt zu sehen, als in dieser?«

»Mit Hilfe der Karten, mein Herr, kann man überall sehen,« erwiderte die Brocante.

»Sie sollen also schauen!«

»Babolin,« rief die Alte, »das große Spiel!«

Babolin, der in der Ecke des Zimmers lag und beschäftigt war, dem weißen Pudel eine Lection im Domino zu geben, Babolin stand auf und holte das verlangte große Spiel.

Die Brocante nahm ihre Stellung, rief Phares, — der den Kopf nachlässig unter seinem Flügel verborgen schlief, — hieß ihre Hunde einen Kreis bilden, während sie in ihrer mütterlichen Schwäche Babylos am Fenster ließ, und ging ungefähr zu Werke, wie wir dies für Justin haben thun sehen.

Es waren übrigens dieselben Personen in einem andern Rahmen, außer Rose-de-Noël, welche abwesend, und außer Justin, der durch den Herrn von Montrouge ersetzt wurde.

»Sie wissen, es kostet dreißig Sous?« sagte die Brocante.

Trotz der Verbesserung, welche in ihrem Hauswesen eingetreten war, hatte sie ihre Preise nicht erhöhen zu müssen geglaubt.

»Dreißig Sous, gut!« erwiderte der Herr, während er majestätisch eines von jenen Dreißig-Sous Stücken hinwarf, deren Kupfer man durch die Versilberung sah, und die schon damals in den Zustand von Medaillen überzugehen ansingen, »ich kann am Ende wohl dreißig Sous wagen, um zu erfahren, ob ich ins Paradies komme.«

Die Brocante fing an zu schneiden und wieder zu schneiden, das Spiel zu schlagen und wieder zu schlagen und in einem Halbkreise die Karten auf ihrem Brette auszubreiten.

Man war gerade beim Interessantesten der Wahrsagerei und schon schickte sich der, vom Kreuzkönig bezeichnete, heilige Petrus an, wie der von der Zauberin von Endor heraufbeschworene Schatten von Samuel, die Mysterien der obern Welt zu entschleiern, als Babylas, der wie immer aufrecht an seinem Fenster stand, Caramelle erblickte, welche, ihr Versprechen haltend, allein, leicht, schlank, zierlich, frischer, heiterer, zärtlicher, herausfordernder als je durch die Straße, kam.

»Caramella, Caramella, allein!« rief Babylas. »Ah! Du hast also dein Versprechen gehalten, an betungswürdige Hündin . . . Ich kann nicht widerstehen, Caramella, oder den Tod!«

Und rasch aus dem Fenster springend, verfolgte Babylas sein Ideal, das ihn fortwährend mit dem Blicke rief, indes; es im Trabe ging, um so schnell als möglich in der benachbarten Straße zu verschwinden, und zwar, während der Herr geduldig seine Antwort erwartete.

Die Brocante kehrte der Straße den Rücken zu; bei dem Lärmen aber, den Babylas, aus dem Fenster springend, machte, wandte sie sich um.

Diese Bewegung, obschon sie die ganze Schnelligkeit der mütterlichen Sorgfalt hatte, war noch zu langsam, im Vergleiche mit dem Liebesbeginn der von Babylas, denn sich umwendend, erblickte die Brocante nur noch das Hintertheil ihres Hundes, welcher eben verschwand.

Bei diesem Anblicke vergaß die Brocante Alles: sowohl den Mann von Montrouge, der zu wissen wünschte, ob er ins Paradies käme, als die angefangene Consultation und das Dreißig-Sous-Stück, das sie bezahlen sollte, um sich nur noch ihres theuren Babylas zu erinnern.

Sie stieß einen Schrei aus, warf fern von sich das Brett und die Karten, stieg mit der erhobenen Schamlosigkeit großer Leidenschaften über die Brustlehne des Fensters, ließ sich auf die Straße hinabgleiten und fing an Babylas zu verfolgen.

Phares, als er seine Gebieterin durch das Fenster, statt durch die Thüre, wie es ihre Gewohnheit war, weggehen sah, glaubte ohne Zweifel, es brenne im Hause, stieß einen Schrei aus und schwang sich aus die Straße.

Als sie die Brocante und die Krähe entflohen sahen, und ohne Zweifel neugierig, zu erfahren, welche Ereignisse die Liebschaft von Babylas erwarteten, stürzten die Hunde ebenfalls aus dem

Fenster, rasch und gedrängt, wie die berühmten Schafe von Panurgos, welche, seitdem sie von Rabelais erfunden worden sind, als Vergleichungspunkt für jeden in Gesellschaft springenden Trupp dienen.

Babolin endlich, als er Babylas abgegangen, die Brocante verschwunden, Phares entflohen und den letzten der Hunde aus der Straße sah, bestieg schon das Fenster, so mächtig wirkt das Beispiel, als ihn der Herr von Montrouge am Boden seiner Hose festhielt.

Es herrschte einen Augenblick ein Kampf, ob der Herr es wäre, der den Boden der Hose von Babolin würde loslassen, oder ob Babolin die Brustlehne des Fensters losließe: als er das sah, sagte der Herr von Montrouge, der ohne Zweifel die Brustlehne für solider hielt, als die Hose:

»Mein Freund, Du bekommst fünf Franken, wenn Du. . . «

Er hielt inne, denn er kannte den Werth eines unterbrochenen Satzes.

Babolin ließ aus der Stelle die Brustlehne los und blieb wagerecht an der Hand des Herrn hängen.

»Wenn was?« fragte er.

»Wenn Du machst, daß ich Rose-de-Noël sprechen kann.«

»Wo ist das Geldstück?«

»Hier,« erwiderte der Herr, indem er es ihm in die Hand gab.

»Aechte fünf Franken!« rief der Straßenjunge.

»Schau,« sagte der Herr.

Babolin schaute, doch am Zeugniß seiner Augen zweifelnd, rief er:

»Laßt sehen, wie das klingt.«

Und er ließ das Geldstück, das einen silbernen Klang von sich gab, aus den Boden fallen.

»Sie sagen, Sie wollen Rose-de-Noël sehen?«

»Ja.«

»Doch nicht, um ihr etwas zu Leide zu thun?«

»O nein! ganz im Gegentheile.«

»Dann lassen Sie uns hinausgehen,« erwiderte Babolin.

Und er öffnete die Thüre und eilte nach der Treppe des Entresol.

»Gehen wir hinaus,« rief der Herr, der die Stufen der Treppe mit einer Geschwindigkeit, ähnlich der erstieg, die er angewandt hätte, um die Stufen des Paradieses zu ersteigen.

In einem Augenblicke waren sie vor der Thüre von Rose-de-Noël, wo der Herr nur anhielt, um aus einer Porzellandose eine ungeheure Prise Tabak zu nehmen und seine Brille aus seine Nase niederzudrücken.

XXVI.

Was der Herr von Montrouge wirklich bei der Brocante wollte.

In dem Augenblicke, wo der Herr von Montrouge, dem Babolin voranschritt, seine lange Gestalt beugte, um seinen Kopf nicht an das Gesims zu stoßen und wie ein Wiesel durch die ein wenig geöffnete Thüre schlüpfte, saß Rose-de-Noël an einem Lacktischchen, einem Geschenke von Regina, und unterhielt sich damit, daß sie Blumen, ein Geschenk von Petrus, colorirte.

»Höre, Rose-de-Noël,« sagte Babolin, »da ist ein Herr von Montrouge, der Dich sprechen will.«

»Mich?« fragte Rose-de-Noël, den Kopf erhebend.

»Dich in Person.«

»Ja, Sie, meine liebe Kleine,« sprach der Herr, während er seine blaue Brille aus seine Stirne emporschob, um das Kind mit seinen Augen zusehen, welche durch die Stellung von zwei Gläsern zwischen sie und den Gegenstand, aus den sie sich hefteten, mehr gehindert, als unterstützt zu sein schienen.

Rose-de-Noël stand aus. Sie war seit drei Monaten außerordentlich gewachsen. Es war nicht mehr das krankhafte, verkrümmte Kind, das wir in der Rue Triperet gesehen; es war ein allerdings noch bleiches, mageres, schwächliches Mädchen; doch ihre Magerkeit und ihre Blässe kamen offenbar von ihrem Wachsen. In eine ihrer Organisation mehr sympathische Sphäre versetzt, hatte sich ihre Gestalt entwickelt; es war eine zärtliche, biegsame, junge Staude, immer bereit, sich beim geringsten Winde zu beugen, aber schon in Blüthe.

Sie grüßte den Herrn von Montrouge, schaute ihn mit ihren großen Augen erstaunt an, und sprach:

»Nun, mein Herr, sagen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben.«

»Mein Kind,« erwiderte der Herr mit seinem sanftesten Tone, »ich bin von Personen abgesandt, die Sie ungemein lieben.«

»Von der Fee Carita?« rief das Kind.

»Nein, ich kenne die Fee Carita nicht,« erwiderte lächelnd der Herr.

»Von Herrn Petrus?«

»Auch nicht von Herrn Petrus.«

»Also,« fuhr Rose-de-Noël fort, »also muß es von Herrn Salvator sein!«

»Ganz richtig,« antwortete der Herr von Montrouge, »von Herrn Salvator.«

»Ah! mein guter Freund Salvator,« rief das kleine Mädchen, »er vergißt mich also, daß ich ihn wenigstens vierzehn Tage nicht gesehen habe?«

»Aus diesem Grunde komme ich. »»Mein lieber Herr,«« sagte er zu mir »»suchen Sie Rose-de-Noël auf, beruhigen Sie sie über meine Gesundheit, und bitten Sie sie, auf die Fragen, die Sie an sie machen werden, zu antworten, als ob sie mir selbst antworten würde.««

»Also,« erwiderte Rose-de-Noël, ohne sich beim letzten Theile des Satzes auszuhalten, »Herr Salvator ist also wohl?«

»Sehr wohl!«

»Wann werde ich ihn sehen?«

»Morgen, übermorgen vielleicht . . . Für den Augenblick ist er sehr beschäftigt: darum bin ich in seinem Namen gekommen.«

»Dann setzen Sie sich, sagte Rose-de-Noël, indem sie dem Herrn von Montrouge einen Stuhl zuschob.

»Was Babolin betrifft, als er sah, daß Rose-de-Noël mit einem Freunde von Salvator war, und folglich nichts zu befürchten hatte, überdies begierig, zu erfahren, was aus Caramelle, Babybas, den andern Hunden, Pharcs und der Brocante geworden, — Babolin schlich sich sachte davon, während der Herr von Montrouge Platz nahm, seine Brille wieder aus seine Nase setzte und eine Prise Tabak schlürfte.

Als er sich sodann wohl versichert hatte, die Thüre sei wieder hinter Babolin geschlossen, fuhr der Unbekannte fort:

»Ich sagte Ihnen, mein Kind, Herr Salvator habe mich beauftragt, mehrere Fragen an Sie zu richten.«

»Thun Sie das, mein Herr.«

»Und Sie werden offenherzig antworten?«

»Sobald Sie im Auftrag von Herrn Salvator kommen . . .« sagte Rose-de-Noël.

»Lassen Sie hören, erinnern Sie sich Ihrer ersten Jahres«

Rose-de-Noël schaute den Fragenden starr an.

»Was verstehen Sie hierunter, mein Herr?«

»Ich frage, zum Beispiel, ob Sie sich Ihrer Verwandten erinnern?«

»Welcher?«

»Ihres Vaters und Ihrer Mutter.«

»Ein wenig meines Vaters; meiner Mutter gar nicht.«

»Und Ihres Oheims?«

Rose-de-Noël erbleichte merkbar.

»Welches Oheims?« fragte sie.

»Ihres Oheims Gérard.«

»Meines Oheims Gérard?«

»Ja; würden Sie ihn wiedererkennen, wenn Sie ihn sähen?«

Ein leichtes Zittern fing an, die Glieder von Rose-de-Noël zu bewegen.

»Ah!« sagte sie, »gewiß. Haben Sie Kunde von ihm?«

»Ich habe welche!« antwortete der Herr.

»Er lebt also noch?«

»Er lebt noch!«

»Und. . .?«

Das Mädchen zögerte; man sah, daß sie sich gewaltig anstrengte, um einen unüberwindlichen Widerwillen zu bekämpfen.

»Und Madame Gérard?« sagte der Herr von Montrouge, indem er seine Brille emporhob und auf sie kleine durchdringende Augen heftete, welche die Zaubermacht des Basilisks zu haben schienen.

Als aber Rose-de-Noël den Namen von Madame Gérard aussprechen hörte, warf sie sich, einen Schrei ausstoßend, zurück, glitt von ihrem Stuhle herab und wurde von einem erschrecklichen Nerven-anfalle ergriffen.

»Teufel! Teufel! Teufel!« sagte der Herr von Montrouge, während er seine Brille wieder auf seine Nase setzte, »man könnte vermuthen, diese kleine Zigeunerin habe Nerven wie eine Prinzessin!«

Und er versuchte es, sie wieder auf den Stuhl zu setzen; doch das Kind krümmte sich, als wäre es vom Starrkrampfe befallen.

»Hm!« murmelte der Herr umherschauend, »das wird peinlich!«

Er erblickte das Bett von Rose-de-Noël, nahm das Kind in seine Arme und trug es auf dieses Bett.

»Kleine Schelmin!« sagte er immer mehr verlegen; »hat man je dergleichen gesehen? gerade beim interessantesten Orte anhalten!«

Er zog einen Flacon aus seiner Tasche und ließ sie davon einathmen; doch bald, als ob ein neuer Gedanke sich in seinem Geiste klar machte, entfernte er von der Nase des Kindes den Flacon, den er schon daran gehalten hatte.

»Ah! ah!« sagte er, »mir scheint, die Sache beruhigt sich.«

Die Bewegungen des Körpers von Rose-de-Noël wurden in der That minder heftig, und die Convulsionen wandten sich einer einfachen Ohnmacht zu.

Der Unbekannte wartete, bis der letzte Schauer erloschen war, und Rose-de-Noël auf ihrem Bette so unbeweglich, als wäre sie todt, ausgestreckt lag.

»Gut!« murmelte er, »benützen wir diesen Umstand.«

Und er ließ Rose-de-Noël bewegungslos auf dem Bette ausgestreckt, ging auf eine Thüre zu und öffnete sie.

»Ein Cabinet ohne Ausgang,« sagte er.

Sodann das Fenster öffnend:

»Und dieses Fenster?«

Er neigte sich hinaus.

»Kaum zwölf Fuß!«

Dann ging er zur Eingangsthüre, nahm mit einer Hand den Schlüssel aus dem Schlosse, während er mit der andern ein Stück Wachs aus der Tasche zog, näherte seine beiden Hände einander und machte mit dem Wachse einen Abdruck vom Schlüssel.

»Bei meiner Treue,« sagte er, »es ist noch ein Glück, daß die Kleine ohnmächtig geworden: wir wären genöthigt gewesen, durch Schätzung zu Werke zu gehen, und das ist immer weniger sicher, während nun. . .«

Er schaute den Abdruck an und verglich ihn mit dem Schlüssel.

»Während wir nun mit Sicherheit verfahren werden,« sagte er.

Und er steckte das Stück Wachs in seine Tasche, den Schlüssel ins Schloß, schloß die Thüre

wieder und sprach:

»Ah! man muß immer auf den guten Voltaire zurückkommen: »»Alles steht aufs Beste in dieser bestmöglichen Welt!«« Und dennoch . . .«

Der Unbekannte kratzte sich am Ohr, wie ein Mensch, der zwischen einem guten und einem schlechten Gefühle schwankt; das gute gewann — seltsam! — die Oberhand.

»Und dennoch kann ich dieses Kind nicht in seinem Zustande verlassen!« sagte er.

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

»Wer Ihr auch sein möget, tretet ein, Sacredi!« rief der Herr.

Die Thüre öffnete sich in der That ziemlich heftig, und Ludovic erschien.

»Ah! bravo!« rief der Herr von Montrouge; »Sie kommen teufelmäßig gelegen, mein junger Aesculap, und hat je ein Arzt auf den Ruf geantwortet, so können Sie sich rühmen, daß Sie es sind.«

»Herr Jackal!« sagte Ludovic erstaunt.

»Ihnen zu dienen, lieber Herr Ludovic,« erwiderte der Polizeimann, indem er dem jungen Doctor eine Prise aus seiner Tabaksdose bot.

Ludovic schob aber die Hand von Herrn Jackal zurück, trat ans Bett und sagte, als hätte er das Recht, zu fragen:

»Mein Herr, was haben Sie diesem Kinde gethan?«

»Ich, mein Herr?« antwortete Herr Jackal sanftmüthig; »durchaus nichts! Doch es scheint, sie ist Krämpfen unterworfen.«

»Allerdings, mein Herr, aber nicht ohne Ursache,« entgegnete Ludovic,

Und er tauchte sein Sacktuch in einen Topf voll Wasser und drückte es an die Stirne und an die Schläfe des Mädchens.

»Was haben Sie ihr denn gesagt? was haben Sie ihr denn gethan?«

»Gethan? nichts . . . Gesagt? wenig . . .« antwortete laconisch Herr Jackal.

»Aber . . .?«

»Mein Gott! mein lieber Herr Ludovic, Sie wissen, daß die Bettler, die Zauberer, die Schwarzkünstler, die Zauberlaternen zeigen, Zigeuner und Kartenschläger zu meiner Gerichtsbarkeit gehören.«

»Nun, da die Brocante, mit ihren Hunden und mit ihrer Krähe ausziehend, vergessen hatte, mir das neue Quartier mitzuthemen, wo es ihr ein Domicil zu wählen gefallen, so mußte ich sie durch meine Leute aufspüren lassen. Sie entdeckten, daß sie in der Rue d'Ulm wohnte, und machten mir ihre Meldung. Da ich weiß, daß sie zu den Freundinnen von Herrn Salvator gehört, den ich von Herzen liebe, so begab ich mich alsdann zu ihr, statt sie zu verhaften und nach der Salle Saint-Martin bringen zu lassen, wie es mein Recht und meine Pflicht war; doch wie es scheint, war sie seit einem Augenblick durch das Fenster weggegangen, gefolgt von ihren Hunden und ihrer Krähe, so daß ich das Haus leer und die Thüre offen fand. Ich forschte nach, erblickte eine Treppe, stieg diese Treppe hinaus und klopfte an eine Thüre; wie ich Ihnen so eben sagte, sagte man mir: »»Herein!«« wie Sie thaten, habe ich gethan; nur, statt die kleine Rose-de-Noël ohnmächtig zu finden, fand ich sie an diesem Tische Bilder colorirend. In Abwesenheit ihrer Mutter, und um nicht einen unnöthigen Gang gemacht zu haben, befragte ich sie; doch während sie mit mir von ihrer Kindheit, von ihren Eltern, von einer gewissen Madame Gérard, welche ihr, ich weiß nicht was, war, sprach, fiel sie in Ohnmacht . . . Ich nahm sie in meine Arme, trug sie aus ihr Bett, und legte sie eben sehr zart daraus nieder, wie Sie sehen, mein lieber Herr Ludovic, als das Glück Sie herbeiführte.«

Alles dies schien so einfach und so natürlich, daß Ludovic nicht einen Augenblick zweifelte, die Sache habe sich so zugetragen.

»Nun wohl, mein Herr,« sagte er, »haben Sie nun neue Zweifel über die Brocante, so sind wir, Herr Salvator und ich, bereit, darauf zu antworten. An uns müssen Sie sich also wenden.«

Herr Jackal verbeugte sich.

»Unter einem solchen Patronate, Herr Ludovic,« erwiderte er. »Doch ich glaube zu bemerken, daß das Kind einige Bewegungen macht.«

»In der That,« sprach Ludovic, der die Stirne von Rose-de-Noël zu befeuchten fortgefahren hatte, »ich glaube, wie Sie, daß sie die Augen öffnen wird.«

»In diesem Falle entferne ich mich,« sagte Herr Jackal, »meine Gegenwart wäre ihr vielleicht peinlich . . . Drücken Sie ihr, Herr Ludovic, ich bitte Sie, mein ganzes Bedauern aus, daß ich die unschuldige Ursache eines solchen Unfalls gewesen bin. . . «

Und nachdem er Ludovic eine zweite Prise angeboten, die der junge Arzt wie die erste ausschlug, ging Herr Jackal in der That aus dem Zimmer mit einer Geberde, die seine Verzweiflung bezeichnete, daß er eine solche Unruhe im Hause der Freundin von Ludovic und Salvator verursacht habe.

XXVII.

Fantasie für zwei Stimmen und vier Hände über die Erziehung der Menschen und der Hunde.

In dem Augenblicke, wo Herr Jackal rasch die Treppe des Entresol von Rose-de-Noël hinabstieg, war die Stube von Brocante noch von ihren gewöhnlichen Bewohnern verlassen, momentan aber von einem außerordentlichen Bewohner besetzt.

Unter der allgemeinen Verwirrung, welche das Entweichen von Babylas verursacht hatte, trat der Eigenthümer von Caramelle, — den wir an der harten Stimme kennen, die Babylas einen Schauer in den Leib gejagt hatte, — nachdem er sie hatte sich um die Straßenecke drehen sehen, nachdem er Babylas hatte aus dem Fenster springen, dann Brocante Babylas folgen, dann Phares der Brocante folgen, dann die anderen Hunde Phares folgen und endlich, fünf Minuten nachher, Babolin den Marsch schließen sehen, — der Eigenthümer der Caramelle, sagen wir, mochte er nun zu einem Zwecke, der uns später entdeckt werden wird, das Rendez-vous der zwei Verliebten vorbereitet haben, mochte er kein Interesse auf das Verlöbniß seiner Mündel legen, trat durch die Thüre bei Brocante eine Secunde, nachdem Babolin durch das Fenster weggegangen war, ein.

Die Wohnung war völlig verlassen, was unsern Mann durchaus nicht in Erstaunen zu setzen schien.

Die Hände, in die weiten Taschen seines Ueberrocks steckend, fing er auch mit einer ziemlich gleich gültigen Miene an, das Zimmer in Augenschein zu nehmen. Diese Gleichgültigkeit, die ihm das Ansehen eines ein Museum besichtigenden Engländers gab, verschwand indessen beim Anblicke einer reizenden Skizze von Petrus, die drei Hexen von *Macbeth* vorstellend, wie sie eben ihr Höllenwerk um ihren Kessel vollführen.

Er näherte sich rasch dem Bilde, hakte es von der Mauer ab, schaute es zuerst mit Vergnügen, sodann mit Liebe an, wischte sorgfältig mit seinem umgekehrten Aermel den Staub ab, mit dem es bedeckt war, und folgte bis in die entferntesten Winkel den wunderbaren Einzelheiten: und endlich, nachdem er ihm alle Mienen gemacht hatte, die ein Liebhaber dem Portrait seiner Geliebten machen könnte, schob er es in die weite Tasche seines Ueberrocks, ohne Zweifel, um es zu Hause mehr mit Muse betrachten zu können.

Herr Jackal trat in die Stube der Brocante gerade in dem Momente ein, wo das Bild in der Tasche des Unbekannten verschwand.

»Gibassier!« rief Herr Jackal halb erstaunt: denn der Polizeichef war zu verständig, um Gibassier gegenüber ganz erstaunt zu sein. »Sie hier? ich glaubte, Sie seien in der Rue des Postes.«

»Caramelle und Babylas sind dort,« antwortete sich verbeugend der berühmte Graf Bagnères de Toulon. »Nachdem die Sache vollführt war, glaubte ich. Euer Excellenz könnte meiner

bedürfen, und ich bin gekommen.«

»Die Absicht war gut, und ich danke Ihnen dafür: doch ich weiß Alles, was ich wissen wollte . . . Kommen Sie, mein lieber Gibassier, wir haben nichts mehr hier zu thun.«

»Es ist wahr, antwortete Gibassier, dessen Worte seine Augen Lügen strafte, »wir haben nichts mehr hier zu thun.«

Doch der große Gemädeliebhaber hatte auf der andern Seite des Zimmers ein Bild ungefähr von demselben Umfange wie das, welches er schon besaß, bemerkte ein Bild, das ihm ein Faust mit Mephistopheles reitend zu sein dünkte, und während er diese Worte sprach, fühlte er sich unwiderstehlich zu Faust gerufen, wie er sich zu den Hexen hingezogen gefühlt halte.

Gibassier besaß eine große Selbstbeherrschung, und diese Selbstbeherrschung verdankte er der Stärke seines Raisonnements. Er blieb also stehen und murmelte beiseit:

»Im Ganzen, was hindert mich, dieser Tage wiederzukommen? Es wäre zu albern, nicht das Seitenstück zu erlangen, wenn es so wohlfeil ist! Ich werde mich morgen oder übermorgen wieder einfinden.«

Und nachdem er sich selbst diese Versicherung einer baldigen Rückkehr gegeben, folgte Gibassier Herrn Jackal, der schon die Hausthüre geöffnet hatte, und, da er die Tritte seines Untergebenen nicht hinter sich hörte, sich umwandte, um ihn nach der Ursache seines Verzugs zu fragen.

Gibassier begriff vollkommen die Besorgniß von Herrn Jackal.

»Hier bin ich,« sagte er.

Herr Jackal machte seinem Manne ein Zeichen der Zufriedenheit, wachte darüber, daß er die Thüre sorgfältig schloß, und sagte, als er in der Rue d'Ulm war:

»Wissen Sie, Gibassier, daß sie da eine köstliche Hündin haben, ein wahrhaft seltenes Thier!«

»Es ist mit den Hunden wie mit den Kindern,« erwiderte Gibassier sententiös: »nimmt man sich ihrer frühzeitig an, so kann man aus den einen wie aus den andern durchaus Alles machen, was man will, das heißt, sie nach Belieben zu guten oder schlimmen, zu frommen oder ruchlosen, zu blödsinnigen oder zu verständigen Subjecten bilden: es handelt sich nur darum, sich Zeit dazu zu gönnen; prägen Sie ihnen nicht von ihrer frühen Kindheit an die strengsten Grundsätze ein, so werden Sie nichts von Bedeutung aus ihnen machen; mit drei Jahren ist ein Hund unverbesserlich, wie ein Knabe mit fünfzehn; denn Sie wissen, Excellenz, die Fähigkeiten beim Menschen, der Instinkt bei den Thieren entwickeln sich nach Maßgabe der Länge des Daseins.«

»Ich weiß das, ja, Gibassier; doch die bekanntesten Wahrheiten nehmen, wenn sie durch Ihren Mund kommen, ein höchst ergötzliches Ansehen von Neuheit an, Gibassier!«

Gibassier neigte bescheiden den Kopf,

»Ich habe meine ersten Studien im Seminar gemacht, Excellenz,« sagte er, »und ich habe sie unter den Blicken der geschicktesten Theologen vollendet, denn ich verfolgte sie alle Tage; doch, ich muß es sagen, was ich ganz besonders studirt habe, Excellenz, ist die Art, die Jugend zu unterrichten, zu bilden oder zu verbilden. Oh! es sind in dieser Hinsicht große Männer, meine Lehrer, die Jesuiten! so groß, daß ich gestehe, ich konnte ihnen nicht immer aus die Terrains folgen, aus die sie mich ziehen wollten. Indessen, obgleich zuweilen in Dersidenz mit ihnen über gewisse Erziehungspunkte, glaube ich doch viel von ihrer Schule profitirt zu haben, und werde ich je Minister des öffentlichen Unterrichts, so wird mein erster Act eine vollständige, radicale, absolute Reform unseres ganzen, in tausend und einer Beziehung mangelhaften, Erziehungssystems sein.«

»Ohne ganz Ihre Ansichten hierüber zu theilen,« erwiderte Herr Jackal, »glaube ich, daß es viel bei dieser ernsten Frage zu thun gibt. Doch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, es ist nicht so sehr die Erziehung der Kinder, was mich in diesem Augenblicke in Anspruch nimmt, als die Art, wie Sie verfahren mußten, um Ihre Hündin Caramelle zu erziehen.«

»Ah! ganz einfach, Excellenz.«,

»Nun?«

»Mit wenig Sanftmuth und viel Schlägen.«

»Seit wann haben Sie sie, Gibassier?«

»Seit dem Tode der Marquise.«

»Was nennen Sie die Marquise?«

»Eine Geliebte von mir, Excellenz, welche zugleich die Geliebte von Caramelle war.«

Jackal hob seine Brille aus und schaute Gibassier an.

»Sie liebten eine Marquise?« fragte er.

»Wenigstens wurde ich von ihr geliebt, Excellenz,« erwiderte Gibassier mit bescheidener Miene.

»Eine ächte Marquise?«

»Ich stehe Ihnen nicht dafür, Excellenz, daß sie je in die Carrossen des Königs gestiegen ist, . . . doch ich habe ihre Titel gesehen.«

»Meine Glückwünsche, Gibassier, und zugleich meine Beileidsbezeugungen, da Sie mir zugleich das Leben und den Tod dieser aristokratischen Person mittheilen . . . Sie ist also todt?«

»Sie behauptet es wenigstens.«

»Sie waren nicht in Paris in dem Augenblicke, wo die Katastrophe eingetreten ist, Gibassier?«

»Nein, Excellenz, ich war im Süden.«

»Wo Sie für Ihre Gesundheit reisten, wie Sie mir zu sagen die Ehre angethan haben?«

»Ja, Excellenz . . . Eines Morgens wurde ich von Caramelle eingeholt, welche der stumme, wenn auch nicht blinde Zeuge unserer Liebschaft war. Sie trug an ihrem Halse einen Brief, in dem mir die Marquise ankündigte, auf dem Punkte, in einer benachbarten Stadt den Geist aufzugeben, schicke sie mir Caramelle, um mir ihr letztes Lebewohl zu überbringen.«

»Ah! das zieht die Thränen in die Augen!« sagte Herr Jackal, indem er sich geräuschvoll schnauzte trotz der Lehren »»*des höflichen Schülers*.«« »Und Sie. adoptirten Caramelle?«

»Ja, Excellenz. Ich hatte sechs bis acht Monate vorher ihre Erziehung begonnen: ich nahm sie wieder auf, wo ich sie verlassen hatte; sie wurde meine Spielgefährtin, die Vertraute meiner Leiden, und nach acht Tagen hatte ich kein Geheimnis; mehr für sie.«

»Rührende Freundschaft!« rief Herr Jackal.

»In der That, Excellenz, sehr rührend; denn in einem Jahrhundert, wo die Interessen an die Stelle der Gefühle getreten sind, ist es rührend, uns die Thiere die Zeichen von Zuneigung geben zu sehen, die uns die Menschen verweigern.«

»Ein bitterer, aber gerechter Gedanke, Gibassier!«

»Als ich nach einer gründlichen Prüfung sah, Caramelle sei verständig und empfindsam,« fuhr Gibassier fort, »gedachte ich ihren Verstand auf die Probe zu stellen und ihre Empfindsamkeit zu benützen. Ich lehrte sie zuerst die reich gekleideten Personen von den ärmlich bedeckten unterscheiden; auf zweihundert Schritte erkannte sie den Bauernkerl oder den Edelmann, den Abbé oder den Notar, den Soldaten oder den Banquier. Doch ein instinctartiges Grauen, das ich nie bei ihr besiegen konnte, flößte ihr der Gendarme ein. Ich mochte ihr immerhin sagen, diese Wächter der Gesellschaft seien die geliebten Kinder der Regierung, — so bald sie einen von noch so fern roch, mochte er zu Fuße oder zu Pferde, als Bürger oder mit seiner Uniform bekleidet sein, kam sie zu mir mit gesenktem Schweife und ängstlichem Auge zurück und bezeichnete mir den Winkel des Horizonts, in dessen Richtung ihr Feind erscheinen sollte; um den armen Thieren nicht unnöthige Gemüthsbewegung zu verursachen, ging ich sodann vom Wege ab, und suchte irgend einen Schutzwinkel, wo der Blick vom natürlichen Feinde des armen Thieres nicht eindringen konnte. Ich kehrte von Toulon nach Paris zurück und nahm alle Vorsichtsmaßregeln . . .«

»Für sie, wohlverstanden; nicht für Sie?«

»Für sie! Dafür konnte sie auch in ihrer Dankbarkeit nichts verweigern, nicht einmal die Dinge, welche am meisten Ueberwindung der Achtung kosten, die sie natürlich für sich selbst

hat.«

»Erklären Sie mir deutlich, was Sie damit sagen wollen, Gibassier; nach dem, was ich von Babylas gesehen, habe ich gewisse Pläne für Caramelle.«

»Caramelle wird sich immer von den Plänen, die Sie mit ihr haben, äußerst geehrt fühlen, Excellenz.«

»Ich höre. . .«

»Vernehmen Sie einen von den Diensten, den mir dieses reizende Thier leistete.«

»Einen unter hundert?«

»Unter tausend, Excellenz! In einer Provinzstadt, in der wir ungefähr acht Tage wohnten, . . . es ist unnöthig, Ihnen zu sagen, welche: die Provinzstädte sind wie die häßlichen Weiber; sie gleichen sich alle; — in einer Provinzstadt, durch die wir passirten, und wo ein Umstand, den ich Ihnen erzählen werde, uns nöthigte, ein paar Tage zu verweilen, wohnte die älteste Witwe des Departement, mit der ältesten kleinen Dogge des Departement versehen. Diese zwei Antiquitäten hatten das Erdgeschoß eines in einer der ödesten Straßen der Stadt liegenden Hauses inne, — die Rue d'Ulm des Ortes . . . Als ich eines Morgens an diesem Hause vorüberkam, erblickte ich die Marquise am Stickrahmen stickend, und die Dogge ihre beiden Pfoten auf die Brustlehne des Fensters gestützt.«

»Sie. verwechseln doch nicht mit dem Hunde der Brocante?«

»Excellenz, erweisen sie mir die Ehre, zu glauben, daß ich in meinen lichten Augenblicken, das heißt, wenn der Wind von Osten weht, wie Hamlet, wohl einen Falken von einer Nachtule zu unterscheiden weiß, um so mehr einen Pudel von einer kleinen Dogge.«

»Ich habe Unrecht gehabt, Sie zu unterbrechen, Gibassier; fahren Sie fort, mein Freund; Sie sind wahrhaft der Vater der Entdeckungen, der Erfinder Ihrer Erfindungen.«

»Ich würde mich mit diesem letzten Verdienste breit machen, konnte ich nicht, Dank sei es der umfassenden Bildung, die Sie mir zugestehen, das traurige Ende aller Erfinder.«

»Ich beharre nicht hiebe!.«

»Und ich, Excellenz, knüpfe, mit Ihrer Erlaubnis, den Faden meiner Geschichte wieder an.«

»Knüpfen Sie an, Améric Gibassier!«

»Ich vergewisserte mich vor Allem, daß das Haus nur von drei Personen bewohnt war: der Dogge, der Marquise und einer alten Magd; sodann, da ich im Vorübergehen durch das Fenster des Speisezimmers gesehen hatte . . . Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ein großer Liebhaber von Gemälden bin?«

»Nein; doch ich schätze Sie darum nur um so mehr, Gibassier.«

Gibassier verbeugte sich.

»Da ich durch das Fenster des Speisezimmers,« fuhr er fort, »zwei treffliche Watteaus, Szenen aus der italienischen Komödie vorstellend, gesehen hatte.«

»Sie lieben auch die italienische Komödie?«

»In der Malerei, ja, Excellenz . . . Diese zwei Bilder erlangen, war also mein einziger Gedanke am

Tage, mein einziger Traum in der Nacht. Ich befragte Caramelle, da ich ohne ihre Mitwirkung nichts vermochte.«

»»Hast du die Dogge der Witwe gesehen?«« fragte ich.

Das Thier machte die kläglichste Miene, die ich je gesehen.

»»Sie ist sehr häßlich!« fuhr ich fort.

»»Ah! ja!« gab sie mir ohne Zögern zu verstehen.

»»Ich bin mit dir einverstanden, Caramelle,«« fuhr ich fort; »»doch alle Tage siehst du in der Welt die bezauberndsten Mädchen die widerwärtigsten Doggen heirathen; das ist das, was man eine Heirath aus Vernunft nennt. Sind wir in Paris angekommen, so lasse ich dich im Théâtre de Madame ein Stück von Scribe sehen, das dir die Sache klar wie den Tag darthun wird. Ueberdies sind wir nicht in diesem Thale der Thränen, um hier Quecke zu pflücken und von Morgen bis zum Abend Bretzeln zu krumpeln. Könnten wir nur thun, was uns angewiesen ist, meine Liebe, so würden wir durchaus nichts thun. Man muß also über die Häßlichkeit der Dogge der Marquise weggehen, und ihr einige von den Blicken zusenden, die deine Gebieterin den Leuten so gut zusandte; ist alsdann die Dogge verführt, nun so erlaube ich dir, die Coquette zu spielen, und, wenn du sie gar aus dem Hause gelockt, und ihre Gebieterin hinter ihr, sie streng für ihre Eitelkeit zu bestrafen.««

Dieses letzte Raisonement brachte auf Caramelle eine außerordentliche Wirkung hervor. Sie überlegte einen Augenblick, und nach diesem Augenblicke der Ueberlegung antwortete sie mir.

»»Gehen wir dahin!««

»Und wir gingen dahin.«

»So daß die Dinge sich zutrug, wie Sie es vorhergesehen?«

»Ganz genau.«

»Und Sie wurden Eigenthümer der zwei Bilder?«

»Eigenthümer . . . Nun da es Rahmen waren, welche schiefen, entäußerte ich mich derselben in einem Augenblicke der Beengung.«

»Ja, mit dem Vorbehalte, andere um denselben Preis zu kaufen?«

Gibassier nickte bejahend mit dem Kopfe.

»Also das Stück, das uns Caramelle gespielt hat . . .« fuhr Herr Jackal fort.

»Ist keine erste, sondern eine zweite Vorstellung.«

»Und Sie glauben, Gibassier,« sagte Herr Jackal, indem er die Hand des Moralphilosophen ergriff. »Sie glauben, Sie würde Ihnen im Nothfalle eine dritte geben?«

»Nun, da sie ihrer Rolle sicher ist, zweifle ich nicht daran.«

Als Gibassier diese Worte vollendete, erschien das ganze Haus der Brocante, Babylos ausgenommen, wieder an der Ecke der Rue des Postes: es hatte sich vermehrt durch alle Straßenjungen des Quartiers, Babolin an der Spitze.

In demselben Augenblicke wandten sich Herr Jackal und Gibassier um die Ecke der Rue des Ursulines.

»Es war Zeit!« sagte Herr Jackal: »wurden wir erkannt, so liefen wir Gefahr, uns mit der ganzen liebenswürdigen Gesellschaft zu zanken,«

»Müssen wir unsere Schritte beschleunigen, Excellenz?«

»Nein; doch sind Sie nicht besorgt um Caramelle? Ich interessire mich für dieses treffliche Thier, das ich nöthig zu haben glaube, um einen Hund meiner Bekanntschaft zu entführen.«

»Besorgt! warum?«

»Wie wird sie ihre Spur wiederfinden?«

»Oh! bekümmern Sie sich nicht darum! sie ist in Sicherheit.«

»Bei der Barbette, Impasse des Vignes, wohin sie Babylos gelockt hat.«

»Ah! ja, ja, ja, bei der Barbette . . . Warten Sie! . . . Ist das nicht die Stühlevermieterin von Longue-Avoine?«

»Und die meinige, Excellenz.«

»Ich kannte sie nicht als so religiös, Gibassier.«

»Was wollen Sie, Excellenz? ich werde alle Tage älter, und ich glaube, es ist Zeit, daß ich an mein Seelenheil denke.«

»Amen!« sprach Herr Jackal, indem er eine große Prise aus seiner Tabaksdose schöpfte und sie geräuschvoll schlürfte.

Und Beide gingen wieder die Rue Saint-Jacques hinab, bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade, wo Herr Jackal Gibassier entließ und wieder in seinen Wagen stieg; Gibassier erreichte auf einem Umwege die Rue des Postes, und trat bei der Stühlevermieterin ein, wohin ihm zu folgen wir uns wohl hüten werden.



XXVIII.

Mignon und Wilhelm Meister.

Völlig wieder zu sich gekommen, heftete die kleine Rose-de-Noël ihre klaren, traurigen, besorgten großen Augen aus Ludovic. Sie wollte sprechen, um dem jungen Manne zu danken, oder um ihm die Ursachen ihrer Ohnmacht zu erzählen. Ludovic aber legte ihr die Hand aus den Mund, ohne selbst ein Wort zu reden, aus Furcht ohne Zweifel, sie jener Art von Schlummer zu entziehen, der gewöhnlich auf diese Krisen folgte.

Sobald sie dann die Augen wieder geschlossen hatte, neigte er sich gegen sie, als wollte er mit ihrem Geiste sprechen, und murmelte mit einer sanften Stimme:

»Schlummre ein wenig, meine kleine Rosa; Du weißt, wenn Du diese Art von Anfällen bekommst, ist eine Viertelstunde Ruhe nothwendig für Dich. Schlafe! wir werden plaudern, wenn Du wieder erwacht bist.«

»Ja,« antwortete das Kind aus der Tiefe seines angefangenen Schlafes heraus.

Ludovic nahm nun einen Stuhl, stellte ihn geräuschlos zum Bette von Rose-de-Noël, setzte sich und träumte, den Kopf aus die Bettlade gestützt . . .

Wovon träumte er?

Müssen wir wirklich die süßen, keuschen Gedanken verrathen, die das Gehirn des jungen Mannes während des sanften Schlafes von Rose-de-Noël durchzogen.

Sagen wir vor Allem, daß sie anbetungswürdig zu sehen war! Jean Robert hätte seine schönste Ode, Petrus seine schönste Skizze gegeben, um sie eine Minute anzuschauen: Jean Robert, um sie zu besingen, Petrus, um sie zu malen.

Es war die ernste Schönheit, die jungfräuliche, kränkliche Grazie, der matte, dunkle Teint von Mignon, von Göthe oder von Schesser; es war die Darstellung des raschen Moments, wo das Kind Mädchen wird, wo die Seele einen Körper annimmt und der Körper eine Seele; es war endlich der Augenblick, wo, im Geiste des Dichters, der erste Liebesstrahl durch die Augen des Schauspielers geschleudert in das Herz der Zigeunerin eingedrungen ist.

Und Ludovic seinerseits bot wohl, man muß es sagen, einige Aehnlichkeit mit dem Helden des Dichters von Frankfurt. Ein wenig müde des Lebens, bevor er in dasselbe eingetreten, hatte Ludovic den jungen Leuten der Zeit, die wir zu schildern suchen, und aus welche die verzweifelten, spöttischen Schöpfungen von Byron ihre poetische Entzauberung geworfen hatten, gemeinschaftlichen Fehler; Jeder hielt sich für bestimmt, der Held einer Ballade oder eines Dramas zu sein, Don Juan oder Monford, Steno oder Lora. Man füge dem bei, daß Ludovic als Arzt, und folglich Materialist, aus das Leben die Doctrinen der Wissenschaft angewandt

hatte. Gewohnt, in das menschliche Fleisch einzuschneiden, hatte er bis dahin, wie Hamlet über den Kopf von Yorick philosophirend, die Schönheit als eine einen Leichnam bedeckende Maske betrachtet, und bei jedem Anlasse unbarmherzig diejenigen von seinen Mitschülern verspottet, welche die ideale Schönheit der Frauen und die platonische Liebe der Männer rühmten.

Trotz der entgegengesetzten Theorien seiner zwei besten Freunde, Petrus und Jean Robert, hatte er in der Liebe nie etwas Anderes sehen wollen, als einen rein physischen Act, einen Willen der Natur, die Berührung von zwei Epidermen eine Wirkung hervorbringend, ähnlich dem durch eine elektrische Batterie hervorgebrachten Funken: nichts mehr.

Jean Robert hatte vergebens gegen den Materialismus gekämpft und alle Dilemmen der raffiniertesten Liebe zu Hilfe gerufen: Petrus mochte immerhin dem Skeptiker die Offenbarungen der Liebe in der ganzen Natur zeigen, Ludovic leugnete: in der Liebe wie in der Religion war er Atheist: so daß er seit seinem Austritte aus dem College alle Zeit, die er der Arbeit hatte entziehen können, — und diese Zeit war kurz, — den Prinzessinen, die ihm der Zufall unter die Hand gerathen ließ, gewidmet hatte.

So haben wir ihn die Prinzessin von Vanvers, die schöne Chante-Lilas, am Arme halten sehen.

Ein Spaziergang im Walde am Morgen mit der Einen, eine Lustfahrt im Nachen am Abend mit der Andern, ein Souper in den Hallen mit Dieser, ein Maskenball mit Jener, dies waren die ein wenig oberflächlichen Belustigungen, welche Ludovic bis dahin von den Frauen verlangt hatte: sie aber anders behandeln als wie Vergnügensmaschinen, wie Zerstreungsautomaten, das war ihm nie eingefallen.

Er hegte eine erhabene Verachtung gegen die weibliche Intelligenz; er sagte, in der Regel seien die Frauen schön und dumm wie die Rosen, mit denen aus Gewohnheit die Dichter sie zu vergleichen die Impertinenz haben. Dem zu Folge wäre es ihm nie eingefallen, im Ernste mit einer derselben zu sprechen, und hätte sie Frau von Staël oder Madame Roland geheißt. Diejenigen, welche jene Bewunderung zwingen, seien in der Natur Arten von Ungeheuren, Turgescenzen des Geschlechts, Abweichungen von der Race. Er stützte diese Theorie auf das Leben von Frauen des Alterthums, welche in Rom und in Griechenland in das Gynäceum oder in das Lupanar verbannt waren; gut, wie Louis, um Courtisanen zu machen, oder wie Cornelia um Matronen zu machen, bei den Türken in den Harem eingekerkert, und hier demüthig auf ein Zeichen des Herrn wartend, um es zu wagen, ihn zu lieben.

Man mochte ihm immerhin vorstellen, die Vielseitigkeit unserer Kenntnisse, unsere fünfundzwanzigjährige Erziehung geben in uns, die im Keime, in unserem Gehirn und in unserem Herzen niedergelegten Fähigkeiten entwickelnd, eine scheinbare Ueberlegenheit der Intelligenz über die Frau, doch es werde eine Zeit kommen, — und gewisse Ausnahmen beweisen, daß dieses Raisonement kein Utopien sei, — doch es werde eine Zeit kommen, wo, da die Erziehung gleich unter den beiden Geschlechtern, auch die Intelligenz gleich sein werde; er wollte nichts glauben, und behauptete in Betreff der Frauen sein System eines vegetabilischen oder vielmehr animalischen Lebens.

Das war also, wie gesagt, ein übersättigtes Kind, eine jungfräuliche Seele in einem verblühten

Körper. Er glich jenen Tropenpflanzen, welche in unsern Gewächshäusern vergeilen und zu Grunde gehen. Doch es komme, statt der künstlichen Atmosphäre des Ofens, die fruchtbare Wärme der Sonne, und sie beleben sich und glänzen wieder.

Ludovic hatte übrigens kein Bewußtsein von dieser amalischen Vergeilung gehabt, in der er vegetirte. Erst in dem Augenblicke, wo die Liebe, diese befruchtende Sonne des Mannes und der Frau, ihn mit ihren wärmsten Strahlen zu überströmen anfang, sollte er sich wiedergeboren werden fühlen, sollten ihn seine Freunde blühen und befruchten sehen.

Während dieses keuschen Schlummers von Rose-de-Noël, von deren Gesichte sein Auge sich nicht trennen konnte, stiegen ihm, wie mit Wohlgerüchen geschwängerte Lüfte, jene Strömungen von Jugend und Liebe zu Gehirn, welche gewöhnlich die Sinne der zwanzigjährigen jungen Leute erfrischen; bei Ludovic waren sie um sieben bis acht Jahre im Verzuge.

Und während diese bezaubenden Athemzüge durch seine Haare strichen, fühlte er, wie die Wasserfülle einer Schleuse, seltsame Gedanken von einer unbekanntem Träumerei und Süßigkeit seinem Herzen nahen.

Welchen Namen sollte er diesem Schauer geben, der seinen Körper in einem Augenblick durchlief? wie sollte er diese unbekanntem Ausströmung, von der seine Stirne gebadet worden, nennen? was sollte er von dieser Bewegung sagen, welche seine Seele plötzlich ergriffen hatte, und zwar so heftig, so unversehens?

War es Liebe? nein, das war unmöglich! Konnte er daran glauben, er, der seine Jugend damit zugebracht hatte, sie zu bekämpfen, zu schwächen, zu läugnen?

Und dann, konnte er Liebe für dieses Kind, für dieses kleine Kind ohne Mutter, für diese Zigeunerin fühlen? Nein, es war Interesse! . . .

»Ah! ja!« und Ludovic gestand sich selbst, er interessire sich sehr lebhaft für Rose-de-Noël, Anfangs war es eine Art von Wette, die er mit der Krankheit gemacht, eine Probe, die er mit dem Tode spielte.

Beim ersten Blicke, den er auf Rose-de-Noël geworfen, hatte er gesagt:

»Gut! das ist ein Kind, das nicht leben wird!«

Dann hatte er sie wieder und wieder gesehen, im Atelier von Petrus, in ihrer Wohnung bei ihren Fieberunpäßlichkeiten, am Rande eines Grabens sitzend und von einem Sonnenstrahl verlangend, daß er sie wieder erwärme wie eine Blume, und er hatte gesagt:

»Wie Schade, daß das arme Kind nicht leben kann.«

Dann war er ihr in der raschen Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten gefolgt, wie sie Verse mit Jean Robert sprach, Klavier bei Justin lernte, bei Petrus zeichnete, und er ihr, Ludovic, mit dem Silberklange ihrer Stimme und mit ihren großen von Fieber funkelnden Augen zugleich so tiefe und so kindliche Fragen machte, daß er manchmal nicht wußte, wie er darauf antworten

sollte, und er hatte gesagt:

»Dieses Kind darf nicht sterben!«

Von diesem Augenblicke, und es waren ungefähr sechs Wochen, daß ihm dieser Ausruf entschlüpft war, hatte sich Ludovic mit der Leidenschaft, mit der er bei jeder medizinischen Frage zu Werke ging, angestrengt, dem armen Kinde die Gesundheit wiederzugeben!

Er zählte die Schläge des Pulses, er untersuchte die Brust mit dem Hörrohr, er studirte die Flammen der Augen, und er blieb überzeugt, die Flammen der Augen und die Hast des Pulses rühren von einer Nervenüberreizung her, doch keines der zum Leben nothwendigen Organe habe sie bedeutend angegriffen. Von da an schrieb er eine rein hygienische Behandlung in physischer Hinsicht, eine rein philosophische in moralischer vor. Er maß die Zeit für die geistige, wie für die materielle Nahrung ab. Während er einen pittoresken Charakter bei der Tracht des Kindes beibehielt, nahm er das weg, was zu exentrisch war.

Nach Verlauf von sechs Wochen dieser Behandlung, deren Durchführung Ludovic selbst jeden Tag beaufsichtigte, war Rose-de-Noël das Kind geworden, das wir als Mädchen dem Leser vor die Augen zu führen versucht haben, — gerade in dem Momente, wo sie die Fragen von Herrn Jackal in eine von den Krisen versetzte, in die sie immer verfiel, wenn man sie, wider ihren Willen, aus ihre entsetzlichen Jugenderinnerungen zurückbrachte.

Wir haben gesehen, wie Ludovic, der die Gewohnheit angenommen hatte, das Mädchen alle Tage zu besuchen, unter dem Scheinvorwande, sich zu versichern, ob man bei ihr die Behandlung befolge, die er vorgeschrieben, mitten in ihrer Ohnmacht ankam: wir wissen, daß, von Herrn Jackal bei ihr allein gelassen, der junge Arzt der Kranken die Stille empfahl, und daß er, am Fuße ihres Bettes sitzend, ihren Schlaf bewachte, sie mit dem Blicke nicht verließ, und sich selbst fragte, was in seinem eigenen Herzen vorgehe.

War es einfach Begierde, was er fühlte?

Nein, Engel der Tugend, Ihr wißt, daß es nicht Verlangen war; denn nie fiel ein keuscherer Blick auf einen unbefleckteren Leib.

Was war es denn?

Der junge Mann legte eine Hand an seine Stirne, um sie zu zwingen, zu denken; er hielt eine Hand an sein Herz, um sein Herz am Schlagen zu verhindern; doch sein Gehirn und sein Herz sangen einstimmig das reine, erhabene Lied der ersten Liebe, und er war genöthigt, auf sie zu hören.

»Ah! es ist Liebe!« sagte er, indem er seinen Kopf in seine beide Hände fallen ließ.

Ja, es war Liebe, und zwar von der jüngsten, der frischesten, der unschuldigsten, der jungfräulichsten Liebe, die in ein Herz, das im Verzuge ist, eindringen kann. Es war die glühende Sympathie oder freiwillige Zärtlichkeit einer verspäteten Seele für eine kaum erst

erschlossene Seele. Die Lilienfee war über ihre Häupter hingegangen, und sie hatte ihre weißesten Blumen auf die Stirnen der zwei Kinder entblättert.

Welche Frau wird je — und mit welchen Worten wird man es ihr sagen können? — die stummen, geheimnißvollen, unaussprechlichen Anbetungen erfahren, die das Herz eines Mannes bei den ersten Offenbarungen der Liebe erfüllen?

Es war so bei Ludovic.

Sein Herz erschien ihm selbst wie ein Altar, seine Liebe wie ein Cultus: seine ganze Vergangenheit eines Skeptikers verschwand, wie im Theater unter dem Zauberstabe einer Fee und aus Befehl des Maschinisten eine, eine Wüste vorstellende Decoration verschwindet.

Er wandte sich gegen die Zukunft, und durch weiße und rosenfarbige Wolken sah er einen neuen Horizont. Dieser Horizont war für ihn das, was für den Matrosen, der die Tropenregionen durchreist und die Vorgebirge umschiff hat, die Erscheinung von einer jener zauberhaften Inseln des Stillen Meeres, oder des Indischen Meeres, mit ihren großen Bäumen, ihren Wiesenblumen, ihren tiefen Kühlen, ihren scharfen Wohlgerüchen ist, — Tayti oder Ceylon. Er erhob die Stirn wieder, schüttelte den Kopf, stützte sich aufs Neue auf die Bettlade, wie er es im Augenblicke des Einschlafens von Rose-de-Noël gethan hatte, und betrachtete sie mit einer Art von väterlichen Zärtlichkeit.

»Schlafe, Kind,« murmelte er, »Du, die Du mir das Leben wieder geöffnet hast! . . . Es war also die Liebe, die Du unter Deinem Flügel trugst, theure Taube, an dem Tage, wo ich Dir begegnete! Ich bin also so oft an Dir vorüber gegangen, habe Dich so oft gesehen, so oft angeschaut, so oft Deine Hand in der meinigen gedrückt, und Alles ist stumm geblieben, oder hat eine unbekannte Sprache mit mir gesprochen . . . Während Deines Schlafes hast Du mir Deine Liebe geöffnet . . . Schlafe, liebes Mädchen mit dem geheimnißvollen Ursprunge! Die Engel wachen zu Deinen Häupten, und ich werde mich hinter den Falten ihrer Kleider verbergen, um Dich schlafen zu sehen. Sei ruhig, im schönen Lande der Träume, in welchem Du reifest: ich werde Dich nur durch den weißen Schleier Deiner Unschuld anschauen, und meine Stimme wird nie den goldenen Schlaf Deines Herzens stören?«

Ludovic war so weit bei diesem inneren Concerte, das wir Alle mehr oder minder harmonisch in uns oder um uns gehört haben, da schlug Rose-de-Noël die Augen auf und schaute ihn an.

Die Rothe stieg Ludovic zur Stirne, als wäre er bei einer schlechten Handlung ertappt worden.

Er fühlte die Nothwendigkeit, das Mädchen anzureden, und dennoch zögerte seine Zunge.

»Haben Sie gut geschlafen, Rose?« fragte er.

»Sie!« wiederholte das Kind.

»Sie sagen Sie zu mir, Herr Ludovic?«

Ludovic schlug die Augen nieder.

»Warum sagen Sie *Sie* zu mir?« fuhr das Kind fort, das in seiner Niedrigkeit daran gewöhnt war, daß es Jedermann duzte.

Alsdann fügte Rose-de-Noël wie sich befragend bei:

»Bin ich in meinem Schläfe unartig gewesen?«

»Sie, liebes Kind?« rief Ludovic, dessen Augen sich mit Thränen füllten.

»**Sie**. . . abermals!« wiederholte Rose-de-Noël. »Warum duzen Sie mich denn nicht mehr, Herr Ludovic?«

Ludovic schaute sie an, ohne ihr zu antworten.

»Mir scheint, man ist gegen mich aufgebracht, wenn man mich nicht mehr duzt,« fügte Rose-de-Noël bei. »Sind Sie mir böse?«

»Nein, ich schwöre Ihnen!« rief Ludovic.

»Immer Sie! Sicherlich habe ich Ihnen einen Kummer bereitet, den Sie mir nicht sagen wollen!«

»Ah! nein, nein, nichts, liebe kleine Rose!«

»Gut! . . . Das ist schon besser. Fahren Sie fort.«

Ludovic suchte seinem Gesichte ein wenig Ernst zu geben.

»Hören Sie, liebes Kind,« sagte er.

Rose-de-Noël machte eine reizende kleine Mundverziehung, als sie das Wort: *hören Sie* vernahm, das ihr irgend einen unbestimmten Aerger weissagte, dessen Ursache zu nennen sie sehr in Verlegenheit gewesen wäre.

Ludovic fuhr fort:

»Sie sind kein Kind mehr, Rose . . .«

»Ich?« unterbrach das Mädchen mit Erstaunen.

»Oder Sie werden es in ein paar Monaten nicht mehr sein. In ein paar Monaten werden Sie eine große Person sein, der Jedermann Respect schuldig ist. Nun wohl, Rose, es ist nicht respectvoll von einem jungen Manne meines Alters, so vertraulich mit einem Mädchen von dem Ihrigen zu sprechen, wie ich dies zu thun pflege.«

Das Kind schaute Ludovic aus eine zugleich so naive und so ausdrucksvolle Weise an, daß Ludovic genöthigt war, die Augen niederzuschlagen.

Dieser Blick bezeichnete klar: »Ich glaube in der That, Sie haben einen Grund, mich nicht mehr zu duzen; doch ist es der wahre Grund, der, den sie mir angegeben haben? Ich bezweifle es.«

Ludovic begriff vollkommen den Blick von Rose-de-Noël; er begriff ihn so gut, daß er zum zweiten Male die Augen niederschlug, sehr verlegen über die Art, wie er sich herausziehen sollte, würde Rose-de-Noël eine mehr positive Erklärung in Betreff dieser Veränderung in der Form ihrer Beziehung verlangen.

Doch sie, die ihn anschaute, während er die Augen niederschlug, fühlte etwas Unbekanntes in ihrem Herzen: es war ein Druck, jedoch ein Druck voll Weichheit und Glück.

Da geschah etwas Seltsames: Rose-de-Noël, indem sie ganz leise die Worte an ihn richtete, die sie gern ganz laut zu ihm gesprochen hätte, bemerkte, daß, während Ludovic, der sie immer geduzt, sie nicht mehr duzte, sie, die immer Sie mit der Stimme zu ihm sagte, mit dem Herzen Du zu ihm sagte: und nun war es an Rose-de-Noël, zu zittern, zu schweigen und ebenfalls zu erröthen.

Sie drückte ihren Kopf in ihr Kissen und zog über ihre Augen eine von den Gazen, in die sie sich in ihren pittoresken Toiletten zu hüllen pflegte.

Ludovic schaute ihr mit Besorgniß zu.

»Ich habe sie betrübt,« sagte er zu sich selbst, »und nun weint sie.«

Er stand sodann auf, machte sich die, von dem unschuldigen Kinde unbegriffene, allzu große Zartheit zum Vorwurfe, näherte sich dem Bette, neigte sich aus das Kopfkissen, und sagte mit seinem sanftesten Tone:

»Rose, meine liebe Rose!«

Aus diesen Ruf, der bis in die Tiefe des Herzens vom Kinde wiederklang, wandte sie sich so rasch um, daß sich ihr glühender Athem mit dem Athem von Ludovic vermengte.

Dieser wollte sich wieder erheben; doch ohne daß sich Rose-de-Noël Rechenschaft von dieser ganz instinctartigen Bewegung gab, schmiegt sich ihre Arme um den Hals von Ludovic, und während sie mit ihren Lippen leicht die glühenden Lippen des jungen Mannes berührte, murmelte sie als Erwiederung auf die Worte: »Rose, meine liebe Rose!«

»Ludovic, mein lieber Ludovic!«

Dann gaben Beide einen Schrei von sich, Rose-de-Noël stieß den jungen Mann von sich, der junge Mann warf sich heftig rückwärts., In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.

Es war Babolin, der zurückkehrend schrie:

»Sage Rose-de-Noël, Babylas war durchgegangen, doch die Brocante ist seiner wieder habhaft

geworden, und das wird einen schönen Tanz abgeben.«

In der That, das klägliche Geschrei von Babylas, das bis zum Entresol von Rose-de-Noël emporstieg, bestätigte das bekannte Sprichwort: »Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.«

XXIX.

Der Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs.

An demselben Tage, ungefähr drei Viertelstunden, nachdem Herr Jackal und Gibassier sich an der Ecke der Rue de la Vieille - Estrapade verlassen hatten,— Gibassier, um Caramelle bei der Barbette zu holen, Herr Jackal, um in seinen Wagen zu steigen, war der ehrliche Herr Gérard in seinem Schlosse Vanvres beschäftigt, die Zeitungen zu lesen; da trat derselbe Kammerdiener, welcher in dem Augenblicke, wo man am Leben seines Herrn verzweifelte, einen Priester im Bas-Meudon suchte und den Bruder Dominique zurückbrachte, derselbe Kammerdiener, sagen wir, trat ein und erwiderte auf die von seinem Herrn auf die verdrießlichste Art ausgesprochenen Worte: »Warum stören Sie mich? wieder ein Bettler?« mit der majestätischsten Stimme:

»Seine Excellenz der Herr Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs.«

Herr Gérard wurde carmoisinroth vor Stolz, stand rasch auf, und suchte mit dem Blicke die Tiefen des Corridors zu durchdringen, um von so fern, als es ihm möglich wäre, die erhabene Person zu entdecken, die man ihm mit so viel Emphase meldete.

Im Halbschatten erschien in der That ein Mann von hoher Gestalt, schlank, mit blonden Haaren oder vielmehr mit blonder, gekräuselter Perrücke, eine kurze Hose, den Degen fast wagrecht, einen Frack à la française, das Spitzenjabot im Winde und eine Ordensschnalle im Knopfloche tragend.

»Lassen Sie ihn eintreten!« rief Herr Gérard,

Der Bediente verschwand, und Seine Excellenz der Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs, trat in den Salon ein,

»Kommen Sie, Herr Commandeur! kommen Sie!« sagte Herr Gérard.

Der Commandeur machte zwei Schritte, blieb stehen, schüttelte leicht den Kopf mit dem linken Auge blinzeln, und offenbarte in allen seinen Bewegungen, — sogar in der Art, wie er, um Herrn Gérard besser zu sehen, seine goldene Brille aus seine Stirne emporschob, — jene erhabene Impertinenz und jene hoffärtige Miene, die das Privilegium der Edelleute von vornehmem Hause sind.

Während dieser Zeit wartete Herr Gérard, gekrümmt wie ein Fragezeichen, daß es dem Unbekannten gefiele, ihm die Ursache seines Besuches zu erklären.

Der Commandeur ließ sich herab, Herrn Gérard durch einen Wink zu bedeuten, er möge den

Kopf wieder ausrichten; wonach der ehrliche Philanthrop nach einem Fauteuil stürzte, das er bis hinter den Besuch zog; dieser brauchte sich also nur zu setzen, was er that, indem er Herrn Gérard einlud, seinem Beispiele zu folgen.

Als die zwei Personen einander gegenüber saßen, zog der Commandeur, ohne ein Wort zu sagen, seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schöpfte, vergessend, Herrn Gérard zu fragen, ob er schnupfe, eine Prise daraus und schlürfte sie wollüstig.

Alsdann senkte er seine Brille wieder auf seine Nase, schaute Herrn Gérard an und sagte:

»Mein Herr, ich komme im Auftrage Seiner Majestät.«

Herr Gérard verbeugte sich so, daß sein Kopf zwischen seinen Knien verschwand.

»Seiner Majestät?« stammelte er.

Da sagte der Commandeur mit hartem, hoffärtigem Tone:

»Der König schickt mich, um Ihnen zum Ausgange Ihres Processes Glück zu wünschen.«

»Der König erweist mir tausend und tausendmal zu viel Ehre!« rief Herr Gérard. »Doch wie kommt es, daß der König . . .«

Und er schaute den Commandeur Triptolème von Melun mit einem Physiognomie-Ausdrucke an, in welchem man sich unmöglich täuschen konnte.

»Der König ist der Vater aller seiner Untertanen,« antwortete der Commandeur. »Er interessirt sich für Alles, was leidet, und bekannt mit den zahllosen Schmerzen, von denen Ihr Herz seit dem Verluste Ihrer beiden Neffen ergriffen war, richtet Seine Majestät durch meine Stimme ihre Glückwünsche und ihre Beileidsbezeugungen an Sie. Ich halte es für überflüssig, zu bemerken, mein Herr, daß ich den Gefühlen Seiner Majestät meine eigenen beifüge.«

»Das ist zu viel Güte, Herr Commandeur!« erwiderte bescheiden Herr Gérard, »und ich weiß nicht, ob ich ganz würdig bin . . .«

»Ob Sie würdig sind, Herr Gérard!« rief der Gouverneur. »Sie haben die Demuth, zu fragen, ob Sie würdig sind? Wahrhaftig, Sie erfüllen mich mit Erstaunen! Wie, ein Mann, der so viel gelitten hat, wie Sie, gearbeitet wie Sie, die Wohlthätigkeit geübt, wie Sie, ein Mann dessen Name mit tausend Buchstaben an den Brunnen, an das Waschhaus, an die Kirche, auf jeden Pflasterstein dieses Dorfes geschrieben ist; ein Mann, dessen allgemeiner Ruf, Liebe zum Guten, Liebe und Wohlthätigkeit gegen seines Gleichen, Größe und Uneigennützigkeit gegen die ganze Welt bezeichnet, dieser Mann fragt, ob er die Huld des Königs verdiene? Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich bin erstaunt über so viel Demuth; und das ist eine Tugend mehr, die man Ihren zahllosen Tugenden beizufügen hat!«

Herr Gérard hielt es nicht mehr aus: unter den Lobeserhebungen eines im Auftrage des Königs kommenden Mannes, blies er sich allmählig auf, um am Ende zu zerbersten, hätten diese

Lobeserhebungen in derselben Progression fortgefahren. Die Worte: Huld des Königs hatten in seinem Ohre geklungen wie eine köstliche Musik, und er erschaute verworren in der Zukunft glänzende Belohnungen für seine Tugenden.

»Herr Commandeur,« antwortete er ganz bekloffen, »ich thue gegen meines Gleichen nur, was jeder gute Christ thun soll. Lehrt uns nicht die Religion uns einander dienen, uns lieben, uns gegenseitig unterstützen?«

Der Commandeur hob seine Brille bis zum obersten Theile seiner Stirne empor und schaute Herrn Gérard mit seinen kleinen Augen starr an.

»Ei!« dachte er, während er ihn anschaute, »ich wäre in der That erstaunt gewesen, hätte sich nicht eine kleine Dose Jesuitismus unter dieser Philanthropie gefunden! . . Wir wollen den Menschen bei seiner Schwäche fassen!«

Alsdann sprach er laut:

»Mein Herr, es ist also nichts, streng die Grundsätze beobachten, die uns die heilige Religion lehrt, und Seine Majestät, die den Titel *Allerchristlichster König* führt, und sich mit Recht *der älteste Sohn unserer heiligen Mutter der Kirche* zu sein rühmt, muß sie nicht die wahren Christen auszeichnen und belohnen?«

»Belohnen!« rief Herr Gérard mit einer Hast, die er bereute, sobald dieser Infinitiv losgelassen war.

»Ja, mein Herr,« antwortete der Commandeur, auf dessen Lippen sich ein seltsames Lächeln erschloß, »belohnen. . . Der König ist auch darauf bedacht gewesen, Sie zu belohnen.«

»Aber,« unterbrach lebhaft Herr Gérard, als wollte er seinen verfrühten Eifer sühnen, »trägt nicht die Pflicht in sich ihren Lohn, Herr Commandeur?«

»Allerdings, allerdings,« antwortete der Commandeur, und ich schätze Ihre Bemerkung nach Gebühr: ja, die Pflicht trägt in sich ihren Lohn, und das ist die Belohnung des Biedermannes vor Gott, doch die Leute belohnen, die ihre Pflicht erfüllt haben, heißt das nicht sie der öffentlichen Dankbarkeit, der allgemeinen Bewunderung, der Liebe ihrer Mitbürger bezeichnen? heißt das nicht, sie als Beispiel denjenigen geben, welche zwischen dem guten und dem schlechten Wege zögern, denjenigen, welche weder gut noch schlecht sind, kurz den Halbrechtschaffenen? Dies, mein Herr, ist der Gedanke Seiner Majestät, und weigern Sie sich nicht entschieden, die Gnadenbezeugungen anzunehmen, mit denen Sie die Huld des Königs überhäufen will, so bin ich von ihm beauftragt, mich bei Ihnen nach dem zu erkundigen, was Ihnen am angenehmsten sein dürfte.«

Herr Gérard fühlte etwas wie eine Blendung vor seinen Augen hinziehen.

»Entschuldigen Sie, mein Herr,« sagte er, seine Worte unterbrechend, »ich war so wenig auf den Besuch gefaßt, mit welchem mich zu beehren Sie die

Gewogenheit haben, sowie aus die wahrhaft väterliche Sorge, mit der mich Seine Majestät in diesem Augenblicke umgibt, daß mein Kopf in Verwirrung geräth, und ich durchaus nichts Ihnen zu sagen finde, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken.«

»Die Dankbarkeit ist ganz aus unserer Seite, Herr Gérard,« erwiderte der Commandeur, »und ich müßte mich sehr täuschen, sollte Ihnen Seine Majestät nicht mündlich den Beweis hiervon geben.«

Der Commandeur wartete geduldig, bis er seine normale Stellung wieder angenommen hatte, und sagte sodann:

»Herr Gérard, gäbe ihnen der König auf die eine oder die andere Art den Auftrag, einen Mann von Ihrem Verdienste zu belohnen, welche Art von Belohnung würden Sie ihm zuerkennen? Antworten Sie offenherzig.«

»Ich gestehe, Herr Commandeur,« erwiderte Herr Gérard, mit den Augen das Band verschlingend, welches das Knopfloch des Kammerherrn schmückte, »ich gestehe, die Wahl würde mich in große Verlegenheit bringen.«

»Handelte es sich um Sie, dann begriffe ich es. . . doch nehmen Sie an, es handle sich um einen ganz Andern, um einen redlichen Mann, wie Sie, zum Beispiel, — wenn sich Ihres Gleichen unter dem Himmelszelte finden läßt!«

Der Commandeur sprach diese Worte mit einem Ausdrücke von Ironie, der Herrn Gérard beben machte; der würdige Philanthrop befragte mit den Augen das Gesicht des Kammerherrn; doch dieses Gesicht drückte ein solches Wohlwollen aus, daß der Zweifel, herrschte einen Augenblick der Zweifel im Geiste von Herrn Gérard, vor dieser wohlwollenden Miene verschwand.

»Ah!« sagte Herr Gérard bescheiden die Augen niederschlagend, »in diesem Falle scheint mir, Herr Commandeur. . .«

»Vollenden Sie.«

»Nun wohl,« fuhr Herr Gérard fort, seine Worte sondirend, als befürchtete er mehr zu sagen, als er wollte, und besonders mehr, als ein Edelmann wie der Commandeur Triptolème von Melun hören konnte, »mir scheint . . . das . . . Kreuz. . . der. . . Ehrenlegion. . .«

»Das Kreuz der Ehrenlegion? Aber sagen Sie es doch geschwinde, Herr Gérard! . . . Was Teufels hält Sie zurück? Das Kreuz der Ehrenlegion!«

»Ei! das wäre der Gegenstand meiner glühendsten Wünsche.«

»Wissen Sie, daß ich Sie übermäßig bescheiden finde, Herr Gérard!«

»Ah! mein Herr!«

»Allerdings! was ist ein Stückchen rothes Band am Knopfloche eines Mannes von Ihrem Schlage? Nun, mein lieber Herr Gérard, Sie haben ganz einfach für einen Andern die Belohnung bezeichnet, die Seine Majestät für Sie gewählt hatte.«

»Ist es möglich?« rief Herr Gérard, dessen Gesicht sich mit Blut unterlief, als wäre er auf dem Punkte gewesen, vom Schlage gerührt zu werden,

»Ja, mein Herr,« fuhr der Commandeur fort, »Seine Majestät bietet Ihnen das Kreuz der Ehrenlegion an, und sie hat mich beauftragt, nicht nur es Ihnen zu bringen, sondern es auch selbst an Ihrem Knopfloche zu befestigen, und nie, der König ist dessen sicher, wird eine Decoration aus dem Herzen eines redlicheren Mannes gegläntzt hoben.«

»Ich werde darüber vor Freude sterben, Herr Commandeur!« rief Herr Gérard.

Herr Triptolème von Melun machte die Geberde eines Menschen, der in der Seitentasche seines Rockes stört, während Herr Gérard, ganz keuchend vor Freude, Stolz und Glück, sich anschickte, niederzuknieen, um die Umarmung zu empfangen.

Doch, statt aus seiner Tasche den so oft verkündigten und so sehr ersehnten Orden zu ziehen, kreuzte der Commandeur die Arme, schaute Herrn Gérard von oben herab an und sprach:

»Bei Gott! mein Herr ehrlicher Mann, Sie müssen ein heilloser Schuft sein!«

Herr Gérard fuhr, wie man leicht begreift, aus, als ob ihn eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Doch ohne sich um seine erschrockene Miene zu bekümmern, fuhr der Andere fort:

»Schauen Sie mir ins Gesicht, Herr Gérard!«

Eben so tief erbleichend, als er erröthet war, versuchte es Herr Gérard, den Befehl des Kammerherrn auszuführen: doch seine Augen senkten sich unwillkürlich nieder,

»Was wollen Sie sagen?« stammelte er.

»Ich will sagen, daß Herr Sarranti unschuldig ist: daß Sie schuldig des Verbrechens sind, für das man ihn zum Tode verurtheilt bat: daß es dem König nie eingefallen ist, Ihnen das Kreuz anzubieten: daß ich nicht der Commandant Triptolème von Melun, Kammerherr, sondern Herr Jackal, Chef der geheimen Polizei bin! — Und nun, lieber Herr Gérard, lassen Sie uns als zwei gute Freunde mit einander plaudern, und hören Sie mich mit der größten Aufmerksamkeit, denn ich habe Ihnen eine Menge der wichtigsten Dinge zu sagen!«

XXX.

Wo Herr Gérard sich beruhigt.

Herr Gérard stieß einen Schreckensschrei aus. Von gelb und schlaf, wie sie waren, wurden seine Backen grün und hängend. Er ließ seinen Kopf aus seine Brust fallen, und that ganz leise den Wunsch, hundert Fuß unter der Erde zu sein.

»Wir sagen also,« fuhr Herr Jackal fort, »Herr Sarranti sei unschuldig, und Sie seien der einzige Strafbare.«

»Erbarmen! Herr Jackal!« rief an allen Gliedern zitternd Herr Gérard, indem er dem Polizeimanne zu Füßen fiel.

Herr Jackal schaute ihn einen Augenblick mit dem erhabenen Ekel an, den die Polizeileute, die Gendarmen und die Nachrichter in der Regel gegen die Feigen haben.

Alsdann, ohne ihm die Hand zu reichen, — denn man hätte glauben sollen, diesen Menschen berührend, befürchte Herr Jackal, sich zu beflecken, sagte er:

»Stehen Sie auf und seien Sie ohne Furcht. Ich komme nur hierher, um Sie zu retten.«

Herr Gérard schaute mit einer scheuen Miene empor. Seine Physiognomie bot eine seltsame Mischung von Hoffnung und Angst.

»Mich retten?« rief er.

»Sie retten . . . Es setzt Sie in Erstaunen, nicht wahr?« sagte Herr Jackal, »daß man sich damit beschäftigt, einen so elenden Menschen, wie Sie, zu retten? Ich will Sie beruhigen, Herr Gérard. Man rettet Sie nur, um einen ehrlichen Mann ins Verderben zu stürzen; man bedarf nicht *Ihres* Lebens, sondern *seines* Todes, und man kann ihn nur tödten, indem man Sie leben läßt!«

»Ah!« murmelte Herr Gérard; »ja, ja, ich glaube Sie zu verstehen.«

»Dann trachten Sie danach, daß Ihre Zähne nicht klappern, was Sie am Sprechen verhindert, und erzählen Sie mir die Geschichte in ihren kleinsten Einzelheiten.«,

»Warum dies?« fragte Herr Gérard.

»Ich könnte Ihnen nicht sagen, warum, doch Sie würden zu lügen suchen. Nun wohl, um die Spuren davon verschwinden zu machen.«

»Die Spuren! . . . es sind also Spuren vorhanden?« fragte Herr Gérard, seine kleinen Augen übermäßig aussperrend.

»Ich glaube wohl, daß vorhanden sind!«

»Aber welche?«

»Gut! welche! . . . Vor Allem Ihre Nichte. . . «

»Meine Nichte? sie ist also nicht todt?«

»Nein; Madame Gérard hat sie, wie es scheint, schlecht getödtet.«

»Meine Nichte! Sie sind sicher, daß sie lebt?«

»Ich komme so eben von ihr, und ich muß Ihnen gestehen, mein lieber Herr Gérard, daß Ihr Name und besonders der Ihrer *Frau* eine ziemlich bedauerliche Wirkung auf sie hervorgebracht hat.«

»Sie weiß also Alles?«

»Das ist wahrscheinlich, denn sie stößt Schreie der Verzweiflung nur beim Namen, ihrer guten Tante Orsola aus.«

»Orsola?« wiederholte Herr Gérard, schauernd wie unter einem elektrischen Schläge.

»Sehen Sie,« sagte Herr Jackal, »dieser Name macht auf Sie selbst eine gewisse Wirkung. Urtheilen Sie, welche er auf das arme Kind machen muß. . . Nun wohl, wie um jeden Preis dieses Kind, das jeden Augenblick sprechen kann, schweigen muß, ebenso müssen alle für Sie compromittirenden Indicien erlöschen. Herr Gérard, ich bin Arzt, und zwar ziemlich guter Arzt, ich pflege die Mittel zu finden, wenn ich die Temperamente der Leute kenne, mit denen ich es zu thun habe. Erzählen Sie mir also diese traurige Geschichte in ihren kleinsten Einzelheiten: der mindeste, scheinbar gleichgültige, Umstand, kann, von Ihnen vergessen, unsern ganzen Plan zerstören. Sprechen Sie daher, wie wenn Sie einen Arzt oder einen Priester vor sich hätten.«

Herr Gérard besaß, wie alle Schlammtiere, im höchsten Grade den Instinkt der Selbsterhaltung. Ein beständiger Leser aller politischen Blätter, hatte er in den royalistischen Zeitungen die *auf Befehl* gegen Herrn Sarranti eingerückten fulminantesten Artikel gelesen. Von da an fühlte er sich von einer unsichtbaren Hand beschützt; er kämpfte wie jene, von Minerva begünstigten Kriegshäupter, unter ihrer Aegide. Herr Jackal bestärkte ihn in diesem Glauben.

Er begriff also, daß er dem Polizeimann gegenüber, der als Verbündeter zu ihm kam, kein Interesse hatte, zu schweigen, und jedes im Gegentheile zu gestehen. Dem zu Folge schickte er sich an, Alles zu erzählen, wie er es beim Abbé Dominique gethan hatte, — eine Rede seines Bruders bis zu dem Augenblicke, wo er, die Verhaftung von Herrn Sarranti erfahrend, sein Bekenntniß von seinem Beichtiger zurückgefordert hatte.

»Ah! nun bin ich dabei!« rief Herr Jackal; »ich begreife Alles.«

»Wie!« sagte erschrocken Herr Gérard, »Sie begreifen Alles? Als Sie hierher kamen, wußten

Sie also nichts?«

»Nicht viel, ich gestehe es; doch das geht seinen geraden Weg.«

Und er stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Arm seines Fauteuils, ließ sein Kinn auf seine Hand fallen, dachte einen Augenblick nach, und sein Gesicht nahm einen gewissen Ausdruck von Melancholie an, woran dieses Gesicht entfernt nicht gewöhnt war.

»Armer Teufel von einem Abbé,« murmelte er, »ich erkläre mir, warum er bei allen Göttern schwur, sein Vater sei unschuldig; ich verstehe, was er sagen wollte, als er von einem Beweise sprach, den er nicht zeigen konnte, und ich begreife, warum er nach Rom gereist ist.«

»Wie! er ist nach Rom gereist?« rief Herr Gérard, »der Abbé Dominique ist nach Rom gereist?«

»Ei! mein Gott, ja!«

»Und was will er in Rom machen?«

»Mein lieber Herr Gérard, es gibt nur einen Menschen, der den Abbé Dominique des Geheimnisses der Beichte entbinden kann.«

»Ja, der Papst.«

»Nun wohl, er will den Papst bitten, ihn dieses Geheimnisses zu entbinden.«

»Ah! mein Gott!«

»Um die Zeit zu haben, diese Reise zu machen, hat er beim König um einen Aufschub nachgesucht, der ihm auch gewährt worden ist.«

»Dann bin ich aber verloren,« rief Herr Gérard.

»Warum das?«

»Der Papst wird ihm seine Bitte bewilligen.«

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

»Nein! Sie glauben nicht?«

»Ich bin dessen sicher, Herr Gérard.«

»Sie sind dessen sicher?«

»Ich kenne Seine Heiligkeit.«

»Sie haben die Ehre, den Papst zu kennen?«

»Wie die Polizei die Ehre hat, Alles zu kennen, Herr Gérard, wie sie die Ehre hat, zu wissen, daß Herr Sarranti unschuldig ist, und daß Sie schuldig sind.«

»Nun?«

»Ja, das ist ein jovialer und hartnäckiger Mönch, dem daran liegt, seine geistliche und weltliche Gewalt seinem Nachfolger zu hinterlassen, wie er sie von seinem Vorgänger empfangen hat. Er wird einen Vorwand finden, um seine Weigerung damit zu unterstützen, doch er wird es abschlagen.«

»Ab! Herr Jackal,« rief Herr Gérard, wieder in sein erstes Zittern verfallend, »wenn Sie sich täuschten. . .«

»Ich wiederhole Ihnen, mein lieber Herr Gérard, Ihre Rettung ist für mich nothwendig. Seien Sie also ohne Furcht, und setzen Sie Ihre philanthropischen Werke wie gewöhnlich fort; nur erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen sagen werde: es kann morgen, übermorgen, heute, in einer Stunde, diese oder jene Person kommen, die Sie will sprechen machen, welche behaupten wird, sie sei ermächtigt, dies zu thun, welche Ihnen sagen wird, wie ich gesagt habe: »»Ich weiß Alles!«« antworten Sie ihr nichts, Herr Gérard; gestehen Sie ihr nicht eine von Ihren Jugendsünden; lachen Sie ihr ins Gesicht; sie wird nichts wissen. Wir sind im Ganzen Vier, die das Verbrechen kennen: Sie, ich, Ihre Nichte, der Abbé Dominique . . .«

Herr Gérard machte eine Bewegung; der Polizeimann hielt ihn zurück.

»Niemand außer uns darf es kennen,« fügte er bei; »seien Sie also auf Ihrer Hut und lassen Sie sich nicht überrumpeln. Lügen Sie; läugnen Sie frech; läugnen Sie auf den Tod, und wäre es gegen den Staatsanwalt; läugnen Sie unter jeder Bedingung, ich werde Sie im Nothfalle unterstützen, das ist mein Handwerk!«

Es ist unmöglich, den Ausdruck wiederzugeben, mit dem Herr Jackal diese letzten Worte sprach.

Man hätte glauben sollen, er betrüge sich, wie er Herrn Gérard betrog.

»Mein Herr,« sagte hastig Herr Gérard, »wenn ich mich aber entfernen würde . . . was denken Sie hiervon?«

»Darum wollten Sie mich vorhin unterbrechen? Ich hatte es errathen.«

»Nun?«

»Nun, Sie würden eine Dummheit begehen.«

»Wenn ich ins Ausland ginge?«

»Sie, Frankreich verlassen, undankbarer Sohn! Sie, die Heerde der Armen verlassen, die Sie in diesem Dorfe nährten, schlechter Hirte! bedenken Sie das auch ernstlich? Mein lieber Herr

Gérard, die Unglücklichen dieses Fleckens bedürfen Ihrer; ich selbst kann Ihrer bedürfen: ich gedenke an einem dieser Tage, oder vielmehr in einer dieser Nächte, eine Promenade im berühmten Schlosse Viry zu machen; ich suche in diesem Falle Reisegefährten, liebenswürdige Leute wie Sie, heiter wie Sie, tugendhaft wie Sie. Nun wohl, ich beabsichtige, Sie binnen Kurzem zu dieser kleinen Promenade einzuladen; ich mache mir ein Fest daraus, denn diese Partie wird, für mich wenigstens, eine wahre Vergnügungspartie sein. Nehmen Sie an, lieber Herr.«

»Ich stehe zu Befehle,« antwortete Herr Gérard mit leiser Stimme.

»Sie sind tausendmal gut,« sagte Herr Jackal.

Und er zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schöpfte eine mächtige Prise daraus, und schlürfte sie mit Wollust.

Herr Gérard glaubte, es sei Alles beendigt, und stand, die Stirne bleich, aber ein Lächeln auf den Lippen, auf.

Er schickte sich an, Herrn Jackal die Geleitehonneurs zu machen, dieser aber, als er ihn anschaute und die Absicht bemerkte, sprach, den Kopf schüttelnd:

»Ah! nein, nein, Herr Gérard; ich bin erst bei der Hälfte von dem, was ich Ihnen zu sagen habe. Setzen Sie sich nieder und hören Sie mich an, mein lieber Herr Gérard.«



XXXI.

Was Herr Jackal Herrn Gérard statt des Kreuzes der Ehrenlegion anbietet.

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus und setzte sich nieder, oder sank vielmehr auf seinen Stuhl; sein Auge, das wieder glasig geworden, befragte indessen fortwährend Herrn Jackal.

»Mein Herr,« sagte dieser, mit einem kleinen Zeichen auf die stumme Frage von Herrn Gérard antwortend, »gegen Ihre Rettung, die ich Ihnen sichere, verlange ich nun von Ihnen unter dem Titel, nicht von Reciprocität, sondern von amical return, wie die Engländer sagen, einen kleinen Dienst. Ich habe in diesem Augenblicke viele Geschäfte, und es wäre mir unmöglich, Sie so oft zu besuchen, als ich gerne möchte . . .«

»Aber,« unterbrach schüchtern Herr Gérard, »ich werde also die Ehre haben, Sie wiederzusehen?«

»Was wollen Sie, mein lieber Herr Gérard? ich fühle für Sie, ich weiß nicht warum, eine wahre Zärtlichkeit: die Sympathien lassen sich nicht erklären. Da ich nun, ich wiederhole es Ihnen, nicht so oft kommen kann, als ich wünschte, so muß ich Sie bitten, mich wenigstens zweimal in der Woche mit Ihrem Besuche zu beehren. Das wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein, mein lieber Herr?«

»An welchem Orte werde ich aber die Ehre haben, Ihnen meine Besuche zu machen, mein Herr?« fragte mit einem gewissen Zögern Herr Gérard.

»In meinem Bureau, wenn Sie wollen.«

»Und Ihr Bureau liegt?«

»Auf der Polizeipräfector.«

Herr Gérard warf bei dem Worte *Polizeipräfector* den Kopf zurück, und als hätte er schlecht gehört, wiederholte er:

»Auf der Polizeipräfector?«

»Allerdings, Rue de Jerusalem . . . In welcher Hinsicht setzt Sie das in Erstaunen?«

»Auf der Polizeipräfector?« wiederholte Herr Gérard mit leiser Stimme und ängstlicher Miene.

»Ah! wie schwer verstehen Sie, Herr Gérard!«

»Nein, nein, ich begreife, Sie wollen sicher sein, daß ich Frankreich nicht verlasse?«

Oh! das ist es nicht! Sie stellen sich wohl vor, daß ich das Auge aus Ihnen habe, und daß ich, fiele es Ihnen ein, Frankreich zu verlassen, Mittel fände, Sie daran zu verhindern.«

»Wenn ich Ihnen aber mein Ehrenwort gebe? . . . «

»Das ist in der That eine Garantie; doch es liegt mir daran, Sie in meinen Händen zu haben. . .

Das ist meine Idee. Was Teufels! lieber Herr Gérard, ich thue genug für Sie: thun Sie Ihrerseits auch etwas für mich.«

»Ich werde erscheinen,« antwortete den Kopf senkend der ehrliche Philantrop.

»Wir haben nur noch über die Tage und die Stunden übereinzukommen.«

»Ja,« erwiderte Herr Gérard maschinenmäßig, »wir müssen über die Tage übereinkommen.«

»Was die Tage betrifft, was würden Sie zum Beispiel zum Mittwoch, Tag des Merkurs, und zum Freitag, Tag der Venus [Man muß sich die französische Benennung Merkredi und Vandredi denken.] sagen? Wären diese zwei Tage nach Ihrem Geschmacke?«

Herr Gérard nickte bejahend mit dem Kopfe.

»Nun die Stunden. . . Was würden Sie zu sieben Uhr Morgens sagen?«

»Sieben Uhr Morgens . . . mir scheint, das ist sehr früh . . .«

»Gut! lieber Herr Gérard, haben Sie nicht ein sehr beliebtes Drama gesehen, das vortrefflich von Frederick gespielt wird: betitelt: l'Auberge des Adrets; man singt darin eine Romanze, die mit dem Refrain endigt:

Quand on fut toujours vertueux, On aime à voir lever l'aurore . . . [Wenn man immer tugendhaft war, sieht man gern die Sonne aufgehen.]

»Wir treten aber in den Sommer ein, die Morgenröthe erscheint um drei Uhr, ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich Ihnen um sieben Uhr Rendezvous gebe.«

»Um sieben Uhr Morgens, gut!« erwiderte Herr Gérard.

»Sehr gut, sehr gut!« rief Herr Jackal. »Gehen wir nun zur Verwendung Ihrer andern Tage über, lieber Herr Gérard.«

»Welche Verwendung?« fragte Herr Gérard.

»Ich will es Ihnen sagen.«

Herr Gérard erstickte einen Seufzer. Er fühlte sich wie die Maus in den Pfoten der Katze, wie der Mensch in den Klauen des Tigers.

»Sie sind noch sehr krank, Herr Gérard.«

»Hm!« machte der ehrliche Mann mit einer Miene, welche sagen wollte: So, so.

»Bei Ihrem trockenen Temperamente müssen Sie den Spaziergang lieben?«

»Es ist wahr, ich liebe ihn.«

»Sehen Sie! ich bin sicher, Sie würden vier bis fünf Stunden des Tages spazieren gehen, und zwar ohne im Geringsten müde zu werden.«

»Das ist viel!«

»Eine Gewohnheit, die man annimmt. Vielleicht würde Sie das in den ersten Tagen ermüden; später aber könnten Sie es nicht mehr entbehren.«

»Es ist möglich!« sagte Herr Gérard, der durchaus nicht sah, worauf Herr Jackal abzielte.

»Es ist sicher.«

»Wohl.«

»Sie müssen also spazieren gehen, Herr Gérard.«

»Ei! ich gehe spazieren, Herr Jackal.«

»Ja, ja, in Ihrem Garten, in den Wäldern von Sèvres, von Bellevue, von Villc d'Avray . . . unnütze Promenaden, Herr Gérard, da sie weder zum Wohle von Ihres Gleichen, noch zum Vortheile der Regierung beitragen.«

»Wahrhaftig!« antwortete Herr Gérard, um irgend etwas zu antworten.

»Sie müssen Ihre Zeit nicht so verlieren, lieber Herr Gérard; ich werde Ihnen das Ziel Ihrer Spaziergänge bezeichnen.«

»Ah!«

»Ja, und dabei bemüht sein, so viel als möglich Abwechslung in dieselbe zu bringen.«

»Wozu sollen aber diese Promenaden nützen?«

»Wozu? ei! vor Allem zu Ihrer Gesundheit; der Spaziergang ist eine heilsame Leibesübung.«

»Kann ich diese Uebung nicht um mein Haus her vornehmen?«

»Um Ihr Haus?. . . Ei! Sie müssen diese Umgebung kennen, um derselben müde zu sein. Seit sechs oder sieben Jahren haben Sie alle Wege und Stege dieser Landschaft hundert und aber hundertmal durchwandelt; Sie müssen gegen Vanvers und seine Gegenden abgestumpft sein; Sie

müssen durchaus, verstehen Sie? mit der Monotonie dieser Spaziergänge in den Feldern brechen; es sind die Straßen von Paris, die ich Sie besuchen zu sehen wünsche,«

»Wahrhaftig,« sagte Herr Gérard, »ich schwöre Ihnen, daß ich nicht begreife.«

»Nun wohl, ich will mich so deutlich als möglich erklären.«

»Ich höre, mein Herr.«

»Lieber Herr Gérard, sind Sie ein treuer Unterthan des Königs?«

»Großer Gott! ich verehere Seine Majestät.«

»Wären Sie geneigt, ihm mit Eifer zur Sühnung Ihrer Schwächen, sprechen wir das Wort geradezu aus, Ihrer Irrthümer zu dienen?«

»Auf welche Weise könnte ich dem König dienen, mein Herr?«

»Vernehmen Sie: der König ist von Feinden aller Art umgeben, Herr Gérard!«

»Ach! . . .«

»Und der arme Mann kann sie nicht allein bekämpfen. Er beauftragt also seine treuesten Unterthanen, ihn zu vertheidigen, für ihn zu kämpfen, die Bösen niederzuschmettern. In der royalistischen Sprache aber nennt man die Bösen die Moabiter, die Amalekiten, Alle diejenigen, welche aus irgend eine Art und aus irgend einer Ursache zu der Partei halten, deren Repräsentant dieser elende Sarranti ist; sodann diejenigen, welche, da sie den König nicht genug lieben, den Herzog von Orleans zu sehr lieben würden; endlich diejenigen, welche, den Einen und den Andern beiseit lassend, eine Erinnerung an die erbärmliche Revolution von 1789 hätten, von der, wie Ihnen bekannt ist, Herr Gérard, alle Mißgeschicke Frankreichs notiren. Das sind die Bösen, Herr Gérard, das sind die Feinde des Königs, das sind die Hydren, welche zu bekämpfen ich Ihnen anbiete; nicht wahr, das ist eine edle Ausgabe?«

»Ich gestehe Ihnen, mein Herr,« erwiderte der ehrliche Gérard mit der Geberde des Menschen, der sich den Kopf nicht länger zerbrechen will, »ich gestehe, daß ich die Aufgabe, deren Vollbringung Sie mir vorschlagen, durchaus nicht begreife.«

»Das ist jedoch ganz einfach, wie Sie sehen werden.«

»Lassen Sie hören!« sagte Herr Gérard, bei dem sich Aufmerksamkeit und Bangigkeit verdoppelten.

»Sie gehen, zum Beispiel,« fuhr Herr Jackal fort, »im Palais Royal oder in den Tuileries spazieren; unter den Kastanienbäumen, ist es in den Tuileries, unter den Linden, ist es im Palais Royal. Zwei Herren gehen vorüber, plaudern von Rossini oder von Mozart: da Sie diese Conversation nicht interessirt, so lassen Sie dieselben vorübergehen; zwei Andere kommen hinter diesen, sprechen von Pferden, Malerei oder Tanz: da die Pferde, die Malerei, der Tanz

nicht das ist, was Sie lieben, so lassen Sie diese Herren gehen; zwei Andere folgen, sie sprechen vom Christenthum, vom Mohamedanismus, von Buddhismus oder Pantheismus; da die philosophischen Discussionen nur von den Einigen der Leichtgläubigkeit der Anderen gestellte Fallen sind, so lassen Sie die Personen philosophiren, und Sie sind von den Dreien der wahre Philosoph. Doch ich nehme an, es kommen auch zwei Personen vorüber, welche von Republik, Orleanismus oder Napoleonismus reden; ich nehme ferner an, daß sie dem Königthum ein Ziel bezeichnen; oh!, dann, lieber Herr Gérard, da das Königthum nach Ihrem Geschmacke ist, da Sie die Republik, das Kaiserreich, die jüngere Linie hassen; da Sie sich vor Allem für die Erhaltung der Regierung und den Ruhm Seiner Majestät interessiren, so horchen Sie aufmerksam, religiös, so daß Sie nicht ein einziges Wort verlieren, und finden Sie Gelegenheit, sich ins Gespräch zu mischen, so steht Alles aufs Beste!«

»Aber,« sagte Herr Gérard mit einer gewissen Anstrengung, denn er sing an, zu begreifen, »mische ich mich in die Conversation, so wird es geschehen, um Meinungen, die ich verabscheue, zu widersprechen.«

»Ah! wir sind nicht mehr hierbei, lieber Gérard.«

»Wie so!«

»Im Gegentheile, Sie werden mit beiden Händen Beifall klatschen, Sie werden Chance mit denjenigen machen, welche sie bekennen, Sie werden sich sogar bemühen, sich ihre Sympathie zuzuziehen: das wird sehr leicht sein, Sie brauchen sich nur zu nennen: Herr Gérard, der redliche Mann! wer Teufels würde Ihnen mißtrauen? — und haben Sie einmal Bekanntschaft mit ihnen angeknüpft, nun wohl, dann werden Sie mich von diesem Glücke in Kenntniß setzen, und es wird mich ungemein freuen, ihre Bekanntschaft zu machen. Sind die Freunde unserer Freunde nicht unsere Freunde? Verstehen Sie mich nun? sagen Sie.«

»Ja,« antwortete dumpf Herr Gérard.

»Ah! . . Nun wohl, nachdem dieser erste Punkt aufgeklärt ist, errathen Sie, daß dies nur eines von den tausend Zielen Ihrer Promenade: ich werde Ihnen nach und nach die anderen bezeichnen, und ehe ein Jahr vergeht, so wahr ich Jackal bin, sollen Sie einer der treuesten, einer der ergebensten, einer der geschicktesten, und folglich einer der nützlichsten Diener des Königs sein.«

»Also,« murmelte Herr Gérard, dessen Gesicht leichenblaß wurde, »was Sie mir anbieten, mein Herr, ist ganz einfach, Ihr Spion zu sein?«

»Da sie das Wort ausgesprochen haben, mein Herr, so werde ich Ihnen nicht widersprechen.«

»Spion . . .« wiederholte Herr Gérard.

»Was des Teufels finden Sie denn Verletzendes in diesem Handwerke? Bin ich, der ich mit Ihnen spreche, nicht einer der ersten Spione Seiner Majestät?«

»Sie?« murmelte Herr Gérard.

»Nun wohl, ja ich! Glauben Sie, ich halte mich nicht für einen eben so redlichen Mann, als zum Beispiel einen Menschen — ich mache keine verletzende Anspielung aus irgend Jemand — als einen Menschen, der, ich nehme an, seine Neffen ermordet hätte, um sich ihr Vermögen anzueignen, und der, nachdem er sie ermordet, einem Unschuldigen würde den Kopf abschlagen lassen, um den seinigen zu retten?«

Diese Worte wurden von Herrn Jackal mit einem solchen Ausdrucke von Spott gesprochen, daß Herr Gérard das Haupt neigte und so leise murmelte, daß man, um ihn zu hören, die ganze Feinheit des Ohres brauchte, mit dem Herr Jackal begabt war:

»Ich werde Alles thun, was Sie wollen!«

»Dann geht Alles gut,« sagte Herr Jackal.

Und er nahm seinen Hut, den er neben sich aus den Boden gesetzt hatte, stand aus und fuhr fort:

»Ah! . . es versteht sich von selbst, eben so sehr um Ihre Willen als um meinetwillen, lieber Herr Gérard, bleibt das Geheimniß Ihrer Ergebenheit unter uns. Darum biete ich Ihnen an, Sie mögen mich so frühzeitig besuchen; zu dieser Stunde sind Sie beinahe sicher, daß Sie bei mir Niemand von Ihrer Bekanntschaft finden. Niemand wird also das Recht haben — und das ist eben so sehr Ihr Interesse, als das unsere — Sie mit dem Namen Spion zu begrüßen, der Ihnen das Kupfergrün ins Gesicht steigen gemacht hat. Bin ich von jetzt an in sechs Monaten mit Ihnen zufrieden, so werde ich, wohlverstanden, sobald wir uns des Herrn Sarranti entledigt haben, für Sie Seine Majestät um das Recht bitten, das Ende vom rochen Bande tragen zu dürfen, da Sie ein so wüthendes Verlangen danach haben, Sie großes Kind!«

Nachdem er diese Worte gesprochen, wandte sich Herr Jackal nach der Thüre, wohin ihm Herr Gérard folgte.

»Bemühen Sie sich nicht,« sagte Herr Jackal; »ich sehe an dem Schweiß, der von Ihrer Stirn fließt, daß sie heiß haben, und Sie dürfen sich nicht in einen Luftzug wagen. Ich wäre trostlos, würden Sie am Tage vor Ihrem Eintritte in Funktion von einem Flusse auf der Brust oder von einem Seitenstechen ergriffen. Bleiben Sie also in Ihrem Fauteuil und ruhen Sie von Ihren Gemüthsbewegungen aus; nur seien Sie in Paris, — übermorgen ist gerade Mittwoch, — seien Sie übermorgen in Paris; ich werde Befehle geben, daß man Sie nicht warten läßt.«

»Aber . . .« beharrte Herr Gérard.

»Wie, *aber*?« rief Herr Jackal. »Ich glaubte, Alles sei verabredet?«

»Um auf den Abbé Dominique zurück zu kommen . . . «

»Auf den Abbé Dominique? Nun, er wird in vierzehn Tagen, in drei Wochen spätestens hier sein. . . Gut! was haben Sie denn!«

Herr Jackal war genöthigt, Herrn Gérard zu unterstützen, der einer Ohnmacht nahe.

»Ich habe,« stammelte Herr Gérard, »ich habe, daß, wenn er zurückkommt . . . «

»Wenn ich Ihnen sage, daß ihm der Papst nicht erlauben wird, Ihr Geheimniß zu enthüllen!«

»Wenn er es aber ohne Erlaubnis enthüllt, mein Herr?« entgegnete Herr Gérard, die Hände faltend.

Der Polizeimann schaute Herrn Gérard mit tiefer Verachtung an.

»Mein Herr,« sprach er zu ihm, »haben Sie mir nicht gesagt, der Abbé Dominique habe einen Eid geschworen?«

»Allerdings!«

»Welchen?«

»Er hat geschworen, von dem Papiere, das er besitzt, vor meinem Tode keinen Gebrauch zu machen.«

»Nun wohl, Herr Gérard,« sagte der Polizeichef, »hat der Abbé Dominique diesen Eid geschworen, so wird er ihn als ein wahrhaft redlicher Mann auch halten; nun . . . «

»Nun, was? . . .«

»Nun lassen Sie sich nicht sterben; denn sind Sie todt, so stehe ich, da der Abbé seines Versprechens entbunden ist, für nichts.«

»Und bis dahin?«

»Schlafen Sie auf beiden Ohren, Herr Gérard, da Sie schlafen können.«

Nachdem er diese Worte mit einem Ausdrücke, der den ehrlichen Gérard schauern machte, gesprochen hatte, stieg Herr Jackal wieder in seinen Wagen und murmelte beiseit:

»Bei meiner Treue, man muß zugestehen, dieser Mensch ist ein höchst Elender, und hätte ich je Vertrauen zu menschlicher Gerechtigkeit gehabt, so würde ich zu dieser Stunde teuflermäßig zurückweichen!«

Und mit einem Seufzer fügte er bei:

»Armer Teufel von einem Abbé! er ist wahrhaft zu beklagen. Was den Vater betrifft, das ist ein alter Mormone; er interessirt mich ganz und gar nicht, und es mag aus ihm werden, was da will.«

»Wohin fährt der Herr!« fragte der Lackai, nachdem er den Schlag wieder geschlossen hatte.

»Nach dem Hotel.«

»Zieht der Herr diese oder jene Barrière vor, und wünscht er nicht eher durch eine Straße, als durch die andere zu fahren?«

»Doch! Sie werden durch die Barrière Vaugieres zurückkehren und durch die Rue aux Fers fahren, — Die Sonne scheint herrlich; ich muß mich versichern, ob der Lazzarone Salvator bei seinen Haken ist. Ich weiß nicht, warum ich mir vorstelle, dieser Bursche werde uns in der Affaire Sarranti viel zu schaffen machen . . . Vorwärts!«

Und der Wagen ging in dreifachem Galopp ab.

XXXII.

Die Verwandlungen der Liebe.

Verlassen wir für den Augenblick den ganzen Theil unserer Erzählung, der sich aus Justin, den General le Bastard, Dominique, Herrn Sarranti, Herrn Jackal und Herrn Gérard bezieht, drehen wir uns um und treten in das Atelier des Mohicaners der Kunst ein, den wir unter dem Namen Petrus kennen.

Es war am ersten oder zweiten Tage nach dem Besuche von Herrn Jackal bei Herrn Gérard: denn man begreift wohl, daß es uns unmöglich ist, aus einen Tag positiv unsere Leser zu unterrichten: wir folgen nur der chronologischen Ordnung der Ereignisse . . . Es war halb elf Uhr Morgens. Petrus, Ludovic und Jean Robert saßen: Petrus in einer Bergère, Ludovic auf einem Fauteuil Rubens, Jean Robert in einem ungeheuren Voltaire. Jeder hatte im Bereiche seiner Hand eine mehr oder minder leere Tasse Thee, und in der Mitte des Ateliers deutete ein noch servirter Tisch an, der Thee sei als Verdauungsmittel in Folge eines substantiellen Frühstücks angewandt worden.

Ein in ungleichen Zeilen, — folglich in Versen, — geschriebenes Manuscript, dessen fünf Acte getrennt, rechts von Jeau Robert, aus der Erde lagen, bewies, daß der Dichter eine Lesung gemacht und die fünf Acte, einen nach dem andern, aus den Boden geworfen hatte. Der fünfte hatte sich seit ungefähr zehn Minuten seinen Gefährten beigesellt.

Diese fünf Acte hatten den Titel *Guelfen und Gibellinen*

Ehe er, um sie ihm vorzulesen, zum Director des Theaters der Porte-Saint-Martin, für welchen er die Erlaubnis, ein Stück in Versen zu spielen, zu erlangen hoffte, gegangen war, hatte Jean Robert sein Drama seinen zwei Freunden vorgelesen.

Das Stück hatte einen ungeheuren Vorlesungssucceß bei Ludovic und Petrus gehabt. Beide Künstler, hatten sie ein tiefes Interesse an der noch jungen Gestalt von Dante genommen, die den Degen handhabte, ehe sie die Feder führte, und sich wunderbar unter den großen Kämpfen der Kunst, der Liebe und des Kriegs entrollte; Beide verliebt, hatten sie dieses Werk eines andern Verliebten mit den Ohren des Herzens angehört, Ludovic an seine Liebe in der Knospe denkend, Petrus seine Liebe in der Blüthe einathmend.

Die sanfte Stimme von Beatrix hatte in ihren Ohren geklungen, und nachdem sie sich brüderlich umarmt, setzten sich alle Drei nieder und sann in der Stille nach: Jean Robert träumte von Beatrix von Marande; Petrus von Beatrix de la Mothe-Houdan und Ludovic von Beatrix Rose-de-Noël.

Beatrix ist keine Frau, es ist ein Stern.

Das Eigenthümliche der großen, starken Werke ist, daß sie die großen und starken Seelen

träumen machen; nur machen sie die Einen, je nach ihren Dispositionen, von der Vergangenheit, die Anderen von der Gegenwart, wieder Andere von der Zukunft träumen.

Jean Robert brach zuerst das Stillschweigen.

»Vor Allem,« sprach er, »meinen Dank für das, was Ihr mir Gutes gesagt habt. Ich weiß nicht, Petrus, ob es bei Dir mit einem Gemälde ist, wie bei mir mit einem Drama; träume ich ein Drama, sein Sujet zeichnet sich, seine Scenen verknüpft sich, die Acte bauen sich in meinem Kopfe auf, — dann könnten alle meine Freunde sagen, mein Drama sei schlecht, ich würde nicht ein Wort glauben. Ist es gemacht, habe ich drei Monate gebraucht, um es zu dichten, einen Monat, um es zu schreiben, so müssen mir alle meine Freunde sagen, es sei gut, wenn ich es glauben soll.«

»Wohl,« erwiederte Petrus, »es ist bei meinen Bildern gerade wie bei Deinen Dramen: aus der weißen Leinwand sind es Raphael, Rubens, Van Dyck, Murillo, Velasquez; aus der beschmierten Leinwand sind es Petrus, das heißt Sudelarbeiten, die ihr Autor mittelmäßig schätzt. Was willst Du, mein Lieber? das ist der Unterschied, der zwischen dem Idealismus und der Realität stattfindet.«

»Was ich,« sprach Ludovic, »was ich bei Deinem Drama anbetungswürdig finde, siehst Du, das ist die Gestalt von Beatrix.«

»Wahrhaftig!« sagte Jean Robert lächelnd.

»Welches Alter gibst Du ihr? Es ist ein Kind.«

»Ich gebe ihr vierzehn Jahre, obgleich die Geschichte sagt, sie sei mit zehn gestorben.«

»Die Geschichte ist eine Thörin,« erwiederte Ludovic, »und sie hat diesmal wie immer gelogen: ein zehnjähriges Kind hätte keine so leuchtende Furche in das Herz von Dante gegraben. Ich bin Deiner Ansicht, Jean Robert: Beatrix mußte wenigstens vierzehn Jahre zählen; das ist das Alter von Julia, es ist das Alter, in welchem man liebt, es ist das Alter, wo man geliebt zu werden anfangen kann.«

»Mein lieber Ludovic,« sprach Jean Robert, »soll ich Dir etwas sagen?«

»Was?« fragte Ludovic.

»Ich erwartete, Dir, einem positiven Manne, einem Manne der Wissenschaft, einem materialistischen Geiste, werde am meisten in meinem Drama das Studium Italiens im 13. Jahrhundert, die Wahrheit der Sitten, die Auseinandersetzung der florentinischen Politik auffallen. Ganz und gar nicht! Was Dich interessirt, ist die Liebe von Dante für ein Kind; was Du verfolgst, ist die Entwicklung dieser Liebe, und der Einfluß, den sie auf das Leben meiner Heldin hat; was Dich ergreift, ist die Katastrophe, welche Beatrix Dante entführt. Ich erkenne Dich nicht mehr, Ludovic! solltest Du zufällig verliebt sein?«

Ludovic erröthete bis ins Weiße der Augen.

»Ah! bei meiner Treue,« rief er, »er ist es! schaut ihn nur an.«

Ludovic versuchte zu lachen.

»Nun,« sagte er, »wenn ich es wäre, welcher von Euch Beiden würde mir einen Vorwurf darüber machen?«

»Ich nicht,« antwortete Petrus, »im Gegentheile.«

»Und vollends ich!« rief Jean Robert.

»Nur sage ich Dir, mein lieber Ludovic,« sprach Petrus, »es ist schlimm, Geheimnisse für Leute zu haben, welche kein Geheimniß für Dich haben.«

»Ei! mein Gott!« entgegnete Ludovic, »das Geheimniß, wenn ein Geheimnis; stattfindet, — ich habe kaum Zeit gehabt, es mir selbst anzuvertrauen, wie soll ich es dann Euch anvertraut haben?«

»Gut, das entschuldigt Dich,« bemerkte Petrus.

»Sodann ist es vielleicht Jemand, den er nicht nennen kann,« sagte Jean Robert.

»Uns!« rief Petrus; »sie uns nennen, heißt sie nicht nennen.«

»Auch schwöre ich Euch,« sprach Ludovic, »daß ich nicht ganz sicher bin, auf welche Art ich diejenige liebe, welche ich liebe, ob wie eine Schwester, ob wie eine Geliebte.«

»Gut!« rief Jean Robert, »so debutiren alle große Leidenschaften.«

»Auf, mein lieber Freund,« sprach Petrus, »gestehe ganz einfach, daß Du wahnsinnig verliebt bist!«

»Es ist möglich,« antwortete Ludovic, »und in diesem Momente besonders hat mir Dein Gemälde, Petrus, die Augen geöffnet; Deine Verse, Jean Robert, haben mir die Ohren geöffnet, und ich wäre nicht erstaunt, nähme ich morgen einen Pinsel, um ihr Porträt zu malen, oder eine Feder, um ihr ein Madrigal zu machen. Ei! mein Gott! das ist die ewige Geschichte der Liebe, die man für eine Fabel, für eine Legende, für einen Roman hält, so lange man sie nicht mit verliebten Blicken liest. Was ist die Philosophie, was ist die Kunst, was ist die Wissenschaft? Selbst neben der Liebe sind die Wissenschaft, die Philosophie und die Kunst nur Formen des Schönen, des Wahren, des Großen; das Schöne, das Wahre, das Große aber ist die Liebe!«

»Das gefällt mir!« rief Jean Robert, »wenn man anbeißt, so muß man so anbeißen.«

»Und darf man wissen,« fragte Petrus, »welches der Sonnenstrahl ist, der Dich, aus Deiner Puppe hervorkommen gemacht hat, schöner Schmetterling?«

»Ei! gewiß, Ihr werdet es erfahren, meine Freunde; doch der Name, doch das Bild, doch die Person selbst sind noch in die geheimnißvollsten Organe meines Herzens eingeschlossen; das Geheimniß genügt mir noch. Ei! mein Gott! seid ruhig, es kommt ein Augenblick, wo mein Geheimniß von selbst an Euer Herz klopfen und Euch um Gastfreundschaft bitten wird.«

Die zwei Freunde lächelten und reichten Ludovic die Hand.

Dann neigte sich Jean Robert, hob die fünf Acte auf und rollte sie zusammen.

In diesem Momente trat der Diener von Petrus ein, und meldete, der General Herbel sei unten.

»Er komme geschwinde herauf, der liebe Oheim!« rief Petrus nach der Thüre stürzend.

»Der Herr Graf ist in den Stall gegangen, und hat mir gesagt, ich soll den Herrn nicht stören,« erwiderte der Diener.

»Petrus,« sagten die jungen Leute, indem sie ihren Hut nahmen und wegzugehen sich anschickten.

»Nein, nein,« rief Petrus, »mein Oheim liebt im Allgemeinen die Jugend, und er liebt Euch Beide insbesondere.«

»Das ist möglich,« erwiderte Ludovic, »und ich bin ihm äußerst dankbar dafür; doch es ist halb zwölf Uhr, und Jean Robert liest sein Stück um Mittag in der Porte-Saint-Martin.«

»Gut, was Jean Robert betrifft,« sagte Petrus, »doch Du, Du hast durchaus nicht nöthig, zu dieser Stunde zu gehen.«

»Ich bitte Dich Millionenmal um Verzeihung, lieber Freund; Dein Atelier ist reizend, geräumig, hinreichend luftig für Leute, welche seit sechs Monaten oder einem Jahre verliebt sind, doch für einen seit drei Monaten verliebten Menschen ist es unbewohnbar. Also, Gott befohlen, theurer Freund! ich gehe in den Wäldern spazieren, während der Wolf nicht darin ist,«

»So komm, Cupido,« sagte Jean Robert, indem er Ludovic beim Arme nahm.

»Gott befohlen, meine Theuersten!« sprach Petrus mit einer leichten Nuance von Traurigkeit.

»Was hast Du denn?« fragte Jean Robert, der minder befangen als Ludovic diese Traurigkeit wahrnahm.

»Ich? . . Nichts.«

»Doch!«

»Nichts Bestimmtes wenigstens.«

»Sag' uns das.«

»Was soll ich Dir sagen? Bei der Meldung des Besuches von meinem Oheim zog, wie mir schien, etwas Drohendes durch die Luft. Er besucht mich so selten, dieser liebe Oheim, daß mich immer eine gewisse Bangigkeit ergreift, wenn man ihn meldet.«

»Teufel!« rief Ludovic, »wenn es sich so verhält, so bleibe ich: ich werde Dir als Wetterableiter dienen.«

»Nein, mein wahrer Wetterableiter, lieber Freund, ist die volle Zuneigung, die mein Oheim für mich hegt. Meine Furcht ist albern und meine Ahnungen sind sinnlos.«

»Uebrigens heute Abend oder spätestens morgen,« sagte Ludovic.

»Und ich wahrscheinlich früher, ich werde Dir das Resultat meiner Vorlesung mittheilen.«

Die jungen Leute nahmen Abschied von Petrus, und als sie vor die Thüre kamen, stieg Jean Robert in sein Tilbury und erbot sich, Ludovic abzusetzen, wo er wünschte, doch der junge Doctor schlug es aus, unter dem Vorwande, er müsse nothwendig zu Fuße gehen.

Und, in der That, während Jean Robert über die Place de l'Observatoire fuhr, folgte Ludovic den Boulevards bis zur Barrière d'Enfer, und ging träumend in die Wälder von Vernière, wo wir ihn allein lassen werden, da er in diesem Augenblicke ganz besonders die Einsamkeit auszusuchen schien, und überdies Petrus und sein Oheim uns erwarten.

Der General Herbei kam ziemlich selten zu seinem Neffen: doch er kam nie zu ihm, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne unter der einen oder der andern Form, meistens unter der Form des Spottes, eine kleine Predigt in der Falte seines Mantels zu bringen.

Er war nicht gekommen seit vier bis fünf Monaten, das heißt ungefähr seit der Zeit, wo eine große Veränderung in der Existenz von Petrus sich zugetragen hatte; als er eintrat, mußte er auch von einem Erstaunen zum andern übergehen.

Bei seinem letzten Besuche war das Haus noch dasselbe, wie er es das erste Mal gesehen hatte, das heißt ein reinliches Häuschen mit einem gepflasterten Hofe, geschmückt mit einer kleinen Mistinsel, zur Belustigung von sechs bis sieben Hennen und einem Hahn, der von diesem Vorgebirge herab den General mit seinem schrillsten Gesange begrüßt hatte, — und einer Hütte für Kaninchen, welche von Supplementen des Salats und des Kohls aller Miethsleute des Hauses gefüttert wurden, die sich glücklich fühlten, diesen Ueberfluß Thieren zu überlassen, welche an Festtagen die Leckerbissen der Tafel der Portiere bildeten.

In diesem auf allen Seiten von Bäumen umgebenen Quartiere von Paris glich das Häuschen mehr einer von den Hütten, welche unsere Bauern bewohnen, als einem Stadthause; doch einfach und reinlich, abgelegen und beinahe verödet, war es in den Augen des Generals das sicherste Obdach, der friedlichste Winkel, den sich ein Arbeiter wünschen konnte.

Das Erste, was dem General auffiel und ihn, indem es ihm auffiel, in Erstaunen setzte, war — sobald die frisch angemalte Thüre unter dem Schlage des Klopfers sich geöffnet hatte, einen

Bedienten in derselben Livree wie die seinige, das heißt in den Farben von Courtenay, erscheinen zu sehen, und ihn fragen zu hören:

»Was wünscht der Herr?«

»Wie, was ich wünsche, Schuft?« sagte der Graf, indem er den Lackai vom Kopfe bis zu den Füßen maß; »ich wünsche meinen Neffen zu sehen, da ich deshalb gekommen bin.«

»Ah! dann ist der Herr der General Graf Herbel,« sprach der Diener sich verbeugend.

»Natürlich, ich bin der General Graf Herbel,« wiederholte der General mit spöttischem Tone, »da ich Dir sage, daß ich meinen Neffen sehen will, und mein Neffe, so viel ich weiß, keinen andern Oheim hat, als mich.«

»Ich will es meinem Herrn melden,« sagte der Diener.

»Ist er allein?« fragte der General, während er sein Lorgnon nahm, um den Hof zu betrachten, der mit Flußsand bestreut war, statt, wie früher, mit Sandstein gepflastert zu sein.

»Nein, Herr Graf, er ist nicht allein.«

»Eine Frau?«

»Nein, zwei Freunde: die Herren Jean Robert und Ludovic.«

»Gut, gut, gut! melden Sie ihm, ich sei hier, ich werde sogleich hinauskommen; ich will das Haus ein wenig besichtigen: das scheint mir reizend hier.«

Der Diener ging zu Petrus hinaus, wie wir gesehen haben.

Als er allein war, konnte der General nach seiner Bequemlichkeit die verschiedenen Veränderungen und Verschönerungen, welche im Hause und im Hofe seines Neffen vorgegangen waren, lorgniren und betrachten.

»Ho! ho!« sagte er, »der Hauseigenthümer von Petrus hat, wie es scheint, Verbesserungen vornehmen lassen: ein kleines Beet von seltenen Blumen, wo der Misthaufen war: eine Voliere mit grünen Papageien, weißen Pfauen und schwarzen Schwanen, wo die Kaninchenhütte war: Ställe und Remisen endlich, wo sich ganz einfach ein Schoppen fand . . . Ah! bei meiner Treue, diese Geschirre scheinen mir wohl gehalten!«

Und als ein Liebhaber, was er war, näherte er sich dem Geschirrträger, aus welchem die Gegenstände, die seinen Blick angezogen, hingen.

»Ah! ah!« sagte er, »das Wappen der Courtenay! Also gehören diese Geschirre meinem Neffen! Ei! sollte er wirklich einen Oheim haben, den ich nicht kennen würde, und hätte er von diesem Oheim geerbt?«

Während er so analysirte, machte der General ein mehr erstauntes, als verdrießliches Gesicht: nachdem er in die Remise eingetreten war, und mit Aufmerksamkeit ein elegantes Coupe von Bander angeschaut hatte, als er in den Stall eingetreten war und mit der Hand über das Kreuz der zwei, wahrscheinlich bei Drake gekauften, Pferde gestrichen hatte, nahm das Gesicht des Generals einen Ausdruck von unbeschreiblicher Traurigkeit an.

»Schöne Thiere!« murmelte er, während er die Pferde streichelte: »das Gespann ist zehntausend Franken wie einen Liard werth. Ei! ist es denn möglich, daß diese Pferde einem armen Teufel von einem Maler gehören, der kaum zehntausend Franken jährlich verdient?«

Und der General, da er sich bei der Betrachtung des Wappens an den Geschirren getäuscht zu haben glaubte, untersuchte das Wappen am Wagen. Es war wirklich das Wappen der Courtenay mit einer Krone oder vielmehr mit einer Baronenschnur darüber.

»Das ist es, das ist es,« murmelte er: »ich Graf, sein Vater, der Seeräuber, Vicomte, der Baron. Es ist ein Glück, daß er sich mit der Kronenschnur begnügt und nicht die geschlossene Krone genommen hat . . . Und am Ende,« fügte er bei, »wenn er sie genommen hätte, er ist dazu berechtigt, da unsere Ahnen regiert haben.«

Wonach er, einen letzten Blick auf die Pferde, auf die Geschirre, auf die Voliere, auf die Blumen und auf den unter seinen Füßen wie Perlen rollenden Sand werfend, die Treppen seines Neffen hinaufging. Doch im ersten Stockwerke angelangt, blieb er stehen, strich mit seiner Hand über seine Augen, als wollte er eine Thräne abwischen, und murmelte:

»Mein armer Pierre, sollte Dein Sohn ein unredlicher Mensch geworden sein?«

Pierre, das war der Bruder des Grafen Herbel, derjenige, welchen er bei seinen Brummereien mit dem Titel Jakobiner, Seeräuber beehrte.

In dem Momente, wo der Graf Herbel diese Worte vollendete und heimlich die Thränen abwischte, von denen sie begleitet waren, hörte er rasch die Treppe herabsteigen, welche vom ersten Stocke in den zweiten führte, während mit ihrem freudigsten Ausdrücke die Stimme seines Neffen rief:

»Guten Morgen, mein Oheim! guten Morgen, mein lieber Oheim! Warum kommen Sie denn nicht herauf?«

»Guten Morgen, mein Herr Neffe,« antwortete trocken der Graf Herbel.

»Ho! ho! wie Sie mir das sagen, mein Oheim,« rief der junge Mann erstaunt.

»Was willst Du? ich sage es Dir, wie ich es fühle,« erwiederte der General, indem er das Geländer anfaßte und die Treppe weiter hinaufstieg.

Dann trat er, ohne ein Wort beizufügen, ein, wählte mit dem Auge das beste Fanteuil, und sank mit einem Uf von schlimmer Vorbedeutung darein.

»Ah! ah!« murmelte Petrus, »ich täuschte mich nicht.«

Und er näherte sich dem General und sagte zu ihm:

»Mein lieber Oheim, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie diesen Morgen nicht sehr guter Laune zu sein scheinen.«

»Nein, gewiß nicht,« erwiderte der General, »ich bin nicht guter Laune, und das ist mein Recht.«

»Ich bin weit davon entfernt, Ihnen dieses Recht streitig zu machen, mein lieber Oheim, und ich kenne hinreichend Ihren Gleichmuth, um mir zu sagen, wenn Sie schlimmer Laune seien, so sei dies nicht ohne Grund.«

»Und Sie sprechen die Wahrheit, mein Herr Neffe.«

»Sollten Sie schon in der Morgendämmerung einen unangenehmen Besuch erhalten haben?«

»Nein, doch ich habe einen Brief erhalten, der mir Kummer gemacht hat, Petrus.«

»Ich war dessen sicher, ich wette, es ist ein Brief von der Marquise de la Tonnelles.«

»Dieser leichtsinnige Ton ist unziemlich, Petrus! erlaube mir, Dich daran zu erinnern, daß Du in diesem Augenblicke den Respect gegen zwei Greise verletzt.«

Petrus, der sich aus ein Pliant gesetzt hatte, stand wieder auf, als ob ihn eine Feder aus seine Beine geschnellt hätte.

»Entschuldigen Sie, mein Oheim,« sagte er, »Sie erschrecken mich! ich habe Sie nie mit dieser Härte sprechen hören.«

»Petrus, ich habe Ihnen auch nie so ernste Vorwürfe zu machen gehabt, wie die, welche ich Ihnen heute zu machen habe.«

»Glauben Sie mir, mein Oheim, ich bin bereit, sie mit der Unterwürfigkeit zu empfangen, die ich Ihnen schuldig bin, und besonders mit tiefem Bedauern, sie verdient zu haben; denn sobald Sie mir sie machen, mein Oheim, habe ich sie verdient.«

»Sie sollen selbst darüber urtheilen; hören Sie mich also ernsthaft an, wie ich mit Ihnen sprechen werde, Petrus.«

»Ich höre Sie.«

Der General winkte seinem Neffen, sich niederzusetzen; dieser bat ihn aber durch einen andern Wink um die Erlaubnis, stehen zu dürfen.

Er erwartete also die Anklage in der Stellung eines Verbrechers vor seinem Richter.

XXXIII.

Wo Petrus sieht, daß seine Ahnungen ihn nickt betrogen hatten.

Der Graf machte es sich so bequem als möglich in seinem Lehnstuhle; denn der alte Sybarite liebte es, behaglich zu sein, um zu moralisiren.

Petrus schaute ihm mit einer gewissen Unruhe zu.

Der Graf zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schlürfte wollüstig eine Prise Spaniol, stüberte seine Weste ab, um die wohlriechenden Atome zu verjagen, wechselte völlig den Ton und die Manieren und sprach:

»Nun, mein lieber Neffe, wir haben also die Rathschläge unseres guten Oheims befolgt?«

Das Lächeln trat wieder auf die Lippen von Petrus, der schon ein den Umständen angemessenes Gesicht angenommen hatte.

»Welche Rathschläge, mein lieber Oheim?« fragte er.

»Ei! . . . in Beziehung auf Frau von Marande,«

»Frau von Marande?«

»Ja.«

»Ich schwöre Ihnen, mein Oheim, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen.«

»Discretion? Gut, junger Mann, das ist eine Tugend, die wir zu unserer Zeit nicht ausübten, doch ich hasse es nicht, sie bei den Andern üben zu sehen.«

»Mein Oheim, ich schwöre Ihnen . . .«

»Zu unserer Zeit,« fuhr der General fort, »wenn ein junger Mann von Adel, der einen großen Namen trug, das Unglück hatte, ein jüngerer Familiensohn zu sein, das heißt, keinen Sou zu besitzen, bei meiner Treue! wenn er ein schöner Junge war, von Körper gut gebaut, elegant von Manieren, so zog er Nutzen aus Allem dem. Ist die Natur verschwenderisch gewesen, und Fortuna geizig, so muß man wohl die Gaben der Natur benützen.«

»Mein lieber Oheim, ich gestehe Ihnen, daß ich Sie immer weniger begreife.«

»Ah! willst Du mich etwa glauben machen, Du habest die *Schule der Bürger* nicht spielen sehen?«

»Doch, mein Oheim, ich habe sie spielen sehen.«

»Und Du habest den Marquie von Moncade nicht beklatscht?«

»Ich habe sein Spiel beklatscht, weil Armand diese Rolle gut spielt, doch ich habe seine Handlung nicht beklatscht.«

»Ah! wahrhaftig, Sie sind spröde, mein Herr Neffe.«

»Nein, mein lieber Oheim; doch zwischen spröde sein und zugeben, daß ein Mann Geld von einer Frau empfangen kann . . .«

»Bah! mein lieber Freund, ist man selbst arm und diese Frau ist reich, wie Frau von Marande oder wie die Gräfin Rappt . . .«

»Mein Oheim!« rief Petrus aufspringend.

»Alles schön, mein Neffe! Alles schön! Das ist nicht mehr die Mode! Sprechen wir nicht mehr hiervon, die Moden ändern sich. Doch was willst Du? ich verlasse Dich vor vier Monaten, mit einem mit Deinen Skizzen ausgeschmückten Atelier und einem daran stoßenden Stübchen, Alles von Deiner Portiere besorgt, der man prunkhaft den Namen Wirthschafterin gegeben; ich wische mir vor der Thüre meine Füße auf einer Strohecke ab, die nicht mehr neu ist, und ich sehe Dich ruhig zu Fuße nach dem Quartier Latin gehen, um für zweiundzwanzig Sous bei Flicotteaux zu Mittag zu essen; ich sage mir:

»»Mein Neffe ist ein armer Teufel von einem Maler, der mit seinem Pinsel vier bis fünftausend Franken verdient, der keine Schulden machen will, der seinem armen Vater nicht zur Last sein will; mein Neffe ist ein ehrlicher Junge, doch er ist ein Dummkopf. Ich muß folglich meinem Neffen einen guten Rath geben.«« Ich gebe ihm nun den Rath, den Herrn von Lauzun seinem Neffen gibt, und sage zu ihm: »»Junge, Du bist schön, Du bist elegant; hier ist eine Prinzessin: sie heißt nicht Herzogin von Berry, sie ist nicht die Tochter des Regenten, doch sie schwimmt in den Millionen . . .««

»Mein Oheim!«

»Ich komme wieder, ich finde den Hof in einen Garten verwandelt; mitten im Hofe ein Beet von seltenen Pflanzen . . . oh! eine Voliere mit Vögeln, aus Indien, China, Californien . . . oh! oh! Ställe mit Pferden von sechstausend Franken und Geschirre mit dem Wappen der Courtenay . . . oh! oh! «h! und ich gehe ganz freudig hinaus und sage zu mir selbst: »»Nun wohl, mein Neffe ist ein Mensch von Geist, was manchmal mehr werth ist, als ein Mensch von Talent zu sein.«« Ich sehe Teppiche im letzten Stocke, ein Atelier wie das von Gros oder Horace Vernet, und ich sage zu mir: »»Ah! ah! Alles geht gut!««

»Ich bin in Verzweiflung, Ihnen bemerken zu müssen, daß Sie sich völlig täuschen.«

»Dann geht Alles schlecht.«

»Ei! nein, mein Oheim; nur bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich zu stolz bin, um diesen Luxus, zu dem Sie mir Glück zu wünschen die Güte haben, etwas Anderem zu verdanken, als

meinen eigenen Mitteln.«

»Ah! Teufel, ich begreife, man hat ein Gemälde bei Dir bestellt, und es im Voraus bezahlt?«

»Nein, mein Oheim.«

»Man hat Dich beauftragt, die Rotunde der Madeleine zu decoriren?«

»Nein, mein Oheim.«

»Du bist zum ordentlichen Maler Seiner Majestät des Kaisers von Rußland mit zehntausend Rubel Gehalt ernannt worden?«

»Nein, mein Oheim.«

»Dann hast Du Schulden?«

Petrus erröthete.

»Du hast Abschlagszahlungen dem Sattler, dem Wagenmacher, dem Tapezierer gegeben, und da Du ihnen diese Abschlagszahlungen unter dem Namen Baron Herbel von Courtenay gegeben hast, da man Dich als meinen Neffen kennt, so hat man Dir Credit bewilligt.«

Petrus neigte das Haupt.

»Nun,« fuhr der Graf fort, »nun begreifst Du, daß ich, wenn sich alle diese Leute mit ihren Rechnungen bei mir einfinden, sagen werde: »»Baron Herbel? Ich kenne ihn nicht.««

»Mein Oheim, seien Sie unbesorgt,« erwiederte Petrus, »man wird sich nie bei Ihnen einfinden.«

»Bei wem denn?«

»Bei mir.«

»Ja, und wenn man kommt, wirst Du im Stande sein?«

»Ich werde mich einrichten.«

»Du wirst Dich einrichten, indem Du die Hälfte des Tages im Walde zubringst, um der Frau Gräfin Rappt zu begegnen, indem Du alle Abende in der großen Oper oder bei den Bouffes zubringst, um von fern die Frau Gräfin Rappt zu begrüßen, indem Du alle Nächte auf dem Ball zubringst, um der Frau Gräfin Rappt die Hand zu drücken.«

»Mein Oheim!«

»Ah! ja, nicht wahr, die Wahrheit hört sich schwer an? Doch Du wirst sie hören.«

»Mein Oheim,« sprach Petrus stolz, »sobald ich nichts von Ihnen verlange . . .«

»Bei Gott! ich bekümmere mich darum, ob Du etwas von mir verlangst . . . Sobald Du weder von Deiner Geliebten noch von mir verlangst, und dreißig bis vierzigtausend Franken jährlich aus gibst, verlangst Du von Deinem Piraten von Vater.«

»Ja, und ich muß sagen, mein lieber Oheim, daß mein Pirat von einem Vater mir nichts von dem verweigert, was ich von ihm verlange, sondern sogar mich mit seinen Sittenpredigten verschont.«

»Damit willst Du mir ihn als Beispiel vorstellen? Gut, ich werde mich bemühen, nicht kitzliger zu sein als er; nur muß ich Dir nun sagen, warum ich bei meinem Eintritte schlechter Laune war, und warum ich Anfangs ein wenig hart mit Dir gesprochen habe. . . «

»Sie sind mir keine Erklärung schuldig.«

»Doch, Du hast Recht, sobald Du nichts von mir verlangst. . .«

»Ihre Freundschaft immer, mein Oheim.«

»Nun wohl, damit Du mir die Deinige bewahrst, muß ich Dir die Ursache meiner schlechten Laune sagen.«

»Ich höre, mein Oheim.«

»Kennst Du? . . . Es ist im Ganzen unnöthig, daß Du ihn kennst. Ich will Dir die Geschichte erzählen: wir wollen den Helden *** nennen. Höre und begreife die Ursache meiner schlechten Laune. — Ein braver Arbeiter von Lyon kam vor etwa dreißig Jahren zu Fuße nach Paris, ohne einen Sou in seiner Tasche, ohne Strümpfe an seinen Füßen, ohne ein Hemd aus dem Rücken. Durch Noth und Geduld erlangte er nach Verlauf von fünf Jahren die Stelle des Chefs einer Spinnerei mit dreitausend Franken Gehalt. Er ist reich, nicht wahr? Ein Mensch, der nach Paris ohne Schuhe gekommen ist und dreitausend Livres Einkommen erlangt hat, ist ein reicher Mann: denn derjenige ist reich, welchen die Arbeit den Leidenschaften, den Bedürfnissen, den Launen seines Temperaments oder seiner Einbildungskraft entzogen bat. Nun schenkte ihm seine Frau nach einem zweijährigen Aufenthalte in Paris ein Kind: dann starb sie.

»»Was werde ich aus diesem Knaben machen?«« fragte sich der Vater, als sein Sohn fünfzehn Jahre alt war.

»Es versteht sich von selbst, daß es ihm nicht einen Augenblick einfiel, aus seinem Sohne das zu machen, was er selbst gewesen war, — ein Arbeiter. . . Sie wissen übrigens, daß man mich hohen Ortes beschuldigt, ich sei ein Jacobiner, und ich muß sagen, dieser wohl angebrachte Stolz, dieser väterliche Stolz, der darin besteht, daß man immer seinen Sohn über sich erzieht, ist eine Idee der Revolution von 1789, und hätte sie nur solche gehabt, so wäre ich ihr nicht zu sehr gram . . . Dieser Vater sagte also zu sich selbst:

»»Ich habe mein ganzes Leben lang Blut und Wasser geschwitzt; ich habe gelitten wie ein

Elender; mein Sohn soll nicht leiden wie ich. Von den dreitausend Franken Gehalt, die ich habe, will ich fünfzehnhundert der Erziehung meines Sohnes opfern; ist seine Erziehung vollendet, so wird er sein, was er will, Advocat, Arzt, Künstler; mir gleichviel, was er sein wird, wenn er nur etwas ist.««

»Dem zu Folge brachte man den jungen Menschen in eine der ersten Pensionen von Paris. Der Vater lebte mit den fünfzehnhundert Franken, die ihm blieben. . . nein, nicht mit den fünfzehnhundert Franken! mit den tausend; denn Du gibst wohl zu, daß der Unterhalt und das Taschengeld wenigstens fünfhundert Franken kosteten? . . . Hörst Du mich, Petrus?«

»Mit der größten Aufmerksamkeit, mein lieber Oheim, obschon ich nicht weiß, worauf Sie abzielen.«

»Du wirst es sogleich erfahren; folge nur aufmerksam meiner Erzählung.«

Der Graf zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, und Petrus hielt sich bereit, kein Wort von dem zu verlieren, was ihm sein Oheim sagen sollte, wie er kein Wort von dem, was er gesagt, verloren hatte.

XXXIV.

Wo bewiesen ist, daß mehr Aehnlichkeit, als man glaubt, zwischen den Musikalienhändlern und den Bilderhändlern stattfindet.

Der Graf Herbel schlürfte wollüstig seine Prise, ließ von seinem Jabot die letzte Spur des Niesepulvers verschwinden und fuhr dann fort:

»Man brachte also den Knaben in eines der ersten Colleges von Paris, wo man ihm, außer der Collegialerziehung, einen Lehrer in der deutschen Sprache, einen Lehrer in der englischen Sprache, einen Musiklehrer gab, so daß sich der jährliche Aufwand, statt zweitausend Franken zu belangen, auf zweitausend fünfhundert belief. Der Vater lebte von fünfhundert Franken; was bekümmerte er sich um die physische Nahrung, empfing nur sein Sohn im Ueberflusse die moralische Nahrung.

»Der junge Mensch machte, wie es eben ging, seine Classen durch; es war sogar ein guter Schüler, und der Vater erquickte sich, als Entschädigung für alle seine Opfer, an den Lobeserhebungen, die ihm über den beharrlichen Fleiß, die gute Aufführung und die Fortschritte seines Sohnes zukamen.

»Mit achtzehn Jahren trat er aus dem Collége aus; er konnte ein wenig Griechisch, ein wenig Lateinisch, ein wenig Deutsch, ein wenig Englisch . . . Bemerke wohl, daß er nur ein wenig für die fünfzehntausend Franken konnte, die seine Erziehung seinem Vater kostete, und daß ein wenig nicht genug ist. . . Dagegen, man muß es sagen, hatte er große Fortschritte aus dem Klavier gemacht: so daß er, als ihn sein Vater fragte, was er werden wollte, dreist und ohne Zögern antwortete: »Musiker!«

»Der Vater wußte nicht genau, was ein Musiker war: der durch diese Worte repräsentirte Künstler schien ihm immer ein Mensch zu sein, der in freier Lust Concerte auf einer Leier, oder aus einer Harfe, oder auf einer Geige gebe. Doch daran lag ihm wenig: sein Sohn wollte Musiker sein: er hatte wohl das Recht, seinen Stand zu wählen.

»Man fragte den jungen Mann, bei wem er seine musikalischen Studien fortzusetzen wünsche: er bezeichnete den ersten Pianisten der Zeit.

»Nur mit großen Schwierigkeiten willigte der Meister ein, drei Lectionen wöchentlich gegen zehn Franken zu geben: das waren zwölf Lectionen, das heißt hundertundzwanzig Franken monatlich.

»Von vierzehnhundertvierzig Franken jährlich zu zweitausend fünfhundert Franken war der Unterschied nicht so groß, daß man etwas an der Pension des unglücklichen Knaben vermindern konnte, und was konnte er sogar mit elfhundert sechzig Franken machen!

»Zum Glücke erhielt um dieselbe Zeit der Vater eine Zulage von sechshundert Franken. Er

war hierüber ungemein erfreut: das gab seinem Sohne siebzehnhundert fünfzig Franken Pension. Er, da er bis dahin mit fünfhundert Franken gelebt hatte, bei Gott! er würde wohl auch noch ferner davon leben.

»Aber man brauchte ein Klavier. — Man konnte nur aus einem Klavier von Erard lernen. Der Klavierlehrer sprach ein paar Worte mit dem berühmten Fabricanten: ein Klavier von viertausend Franken wurde auf zweitausend sechshundert reducirt, und man gab dem Zögling zwei Jahre, um es zu bezahlen. Es wurde verabredet, der Zögling sollte hundert Franken monatlich von den siebzehnhundert sechzig Franken abziehen.

»Nach zwei Jahren hatte der Zögling eine gewisse Stärke erlangt, nur nicht für die Nachbarn; ungerecht, wie man im Allgemeinen gegen die Fortschritte ist, die man sich entwickeln sieht oder hört, fanden diese Nachbarn, der junge Klavierspieler sei sehr schwach, daß er nicht rascher die Schwierigkeiten überwinde, mit denen er sie vom Morgen bis zum Abend regalierte. — Die Nachbarn eines Pianisten sind immer ungerecht; doch der junge Mann bekümmerte sich durchaus nichts um diese Ungerechtigkeit. Er spielte mit aller Hartnäckigkeit die Studien von Bellini und Variationen von Mozart, den *Freischütz* von Weber, die *Semiramide* von Rossini.

»Mehr noch! durch fortwährendes Spielen kam er auf den Gedanken, er könnte auch Musik machen. Von da zur Ausführung ist es nur ein einziger Schritt; diesen Schritt vollbrachte er mit ziemlich viel Glück.

»Doch man weiß, die Musikalienhändler wie die Buchhändler haben alle eine und dieselbe Antwort, abwechselnd in der Form, unveränderlich im Grunde, über die Ambitionen der debutirenden Romanenschreiber oder Componisten: »Machen Sie sich bekannt, und ich werde Sie veröffentlichen.« Das ist dem Anscheine nach ein ziemlich fehlerhaftes Verfahren, da man nur bekannt werden kann, wenn man gedruckt wird . . . Ich weiß nicht, wie das zugeht, diejenigen aber, welche wirklich den Teufel im Leibe haben, werden am Ende immer bekannt. — Doch, ich weiß, wie das zugeht: das geschieht, wie unser junger Mann that.

»Er sparte an Allem, sogar an der Nahrung, und häufte am Ende zweihundert Franken an, mit denen er Variationen über **Di tanti palpiti** drucken ließ.

»Der Namenstag seines Vaters nahte heran: die Variationen wurden für diesen Tag gedruckt.

»Der Vater hatte die Befriedigung, den Namen seines Sohnes in Fettschrift über kleine schwarze Punkte gedruckt zu sehen, die ihm um so ehrwürdiger schienen, als er nichts davon begriff: doch, nach dem Mittagmahle, legte der Sohn das Stück feierlich aus das Instrument, und, mit Hilfe von Erard, hatte es einen glänzenden Familiensucceß.

»Der Zufall, — damals sagte man die Vorsehung, — wollte, daß das Stück nicht schlecht war, und daß es einen gewissen Succeß in der Welt erhielt. Da der junge Mann darin nur die Schwierigkeiten, die er selbst überwinden konnte, angehäuft, und eine Anzahl von geschwänzten, doppelt geschwänzten, dreifach geschwänzten Noten hatte siguriren lassen, welche in unerfahrenen Augen eine ziemlich majestätische Wirkung hervorbrachten, so fielen die Zöglinge von zweiter Stärke über das Stück her, das sich rasch erschöpfte.

»Unglücklicher Weise konnte der Herausgeber allein den Succesß beurtheilen, und da die Hoffart eine Todsünde ist, und er eine so unschuldige Seele, wie es die des Klienten war, der ihn mit seinen Interessen betraut hatte, nicht gefährden wollte, war er bei seiner dritten Auflage, als er ihm sagte, es bleiben noch tausend von der ersten im Magazin. Er willigte indessen ein, ihm seine zweite Etude auf seine Gefahr drucken zu lassen; die dritte mit Theilung beim Nutzen. — Es versteht sich von selbst, daß nie eine Theilung stattfand. — Im Ganzen aber wurde der Effect hervorgebracht, und der Name unseres jungen Mannes fing an in den Salons in Umlauf zu kommen.

»Man machte ihm den Vorschlag, Lectionen zu geben. Er lief zu seinem Herausgeber und fragte ihn um Rath. Er fand, wenn er drei Franken für die Marke fordere, mache er maßlose Prätionen; der Herausgeber setzte ihm aber auseinander, die Leute, welche drei Franken geben, können auch zehn geben; Alles hänge von den Anfängen ab, und er sei ein zu Grunde gerichteter Mensch, wenn er sich zu weniger als. zehn Franken die Stunde schätze.«

»Aber, mein Oheim,« sagte Petrus, der mit viel Aufmerksamkeit zugehört hatte, und von einer gewissen Aehnlichkeit betroffen war, »wissen Sie, daß diese Geschichte große Aehnlichkeit mit der meinigen hat?«

»Du findest?« erwiderte der Graf mit seinem spöttischem Lächeln; »warte, Du wirst das sogleich bester beurtheilen.«

Und er fuhr fort:

»Während sich unser junger Mann in der Composition versuchte, erlangte er zugleich eine gewisse Stärke in der Execution. Eines Tages machte ihm sein Herausgeber den Vorschlag, er sollte ein Concert geben. Der junge Mann schaute den vermessenen Musikalienhändler mit Schrecken an. Ein Concert geben, war indessen der Gegenstand seiner heißesten Wünsche. Doch er hatte sagen hören, die Kosten eines Concertes belaufen sich wenigstens auf tausend Franken. Wie eine solche Speculation wagen? Schlug das Concert fehl, so war er zu Grunde gerichtet! nicht nur er, sondern auch sein Vater!. . . Damals fürchtete sich unser junge Mann noch, seinen Vater zu Grunde zu richten.«

Petrus schaute den General an.

»Der Dummkopf, nicht wahr?« fuhr dieser fort.

Petrus schlug die Augen nieder.

»Gut! nun hast Du mich unterbrochen, und ich weiß nicht mehr, wobei wir sind,« sagte der General,

»Wir waren beim Concert, mein Oheim; der junge Musiker befürchtete nicht auf seine Kosten zu kommen.«

»Ganz richtig . . . Der Musikverleger erbot sich edelmüthig, Alles zu übernehmen — immer

auf seine Gefahr. Die Entrees, die ihm seine Musik in den ersten Salons von Paris gewährte, gaben ihm Hoffnung, eine Anzahl Billets unterzubringen. Er brachte tausend zu fünf Franken unter und sandte davon großmüthig fünfzehn dem Concertgeber: das war für seine Familie und für seine Freunde.

»Es versteht sich von selbst, daß der gute Vater seinen Platz auf der ersten Bank hatte. Dies exaltirte ohne Zweifel unsern Debutanten, denn er that Wunder. Sein Succes war ungeheuer; der Unternehmer hatte zwölfhundert Franken Kosten und sechstausend Franken Einnahme.«

»»Mir scheint,«« sagte schüchtern unser junger Mann zu seinem Musikalienhändler, »»wir hatten einige Personen in unserem Concerte?««

»»Verschenkte Billets,«« antwortete der Herausgeber.«

»Gut!« rief Petrus lachend, »mir scheint, es ist in der Musik wie bei der Malerei. Sie erinnern sich meines Successes im Salon von 1824, nicht wahr, mein Oheim?«

»Bei Gott!«

»Ein schändlicher Händler kaufte mir mein Bild um zwölfhundert Livres ab und verlauste es wieder um sechstausend.«

»Du bekamst aber doch zwölfhundert Franken,« sagte der General.

»Ein paar Louisd'or weniger,« erwiderte Petrus, »die ich für meine Leinwand, für meine Modelle und für meinen Rahmen ausgegeben hatte.«

»Nun wohl,« sprach der Graf mit einer immer mehr spöttischen Miene, »eine neue Aehnlichkeit zwischen Dir und unserm neuen Musiker.«

Und der General, als wäre er über diese Unterbrechung entzückt gewesen, zog seine Tabaksdose aus seiner Weste, schöpfte daraus eine Prise mit dem Ende seiner aristokratischen Finger, und schlürfte sie, indem er ein wollüstiges ah! entschlüpfen ließ.



XXXV.

In welchem man in dem Momente, wo man es am wenigsten erwartete, eine neue Person eintreten sieht.

»Von diesem Augenblicke an,« fuhr der Graf fort, »war unser junger Mann lancirt. Der Musikalienhändler hätte gern die angefangene Ausbeutung fortsetzen mögen; doch was unser junger Mann nicht sah, machten ihn seine Freunde sehen, und wie groß auch seine Bescheidenheit war, er begriff am Ende, daß er mit seinen eigenen Flügeln fliegen konnte. Und in der That, von dieser Zeit an gingen Studien für das Klavier, Lectionen, Concerte mit gleichen Schritten vorwärts, und der junge Mann gelangte mit dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren dahin, daß er sechstausend Franken jährlich verdiente, das heißt das Doppelte von dem, was sein Vater mit fünfzig Jahren sich erwarb.«

»Der erste Gedanke, der sich nun dem Herzen des jungen Mannes bot, — denn er hatte ein gutes Herz,— war, seinem Vater wieder zu erstatten, was sein Vater für ihn ausgegeben hatte. Er hatte lange mit siebzehnhundert Franken jährlich gelebt, er konnte also großartig mit dreitausend leben. Er war also im Stande, seinem Vater dreitausend Franken jährlich zurückzugeben. Seinem Vater, der sich für ihn jede Entbehrung auferlegt hatte, würde es fortan an nichts mehr fehlen.«

»Sodann würden sich die Einnahmen verdoppeln; es würde ein Gedicht kommen, er würde die Musik dazu machen; er würde in der Opera-Comique gespielt werden, wie Herold, oder in der großen Oper wie Auber; er würde zwanzig, dreißig, vierzigtausend Franken verdienen, und wie der Wohlstand aus die Roth folgen sollte, so sollte der Luxus aus den Wohlstand folgen. Was sagst Du zu diesem Plane, Petrus?«

»Ei!« erwiderte der junge Mann ziemlich verlegen, denn er bemerkte, daß sich die Lage des Musikers immer mehr der seinigen näherte, »ei! ich finde ihn ganz natürlich, mein Oheim.«

»Und Du hättest an der Stelle des Musikers gethan, was der Musiker zu thun vorhatte?«

»Mein Oheim, ich hätte gegen meinen Vater dankbar zu sein gesucht.«

»Traum! ein schöner Traum, mein Freund, die Dankbarkeit der Kinder!«

»Mein Oheim!«

»Ich, was mich betrifft, glaube nicht daran,« fuhr der General fort, »und zum Beweise dient, daß ich nicht verheirathet bin.«

Petrus antwortete nichts.

Der General heftete einen tiefen Blick aus ihn; sodann, nach einem Momente des Stillschweigens, sagte er:

»Nun wohl, diesen Traum machte eine Frau verschwinden.«

»Eine Frau?« murmelte Petrus.

»Oh! mein Gott, ja,« fuhr der General fort; »unser Musiker fand in der Gesellschaft eine hübsche, sehr reiche Frau, die aus großem Fuße lebte. Es war übrigens eine sehr schöne und sehr verständige Person; selbst Künstlerin, so weit dies einer vornehmen Frau zu sein erlaubt ist. Der junge Mann legte ihr, nach dem Ausdrücke der Schmach tenden, seine Liebe zu Füßen. Sie geruhte diese Liebe aufzuheben, und von diesem Augenblicke war Alles beendigt.«

Petrus hob rasch den Kopf empor.

»Ja,« sagte der General, »Alles war beendigt. Unser Musiker vernachlässigte seine Lectionen. — Wie noch Lectionen zu sechs Franken die Marke geben, wenn man von einer Gräfin, einer Marquise, einer Prinzessin, was weiß ich? ausgezeichnet worden? — Er vernachlässigte die Etuden, die Themen, die Variationen für das Klavier; er wollte keine Concerte mehr geben. Er hatte von einem Gedichte, von einer Aufführung in der Oper gesprochen; er erwartete das Gedicht, das Gedicht kam nicht. Die Herausgeber machten Queue vor seiner Thüre, er übernahm Verbindlichkeiten gegen Sie unter der Bedingung von Vorschüssen, die man ihm machen würde. Man kannte ihn als ehrlichen Mann, ganz seinem Worte treu, man that Alles, was er wünschte: er steckte sich in Schulden. Mußte man sich nicht auf den Fuß setzen, auf dem der Geliebte einer vornehmen Dame leben soll? Pferde, ein Coupe, Livreebediente, Teppiche auf den Treppen haben? Sie vermuthete natürlich nichts; sie hatte zweimal hunderttausend Livres Einkommen; was für den armen Musiker ein zu Grunde richtender Aufwand war, war für sie die Mittelmäßigkeit. Ein Coupe, ein paar Pferde! sie bemerkte nicht einmal, daß der junge Mann ein Coupe und ein paar Pferde hatte. Wer hat nicht zwei Pferde und ein Coupe? . . . Er indessen erschöpfte alle seine Mittel; sodann als seine Mittel erschöpft waren, wandte er sich an seinen Vater. Ich weiß nicht, wie es der Vater machte, um ihn zu unterstützen; er gab ihm sicherlich kein Geld, denn er hatte keines; wahrscheinlich aber gab er ihm seine Unterschrift. Die Unterschrift eines ehrlichen Mannes, der keinen Sous Schulden hat, das discountirt sich — mit Verlust, ich weiß es wohl, doch das discountirt sich. — Nun wird der Vater, am Verfalltage, trotz seines guten Willens, nicht bezahlen können; so daß eines Tages bei der Rückkehr von der Spazierfahrt unser Livreebedienter unserm jungen Mann auf einem silbernen Brette einen Brief überreichen wird, der ihm ankündigt, sein Vater sei in der Rue de la Clef, und ist man einmal dort, Du weißt, Petrus, so ist man für fünf Jahre dort.«

»Mein Oheim! mein Oheim!« rief Petrus,

»Nun was?« fragte der General.

»Oh! ich bitte, haben Sie Mitleid!«

»Mitleid? Ah! ah! mein Lieber, Sie begreifen also, daß es Ihre Geschichte ist, oder ungefähr, was ich Ihnen erzähle?«

»Mein Oheim,« sagte Petrus, »Sie haben Recht, ich bin ein Narr, ein Hoffärtiger, ein

Wahnsinniger!«

»Sind Sie nicht schlimmer als Alles dies?« sprach der Graf mit einer Strenge, in die sich eine gewisse Traurigkeit mischte. »Weil Ihr Vater einst um den Preis seines Blutes ein Vermögen besaß, das Ihnen als Edelmann zu leben erlaubt hätte, wäre dieses Edelmannsleben in einer Zeit, wo die Arbeit eine Pflicht für jeden Bürger ist, nicht gleichbedeutend mit Müßigang, folglich mit Schande gewesen; weil Sie Ihr Vater, der dreißig Jahre auf dem harten Bette des Oceans geschüttelt worden war, Sie als ein Kind in eine goldene Wiege gelegt hat, bildeten Sie sich ein, der Sturm habe die Beute wiedergewonnen, die der Sturm sich hatte nehmen lassen; Sie bildeten sich ein, Alles sei, wie in den Tagen Ihrer Kindheit, als Sie mit den englischen Guineen und den spanischen Dublonen spielten, und Sie dachten nicht daran, es sei Feigheit von Ihnen, hätten Sie es nicht von ihm verlangt, von einem Greise, und zwar um Ihre tolle Eitelkeit zu befriedigen, anzunehmen, was ihm die Wohlthat des Zufalls ließ.«

»Mein Oheim! mein Oheim! ich bitte,« rief Petrus, »schonen Sie mich!«

»Ja, ich werde Dich schonen; denn ich habe Dich soeben über Deinen eigenen Fehler, verkleidet unter dem Namen eines andern, erröthen sehen. Ja, ich werde Dich schonen; denn ich hoffe, wenn es noch Zeit ist, Dich zu retten, — der Anblick des Abgrundes, welchem Du zuläufst, und in den Du Deinen armen Vater mit Dir fortreißt, wird Dich bewegen, einen Schritt rückwärts zu machen.«

»Mein Oheim,« sagte Petrus, indem er dem General die Hand reichte, »ich verspreche Ihnen. .
. «

»Oh!« antwortete der General, »ich gebe nicht so die Hand wieder, die ich einmal zurückgezogen habe. *Du versprichst*, das ist gut, Petrus, doch erst, wenn Du kommst und mir sagst: »»Ich habe gehalten,«« werde ich Dir erwiedern: »»Bravo, Junge, Du bist in der That ein redlicher Mensch!««

Und der General, um seine Weigerung etwas weniger hart zu machen, beschäftigte seine beiden Hände, die eine, um seine Tabaksdose zu halten, die andere, um eine Prise an den Ort ihrer Bestimmung zu führen.

Petrus, der abwechselnd erröthete und erbleichte, ließ träge die Hand fallen, die er dem General reichte.

In diesem Augenblicke hörte man einen gewaltigen Lärmen aus der Treppe zugleich einen Lärmen von Stimmen und Tritten.

Die Stimmen sagten:

»Ich erkläre dem Herrn, daß die Befehle, die ich erhalten habe, bestimmt sind.«

»Was für Befehle hast Du erhalten, Bursche?«

»Niemand eher hinauszulassen, als bis ich die Karte überbracht habe.«

»Wem?«

»Dem Herrn Baron.«

»Und wie nennst Du den Herrn Baron?«

»Den Herrn Baron von Courtenay.«

»Komme ich zum Herrn Baron von Courtenay? Ich komme zu Herrn Pierre Herbel.«

»Dann werden Sie nicht hinausgehen.«

»Wie! ich werde nicht hinausgehen?«

»Nein.«

»Ah! Du versperrst mir den Weg . . . warte.«

Ohne Zweifel wartete derjenige, welcher zu warten eingeladen war, nicht lange, denn der Oheim und der Neffe hörten fast in demselben Momente ein ziemlich seltsames Geräusch, das dem eines schweren vom ersten Stocke in das Erdgeschoß fallenden Körpers glich.

»Was Teufels geht denn auf Deiner Treppe vor?« fragte der General.

»Ich weiß es nicht, mein Oheim, doch so viel ich beurtheilen kann, ist es mein Bedienter, der sich mit Jemand streitet.«

»Pots Henker!« rief der General, »ohne Zweifel ist es ein Gläubiger, der für geeignet gehalten haben wird, den Augenblick zu wählen, wo ich bei Dir bin.«

»Mein Oheim!«

»Sieh' nach.«

Petrus machte ein paar Schritte nach der Thüre.

Doch ehe er sie erreicht hatte, öffnete sich diese Thüre mit Heftigkeit und gewährte einem Manne Durchgang, der mit der Wuth einer Bombe in das Atelier hereintrat.

»Mein Vater,« rief Petrus, indem er sich diesem Manne in die Arme warf.

»Mein Sohn,« sagte der alte Seemann, indem er ihn in seinen Armen empfing.

»Ei! in der That, es ist mein Pirat von einem Bruder,« murmelte der General.

»Und Du auch!« rief der alte Seemann, »der verdammte Hund hatte doppelt Unrecht, mir die Thüre zu verschließen, Petrus.«

»Ich nehme an, Du sprichst vom Kammerdiener meines Herrn Neffen?«

»Ich spreche von einem Burschen, der mich verhindern wollte, heraufzugehen.«

»Ja, und den Du allem Anscheine nach hinabgehen gemacht hast.«

»Ich befürchte es . . . Sage doch Petrus.«

»Mein Vater!«

»Du mußt nachsehen, ob sich der Dummkopf nicht irgend etwas gebrochen hat.«

»Ja, mein Vater,« erwiderte Petrus, und er stieg rasch die Treppe hinab.

»Nun, alter Seewolf, Du hast Dich also nicht geändert?« sagte der General, »und ich finde Dich noch so zornsüchtig, wie ich Dich verlassen habe.«

»Und es ist viel zu wetten, daß ich mich nun nicht mehr ändern werde,« erwiderte Pierre Herbel, »ich bin zu alt dazu.«

»Ah! sagen Sie nicht, Sie seien alt, mein Herr Bruder, denn ich bin drei Jahr älter als Sie,« sprach der General.

In diesem Augenblicke kam Petrus zurück und brachte die Nachricht, sein Bedienter habe nichts gebrochen, sondern nur den rechten Fuß verstaucht.

»Ah!« sagte der alte Seemann, »dann war er doch weniger dumm, als er aussah.«

XXXVI.

Ein Freibeuter.

Der Name des Bruders vom General Herbel, des Vaters von Petrus, ist schon mehr als einmal in dieser Erzählung vorgekommen; doch die Zahl unserer Personen ist so groß, und unsere Thatumstände sind so zahlreich und so tief mit einander verhalftert, daß wir es, zu größerer Klarheit, vorziehen, — statt, nach den Regeln der dramatischen Kunst, unsere Personen schon in den ersten Scenen auszustellen, — um nicht die Intrigue zu verwickeln, das Physische und Moralische dieser Personen in dem Augenblicke zu schildern, wo sie dem Leser erscheinen, um activen Antheil an unserer Handlung zu nehmen.

Der Vater von Petrus hat, wie man sieht, die Thür vom Atelier seines Sohnes gewaltsam geöffnet und ist in unserem Buche erschienen. Dieser Ankömmling wird spielen und hat sogar gespielt in der Existenz seines Sohnes eine Rolle, welche wichtig genug, daß wir uns im Interesse der folgenden Scenen verbunden glauben, ein paar Worte über seine Lebensvorgänge zu sagen, die ihm sein Bruder so bitter vorwarf.

Unser Leser wolle sich beruhigen: es ist kein neuer Roman, den wir unternehmen, nein, wir werden so kurz sein, als möglich.

Christian Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay, jüngerer Bruder des Generals, war, wie dieser, in der Heimath von Duguay-Trouin und von Surcous geboren: er war geboren 1770 in St. Malo, dem Horste aller dieser Seeadler, welche man unter dem generischen Namen Corsaren bezeichnet, und die, wenn nicht der Schrecken, doch wenigstens die Geißel der Engländer sechs Jahrhunderte hindurch, das heißt von Philipp August bis zur Restauration, gewesen sind.

Ich weiß nicht, ob eine Geschichte der Stadt St. Malo existirt: ich weiß aber, daß sich keine Seestadt mit mehr Recht als diese rühmen könnte, die loyalsten Kinder zur Welt gebracht und Frankreich die unerschrockensten Seeleute geschenkt zu haben. Zwischen Duguay-Trouin und Surcous können wir setzen, Christian der Corsar oder — wenn wir ihm statt seines Kriegsnamens seinen Familiennamen geben wollen — Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay.

Um mit ihm bekannt zu machen, wird es uns genügen, mit einem Strahle einige von den ersten Tagen seiner Jugend zu beleuchten.

Schon 1786, das heißt kaum sechzehn Jahre alt, gehörte Pierre Herbel zur Equipage eines Freibeuters, auf dem er sich zwei Jahre vorher als Freiwilliger engagirt hatte.

Nachdem er in einem einzigen Feldzuge sechs englische Schiffe erbeutet, wurde dieser, in St. Malo bemannte, Corsar selbst genommen. Das erbeutete Schiff ward auf die Rhede von Portsmouth gebracht, und die Mannschaft auf den Pontons vertheilt.

Der junge Herbel wurde mit fünf von seinen Gefährten auf den Ponton *der König Jacob*

geschickt. Er blieb hier ein Jahr, immer unter seinen fünf Gefährten. Man hatte im Zwischendeck eine Art von stinkender Kajüte angebracht, welche als Prison für die sechs Gefangenen diente; dieser Kerker wurde gelüftet und beleuchtet durch eine einen Fuß breite und sechs Zoll hohe Stückpforte. Durch diese Oeffnung sahen die Unglücklichen den Himmel.

Eines Tages sagte Herbel zu seinen Gefährten; die Stimme dämpfend:

»Langweilt Ihr Euch nicht hier?«

»Zum Sterben,« antwortete ein Pariser, der von Zeit zu Zeit ein wenig Heiterkeit in die Bande brachte.

»Was würdet Ihr wohl wagen, um von hier loszukommen?« fuhr der junge Mann fort.

»Einen Arm,« sagte der Eine. — »Ein Bein,« sagte der Andere. — »Ein Auge,« sagte ein Dritter.

»Und Du, Pariser?«

»Den Kopf.«

»Du gefällst mir, Du handelst nicht, und Du bist mein Mann.«

»Wie, ich bin Dein Mann?«

Ja.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Daß ich heute Nacht die Flucht ergreife, und da Du denselben Einsatz gibst, wie ich, so werden wir mit einander fliehen.«

»Ah! keine Dummheiten!« rief der Pariser.

»Erkläre Dich,« sagten die Anderen.

»Das wird bald geschehen sein. Ich habe dieses warme Wasser, das sie Thee nennen, dieses abscheuliche Kuhfleisch, das sie Ochsenfleisch nennen, diesen Nebel, den sie Luft nennen, diesen Mond, den sie Sonne nennen, diesen Milchkäse, den sie Mond nennen, satt und übersatt und ich gehe.«

»Wie gehst Du?«

»Ihr braucht das nicht zu wissen, da nur der Pariser mit mir kommt.«

»Und warum kommt nur der Pariser mit Dir?«

»Weil ich keine Leute haben will, welche feilschen, wenn es sich um Frankreich handelt.«

»Ei! alle Teufel! wir feilschen nicht.«

»Dann ist es etwas Anderes. Ihr seid entschieden, wenn es sein muß, Euer Leben bei dem Unternehmen zu lassen, das wir versuchen wollen?«

»Haben wir eine Chance für uns?«

»Wir haben eine.«

»Und gegen uns?«

»Neun.«

»Dann sind wir dabei.«

»Gut.«

»Was haben wir zu thun?«

»Nichts.«

»Aber . . .«

»Ihr habt mich anzuschauen und zu schweigen, sonst nichts.«

»Das ist sehr leicht,« sagte der Pariser.

»Nicht so sehr, als Du glaubst,« erwiderte Herbel: »mittlerweile Stille!«

Herbel machte nun seine Binde von seinem Halse los, und bedeutete seinem Nachbar durch ein Zeichen, dasselbe zu thun; alle Andern ahmten sodann dem Nachbar nach.

»Gut!« sagte Herbel.

Und er nahm die Halsbinden und knüpfte sie aneinander: als sie zusammengeknüpft waren, schob er das Ende durch die Stückpforte, und ließ es gegen das Meer hängen, wie er es mit einer Leine gethan hätte: dann zog er es an sich.

Das Ende war nicht befeuchtet.

»Teufel!« sagte er, »wem liegt nichts an seinem Hemde?«

Einer von den Gefangenen zog sein Hemd aus und riß einen Streifen davon ab.

Herbel fügte den Streifen den Halsbinden bei, knüpfte einen Kieselstein an das Ende, um das Senkblei zu ersetzen, und wiederholte dieselbe Operation.

Die Leine kam befeuchtet zurück. Sie war also lang genug, um das Meer zu erreichen.

»Alles geht gut,« sagte Herbel.

Und er warf die Leine wieder aus.

Die Nacht war finster, und man konnte unmöglich diese Leine sehen, welche an den Flanken des Schiffes hinabhing.

Die Anderen schauten ihm mit Besorgniß zu, und wollten ihn befragen; er antwortete ihnen aber durch einen Wink, der bedeutete: »Stille!«

Es verging ungefähr eine Stunde.

Man hörte die Glocke von Portsmouth Mitternacht schlagen.

Die Gefangenen zählten die Schläge voll Bangigkeit.

»Zwölf Uhr,« sagte der Pariser. »Mitternacht,« sagten die Anderen, »Das ist spät, nicht wahr?« fragte eine Stimme. »Es ist keine Zeit verloren,« erwiderte Herbel; »Stille!«

Und Alles kehrte in die frühere Unbeweglichkeit zurück.

Nach einigen Minuten klärte sich sein Gesicht auf.

»Das beißt an,« sagte er.

»Gut!« sprach der Pariser; »laß nach.«

Herbel bewegte sachte die Leine, wie er es mit einer Klingelschnur gethan hätte.

»Beißt das immer an?« fragte der Pariser.

»Es ist genommen!« antwortete Herbel.

Und er zog sachte die Leine an sich, während sich die Gefangenen auf den Fußspitzen erhoben, um zu sehen, was er bringen werde.

Er brachte eine kleine stählerne Klinge, fein wie eine Uhrfeder, scharf wie der Kinnbacken eines Hechtes.

»Ich kenne diesen Fisch,« sagte der Pariser, »das nennt man eine Säge.«

»Und Du weißt, zu welcher Sauce er taugt, nicht wahr?«

»Vollkommen.«

»Dann lassen wir Dich machen.«

Herbel machte die Säge los, und fünf Minuten nachher griff das Instrument geräuschlos in die

Flanke von *König Jacob* ein und verlängerte die Stückpforte, wodurch die Oeffnung so vergrößert wurde, daß ein Mensch durchschlüpfen konnte.

Während dieser Zeit erzählte der Pariser, dessen offener Geist die Fäden einer Handlung so leicht an einander knüpfte, als Pierre Herbel die zwei Enden einer Halsbinde, — der Pariser erzählte leise den Anderen, wie sich Pierre Herbel das Werkzeug, mit dem er operirte, verschafft habe.

Drei Tage vorher war eine Amputation an Bord des *König Jacob* von einem in Portsmouth ansäßigen französischen Wundarzte vorgenommen worden. Pierre Herbel und der Wundarzt hatten ein paar Worte gewechselt. Ohne Zweifel hatte Pierre Herbel seinen Landsmann gebeten, ihm eine Säge zu verschaffen, der Landsmann hatte sie ihm versprochen und Wort gehalten.

Als der Pariser seine Suppositionen beendet hatte, nickte Pierre Herbel, mit dem Kopfe bezeichnend, Alles, was er vermuthet, sei Wahrheit.

Eine Seite der Stückpforte war durchsägt, man ging zur andern über.

Es schlug ein Uhr.

»Gut!« sagte Pierre Herbel, »wir haben noch fünf Stunden Nacht.«

Und er schritt wieder zur Arbeit mit einem Eifer von guter Vorbedeutung für den Erfolg des Unternehmens.

Nach einer Stunde war die Arbeit beendet, und das abgesägte Holzstück hielt nur noch an einem Faden; die geringste Anstrengung mußte genügen, um es loszumachen.

Als man so weit war, hielt Pierre Herbel inne und sagte:

»Achtung! Jeder mache ein Päckchen aus seinen Hosen und seinem Hemde, und befestige es mit seinen Hosenträgern auf seinen Schultern, ungefähr wie ein Fußgänger seinen Tornister. Der Jacke müssen wir entbehren wegen der Farbe und der Marke.«

Die Jacken der Gefangenen waren gelb und mit einem **T** und einem **O** bezeichnet.

Man gehorchte stillschweigend.

»Hier sind nun sechs Stäbchen von verschiedener Größe,« fuhr er fort; »derjenige, welcher das größte zieht, springt zuerst ins Wasser und so fort.«

Man zog das Loos. Pierre Herbel sollte zuerst abgehen und der Pariser zuletzt.

»Wir sind bereit,« sagten die sechs Matrosen.

»Zuvor einen Eid.«

»Welchen?«

»Es ist möglich, daß die Schildwache auf uns schießt.«

»Es ist sogar wahrscheinlich,« erwiderte der Pariser.

»Wird Niemand berührt, desto besser: wird aber Einer berührt, desto . . .«

»Desto schlimmer für denjenigen, welcher berührt wird,« bemerkte der Pariser: »mein Vater, der Koch war, pflegte zu sagen, man mache keinen Pfannkuchen, ohne Eier zu zerbrechen.«

»Das ist noch nicht genug: wir werden uns unser Wort geben, daß derjenige, welcher berührt wird, keinen Schrei ausstößt, sich sogleich von seinen Kameraden trennt, nach rechts oder nach links schwimmt, und wird er wieder gefangen, falsche Auskunft gibt.«

»Bei meinem Ehrenworte!« sprachen die fünf Franzosen.

»So wollen wir uns der Obhut Gottes empfehlen!«

Pierre Herbei machte eine Anstrengung, zog das Holzstück an sich, und nachgebend gewährte dieses eine Oeffnung, durch welche der Körper eines Menschen Passiren konnte. Sodann grub er, vermittelt zweier senkrecht gethanen Sägezüge, eine Art von Fuge, durch die er das Ende des Strickes schob, der aus Halsbinden und Hemdärmeln zusammengesetzt war, welcher dazu dienen sollte, die Leute ins Meer hinabzulassen: er machte einen Knoten an das Ende dieses Strickes, so daß der Knoten, da er nicht durch die Oeffnung schlüpfen konnte, den nöthigen Widerstand bot, um den Körper eines Menschen zu halten: hieraus hing er mittelst einer Schnur eine Rumflasche an seinen Hals: endlich ließ er sich um das linke Faustgelenk sein Messer offen binden, und nachdem alle diese Vorbereitungen beendigt waren, nahm er den Strick und glitt ins Meer hinab, wo er verschwand, um erst jenseits des Lichtkreises wieder zu erscheinen, den die Laterne zog, welche auf der äußeren Gallerie brannte, wo die Schildwache auf und abging.

Ein Kind des Oceans, unter den Wellen aufgezogen, wie ein Sturmvogel, war Pierre Herbel ein vortrefflicher Schwimmer; er durchschwamm auch ohne Anstrengung an fünfzehn bis zwanzig Klafter, auf die sich der Lichtkreis ausdehnte; dann erschien er in der Finsterniß wieder. Nun, statt seinen Weg zu verfolgen, hielt er an und erwartete seine Gefährten.

Nach einem Augenblicke öffnete sich die Welle ein paar Schritte vor ihm, und der Kopf eines zweiten Gefangenen erschien auf der Oberfläche des Meeres; dann der eines dritten, dann der eines vierten.

Plötzlich beleuchtete ein Licht die Wogen, ein Schuß knallte, die Schildwache hatte gefeuert.

Man hörte keinen Schrei, aber es erschien Niemand mehr; nur wurde fast unmittelbar darauf das Geräusch eines ins Meer fallenden Körpers hörbar, und nach drei Secunden ließ die See, sich öffnend, das feine spöttische Gesicht des Parisers sehen.

»Vorwärts!« sagte er, »es ist keine Zeit zu verlieren; Numero 5 hält aus.«

»Folgt mir,« sprach Pierre Herbel, »und suchen wir uns nicht zu trennen.«

Bei diesen Worten wandten sich die fünf Flüchtlinge, unter Anführung von Pierre Herbel, so viel das möglich war, nach der offenen See.

Hinter ihnen, an Bord des Ponton, entstand ein ungeheurer Tumult; der Schuß der Schildwache hatte Lärm gemacht; fünf bis sechs Schüsse wurden aufs Gerathewohl gefeuert; die Flüchtlinge hörten die Kugeln pfeifen, doch keiner derselben wurde getroffen.

Eine Barke wurde ins Meer gesetzt mit der Geschwindigkeit, welche diese Art von Manoeuvre bezeichnet; vier Ruderer sprangen hinein; vier Soldaten und ein Sergeant stiegen nach ihnen hinab, mit geladenen Gewehren, die Bajonnete auf der Flinte, und die Barke fing an, den Flüchtlingen nachzusetzen.

»Verzettelt Euch, wenn Ihr wollt,« sagte Herbel, »und Glück zu!«

»Gut!« erwiderte der Pariser, »das ist unser letztes Mittel.«

Die Barke sprang auf den Wellen. Ein Matrose, der auf dem Vordertheile stand, trug eine Fackel, die ein Licht auswarf, daß man eine Barbe von einer Goldbrasse unterscheiden konnte. Sie rückte gerade in Verfolgung der Flüchtlinge vor.

Plötzlich hörte man links von der Barke einen Schrei. Man hätte glauben sollen, es sei die Klage eines Meergeistes.

Die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, dann hielt die Barke an.

»Zu Hilfe! zu Hilfe! ich ertrinke!« rief eine Stimme mit dem Ausdrücke der tiefsten Angst.

Die Barke drehte sich, änderte ihre Richtung, und wandte sich nach der Seite, von wo die Stimme kam.

»Wir sind gerettet,« sagte Herbel; »der brave Mathieu, da er sich verwundet sah, schwamm gegen links und zieht sie nun nach sich.«

»Es lebe Numero 5!« sagte der Pariser: »bin ich wieder auf dem Lande, so gelobe ich, einen tüchtigen Schluck aus seine Gesundheit zu trinken.«

»Kein Wort mehr, und vorwärts,« sprach Herbei: »Jeder von uns wird seinen ganzen Athem nöthig haben: verschwenden wir ihn also nicht.«

Man schwamm immer weiter, wobei Herbei die Spitze der Colonne bildete.

Nach einem Stillschweigen von zehn Minuten, in denen man eine Viertelmeile zurückgelegt zu haben schätzen konnte, sagte Herbel:

»Scheint Euch nicht, daß die See schwieriger wird? Werde ich müde, oder sollten wir gegen

rechts abgefallen sein?«

»Links! links!« sagte der Pariser: »wir sind im Schlamme,«

»Wer hilft mir?« sagte einer von den Schwimmern: »ich fühle mich gepackt.«

»Gib mir die Hand, Kamerad,« sagte Herbel: »diejenigen, welche schwimmen können, mögen uns an sich ziehen.«

Herbel fühlte sich am Faustgelenke gepackt: ein gewaltiger Stoß machte ihn gegen links treiben, er zog den im Schlamme steckenden Gefangenen mit sich.

»Ah! bei meiner Treue,« sprach dieser, als er sich wieder in einem etwas flüssigen Wasser befand, »nun geht es besser, Ertrinkend sterbend, gut: das ist der Tod eines Seemannes: doch im Schlamme sterben, das ist der Tod eines Gassenfegers.«

Man umschwamm ein kleines Cap und erblickte ein Licht.

»Das Gefängniß von Forton!« sagte Herbel: »die Schlamminselchen sind westlich; hier haben wir zwei Meilen See; doch wir haben manchmal längere Promenaden gemacht als diese, und es handelte sich nicht um unser Leben.«

In diesem Augenblicke ging eine Rakete, gefolgt von einem Kanonenschusse, vom Ponton der *König Jacob* aus.

Dieses doppelte Signal verkündigte eine Entweichung.

Fünf Minuten nachher gingen eine andere Rakete und ein Kanonenschuß von der Festung Forton aus. Hierauf eilten zwei oder drei Barken, von denen jede eine Fackel auf dem Vordertheile hatte, in See.

»Rechts! rechts!« sagte Herbel, »oder sie werden zeitig genug kommen, um uns die Passage zu versperren.«

»Doch die Schlamminselchen?« fragte eine Stimme.

»Wir haben sie hinter uns.«

Man schwamm stillschweigend fünf Minuten gegen rechts. Es herrschte eine so tiefe Stille, daß man das Athmen von einem der Schwimmer hörte, dem es enge zu werden anfang.

»He!« sagte der Pariser, »ist ein Seekalb unter uns, so sage er es.«

»Ich werde müde,« erwiderte Numero 3; »ich fühle, daß mir der Athem fehlt.«

»Schwimm auf dem Rücken!« sagte Herbel, »ich werde Dich antreiben.«

Der Flüchtling drehte sich auf den Rücken und ruhte einen Augenblick in dieser Lage; bald

aber wandte er sich wieder um.

»Bist Du schon nicht mehr müde?« fragte der Pariser.

»Nein, doch dieses Wasser ist eiskalt, und ich friere.«

»Es hat allerdings keine fünfunddreißig Grad Wärme.«

»Warte,« sagte Herbel, indem er mit einer Hand schwamm und seine Flasche Numero 3 reichte.

»Es wird mir unmöglich sein, mich auf dem Wasser zu halten und zu trinken.«

Der Pariser schob ihm die Hand unter der Achsel durch.

Numero 3 ergriff die Flasche und nahm ein paar Schlucke.

»Ah!« sagte er, »das rettet mir das Leben.«

Und er reichte die Flasche Herbel.

»Und der Pariser, wird er nichts für seine Mühe haben?«

»Trink geschwinde,« sagte Herbel, »wir verlieren Zeit.«

»Man verliert nie Zeit, wenn man trinkt,« erwiderte der Pariser.

Und er nahm auch ein paar Schlucke von der alkoholischen Flüssigkeit.

»Wer will?« sagte er, indem er die Flasche über das Wasser emporhob.

Die zwei anderen Flüchtlinge streckten die Hand aus, und Jeder schöpfte neue Kräfte aus dem Feuerbehälter.

Die Flasche kam zu Herbel zurück, und dieser befestigte sie wieder an seinem Halse.

»Nun, Du trinkst nicht?« fragte ihn der Pariser.

»Ich habe noch Wärme und Kräfte,« antwortete Herbel, »und ich bewahre, was in der Flasche bleibt, für Einen, der mehr ermüdet ist als ich.«

»O großer weißer Pelican,« rief der Pariser, »ich bewundere Dich, doch ich ahme Dir nicht nach.«

»Stille!« sagte Numero 4, »ich höre vor uns sprechen.«

»Und zwar, Gott verdamme mich, Niederbretanisch sprechen!«

»Wie können sich Bretagner im Hafen von Portsmouth finden?«

»Stille!« sagte Herbel, »wir wollen uns so viel als möglich dem schwarzen Punkte nähern, den wir vor uns haben, und der mir ganz aussieht wie eine Schlupe.«

Er täuschte sich nicht, die Stimme kam von da.

»Stille doch!«

Man schwieg, und man hörte ein Geräusch von Rudern, die das Meer peitschten.

»Geben wir auf die Barke Acht,« sagte leise einer von den Flüchtlingen.

»Sie hat kein Licht: sie wird uns nicht sehen.«

Sie kam in der That aus zehn Klaster an den Flüchtlingen vorüber, ohne sie zu bemerken: nur setzte sie einen Austausch von Worten mit der Schlupe fort.

»Halte gut Wache, Pitcaern,« sagte eine Stimme, »und in zwei Stunden kommen wir mit Münze zurück.«

»Seid unbesorgt,« sprach eine Stimme, welche von Bord kam und ohne Zweifel die von Pitcaern war, »man wird gut Wache halten.«

»Aber Tag Gottes!« sagte Numero 3, »wie kommt es, daß Landsleute im Hafen von Portsmouth sind?«

»Ich werde Dir das sogleich erklären,« erwiderte Herbel; »mittlerweile sind wir gerettet.«

»Mache, daß das bald geschieht,« sagte Numero 3, »denn ich fühle mich nicht mehr, so friere ich.«

»Ich ebenso,« fügte Numero 4 bei.

»Seid ruhig,« sprach Herbel; »haltet Euch hier, wenn Ihr könnt, ohne zurückzuweichen oder vorzurücken, und laßt mich machen.«

Und wie ein Delphin die Woge durchschneidend, rückte er in der Richtung der Schlupe vor.

Die vier Flüchtlinge näherten sich einander, so viel sie konnten, und schauten mit allen ihren Augen und horchten mit allen ihren Ohren, um Zur jedes Ereigniß bereit zu sein.

Zuerst sahen sie Pierre Herbel in der durch den Schatten, welchen die Schlupe aufwarf, noch dichter gewordenen Dunkelheit verschwinden; sodann hörten sie folgenden Dialog in Niederbretanisch, den zwei Schwimmer, von welchen der Eine von Saint-Brieuc war, der Andere von Guimperlé, ihren Gefährten übersetzen konnten; es war offenbar Pierre Herbel, der ihn hervorrief.

»Oho! Barke, oho! Hilfe!«

Eine Stimme, in der man diejenige erkannte, welche man schon gehört hatte, antwortete:

»Wer verlangt dort Hilfe?«

»Ein Kamerad, ein Landsmann von Wallis!«

»Von Wallis? von welchem Theile von Wallis?«

»Von der Insel Anglesey . . . Ei! geschwinde, Hilfe, oder ich sinke unter.«

»Hilfe, Hilfe, das ist bald gesagt; doch was machst Du da mitten im Hafen?«

»Ich bin Matrose an Bord des englischen Schiffes *die Krone*; man hat mich ungerecht gestraft, ich desertire,«

»Was verlangst Du?«

»Einen Augenblick Ruhe, der mir die Kräfte gibt, das Land zu erreichen.«

»Warum sollte ich mich dem Gefängniße für einen Menschen aussetzen, den ich nicht kenne? . . . Suche das Weite!«

»Wenn ich Dir aber sage, ich sinke unter, wenn ich Dir sage, ich ertrinke!«

Und man hörte, wie die Stimme durch die Welle, welche über den Kopf des Schwimmers hinging, abgeschnitten wurde.

Die Scene war so gut gespielt, daß die Flüchtlinge einen Augenblick glaubten, ihr Kamerad ertrinke wirklich, und sich mehrere Klafter der Schlupe näherten.

Doch die Stimme ließ sich bald aufs Neue hören.

»Herbei!« sagte sie, »zu Hilfe! Du wirst einen Landsmann nicht umkommen lassen, während Du, um ihn zu retten, nur ein Tau auszuwerfen hast.«

»Vorwärts! drehe Dich nach dem Backbord!«

»Ah! mein Gott! bist Du es nicht, Pitcaern?«

»Doch, ich bin es,« antwortete der Matrose erstaunt. »Und wer bist Du?«

»Wer ich bin? Das Tau! das Tau! Ich sinke unter . . . ich ertrinke . . . das T . . .«

Zum zweiten Mal ging die Welle über den Kopf des Schwimmers hin.

»Ei! alle Teufel! hier ist es, das Tau! Hältst Du es?«

Man hörte jenes Brummeln des Untersinkenden, der antworten will, dessen Athmungswege aber durch das Wasser versperrt sind.

»Gut!« rief Pitcaern, »laß nicht los . . . Ah! Du siehst mir aus, wie ein trefflicher Seemann; hätte man das gewußt, so würde man ein aus zwei Rollen lausendes Fauteuil eingeschifft haben, um den Herrn an Bord zu bringen.«

Doch der wallisische Matrose hatte kaum Zeit, seinen Scherz zu vollenden, als Herbel, der über die Schanzverkleidung der Schlupe gestiegen war, seinen Freund Pitcaern um den Leib packte, rücklings aus das Verdeck warf, ihm das Messer an die Kehle hielt, und seinen Gefährten französisch zurief:

»Herbei, Kameraden! steigt über Backbord! wir sind gerettet!«

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal sagen; sie schwammen hinzu, wobei Jeder alle seine Kräfte anstrengte, und in einem Augenblicke waren alle Vier aus dem Verdecke der Schlupe.

Herbel hielt Pitcaern unter dem Knie mit dem Messer an der Kehle.

»Bindet und knebelt mir diesen braven Burschen, doch ohne ihm etwas zu Leide zu thun,« sagte Pierer Herbel.

Und gegen Pitcaern fuhr er fort:

»Mein lieber Pitcaern, Du mußt uns diese kleine List verzeihen: wir sind keine englischen Deserteurs, sondern Franzosen, die von den Pontons entweichen: wir entlehnen nun von Dir Deine Schlupe, um eine kleine Fahrt nach Frankreich zu machen: sobald wir in Saint-Malo oder in Saint-Brieuc sind, bist Du frei.«

»Aber,« fragten die Flüchtlinge, »wie kommt es, daß die Mannschaft einer englischen Schlupe Niederbretanisch spricht?«

»Nicht die Mannschaft der englischen Schlupe spricht Niederbretanisch, sondern wir sprechen Gälisch.«

»Nun bin ich gerade so weit als vorher,« sagte der Pariser.

»Liegt Dir daran, eine Erklärung zu haben?« fragte Herbel, während er Pitcaern, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit aller Behutsamkeit knebelte.

»Ich gestehe, das wäre mir nicht unangenehm.«

»Nun wohl, ich will Dich also lehren, was man mich im Collége gelehrt hat.«

»Lehre mich.«

»Die Engländer von Wallis sind ganz einfach eine Colonie von Niederbretagnern, welche vor acht bis neunhundert Jahren aus Frankreich ausgewandert ist, und die Muttersprache rein und unverdorben bewahrt hat: darum sprechen die Gälischen Bretanisch, und die Bretagner sprechen Gälisch.«

»So ist es, wenn man studirt hat!« sagte der

Pariser: »Herbei, Du wirst eines Tags Admiral werden.«

Mittlerweile hatte man Pitcaërn geknebelt und gebunden.

»Nun,« sprach Pierre Herbei, »nun handelt es sich darum, sich wieder zu erwärmen, seine Kleider trocken zu machen, nachzusehen, ob in dieser seligen Schlupe sich nicht etwas findet, was man unter die Zähne schieben könnte, und sich bereit zu halten, bei Tagesanbruch aus dem Hafen auszulaufen.«

»Warum nicht sogleich?« fragte der Pariser.

»Weil man nicht aus dem Hafen ausläuft, Pariser, ehe das Admiralsschiss das Thor durch einen Kanonenschuß geöffnet hat.«

»Das ist richtig,« antworteten im Chor die Flüchtlinge.

Einer von den vier Gefährten wurde als Schildwache aus das Bugsprit gestellt, und die drei anderen zündeten das Feuer wieder an, das in der Kajüte schlummerte.

Zum Unglücke trockneten die von Seewasser durchnässten Kleider nicht leicht. Man suchte aus allen Seiten, und man fand Hemden, Hosen und Kittel, die den Freunden von Pitcaërn gehörten: man bekleidete sich wieder, so gut man konnte, und war in diese ernste Beschäftigung vertieft, als man die Stimme der Schildwache rufen hörte:

»He! da unten! Jedermann aufs Verdeck!«

In einem Augenblicke waren die drei Gefährten an dem Posten, zu dem man sie berief.

Nicht ohne Grund hatte man sie kommen lassen: man sah drei bis vier leuchtende Punkte heranrücken, die, so wie sie sich näherten, die Form von Barken mit Soldaten beladen annahmen. Diese Soldaten machten ein Treibjagen im Hafen.

»Ah!« sagte Pierre Herbel, »wir werden dem Besuche nicht entgehen; nun müssen wir mit Dreistigkeit bezahlen. Macht nur Freund Pitcaërn verschwinden.«

»Sollen wir ihn ins Wasser werfen?«

»Nein; man muß ihn nur so verbergen, daß man ihn nicht findet.«

»Sage doch, Pierre,« sprach der Pariser, »wenn wir ihn in einer Hängematte verbergen und

ihm die Decke bis an die Augen ziehen würden, man könnte nicht sehen, daß er geknebelt ist, und wir würden sagen, er sei krank, und fänden einen Vortheil dabei: da sich ein Kranker nicht ganz angekleidet niederlegt, so würde Einer von uns eine Weste, Hosen und einen Kittel, Alles ganz gewärmt, erben.«

Der Vorschlag ging einstimmig durch.

»Diejenigen, welche Niederbretanisch sprechen,« sagte Pierre Herbel, »bleiben bei mir auf dem Verdecke, während die Anderen Pitcaërn Gesellschaft leisten; ich übernehme Alles.«

Hatte Herbel gesagt: »Ich übernehme Alles,« so wußte man, daß man sich auf ihn verlassen konnte; der Pariser und sein Gefährte gingen auch, Pitcaërn schleppend, hinab, während Herbel und die zwei Bretagner den Besuch erwarteten.

Er ließ nicht auf sich warten.

Eine von den Barken wandte sich gegen die Schlupe.

Um gut im Gesichte zu sein, stieg Pierre Herbel auf die Schanzverkleidung.

»Oho! Barke!« rief der Capitän, der die Abtheilung commandirte.

»Gegenwärtig!« antwortete niederbretanisch Pierre Herbel.

»Ah! gut!« sagte der Capitän, »wir haben es mit Wallisern zu thun. Ist Einer da, der die Sprache dieser Wilden spricht?«

»Ich, mein Officier,« antwortete ein Soldat; »ich bin von Caëremotra.«

»Nun, so befrage.«

»Oho! Barke,« rief der Soldat wallisisch.

»Gegenwärtig!« wiederholte Herbel.

»Wer seid Ihr?«

»Die Schöne Sophie von Pembroke.«

»Woher kommt Ihr?«

»Von Amsterdam.«

»Was habt Ihr in Ladung?«

»Stockfisch.«

»Habt Ihr nicht fünf Franzosen gesehen, die von den Pontons entwichen sind?«

»Nein! doch wenn wir sie sehen, mögen sie ruhig sein.«

»Was werdet Ihr ihnen thun!«

»Wir werden sie behandeln, wie sie es verdienen.«

»Was sagen sie?« fragte der Capitän.

Der Soldat übersetzte den Dialog.

»Es ist gut!« rief der Officier. »Tod den Franzosen und es lebe König Georg!«

»Hurrah!« antworteten die drei Bretagner.

Die Barke entfernte sich.

»Glückliche Reise!« sagte Pierre Herbel. »Und nun, da es in einer halben Stunde Tag sein wird, laßt uns den Anker lichten und uns segelfertig machen.«

Unsere fünf Flüchtlinge brachten eine Stunde in der grausamsten Bangigkeit zu; endlich streifte eine gräuliche Linie den östlichen Horizont; das ist das, was man in England die Morgenröthe nennt.

Beinahe zu gleicher Zeit erschien ein lebhafter Schein, gefolgt von einem Knalle, der auf den Wällen hinlief und sich am Ufer brach, an den Flanken eines majestätischen Dreideckers, der wie eine bewegliche Festung den Eingang des Hafens bewachte.

Das war das Signal für die Schlupe, den Anker zu lichten.

Sie fragte auch nicht eine Secunde um Erlaubnis.

Man hißte die Flagge Groß-Britanniens auf und fuhr auf einen Pistolenschuß am Admiralsschiffe vorüber.

Im Vorüberfahren schwang Herbel, der auf der Schanzverkleidung stand, seinen Hut und schrie mit aller Macht seiner Lunge:

»Hurrah für König Georg!«

Die Kost an Bord der Schlupe war nicht üppig; doch im Vergleiche mit denen der Pontons waren die Mahle der fünf Gefangenen wahre Schmäuse.

Lassen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren: an jedem dieser Mahle durfte der unglückliche Pitcaern Theil nehmen. Mit der Gefahr hatte die Strenge für ihn aufgehört: man hatte ihm Knebel und Bande abgenommen, und Pierre Herbel hatte in Beziehung auf ihn die kymrische Geschichte wieder angefangen, die er seinen Gefährten gegeben. Pitcaern hatte begriffen, war aber nicht getröstet; nur gelobte er sich fortan, denjenigen zu mißtrauen, welche

Gälisch mit ihm sprechen würden.

So oft man ein Schiff im Angesichte hatte, zwang man Pitcaërn, ins Zwischendeck hinabzugehen. Man hatte sehr oft Schiffe im Angesicht. — Doch das Fahrzeug war von englischer Construction; es führte ein wesentlich britisches Segelwerk; es hatte an seiner Gabel die drei Leoparden von England, den Löwen von Schottland, die Leier von Irland und sogar die drei Lilien von Frankreich, die erst zwanzig Jahre später verschwanden.

Es ließ sich unmöglich annehmen, eine französische Nußschale wage sich so unter die englischen Kreuzer, und Niemand fiel es ein, fünf französische Gefangene in diesen so ruhig auf dem Verdecke liegenden Matrosen zu sehen, die es dem Winde und den Segeln überließen, ihre Arbeit zu verrichten. Man segelte in der That vor dem Winde, und man brauchte sich um nichts zu bekümmern.

Am andern Morgen, das heißt vierundzwanzig Stunden nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth, erblickte man deutlich das Cav de la Hogue.

Es handelte sich darum, den Wind zu pressen, um es nicht zu umschiffen, sonst gerieth man in die Archipele der Inseln Aurigny, Guernesey, Jersey, englische Besitzungen seit Heinrich I., und unbequeme Wüsteneien unserer Küsten.

Man preßte den Wind und segelte gerade auf Beaumont zu.

Es wäre schwer, die Gefühle auszudrücken, die

das Herz der Gefangenen überströmten, als sie, nachdem sie die Erde Frankreichs wie einen Nebel erschaut, dieselbe auf eine solidere Weise mit ihren Hügeln, ihren Hafen, ihren Kriken, ihren Terrainausläufern hervortreten sahen.

Und als sie gar weiße Häuser mit ihren Rauchwirbeln erblickten, waren sie dergestalt in diese Beschauung vertieft, daß sie die englische Flagge einzuziehen vergaßen.

Eine Kanonenkugel, die das Wasser hundert Klafter vor der Schlupe aufspritzen machte, entzog sie ihrer Extase.

»Nun!« sagten die Franzosen erstaunt, »was machen sie denn? sie schießen auf uns!«

»Ei! nein, alle Teufel! nicht auf uns schießen sie,« entgegnete Herbel, »sondern auf diesen blauen Fetzen!«

Und er zog rasch die Flagge ein; doch es war zu spät, die *Schöne Sophie* war signalisirt. Ueberdies hätte sie, in Ermangelung der Flagge, ihr ganzer britischer Gang verrathen.

Es ist bei der Marine wie bei der Bevölkerung: laßt die reizendste Engländerin, und wäre sie in Frankreich erzogen worden, mitten unter eine Gruppe Französinen treten und Ihr werdet die Engländerin erkennen.

Man hatte also die Schlupe doppelt erkannt: an ihrer Tournure. Herbel mochte auch die Flagge immerhin einziehen, eine zweite Kugel folgte auf die erste und schlug so nahe bei der Schönen Sophie ein, daß sie das Wasser bis auf das Verdeck spritzen machte.

»Ah!« sagte der Pariser, »sie erkennen also offenbar die Freunde nicht?«

»Was ist zu thun?« fragten die Anderen.

»Vorrücken,« antwortete Herbel: »es ist wahrscheinlich keine französische Flagge an Bord der Schlupe, und es wird uns dasselbe in jedem Hafen begegnen, wo wir erscheinen.«

»Gut!« sagte der Pariser, »man wird wohl ein Tischtuch, eine Serviette, ein Hemd finden.«

»Ja,« erwiderte Herbel, »doch mittlerweile sind wir signalisirt, nicht wahr? wir sind als Engländer signalisirt . . . und seht, dort macht sich eine Corvette gegen uns segelfertig. In zehn Minuten wird sie Jagd auf uns machen. Nehmen wir die Jagd an, so werden wir eingeholt, und in einer Stunde sind wir in den Grund gebohrt: denn welches Mittel haben wir, wenn sie auf uns jagen, ihnen begreiflich zu machen, wir seien Franzosen. Vorwärts also, meine Kinder und es lebe Frankreich!«

Es erscholl der einstimmige Ruf: »es lebe Frankreich!« und man fuhr fort, gerade aus Beaumont zu steuern.

Einen Augenblick hörte das Feuer aus. Man hätte glauben sollen, die Kanoniere machen sich die Reflexion, diese Schlupe hätte keine große Chance, ihre Landung an der französischen Küste zu bewerkstelligen.

Nach einer Minute aber zerbrach eine neue Lage, diesmal besser gerichtet, eine Raa und stieß die Schiffsverkleidung der Schönen Sophie ab.

»Auf,« rief Herbel, »es ist nicht mehr zu zögern: hängt einen weißen Fetzen an die Spitze eines Bootshakens, und macht Zeichen, daß wir parlamentiren wollen.«

Man that, was Herbel verlangte.

Aber sah man nun den weißen Fetzen nicht, oder glaubte man nicht an das Parlamentiren. Das Feuer dauerte fort.

Während dieser Zeit hatte sich Pierre Herbel entkleidet.

»Was Teufels machst Du?« fragte der Pariser; »willst Du ihnen Deinen Hintern zeigen? Das ist keine Flagge.«

»Nein,« erwiderte Herbel, »doch ich will ihnen sagen, wer wir sind.«

Und zu gleicher Zeit stürzte er sich von der Schanzverkleidung köpflings hinab und verschwand im Meere, aber nur um zwanzig Minuten weiter wieder zu erscheinen.

Er wandte sich schwimmend gerade nach dem Hafen.

Die Schlupe ihrerseits braßte auf, zum Zeichen, sie habe durchaus nicht die Absicht, sich von der Küste zu entfernen.

Beim Anblicke dieses Mannes, der sich ins Wasser warf, dieses Schiffes, das sich selbst überlieferte, hörte das Feuer auf; bald sah man ein Fahrzeug dem Schwimmer entgegenkommen.

Der Hochbootsmann, der dieses Fahrzeug commandirte, war gerade aus Malo.

Durch einen Zufall, den nur die Umstände wunderbar machten, hatte Pierre Herbel seinen ersten Unterricht in der Küstenfahreei unter dem alten Seewolfe genommen.

Während er schwamm, erkannte er ihn und rief ihn bei seinem Namen.

Der Seemann hob den Kopf empor, hielt die Hand über seine Augen, verließ das Steuerruder, um nach dem Vordertheile zu laufen, und rief:

»Gott verdamme mich, wenn es nicht Pierer Herbel ist, der zu uns kommt!«

»Pfui doch! Vater Berthaut!« erwiderte Herbel, »es ist ein englischer Fluch, den Ihr mir da zugeschleudert habt, und so empfängt man einen Kameraden, und besonders einen Zögling nicht. Guten Morgen, Vater Berthaut! wie befindet sich Eure Frau? was machen Eure Kinder?«

Und indem er sich an die Barke anklammerte, sagte er:

»Ja, bei Unserer lieben Frau von Saint-Brieuc, ich bin Pierre Herbel, und ich komme von fern, dafür stehe ich Euch!«

Und ganz tiefend warf er sich in die Atme des Hochbootsmannes.

Die Schlupe war so nahe bei der Barke, daß die vier Gesährten von Herbei diese kindliche Umarmung sehen konnten.

»Es lebe Frankreich!« riefen sie einstimmig.

Der Ruf gelangte zum Boote.

»Es lebe Frankreich!« antworteten die Matrosen, welche Pierre Herbel ausgenommen hatten.

»Ah!« sagte der Vater Berthaut, »das sind also auch Freunde?«

»Ich glaube wohl, und Ihr werdet selbst urtheilen.«

Herbel winkte der Schlupe, herbeizukommen.

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal sagen. In einem Augenblicke bedeckte sich das kleine Schiff mit Segeln und rückte gegen den Hafen vor, — diesmal nicht mehr unter dem

Lärmen des Musketenfeuers, sondern unter dem wiederholten Rufe: »Es lebe Frankreich! es lebe Frankreich!«

Die ganze Bevölkerung von Beaumont war aus dem Hafendamme.

Die fünf Flüchtlinge landeten.

Pierre Herbel küßte die Erde, wie es ein alter Römer gethan hätte.

Die Andern warfen sich dem Ersten dem Besten in die Arme. Was lag daran, wer die Ersten die Besten waren? waren es nicht Brüder? . . Der Pariser wandte sich besonders an seine Schwestern.

Während dieser Zeit schaute der arme Pitcaërn diese allgemeine Freude sehr traurig an.

»Ei!« fragte der alte Berthaut, »was für ein Bursche ist denn das, der keinen Theil nimmt am Feste?«

»Das ist der Engländer, der uns sein Schiff geliehen hat,« erwiderte lachend Pierre Herbel.

»Geliehen!« sagte Berthaut: »ein Engländer hat Euch sein Schiff geliehen? Er komme doch, und wir wollen ihn mit Rosen bekränzen.«

Herbel hielt Berthaut zurück, der in seiner Begeisterung Pitcaërn an sein Herz drücken wollte.

»Alles schön!« sprach Herbel, »er hat es uns geliehen, wie wir Jersey König Georg leihen, mit Gewalt.«

»O! dann ist es etwas Anderes,« sagte Berthaut. »Ah! Du entweichst nicht nur, sondern während Du entweichst, machst du noch Gefangene! Das ist Deine Sache! Ein schöner Seemann, und eine hübsche Schlupe, bei meiner Treue! Die Schlupe ist fünfundzwanzigtausend Livres wie einen Liard werth: fünftausend Franken Jedem.«

»Pitcaërn ist nicht Gefangener,« entgegnete Herbel.

»Wie, Pitcaërn ist nicht Gefangener?«

»Nein, und seine Schlupe wird nicht verkauft werden.«

»Warum nicht?«

»Pitcaërn ist in die Falle gerathen, weil er Bretanisch spricht und ein gutes Herz hatte; ein doppelter Grund, daß wir ihn als Landsmann behandeln.«

Herbel winkte sodann dem Walliser und sagte niederbretanisch zu ihm:

»Komm hierher, Pitcaërn.«

Pitcaern hatte nichts Besseres zu thun, als zu gehorchen, und er gehorchte; doch traurig, wider Willen, und trotzend wie ein Bullenbeißer, der seinen Meister gefunden hat.

»He!« rief Herbel, »alle Niederbretagner mögen hierher kommen.«

Es bildete sich ein großer Kreis.

»Meine Freunde,« sprach Herbel, indem er ihnen Pitcaern vorstellte, »das ist ein Landsmann, dem wir heute ein gutes Mahl geben müssen, denn er kehrt morgen früh nach England zurück.«

»Bravo!« riefen alle Seeleute, indem sie Pitcaern die Hand reichten.

Pitcaern begriff das nicht; er glaubte, er sei in irgend einem ihm unbekanntem Winkel des Fürstenthums Wales gelandet.

Jedermann sprach wallisisch.

Herbel erzählte ihm, was vorging, und was von ihm und seiner Schlupe beschlossen worden war.

Der arme Teufel wollte nicht daran glauben.

Wir werden es nicht versuchen, eine Scene von dem Schmause zu geben, dessen Helden die fünf Gefangenen und der brave Pitcaern waren. Man brachte den Abend bei Tische, die Nacht beim Tanze zu.

Am andern Tage geleiteten Gäste, Tänzer und Tänzerinnen Pitcaern zur *Schönen Sophie* zurück, die er verproviantirt fand, wie sie es nie gewesen war: sodann als man ihm seine Segel aufziehen und den Anker lichten: endlich, da der Wind gut war, lief er majestätisch aus dem Hafen aus, unter dem Rufe: »Es leben die Bretagner! es leben die Walliser!«

Und da das Wetter an diesem Tage und am andern schön war, so hat man alle Ursache, zu glauben, der brave Pitcaern und die *Schöne Sophie* seien glücklich in England gelandet, und die Erzählung dieses Abenteuers setzt heute noch die Einwohner der Stadt Pembroke in Erstaunen.

XXXVII.

Die Schöne Therese.

Man begreift, daß die von uns soeben erzählten Ereignisse, vergrößert durch die bretanische Poesie, verschönert durch die Pariser Aufschneiderei, Pierre Herbel einen Ruf des Muthes und der Klugheit verschafften, der ihn rasch in die erste Linie unter seinen Gefährten setzte, die ihm um so mehr Dank wußten, daß er ihr Gefährte war, als es Jedermann bekannt, daß er einer der ersten Familien, nicht nur von Bretagne, sondern auch von Frankreich angehörte.

Während der paar Jahre des Friedens, welche auf die Anerkennung durch England der amerikanischen Unabhängigkeit folgten, machte Pierre Herbel, um seine Zeit nicht zu verlieren, als Second und als Capitän auf Handelsschiffen, eine Reise in den Golf von Mexico und zwei Reisen nach Indien, eine nach Ceylon, die andere nach Calcutta.

Dem zu Folge als der Krieg mit mehr Wuth als je 1794 und 1795 wieder ausbrach, suchte Herbel beim Convente um ein Capitänspatent an, das ihm, kraft seiner früheren Dienste, ohne irgend eine Schwierigkeit bewilligt wurde.

Mehr noch: da Pierre Herbel wegen seiner Uneigennützigkeit und des ganz nationalen Hasses, den er gegen die Engländer hegte, bekannt war, so ermächtigte man ihn, seine Corvette oder seine Brigg, wie er wollte, zu bemannen. Es wurde ihm zu diesem Ende ein Credit von fünfmalhunderttausend Franken eröffnet, und man gab im Arsenal von Brest Befehl, den Capitän Herbel alle Waffen nehmen zu lassen, die er zur Ausrüstung seines Schiffes für nothwendig erachten würde.

Es war damals auf den Werften von St. Malo eine hübsche Brigg von fünf- bis sechshundert Tonnen, der der Capitän in ihrem Wachethume mit wahren Interesse gefolgt war, wobei er sich sagte:

»Derjenige, welchem dieses Schiff gehören würde, ganz gehören, mit zwölf Mann Equipage in Friedenszeiten, um Handel mit Indigo und Cochenille zu treiben, und hundert und fünfzig Mann in Kriegszeiten, um auf die Engländer Jagd zu machen, hätte Recht, den König von Frankreich einst als seinen Vetter zu betrachten.«

Als Pierre Herbel seine Commission seinen Credit von fünfmalhunderttausend Franken und seine Erlaubnis, auf der Rhede von Brest auszurüsten, hatte, ging er mit mehr Beharrlichkeit als je auf der Werfte umher, wo sich wie eine Seeblume die *Schöne Therese* erschloß.

Pierre Herbel hatte die Brigg mit dem Namen des Mädchens, das er liebte, getauft.

Es brauchte nicht lange, um den Handel abzuschließen: der Capitän kaufte, im Namen der Regierung, den Erbauern die Brigg ab, und konnte folglich das Uebrige ihrer Construction, nämlich ihr Mastwerk und ihr Takelwerk leiten.

Nie hatte ein Vater für seine einzige Tochter, welche ihre erste Communion machen soll, die Coquetterien, welche Pierre Herbel für seine Brigg hatte.

Er maß selbst die Länge und die Dicke der Masten und die Raaen; er kaufte selbst auf dem Markte von Nantes das für ihr Segelwerk bestimmte Tuch; er ließ unter seinen Augen das Kupfer nageln, das ihren Gürtel bilden sollte, und ließ ihr lebendes Werk dunkelgrün, anmalen, so daß sich in einiger Entfernung der Schiffskörper mit den Wellen vermengt fand. Er ließ zwölf Stückpforten aus jede Seite und zwei am Hintertheil anbringen: als diese Vorbereitungsarbeit gethan war, berechnete er das Gewicht, welches dem natürlichen Gewichte der Brigg das ihrer völligen Ausrüstung beifügen würde, ersetzte es durch einen Ballast von gleichem Gewichte, fuhr dann längs der Küste von Bretagne hin, nahm zuweilen seinen Flug wie ein Seevogel, der seine Flügel versucht, umsegelte die Spitze von Sillon, kam zwischen der Insel Raz und Saint-Pol-de-Leon durch, umsegelte das Cap Renan und lies in dem Hafen von Brest ein, in seinem Gefolge drei bis vier englische Schiffe schleppend, wie ein hübsches junges Mädchen drei bis vier Verliebte nach sich zieht.

In der That, es wäre eine schöne Prise gewesen, die der *Schönen Therese*: doch die *Schöne Therese* war Jungfrau, und suchte gerade in Brest die Mittel, ihre Jungfrauschaft zu bewahren.

Man muß sagen, daß hinsichtlich der Vertheidigung ihr Capitän nichts sparte: sie erhielt in ihr falsches Verdeck einundzwanzig Zwölfpfünder, welche nicht durch Backbord und Steuerbord schauten, und zwei Vierundzwanzigfünder, die am Vordertheile untergebracht wurden, für den Fall, daß sie, hätte sie es mit einer zu starken Partei zu thun, sich genöthigt sähe, die Flucht zu ergreifen, wo es ihr dann, indeß sie flöhe, nicht unangenehm wäre, wie jene Parthen furchtbaren Andenkens, ihren doppelten Pfeil abzuschießen.

Und dennoch, wenn es nöthig war, daß man in der *Schönen Therese* nur ein ehrliches Handelsschiff sah, das seine Geschäfte betrieb, hatte kein Schiff einen Gang, der jungfräulicher als der ihre.

Dann machten ihre einundzwanzig Zwölfpfünder einen Schritt rückwärts, ihre Vierundzwanzigfünder zogen ihren ehernen Hals in das falsche Verdeck zurück, die Friedensflagge flatterte harmlos an ihrer Gabel, ein Tuchstreifen von derselben Farbe wie sein Kiel dehnte sich über die ganze Linie seiner Stückpforten aus, welche ganz einfach Athemöffnungen wurden.

Seine hundertfünfzig Mann Equipage legten sich in das falsche Verdeck, und die acht bis zehn Mann, welche genügen, um das Manöver einer Brigg zu machen, trieben sich entweder träg aus dem Verdeck umher, oder stiegen, um eine frischere Luft zu genießen, in die Mastkörbe, oder — die Matrosen sind so launenhaft! — belustigten sich damit, daß sie aus der großen oder kleinen Braastange ritten, und von da ihren Kameraden Nachricht über das gaben, was in den acht bis zehn Orten vorging, welche den kreisförmigen Horizont bildeten, den ein Schiff mit sich führt, sobald es nur noch das Meer unter seinem Kiele und den Himmel über seinen Masten hat.

Unter diesem friedlichen Gange lief die Brigg die *Schöne Therese* sechs Knöpfe in der Stunde an einem schönen Morgen des Monats September 1798 zwischen der Insel Bourbon und den

Inselchen Amsterdam und St. Paul, das heißt in der großen Seefurche, die sich von der Meerenge der Sonde bis Tristan d'Acunha erstreckt, und in die sich natürlich alle Schiffe ziehen, welche, um nach Europa zurückzukehren, das Cap der guten Hoffnung umsegeln müssen.

Man wird uns vielleicht einwenden, sechs Knöpfe in der Stunde sei ein sehr kleiner Marsch: woraus wir antworten, der Wind sei sanft gewesen, das Schiff scheinke keine Eile gehabt zu haben, und statt unter allen seinen Segeln zu gehen, habe es sich daraus beschränkt, seine große Marssegel, seine Focksegel und seinen großen Klüver zu entfalten.

Was die andern Segel betrifft, man bewahrte sie, wie es scheint, für eine bessere Gelegenheit.

Plötzlich rief eine Stimme, welche vom Himmel zu kommen schien:

»Ho! da unten, ho!«

»Holla!« antwortete, ohne sein Spiel zu verlassen, der Hochbootmann, der aus dem Vordertheile mit dem Steuermann Karten spielte, »was gibt es?«

»Ein Segel!«

»In welcher Richtung?«

»Unter dem Winde zu uns.«

»He! dort,« sagte sein Spiel fortsetzend der Hochbootmann, »benachrichtige den Capitän.«

»Ah! ja, ein Segel! ein Segel!« riefen alle Matrosen, welche theils aus dem Verdecke, theils aus der Schanzverkleidung zerstreut waren.

In der That, eine das Schiff, das am Horizont erschien, aufhebende Welle hatte es dem Auge der Matrosen sichtbar gemacht, während das Auge eines einfachen Passagiers nur den Flug einer den Gipfel der Wogen streifenden Möve gesehen hätte.

Bei dem Rufe: »Ein Segel!« sprang ein sechs bis achtundzwanzigjähriger junger Mann aus das Verdeck.

»Ein Segel?« rief er ebenfalls.

Die sitzenden Matrosen standen sogleich aus; diejenigen, welche ihren Hut aus dem Kopfe hatten, nahmen ihn in die Hand.

»Ja, Capitän,« antworteten einstimmig die Matrosen.

»Wer ist da oben?« fragte er.

»Der Pariser,« erwiederten ein paar Stimmen.

»He! da oben, hast Du immer noch Dein gutes Gesicht, Pariser,« fragte der Capitän, »oder soll

ich Dir mein Fernrohr hinausschicken?«

»Ah!« rief der Pariser, »unnöthig, ich sehe von hier aus die Stunde auf der Uhr der Tuilerien.«

»Dann kannst Du uns sagen, was für ein Schiff es ist.«

»Es ist eine große Brigg, die wohl sechs bis acht Zähne mehr hat als wir, und den Wind preßt, um sich gegen uns zu wenden.«

»Unter welchem Segel fährt es?«

»Unter seinen großen Bramsegeln, seinen Marssegeln, seinem Focksegel, seinem großen Klüver und seiner Brigantine.«

»Hat es uns gesehen?«

»Wahrscheinlich, denn es läßt sein großes Segel fallen, und hißt seine Bramsegel aus.«

»Ein Beweis, daß es mit uns sprechen will,« sagte eine Stimme in der Nähe des Capitäns.

Der Capitän wandte sich um, um zu sehen, wer sich erlaube, in ein Gespräch sich zu mischen, welches so interessant war, wie das, das er führte. Er er kannte einen von seinen Lieblingsmatrosen, Pierre Berthaut, Sohn des alten Berthaut, der ihn zehn Jahre früher als Flüchtling im Hafen von Beaumont ausgenommen hatte.

»Ah! Du bist es,« sagte er lachend, indem er ihm aus die Schulter klopfte.

»Ja, Capitän, ich bin es,« antwortete der junge Mann, das Lachen durch ein Lachen erwidern, wobei er eine doppelte Reihe herrlicher Zähne zeigte.

»Und Du glaubst, es wolle mit uns sprechen?«

»Ei! das ist meine Idee!«

»Nun wohl, mein Junge, benachrichtige den Batteriechef, wir haben ein verdächtiges Segel im Gesichte, damit er sich in den Stand setzt.«

Pierre tauchte in eine Lucke und verschwand.

Der Capitän schaute empor und rief:

»He! Pariser!«

»Capitän!«

»Welchen Gang hat das Schiff?«

»Ganz militärisch, Capitän, und obgleich es nicht möglich ist, seine Flagge zu sehen, würde

ich für ein *Goddamer* sprechen.«

»Ihr hört Kameraden? ist Einer unter Euch, der die geringste Lust hat zurückzukehren, und eine Tour auf die Pontons zu machen?«

Fünf bis sechs Matrosen, welche die englische Gastfreundschaft gekostet hatten, antworteten einstimmig:

»Ich nicht! ich nicht, tausend Donner!«

»Nun denn, wir wollen vor Allem schauen, ob, man es aus uns abgesehen bat, und sind wir in seinen Absichten sicher, so wollen wir ihn mit den unsern bekannt machen. Zieht alle Segel der *Schönen Therese* auf, Kinder, damit wir den Engländern zeigen, was die Söhne von St. Malo zu thun verstehen.«

Kaum hatte der Capitän Befehl gegeben, als das Schiff, das sich, wie gesagt, einfach unter seinen Marssegeln, seinem Focksegel und seinem großen Klüver fand, wie eine doppelte Wolke seine Bramsegel, sodann sein großes Segel und zugleich seine Brigantine entrollte.

Den Wind in allen seinen Segeln empfangend, arbeitete es sich sodann in die Wogen, wie ein kräftiger Ackersmann die Pflugschaar in die Erde eindrückt.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, bei welchem, als ob die hundertsechzig Mann, die die Equipage des Schiffes bildeten, von Marmor gewesen wären, man keinen andern Hauch hörte, als den des Windes, der die Segel anschwellte und im Tauwerk bebte.

Während dieses Augenblickes kam Pierre Berthaut zum Capitän zurück.

»Ist es geschehen?« fragte Herbel.

»Es ist geschehen.«

»Doch unsere Stückpforten sind immer bedeckt?«

»Sie wissen, daß es Ihres persönlichen Befehles bedarf, um sie zu entblößen.«

»Gut: ist der Augenblick gekommen, so wird man ihn geben.«

Wir wollen diese Worte erklären, welche für den Leser vielleicht ziemlich unbegreiflich sind.

Der Capitän war nicht nur ein Original, wie es die Wahl seines Standes beweist, sondern er war auch ein spaßhafter Charakter. Beim ersten Anblicke bot, einige Launen im Takelwerk nicht zu rechnen, welche zu entdecken man das geübte Auge eines Seemanns haben mußte, bot die *Schöne Therese* einen ebenso friedlichen Anblick, als ihr Name reizend war.

Abgesehen von ihren etwas schlanken Spirren, welche hätten auf den Glauben bringen können, sie gehe von den Werften von New-York oder Boston aus, oder statt einer Ladung

Indigo oder Cochenille führe sie das, was man im Negerrothwälsch eine Ladung Ebenholz nennt, offenbarte nichts an ihr ihr ungestümes Wesen und ihren zanksüchtigen Charakter.

Mehr noch: ihre sorgfältig in das Zwischendeck zurückgeschobenen Kanonen hätten um keinen Preis der Welt ohne die Erlaubnis des Herrn durch die Stückpforten geschaut. Diese Stückpforten selbst waren bedeckt mit einem breiten Streifen wie das lebende Werk des Schiffes angemalten Segeltuchs. Allerdings hob sich im Augenblicke des Kampfes dieser Leinwandstreifen auf wie eine Theaterdecoration und ließ einen lebhaft rothen Streifen sehen, in dessen Unterbrechungen die Kanonen, welche es drängte, Luft zu schöpfen, wollüstig ihren ehernen Hals hinausstreckten.

Sodann, da der Capitän Herbel der Einzige war, dem dieser lustige Gedanke gekommen, wußte der Engländer, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, der, da er keinen Pardon verlange, auch keinen geben würde.

.In diesen Dispositionen erwartete er und seine Mannschaft, daß das Schiff, welches man im Gesicht hatte, selbst seine Dispositionen kundgebe.

Er hatte nicht nur alle seine Segel entfaltet, sondern man hatte auch wie Dunstflocken alle seine Beisegel emporsteigen sehen; so daß an seinem Bord kein Fetzen Tuch mehr war, den man nicht benutzt hätte.

»Gut nun!« sagte der Capitän Herbel, »bekümmern wir uns nicht mehr um jene: ich mache mich anheischig, ihn von hier nach St. Malo zu führen, ohne daß es uns einen Zoll Terrain abgewinnen' soll. Beliebt es uns, ihn zu erwarten, so wird er uns einholen.«

»Aber,« sagten drei bis vier Matrosen, die es mehr drängte, als die andern, »warum sollten wir die Brigg nicht sogleich erwarten, Capitän?«

»Ei! das ist Eure Sache, Kinder; bittet Ihr mich inständig, so werde ich es sicherlich nicht abschlagen,«

»Tod dem Engländer und es lebe Frankreich!« rief einstimmig die Mannschaft.

»Nun wohl, meine Kinder,« sprach der Capitän Herbel, »das wird für unsern Nachtisch sein, Speisen wir zuerst zu Mittag, und, in Betracht der Feierlichkeit der Umstände, soll jeder Mann seine doppelte Ration Wein und sein Gläschen Rhum haben . . . Du hörst, Meister Koch?«

Eine Viertelstunde nachher saß Jedermann bei Tische, und aß mit so gutem Appetit, als ob dieses Mahl, wie das von Leonidas, nicht das letzte sein sollte.

Das Mahl war reizend; es erinnerte den Pariser an die heitersten Stunden seiner Kindheit; im Namen der Gesellschaft und mit Erlaubnis des Capitäns, bat er seinen Kameraden, Pierre Berthaut, genannt Monte-Haubon, eines von den charakteristischen Seemannsliedern zu singen, die er so gut sang, und das, wie das **ca ira**, die Mitte zwischen der *Marseillaise* und der *Carmagnole* hielt.

Pierre Berthaut stand auf, ohne sich im Geringsten bitten zu lassen, und stimmte mit einem Tone, so schallend als eine Trompete, dieses zugleich tolle und furchtbare Lied an, von dem wir bedauern, daß wir weder die Melodie kennen, noch die Worte zu geben vermögen.

Sagen wir indessen, um wahr zu sein, daß, welches Vergnügen auch die Mannschaft im Allgemeinen und der Pariser insbesondere beim Anhören dieses pittoresken Liedes empfanden, sich eine so gewaltige Ungeduld zeigte, daß der Capitän Pierre Herbel genöthigt war, seinen Leuten Stillschweigen aufzuerlegen, damit der Virtuose seine achte Strophe singen konnte.

Man erinnert sich, daß Pierre Berthaut der Liebling des Capitäns war: der Capitän wollte also nicht, daß man ihm die Unart anthat, ihn zu unterbrechen.

Dank dieser Protection sang Pierre Berthaut nicht nur seine achte, sondern auch seine neunte und seine zehnte Strophe.

Hier endigte das Lied.

»Das ist Alles, Capitän,« sagte der Sänger.

»Ist es wirklich Alles?« fragte Pierre Herbel.

»Ganz und gar.«

»Du brauchtest Dir keinen Zwang anzuthun, wenn es noch andere Strophen hätte,« erwiderte der Capitän: »wir haben Zeit.«

»Es hat keine andere.«

Der Capitän schaute umher und fragte dann mit lauter Stimme:

»Wo ist denn der Pariser? He! Pariser!«

»Hier, Capitän, an meinem Posten, auf der Bramstange.«

Nach Beendigung des Liedes hatte der Pariser in der That mit der Behendigkeit eines Affen das wieder erreicht, was er seinen Posten nannte.

»Wo waren wir mit unserer Inspection, Pariser,« fragte der Capitän, »als wir sie unterbrachen, um ein gutes Mahl zu machen?«

»Capitän, ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, die Brigg habe einen ganz militärischen Gang, und rieche aus eine Meile nach ihrem Goddam.«

»Was siehst Du mehr?«

»Nichts: sie ist immer gleich weit entfernt. Doch wenn ich ein Fernrohr hätte. . .«

Der Capitän gab sein eigenes Fernrohr in die Hände eines Schiffsjungen, und ertheilte ihm, um

ihm Feuer zu verleihen, einen Tritt aus den Hintern:

»Bring das dem Pariser, Casse-Noisette [Nußknacker,].«

Casse-Noisette stürzte nach den Wänden.

War der Pariser mit der Behendigkeit eines Affen aus seinen Posten gestiegen, so stieg Casse-Noisette, wir müssen ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchens hinauf.

»Erlauben Sie mir, bei Ihnen zu bleiben, Herr Pariser?« fragte der Schiffsjunge.

»Hat es Dir der Capitän verboten?« sagte der Pariser.

»Nein,« antwortete der Knabe.

»Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt.«

Der Knabe setzte sich auf das Ende der Raa, wie ein Groom sich aufs Kreuz hinter einen Stallmeister setzt.

»Nun,« fragte der Capitän, »erhell Dir das Dein Gesicht?«

»Das heißt, Capitän, ich sehe das Schiff, als ob ich darauf wäre.«

»Eine oder zwei Reihen Zähne?«

»Eine; aber, bei meiner Treue, ein schönes Gebiß!«

»Wie viel Zähne?«

»Sechsenddreißig.«

»Teufel! zehn mehr als wir!«

Man erinnert sich, daß die *Schöne Therese* vierundzwanzig Kanonen führte, nebst zwei weiteren an ihrem Hintertheile, was sechsendzwanzig machte; nur waren die zwei am Hintertheile diejenigen, welche der Capitän seine Ueberlister nannte, weil sie ein Caliber doppelt so stark als die anderen hatten.

Wenn zum Beispiel eine Brigg, welche Vierundzwanzigpfünder führte, nachdem sie die *Schöne Therese* an Backbord und an Steuerbord genau betrachtet hatte, bemerkte, sie führe nur Zwölfpfünder, so unternahm die Brigg voll Vertrauen die Verfolgung; die *Schöne Therese* ergriff die Flucht, und da der Capitän auf ein Klafter die Tragweite einer Kanonkugel kannte, so ließ er die feindliche Brigg bis in die schöne Schußweite seiner Vordertheilstücke heranrücken, und dann begann er, ganz vor dem Winde und der Brigg laufend, das, was er sein Kegelspiel nannte.

Da nun Pierre Berthaut ein vortrefflicher Stückrichter war, so ward er ganz besonders damit beauftragt, die zwei Sechsenddreißigpfünder zu richten, und dann hatte, da man, während er die eine richtete, die andere wieder lud, der Capitän Herbel das Vergnügen, von der Schanze aus die Kanonenkugeln ohne Unterlaß auf dem Verdecke, in den Segeln oder im Fugenwerk des Schiffes sich folgen zu sehen, je nachdem ihm zu rufen beliebte: »Höher, Pierre!« oder: »Tiefer, Pierre!«

»Ihr hört?« sagte der Capitän zu den Matrosen.

»Was, Capitän?«

»Was der Pariser spricht.«

»Was spricht er, Capitän?«

»Er sagt, der Engländer habe zehn Zähne mehr als wir.«

»Und unsere Haken, Capitän, rechnen Sie diese für nichts?« fragte Pierre Berthaut.

»Ihr seid also der Meinung, meine Kinder, wir haben uns nichts um diese zehn Zähne mehr zu bekümmern?«

»So wenig als um die andern,« antwortete Pierre Berthaut; »wir kümmern uns den Teufel um dergleichen!«

Und der Matrose ließ seinen Daumen an seinem Mittelfinger schnalzen.

»Gleichviel,« sagte der Capitän; »vor Allem müssen wir wissen, mit wem wir zu thun haben.«

Und er kehrte zum Pariser zurück und sagte zu ihm:

»He! Pariser! Du, der Du Schiffe von allen Hunden von Ketzern kennst, als hättest Du sie über die Taufe gehalten, kannst Du mir den Namen von diesem sagen?«

Der Pariser hielt das Fernglas an sein Auge, betrachtete die Brigg mit einer Aufmerksamkeit, welche bewies, wie groß sein Verlangen war, dem Vertrauen seines Capitäns zu entsprechen: dann schob er, als ob er nichts mehr zu sehen hätte, die drei Rohre des Fernglases in einander und sagte:

»Capitän, es ist die Calypso!«

»Bravo!« rief Pierre Herbei. »Meine Kinder, wir werden sie über die Abreise von Ulysses trösten.«

Die Mannschaft, welche diese Worte buchstäblich nahm, wußte nicht recht, was dieselben besagen wollten, doch sie begriff, es sei einer von den unbändigen Scherzen, wie sie Pierre Herbel in dem Augenblicke, wo man handgemein werden sollte, zu machen pflegte.

Sie empfing daher die Worte des Capitäns mit einem Hurrah von der Stärke desjenigen, welches, aus dem römischen Forum ausgestoßen, einen vorüberfliegenden Raben aus Angst herabfallen machte.

Ein Anderer als dieser unerschrockene Seemann würde lange gezögert haben, ehe er einen um ein Drittel Stärkeren als er angegriffen hätte: die Ueberlegenheit des feindlichen Schiffes gab aber im Gegentheile dem Capitän Herbel die Befriedigung, welche jeder Mann von Muth fühlt, der mit einem seiner würdigen Gegner zusammentrifft.

Sobald das Hurrah erloschen war, schaute auch der Capitän mit Zufriedenheit alle diese ehernen

Gesichter, alle diese flammenden Augen, alle diese funkelnden Zähne, die ihn umgaben, an, und sprach mit lauter Stimme:

»Ich frage zum letzten Male: seid Ihr fest entschlossen?«

»Ja! ja!« antwortete einstimmig die Mannschaft.

»Ihr werdet Euch bis zum Tode wehren?«

»Bis zum Tode!« rief man von allen Seiten.

»Und sogar darüber hinaus!« rief der Pariser von seiner Webeleiter.

Kaum war dieser Befehl gegeben, als die Binde, welche die Batterie der *Schönen Therese* bedeckte, wie durch einen Zauber verschwand, und die Calypso konnte nun auf jeder Seite der Flanken der *Schönen Therese* zwölf Stückpforten zählen, aus denen eben so viel Achtzehnpfünder wollüstig ihren Hals hervorstreckten.

Alsdann glitt Casse-Noisette, der die wichtigen Functionen eines Pfeifers mit denen eines Schiffsjungen verband, von seinem hohen Posten herab, und befand sich auf dem Verdecke zu gleicher Zeit mit dem Trommler, der mit aufgehobenen Schlegeln nur auf ein Zeichen des Capitäns wartete, um seinem melodösen Instrumente die ersten Noten zu entlocken.

Der Capitän machte dieses Zeichen.

Sogleich erscholl der Branle-bas auf der *Schönen Therese*; der Trommler durchlief das Verdeck in seiner ganzen Länge, trat durch die Hinterluke ein und kam durch die Vorderluke wieder heraus, immer in Begleitung von Casse-Noisette, welcher Mittel gefunden hatte, Accompagnement zum Trommelschlagen mit Variationen über die Nationalmelodie: **Bon voyage, monsieur du Mollet**, zu machen.

Die ersten Töne des doppelten Instruments brachten eine energische Wirkung hervor.

In einem Augenblicke war Jeder auf dem Posten, den er unter solchen Umständen einnahm, bewaffnet mit den Waffen, welche die seinigen waren.

Die Marsgäste eilten mit ihren Carabinern in die Mastkörbe; die mit Musketen bewaffneten Leute stellten sich auf den Hinter- und Vordercastellen und aus der Verbindung auf, die Musketonen wurden montirt, die Kanonen wurden losgemacht und an die Stückpforten geführt; Vorräthe an Granaten wurden an allen Orten aufgehäuft, von denen man sie auf das feindliche Verdeck regnen machen zu können glaubte.

Das ging auf dem Verdeck vor.

Unter dem Verdecke, das heißt im Innern des Schiffes, war die Thätigkeit nicht minder groß.

Die Pulverkammern wurden geöffnet, die Laternen angezündet, die Querwände niedergerissen.

Eine Gruppe Fantasiesoldaten bildete sich: das waren die größten und stärksten Matrosen der *Schönen Therese*. Jeder hatte die Waffe seiner Wahl genommen: Dieser ein Aextchen, Jener eine Harpune, ein Anderer eine Lanze.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Gruppe von Riesen, von denen Jeder ein Muster einer verschwundenen Waffe trage, welche in den Titanenzeiten gedient habe, aber nicht mehr diene seit den fabelhaften Tagen von Antäos, Enkelados und Geryon.

Die Hände in seiner Tasche und in einer Sammetjacke, wie ein bürgerlicher Löwe von St. Malo, der aus dem Hafendamme spazieren geht, inspicierte Capitän Herbel das Schiff, richtete an jede Gruppe kleine Zeichen der Zufriedenheit und verschenkte eine ungeheure Carotte Tabak, deren Ende aus seiner Tasche hervorstand, wie der Kopf einer sich ausrichtenden Schlange.

Als sodann die Inspection beendigt war, sagte er:

»Meine Kinder, Ihr wißt, ich werde wahrscheinlich früher oder später heirathen.«

»Nein, Capitän, wir wußten das nicht.«

»Nun, so setze ich Euch davon in Kenntniß.«

»Unsern Dank, Capitän,« sprachen die Matrosen. »Wann ist die Hochzeit!«

»Oh, was das betrifft, das weiß ich noch nicht; doch Eines weiß ich.«

»Was, Capitän?«

»Daß ich, wenn ich heirathe, ganz gewiß mit Madame Herbel einen Knaben zeuge.«

»Wir hoffen es wohl,« sagten lachend die Matrosen.

»Gut, meine Söhne, ich verspreche Euch, der Zweite, der auf das Verdeck der Calypso springt, wird der Pathe dieses Jungen sein.«

»Und der Erste?« fragte der Pariser.

»Der Erste?« antwortete der Capitän, »ich werde ihm mit einem Axtstreiche den Schädel spalten: ich höre nur, wo ich bin, Niemand passirt vor mir. Und wohl verstanden, meine Kinder, zieht das große Segel, die Brigante und den fliegenden Klüver auf, sonst wird der Engländer nie nahe genug kommen, daß wir das Gespräch anknüpfen können.«

»Gut!« sagte der Pariser, »ich sehe wohl, daß der Capitän Kegel spielen will. An Deinen Posten, Pierre Berthaut!«,

Pierre Berthaut schaute den Capitän an, um zu sehen, ob er die Aufforderung des Parisers als einen Befehl nehmen sollte.

Herbel nickte mit dem Kopfe.

»Sagen Sie doch, Capitän?« sprach Pierre Berthaut.

»Was, Pierre?« fragte der Capitän, »was gibt es?«

»Nicht wahr, Sie haben nichts gegen Loysa?«

»Nein, mein Junge: warum dies?«

»Weil ich hoffe, sie wird bei unserer Rückkehr nicht nur meine Frau, sondern auch die Pathe Ihres Knaben sein.«

»Ehrgeiziger!« rief der Capitän.

In einem Augenblicke waren die vom Capitän bezeichneten Segel aufgegeit, und Pierre Berthaut, an seinem Posten, streichelte seine zwei Sechsenddreißigpfünder, wie es ein Pascha mit seinen zwei Sultaninnen gethan hätte.

XXVIII.

Das Gefecht.

Da von diesem Augenblicke an der Gang der französischen Brigg schneller wurde, und der des englischen Schiffes derselbe blieb, so fing die Entfernung, welche das gejagte Schiff vom jagenden trennte, stufenweise an, abzunehmen.

Der Capitän saß auf seiner Quartbank und schien die Entfernung mit einem Compaß zu messen.

So sehr es ihn drängte, die Kegelpartie zu beginnen, war der Capitän Pierre Herbel doch nicht derjenige, welcher das Feuer eröffnete.

Ohne Zweifel hatte die feindliche Brigg nicht das Gefühl der Entfernung, denn man sah es gewisse Segel aufgeien, so daß die *Calypso*, statt ihres Vordertheils, eine von ihren Flanken bot. Zugleich breitete sich ein Dampfstreifen längs seinen Stückpforten aus, und ehe man das Knallen seiner Achtzehnpfünder hörte, schlug ein Kugelhagel auf drei bis vier Kabellängen von der *Schönen Therese* ins Meer.

»Es scheint, unsere Freunde, die Engländer, haben Pulver und Kugeln, von denen sie nicht wissen, was sie damit machen sollen,« sagte der Capitän Herbel; »wir werden sparsamer sein als sie, nicht wahr, Pierre?«

»Ei! Sie wissen, Capitän,« erwiderte Pierre, »ganz nach Ihrer Fantasie; sagen Sie, man soll anfangen, so wird man anfangen.«

»Gut!« sprach der Capitän; »laßt sie noch ein paar Klafter herbeikommen, wir haben Zeit.«

»Ja,« sagte der Pariser, »es ist Mondschein. Ah! Capitän, nicht wahr, das muß schön sein, ein Gefecht beim Mondscheine? Sie müßten sich damit regaliren: das ist nichts Gewöhnliches.«

»Höre, das ist eine Idee!« rief der Capitän. »Sprich, wird Dir das Vergnügen machen, Pariser?«

»Bei meinem Ehrenworte, ich werde Ihnen dankbar dafür sein.«

»Ah!« sagte der Capitän, »man muß etwas für seine Freunde thun.«

Er zog seine Uhr und sprach:

»Es ist fünf Uhr Abends, meine Kinder; wir werden die *Calypso* bis elf Uhr belustigen; um elf Uhr fünf Minuten entern wir sie; um ein Viertel nach elf Uhr wird sie genommen sein; um halb zwölf Uhr wird Jeder in seiner Hängematte liegen: die Schöne Therese ist ein wohlgezogenes Mädchen, das frühzeitig zu Bette geht, sogar an den Balltagen.«

»Um so mehr als es um halb zwölf Uhr keinen Tänzer mehr geben wird, der Fußweh hat,« bemerkte der Pariser.

»Capitän,« sagte Pierre Berthaut, »Capitän, die Hand juckt mich!«

»Nun denn,« erwiderte Herbel, »so schicke ihnen ein paar Kugeln zu; doch ich erkläre Dir, daß diese für Deine Rechnung sind, und nicht für die meinige.«

»Ah!« sagte Pierre Berthaut, »wir werden sehen, was wir sehen.«

»Warte noch einen Augenblick, Pierre, warte noch einen Augenblick, daß uns der Pariser ein wenig sagt, was sie dort machen.«

»In fünf Secunden sollen Sie das wissen, Capitän,« antwortete der Pariser, während er auf die Fockstange stieg; denn diesmal waren beide Schiffe nahe genug bei einander, daß er nicht nöthig hatte, bis zur Oberstange hinaufzusteigen.

»Meine Schwester Anna,« fragte der Capitän, »siehst Du nichts kommen?«

»Ich sehe das Meer, das grün wird,« entgegnete der Pariser, »und die Flagge Seiner Großbritannischen Majestät, welche blinkt.«

»Und zwischen dem Meer und der Flagge?« fragte der Capitän.

»Ich sehe Jeden an seinem Posten für den Kampf, die Kanoniere bei ihrer Batterie, die Marinesoldaten auf der Verbindung und auf den Castellen; ich sehe endlich den Capitän, der sein Sprachrohr an den Mund setzt.«

»Ah! Pariser,« sagte der Capitän, »welch ein Unglück, daß Dein Ohr nicht so fein ist, als Deine Augen scharf sind! Du würdest uns wiederholen, was er spricht.«

»Oh!« erwiderte der Pariser, »horchen Sie selbst, und Sie werden es erfahren.«

Der Pariser hatte nicht vollendet, als zwei Blitze vom Vordertheile der feindlichen Brigg hervorgingen, ein Knall sich hören ließ, und zwei Kugeln im Kielwasser der *Schönen Therese* recochirten.

»Ah! ah!« rief der Capitän, »es scheint, das ist ein Contretanz zu vier. Pierre auf! auf! Der Cavalier gibt seine Hand der Dame. **En avant deux, Pierre, en avant deux!**«

Der Capitän hatte seinerseits kaum vollendet, als Pierre Berthaut, nachdem er sich einen Augenblick auf das Stück geneigt hatte, sich wieder erhob und selbst das Zündlicht an das Zündloch hielt.

Der Schuß ging los.

Man hätte glauben sollen, der Capitän folge der Furche der Kugel in der Lust.

Die Kugel drang in das Vordertheil ein.

Fast in demselben Momente wurde der zweite Knall hörbar, und die zweite Kugel folgte der ersten so rasch, daß man hätte denken können, sie laufe ihr nach.

»Das ist mehr werth!« rief Pierre Berthaut ganz freudig, als er einen ungeheuren Splitter von der Wand des Vordertheils springen sah. »Was sagen Sie dazu, Capitän?«

»Ich sage, Du verlierst Deine Zeit, Freund Pierre.«

»Wie! ich verliere meine Zeit?«

»Allerdings. Hast Du ihm zwanzig Kugeln in den Leib gejagt, so wirst Du doch nur dem Zimmermann Arbeit gegeben haben. Eine volle Salve, alle Teufel! ziele nach dem Mastwerk! zerschmettere ihr die Beine und die Flügel: das Holz und die Leinwand sind in diesem Augenblicke kostbarer für sie als das Fleisch.«

Während dieses Dialogs hatte die *Calypso* der Schönen Therese fortwährend Terrain abgewonnen: diese gab Feuer mit ihren zwei Vorderkanonen: eine von ihren Kugeln starb aus einen Pistolenschuß vom Hintertheile der Brigg, während die andere, ricochireno, die Flanke der Schönen Therese traf, jedoch ins Wasser fiel, nachdem sie kaum ihre Spur bezeichnet hatte.

»Hören Sie, Capitän,« sprach Pierre Berthaut, während er sich auf eine der zwei Kanonen ausstreckte, »ich glaube, wir sind in einer guten Entfernung, und wenn Sie aus mich hören wollen, so werden wir uns hier behaupten.«

»Was muß man zu diesem Ende thun?«

»Die *Schöne Therese* wieder unter alle Segel setzen. Ah! könnte ich zugleich beim Steuerruder und bei meinen Stücken sein, ich stünde Ihnen dafür, Capitän, daß ich fahren würde, um nicht einen zwischen uns ausgebreiteten Jungfernfaden zu zerreißen.«

»Spannt das große Segel, den fliegenden Klüver und die Brigantine aus!« rief der Capitän, indeß Pierre Berthaut die Lunte an's Zündloch hielt und Feuer gab.

Diesmal ging die Kugel über die Wasserlinie und zerbrach das Ende der Raa.

»Das ist das, was wir einen Manchettenschuß nennen,« sagte der Capitän Herbel. »Auf! Pierre, zehn Louisd'or Prämie auf dem ersten Boden, wo wir landen, mit den Kameraden zu verzehren, zerschmetterst Du mir seinen Fockmast oder seinen großen Mast zwischen der Hauptmarsstange und der Vormarsstange.«

»Hurrah für den Capitän!« rief die Mannschaft.

»Darf man sich der Stangenkugeln bedienen?«

»Bei Gott!« antwortete der Capitän, »bediene Dich der Dinge, die Dir belieben.«

Pierre Berthaut forderte vom Hochbootmann das Wurfgeschöß, dessen er bedurfte; dieser ließ einen Haufen Patronen holen, Kugeln enthaltend, von denen zwei und zwei mittelst einer Kette an einander befestigt waren.

Sobald man das zweite Stück geladen hatte, zielte Pierre Berthaut und gab Feuer.

Die Kugel durchlöcherte die Focke und das große Segel aus einen halben Fuß vom Mast.

»Ah! ah!« rief der Capitän, »die Intention ist da.«

Die ganze Mannschaft hatte sich allmählig dem Hintercastelle genähert.

Ein Theil der Matrosen war, um das Schauspiel besser zu sehen, aus die Wände gestiegen. Die Marsgaste, welche in den Mastkörben saßen, verhielten sich so ruhig, als wären sie in einer ersten Loge bei einem Gratisschauspiele gewesen.

Pierre Berthaut ließ die zwei Stücke mit den neuen Patronen laden.

»Oho! Capitän!« rief der Pariser.

»Nun, was gibt es Neues, Bürger Mauffelard?«

»Capitän, sie sind damit beschäftigt, eine Kanone vom Hintertheile nach dem Vordertheile zu rollen, und die zwei Kanonen vom Vordertheile nach dem Hintertheile.«

»Was denkst Du hiervon, Pariser?«

»Ich denke, sie werden es müde sein. Orangen zu empfangen und uns Kirschen zu geben, und wir werden es nun auch mit Sechsenddreißigpfündern zu thun haben.«

»Du hörst, Pierre?«

»Ja, Capitän.«

»Pierre, zehn Louisd'or.«

»Capitän, man würde schon um der Ehre willen sein Bestes thun; wollen Sie auch beurtheilen: »Feuer!««

Indem er sich selbst Feuer befahl, hielt Pierre die Lunte an's Zündloch, der Schuß ging los, und ein neuer Riß entstand in den Segeln.

Beinahe in demselben Momente antwortete die *Calypso* durch einen ähnlichen Knall und eine Kugel, welche das Ende der Raa des Obermastes fort riß, schnitt einen Mann auf dem Tauwerk entzwei.

»Ei! sprich doch, Pierre,« rief der Pariser, »wirst Du uns nur so abraupen lassen?«

»Tausend Donner!« sagte Pierre, »es scheint, sie haben auch Sechsenddreißigpfünder! Warte, warte, Pariser, und Du sollst sehen!«

Diesmal zielte Pierre Berthaut mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit, richtete sich rasch auf, nachdem er gezielt hatte, und hielt die Lunte an's Zündloch, — Alles im Zeitraum einer Secunde.

Diesmal sah man nichts, doch man hörte ein entsetzliches Krachen.

Der große Mast schwankte einen Augenblick, als wüßte er nicht, ob er vorwärts oder rückwärts fallen sollte; dann neigte er sich vorwärts, und ein wenig über der großen Stange gebrochen, fiel er auf das Verdeck und überhäufte es mit Segeltuch; die Kette der Kugel hatte ihn in der Mitte durchschnitten.

»Bei meiner Treue!« rief der Capitän ganz freudig, »ich habe von einem Buche, betitelt: les liaisonsdangereuses [Ein höchst lasciver Roman.] sprechen hören; solltest Du es zufällig gelesen haben, Pierre? Du hast Deine zehn Louisd'or gewonnen, mein Freund.«

»Und man wird auf die Gesundheit des Capitäns trinken!« rief die ganze Mannschaft.

»Nun gehört die Calypso uns, als gäbe man sie uns umsonst,« sagte Herbel; »nur wollen wir den Mond erwarten, nicht wahr Pariser?«

»Ich glaube, das wird klug sein,« antwortete der Pariser; »denn es wird Nacht, und bei dem Geschäfte, das wir noch zu verrichten haben, ist es nicht übel, zu sehen, wohin man den Fuß setzt.«

»Und ich,« sagte der Capitän, »ich verspreche Euch, da Ihr sehr vernünftig gewesen seid, ein Feuerwerk.«

Die Abenddämmerung war wirklich gekommen und die Nacht rückte mit der in den Tropenbreiten eigenthümlichen Geschwindigkeit heran.

Da diese Nacht, so lange sie ohne Mond wäre, sehr dunkel zu sein drohte, so befahl der Capitän Herbel, um den Engländern seine Absicht, in der Nacht nicht zu verschwinden, deutlich zu bezeichnen, Laternen an seinen Oberstangen aufzuhissen.

Die Laternen wurden aufgehißt.

Der Engländer seinerseits, — zum Zeichen, daß er die Partie nur als angefangen betrachte, ließ zwei Schiffslaternen aufziehen, wie es sein Gegner gethan hatte.

Aus beiden schien man mit gleicher Ungeduld den Aufgang des Mondes zu erwarten.

Die zwei Schiffe hatten ihre Segel maskirt, daß sie fast aufgebraßt lagen; sie sahen in der Finsternis! aus wie zwei über die See hinlaufende Wolken, erschreckliche Wolken, die in ihren Flanken den Blitz und den Sturm verbargen.

Um elf Uhr ging der Mond aus.

Sogleich verbreitete sich eine sanfte Helle in der Atmosphäre, und das Meer glasierte sich mit Silber.

Der Capitän Herbei zog seine Uhr.

»Meine Kinder,« sprach er, »ich sagte Euch, ein Viertel nach elf Uhr werde die *Calypso* genommen sein, und um halb zwölf Uhr werden wir in unsern Hängematten liegen: wir haben also keine Zeit zu verlieren. Bekümmern wir uns nicht um den Feind: er wird thun, was ihm beliebt. Vernehmt, was wir zu thun haben. . . Hat Pierre Berthaut sein Gespann aufs Vordertheil gebracht?«

»Ja, Capitän,« antwortete Pierre.

»Ist Alles mit Hagelpatronen geladen?«

»Ja, Capitän.«

»Wir gehen gerade aus den Engländer los. Pierre Berthaut fängt damit an, daß er ihn mit zwei Sultaninnen begrüßt: gut! wir senden ihm unsere Salve vom Backbord zu: sehr gut! wir drehen sogleich, wir entern die Brigg und werfen unsere Drege aus. Dann senden wir ihm unsere Salve vom Steuerbord zu: vortrefflich! Da er seinen großen Mast verloren hat und behende ist wie ein Mensch, dem das Bein zerschmettert werden, so sendet er uns seine ganze Salve vom Steuerbord zu: achtzehn Vierundzwanzigpfünder für vierundzwanzig Achtzehnpfünder und zwei Sechsenddreißigpfünder. Macht den Uebertrag, und Ihr werdet sehen, daß wir einen reinen Nutzen von acht Kanonenschüssen haben. Nun laßt uns anlegen, und das Uebrige ist meine Sache. Aus, meine Kinder, vorwärts, und es lebe Frankreich!«

Ein ungeheurer Rus: »Es lebe Frankreich!« schien sich aus dem Schooße des Meeres zu erheben und dem Engländer zu verkündigen, der Kampf werde sogleich wieder beginnen.

Zu gleicher Zeit manövrirte die *Schöne Therese*, um den Vortheil des Windes zu erlangen.

Das Resultat hiervon war, daß, indeß sie Anfangs den Anschein hatte, als entfernte sie sich von der *Calypso*, in einem gegebenen Augenblicke, und da sie fühlte, sie habe den Wind hinter sich, die *Schöne Therese* gerade dem Feinde zusegelte und über ihn herfiel, wie der Seeadler über seine Beute.

Bewunderungswürdig bei der Mannschaft des Capitäns Herbei war ihr passiver Gehorsam.

Hätte der Capitän befohlen, geraden Weges nach *Malström* zu segeln, — nach diesem berühmten Schlunde der *scandinavischen Märchen* . . . der die Dreidecker so leicht verschlingt, als Saturn seine Kinder verschlang, — der Steuermann wäre unmittelbar nach *Malström* gefahren.

Was befohlen war, wurde buchstäblich vollzogen.

Pierre Berthaut sandte zwei Hagelschüsse beinahe zu gleicher Zeit ab, wo die Schöne Therese die Backbordsalve von ihrem Feinde erhielt: dann donnerte ihre Backbordsalve ebenfalls: hiernach, und ehe es der *Calypso*, von Schmerzen ergriffen, wie sie war, einfiel, zu drehen, um ihr ihre Steuerbordsalve zuzusenden, eilte das Bugspriet der Schönen Therese, mit Menschen beladen wie eine Weinrebe mit Trauben, in die Wände des großen Masts, während man unter dem Krachen des Tauwerks den Capitän rufen hörte:

»Feuer! meine Kinder! eine letzte Salve! rasirt sie wie ein Ponton, und dann werden wir sie ersteigen wie eine Festung.«

Zwölf mit Hagelpatronengeladene Kanonenschienen bei diesem Befehle vor Freude zu brüllen.

Ein Flammenstrahl warf einen düstern Schein auf die *Calypso*, eine dichte Wolke verbreitete sich auf dem Verdecke; man hörte das Krachen von Holz und das Gebrülle des Schmerzes, sodann die Stimme des Capitäns, rufend, als geböte sie dem Sturme:

»Entert, meine Kinder!«

In demselben Augenblicke sprang der Erste, wie das seine Gewohnheit war, der Capitän Herbel auf das Verdeck der *Calypso*.

Doch er war noch nicht fest auf seinen Füßen, als ihm eine Stimme ins Ohr sagte:

»Gleichviel, Capitän, ich werde der Pathe Ihres ersten Kindes sein.«

Es war die Stimme von Pierre Berthaut.

In derselben Minute glitten vom Bogspriet, das sich auskörnte wie eine Aehre, von den Raaen, von den Wänden, vom Takelwerk die Malunen auf das Verdeck der *Calypso*, wo fünf Sekunden lang die Menschen gedrängt wie der Hagel eines Sommersturmes fielen.

Was sodann auf dem Verdecke der *Calypso* vorging, läßt sich unmöglich beschreiben: es war ein entsetzlicher Durcheinander, ein Kampf Leib an Leib, ein allgemeines Hallali, ein Hexensabbat, unter dem man zum großen Erstaunen von Jedem den Capitän Herbel weder sah, noch hörte.

Nach Verlauf von fünf Minuten jedoch erblickte man ihn, aus einer Luke hervorkommend. Eine Fackel, die er in der Hand hielt, beleuchtete sein von Pulver schwarzes und von Blut rothes Gesicht.

»Alle an Bord der Schönen Therese, Kinder!« rief er, »der Engländer wird in die Luft springen!«

Die Wirkung dieser Worte war magisch: die angefangene Blasphemie erlosch, der ausgehobene Arm hielt an.

Plötzlich drang aus dem Innern hervor der entsetzliche Schrei:

»Feuer!«

Sogleich begann die Mannschaft der *Schönen Therese* mit demselben Eifer, den sie angewandt hatte, um an Bord der feindlichen Brigg zu springen, diese zu verlassen, indem sie sich an alles Tauwerk anklammerte und von einem Bord aus das andere sprang, während der Capitän, Pierre Berthaut und das, was man hätte die Gruppe der Riesen nennen können, nämlich die Männer, die wir vor dem Kampfe gezeigt haben, bewaffnet mit fantastischen Waffen, den Rückzug unterstützten.

Er bewerkstelligte sich, ehe der Engländer sich von seinem Erstaunen erholt hatte, und während zwei Männer das Bogspriet von dem Tauwerk, wo es festgefaßt war, mit der Art in der Hand losmachten, hörte man eine Stimme rufen:

»Braßt Backbord vornen! hißt die Klüver! geit das große Segel und die Brigantine auf, Alles an Steuerbord.«

Diese mit der mächtigen Stimme, die den passiven Gehorsam auferlegt, befohlenen verschiedenen Manövers, wurden so rasch vollzogen, daß man, was auch die Befehle des englischen Capitäns waren, die zwei Schiffe nicht an einander binden konnte, und daß die *Schöne Therese*, als begriffe sie, welcher Gefahr sie preisgegeben war, sich von den Wänden des feindlichen Schiffes losmachte, indem sie ihre Drege abhackte und ihr Tauwerk durchschnitt, denn sie hatte keinen andern Gedanken mehr als den, der erschrecklichen Ansteckung der Flammen zu entkommen.

Der Capitän Herbel konnte es indessen nicht verhindern, daß ihm die feindliche Brigg, sich durch eine letzte Anstrengung um sich selbst drehend, ihre ganze Backbordsalve als einen letzten Abschied des Hasses oder der Rache zusandte. Doch die Mannschaft war so glücklich, sich der entsetzlichen Gefahr, der sie ihren Feind überließ, entkommen zu fühlen, daß man kaum aus den Fall von drei bis vier Todten und aus das Geschrei von fünf- bis sechs Verwundeten merkte.

»Und nun, Kinder,« sagte der Capitän, »das Feuerwerk, das ich Euch versprochen habe. Gebt Acht!«

Ein dichter Rauch fing an durch die Luken der englischen Brigg hervorzudringen, während ein Dampf anderer Art an den Stückpforten erschien und die Mündung der Kanonen verschleierte.

Man hörte die Stimme des englischen Capitäns, verstärkt durch das Sprachrohr, rufen:

»Die Boote in See!«

Aus der Stelle wurde das Manöver vollzogen und vier Boote schwammen um die Brigg.

»Das Boot vom Hintertheil und das Boot von der Douine für die Marinesoldaten!« rief der Capitän; »die zwei Seitenboote für die Matrosen. Laßt die Verwundeten zuerst hinab.«

Die Soldaten und Offiziere der *Schönen Therese* schauten einander an. Hier, und unter ihren Augen, trat die Ueberlegenheit der englischen Disciplin hervor. Das Manöver, das an Bord der *Calypso* mit so großer Regelmäßigkeit ausgeführt wurde, als ob das Schiff eine einfache Uebung im Hafen von Portsmouth oder im Meerbusen von Salmay gemacht hätte, wäre aller Wahrscheinlichkeit an Bord eines französischen Schiffes unmöglich gewesen.

Die Verwundeten wurden zuerst hinabgelassen; ihre Zahl war groß; man vertheilte sie in die vier Boote; dann nahmen mit vollkommener Ordnung die Marinesoldaten Platz in den zwei Booten, die man ihnen zugeschrieben hatte.

Der Capitän saß auf seiner Quartbank, und gab seine Befehle mit derselben Ruhe, als hätte er nicht eine Mine unter seinen Beinen gehabt.

Von diesem Augenblicke an hörte der Ort der Scene auf, sichtbar zu sein; dichter durch alle Oeffnungen hervordringend, umhüllte der Rauch, das Schiff mit einem Schleier, durch den sich unmöglich etwas unterscheiden ließ.

Von Zeit zu Zeit schienen sich Feuerschlangen längs den Masten hinzurollen; alsdann gingen einige Kanonen, welche geladen geblieben waren, weil man keine Zeit gehabt hatte, sie zu entladen, von selbst los; hierauf sah man aus dem Brande ein Boot, dann zwei, dann drei hervorkommen; — plötzlich wurde ein Knall hörbar, das Schiff öffnete sich wie der Krater eines Vulkans, die Luft bestreifte sich mit entstammten Trümmern, welche Riesenraketen ähnlich zum Himmel ausstiegen.

Das war das vom Capitän Herbei versprochene Feuerwerk.

Alles fiel ins Meer zurück. Alles erlosch, Alles versank wieder in Dunkelheit, und nichts blieb vom Riesen, der sich einen Augenblick vorher in den Flammen krümmte: nur drei Barken durchfurchten das Meer, sich mit aller Gewalt der Ruder entfernend.

Der Capitän Herbel hütete sich wohl, sie zu verfolgen: und sogar, als eine von diesen Barken unter dem Feuer der Backbordbatterie der *Schönen Therese* vorüberkam, nahmen die Matrosen und der Capitän selbst ihre Hüte ab, um diese Braven zu begrüßen, welche, der Gefahr des Brandes entkommen, einer andern minder nahen, minder sichtbaren, aber nicht minder großen: der doppelten Gefahr des Sturmes und des Hungers, trotzen sollten.

Das vierte Boot, der Capitän und das letzte Viertel der Mannschaft, war in die Lust gesprengt worden.

Herbel und seine Leute folgten mit den Augen den drei Booten bis zu dem Momente, wo sie dieselben in der finstern Unermeßlichkeit völlig aus dem Gesichte verloren.

Alsdann zog der Capitän Herbel seine Uhr und sprach:

»Meine Kinder, es ist Mitternacht vorüber: doch bei meiner Treue, an Festtagen ist es wohl erlaubt, sich ein wenig später als gewöhnlich schlafen zu legen.«

Und fragt man uns nun, warum der Capitän Herbel, statt die drei Viertel der Mannschaft der Calypso zu Gefangenen zu machen, sie so entslüpfen ließ, so antworten wir, die *Schöne Therese*, welche schon hundert und zwanzig Mann führte, habe sich nicht mit einem hundert Gefangenen überlasten können.

Fragen uns endlich, sich mit dieser Antwort nicht begnügend, einige schwierigere Leser, warum dann der Capitän, der mit drei Kanonenschüssen die drei Boote in den Grund bohren konnte, diese drei Schüsse nicht gethan habe, so antworten wir. . .

Nein, wir werden nicht antworten.

Vierter Band

XXXIX.

Die Hochzeit eines Freibeuters.

Während der zehn Jahre, welche auf die von uns so eben erzählten Ereignisse folgten — um, nach unserer Gewohnheit, durch Thatsachen, und nicht durch eine einfache Erzählung einen Begriff vom Charakter unserer Helden zu geben, — schritt der Capitän Herbel, dessen Art zu verfahren man gesehen hat, immer weiter fort auf dem Wege, den er eingeschlagen hatte.

Wir beschränken uns in Betreff dessen, was den gewaltigen Seemann betrifft, darauf, daß wir aus den Journalen jener Zeit Notizen über seine Prisen geben.

Der *San-Sebastian*, ein portugiesisches Schiff, von Sumatra auf Isle de France gefrachtet, dessen Ladung drei Millionen werth war — Herbel erhielt für seinen Theil viermal hunderttausend Livres.

Die *Charlotte*, ein holländisches Schiff von dreihundert sechzig Tonnen, zwölf Kanonen und sieben Mann Equipage. — Die *Charlotte* wurde um sechsmal hunderttausend Livres verkauft.

Der *Adler*, eine englische Goëlette von hundert und sechzig Tonnen, um hundertfünfzigtausend Livres verkauft.

Der *San-Jago* und der *Karl III.*, spanische Schiffe, um sechsmal hunderttausend Livres verkauft.

Der *Argos*, ein russisches Schiss von sechshundert Tonnen.

Der *Hercules*, eine englische Brigg von sechshundert Tonnen.

Der *Glorieux*, ein englischer Kutter, u.s.w. u.s.w.

Dieser von den officiellen Blättern jener Zeit veröffentlichten Liste könnten wir noch die Nomenclatur von dreißig bis vierzig anderen Schiffen beifügen: doch es ist nie unsere Absicht gewesen, eine Biographie vom Capitän Herbel zu schreiben: wir wünschen nur unsern Lesern eine Idee von seinem Charakter zu geben.

Im Winter von 1800 nach St. Malo zurückgekehrt, mit seinem treuen Pierre Berthaud, empfing er von seinen Landsleuten alle möglichen Zeugnisse von Sympathie. Ueberdies erwartete ihn ein Brief vom ersten Consul, der ihn einlud, nach Paris zu kommen.

Bonaparte fing damit an, daß er dem wackern Maluiner über seine fabelhaften Kreuzfahrten sein Compliment machte: dann bot er ihm die Epauletten eines Capitäns und das Commando über eine Fregatte der republikanischen Marine an.

Pierre Herbel schüttelte jedoch den Kopf.

»Was verlangen Sie denn?« fragte der erste Consul erstaunt.

»Ich wäre sehr in Verlegenheit, sollte ich es Ihnen sagen,« antwortete Herbel.

»Sie sind also bedeutend ehrgeizig?«

»Im Gegentheile, ich finde das, was Sie mir anbieten, zu schön für mich.«

»Sie wollen also nicht der Republik dienen?«

»Doch; ich will ihr aber auf meine Weise dienen.«

»Wie dies?«

»Als Corsar . . . Lassen Sie mich Ihnen die Wahrheit sagen.«

»Sprechen Sie.«

»Sobald ich befehle, bin ich ein trefflicher Seemann; sobald ich gehorchen muß, bin ich nicht so viel werth, als der Letzte von meinen Matrosen.«

»Man muß indessen immer Jemand gehorchen.«

»Bei meiner Treue,« erwiderte der Capitän, »bis jetzt, Bürger Consul, habe ich nur Gott gehorcht, und dabei, wenn er mir durch seinen ersten Ordonnanzoffizier Seine Excellenz den Wind sagen ließ, ich soll die Segel aufgeien und vor Topp und Takel treiben, ist es mir mehr als einmal begegnet, dergestalt bin ich vom Dämon der Unbotmäßigkeit besessen, daß ich mit meinen unteren Segeln, meiner Brigantine und meinem Klüver die See hielt. Was besagen will, daß ich, wenn ich Fregattencapitän wäre, nicht nur Gott, sondern auch meinem Viceadmiral, meinem Admiral, dem Marineminister, was weiß ich? gehorchen müßte, und das sind zu viel Herren für einen Diener.«

»Ah!« sagte der erste Consul, »ich sehe wohl, Sie haben nicht vergessen, daß Sie von der Familie der Courtenay stammen, und daß Ihre Ahnen in Constantinopel regiert haben.«

»Es ist wahr, Bürger erster Consul, ich habe das nicht vergessen.«

»Ich kann Sie aber nicht zum Kaiser von Constantinopel ernennen?«

»Nein, Bürger, doch Sie können etwas Anderes thun.«

»Ja, ich kann Ihnen ein Majorat für Ihren ältesten Sohn constituiren, Sie die Tochter von einem meiner Generale heirathen lassen, wollen Sie sich mit dem Ruhme verbinden, einer meiner Lieferanten, wollen Sie sich mit dem Gelde verbinden?«

»Bürger erster Consul, ich habe drei Millionen, was wohl so viel werth ist als ein Majorat, und

was meine Verheirathung betrifft, so ist das meine Sache.«

»Sie heirathen eine Prinzessin von der Pfalz, eine deutsche Markgräfin?«

»Ich heirathe ein armes Mädchen Namens Therese, das ich seit acht Jahren liebe, und das seit acht Jahren auf mich wartet.«

»Teufel!« rief Bonaparte, »ich habe kein Glück; dort Saint-Jean-d'Acre, und Sie hier! . . . Was gedenken Sie also zu thun?«

»Hören Sie, Bürger! zuerst will ich heirathen, ich habe große Eile, und wäre es nicht Ihnen zu Liebe gewesen, ich stehe Ihnen dafür, ich hätte St. Malo nicht vor der Hochzeit verlassen.«

»Gut; doch sind Sie einmal verheirathet?«

»Ruhig den Frieden genießen, meine drei Millionen verzehren, und wie der Schäfer von Virgil sagen:

»O Melibaeae deus nobis haec otia fecit!«

»Bürger Capitän, ich verstehe nicht sehr gut Lateinisch.«

»Ja, nicht wahr, besonders wenn es sich um den Frieden handelt? Ich verlange von Ihnen keinen dreißigjährigen Frieden; nein, nur die Zeit, ein paar Jahre den Honigmonat zu genießen, nicht mehr. Alsdann, hiernach, bei dem ersten Kanonenschusse, den ich . . . nun wohl, die *Schöne Therese* ist noch nicht ganz geschlagen.«

»Ich vermag also nichts für Sie?«

»Bei meiner Treue, ich suche.«

»Und Sie finden nicht?«

»Nein, doch finde ich, so werde ich Ihnen schreiben, so wahr ich Herbel heiße.«

»Ich kann nicht einmal der Pathe Ihres ersten Knaben sein?«

»Sie spielen unglücklich, Bürger Consul, mein Wort ist verpfändet.«

»Wem denn?«

»Pierre Berthaud, genannt Monte-Hauben, meinem Hochbootsmanne.«

»Und dieser Bursche kann mir nicht seinen Platz abtreten, Capitän?«

»Ah! ja wohl, er würde ihn nicht dem Kaiser von China abtreten; über dies ist nichts zu sagen: er hatte ihn mit seiner Degenspitze gewonnen.«

»Wie so?«

»Indem er als der Zweite an Bord der Calypso sprang . . . und unter uns, die wir Tapfere sind, sage ich, indem er zuerst darauf sprang. . . nun, ich habe die Augen darüber geschlossen.«

»Gleichviel, Capitän, obschon ich nicht glücklich mit Ihnen bin, erlauben Sie mir doch wohl, nicht wahr, daß ich mich nach Ihnen erkundige?«

»Haben Sie Krieg, Bürger erster Consul, und ich werde Ihnen Nachrichten von mir geben, das verspreche ich Ihnen.«

»Wohlan, von einem schlechten Zahler muß man nehmen, was man kann: aus Wiedersehen, wenn wir Krieg haben.«

»Aus Wiedersehen, Bürger erster Consul!«

Pierre Herbel ging bis zur Thüre und kam dann wieder zurück.

»Das heißt aus Wiedersehen,« sagte er, »nein, ich kann mich nicht hierzu verbindlich machen.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie ein Landgeneral sind, und ich ein Seemann bin: es ist aber keine Wahrscheinlichkeit, daß wir, wenn wir, Sie in Italien oder in Deutschland, ich im Atlantischen Meere oder im Indischen Meere sein werden, oft zusammentreffen: also viel Glück in Ihren Feldzügen, Bürger erster Consul.«

»Und Ihnen wünsche ich viel Glück bei Ihren Kreuzfahrten.«

Hiernach trennten sich der Capitän und der erste Consul, um sich erst fünfzehn Jahre später in Rochefort wieder zu sehen.

Drei Tage nach seinem Abgange aus den Tuileries trat Pierre Herbel mit offenen Armen in das Häuschen von Therese Brea ein, das im Dorfe Plancoët, am Arquenon, vier bis fünf Meilen von St. Malo lag.

Therese stieß einen Freudenschrei aus und warf sich Pierre in die Arme.

Sie hatte ihn drei Jahre nicht gesehen. Therese hatte seine Rückkehr nach St. Malo und sodann seine Abreise nach Paris an demselben Tage erfahren.

Jede Andere als Therese wäre in Verzweiflung gewesen und hätte sich gefragt, welche wichtige Angelegenheit bei ihrem Geliebten das Verlangen, sie wieder zu sehen, überwiegen könne, doch dem Worte von Pierre vertrauend kniete sie in Notre-Dame in Plancosët nieder, und begnügte sich damit, daß sie Gott für seine Rückkehr dankte, ohne daß es ihr einfiel, Rechenschaft über die darauf gefolgte unerwartete Abreise zu verlangen.

In der That, wie gesagt, in Paris eine Stunde vor seiner Audienz angelangt, war Pierre Herbel eine Stunde nach derselben wieder abgereist . . . Seine Abwesenheit dauerte also nur sechs Tage. — Diese sechs Tage schienen Therese allerdings sechs Jahrhunderte.

Als sie ihren Geliebten erblickte, war auch die Bewegung, welche sie in seine Arme trieb, sehr rasch, und der Schrei, der ihrem Munde oder vielmehr ihrem Herzen entschlüpfte, sehr freudig.

»Ah!« fragte Pierre Herbel, nachdem er von den Wangen Theresens zwei gute, ganz mit Thränen gefüllte, Küsse genommen hatte; »wann die Hochzeit, Therese?«

»Wann Du willst,« antwortete diese; »ich bin seit sieben Jahren bereit, und unser Aufgebot ist seit drei Jahren angeschlagen.«

»Wir haben also nur den Maire und den Pfarrer in Kenntniß zu setzen?«

»Ah! mein Gott, ja!«

»Thun wir das, Therese: ich bin nicht der Ansicht von denjenigen, welche sagen: »»Er hat sechs Jahre gewartet, er kann auch noch länger warten.«« Nein, ganz im Gegentheil sage ich: »»Ich habe sechs Jahre gewartet, das ist ziemlich hübsch und ich will nicht mehr warten.««

Ohne Zweifel war Therese derselben Ansicht wie ihr Bräutigam, denn er hatte diese letzten Worte nicht vollendet, als ihr Shawl auf ihren Schultern und ihre Haube aus ihrem Kopfe waren.

Pierre Herbei nahm sie beim Arme.

Wie sehr sich auch der Maire und der Pfarrer beeilten, man mußte drei Tage warten. Während dieser drei Tage war der Capitän wie ein Verrückter.

Am dritten Tage, als der Maire sprach: »Im Namen des Gesetzes seid Ihr verbunden,« sagte Pierre Herbel:

»Das ist ein Glück: hätte das noch länger angestanden, heute Abend legte ich an.«

Neun Monate nachher, auf den Tag, gebar Therese einen starken Knaben, dessen Pathe, nach dem gegebenen Worte, Pierre Berthaud, genannt Monte-Haubon, war: man schrieb ihn auch in den Civilregistern von St. Mala unter dem Namen Pierre Herbel von Courtenay — das heißt Vicomte, ein ... Er war doppelt Pierre: Pierre durch seinen Vater, Pierre durch seinen Pathen.

Wir haben gesagt, wie, um sich nach der Mode der Zeit zu richten, der junge Maler seinen Namen latinisirt und dem ein wenig gemeinen Namen des renegaten Apostels, den mehr aristokratischen Namen *Petrus* substituirt hatte.

Doch Geduld, liebe Leser, wir haben noch nicht ganz geendigt mit *seinem Seeräuber von einem Vater*, wie ihn der General Herbel nannte.

Der Honigmonat des Capitäns dauerte gerade die Zeit, welche der Friede von Amiens dauerte;

wir irren uns: er dauerte ein paar Tage länger.

Zehn Geschichtsschreiber für Einen werden Ihnen sagen, wenn Sie sich die Mühe nehmen, sie zu fragen, wie der Vertrag von 1802 gebrochen wurde; ich allein kann Ihnen sagen, wie der Honigmonat unseres würdigen Capitäns endigte.

So lange der Friede gedauert hatte, war Alles vortrefflich in der Wirtschaft von Herval gewesen. Er betete seine Frau, welche sanft und liebevoll wie ein Engel war, an; er vergötterte seinen Sohn, von dem er behauptete — und zwar vielleicht mit Recht — es sei das schönste Kind, nicht nur von St. Malo, sondern auch von der ganzen Bretagne und von ganz Frankreich. Kurz, er war der glücklichste Mensch der Welt, und wäre nicht der Krieg ausgebrochen, so würde dieser Zustand der Ruhe Monate lang, Jahre lang, immer vielleicht gedauert haben, ohne daß eine einzige Wolke die Heiterkeit seines Himmels getrübt hätte.

Doch der Sturm häufte sich auf der Seite von England auf. Die englische Regierung hatte den Frieden nur gezwungen gemacht; um dazu zu gelangen, hatte die Coalition vom Kaiser Paul I. mit Preußen, Dänemark und Schweden das Ministerium Pitt stürzen und den Redner Addington zum Lord der Schatzkammer ernennen müssen. Unglücklicherweise bestand dieser Friede nur auf der Oberfläche: die Ermordung von Kaiser Paul machte den Hauptstein des Gewölbes fallen: die Engländer beklagten sich, Frankreich räume zu langsam Rom, Neapel und die Insel Elba: Frankreich beklagte sich, England räume Malta und Aegypten gar nicht. Bonaparte, um für jedes Ereigniß bereit zu sein, traf Anstalten zu einer Expedition nach St. Domingo. Der politische Barometer bezeichnete einen nahe bevorstehenden Krieg.

Seitdem diese Expedition, obgleich noch im Projekte, den Seehäfen Frankreichs die fieberhafte Aufregung verliehen hatte, die den Seekriegen vorangeht, war der Capitän Herbel auch fieberhaft und aufgereggt geworden. Das Familienleben war nie die Sache dieses abenteuerlichen Temperaments gewesen: das war für ihn eine jener blühenden Inseln des Oceans, wo ein Seemann einen mehr oder einen minder langen Aufenthalt machen kann, jedoch nichts Anderes. Das wahre Element des Capitäns war die See: die See, die ihn am User aufgenommen hatte, reclamirte ihn, wie eine eifersüchtige Geliebte ihren Liebhaber reclamirt und zog ihn unwillkürlich an sich: von heiter, wie es bis dahin gewesen, war sein Gesicht traurig geworden: er erkundigte sich bei jeder Fischerbarke nach dem Tage, wenn die Feindseligkeiten beginnen würden: ganze Tage brachte er aus dem höchsten Gestade zu, die Augen verloren in der doppelten Unermeßlichkeit des Himmels und der Wogen.

Therese, welche in ihm und durch ihn zu sehen schien, bemerkte diese Veränderung und wußte lange nicht, welchem Umstände sie dieselbe zuschreiben sollte. Diese bizarre Laune, diese finstere Schweigsamkeit waren so fern von den Gewohnheiten ihres Mannes, daß sie erschrak, jedoch ohne mit ihm darüber zu sprechen.

Sie begriff indessen, daß früher oder später eine Erklärung stattfinden mußte, als sie in einer Nacht plötzlich durch die wüthenden Bewegungen, die der Capitän machte, und das seltsame Geschrei, das er ausstieß, aufgeweckt wurde.

Er träumte, er sei mitten in der Schlacht und brüllte aus Leibeskräften.

»Drauf! drauf! auf die Engländer! zum Entern, und es lebe die Republik!«

Der Kampf war äußerst heftig, doch nach einigen Minuten endigte er, ohne Zweifel wie der des Cid, in Ermangelung von Streitern.

Der Capitän, der sich halb ausgerichtet hatte, fiel mit dem Kopf wieder aus sein Kissen und rief:

»Streich' die Flagge, englischer Hund! Sieg! Sieg!«

Und er versank in den friedlichen Schlaf des Sieges.

Von da an war der armen Therese Alles erklärt.

»Ah!« murmelte sie, denn ihr Schlaf verschwand beim Traume ihres Mannes, »er hat mir, ohne es zu wissen, die Ursache seiner schlimmen Stunden gesagt! Armer Pierre, aus Liebe für mich ist er hier angekettet geblieben, Gefangener im Hause, seinen Kopf ans Gitter schlagend, wie ein Löwe im Käsig. Ach! ich begreife, dieses friedliche Leben ist nicht für Dich gemacht, mein armer Pierre! Du brauchst Raum, die freie Luft des Himmels über Dir, die See unter Deinen Füßen, Du brauchst die großen Stürme und die großen Schlachten, den Zorn der Menschen und den Zorn Gottes. Ich hatte nichts gesehen, nichts begriffen, nichts errathen, ich liebte Dich! Verzeih' mir, mein theurer Pierre!«

Und Therese erwartete den Morgen mit Todesangst.

Als der Tag gekommen war, sprach sie mit einer Stimme, die sie fest zu machen suchte:
»Pierre, Du langweilst Dich hier!«

»Ich?« erwiderte Pierre.

»Ja.«

»Glaube das nicht.«

»Pierre, Du hast nie gelogen; bleibe, sogar für mich, offenherzig und ehrlich wie ein Seemann.«

Pierre stammelte.

»Dein müßiges Leben gereicht Dir zum Verderben,« fuhr Therese fort.

»Deine Liebe entzückt mich,« sagte Pierre.

»Du mußt aufbrechen, Pierre, wir werden Krieg haben.«

»Ja, in der That, Jedermann sagt das.«

»Und Du, mein Theuerster, hast die Feindseligkeiten begonnen.«

»Was willst Du damit sagen?« fragte Pierre erstaunt.

Therese erzählte ihm seinen Traum von der vorhergehenden Nacht.

»Ah! ja,« sagte Pierre, »was das betrifft, das ist möglich; meine ganze Nacht war nur ein langer Traum und ein erbitterter Kampf.«

»Und aus der Leidenschaft, mit der Du bei diesem Kampfe, so eingebildet er auch war, zu Werke gingst, entnahm ich, die Zeit unseres ruhigen Lebens sei vorüber: Dein wahres Leben sei da, wo es Gefahren zu trotzen und Ruhm zu erwerben gebe: ich habe auch einen großen Entschluß gefaßt, mein Freund!«

»Welchen?«

»Dich aufzumuntern, sobald als möglich in See zu gehen.«

»Du! liebe Therese des guten Gottes!«

»Ich, Pierre: die Vorsehung hat uns zwei verschiedene Aufgaben zugewiesen, mein Freund: ich habe sieben Jahre auf Dich gewartet, und war glücklich, aus Dich zu warten. Du bist gekommen und hast aus mir zwei Jahre lang die glücklichste Frau der Welt gemacht. Du wirst wieder abreisen, Pierre, und ich werde aufs Neue Deine Rückkehr erwarten: doch diesmal werde ich an der Wiege unseres Kindes warten, und das Warten wird mir leichter sein. Ich habe das theure Kind viele Dinge zu lehren, um bei ihm mein Mutterwerk zu vollbringen. Ich werde mit ihm von Dir sprechen, ich werde ihm Deine Kämpfe erzählen, von denen das Gerücht bis zu uns gelangen wird. Sodann werden wir alle Tage das hohe Gestade steigen, in der Hoffnung, Dein Schiff am Horizont erscheinen zu sehen. Und so, mein Freund, werden wir Beide vor dem Herrn die Pflicht erfüllen, die uns auferlegt ist. Als Mann wirst Du Dein Vaterland vertheidigen, als Weib werde ich unser Kind erziehen: und der Herr wird uns segnen.«

Pierre war kein sehr demonstrativer Verliebter; doch bei diesen letzten Worten glaubte er die Stirne seiner Frau wie die der Jungfrau von Plancoët glänzen zu sehen, und er fiel ihr zu Füßen.

»Du versprichst mir also, nicht unter meiner Abwesenheit zu leiden?« fragte er sie.

»Nicht leiden, Pierre,« antwortete Therese, »das hieße Dich nicht lieben! Ich werde also leiden, doch ich werde mich erinnern, daß Du glücklich bist, und Dein Glück wird mir mehr Freude bereiten, als mir Deine Abwesenheit Gram verursacht haben wird.«

Pierre warf sich seiner Frau in die Arme; dann stürzte er aus dem Hause, lief in den Straßen von St. Malo umher, rief alle seine alten Matrosen bei ihren Namen und beauftragte seinen Freund, Pierre Berthaud, Alle diejenigen, welche er unterwegs oder in ihren Wohnungen treffen würde, zu sammeln.

Und acht Tage nachher lief, gründlich neu ausgerüstet, frisch angemalt, mit ihrer alten wohlbekanntem Equipage, vermehrt durch etwa zwanzig Mann, mit ihren einundzwanzig

Achtzehnpfündern und ihren zwei Sechsenddreißigpfündern, die *schöne Therese* aus dem Hafen von St. Malo aus, um die indischen Seegegenden wiederzusehen, wo Pierre Herbel zuerst seinen furchtbaren Ruf als Corsar erlangt hatte, der dem seines Freundes und Landsmannes Surcouf die Wagschale hielt.

Am 6. Mai 1802 auslaufend, nahm die *Schöne Therese* schon am 8. desselben Monats, nach einem zehnstündigen Kampfe, ein Sklavenschiff, das sechzehn Zwölfpfünder führte.

Am 15. caperte sie ein portugiesisches Schiff von achtzehn Kanonen und siebzig Mann Equipage.

Am 25. enterte sie einen Handelsdreimaster, unter holländischer Flagge, befrachtet mit fünftausend Ballen Reis und fünfhundert Fässern Zucker.

Am 15. Juni, in einer Nacht ähnlich der, wo wir den Capitän Herbel die *Calypso* haben vernichten sehen, machte sie einen englischen Dreimaster rhedelos, der, wenn nicht unter dem Commando, doch wenigstens unter der Führung von Pierre Berthaud vorüber kam, welcher eben zum Grade eines Lieutenants erhoben worden war.

Am Anfang des Juli endlich, nach achtzehn Gefechten und fünfzehn Prisen ging die *Schöne Therese* bei Isle de France vor Anker, von wo sie, mit Beute aller Art beladen, erst 1805, das heißt nach der Schlacht bei Austerlitz, zurückkehrte.

Therese hatte ihrem Manne Wort gehalten; alle Tage hatte sie mit ihrem schon über drei Jahr alten Kinde das schroffe Gestade erstiegen; so daß, sobald die Gegenstände bemerkbar wurden, Pierre Herbel auf der Küste eine Frau und ein Kind zu erkennen vermochte, die ihm Willkommzeichen machten.

Therese hatte die Brigg ihres Gatten erkannt, lange, ehe dieser sie hatte erkennen und sogar nur unterscheiden können.

XL.

Malmaison.

Es kam 1815.

Man war am 6. Juli; Waterloo rauchte noch am Horizont.

Am 21. Juni, Morgens um sechs Uhr, war Napoleon nach dem Elysee zurückgekehrt; am 22. unterzeichnete er folgende Erklärung:

»Franzosen!

»Als ich den Krieg begann, um die Unabhängigkeit der Nation zu behaupten, zählte ich auf das Zusammenwirken aller Anstrengungen, aller Willenskräfte und den Beistand aller nationalen Autoritäten, Ich hatte Grund, auf glücklichen Erfolg zu hoffen, und trotzte allen Erklärungen der Mächte gegen mich. Die Umstände scheinen sich geändert zu haben: ich biete mich als Opfer dem Hasse der Feinde Frankreichs. Möchten sie aufrichtig sein in ihren Erklärungen und immer nur gegen meine Person feindlich gesinnt gewesen sein! Mein politisches Leben ist beendet, und ich proclamire meinen Sohn, unter dem Titel Napoleon II., zum Kaiser der Franzosen, Die gegenwärtigen Minister werden provisorisch den Regierungsrath bilden. Das Interesse, das ich für meinen Sohn hege, verbindet mich, die Kammern einzuladen, ohne Verzug die Regentschaft durch da? Gesetz zu organisiren. Vereinigt Euch Alle für das öffentliche Wohl und um eine unabhängige Nation zu bleiben.

Gegeben im Palais de l'Elysée, am 22. Juli 1815.

Napoleon.«

Vier Tage, nachdem er diese Erklärung unterzeichnet hatte, am 26. Juni erhielt Napoleon — wie man sieht, fast als Antwort auf seine Entsagung — folgenden Beschluß:

»Die Regierungs-Commission beschließt, wie folgt:

»Art. 1. Der Marine-Minister wird Befehle geben, daß zwei Fregatten vom Hafen von Rochefort ausgerüstet werden, um *Napoleon Bonaparte* nach den Vereinigten Staaten zu transportiren.

»Art. 2. Es wird ihm, bis zum Punkte der Einschiffung, wenn er es wünschte, eine genügende Escorte, unter den Befehlen des Generals Becker gegeben werden, die zu seiner Sicherheit bevollmächtigt ist.

»Art. 3. Der General-Director der Posten wird seinerseits alle auf den Dienst der Relais bezüglichen Befehle ertheilen.

»Art. 4. Der Marine-Minister wird Befehle erlassen, um die Rückkehr der Fregatten sogleich

nach dem Ausschiffen zu sichern.

»Art. 5. Die Fregatten werden die Rhede von Rochefort nicht verlassen, ehe die verlangten Geleitsbriefe angelangt sind.

»Art. 6. Die Minister der Marine, des Krieges und der Finanzen sind, Jeder in dem, was ihn betrifft, mit dem Vollzuge gegenwärtigen Beschlusses beauftragt.

»Unterzeichnet: Herzog von Otranto, Graf Grenier, Graf Carnot, Baron Quinette, Caulincourt, Herzog von Vicenza.«

Kraft einer neuen EntschlieÙung des Gouvernements, ermächtigte am andern Tage der Herzog von Otranto den Kaiser, gegen motivirte Quittung zu empfangen: einen Silberservice von zwölf Gedecken; den Porcellanservice, genannt die Hauptquartiere; sechs Services von zwölf Gedecken von Leinendamast; sechs Services von Officeleinwand; zwölf Paar Tücher von erster Wahl; zwölf Paar Servicetücher; sechs Dutzend Zimmerservietten; zwei Reisewagen; drei Sättel und Zäume eines Generaloffiziers; drei Piqueursättel und Zäume; vierhundert Bände aus der Bibliothek von Rambouillet zu nehmen; verschiedene Landkarten; endlich hunderttausend Franken für die allgemeinen Reisekosten. — Das war das letzte Trousseau des Kaisers.

An demselben Tage, gegen vier Uhr Abends, erhielt der General Graf Becker, der mit der Bewachung desjenigen, welchen man schon nicht mehr Napoleon Bonaparte nannte, beauftragt war, vom Marschall Kriegsminister, Fürsten von Eckmühl, folgenden Brief; der Letztere nannte wenigstens noch seinen ehemaligen Herrn Kaiser und Majestät; das machte ihn aber, wie man sehen wird, zu nichts verbindlich, und dann weiß man, was die Macht der Gewohnheit ist.

»Herr General!

»Ich habe die Ehre, Ihnen beifolgend einen Beschluß zu übersenden, welchen die Regierungs-Commission dem Kaiser Napoleon zu eröffnen Sie beauftragt, wobei Sie Seiner Majestät bemerken wollen, die Umstände seien so gebieterisch geworden, daß sie sich ganz nothwendig zur Abreise entschließen müsse, um sich nach der Insel Aix zu begeben.

»Dieser Beschluß ist sowohl im Interesse der Person des Kaisers als des Staates, der ihm theuer sein muß, gefaßt worden.

»Sollte der Kaiser bei der Notification, die Sie ihm von diesem Beschlusse machen werden, keine EntschlieÙung fassen, so würden Sie die thätigste Überwachung üben, sowohl, daß sich Seine Majestät nicht aus Malmaison entfernen kann, als auch um jedem Versuche gegen seine Person zuvorzukommen. Sie werden sodann alle Zugänge bewachen, welche gegen Malmaison von allen Seiten münden. Ich schreibe dem Inspecteur der Gendarmerie und dem Commandanten des Platzes Paris, daß sie zu Ihrer Verfügung die Gendarmerie und die Truppen stellen, die Sie verlangen dürften.

»Ich wiederhole Ihnen, Herr General, daß dieser Beschluß ganz für das Interesse des Staats und für die persönliche Sicherheit des Kaisers gefaßt worden ist. Seine rasche Ausführung ist

unerlässlich; das Schicksal Seiner Majestät und ihrer Familie hängt davon ab.

»Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, General daß alle diese Maßregeln so geheim als nur immer möglich genommen werden müssen.

»Der Marschall Kriegsminister Fürst von Eck Mühl.«

Eine Stunde nachher empfing derselbe General Becker vom Herzog von Otranto folgenden weiteren Brief, der ihm durch den Kriegsminister zugesandt wurde:

»Herr General,

»Die Commission erinnert Sie an die Instructionen, die Ihnen vor einer Stunde zugesandt worden sind. Sie müssen den Beschluß vollziehen lassen, so wie ihn die Commission gestern gefaßt hat, und wonach Napoleon auf der Rhede der Insel Aix bis zur Ankunft seiner Pässe bleiben wird.

»Es ist für das Wohl des Staates, der ihm nicht gleichgültig zu sein vermöchte, von Wichtigkeit, daß er dort bleibt, bis sein Schicksal und das seiner Familie auf eine definitive Art geregelt worden sind. Man wird alle Mittel anwenden, damit diese Unterhandlung zu seiner Zufriedenheit ausfällt.

»Die französische Ehre ist dabei betheilig; mittlerweile aber muß man alle Vorsichtsmaßregeln für die persönliche Sicherheit von Napoleon, und *damit er den ihm momentan angewiesenen Aufenthaltsort nicht verläßt*, nehmen.

»Herzog von Otranto.«

Schon am 25. hatte der Kaiser, von der Regierungscommission aufgefordert, das Elysee verlassen und sich nach Malmaison zurückgezogen, das noch voll von der Erinnerung an Josephine.

Trotz des Briefes vom Herzog von Otranto und den dringlichen Ermahnungen der provisorischen Regierung konnte sich Napoleon nicht entschließen, abzureisen. Am 28. Juni dictirte er folgenden Brief dem Grafen Becker. — Wohlverstanden, obgleich vom Kaiser dictirt, übernahm doch der Graf Becker die Verantwortlichkeit davon. Er war an den Kriegsminister adressirt.

»Monseigneur,

»Nachdem sie vom Beschlusse der Regierung, ihre Abreise nach Rochefort betreffend, Kenntniß genommen, hat Seine Majestät der Kaiser mich beauftragt, *Eurer Durchlaucht* zu eröffnen, sie verzichte auf diese Reise, in Betracht daß sie, da die Communicationen nicht frei seien, keine genügende Garantie für die Sicherheit ihrer Person finde.

»An diesem Bestimmungsorte ankommend, betrachtet sich überdies der Kaiser als Gefangener, da seine Abreise von der Insel Aix der Ankunft der Pässe untergeordnet ist, die man

ihm ohne Zweifel verweigern wird, um sich nach America zu begeben.

»In Folge dieser Interpretation ist der Kaiser entschlossen, seinen Spruch in Malmaison zu empfangen, und bis über sein Loos vom Herzog von Wellington, dem die Regierung diese Resignation mittheilen mag, statuiert worden ist, wird Napoleon in Malmaison bleiben, überzeugt, man werde nichts gegen ihn unternehmen, was nicht der Nation und der Regierung würdig ist.

»Graf *Becker*.«

Eine solche Antwort mußte strenge Maßregeln herbeiführen.

Im Verlaufe des Tages kam eine Depesche, man glaubte Anfangs, es handle sich um die Abreise des Kaisers, Napoleon öffnete sie und las wie folgt:

Befehl des Kriegsministers an den General Becker.

Paris den 28. Juni 1815.

»Herr General,

»Sie werden einen Theil der Garde, die sich in Rueil befindet, unter Ihre Befehle nehmen und die Brücke von Chatou in Brand stecken und völlig zerstören.

»Ich lasse gleichfalls von den Truppen, welche in Courbenoir sind, die Brücke von Bezons zerstören.

»Ich schicke einen meiner Adjutanten für diese Operation dahin.

»Ich werde auch Truppen nach Saint-Germain absenden, mittlerweile bleiben Sie jedoch auf dieser Straße.

»Der Offizier, der Ihnen diesen Brief bringt, ist beauftragt, mir selbst die Meldung über den Vollzug dieses Befehles zurückzubringen.«

Der General Becker erwartete die EntschlieÙung des Kaisers.

Der Kaiser gab ihm mit der größten Ruhe den Brief zurück.

»Was gebietet Seine Majestät?« fragte der Graf Becker.

»Lassen Sie den Befehl, den man Ihnen gegeben, vollziehen.«

Der General Becker ließ den Befehl auf der Stelle vollziehen.

Am Abend berief man den General nach Paris: er ging um acht Uhr ab.

Napoleon wollte nicht vor der Rückkehr des Generals zu Bette gehen. Er wünschte zu wissen, was zwischen diesem und dem Kriegsminister vorgegangen war.

Um elf Uhr kam der General zurück.

Der Kaiser ließ ihn sogleich zu sich rufen.

»Nun,« fragte er ihn, sobald er ihn erblickte, »was trägt sich in Paris zu?«

»Seltsame Dinge, Sire, welche Eure Majestät kaum glauben wird.«

»Sie irren sich, General: seit 1814 bin ich von der Ungläubigkeit geheilt. Sagen Sie also, was Sie gesehen haben.«

»Gesehen! ja, Sire, man sollte glauben. Eure Majestät habe die Divinationsgabe. Als ich in das Hotel des Ministers kam, begegnete ich einer Person, welche vom Fürsten wegging, und der ich Anfangs keine große Aufmerksamkeit schenkte.«

»Und wer war diese Person?« sagte Napoleon ungeduldig.

»Der Fürst war besorgt, es mir selbst mitzuteilen. »»Haben Sie den Mann erkannt, der mich so eben verläßt?«« fragte er. »»Ich habe nicht auf ihn Acht gegeben,«« antwortete ich. »»Nun, es ist Herr von Vitrolles, Agent von Ludwig XVIII.««

Napoleon konnte ein leichtes Beben nicht bewältigen.

Der General Becker fuhr fort:

»»Nun wohl, mein lieber General,«« sagte der Kriegsminister zu mir, »»es ist Herr von Vitrolles, Agent von Ludwig XVIII.; er kommt im Auftrage Seiner Majestät (Ludwig XVIII. war wieder Majestät geworden), um mir Vorschläge zu unterbreiten, die ich für das Land ganz annehmbar gefunden habe; so daß ich, wenn die meinigen gebilligt werden, morgen die Tribune besteige, um das Gemälde unserer Lage zu entwerfen, und die Notwendigkeit fühlbar zu machen, Projecte anzunehmen, die ich für die Sache der Nation, ersprießlich erachte.««

»Also,« murmelte Napoleon, »die Sache der Nation ist nun die Rückkehr der Bourbonen . . . Und Sie haben nichts hierauf geantwortet, General?«

»Doch, Sire: »»Herr Marschall,«« erwiederte ich, »»ich kann Ihnen mein Erstaunen, Sie einen Entschluß fassen zu sehen, der über das Schicksal des Reiches zu Gunsten einer zweiten Restauration bestimmen muß, nicht verbergen: hüten Sie sich, sich eine solche Verantwortlichkeit aufzubürden. Es gibt vielleicht noch Mittel, um den Feind zurückzutreiben, und die Meinung der Kammer scheint mir, nach ihrem Votum für Napoleon II., der Rückkehr der Bourbonen nicht günstig.««

»Nun,« fragte lebhaft der Kaiser, »was hat er geantwortet?«

»Nichts, Sire; er kehrte in sein Cabinet zurück und ließ mir einen neuen Befehl zum Abgange zustellen.«

Der General brachte in der That einen Befehl, in welchem gesagt war, wenn Napoleon nach vierundzwanzig Stunden abzugehen säume, stehe man nicht mehr für seine Person.

Doch der Kaiser blieb wie unempfindlich für diesen Befehl.

Er, der sich über nichts mehr wundern sollte, wunderte sich doch noch über Eines: daß die Rückkehr der Bourbonen mit Herrn von Vitrolles durch den Fürsten von Eckmühl unterhandelt wurde, der seine, Napoleons, Rückkehr negociirt hatte; durch denselben Mann, den ihm nach der Insel Elba Herr Fleury von Chaboulon geschickt hatte, um seine Aufmerksamkeit auf den Zustand der Dinge zu lenken und ihm zu sagen, Frankreich sei für ihn offen und erwarte ihn.

Und in der That, als die Kunde von der Landung kam, war der ehemalige Chef des Generalstabs von Napoleon dergestalt compromittirt, daß er sich eine Zuflucht von Herrn Pasquier erbat, dem Oberwundarzte der Invaliden, den er beim Heere gekannt hatte, und auf dessen Ergebenheit er, wie er wußte, rechnen durfte.

Napoleon täuschte sich: es gab also noch andere Dinge, die ihn in Erstaunen setzen konnten.

Er ertheilte den Befehl zu seiner Abreise für den andern Tag.

Während man aber die Anstalten zur Abreise des Kaisers traf, trug sich eine Scene zu, deren Folgen ernster werden konnten.

Einer von denjenigen, welche mit dem tiefsten Schmerze Napoleon unschlüssig, unter der Hand Gottes, Anfangs im Elysee, sodann in Malmaison hatten sich zerarbeiten sehen, war unser alter Freund Sarranti, der in diesem Augenblicke seine beharrliche Ergebenheit für den Kaiser unter Schloß und Riegel büßt und vielleicht mit seinem Leben bezahlen wird.

Seit der Rückkehr von Napoleon hatte er nicht aufgehört, seinem ehemaligen General ehrerbietigst zu bemerken, mit einem Lande wie Frankreich sei nie etwas verloren: die Marschälle seien vergeßlich, die Minister seien undankbar, der Senat sei schändlich: doch das Volk, doch die Armee bleiben treu.

Man müsse Alles fern von sich werfen, wiederholte Herr Sarranti, und bei diesem großen Zweikampfe an das Volk und das Heer appelliren.

Am 29. Juni Morgens trat nun ein Ereigniß ein, das dem herben, unbeugsamen Rathgeber vollkommen Recht zu geben schien.

Gegen sechs Uhr Morgens wurden alle Geächteten von Malmaison, — diejenigen, welche dieses Schloß bewohnten, waren schon geächtet, — alle Geächteten von Malmaison wurden durch das wüthende Geschrei: »Es lebe Napoleon! Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit den Verräthern!« aufgeweckt.

Jeder fragte sich, was dieses Geschrei besagen wolle, das man nicht mehr gehört hatte seit dem Tage, wo unter den Fenstern des Elysee zwei Regimenter Garde-Tirailleurs, Freiwillige aus den Arbeitern des Faubourg Saint-Antoine, im Garten defilirt hatten, — mit gewaltigem

Geschrei verlangend, daß sich der Kaiser an ihre Spitze stelle und sie gegen den Feind führe.

Herr Sarranti allein schien mit dem, was vorging, vertraut zu sein. Er stand ganz angekleidet in dem Zimmer, das vor dem des Kaisers kam.

Ehe dieser nur gerufen hatte, um sich zu erkundigen, was für ein Lärm dies sei, trat er ein.

Seine ersten Blicke richteten sich auf das Bett: das Bett war leer. Der Kaiser war in der an das Zimmer anstoßenden Bibliothek; am Fenster sitzend, las er Montaigne.

Als er Tritte hörte, fragte er, ohne daß er sich umwandte:

»Was gibt es?«

»Sire,« sagte eine ihm bekannte Stimme, »hören Sie?«

»Was?«

»Die Rufe: »»Es lebe der Kaiser! Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit den Verräthern!««

Der Kaiser lächelte traurig.

»Nun und dann, mein lieber Herr Sarranti?« fragte er.

»Sire, es ist die Division Broyer, welche von der Vendee zurückkommt und vor den Gittern des Schlosses Halt gemacht hat.«

»Hernach?« sprach der Kaiser mit demselben Tone, mit derselben Ruhe oder vielmehr mit derselben Gleichgültigkeit.

»Hernach, Sire? . . . Diese Braven wollen nicht weiter gehen; sie haben erklärt, man müsse ihnen ihren Kaiser zurückgeben, oder sie werden, wenn ihre Chefs nicht ihre Dolmetscher bei Ihnen sein wollen, selbst Eure Majestät holen und Sie an ihre Spitze stellen.«

»Hernach?« fragte Napoleon.

Sarranti unterdrückte einen Seufzer; er kannte den Kaiser: das war nicht Gleichgültigkeit, das war Entmuthigung.

»Sire,« erwiderte Sarranti, »der General Broyer ist da und bittet um Erlaubnis, eintreten zu dürfen, um Eurer Majestät den Wunsch Ihrer Soldaten zu, Füßen zu legen.«

»Er trete ein!« erwiderte der Kaiser, während er aufstand und sein Buch offen auf das Fenster legte wie ein Mensch, der eine Lectüre, die ihn interessirt, nur unterbricht.

Der General Broyer trat ein.

»Sire,« sagte er, indem er sich ehrfurchtsvoll vor Napoleon verbeugte, »meine Division und

ich, wir kommen, um uns Eurer Majestät zu Befehlen zu stellen.«

»Sie kommen zu spät, General!«

»Das ist nicht unsere Schuld, Sire', in der Hoffnung, rechtzeitig anzukommen, um Paris zu vertheidigen, haben wir zehn, zwölf und sogar fünfzehn Meilen im Tage gemacht.«

»General,« sprach Napoleon, »ich habe abgedankt.«

»Als Kaiser, Sire: nicht als General.«

Ein Blitz zuckte in den Augen von Napoleon.

»Ich habe ihnen meinen Degen angeboten, und sie haben ihn ausgeschlagen,« sagte er.

»Sie haben ihn ausgeschlagen. . . Wer dies, Sire? Entschuldigen Sie mich, wenn ich Eure Majestät frage.«

»Lucian, mein Bruder.«

»Sire, der Prinz Lucian, Ihr Bruder, hat nicht vergessen, daß er am 1. Brumaire Präsident des Rathes der Fünfhundert war.«

»Sire,« sprach beharrlich Herr Sarranti, »merken Sie wohl auf, die Stimme dieser zehntausend Mann, welche unter Ihren Fenstern stehen und rufen: »»Es lebe der Kaiser!«« das ist des Volkes Stimme, es ist die letzte Anstrengung Frankreichs; es ist mehr, es ist die letzte Gunst des Glückes . . . Sire, im Namen Frankreichs, im Namen Ihres Ruhmes . . .«

»Frankreich ist undankbar,« murmelte Napoleon.

»Keine Blasphemie, Sire! eine Mutter ist nie undankbar.«

»Mein Sohn ist in Wien!«

»Eure Majestät weiß den Weg dahin.«

»Mein Ruhm ist gestorben auf den Ebenen von Waterloo.«

»Sire, erinnern Sie sich dessen, was Sie in Italien im Jahre 1796 sagten: »»Die Republik ist wie die Sonne; ein Blinder oder ein Narr, der ihre Helle leugnen würde!««

»Sire, bedenken Sie, daß ich hier zehntausend Mann frischer, begeisterter Truppen habe, welche noch nicht gefochten,« fügte der General Broyer bei.

Der Kaiser blieb einen Augenblick nachdenkend und sagte dann:

»Lassen Sie meinen Bruder Jerome rufen.«

Einen Augenblick nachher trat der Jüngste der Brüder des Kaisers ein, der Einzige, der ihm treu geblieben war, der, von der Liste der Souverains gestrichen, als Soldat gestritten hatte, — noch bleich von zwei Wunden, die er, die eine bei Quatre-Baas, die andere beim Pachthofe von Hougoumont erhalten, und von den Strapazen, die er, den Rückzug des Heeres unterstützend, ausgestanden.

Der Kaiser reichte ihm die Hand: dann sagte er ungestüm und ohne Eingang:

»Jerome, was hast Du in die Hände des Marschalls Soult übergeben?«

»Das erste, zweite und sechste Corps, Sire.«

»Reorganisirt?«

»Vollständig.«

»Wie viel Mann?«

»Achtunddreißig bis vierzig tausend Mann.«

»Und Sie sagen, General? . . .« fuhr der Kaiser sich an Broyer wendend fort.

»Zehntausend Mann.«

»Und zweiundvierzigtausend in die Hände des Marschalls Grouchy: zweiundvierzigtausend Mann frische Truppen,« fügte Jerome bei.

»Versucher!« murmelte Napoleon.

»Sire! Sire!« rief Sarranti, die Hände faltend, »Sie sind auf dem Wege Ihres Heiles. Vorwärts! vorwärts!«

»Es ist gut, ich danke Dir, Jerome: entferne Dich nicht, ich werde Deiner vielleicht bedürfen. — General, erwarten Sie meine Befehle in Rueil. — Du, Sarranti, setze Dich an den Tisch und schreibe.«

Der Exkönig und der General gingen, sich verbeugend, ab, Beide das Herz voller Hoffnung.

Herr Sarranti blieb allein beim Kaiser.

Er saß schon mit der Feder in der Hand und wartete.

»Schreib!« sagte Napoleon.

Sodann, zerstreut:

»An die Regierungscommission.«

»Sire,« rief Sarranti, indem er die Feder von sich warf, »an diese Leute schreibe ich nicht.«

»Wie, Du schreibst nicht an diese Leute?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil alle diese Leute persönliche Feinde Eurer Majestät sind.«

»Sie haben Alles von mir.«

»Ein Grund mehr, Sire; es gibt Wohlthaten, welche so groß, daß man sie nur mit Undank lohnen kann.«

»Schreib, sage ich Dir.«

Herr Sarranti stand auf, verbeugte sich, und legte die Feder, die er wieder aufgehoben, auf den Tisch.

»Nun?« fragte der Kaiser.

»Sire, wir sind nicht mehr in den Zeiten, wo sich die Besiegten durch einen Sklaven tödten ließen; an die Regierungscommission schreiben heißt Sie so sicher tödten, als ob ich Ihnen ein Messer in die Brust stieße.«

Sodann, da der Kaiser nicht antwortete, sagte Sarranti:

»Sire! Sire! man muß das Schwert ergreifen und nicht die Feder; man muß an die Nation appelliren, und nicht an Menschen, die, ich wiederhole es, Ihre Feinde sind: sie mögen erfahren, daß Sie die Feinde in dem Augenblicke schlagen, wo sie Eure Majestät aus der Straße nach Rochefort glauben werden.«

Der Kaiser kannte seinen Landsmann, er wußte, nichts würde ihn sich beugen machen, nicht einmal ein Befehl von ihm.

»Es ist gut,« sagte er, »schicken Sie mir den General Becker.«

Sarranti ging ab: der General Becker trat ein.

»General,« sprach Napoleon, »ich theile Ihnen mit, daß ich meine Abreise um einige Stunden verschoben habe, um Sie nach Paris zu schicken, wo Sie der Regierung neue Vorschläge vorlegen sollen.«

»Neue Vorschläge, Sire?« fragte der General erstaunt.

»Ja,« erwiderte der Kaiser, »ich verlange das Commando des Heeres im Namen von Napoleon II. wieder zu übernehmen.«

»Sire, darf ich Ihnen ehrerbietigst bemerken, daß eine solche Botschaft besser von einem Offizier des kaiserlichen Hauses vollzogen würde, als von einem Mitgliede der Kammer und einem Commissär der Regierung, dessen Instructionen sich aus die Begleitung Eurer Majestät beschränken.«

»General,« erwiderte der Kaiser, »ich hege alles Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit, und darum beauftrage ich Sie mit dieser Sendung, im Vorzuge vor jedem Andern.«

»Sire, da meine Ergebenheit Eurer Majestät nützlich sein kann,« antwortete der General, »so zögere ich nicht, ihr zu gehorchen; doch ich wünschte geschriebene Instructionen zu haben.«

»Setzen Sie sich hierher, General, und schreiben Sie.«

Der Kaiser dictirte und der General Becker schrieb:

An die Regierungscommission.

»Meine Herren.

»Die Lage Frankreichs, die Wünsche der Patrioten und endlich der Ruf der Soldaten fordern meine Gegenwart, um Frankreich zu retten. Nicht mehr als Kaiser verlange ich das Commando, sondern als General.

»Achtzigtausend Mann sammeln sich unter Paris: das sind dreißigtausend mehr, als ich je unter der Hand gehabt habe beim Feldzuge von 1814, und dennoch habe ich damals gegen die drei großen Heere von Rußland, Oesterreich und Preußen gestritten, und Frankreich wäre siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen ohne die Capitulation von Paris; es sind endlich fünfundvierzigtausend Mann mehr, als ich hatte, da ich die Alpen überstieg und Italien eroberte.

»Ich verpfände mein Soldatenwort, daß ich, nachdem ich den Feind zurückgeschlagen, mich nach den Vereinigten Staaten begeben, um mein Geschick in Erfüllung gehen zu lassen.

»*Napoleon.*«

Der General Becker versuchte nicht die geringste Bemerkung mehr: als Soldat sah er ein, daß Alles dies möglich war.

Er ging ab.

Napoleon wartete mit Bangigkeit: es war vielleicht das erste Mal, daß seine Gesichtsmuskeln die Erregung seiner Seele verriethen.

Mit der Thätigkeit seines ungeheuren Genies hatte er Alles wieder hergestellt, Alles wieder ausgebaut: er dictirte einen, wenn nicht ruhmwürdigen, doch wenigstens ehrenhaften Frieden: er verließ Frankreich nicht als Flüchtling, sondern als ein Retter.

Zwei Stunden lang liebte er diesen strahlenden Traum.

Sein Auge leuchtete in die Allee, durch welche der General zurückkommen mußte: sein Ohr horchte aus jedes Geräusch. Von Zeit zu Zeit verweilte sein Blick mit Wohlgefallen aus seinem Degen, der quer aus den Armen eines Lehnstuhles lag: er begriff endlich, daß dies sein wahres Scepter war.

Alles ließ sich also noch gut machen, die Ankunft von Blücher, die Abwesenheit von Grouchy der große Traum von 1814 von einer Schlacht, welche unter den Mauern von Paris die feindliche Armee vernichten werde, dieser große Traum konnte sich verwirklichen. Ohne Zweifel würden es diese Männer, an die er sich wandte, verstehen wie er: wie er würden sie in eine Seite der Wagschale die Ehre Frankreichs, in die andere seine Erniedrigung werfen, und sie würden nicht zögern.

Etwas wie ein Blitz zuckte vor den Augen des geblendeten Kaisers hin: das war der Reflex der Sonne in den Scheiben eines Wagens.

Der Wagen hielt an: ein Mann stieg aus: es war der General Becker.

Napoleon strich mit einer Hand über seine Stirne, drückte die andere auf seine Brust. Mußte er nicht wieder von Marmor werden?

Der General trat ein.

»Nun?« fragte lebhaft der Kaiser.

Der General Becker verbeugte sich, ohne zu antworten und überreichte ihm ein Papier.

»Nun?« wiederholte der Kaiser, der das Papier mit einer maschinenmäßigen Miene nahm.

»Sire,« erwiderte der General Becker, »indem ich mich Eurer Majestät mit der Betrübniß nähere, die sie aus meinem Gesichte lesen kann, glaube ich ihr genug fühlbar zu machen, daß mir meine Mission nicht geglückt ist.«

Der Kaiser entfaltete langsam das Papier und las:

»Die provisorische Regierung kann die Vorschläge nicht annehmen, die ihr der General Bonaparte macht, und hat ihm nur noch einen Rath zu geben: den, ohne Verzug abzureisen, in Betracht, daß die Preußen gegen Versailles marschiren.

»*Herzog von Otranto.*«

Der Kaiser las diese Zeilen, ohne daß eine einzige Faser seines Gesichtes die Erregung seines Innern verrieth: dann sprach er mit vollkommen ruhiger Stimme:

»Geben Sie Befehle für diese Abreise, General, und wenn sie vollzogen sind, melden Sie es mir.«

An demselben Tage, und als es fünf Uhr Nachmittags schlug, verließ der Kaiser Malmaison.

Am Fußtritte seines Wagens fand er Sarranti wieder, der ihm als Stütze den Arm bot, welcher sich einbog.

»Ah!« fragte Napoleon, indem er die Hand aus diesen Arm legte, »hat man den General Brayer benachrichtigt, er könnte seinen Marsch nach Paris fortsetzen?«

»Nein, Sire,« erwiderte Sarranti, »und es ist noch Zeit . . .«

Napoleon schüttelte den Kopf.

»Ah! Sire,« murmelte der Corse, »Sie haben kein Vertrauen mehr zu Frankreich.«

»Doch,« erwiderte Napoleon, »aber ich habe kein Vertrauen mehr zu meinem Genie.«

Und er stieg in den Wagen, dessen Schlag sich hinter ihm schloß.

Die Pferde gingen im Galopp ab.

Es handelte sich darum, in Versailles vor den Preußen anzukommen.

XLI.

Rochefort.

Am 3. Juli, an demselben Tage, wo der Feind in Paris einzog, traf der Kaiser in Rochefort ein. Aus der ganzen Reise war Napoleon traurig, aber ruhig. Er sprach wenig: die paar Worte, die ihm entschlüpfen, bezeichneten die Richtung seines Gedankens: wie die Magnetnadel beharrlich den Norden sucht, so wandte sich dieser Gedanke hartnäckig immer Frankreich zu: doch von seiner Frau, von seinem Sohne kein Wort.

Nur, da er von Zeit zu Zeit eine Prise aus der Tabaksdose des Generals Becker nahm, bemerkte er, daß diese Dose mit dem Porträt von Marie Louise geschmückt war, er glaubte sich zu täuschen und bückte sich.

Der General begriff, und reichte die Dose dem Kaiser.

Dieser nahm sie, schaute sie einen Augenblick an, und gab sie zurück, ohne ein Wort vernehmen zu lassen.

Napoleon stieg in der Marinepräfector ab. Eine letzte Hoffnung, — wir sagen mehr, — eine letzte Ueberzeugung blieb ihm: er werde von der provisorischen Regierung zurückgerufen werden.

Einige Stunden, nachdem er sein Quartier in der Marinepräsector genommen hatte, kam ein Courier an und brachte einen Brief von der Regierungs-Commission: er war an den General Becker adressirt.

Der Kaiser warf einen raschen Blick auf das Siegel, erkannte es und schien mit Ungeduld daraus zu warten, daß der General diesen Brief öffne. Der General begriff die Ungeduld des Kaisers und öffnete ihn.

Mittlerweile wechselte Napoleon einen Blick mit Herrn Sarranti, der den Courier eingeführt hatte. Im Blicke des Corsen standen sichtbar die Worte geschrieben: »Ich muß Sie nothwendig sprechen,« doch der Geist Napoleons war anderswo. Obgleich er im Blicke seines Landsmannes gelesen hatte, wandte sich doch sein Geist der Depesche zu.

Der General hatte schon Zeit gehabt, ihn zu lesen, und da er das Verlangen des Kaisers, ihn ebenfalls zu lesen wahrnahm, so reichte er ihm denselben stillschweigend.

Man wird beurtheilen, ob er geeignet war, die Hoffnungen von demjenigen zu bestätigen, der, schon geächtet, Gefangener sein sollte.

Es folgt hier der Text dieser Depesche.

»Herr General Becker!

»Die Regierungscommission hat Ihnen Instructionen in Betreff der Abreise aus Frankreich von Napoleon Bonaparte gegeben.

»Ich zweifle nicht an Ihrem Eifer, den Erfolg Ihres Auftrags zu sichern; in der Absicht, Sie dabei, so viel als von mir abhängt, zu erleichtern, befehle ich den in la Rochelle und Rochefort commandirenden Generalen, Ihnen bewaffneten Beistand zu gewähren und mit ihren Mitteln die Maßregeln zu unterstützen, die Sie zu Vollführung der Befehle der Regierung zu ergreifen für geeignet erachten werden.

»Empfangen Sie u.s.w. »Für den Kriegsminister. »Der Staatsrath Generalsecretär.

»Baron Marchand.«

Also, falls Napoleon zögern sollte, dem Befehle, der ihn aus Frankreich jagte, zu gehorchen, hatte der General Becker fortan das Mittel, ihn beim Kragen zu packen, und ihn mit Gewalt gehen zu machen.

Napoleon ließ seinen Kopf aus seine Brust sinken.

Es vergingen einige Minuten: er schien in eine tiefe Träumerei versunken.

Als er das Haupt wieder erhob, war der General Becker weggegangen, um der Commission zu antworten. Nur Sarranti stand vor ihm.

»Nun, was willst Du noch von mir?« fragte ihn der Kaiser mit einer Bewegung der Ungeduld.

»In Malmaison wollte ich Frankreich retten, Sire: hier will ich Sie retten.«

Der Kaiser zuckte die Achseln: er schien völlig unter seinem Geschicke gebeugt zu sein: dieser letzte Brief hatte seine letzten Hoffnungen gebrochen.

»Mich retten?« erwiderte er. »Wir werden hiervon in den Vereinigten Staaten sprechen.«

»Ja, doch da Sie nie nach den Vereinigten Staaten kommen werden, Sire, so lassen Sie uns hier davon sprechen, wenn Sie rechtzeitig sprechen wollen.«

»Wie, ich werde nie nach den Vereinigten Staaten kommen? Was wird mich davon abhalten?«

»Das englische Geschwader, das in zwei Stunden den Hafen von Rochefort blockiren wird.«

»Wer hat Dir diese Nachricht gegeben?«

»Der Capitän einer Brigg, der so eben in Rhede zurückgekehrt ist.«

»Kann ich diesen Capitän sprechen?«

»Er wartet, daß ihm Eure Majestät die Ehre erweise, ihn zu empfangen.«

»Und wo wartet er?«

»Dort, Sire,« erwiderte Sarranti.

Und er deutete aus die Thüre *seines* Zimmers.

»Er trete ein,« sprach der Kaiser.

»Wünscht Eure Majestät nicht zuvor lange und ruhig mit ihm zu reden?«

»Bin ich nicht schon Gefangener?« fragte Napoleon mit Bitterkeit.

»Nach der Nachricht, die Ihnen mitgetheilt worden ist, wird es Niemand erstaunlich finden, daß Eure Majestät sich eingeschlossen hat.«

»Schiebe den Riegel vor und laß Deinen Capitän eintreten.«

Sarranti gehorchte.

Sobald die Thüre mit dem Riegel geschlossen, führte er denjenigen ein, dessen Besuch er gemeldet hatte.

Es war ein Mann von sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahren, als einsacher Seemann gekleidet, er trug keine der Insignien des Grades, unter welchem er angekündigt worden war.

»Nun,« fragte der Kaiser Sarranti, der sich wegzugehen anschickte, »wo ist denn Dein Capitän?«

»Ich bin es, Sire,« antwortete derjenige, welcher so eben eingetreten war.

»Warum tragen Sie nicht die Uniform der Marineoffiziere?«

»Weil ich kein Offizier von der Marine bin, Sire.«

»Was sind Sie denn?«

»Ich bin ein Corsar.«

Napoleon warf aus diesen Mann einen Blick, der nicht von einer gewissen Verachtung frei war: als er aber aus sein Gesicht kam, verweilte dieser Blick glänzend und starr daraus.

»Ah! ah!« sagte er, »es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie sehe.«

»Nein, Sire, das dritte Mal.«

»Das erste Mal . . .?«

Der Kaiser suchte einen Augenblick in seinem Gedächtniß.

»Das erste Mal . . .« erwiderte der Seemann, um das abnehmende Gedächtniß des großen Mannes zu unterstützen.

»Nein, lassen Sie mich suchen,« unterbrach Napoleon; »Sie gehören zu meinen guten Erinnerungen, und ich liebe es, mich mit meinen alten Freunden zusammenzufinden. Das erste Mal, als ich Sie sah, war es im Jahre 1800; ich wollte Sie zum Schiffs-Capitän machen, Sie schlugen es aus!«

»Das ist wahr, Sire, ich habe immer meine Freiheit Allem vorgezogen.«

»Das zweite Mal war es bei meiner Rückkehr von der Insel Elba; ich hatte einen Ausruf an den Patriotismus Frankreichs ergehen lassen: Sie kamen und boten mir drei Millionen an, ich nahm sie an.«

»Das heißt, gegen Geld, von dem ich nicht wußte, was ich damit thun sollte, gaben Sie mir Canal-Actien und Anweisungen auf Holzschläge.«

»Nun sehe ich Sie zum dritten Male wieder, und, wie immer, in einem äußersten Augenblicke. Was wollen Sie diesmal von mir, Capitän Pierre Herbel.«

Der Capitän bebte vor Freude; der Kaiser erinnerte sich aller Umstände, erinnerte sich sogar seines Namens.

»Was ich will? Ich will es versuchen, Sie zu retten.«

»Vor Allem sagen Sie mir, welche Gefahr mich bedroht.«

»Die, von den Engländern gefangen genommen zu werden.«

»Was mir Sarranti sagte, ist also wahr? der Hafen von Rochefort ist blockirt?«

»Noch nicht, Sire; doch in einer Stunde wird er es sein.«

Der Kaiser blieb einen Moment nachdenkend. »Jeden Augenblick erwarte ich Geleitsbriefe,« sagte er.

Herbel schüttelte den Kopf.

»Sie glauben nicht, daß ich sie bekomme?«

»Nein, Sire.«

»Was ist denn, nach Ihrer Meinung, die Absicht der verbündeten Souverains.«

»Die, Sie zum Gefangenen zu machen, Sire.«

»Ich habe sie aber auch in meiner Hand gehalten, und ich habe sie wieder freigelassen und ihnen ihre Throne zurückgegeben.«

»Sie haben vielleicht Unrecht gehabt, Sire.«

»Und kommen Sie nur, um mich von der Gefahr zu unterrichten?«

»Ich komme, um mein Leben zur Verfügung Eurer Majestät zu stellen, wenn ihr mein Leben nützen kann.«

Der Kaiser schaute diesen Mann an, der sich mit so viel Einfachheit ausdrückte, daß man nicht bezweifeln konnte, er sei bereit zu thun, was er versprach.

»Ich hielt Sie für einen Republikaner,« sagte Napoleon.

»Ich bin es in der That, Sire.«

»Warum sehen Sie denn nicht in mir einen Feind?«

»Weil ich vor Allem Patriot bin. Ah! ja, ich bedaure, und zwar aus tiefstem Herzen, daß Sie nicht, wie Washington, der Nation das Depot ihrer Freiheiten unversehrt zurückgegeben; haben Sie aber Frankreich nicht frei gemacht, so haben Sie es wenigstens groß gemacht, darum sage ich Ihnen: »Glücklich und auf dem Gipfel des Ruhmes hätten Sie mich nicht wiedergesehen, Sire.««

»Ja, und nun, da ich unglücklich bin, und den Gipfel des Mißgeschickes erreicht habe, kommen Sie, nachdem Sie mir Ihr Vermögen angeboten, um mir Ihr Leben anzubieten. Geben Sie mir die Hand, Capitän Herbel; ich habe Ihnen nur noch meinen Dank für Ihre Ergebenheit auszusprechen.«

»Nehmen Sie dieselbe an, Sire?«

»Ja; doch was wollen Sie mir anbieten?«

»Drei Dinge, Sire. Wollen Sie nach Paris marschiren? Das Vendee-Heer unter den Befehlen des Generals Lamarque, die Gironde - Armee unter den Befehlen des Generals Clausel sind zu Ihrer Verfügung. Nichts kann leichter sein, als die provisorische Regierung als Verräther zu decretiren und gegen sie an der Spitze von fünfundzwanzig tausend Soldaten und hunderttausend fanatisirten Bauern zu marschiren.«

»Das wäre eine zweite Rückkehr von der Insel Elba, und ich will nicht wieder anfangen. Und dann bin ich müde, mein Herr; und wünsche auszuruhen und zu sehen, was, wenn ich nicht mehr da bin, die Welt an meinen Platz stellen wird. Gehen wir zu dem zweiten über, was Sie mir angeboten haben.«

»Sire, ein Mann, für den ich stehe, wie für mich selbst, Pierre Berthaud, mein Second, hat eine Corvette an der Mündung der Seudre; Sie steigen zu Pferde, Sie reiten durch die Salzsümpfe, Sie werfen sich in eine Feluke, Sie fahren durch die Passe de Maumasson hinaus, Sie vermeiden die Engländer, und Sie treffen in See mit dem amerikanischen Schiffe der *Adler* zusammen. Sie

sehen, der Name ist ein gutes Vorzeichen.«

»Das heißt fliehen, mein Herr, fliehen wie ein Schuldiger, der entweicht, und nicht aus Frankreich weggehen wie ein Kaiser, der vom Throne steigt! . . . Ihr drittes Mittel?«

»Das dritte ist das gewagteste, doch ich stehe dafür.«

»Lassen Sie hören.«

»Zwei französische Fregatten, der *Saul* und die *Medusa*, welche unter der Protection der Batterien der Insel Aix vor Anker liegen, sind von der französischen Regierung Eurer Majestät zur Verfügung gestellt?«

»Ja, doch wenn der Hafen blockirt ist?«

»Wollen Sie, Sire. . . Ich kenne die zwei Commandanten dieser zwei Fregatten, zwei der bravsten Offiziere: der Capitän Philibert und der Capitän Bonet.«

»Nun?«

»Wählen Sie dasjenige von den beiden Schiffen, das Sie besteigen wollen. Die *Medusa*, zum Beispiel, ist die beste Schnellseglerin. Die Blockade besteht aus zwei Schiffen, dem *Bellerophon* von vierundsechzig, und dem *Superbe*, von achtzig Kanonen. Ich werde mich an den Bellerophon mit meiner Brigg anhängen: der Capitän Philibert wird sich an den *Superbe* mit dem *Saul* anhängen: sie brauchen wohl eine Stunde, bis sie uns in den Grund gebohrt haben! Während dieser Zeit passiren Sie mit der *Medusa*, und diesmal nicht wie ein Flüchtling, sondern wie ein Sieger unter einem Triumphbogen von Flammen.«

»Und ich werde mir den Verlust von zwei Schiffen und zwei Equipagen zum Vorwurfe zu machen haben, mein Herr! Nie!«

Der Capitän Herbei schaute Napoleon mit Erstaunen an.

»Und die Beresina, Sire! und Leipzig, Sire! und Waterloo, Sire!«

»Das war für Frankreich: und für Frankreich hatte ich das Recht, das Blut der Franzosen zu vergießen. Diesmal wäre es für mich, und zwar für mich allein.«

Napoleon schüttelte den Kopf.

Alsdann wiederholte er noch fester als das erste Mal das Wort:

»Nie!«

Am 13. Mai schrieb er an den Prinz-Regenten den bekannten Brief, der so unselig geschichtlich geworden ist:

»Königliche Hoheit!

»Den Factionen, welche mein Land Heilen, und der Feindschaft der Großmächte Europas preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn vollbracht, und ich will mich, wie Themistokles, an den Herd des britischen Volkes setzen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, welche ich von Eurer Hoheit reclamire, als den des mächtigsten, des beharrlichsten und des edelmüthigsten von meinen Feinden.

»*Napoleon.*«

Am anderen Tage, den 15. Juli, begab sich Napoleon an Bord des Bellerophon.

Am 15. October landete er in St. Helena.

Als er den Fuß auf die verfluchte Insel setzte, stützte er sich auf den Arm von Herrn Sarranti, und er flüsterte ihm ins Ohr:

»Oh! daß ich den Vorschlag des Capitäns Herbei nicht angenommen habe!«

XLII.

Die Vision.

Der Rest der Geschichte des Capitäns Herbel ist leicht zu begreifen und kurz zu erzählen.

Wie Alles, was an der Rückkehr von 1815 Theil genommen hatte, wurde Pierre Herbel verfolgt.

Erschoß man ihn nicht wie Ney und Labedoyère, so war dies so, weil er den Bourbonen keinen Eid geleistet hatte, und weil man wahrhaftig nicht gewußt hatte, worauf man den Proceß hätte gründen sollen. Doch die Canalactien, die ihm der Kaiser gegen sein Haares Geld gegeben, verloren ihren ganzen Werth; die Anweisungen auf Holzschläge wurden nicht anerkannt; die *Schöne Therese* wurde als Schmugglerschiff in Beschlag genommen und confiscirt; der Banquier endlich, bei dem der Rest vom Vermögen des Capitäns war, fand sich, da er sich durch die politischen Ereignisse zu Grunde gerichtet sah, genöthigt, seine Bilanz niederzulegen, und gab zehn Procent.

Von seinem ganzen ungeheuren Vermögen vermochte Pierre Herbel nur etwa fünfzigtausend Franken und einen kleinen Pachthof zu retten.

Pierre Berthaud war glücklicher oder vielmehr geschickter gewesen als er: von der Reaction von 1814 unterrichtet, hatte er die von 1813 nicht, erwarten wollen; er ging mit seiner Corvette, auf der er zusammengebracht hatte, was er besaß, fort.

Was war aber aus ihm und seiner Mannschaft geworden? Niemand wußte es, und man erfuhr nichts von ihm. Man nahm an, das Schiff sei bei einem Sturme mit Mann und Maus untergegangen, und da am Ende, wenn sich dies so zugetragen, Pierre Berthaud den Tod eines Seemanns gestorben war, so hatte Therese für ihn gebetet, Pierre Herbel Messen für ihn lesen lassen, und der Eine und der Andere von ihm hatte zu seinem Täufling als von einem Goldherzen, und von einem zweiten Vater für ihn, wenn er je wiederkäme, gesprochen, dann hatten, wie der einen Augenblick durch den Gießbach, der sich darein wirft, oder durch die Lawine, die darein fällt, beunruhigte Fluß, die Dinge des Lebens wieder ihren Laus genommen, und nach drei Jahren, wenn man von Pierre Berthaud sprach, sagte Herbei mit einem Seufzer: »Armer Pierre!« Therese wischte eine Thräne ab und murmelte ein Gebet, und das Kind fragte: »Das war mein Pathe, nicht wahr, Papa? Ich liebe meinen Pathen sehr!«

Und Alles war abgethan.

Ueberdies hatte Pierre Herbel als Philosoph seinen persönlichen Ruin ertragen. Auf die Quote des väterlichen Vermögens beschränkt, hätte er nicht mehr gehabt, als er hatte, wenn er eben so viel gehabt hätte.

Bei der Rückkehr seines Bruders nach Frankreich machte er diesem den Vorschlag, seinen

Pachthof zu verkaufen und den Rest seines Vermögens mit ihm zu theilen.

Der General Herbel schlug es aus, indem er seinen Bruder als Piraten behandelte. Sodann bekam er seinerseits einen ungeheuren Antheil an der den Emigranten bewilligten Entschädigungsmilliarde, bot Pierre keine Theilung mit ihm an, — Pierre würde das nicht getheilt haben, selbst wenn er es ihm angeboten hätte, — und jeder Bruder fuhr fort, den andern auf seine Weise zu lieben, das heißt der Capitän von ganzem Herzen, der General mit einem Theile seines Geistes.

Was den Knaben betrifft, so weiß man schon ungefähr, wie er erzogen wurde.

Er wuchs heran.

Man schickte ihn nach Paris: er wurde in einem der besten Colléges der Hauptstadt untergebracht. Der Vater und die Mutter, welche alle Tage von ihrem kleinen Vermögen nahmen, um den Sohn zu erziehen, verließen St. Malo aus Sparsamkeit und lebten auf ihrem Pachthofe mit zwölf bis vierzehnhundert Franken Einkommen: die Erziehung von Petrus verschlang das Uebrige.

Im Jahre 1820 eröffnete der Capitän Herbel, — der damals erst fünfzig Jahre alt war und vor Langeweile, das Gras um seinen Pachthof wachsen zu sehen, starb, — der Capitän Herbel eröffnete eines Tags seiner Frau, ein Rheder von Havre habe ihm Vorschläge in Betreff einer Reise nach West-Indien gemacht.

Er war entschlossen abzugehen und an dem Unternehmen Theil zu nehmen, um es zu versuchen, das Vermögen von Pierre zu verdoppeln.

Der Antheil, den der Capitän nahm, betrug dreißigtausend Franken.

Doch die Tage des Glückes waren vorüber! Von einem ungeheuren Sturme im Golf von Mexico überfallen, wurde sein Dreimaster aus die Alacranas geworfen, — Felsbänke, welche noch viel erschrecklicher als die Scylla des Alterthums, — das Schiff versank, der Capitän und die besten Schwimmer der Mannschaft erreichten die Korallenspitzen, welche aus dem Wasser hervorragten, klammerten sich daran an und wurden nach Verlauf von drei Tagen, sterbend vor Hunger und gelähmt vor Müdigkeit, von einem spanischen Schiffe aufgenommen.

Herbel hatte nur noch nach Hause zurückzukehren; der spanische Capitän, der nach der Havannah segelte, brachte ihn auch nach diesem Hafen, wo er ihn an Bord eines zur Rückkehr nach Frankreich segelfertigen Schisses gab.

Unser alter Corsar kam in der That zurück, jedoch so traurig, den Kopf so gebeugt, daß Niemand glauben konnte, der Schiffbruch seines Dreimasters schlage dergestalt einen Mann danieder, der alle Wechselfälle des Glücks und des Unglücks erschöpft hatte.

Nein, das war es nicht, und was es war, das wagte er nicht zu sagen.

Während der letzten Nacht, die er an diesen Felsen angeklammert, die Kräfte gelähmt, den

Magen leer, den Kopf verwirrt durch das gräßliche Tosen der See, die sich um ihn her an den Riffen brach, zubrachte, hatte Herbel das, was ein ungläubiger Geist das Delirium, ein gläubiger Geist eine Vision genannt haben würde.

Gegen Mitternacht, — der Capitän wußte besser als irgend Jemand aus der großen Uhr zu lesen, die man den Himmel nennt, — gegen Mitternacht verschleierte sich der Mond, und die Atmosphäre war folglich verdunkelt: da schien es dem alten Seemanne, es ziehe ein Geräusch über seinem Haupte hin, wie ein Schlagen von Flügeln, und eine Stimme sagte zu den Wellen:

»Besänftigt Euch!«

Das war die Stimme der Meergeister.

Sodann, wie man in der Phantasmagorie von fern eine Gestalt sieht, welche, Anfangs unmerkbar, immer größer wird, bis sie ihren natürlichen Wuchs erreicht, sah der Capitän aus den Wellen hingleitend die verschleierte Gestalt einer Frau auf sich zukommen, welche vor ihm stehen blieb. Ein Schauer durchlief seinen ganzen Körper: in dieser Frau, ganz verschleiert, wie sie war, erkannte der Capitän vollkommen Therese.

Ueberdies, wäre ihm der geringste Zweifel geblieben, dieser Zweifel würde bald verschwunden sein.

Als die Frau zu ihm gelangt war, hob sie den Schleier auf.

Der Capitän stieß einen Schrei aus und wollte den Schatten anreden; doch dieser legte seine Fingerspitzen auf seine bleichen Lippen, als wollte er ihm Stillschweigen gebieten, und murmelte mit einer so schwachen Stimme, daß der Capitän begriff, das sei nicht die Stimme eines lebenden Wesens:

»Komm, geschwinde, Pierre! ich erwarte Dich, um zu sterben!«

Hernach, als hätte die Gestalt, nachdem sie gesprochen, plötzlich die magische Gewalt, die sie über dem Wasser hielt, verloren, sank sie langsam nieder, wobei sie das Wasser zuerst bis an den Knöcheln, dann bis an den Knieen, dann bis am Gürtel, dann bis am Halse hatte; dann endlich sank der Kopf wie das Uebrige unter, und die Vision verschwand . . . Die geebneten Wellen erhoben sich aufs Neue, ein durchdringender Regen fiel auf den vereisten Leib des Capitäns, und Alles kehrte in die gewöhnliche Dunkelheit zurück.

Herbel befragte seine Gefährten, doch seine Gefährten, die ganz nur mit ihren Leiden und Gefahren beschäftigt waren, hatten nichts von dem, was vorgefallen, gesehen, — oder vielmehr das, was sich zugetragen, hatte sich für den Capitän allein zugetragen.

Uebrigens hätte man glauben sollen, diese Erscheinung habe ihm alle seine Kräfte wiedergegeben. Es schien ihm, er könne nicht sterben, bevor er Therese wiedergesehen, da Therese seiner harrte, um selbst zu sterben.

Wir haben gesagt, am andern Tage seien die Schiffbrüchigen von einem spanischen Schisse

entdeckt und von diesem ausgenommen worden: wir haben aber auch gesagt, wie sehr, so wie sie sich Frankreich näherten, die Vision, nicht in den Augen, sondern in der Erinnerung des Capitäns, deutlicher, klarer, reeller geworden sei.

Er landete endlich in St. Malo, von wo er seit achtundzwanzig Monaten abwesend war.

Die erste befreundete Gestalt, die er im Hasen traf, wandte sich von ihm ab.

Er lief aus denjenigen, welcher ihn fliehen zu wollen schien, zu.

»Therese ist also sehr krank?« fragte ihn der Capitän.

»Ah!« erwiderte der Angeredete, sich umwendend, »Sie wissen das?«

»Ja,« antwortete Herbei: »doch sie ist also sehr krank?«

»Hören Sie, Sie sind ein Mann, nicht wahr?«

Der Capitän erbleichte.

»Nun wohl, gestern sagte man, sie sei todt.«

»Das ist unmöglich!« rief Herbel.

»Wie! unmöglich?« fragte derjenige, welcher ihm diese Auskunft gab.

»Ja, sie hat mir gesagt, sie werde auf mich warten, um zu sterben.«

Derjenige, welcher mit dem Capitän gesprochen hatte, glaubte, er sei ein Narr geworden; doch er hatte nicht Zeit, ihn über dieses neue Unglück zu befragen, denn Pierre, als er einen andern von seinen Freunden erblickte, welcher nach der Promenade reitend vorüberkam, lief auf ihn zu und bat ihn, ihm sein Pferd zu leihen, was dieser sogleich that, erschrocken über seine Blässe und seine verstörten Gesichtszüge; wonach sich der Capitän in den Sattel schwang, im Galopp weg ritt und nach fünf Minuten die Thüre des Schlafzimmers seiner Frau öffnete.

Die arme Therese saß in ihrem Bette und schien zu warten. Petrus stand keuchend bei ihrem Kopfkissen. Seit einer Stunde glaubte er, seine Mutter delirire: das Auge starr, hatte sie beständig nach der Seite von St. Malo geschaut, und nach und nach gesagt:

»Nun landet Dein Vater. . . nun erkundigt sich Dein Vater nach uns . . . nun steigt Dein Vater zu Pferde . . . nun kommt Dein Vater an.«

Und in der That, als die Sterbende diese Worte sprach, hörte man den Galopp eines Pferdes, die Thüre öffnete sich, der Capitän erschien.

Diese zwei so zärtlich verbundenen Herzen, diese zwei Leiber, welche selbst der Tod zu trennen zögerte, hatten sich nichts zu sagen, sie hatten nur in einer letzten Umarmung in einander

zu verschmelzen.

Die Umarmung war lang und schmerzlich, und als der Capitän seine Arme löste, war Therese todt.

Das Kind nahm im väterlichen Herzen den Platz seiner Mutter ein.

Dann forderte das Grab den Leichnam, Paris forderte den Knaben, und der Capitän blieb allein.

Von diesem Augenblicke an lebte Pierre Herbei traurig und einsam aus seinem Pachtthuse, mit den Erinnerungen an seine Vergangenheit des Ruhms, der Abenteuer, der Leiden und des Glückes.

Von dieser ganzen Vergangenheit blieb ihm nur Petrus: Petrus konnte auch verlangen, was er wollte, aus der Stelle erhielt Petrus, was er verlangt hatte. - Petrus, ein verzogenes Kind in der vollen Bedeutung des Wortes: Petrus, in dem zugleich, für den Capitän Herbel, der Sohn und die Mutter lebten, Petrus hatte sich nie regelmäßig die Rechnung von seinem kleinen Vermögen gemacht.

Drei Jahre lang hatte er übrigens nichts von seinem Vater zu verlangen gehabt: einen Namen unterstützend, der ans Licht zu treten anfang, hatte die Arbeit reichlich alle seine Bedürfnisse bestritten.

Plötzlich aber hatte sich der Horizont des jungen Mannes um seine ganze Liebe für die schöne und aristokratische Regina vergrößert: seine Bedürfnisse hatten sich verdoppelt, verdreifacht: ganz im Gegentheile und im umgekehrten Verhältnisse hatte die Arbeit abgenommen.

Vor Allem hatte Petrus sich geschämt, Lectionen zu geben, und er hatte daraus verzichtet: sodann hatte es ihm demüthigend geschienen, seine Gemälde an den Fenstern der Bilderhändler auszustellen: die Liebhaber könnten wohl zu ihm kommen, die Bilderhändler könnten sich wohl bemühen.

Statt daß diese Einnahmen gemacht wurden, waren die Ausgaben furchtbar geworden.

Man hat ein Muster von der Art gesehen, wie Petrus lebte, mit Wagen, Pferden, Livreebedienten, seltenen Blumen, Voliere, Atelier voll von Meubles von Flandern, chinesischen Potichen, böhmischem Glaswerk.

Petrus hatte die Quelle nicht vergessen, aus der er früher schöpfte, und er war dahin zurückgekehrt. Die Quelle war reich: es war das Herz eines Vaters.

Dreimal seit sechs Monaten hatte Petrus wachsende Summen verlangt: zweitausend Franken das erste Mal, fünftausend das zweite Mal, zehntausend das dritte Mal. Er hatte immer erhalten, was er verlangt.

Den Gewissensbiß im Herzen, die Schamröthe aus der Stirne, aber besiegt von der

unwiderstehlichen Liebe, die ihn unter sich bog, hatte er sich endlich ein viertes Mal an seinen Vater gewandt.

Diesmal hatte die Antwort ein wenig aus sich warten lassen: dies kam davon her, daß, nachdem er an den General Herbei den Brief geschrieben, der die Scene motivirt hatte, von welcher wir Rechenschaft zu geben versucht haben, der Capitän die Antwort selbst brachte.

Man erinnert sich der Lection, die der General seinem Neffen in dem Augenblicke gegeben hatte, wo der Capitän Herbel die Türe eintrat, nachdem er den Bedienten die Treppe hinabgeworfen hatte.

In diesem Momente nehmen wir unsere Erzählung wieder aus, nach einer Unterbrechung, deren Länge nichts zur Entschuldigung hat, als den Wunsch, den wir hegten, dem Leser eine Idee von diesem würdigen, vortrefflichen Manne zu geben, der uns unter einem andern Anblicke als seinem wahren erschienen wäre, hätten wir ihn nur beleuchtet gelassen durch das Licht der Substantive, die der General seinem Namen beifügte, und der Epithete, mit welcher diese Substantive zu verschönern er nie versäumte.

Aber so weitschweifig wir auch gewesen sind, so bemerken wir doch Eines: daß, während wir das moralische Portrait des Capitäns Pierre Herbel gezeichnet haben, sein physisches Portrait völlig von uns vernachlässigt worden ist.

Beeilen wir uns, dieses Vergessen wieder gut zu machen.

XLIII.

Der Sansculotte.

Der Capitän Pierre Herbel, genannt der *Sansculotte*, war damals siebenundfünfzig Jahr alt.

Es war ein Mann von kleinem Wuchse, mit breiten Schultern, eisernen Armen, mit viereckigem Kopfe, dicht besetzt mit straubigen, krausen Haaren, von einem einst rothen, zu dieser Stunde ergrauenden Blond: ein breitanischer Hercules mit einem Worte.

Seine Augenbrauen, von einer dunkleren Farbe als seine Haupthaare, waren nicht weiß geworden und gaben seinem Gesichte eine erschreckliche Härte: seine durchsichtig himmelblauen Augen aber, sein aus weißen Zähnen sich leicht öffnender Mund, offenbarten zugleich eine vollkommene Güte, eine unendliche Sanftmuth.

Er war lebhaft, ungestüm, wie wir ihn an Bord, in den Tuilerien, bei seinem Eintritt bei seinem Sohne gesehen haben: doch unter diesem ungestümen, lebhaften Wesen verbarg sich das empfindsamste Herz, die mitleidigste Seele der Schöpfung.

Seit langer Zeit gewohnt, den Menschen in Lagen zu befehlen, wo die Gefahr keine Schwäche gestattete, drückte sein Gesicht die Gewohnheit des Commandirens und große Willensenergie aus. In der That, als ob er immer an Bord der *Schönen Therese* gewesen wäre, hatte er in seinem Dorfe, trotz des Verlustes seines Vermögens, das Geheimniß bewahrt, sich gehorchen zu machen, und zwar nicht allein von den Bauern, welche Thür an Thür mit ihm wohnten, sondern auch von den reichsten Herren seiner Nachbarn.

Durch den europäischen Frieden gezwungen, im Müsiggange an seinen Fäusten zu nagen, hatte der Capitän, in Ermangelung des Kampfes mit den Menschen, den Thieren den Krieg erklärt: dieser Uebung seine ganze verzehrende Thätigkeit widmend, wurde er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, und mit dem Bedauern, daß er es nicht mit Thieren zu thun hatte, bei denen es der Mühe werth war, — wie Elephanten, Rhinozerosse, Löwen, Tiger und Leoparden, warf er sich, gleichsam sich schämend, daß er gegen so schwache Thiere kämpfte, aus die Wölfe und die Wildschweine.

Wittwer von Therese, entfernt von Petrus, brachte es der Capitän Herbel dahin, daß er zwei Drittel des Jahres aus zehn bis zwölf Meilen in der Runde in den Wäldern und aus den Heiden, seine Flinte aus der Schulter, seine zwei Hunde voran, umherlief.

Zuweilen blieb er eine Woche, zehn Tage, vierzehn Tage vom Dorfe abwesend, und gab nur Kunde von sich durch die Wildpretkarren, welche er dahin schickte, und die meistens an die dürftigsten Familien adressirt waren: so daß der Capitän, der die Armen nicht mehr mit seinem Almosen nähren konnte, sie mit seiner Flinte nährte.

Der Capitän war also, viel mehr als Nimrod, ein echter Jäger vor dem Herrn.

Nur hatte diese hartnäckige Jagd manchmal ihre Unannehmlichkeiten.

Es ist dem Leser nicht unbekannt, daß, beim gesetzlichen Lause der Dinge, der absoluteste Jäger in der Regel seine Flinte vom Monat Februar bis zum Monat September an den Kamin hängt. Nicht so war es bei der Flinte des Capitäns: sein *Leclerc*, — er hatte aus den Werkstätten des berühmten Waffenschmiedes dieses Namens hervorgehende Läufe gewählt, — sein *Leclerc* ruhte nie, und man hörte immer seinen wohlbekanntenen Knall in einem oder dem andern Winkel des Departements.

Es ist wahr, da alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen dieses Departements wußten, in welcher Absicht der Capitän jagte, und welchen Gebrauch er vom Produkte seiner Jagd machte, es ist wahr, sagen wir, daß alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen, sobald sie den Knall aus einer Seite hörten, aus die andere gingen. Nur in dem Falle also, wo der Capitän zu vermessen zugleich den Schnurrbart des Wildes und den des Jagdeigenthümers versengt hatte, entschloß sich der öffentliche Agent, Klage zu erheben und den Delinquenten vor die Gerichte zu führen.

Und dabei geschah es noch, daß die Tribunale, so streng sie bei Jagdvergehen unter der Restauration waren, wenn sie erfuhren, das Vergehen sei vom Sansculotte Herbel begangen worden, die Strafe milderten, was auch die Meinung der Richter sein mochte, und es erhob sich die Buße nie über das Minimum. So daß mit hundert Franken Buße im Jahre der Capitän über zweitausend Franken Almosen gab, sich selbst ernährte und herrliche Federwildkörbe seinem Sohne Petrus schickte, — der sie regelmäßig mit denjenigen von seinen Collegen theilte, welche Küchenstücke malten, was beweisen würde, daß die Wilderei, wie die Tugend, immer ihren Lohn findet.

In Betreff alles Uebrigen war der Capitän ein wahrer Seemann geblieben. Er wußte nicht nur nichts von den Dingen der Stadt, sondern auch nichts von den Dingen der Welt.

Die Vereinzelung, in der der Seemann verloren inmitten der Einsamkeit des Oceans lebt, die Größe des Schauspiels, das er beständig vor den Augen hat, die Leichtigkeit, mit der er jeden Moment um sein Leben spielt, die Sorglosigkeit, mit der er den Tod erwartet, — das Leben des Seemanns und sodann das des Jägers hatten ihn so völlig von dem Verkehr mit den Menschen bewahrt, daß er, mit Ausnahme der Engländer, die ihm, ohne daß er wußte, warum, seine natürlichen Feinde dünkten, für alle seines Gleichen, — was sich bestreiten läßt, und was wir zuerst bestreiten werden, — eine jungfräuliche Sympathie und Freundschaft hegte.

Die einzige Spalte dieses Herzens, das zugleich von Granit und von Gold, war der Schmerz, verursacht durch den Tod seiner Frau, der armen Therese, eines reizenden Körpers, einer heitern Seele, einer stillen Ergebenheit.

Als er, den Fuß in das Atelier setzend, und nachdem er Petrus umarmt hatte, diesen anschaute, wie ein Vater seinen Sohn anschaut, entstürzten zwei große Thränen seinen Augen, und er sagte, während er dem General die Hand reichte:

»So wie Du ihn siehst, Bruder, nun, so ist er ganz das Ebenbild seiner armen Mutter.«

»Das ist möglich,« antwortete der General, »doch Du müßtest Dich erinnern, alter Pirat, der Du bist, daß ich nie die Ehre gehabt habe, seine Frau Mutter zu kennen.«

»Es ist wahr,« erwiderte der Capitän mit einer sanften Stimme voller Thränen, wie jedesmal, wenn er von seiner Frau sprach; »sie ist 1823 gestorben, und wir waren noch nicht versöhnt.«

»Ah!« rief der General, »und Du glaubst also, wir seien versöhnt?«

Der Capitän lächelte.

»Mir scheint,« sagte er, »daß, wenn zwei Brüder sich umarmt haben, wie wir es gethan, nach mehr als dreiunddreißig Jahren Abwesenheit . . .«

»Das beweist nichts, Meister Pierre; ah! Du glaubst, ich versöhne mich mit einem Banditen Deiner Art! Ich gebe ihm die Hand, gut! ich umarme ihn, gut! im Grunde des Herzens ist aber eine Stimme, welche spricht: »»Ich verzeihe Dir nicht, Sansculotte! ich verzeihe Dir nicht, Corsar! ich verzeihe Dir nicht, Seeräuber!««

Der Capitän schaute seinen Bruder lächelnd an, denn er wußte wohl, daß im Grunde der General eine aufrichtige Freundschaft für ihn hegte.

Sodann, als der Brummer geendigt hatte, sagte Pierre:

»Bah! ich verzeihe Dir wohl, daß Du gegen Frankreich gedient hast.«

»Gut!« entgegnete der General, »als ob Frankreich je die Bürgerin Republik oder Herr Bonaparte gewesen wäre; ich habe gegen 93 und gegen 1805 gedient, verstehst Du, Wildschütz? und nicht gegen Frankreich.«

»Was willst Du, Bruder?« erwiderte treuherzig der Capitän, »ich glaubte immer, das sei dasselbe.«

»Und wie es mein Vater immer geglaubt hat,« sagte Petrus, »so wird er es immer glauben; ob Sie nun immer das Gegentheil geglaubt haben, mein Oheim, und es immer glauben werden, ich glaube, man müßte das Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen.«

»Ah! ja,« sprach der General, »auf wie lange gedenkst Du uns die Ehre Deines Besuches zu gönnen?«

»Ach! mein lieber Courteny, auf sehr kurze Zeit.«

Auf den Namen Courtenay verzichtend, hatte doch Pierre Herbel denselben fortwährend seinem Bruder, als dem Aeltesten der Familie, gegeben.

»Wie, auf sehr kurze Zeit?« sagten einstimmig der General und Petrus.

»Ich gedenke noch heute wieder abzureisen, meine Kinder,« antwortete der Capitän.

»Heute, mein Vater?«

»Ah! bist Du denn entschieden ein Narr, alter Pirat!« rief der General; »Du willst im Augenblicke Deiner Ankunft wieder abreisen?«

»Meine Abreise ist der Unterredung untergeordnet, die ich mit Petrus haben werde,« sagte der Capitän.

»Ja, und einer mit den Wildschützen des Departements Ille und Vilaine verabredeten Jagdpartie.«

»Nein, mein Bruder, ich habe dort einen Freund, welcher im Sterben liegt, einen alten Freund, der behauptet, er werde schlecht sterben, wenn ich ihm nicht die Augen schließe.«

»Ah! dieser ist Dir vielleicht auch erschienen,« fragte der General mit seinem gewöhnlichen Skepticismus, »wie Deine Therese?«

»Mein Oheim!« sagte Petrus, dazwischentretend.

»Ja, ich weiß, mein Bruder glaubt an Gott und an die Geister. Aber, Du alter Seewolf, der Du bist, es ist ein Glück, daß, wenn es einen Gott gibt, dieser Gott nicht alle Deine abscheulichen Räubereien hat verüben sehen: sonst gäbe es weder in dieser, noch in der andern Welt einen Heiligen für Dich.«

»Wäre dies so,« erwiderte sanft und den Kopf schüttelnd der Capitän, »das wäre ein Unglück für meinen armen Freund Surcouf, und ein Grund mehr, daß ich so schnell als möglich zu ihm zurückkehren würde.«

»Ah! Surcouf stirbt!« rief der General.

»Ach! ja,« antwortete Pierre Herbel.

»Bei meiner Treue! da wird ein tüchtiger Bandit weniger sein!«

Pierre schaute den General traurig an.

»Nun,« fragte der General, ganz durchdrungen von diesem Blicke, »was hast Du mich anzuschauen?«

Der Capitän schüttelte den Kopf mit einem Seufzer.

»Sprich, sprich,« beharrte der General; »ich liebe die Leute nicht, welche schweigen, wenn man ihnen sagt, sie sollen sprechen; woran denkst Du? läßt sich das sagen?«

»Ich denke, wenn ich sterbe, werde das Alles sein, was mein Bruder von mir sagt!«

»Wer? was? was sagte ich?«

»Ah! bei meiner Treue!« wiederholte der Capitän, eine Thräne abwischend, »da ist ein tüchtiger Bandit weniger!«

»Mein Vater! mein Vater!« murmelte Petrus.

Alsdann sich an den General wendend, sagte er.

»Mein Oheim, Sie schalten mich vorhin, und Sie hatten Recht; würde ich Sie ebenfalls schelten, hätte ich Unrecht? sprechen Sie!«

Der General unterdrückte einen kleinen Husten, der ihm immer entschlüpfte, wenn er in Verlegenheit war und nicht wußte, was er antworten sollte.

»Laß hören, steht es so schlimm mit Deinem Surcouf? Bei Gott! ich weiß wohl, daß er Gutes hatte, und daß er ein Braver war, eine Art von Jean Benot, und daß er nur darin gefehlt hat, daß er nicht einer andern Sache diene.«

»Er hat der Sache des Volkes gedient, mein Bruder, der Sache Frankreichs.«

»Die Sache des Volkes! die Sache Frankreichs! haben sie gesagt Frankreich, haben sie gesagt das Volk, so glauben diese verdammten Sansculottes, Alles gesagt zu haben: frage Deinen Sohn Petrus, den Herrn Aristokraten, der Lakaien mit seiner Livree und Wappen an seinem Wagen hat, ob es in Frankreich nichts Anderes gebe, als das Volk.«

Petrus erröthete bis ins Weiße der Augen.

Der Capitän wandte an seinen Sohn einen sanften fragenden Blick.

Petrus schwieg.

»Ah! er wird Dir Alles dies erzählen, wenn Ihr nur zu zwei seid, und ohne Zweifel wirst Du noch finden, er habe Recht.«

Der Capitän schüttelte den Kopf.

»Ich habe nur ihn als Kind, Courtenay,« sagte er, »und das ist ganz das Ebenbild seiner Mutter.«

Das war abermals eine von den Antworten, auf die der General nichts zu erwiedern wußte.

Er hustete.

Während er jedoch hustete, fragte er:

»Ich sagte also, ob es so schlecht bei Deinem Freunde Surcous stehe, daß Dich das abhalte, mit Petrus bei mir zu Mittag zu speisen?«

»Sehr schlecht, mein Freund,« erwiederte traurig der Capitän.

»Dann ist es etwas Anderes,« sprach der General, indem er ausstand: »ich lasse Dich mit Deinem Sohne allein, denn ich bin der Erste, der Dir sagt: Ihr habt nicht wenig schmutzige Wäsche in der Familie zu waschen: bleibst Du und willst Du bei mir speisen, so bist Du willkommen: reisest Du ab, und ich sehe Dich nicht wieder, glückliche Reise!«

»Ich befürchte, Du siehst mich nicht wieder, Bruder,« sagte Pierre Herbei.

»Nun wohl also, umarme mich, alter Bösewicht!«

Und er öffnete seinem Bruder beide Arme: der würdige Capitän stürzte sich darein, mit einer tiefen Zärtlichkeit, gemischt mit der Ehrfurcht, die er immer für seinen ältern Bruder bewahrt hatte.

Sodann, als wollte er einer Rührungsscene entgehen, eine Art von Erregung, welche wenig in seinen Gewohnheiten und besonders in seinen Sympathieen lag, entriß sich der General mit Gewalt den Armen seines Bruders und warf Petrus die letzten Worte zu:

»Heute Abend oder morgen werde ich Sie wiedersehen, nicht wahr, mein Herr Neffe?«

Und er eilte nach der Treppe, die er mit der Leichtigkeit eines zwanzigjährigen jungen Mannes hinabstieg und murmelte dabei:

»Teufelsmensch! werde ich ihn denn nie wiederfinden können, ohne wahrzunehmen, daß mir eine Thräne im Grunde des Auges bleibt!«

XLIV.

Der Vater und der Sohn.

Kaum hatte sich die Thüre hinter dem General geschlossen, als Pierre Herbel zum zweiten Male die Arme gegen seinen Sohn ausstreckte: während dieser seinen Vater an sein Herz drückte, zog er ihn nach einem Sopha fort, aus den er ihn neben sich sitzen ließ.

Dann, als ob er dem Eindrucke der seinem Bruder entschlüpften letzten Worte gehorchte, ließ der Capitän einen Moment seine Augen aus den Herrlichkeiten des Ateliers umherlaufen, aus dem Tapetenwerk mit königlichen Personen, aus den alten Truhen der Renaissance, aus den griechischen Pistolen mit silbernem Knopfe, aus den arabischen Flinten mit Korallenincrustationen, aus den Dolchen mit Vermeilscheiden, aus dem böhmischen Glaswerk, aus dem alten flämischen Silberzeug.

Die Prüfung war kurz, und das Auge des Capitäns hatte nichts von seinem durchsichtigen heitern Lächeln verloren, als er es wieder aus seinen Sohn richtete.

Petrus dagegen schämte sich dieses Luxus, der einen scharfen Contrast mit den kahlen Mauern des Pachthofes Plancoet bildete, und schlug die Augen nieder.

»Nun, mein Kind,« fragte der Vater mit dem Tone sanften Vorwurfs, »ist das Alles, was Du mir sagst?«

»Oh, mein Vater, verzeihen Sie mir,« erwiderte Petrus, »ich mache es mir zum Vorwurfe, daß ich Sie veranlaßt habe, das Bett eines sterbenden Freundes zu verlassen, um zu mir zu kommen, der ich warten konnte.«

»Das ist es nicht, erinnere Dich wohl, mein Kind, was Du mir in Deinem Briefe sagtest.«

»Es ist wahr, mein Vater, entschuldigen Sie mich; ich sagte Ihnen, ich brauche Geld doch ich sagte nicht: »»Verlassen Sie Alles, um es mir selbst zu bringen;«« ich sagte Ihnen nicht . . .«

»Du sagtest mir nicht?«... wiederholte der Capitän.

»Nichts, nichts, mein Vater,« rief Petrus, indem er ihn umarmte: »Sie haben wohl daran gethan, zu kommen, und ich bin glücklich, Sie zu sehen.«

»Und dann, Petrus,« fuhr der Vater mit einer durch die Umarmung seines Sohnes leicht erwärmten Stimme fort, »meine Gegenwart war nothwendig, ich hatte im Ernste mit Dir zu reden.«

Petrus fühlte sich behaglicher.

»Ah! ich höre, mein Vater,« sagte er, »Sie können nicht für mich thun, was ich von Ihnen

verlange, und Sie wollten mir das selbst sagen. Sprechen wir nicht mehr hiervon, ich war ein Narr, ich hatte Unrecht. Mein Oheim hat es mir vor Ihrer Ankunft begreiflich gemacht, und ich begreife es noch besser, seitdem ich Sie sehe.«

Der Capitän schüttelte den Kopf mit seinem guten väterlichen Lächeln.

»Nein,« sagte er, »Du begreifst mich nicht.«

Dann zog er ein Portefeuille aus der Tasche, legte es aus den Tisch und fügte bei:

»Deine zehntausend Franken sind da.« Petrus war niedergeschmettert durch diese unerschöpfliche Güte.

»Oh! mein Vater,« rief er, »nie, nie!«

»Warum nicht?«

»Weil ich überlegt habe, mein Vater.«

»Du hast überlegt, Petrus? was?«

»Folgendes, mein Vater: daß ich seit sechs Monaten Ihre Güte mißbrauche; daß Sie seit sechs Monaten mehr thun, als Sie thun können; daß ich seit sechs Monaten Ihr Ruin bin.«

»Armes Kind, Du ruinirst mich . . . das ist nicht schwer.«

»Ah! Sie sehen wohl, mein Vater.«

»Nicht Du ruinirst mich, mein armer Petrus; ich habe Dich ruinirt.«

»Mein Vater!«

»Ja wohl!« sagte der Capitän mit einer schwermüthigen Rückkehr zur Vergangenheit; ich hatte ein königliches Vermögen für Dich angehäuft, oder vielmehr dieses Vermögen hatte sich ganz von selbst angehäuft, denn ich habe nie recht gewußt, was Geld war; Du erinnerst Dich, wie dieses Vermögen zusammengestürzt ist.«

»Ja, mein Vater, und ich bin stolz auf unsere Armuth, wenn ich bedenke, auf welche Art wir darein gerathen sind.«

»Laß mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich, trotz dieser Armuth nie etwas gespart habe, handelte es sich um Deine Erziehung, um Dein Glück. . .«

Petrus unterbrach seinen Vater.

»Und sogar um meine Launen, mein Vater!«

»Was willst Du! vor Allem lag mir daran, Dich glücklich zu sehen, mein Kind. Was würde ich

Deiner Mutter geantwortet haben, hätte sie mich, mir entgegen kommend, gefragt: »»Und unser Sohn!««

Petrus sank zu den Knien des Capitäns nieder und brach in ein Schluchzen aus.

»Ah!« sagte Pierre Herbel, »weinst Du, so werde ich nicht mehr wissen, was ich Dir zu sagen habe!«

»Mein Vater!« rief Petrus.

»Uebrigens werde ich Dir, was ich Dir zu sagen hatte, ebenso gut auch bei einer andern Reise sagen.«

»Nein, nein, sogleich, mein Vater . . .«

»Hier, mein Kind,« sagte der Capitän, indem er aufstand, um Petrus zu entgehen, »hier ist das Geld, das Du brauchst. Nicht wahr, Du wirst mich bei meinem Bruder entschuldigen? Du wirst ihm sagen, ich habe gefürchtet, zu spät zu kommen, und ich sei mit derselben Diligence, die mich gebracht, wieder abgereist.«

»Setzen Sie sich, mein Vater; die Diligence geht erst Abends um sieben Uhr ab, und es ist zwei Uhr; Sie haben also noch fünf Stunden vor sich!«

»Du glaubst?« erwiderte der Capitän, ohne genau zu wissen, was er antwortete.

Und maschinenmäßig zog er aus seinem Hosentäschchen eine silberne Uhr mit stählerner Kette, die von seinem Vater herstammte.

Petrus nahm die Uhr und küßte sie. Wie oft hatte er nicht, ganz klein, mit dem naiven Erstaunen der Kindheit, die Bewegung dieser Erbuhr gehört!

Er schämte sich der goldenen Kette, die er am Halse hatte, der Uhr mit dem Wappen in Diamanten, die an dieser Kette hing, und die er in seiner Westentasche trug.

»Oh! oh! theure Uhr!« murmelte Petrus, während er die alte silberne Uhr seines Vaters küßte.

Der Capitän begriff nicht.

»Willst Du sie?« fragte er.

»Oh!« rief Petrus, »die Uhr, welche die Stunde Ihrer Kämpfe, die Stunde Ihrer Siege bezeichnet hat, welche, den Bewegungen Ihres Herzens ähnlich, nie schneller geschlagen im Augenblicke der Gefahr, als in den Tagen der Ruhe, ich bin ihrer nicht würdig. Oh! nein, mein Vater, nie! nie!«

»Du vergissegst zwei andere Stunden, welche sie auch bezeichnet hat, Petrus, und die die einzigen Data meines Lebens sind, deren ich mich erinnere: die Stunde Deiner Geburt; die

Stunde des Todes Deiner Mutter.«

»Es gibt eine dritte Stunde, die sie für mich und für Sie von heute an bezeichnen wird, mein Vater: das ist die Stunde, wo ich meinen Undank erkannt und Sie um Verzeihung gebeten habe.«

»Um Verzeihung, worüber, mein Freund?««

»Mein Vater, gestehen Sie, daß es Sie die größten Opfer gekostet hat, um mir diese zehntausend Franken zu bringen.«

»Ich habe den Pachthof verkauft, das ist das Ganze; und das hat mich aufgehalten.«

»Sie haben den Pachthof verkauft!« rief Petrus vernichtet.

»Ja . . . Siehst Du, er war zu groß für mich allein. Wäre Deine arme Mutter nicht gestorben, oder Du hättest bei mir gewohnt, dann, wäre es wohl nicht geschehen.«

»Oh! den Pachthof, der von meiner Mutter kam, Sie haben ihn verkauft?«

»Gerade weil er von Deiner Mutter kam, Petrus: das war Dein Gut.«

»Mein Vater!« rief Petrus.

»Ich habe das meinige wie ein Narr verschleudert . . . Darum war ich also gekommen. Petrus, Du wirst das begreifen, ich alter Egoist, der ich bin, habe den Pachthof um fünfundzwanzigtausend Franken verkauft.«

»Er war aber fünfzigtausend Franken werth.«

»Du vergissest, daß ich schon fünfundzwanzigtausend Franken darauf entlehnt hatte, um sie Dir zu schicken.«

Petrus verbarg seinen Kopf in seinen Händen.

»Nun denn, ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob Du mir die anderen fünfzehntausend lassen könntest?«

Petrus schaute seinen Vater mit einer erschrockenen Miene an.

»Nur für den Augenblick,« sagte der Capitän, »wohlverstanden, wenn Du sie später brauchst, so hast Du das Recht, sie zurückzufordern.«

Petrus erhob das Haupt.

»Fahren Sie fort, mein Vater!«

Und leise murmelte er: ,

»Das ist meine Strafe.«

»Höre also meinen Plan,« fuhr der Capitän fort; »ich werde eine kleine Hütte mitten im Walde pachten oder kaufen; Du kennst mein Leben, Petrus ich bin ein alter Jäger; ich kann meine Gewehre und meinen Hund nicht mehr entbehren, Petrus; ich werde vom Morgen bis zum Abend jagen. Welch ein Unglück, daß Du kein Jäger bist! Du hättest mich besucht, wir hätten mit einander gejagt.«

»Oh! seien Sie ruhig, mein Vater, ich werde kommen, ich werde kommen.«

»Wahrhaftig?«

»Ich verspreche es Ihnen.«

»Nun wohl, ein Grund mehr. Siehst Du, es gibt für mich zwei Dinge auf der Jagd: einmal das Vergnügen, zu jagen; sodann hast Du keine Idee, welche Menge von Menschen ich mit meiner Flinte ernähre.«

»Ah! mein Vater, wie gut sind Sie,« rief Petrus. Und die Hände und die Augen zum Himmel erhebend fügte er halblaut bei: »Wie groß sind Sie!«

»Warte doch,« sagte der Capitän; »denn ich komme zu dem Augenblicke, wo ich auf Dich gerechnet habe.«

»Sprechen Sie, mein Vater, sprechen Sie.«

»Ich bin siebenundfünfzig Jahre alt, mein Auge ist noch klar, der Arm noch fest, das Knie noch solid; doch man steigt rasch die Seite des Berges hinab, wo ich bin. In einem Jahre, in zwei Jahren, in zehn Jahren kann sich das Auge trüben, der Arm kann schwach werden, das Bein straucheln; dann wirst Du an einem schönen Morgen einen alten, armen guten Mann zu Dir kommen sehen, der zu Dir sagt: »Ich bin es, Petrus, ich taue zu nichts mehr. Hast Du einen Winkel in Deinem Hause, wohin Du Deinen alten Vater legen kannst? Er hat immer fern von dem gelebt, was er liebte, er möchte gern nicht sterben, wie er gelebt hat.««

»Oh! mein Vater, Vater,« rief schluchzend Petrus, »ist der Pachthof wirklich verkauft?«

»Vorgestern morgen, ja, mein Freund.«

»Aber an wen, mein Gott?«

»Herr Peyrat, der Notar, hat es mir nicht gesagt! Du begreifst, woran mir lag, war, das Geld zu bekommen: ich nahm die zehntausend Franken, die Du brauchtest, und hier bin ich.«

»Mein Vater,« sagte Petrus sich erhebend, »ich muß wissen, an wen Sie den Pachthof meiner Mutter verkauft haben.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Ateliers, und der Diener von Petrus

erschien, noch ganz zaghaft, mit einem Briefe in der Hand.

»Oh! laß mich in Ruhe!« rief Petrus, indem er ihm den Brief aus der Hand riß: »ich bin für Niemand zu Hause.«

Als er aber diesen Brief aus den Tisch werfen wollte, bemerkte er, daß die Adresse den Stempel von St. Malo hatte.

Er glaubte einen Augenblick, der Brief sei für seinen Vater.

Doch er sah die Aufschrift: . ^

»An den Herrn Vicomte Petrus Herbelvon Courtenay.«

Er öffnete rasch den Brief.

Er war von dem Notar, bei welchem der Verkauf des Pachthofes stattgefunden hatte.

Petrus schüttelte den Kopf, als wollte er den Flammenkreis, der ihn umgab, auslöschen und las:

»Herr Vicomte!

»Ihr Vater, der bei mir nach und nach Anlehen im Betrage von fünfundzwanzigtausend Franken gemacht hat, ist vor drei Tagen bei mir erschienen, um an mich seinen Pachthof zu verkaufen, aus dem schon diese Summe von fünfundzwanzigtausend Franken als Hypothek lastete.

»Diese fünfundzwanzigtausend Franken, wie die ersten, sagte er mir, seien für Sie bestimmt.

»Es ist mir der Gedanke gekommen, — entschuldigen Sie mich, Herr Vicomte, — Sie wissen vielleicht nichts von den Opfern, die Ihr Vater für Sie bringt, und daß dieses letzte Opfer ihn völlig zu Grunde richtete.

»Ich glaubte meiner Ehre angemessen, als Notar Ihrer Familie und als Freund Ihres Vaters seit dreißig Jahren, Zwei Dinge zu thun: einmal ihm die fünfundzwanzigtausend Franken zu übergeben, die er verlangte, indem ich einen Verkauf, der nicht besteht, vorschützen würde: zweitens Sie von dem Zustande des Verfalles des Vermögens Ihres Vaters zu unterrichten, fest überzeugt, Sie wissen nichts davon, und sobald Sie es erfahren, werden Sie, statt zur völligen Vernichtung dieses Vermögens beizutragen, sich anstrengen, es wiederherzustellen. »Behalten Sie die fünfundzwanzigtausend Franken; so muß sich der Verkauf realisiren.

»War aber das Bedürfniß, das Sie in Betreff dieser fünfundzwanzigtausend Franken haben, nur eines von den Bedürfnissen, die man verschieben oder sogar ganz beseitigen kann, und Sie sind im Stande, durch eines oder das andere Mittel diese fünfundzwanzigtausend Franken innerhalb acht Tagen wieder in meine Hände zurückgehen zu lassen, so bliebe Ihr Herr Vater Eigenthümer des Pachthofes, und Sie würden ihm, wie ich glaube, einen ungeheuren Kummer ersparen.

»Ich weiß nicht, wie Sie mein Verlangen qualificiren werden, doch ich denke, es ist das eines redlichen Mannes und eines Freundes.

»Empfangen Sie u.s.w.

»Peyrat, »Notar in St. Malo.«

Das Ganze war begleitet von einem der complicirten Namenszüge, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren die Provinznotare machten.

Petrus athmete auf und drückte den Brief des würdigen Notars an seine Lippen, der ihn sicherlich nicht für diese Ehre bestimmt glaubte.

»Mein Vater,« sagte er, »ich reise heute Abend mit Ihnen nach St. Malo ab.«

Der Capitän stieß einen Freudenschrei aus; doch sogleich überlegend fragte er mit einer gewissen Bangigkeit:

»Was willst Du in St. Malo machen?«

»Nichts . . . Sie zurückbegleiten, mein Vater. Als ich Sie sah, glaubte ich, Sie werden einige Tage bei mir zubringen. Das ist Ihnen unmöglich: nun will ich einige Tage bei Ihnen zubringen.«

Und, in der That, an demselben Abend, nachdem er zwei Briefe geschrieben, den einen an Regina, den andern an Salvator, nachdem er seinen Vater zum Mittagessen geführt hatte, — nicht Zum General, dessen Vorwürfe oder Sarkasmen sein empfindliches Herz verwundet hätten, sondern in einen Restaurant, wo Beide an einem kleinen Tische ein Mahl voll Innigkeit und Zärtlichkeit machten, stieg Petrus mit seinem Vater in den Wagen von St. Malo und verließ Paris sehr fest in dem Entschlusse, den er gefaßt.

XLV.

Herzenskummer gemischt mit Geld.

Was war dieser Entschluß, den Petrus gefaßt hatte?

Wir werden ihn vielleicht in einem von den beiden Briefen finden, die er geschrieben hatte.

Fangen wir mit dem an, der nach dem Boulevards des Italiens adressirt war:

»Meine geliebte Regina!

»Entschuldigen Sie mich, wenn ich Paris aus einige Tage verlasse, ohne Sie gesehen, ohne Ihnen brieflich oder mündlich etwas von dieser Abreise gesagt zu haben: ein unerwartetes Ereigniß, welches übrigens nichts Beunruhigendes hat, das versichere ich Ihnen, nöthigt mich, meinen Vater nach St. Malo zu begleiten.

»Lassen Sie mich Ihnen sagen, um Sie völlig zu beruhigen, daß das, was ich stolzer Weise als ein Ereigniß bezeichnet habe, einfach eine Interessensache ist.

»Nur betrifft diese Interessensache, — erlauben, Sie mir diese Blasphemie und vergeben Sie, daß ich sie gesagt habe! — diese Sache betrifft die Person, die ich am meisten nach Ihnen liebe: — meinen Vater.

»Ich spreche dies ganz leise aus, Regina, aus Furcht, Gott könnte mich hören und mich dafür bestrafen, daß ich Sie mehr liebe, als denjenigen, welcher meine erste Liebe sein müßte.

»Ist es für Sie eben so sehr Bedürfniß, mir zu sagen, daß Sie mich lieben, als es für mich Bedürfniß ist, es sagen zu hören, und wollen Sie mich Ihre Abwesenheit nicht vergessen, sondern ertragen machen durch einen von jenen Briefen, in denen Sie mir so gut einen Theil Ihrer Seele zuzuschicken wissen, so schreiben Sie mir poste restante nach St. Malo, doch nicht später als heute oder morgen. Ich gedenke nur die für die Reise und für die Angelegenheit, die mich dahin ruft, durchaus nothwendige Zeit abwesend zu bleiben, das heißt im Ganzen sechs Tage.

»Machen Sie, daß ich bei meiner Rückkehr einen Brief von Ihnen finde, der mich erwartet. Oh! ich schwöre Ihnen, ich werde das sehr nöthig haben.

»Auf Wiedersehen, meine geliebte Regina! mein' Körper allein verläßt Sie; doch mein Herz, meine Seele, mein Geist, kurz Alles, was in mir liebt, bleibt bei Ihnen.

Petrus.«

Nun, was er Salvator sagte:

»Mein Freund!

»Mit demselben blinden Gehorsam, den Sie für eine letzte Ermahnung Ihres sterbenden Vaters hätten, thun Sie, ich bitte, was ich Ihnen sagen werde.

»Bei Empfang meines Briefes nehmen Sie einen Schätzungs-Commissär und gehen Sie zu mir. Lassen Sie das Inventar meiner Pferde, meines Wagens, meiner Gemälde, meiner Meubles, meiner Waffen, meiner Teppiche, kurz, Alles dessen, was ich besitze, machen; behalten Sie nur für mich, was für die Lebensbedürfnisse streng nothwendig ist.

»Ist das Inventar gefertigt, so lassen Sie jede Sache schätzen.

»Dann lassen Sie Anschlagzettel machen, und kündigen Sie in den Journalen, — das gehört, glaube ich, zur Competenz von Jean Robert, — kündigen Sie den Verkauf eines Künstlermobiliars an.

»Setzen Sie hierfür Sonntag den 16. l. M. fest, damit die Liebhaber Zeit haben, die Gegenstände aus dem Platze zu besichtigen.

»Trachten Sie danach, daß der Commissär, an den Sie sich wenden, gewohnt ist, Kunstgegenstände zu schätzen und zu verkaufen.

»Ich brauche für mein Mobiliar fünfunddreißig bis vierzig taufend Franken.

»Ganz der Ihrige, lieber Salvator.

»Ex intimo corde

»Petrus.«

»NS. Bezahlen Sie meinen Bedienten und entlassen Sie ihn.«

Petrus kannte Salvator; er wußte, bei seiner Rückkehr werde Alles gethan sein, wie er es wünschte.

In der That, als er am sechsten Tage nach seiner Abreise zurück kam, fand er den Anschlagzettel an der Thüre, und eine Procession von Neugierigen, die seine Treppe auf und abstiegen.

Dieser Anblick schnürte ihm das Herz zusammen.

Er hatte nicht den Muth, in sein Atelier zurückzukehren. Ein kleiner Corridor führte unmittelbar vom Ruheplatze nach seinem Zimmer; er trat in sein Zimmer, schloß sich darin ein, setzte sich mit einem tiefen Seufzer, und ließ seinen Kopf in seine Hände fallen.

Petrus war mit sich selbst zufrieden und stolz auf den Entschluß, den er gefaßt hatte; doch diesen Entschluß hatte er nicht ohne Kampf und Erschütterungen gefaßt.

Man erräth, was er dort hatte thun wollen und was seine Absichten bei seiner Rückkehr waren.

Er war dorthin gegangen, um es zu verhindern, daß der Pachthof dieses guten, trefflichen Vaters, — die letzten Trümmer vom Vermögen des Capitäns, — aus seinen Händen käme; er hatte ein Obdach für die letzten Tage desjenigen gesichert, welchem er das Leben verdankte. Das war leicht zu thun, und es geschah, ohne daß es der Notar nur vermuthete: der Notar zerriß die Scheinurkunde, und Petrus nahm Abschied von seinem Vater, der zum Sterbebette seines Freundes gerufen wurde.

Dann kam er nach Paris, um den zweiten Theil, sagen wir es, den schwierigeren und besonders den schmerzlichen seines Entschlusses zu erfüllen: Petrus hatte sich, wie wir gesehen, entschlossen, Pferde, Wagen, Meubles, Gemälde, japanesische Potischen, flämische Truhen, Waffen und Teppiche zu verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen; sodann, nachdem diese Schulden bezahlt wären, sich wieder an die Arbeit zu begeben, wie ein Schüler in der Loge um den großen Preis von Rom.

Auf seine tollen Ausgäben verzichtend, und besonders zur Arbeit die Zeit verwendend, die er verlor, nicht einmal um Regina zu sehen, sondern um es zu versuchen, sie zu sehen, war Petrus allerdings sicher, sein Leben zu einer bessern Lage, sowohl was die Kunst, als was das Geld betrifft, zurückzuführen. Dann könnte er seinen Vater unterstützen, und sein Vater wäre nicht mehr genöthigt, sich seines letzten Fetzens zu berauben, um den wahnsinnigen Luxus seines Sohnes zu unterhalten.

Allerdings war Alles dies Logik, es war Rechtschaffenheit, es war Vernunft; doch es ist nichts so hart und so schwer zu befolgen, als die Logik, die Rechtschaffenheit, die Vernunft. Darum befolgt man sie meistens nicht. In der That, diesen reizenden Luxus der Augen verkaufen, aus dem er sich eine so süße Gewohnheit gemacht hatte, um sich wieder zwischen vier kahlen Wänden zu finden, war das Etwas, was sich mit Herzensheiterkeit thun läßt? Nein, es war eine schmerzliche Lage und man konnte nur durch einen heftigen Kummer daraus hervorgehen.

Die Armuth an und für sich erschreckte Petrus keineswegs. Mäßig von Natur, sparsam durch sich selbst, hatte er mit fünf Franken täglich großartig gelebt. Wäre Regina nicht gewesen, so hätte er sich nichts darum bekümmert, reich zu sein; hatte er nicht im Herzen die drei großen Reichthümer der Schöpfung: den Reichthum des Talentes, der Jugend und der Liebe?

Gerade aber auf seiner Liebe, das heißt auf der Seele seiner Seele, sollte unmittelbar und vielleicht tödtlich seine Armuth lasten.

Ach! die Frau, die sich ins Feuer stürzen würde, um uns zu gefallen, die ihr Leben und ihren Ruf wagen würde, um, wie Julie, ihrem unter dem Balcon des Gartens wartenden Romeo einen nächtlichen verstohlenen Kuß zu geben, diese Frau würde oft nicht ihre aristokratische Hand in eine schlecht behandschuhte Hand fallen lassen.

Und dann folgt zu Fuße, im Kothe der Straße, der Frau, die Ihr liebt; erwartet ihr Vorüberkommen zu Fuße, am Rande von einer der Alleen des Waldes, wenn Ihr ihr am Tage zuvor noch auf einem herrlichen, aus den Ställen von Drake oder Crémieux hervorgehenden

Pferde reitend begegnet seid!

Ueberdies macht die Armuth traurig, sie färbt gewissermaßen an den frischesten und kräftigsten Gesichtern ab. Die Stirne des Armen bewahrt den Abdruck der Sorgen des vorhergehenden Tages und der Schlaflosigkeit der Nacht.

Es ist naiv, es ist kindisch, es ist lächerlich in den Augen der Philosophen, was wir sagen, doch der schmerzliche Gedanke, fortan nicht in seinem Coupe oder in seinem Tilbury zu der Soiree kommen zu können, zu der Regina in ihrer Caleche gekommen war; sie nicht zu Pferde auf den äußeren Boulevards kreuzen zu können, wo er ihr zum ersten Male begegnet war, oder in den Alleen des Vois de Boulogne, die sie jeden Tag vorüberkommen sahen, dieser Gedanke erfüllte, allen Philosophen der Erde zum Trotz, das Herz von Petrus mit Traurigkeit. Die Philosophen begreifen wahrhaftig die Liebe nicht, und zum Beweise dient, daß sie, sobald sie verliebt sind, keine Philosophen mehr sind.

Wie fortan eine anständige Figur in den für arme Edelleute so kitzlichen Salons des Faubourg Saint-Germain spielen, wo er, Petrus, nicht unter dem Titel eines Mannes von Talent, sondern als Edelmann von altem Geschlechte empfangen wurde? Der Faubourg Saint-Germain verzeiht einem Edelmann, daß er Talent hat, unter der Bedingung, daß er nicht von seinem Talente lebt.

Allerdings konnte Petrus, außer dem Boulevard, wo er Regina begegnete, außer den Bois, wo er sie kreuzte, sie zuweilen in ihrem Hause sehen: doch die Begegnungen in der Welt waren der Vorwand dieser Besuche, und dann sah er sie bei ihr, außerdem, daß Petrus sie nicht häufig sehen konnte, selten allein: es war bald Herr de la Mothe-Haudon, bald die Marquise de la Tournelle, Abeille immer, Herr Rappt zuweilen, Herr Rappt, der ihn mit einer verdrießlichen Miene anschaute und ihm bei jedem Zusammentreffen mit dem Blicke zu sagen schien: »Ich weiß, daß Sie mein Todfeind sind: ich weiß, daß Sie meine Frau lieben: aber halten Sie sich gut, ich überwache Sie Beide.«

»Ja, bei Gott! ja, Ihr erbitterter Feind! ja, Ihr Todfeind, der Feind des Bösen, Herr Rappt!«

Nun denn! alle Wohlthaten des Glückes, alle Genüsse des Luxus, alle Vortheile des Reichthums hatte Petrus sechs Monate lang gehabt, und plötzlich mußte er darauf verzichten.

Wir wiederholen, die Lage war schmerzlich.

O Armuth! Armuth! wie viel Herzen, die dem Ausblühen nahe waren, hast Du hingemäht! wie viel erschlossene Blumen der Seele hast Du unter Deiner Sense fallen gemacht und in den Wind gestreut! denn, Armuth, finstere Göttin, Du hast den Hauch und die Sense des Todes . . .

Regina war allerdings keine gewöhnliche Frau. — Vielleicht ...

Ihr wißt, was dem in den Katakomben verlorenen Reisenden begegnet, dem Reisenden, der von Müdigkeit niedergedrückt, aus einem hohlen Steine sitzend, aus einem alten Grabe, die Stirne mit Schweiß bedeckt, mit Bangigkeit schaut und horcht, ob er kein Licht sehen, kein Geräusch hören werde: er erschaut einen Schein, er vernimmt einen Ton, er steht aus:

»Vielleicht!« sagt er.

Es war so bei Petrus: er hatte einen Schein in dem düsteren unterirdischen Gewölbe schimmern sehen.

»Vielleicht!« hatte er ebenfalls gesagt. »Keine falsche Scham! Sobald ich sie wiedersehe, werde ich ihr Alles erzählen . . . sowohl meine albernen Eitelkeiten, als meinen entlehnten Reichthum! Keinen falschen Stolz mehr! eine einzige Eitelkeit! einen einzigen Ruhm: für sie arbeiten und ihr meine Successes zu Füßen zu legen. Sie ist keine gewöhnliche Frau und . . . vielleicht wird sie mich noch mehr lieben.«

O schöne Jugend, durch welche die Hoffnung zieht, wie der Sonnenstrahl durch den Kristall! o reizender Vogel, der den Schmerz singt, wenn er die Freude nicht mehr singen kann!

Ohne Zweifel sagte sich Petrus, mit Unterstützung dieses Entschlusses, viele andere Dinge, die wir hier nicht wiederholen werden. Bemerken wir nur, daß er, während er so mit sich selbst plauderte, seine Reisekleider auszog, ein elegantes Morgencostume anlegte, und sich hastig wieder ankleidete.

Ohne in sein Atelier zurückzukehren, wo er die Stiefel krachen und den Dialog an einander stoßen hörte, stieg er sodann die Treppe hinab, übergab seinen Zimmerschlüssel dem Concierge, der ihm dagegen ein Billet überreichte, an welchem Petrus mit dem ersten Blicke die Handschrift seines Oheims erkannte.

Er lud Petrus aus den Tag seiner Rückkehr nach Paris zum Diner ein. Der General wünschte ohne Zweifel zu wissen, ob die Lection gefruchtet habe.

Petrus beauftragte den Concierge, auf der Stelle in das Hotel Courtenay zu gehen, seinem Oheim zu melden, er sei zurückgekehrt, und er werde die Ehre haben, aus den Schlag sechs Uhr auszuwarten.

XLVI.

Das Lied von der Freude.

Wir haben nicht gesagt, warum sich Petrus ankleidete, noch wohin er ging: doch der Leser wird es schon errathen haben.

Petrus war aus seinem Zimmer mit eines Vogels Flügeln hinabgeeilt. Er hatte beim Concierge aus dem erwähnten Grunde angehalten, hatte aus Gewohnheit gefragt, ob man keine anderen Briefe für ihn habe, als die seines Oheims, hatte maschinenmäßig die Augen auf drei bis vier Briefe geworfen, die man ihm dargereicht, und auf keinem die Handschrift findend, die er gesucht, hatte er sie zurückgeschoben, aus seinem Portefeuille ein Briefchen mit feiner Schrift, mit zartem, wohlriechendem Umschlage genommen, es an seine Lippen gehalten, und war über die Thürschwelle gesprungen. Das war der Brief, den er von Regina in St. Malo erhalten.

Die zwei jungen Leute schrieben sich alle Tage: die Briefe von Petrus waren adressirt an die gute Manon, die von Regina an Petrus selbst.

Regina hatte aus ihrer ausnahmsweisen Stellung eine gewisse Stärke geschöpft, welche die Trennung der zwei jungen Leute milderte.

Petrus war übrigens der Erste gewesen, der ihr gesagt hatte, sie sollte ihm während seiner Abwesenheit nicht schreiben: ein verloren gegangener Brief, ein gestohlener Brief stürzte sie Beide ins Verderben.

Der junge Mann verschloß die Briefe von Regina in eine Art von Kasse von bewunderungswürdiger Eisenarbeit, welche wiederum in einer Truhe befestigt war.

Es versteht sich von selbst, daß die Truhe bei dem Verkaufe, der stattfand, ausgenommen sein sollte: diese Truhe war heilig. Mit jener Religion der Liebe, die man für gewisse Gegenstände hegt, wenn man wahrhaftig liebt, hätte es Petrus als eine Ruchlosigkeit betrachtet, sie zu verkaufen.

Blicke der Mensch fünfundzwanzig bis fünfzig Jahr in derselben mit denselben Meubles ausgestatteten Wohnung, er könnte mit den geringsten Einzelheiten die Geschichte seines Lebens wiederherstellen. Unglücklicher Weise fühlt der Mensch von Zeit zu Zeit die Notwendigkeit, seine Wohnung zu ändern, und das Bedürfniß, sein Mobiliar zu erneuern.

Bemerken wir, daß der Schlüssel der fraglichen Truhe Petrus nie verließ: er trug ihn an seinem Halse an einer goldenen Kette hängend, sodann versicherte der Schlosser, der sie reparirt hatte, Petrus, der geschickteste Rossignoliste [Einer, der mit dem Dietrich arbeitet.] würde seine Zeit verlieren, wenn er die Kasse mit dem Diebeshaken ausmachen wollte.

Petrus hatte also keine Besorgniß auf dieser Seite. Nun, wie die Könige von Frankreich aus

den Stufen von Saint-Denis warten, bis ihr Nachfolger kommt, um sie zu ersetzen, wartete immer ein Brief von Regina am Herzen von Petrus, bis ein anderer Brief kam, um seinen Platz einzunehmen. Dann schloß sich der neue Brief seinen Brüdern in der eisernen Kasse an, die, wenn Petrus in Paris war, sich regelmäßig öffnete, um ein neues Depot zu empfangen, — das heißt, den am vorhergehenden Tage eingelaufenen Brief.

War der Brief geküßt und wieder in seine Tasche gesteckt, so sprang Petrus leicht über die Thürschwelle, eilte in die Rue Notre-Dame des Champs, schlug den Weg durch die Rue Chevreuse ein und erreichte das äußere Boulevard.

Haben wir noch nöthig, das Ziel seines Laufes zu bezeichnen?

In demselben gymnastischen Schritte forteilend, folgte Petrus dem Boulevard des Italiens, und hielt erst eine kurze Strecke an, ehe er an das Gitter gelangte, hinter welchem das Hotel des Marschalls von Lamothe-Haudon lag.

Nachdem er das Boulevard inspiciert und sich versichert hatte, daß es beinahe verödet war, wagte es Petrus, am Gitter vorüberzugehen.

Er sah nichts, und es schien ihm nicht, er sei gesehen worden: er kehrte auch wieder um, lehnte sich an eine ungeheure Eiche an, und schlug die Augen zu den Fenstern von Regina aus.

Ach! die Sonne schoß in ihrer Fülle in die Vorhänge und die Sommerläden waren geschlossen: doch er war sicher, es würde sich vor Abend der eine oder andere von diesen Läden erheben und die weiße Freundin sehen lassen, von der er seit einer Ewigkeit getrennt war.

Die Woge der Reflexionen schlug indessen an seinen Geist.

Was that sie in diesem Augenblicke? war sie zu Hause? dachte sie an ihn gerade zu dieser Stunde, wo er in ihrer Nähe war?

So öde gewöhnlich das Boulevard des Invalides ist, von Zeit zu Zeit fährt ein verirrter Wagen vorüber.

Einer von diesen Reisenden kam nach der Seite von Petrus.

Petrus verließ seinen Baum und setzte sich in Bewegung.

Er kannte längst die Märsche und Gegenmärsche, die er zu machen hatte, um die Blicke der Vorübergehenden und die Inquisitionen der Nachbarn auf eine falsche Spur zu bringen.

Er nahm seinen gymnastischen Schritt wieder an und ging mit der Geschwindigkeit eines äußerst geschäftigen Menschen, den es drängt, am Ziele seines Laufes anzukommen.

Zuweilen war es Regina unmöglich, sich völlig zu zeigen und sich dieser ausdrucksvollen Telegraphie hinzugeben, welche von den Verliebten erfunden wurde, lange ehe es den Regierungen einfiel, ein Mittel der politischen Correspondenz daraus zu machen; dann

vermuthete sie aber, Petrus sei da; sie ließ das Ende einer Scharpe, eine Haarlocke flattern; sie ließ durch die Zwischenräume ihrer Jalousie ihren Fächer oder ihr Taschentuch fallen, — manchmal eine Blume.

Ah! Petrus fühlte sich sehr glücklich, wenn es eine Blume war; das bedeutete: »Komm heute Abend wieder, lieber Petrus; ich hoffe, wir werden einige Augenblicke mit einander zubringen können.«

Andere Male erblickte er weder Scharpe, noch Haare, noch Taschentuch, noch Fächer, noch Blumen; doch ohne sie zu sehen, gelang es ihm, ihre Stimme zu hören: es war ein Befehl, den sie einem Dienstboten gab; es war das Geräusch, eines Kusses, der auf die Stimme von der kleinen Abeille erscholl, und sein Echo — ein köstliches Echo, im Herzen des jungen Mannes hatte.

Doch die besten Stunden von Petrus waren die Stunden des Abends und der Nacht, selbst wenn er keine Hoffnung mehr hegte, Regina zu sehen.

Hatte die junge Frau die Blume fallen lassen oder nicht fallen lassen, welche fallend ein Rendezvous bezeichnete, — sobald die Dunkelheit eingetreten war, lehnte sich Petrus an seinen Baum an. Er hatte seinen Lieblingsbaum, von dem aus er besser sah, wo er besser gesehen wurde.

Die Augen unbestimmt aus die ganze Facade des Hauses geheftet, verlor er sich hier in köstlichen Träumereien, in bezaubernden Beschallungen. Regina ahnte nicht einmal seine Gegenwart: denn sicherlich würde sie, hätte sie geglaubt, Petrus sei hier, Mittel gefunden haben, ihr Fenster zu öffnen und ihm aus dem Mondstrahle, aus dem Funkeln eines Sternes den Kuß zuzusenden, den er so wohl verdient.

Doch nein, in diesen Nächten, wo ihm nichts versprochen war, verlangte Petrus nicht einmal einen Kuß, ein Wort, nur einen Blick.

Sah er sie sodann wieder, so hütete er sich wohl, ihr zu sagen: »Alle meine Traumstunden, o meine viel geliebte Regina! habe ich bei Ihnen zugebracht!« Nein, er hätte im Herzen der jungen Frau alle die während ihres keuschen Schlafes eingeschlummerten Zärtlichkeiten aufzuwecken befürchtet.

Er behielt also für sich das süße Geheimniß seiner nächtlichen Spaziergänge: beglückt durch sein Wachen zu der Stunde, wo Regina schlief, wie die Mütter glücklich sind während des Schlafes ihrer Kinder.

Gott allein weiß, und Gott allein vermöchte die Freuden ohne Beimischung zu nennen, — denn die arme menschliche Sprache ist sehr arm, um die inneren Glückseligkeiten auszudrücken, — Gott allein vermöchte die Freude» ohne Beimischung, die reinen Gemüthsbewegungen zu nennen, welche die fünfundzwanzigjährigen Herzen während dieser Stunden stiller Träumereien und stummer Beschauungen unter den Fenstern einer geliebten Frau zugebracht, lieblosen. Da gehören der Himmel, die Luft, die Erde dem Liebenden; nicht allein die Welt, die er unter seinen Füßen tritt, sondern alle die Welten, die über seinem Haupte hinrollen. Von den Fetzen der

Materie befreit, strahlt seine Seele wie ein weißer Stern, in einem reinen Aether zwischen den Menschen und Gott.

Doch, man muß sagen, die Zeit ist kurz, während welcher die Engel ihre weißen Flügel der liebenden Seele leihen, und es kommt zu rasch ein Augenblick, wo, wenn sie es wagt, ihren Flug wieder zu nehmen, das Gewicht des Körpers, erschwert durch die Jahre, sie gebrochen auf die Erde niederfallen macht.

Es versteht sich von selbst, daß Petrus, von seinem Vorübergehenden verjagt, zurückkam, sobald der Vorübergehende sich entfernt hatte.

Seine Seele schwebte im Himmel mit Engelsflügeln.

Und es machte doch nicht die geringste Bewegung die starren Sommerläden zittern; die Sekunden, die Minuten, die Stunden verliefen; ohne Zweifel war Petrus zu spät gekommen, Regina war schon ausgegangen.

Doch gleichviel! gegenwärtig oder abwesend, sprach Petrus mit ihr; er erzählte ihr die lange Elegie seiner Mißgeschicke. Wie hatte er, der Wahnsinnige! glauben können, um ihr zu gefallen, müsse er anders erscheinen, als er war; den Luxus des Reichthums, und nicht den des Genies aushängen; und, in seiner Einbildungskraft, hörte ihn Regina an, hörte sie ihn an, zuckte sie die Achseln, nannte sie ihn Kind! strich sie mit ihren zarten weißen Händen durch seine fahlen Haarlocken, schaute sie ihn mit ihren erlöschenden Augen an und sagte: »Wieder! wieder!« so daß er, über sich selbst spottend, Alles erzählte, bis auf den Besuch seines Vaters, bis auf die Geschichte des Pachthofes; und Regina lachte nicht mehr, spottete nicht mehr, Regina weinte, und sie sagte zu sich selbst, während sie weinte: »Arbeite, mein Petrus, und sei ein Mann von Genie. Ich werde, das verspreche ich Dir, die Hand betrachten, die den Pinsel führt, und nicht den Handschuh, der diese Hand bedeckt. Arbeite, und begegne ich Dir nicht mehr auf der Promenade im Walde auf Deinem Apfelschimmel, mit dem schwarzen Schweife und der schwarzen Mähne, der das Auge und die Füße der Gazelle hat, welche er zu verfolgen bestimmt scheint, so werde ich mir sagen: »»Mein Van Dyck arbeitet und bereitet seine Ruhmeswerke für die nächste Ausstellung.«« Arbeite, mein viel geliebter Petrus, und sei ein Mann von Genie!«

Petrus war so weit in seinen Träumereien, als er das Geräusch eines Wagens hörte, der von der Seite der Invalides kam.

Er wandte sich um: es war Regina, die mit der Marquise de la Tournelle und dem Marschall von Lamothe-Haudon nach Hause kehrte.

Petrus entfernte sich zum zweiten Male vom Baume, doch so, daß er, wenn er gesehen wurde, nur von Regina erkannt werden konnte.

Noch wagte er es nicht, den Kopf umzudrehen.

Er hörte das schrille Geräusch des Gitters, das geöffnet und wieder geschlossen wurde, das Aechzen des colossalen Schlüssels, der sich im Schlosse drehte.

Erst dann wandte er sich um: die Calesche war eingefahren.

Es schlug halb sechs Uhr bei den Invaliden.

Man speiste bei seinem Oheim aus den Schlag sechs Uhr: er hatte ungefähr noch zwanzig Minuten.

Petrus verlor keine Zeit und stellte sich wieder aus seinen Beobachtungsposten.

Doch er sagte sich selbst, Regina könne nicht sogleich, nachdem sie zurückgekehrt, in ihr Zimmer hinausgehen und sich an ihren Laden stellen: sie brauchte ein paar Minuten, eine Gelegenheit, einen Vorwand: hatte sie ihn überhaupt nur gesehen? Man erinnert sich, daß Petrus es nicht gewagt hatte, den Kopf umzudrehen.

Es schlug drei Viertel aus der Uhr der Invaliden.

Während der letzte Schlag noch in der Lust vibrirte, that sich der Laden auseinander und gewährte zuerst dem blonden Kopfe von Abeille Durchgang.

Ihr erster Blick sagte Petrus, sie wisse, er sei da.

Seit wie lange war er da? Das hatte Petrus völlig vergessen, das hätte er nicht sagen können.

Was Regina betrifft, sie sagte wohl klar mit ihren Augen: »Es ist nicht meine Schuld, man nahm mich mit. Ich wollte nicht ausgehen, ich wußte, Du kämest, ich erwartete Dich. Verzeih' mir, ich konnte nicht früher kommen; doch nun bin ich hier . . .«

Sodann lächelte Regina, als wollte sie noch beifügen: »Sei unbesorgt, mein Geliebter, ich werde Dir Rechenschaft tragen für die Zeit, die Du durch mich verloren hast, und es ist Dir eine Ueberraschung von mir vorbehalten!«

Was für eine Ueberraschung war dies?

Regina lächelte immer.

Petrus konnte nicht mehr daran denken, daß die Zeit verstrich, daß ihn sein Oheim beim Mittagsbrode erwartete, und daß sein Oheim, wie Ludwig XIV., in Wuth gerieth, wenn er warten mußte.

Endlich nahm Regina eine Rose, die mitten aus den blonden Haaren der kleinen Regina Abeille hervorstach; sie hob die Rose bis zur Höhe ihrer Lippen empor, ließ sie fallen, indem sie einen Kuß in den Wind warf, und schloß den Laden wieder.

Petrus stieß einen Freudenschrei aus: er würde sie in der Nacht wiedersehen.

Als sodann der Laden wieder geschlossen und Millionen von erwiederten Küssen gegen den übersandten Kuß gegeben waren, dachte er an seinen Oheim, zog seine Uhr und schaute nach der

Stunde.

Es war sechs Uhr weniger fünf Minuten.

Petrus stürzte sich in die Rue Plumet, springend wie ein junger Hirsch bei seinem ersten Lanciren.

Für einen Läufer von Profession waren es zehn Minuten vom Hotel de Lamothe-Haudon bis zum Hotel Wurtenay: Petrus brauchte nur sieben.

Der General Herbel war so höflich gewesen, zwei Minuten auf seinen Neffen zu warten: doch des Krieges müde, setzte er sich an den Tisch, als die zwei Glockenschläge ertönten, welche verkündigten, der verspätete Gast komme so eben an.

Der General hatte seine Krebsuppe zur Hälfte gegessen.

Beim Anblicke des Verspäteten runzelte sich seine Stirne übermäßig, und aus eine so olympische Weise, daß der Oesterreicher Franz, der Petrus ungemein liebte, leise in seiner Muttersprache ein Gebet für ihn verrichtete.

Doch das Gesicht des Generals nahm seine gewöhnliche Heiterkeit bei der beklagenswerthen Erscheinung von Petrus wieder an.

Petrus troff von Schweiß.

»Bei meiner Treue!« sagte der General, »Du hättest einen Augenblick im Vorzimmer bleiben sollen, um das Wasser ablaufen zu lassen: Du wirst Deinen Stuhl durchnässen.«

Petrus kam munter dem Gebrumme seines Oheims entgegen.

Der General konnte gegen ihn alle Flammen der Hölle ausspeien: Petrus hatte das Paradies im Herzen.

Er ergriff die Hand seines Oheims, küßte sie und setzte sich ihm gegenüber.

XLVII.

Frühling, Jugendzeit des Jahres! Jugend, Frühlingszeit des Lebens!

Um vier Uhr verließ Petrus seinen Oheim und schlug den Weg nach der Straße Notre-Dame des Champs ein.

Ehe er bei sich eintrat, erhob er den Blick nach seinem armen Atelier, das in fünf Tagen so verödet sein sollte, und sah dort Licht.

»Jean Robert oder Ludovic,« murmelte er.

Und er ging an dem Concierge mit einer Verbeugung des Kopfes vorüber, welche sagen wollte: »Ich nehme den Schlüssel nicht, weil man mich erwartet.«

Der junge Mann täuschte sich nicht: es war Jean Robert, der ihn erwartete.

Kaum erschien Petrus auf der Schwelle, als Jean Robert sich in seine Arme stürzte und ausrief:

»Erfolg, mein lieber Petrus! Erfolg!«

»Was für ein Erfolg?« fragte Petrus.

»Wenn ich sage Erfolg,« fuhr Jean Robert fort, »so sollte ich eigentlich Enthusiasmus sagen.«

»Wovon sprichst Du? nun!« fragte Petrus lächelnd; »denn wenn Du einen Erfolg hattest, werde ich Dir applaudiren; wenn Enthusiasmus, so will ich ihn theilen.«

»Wie, was für Erfolg? wie, was für Enthusiasmus? Du hast wohl vergessen, daß ich diesen Morgen den Schauspielern der Porte Saint-Martin vorlas . . .«

»Ich habe es nicht vergessen, ich wußte es nicht. Also ein enthusiastischer Erfolg?«

»Ungeheuer, mein Freund! Sie sind alle wie vernarrt! Beim zweiten Acte stand Dante aus und kam auf mich zu, um mir die Hand zu drücken; beim dritten hat mich Beatrice umarmt; — Du weißt, daß die Dorval die Beatrice spielt; und als endlich die Leseprobe vorüber war, fielen mir alle, Schauspieler und Director, Regisseur, Souffleur, kurz alle Welt um den Hals.«

»Bravo, mein Herzlicher!«

»Und ich brachte Dir meinen Theil Zufriedenheit.«

»Danke, Dein Erfolg entzückt mich mehr, als er mich überrascht. Wir hatten ihn Dir vorausgesagt, Ludovic und ich.«

Und Petrus stieß einen Seufzer aus.

In sein Atelier zurückkehrend, das er nicht wieder gesehen, all' diesen mit so viel Mühe zusammengebrachten Gegenständen der Kunst und der Phantasie gegenüberstehend, war es Petrus vor die Seele getreten, daß er das alles verlassen müsse, und diese ungemischte Freude Jean Roberts hatte seiner Brust einen Seufzer entrissen.

»Nun, nun,« sagte Jean Robert, »Du kehrst ja sehr traurig von St. Malo zurück, lieber Freund, und nun ist es an mir, Dich zu fragen: Was hast Du?«

»Und an mir ist es, Dir zu antworten: Du hast also vergessen?«

»Was?«

»Nun, wenn ich all' diese Dinge wieder sehe, all' dieses Gerumpel, all' diese großen Kästen, all' diese Meubel, die ich verlassen soll, gestehe ich Dir, daß mir der Muth fehlt und daß mein Herz blutet.«

»Du willst all' das verlassen, sagst Du?«

»Gewiß.«

»Du willst Deine Wohnung als eingerichtetes Logis vermieten, oder willst eine Reise machen?«

»Wie, Du weißt nicht?«

»Was?«

»Salvator hat Dir nicht gesagt?«

»Nein.«

»Nun gut, so wollen wir von Deinem Stücke sprechen.«

»Nein, bei Gott, sprechen wir von Deinem Seufzer. Man soll nicht sagen, ich sei heiter, während Du traurig bist.«

»Mein Lieber, nächsten Sonntag werde ich all' das verkaufen lassen.«

»Wie, Du wirst das alles verkaufen lassen?«

»Ja.«

»Du verkaufst Deine Meubles?«

»Lieber, wenn das *meine* Meubles wären, würde ich sie nicht verkaufen lassen.«

»Erkläre Dich.«

»Sie werden erst dann mir gehören, wenn ich sie bezahlt habe, und ich verkaufe sie, um sie zu bezahlen.«

»Ich begreife.«

»Nein, Du begreifst nicht.«

»So sprich.«

»Wahrhaftig, ich schäme mich, meinem besten Freunde meine Schwächen zu enthüllen.«

»Nun, nur zu!«

»Gut denn, mein Lieber, ich war ganz einfach im Zuge, meinen Vater zu ruinieren.«

»Du?«

»Ja, meinen tapfern und würdigen Vater! Ich habe noch zur rechten Zeit innegehalten, mein Freund: in einem Monate wäre es zu spät gewesen.«

»Petrus, mein lieber Freund, ich habe in meiner Schublade drei mit *Garat* unterzeichnete Billets, nicht bloß einer der leserlichsten, sondern auch einer der schätzenswerthesten Unterschriften, die ich kenne: ich brauche nicht zu sagen, daß sie zu Deiner Verfügung stehen.«

Petrus zuckte mit den Achseln, und die Hand seines Freundes drückend, fragte er ihn:

»Und Deine Reise?«

»Erstens, lieber Petrus, würde ich zu traurig reisen, wenn ich Dich traurig wüßte; dann habe ich meine Proben, meine Aufführung.«

»Und dann noch eine andere Sache,« sagte Petrus lächelnd.

»Wie, noch eine andere Sache?« fragte Jean Robert.

»Ist es denn zu Ende, Rue Lafitte?«

»O, großer Gott, warum sollte es zu Ende sein? Es ist, als wenn ich Dich fragte: Ist es zu Ende, Boulevard des Invalides?«

»Scht! Jean!«

»Aber Du lässest mich daran denken, Du weisest meine armen dreitausend Franken zurück, weil Du nicht wüßtest, was damit anfangen.«

»Mein Lieber, es ist nicht deßhalb, obgleich Du in einem Punkte Recht haben könntest: nämlich, daß mir tausend Thaler nicht zureichen würden.«

»Nun gut, höre: befriedige immerhin mit meinen tausend Thalern die Ungeduldigsten: lasse sie auf meine Aufführung warten: am Tage nach derselben wird man Porcher aufsuchen und zehntausend Franken erheben, ja fünfzehntausend. Franken, wenn es absolut sein muß, ohne einen Sou Interesse.«

»Wer ist Porcher, mein Freund?«

»Ein einziger Mensch, die **rara aviz** des Juvenal, der Nährvater der Schriftsteller, der wahre Minister der schönen Künste, von der Vorsehung beauftragt, dem Genie Aufmunterungen und Prämien zu Theil werden zu lassen. Willst Du, daß ich zu ihm gehe und ihm sage, Du machest ein Stück mit mir? Er wird Dir zehntausend Franken darauf leihen.«

»Du bist ein Narr! Mache ich denn Stücke?«

»Du bist nicht so dumm, ich weiß das: aber ich werde es allein schreiben.«

»Ja, und ich werde theilen.«

»Gut! Du gibst mir zurück, wenn Du kannst.«

»Dank, mein Lieber, das *wenn ich kann* käme zu spät, wenn es je käme.«

»Ja, ich begreife, Du würdest lieber einen Juden vom Stamme Levi suchen: man hat keine Gewissensbisse, sie warten zu lassen, sie holen sich immer wieder ein.«

»Einen Juden so wenig als einen andern, mein Freund.«

»Teufel! Teufel! Teufel! Nun, da sieht man, daß die Kunst ihre Grenzen hat. Wie! man ist dramatischer Schriftsteller, man ist im Stande, Zufälle zu schaffen und sich daraus herauszuhelfen, Situationen zu verwickeln und zu entwickeln: man hat die Prätension, Comödien zu machen wie Beaumarchais, Tragödien wie Corneille, Dramen wie Shakespeare, und verwickelt sich die Füße in der Wolle seiner Schafe, wie der Rabe, der den Adler nachahmen will. Wie! man ist arme fünf- und zwanzigtausend oder dreißigtausend Franken vielleicht schuldig, man hat die Mittel in den Händen oder im Kopfe oder im Herzen, sie eines Tages zu bezahlen, aber provisorisch weiß man nicht, an welchen Helden man sich wenden soll: und was thun?«

»Arbeiten,« sagte im Fond des Atelier eine sanfte und sonore Stimme.

Aus diesen einzigen Worten wird man ahnen, wer der gute Geist war, der aus solche Weise einem unentschiedenen Freunde und verlegenen dramatischen Schriftsteller zu Hilfe kam.

Es war Salvator.

Die beiden Freunde drehten den Kopf zu gleicher Zeit, Jean Robert mit einem Gefühle der Freude, Petrus mit einem Gefühle der Dankbarkeit. Beide boten dem Neuankommenden die Hand.

»Guten Abend, meine Meister,« sagte er: »es scheint, daß wir bei der großen menschlichen Frage angekommen waren: »»Ist es erlaubt zu leben, ohne zu arbeiten?««

»Ganz richtig,« sagte Petrus, »und einem erpichtem Arbeiter, Jean Robert, der mit sechsundzwanzig Jahren mehr gethan, als Akademiker mit vierzig, antwortete ich: »»Nein, hundert Mal nein, lieber Freund, nein!««

»Wie, unser Poet rühmte die Trägheit? Lassen Sie sich von Careau empfangen, mein Lieber: Sie machen alle Monate, alle Vierteljahre, ja selbst alle Jahre ein Gedicht und man wird nicht mehr von Ihnen verlangen.«

»Nein: er bot mir ganz einfach seine Börse.«

»Nehmen Sie sie nicht an, Petrus: wenn Sie diesen Dienst von einem Freunde annehmen würden, hätte ich den Vorrang beansprucht.«

»Ich würde ihn von Niemand annehmen, Freund,« sagte Petrus.

»Das bin ich überzeugt,« antwortete Salvator; »das ist auch der Grund, weshalb ich kein Anerbieten machte, ich wußte ja, daß Sie nichts annehmen würden.«

»Nun,« sagte Jean Robert, indem er sich an Salvator wandte, »Ihr Rath ist, daß wir verkaufen?«

»Ohne Zögern?« antwortete Salvator.

»Verkaufen wir denn,« sagte Petrus entschlossen.

»Verkaufen wir!« sagte Jean Robert mit einem Seufzer.

»Verkaufen wir,« sagte Salvator.

»Verkaufen wir!« sagte eine vierte Stimme, welche wie ein Echo im Hintergrunde des Ateliers erwachte.

»Ludovic!« sagten die drei Freunde.

»Wir sind also im Zuge zu verlaufen?« fragte der junge Doctor, indem er mit zwei offenen Händen und einem Lächeln auf seinen Lippen vortrat.

»Ja.«

»Und was? . . . Darf man wissen?«

»Unser Herz, Skeptiker!« sagte Jean Robert.

»Nun, meinerwegen verkauft das Eure, wenn Ihr wollt,« sagte Ludovic: »was das meine betrifft, so ziehe ich es aus dem Schaukästchen zurück: es hat seine Beschäftigung gefunden.«

Und ohne sich weiter mit dem fraglichen Kaufe zu beschäftigen, begannen die vier Freunde ein Gespräch über Kunst, Literatur und Politik, während der Kessel vor dem Feuer sang und sie selbst eine Tasse Thee bereiteten.

Der Thee ist nur gut — zeichnet euch dieses für Liebhaber wichtige Axiom auf — der Thee ist nur gut, wenn man ihn selbst bereitet.

Jeder blieb bis Mitternacht.

Aber bei dem Schlage Mitternacht erhoben sie sich wie von einem electrischen Faden berührt.

»Mitternacht!« sagte Jean Robert, »ich muß nach Hause gehen.«

»Mitternacht,« sagte Ludovic, »ich muß nach Hause gehen.«

»Mitternacht,« sagte Salvator, »ich muß gehen.«

»Und auch ich,« sagte Petrus.

Salvator bot ihm die Hand.

»Nur wir zwei haben die Wahrheit gesprochen, mein lieber Petrus,« sagte der Commissionär.

Jean Robert und Ludovic begannen zu lachen.

Alle vier stiegen heiter die Treppe hinab.

An der Thüre blieben sie stehen.

»Soll ich euch allen sagen,« begann Salvator, »wo ihr hingehet?«

»Ja,« antworteten die drei jungen Leute.

»Sie, Jean Robert, gehen nach der Rue Lafitte.«

Jean Robert machte einen Schritt zurück.

»Nun einem andern,« sagte er lachend.

»Sie, Ludovic, wollen Sie, daß ich Ihnen sage, wohin Sie gehen?«

»Sprechen Sie.«

»Rue d'Ulm.«

»Das ist richtig,« sagte Ludovic zurückprallend.

»Und Sie, Petrus?«

»O, ich . . .«

»Boulevard des Invalides. — Nun, Petrus, Muth!«

»Ich werde welchen haben,« sagte Petrus, indem er Salvator die Hand drückte.

»Und Sie,« sagte Jean Robert, »wo gehen Sie hin? Sie begreifen, lieber Freund, daß Sie nicht unsere drei Geheimnisse bei sich tragen können, ohne daß wir jeder ein Stück von dem Ihrigen haben.«

»Ich?« sagte Salvator mit einer ernsten Miene.

»Ja, Sie!«

»Ich will suchen, Herrn Sarranti zu retten, den man in acht Tagen hinrichtet.«

Und jeder ging seines Weges.

Aber die drei jungen Leute entfernten sich nachdenklich.

Wie viel größer war er als sie. Dieser geheimnißvolle Arbeiter, der in der Stille ein so großes Werk vollendet und, während jeder von ihnen nur eine Frau liebte, die ganze Menschheit mit seiner Liebe umfaßte.

Es ist wahr, er liebte Fragola und Fragola liebte ihn!

XLVIII.

Rue Lafitte.

Folgen wir jedem unserer Helden: vielleicht machen wir aus diesem Wege einige Schritte vorwärts in unserer Geschichte.

Nach der hierarchischen Ordnung wollen wir mit Jean Robert beginnen.

Es ist weit von der Rue de l'Ouest nach der Rue Lafitte: Jean Robert nahm deßhalb in der Rue de Vaugirard ein Cabriolet, das ihm begegnete, als es leer nach der Barrière du Maine zurückfuhr. Gegen den Schluß des Jahres 1827 endigte Paris bei La Nouvelle Athènes und La Nouvelle Athènes begann bei der Straße Saint-Lazare.

Beim ersten Drittel der Straße ließ Jean Robert den Kutscher halten.

Der Kutscher hatte ihn unnützer Weise nach der Nummer gefragt.

»Ich werde Sie anrufen,« hatte Jean Robert geantwortet.

Es schlug aus der Kirche Notre-Dame de Lorette, die damals eben vollendet worden, ein Viertel nach Mitternacht.

Jean Robert bezahlte seinen Kutscher als zufrieden gestellter Poet und befriedigter Liebhaber: dann schlich er in seinen Mantel gehüllt an den Mauern hin. Zu jener Zeit trugen die jungen Leute wie jene Titelblattportraits von Byron, Chateaubriand und Herrn von Arlincourt noch Mäntel.

Bei Nr. 24 angekommen, blieb Jean Robert stehen.

Die Straße war leer. Er zog neben der sichtbaren Glocke einen beinahe unsichtbaren Knopf und wartete.

Der Concierge zog nicht den Cordon, sondern kam selbst, um zu öffnen.

»Nathalie,« sagte Jean Robert halblaut, indem er ein Goldstück in die Hand des aristokratischen Concierge gleiten ließ, um ihn für die nächtliche Störung zu entschädigen.

Der Concierge machte ein Zeichen des Verständnisses, kehrte mit Jean Robert in sein Stübchen zurück und öffnete eine Thüre, die aus eine Dienerschaftstreppe führte.

Jean Robert eilte hinauf.

Der Concierge schloß die Thüre hinter ihm.

Dann betrachtete er das Goldstück und sagte:

»Pest! Mademoiselle Nathalie scheint da einen hübschen Handel gemacht zu haben: jetzt wundert's mich nicht mehr, daß sie so elegant ist.«

Jean Robert stieg die Treppe mit einer Eile hinaus, welche zugleich von seiner Kenntniß der Localitäten, wie von seinem Wunsche zeugte, möglichst rasch in den dritten Stock zu kommen, welcher das Ziel seiner nächtlichen Excursion war.

Dies war um so wahrscheinlicher, als eine halb in der Dunkelheit verlorene Gestalt seine Ankunft zu erwarten schien. »

»Bist Du es, Nathalie?« sagte der junge Mann.

»Ja, mein Herr,« antwortete eine Zofe, deren tadelloser Anzug vollkommen rechtfertigte, was der Concierge so eben gesagt.

»Deine Herrin?«

»Sie ist unterrichtet.«

»Kann sie mich empfangen?«

»Ich hoffe.«

»Melde mich, Nathalie, melde mich.«

»Will der Herr indessen in den Taubenschlag eintreten?« fragte die moderne Marlon lächelnd.

»Wo Du willst, Nathalie, wo Du willst, mein Kind, vorausgesetzt, daß, wo ich eintrete, ich nicht lange warten muß.«

»O was das betrifft, seien Sie ruhig, Sie können sich rühmen, daß man Sie liebt.«

»Wahr, Nathalie, man liebt mich?«

»Nun Sie verdienen es auch.«

»Schmeichlerin!«

»Ein Mann, von dem man in den Journalen spricht.«

»Wohl wahr, aber spricht man nicht auch von Herrn von Marande in den Journalen?«

»Ja wohl, aber das ist nicht dasselbe.«

»Gut.«

»Er ist kein Dichter.«

»Nein, dafür ist er aber Banquier. Ach, Nathalie, wenige Frauen würden, wenn sie zwischen einem Dichter und einem Banquier zu wählen hätten, den ersteren wählen . . .«

,»Aber meine Herrin . . .«

»Deine Herrin, Nathalie, ist keine Frau, das ist ein Engel.« ^ ,

»Und ich, was bin denn ich?«

»Eine abscheuliche Schwätzerin, die mich meine Zeit verlieren läßt.«

»Treten Sie ein,« sagte die Zofe, »man wird die verlorene Zeit einzuholen suchen.«

Und damit drängte sie Jean Robert in das, was der junge Mann den Taubenschlag nannte.

Es war ein reizendes kleines Zimmer, ganz persisch ausgeschlagen, wie das Toilettencabinet, das daran stieß: die Sopha's, die Kissen, die Vorhänge, das Bett, alles war persisch. Eine Nachtlampe, welche am Plafond in einer Ampel von rothem böhmischem Glase hing, beleuchtete dieses kleine Zelt, das dem ähnlich sah, welches die Sylphen und Undinen für die Feenkönigin ausschlagen, wenn sie in ihren Staaten reist.

Und wirklich, wenn Frau von Marande Jean Robert nicht empfangen konnte, brachte sie hier eine Stunde mit ihm zu; sie hatte das kleine Zimmer selbst nach ihrem Geschmack zu diesem Zwecke und in dieser Absicht eingerichtet.

Nur weil es sich unter dem Dache befand, nannten es Jean Robert und die junge Frau den Taubenschlag.

Und das kleine Zimmer verdiente seinen Titel, nicht nur, weil es sich im dritten Stockwerk befand, sondern auch weil man sich dort zärtlich liebte.

Niemand, mit Ausnahme von Frau von Marande, Jean Robert, Nathalie und dem Tapezier, der es eingerichtet, wußte von der Existenz dieses Schmetterlingsgehäuses.

Hier in diesem Schlupfwinkel waren alle die tausend Erinnerungen, die den Reichthum wahrer Liebe bilden, eingeschlossen: die abgeschnittenen Haarlocken, die aus den Haaren gefallen und am Herzen aufbewahrten Bänder, die welken Bouquets von Parmaveilchen, bis zu den Aderkieseln herab, welche am Meeresstrande gesammelt worden, wo die beiden Liebenden sich zum ersten Male begegnet hatten und mit einander umhergeirrt waren: hier wurden — weit das Kostbarste von Allem — die Briefe aufbewahrt, mit Hilfe derer sie seit dem ersten Tage, am dem sie sich ihre Liebe gestanden, ihren Lebenslauf Welle um Welle, Raum um Raum, Blume um Blume an ihrem Blicke vorüberziehen lassen konnten: jene Briefe, welche beinahe immer eine Katastrophe in der Liebe sind und die man sich nichtsdestoweniger schreiben muß, und die man nichtsdestoweniger nicht den Muth hat, zu verbrennen: und doch könnte man sie verbrennen und die Asche aufbewahren, aber die Asche ist das Bild des Todes, das Emblem des Nichts.

Es lag dort aus dem Kamin das kleine Portefeuille, in das beide dasselbe Datum, den 7. März, eingezeichnet: es lagen dort, zu beiden Seiten des Kaminspiegels, zwei kleine Blumenbilder, welche Frau von Marande gemalt, als sie noch ein junges Mädchen gewesen: es war dort ferner als eine seltsame Reliquie, an die Jean Robert mit dem Aberglauben der Poeten den vollkommensten Glauben hatte, über dem Kaminspiegel der elfenbeinerne Rosenkranz ausgehängt, mit dem Lydia zum ersten Male zur Communion gegangen: es war dort alles vereinigt, was in einem Zimmer, das nicht bloß zum Zusammensein und zum Glücke, sondern auch zur Erwartung und Träumerei bestimmt ist, das Warten erträglich machen, das Glück verdoppeln kann.

Uebrigens brauchen wir kaum zu sagen, daß Jean es nie war, welcher wartete.

Anfangs hatte er sich vollständig geweigert, von diesem Zimmer, das dem Hotel des Herrn von Marande entlehnt war, Gebrauch zu machen. Er hatte mit einem Zartgefühl, das gewissen auserlesenen Seelen entstammt, Lydia diesen Widerwillen ausgedrückt.

Aber Lydia hatte ihm geantwortet:

»Verlassen Sie sich deßhalb auf mich, und suchen Sie nicht zarter zu sein, als ich es bin; was ich Ihnen vorschlage, glauben Sie mir, kann ich Ihnen vorschlagen, *es ist mein Recht.*«

Und Jean Robert wollte sich die Erklärung dieses Rechtes geben lassen; aber Lydia hatte ihm das Wort kurz abgeschnitten.

»Verlassen Sie sich auf mein Feingefühl,« hatte sie gesagt; »aber fragen Sie mich nicht weiter, denn Sie verlangen sonst, daß ich Ihnen ein Geheimniß enthüllen soll, das nicht das meine.«

Und Jean Robert, der am Ende verliebt wie ein Narr war, hatte die Augen geschlossen und sich an der Hand in den kleinen Taubenschlag der Rue Lafitte führen lassen.

Hier hatte er die süßesten Stunden seines Lebens verbracht.

Hier war, wie gesagt, alles süß, selbst das Warten.

In dieser Nacht, wie in allen anderen, war er in jener Geistes- und Gemüthsverfassung voll Reiz und voll Zärtlichkeit, als er das herrliche Geschöpf erwartete, das er anbetete. Er küßte mit der Religion des Herzens den elfenbeinernen Rosenkranz, der am Hals des Kindes Lydia geruht, als er das Rauschen eines Pudermantels und den Schritt von Jemanden hörte, der sich näherte.

Er erkannte dieses doppelte Geräusch, und ohne seine Lippen von dem Rosenkranz zu heben, begnügte er sich mit einer halben Wendung nach der Thüre.

Der auf dem Elfenbein begonnene Kuß schloß aus der schauernden Stirn der jungen Frau.

»Habe ich auf mich warten lassen?« fragte sie lächelnd.

»So lange als ein Vogel auf sich warten ließe,« sagte Jean Robert; »aber Sie wissen, liebe

Lydia, der Schmerz mißt sich nicht nach seiner Dauer, sondern nach seiner Intensität.«

»Und das Glück?«

»O das Glück läßt sich gar nicht messen.«

»Das, ist der Grund, weshalb es weniger lange dauert, als der Schmerz? Kommen Sie, mein Herr Poet, man hat Ihnen Complimente zu machen.«

»Nun, aber . . .« fragte Jean Robert, der zu Frau von Marande herabzusteigen denselben Widerwillen fühlte, den er anfangs in den Taubenschlag hinauszusteigen gezeigt, »warum nicht hier?«

»Weil ich wollte, daß der Tag für Sie endige, wie er begonnen, zwischen Ihren beiden Liebhabereien, den Blumen und dem Wohlgeruch.«

»O meine schöne Lydia!« sagte der junge Mann mit verliebten Blicken aus die junge Frau; »sind Sie nicht ein Wohlgeruch und eine Blume? Und weshalb sollte ich, um meine beiden Liebhabereien zu finden, wie Sie sagen, nöthig haben, anders wohin zu gehen, als wo Sie sind?«

»Sie müssen mir in allen Dingen gehorchen, und diesen Abend habe ich mich dahin entschieden, daß man Sie mit Lorbeeren kröne. Kommen Sie, Dichter, oder keine Krone.«

Jean Robert machte sanft seine Hand von der Hand der schönen Zauberin los und trat ans Fenster, dessen Vorhang er leise emporhielt.

»Aber,« sagte er, »Herr von Marande ist ja zu Hause?«

»Ist er zu Hause?« sagte Lydia gleichgültig.

»Gewiß,« sagte Jean Robert.

»Ah!« sagte die junge Frau.

»Nun?«

»Nun, ich erwarte Sie . . . Ah, Sie kommen nicht wie ein Vogel und es genügt nicht, Ihnen ein Zeichen zu geben.«

»Lydia, ich schwöre Ihnen, daß Sie mich bisweilen erschrecken.«

»Warum?«

»Weil ich Sie nicht mehr verstehe.«

»Ja, nicht wahr? Und weil Sie sich sagen: Aber wahrhaftig, diese kleine Frau von Marande ist doch . . .«

»Vollenden Sie nicht, Lydia; ich weiß, daß Sie nicht bloß eine anbetungswürdige Frau, sondern auch ein ehrenwerthes Herz, eine zarte Seele sind.«

»Nur zweifeln Sie. . . Herr Jean Robert.

Wollen Sie mir, ja oder nein, in mein Zimmer folgen? Es ist mein Recht, Sie dahin zu führen.«

»Und Ihr Recht ist ein Geheimniß, das Ihnen nicht angehört?«

»Nein.«

»Glücklicher Weise ist es, wie bei jedem Geheimniß, erlaubt, es zu vermuthen.«

»Ueberzeugt, daß ich Ihnen in keiner Weise dabei helfe, ist mein Gewissen in Ruhe. Suchen Sie. . .«

»Ich glaube, daß ich gefunden habe, Lydia.«

»Bah!« machte die junge Frau, indem sie ihre Augen öffnete, in denen noch mehr Zweifel als Erstaunen lag.

»Ja.«

»Nun, wir wollen hören.«

»Wenn ich das Richtige getroffen, werden Sie mir sagen, das ist's?«

»Nur weiter.«

»Gut denn, ich kreuzte gestern mit Ihrem Gemahl in der Allee, die nach der Muette führt.«

»Zu Pferd oder in einer Caleche?«

»Zu Pferde.«

»Allein?«

»Muß ich Ihnen offen antworten?«

»O fahren Sie fort, Lieber, ich bin nicht eifersüchtig.«

Und Frau von Marande sprach diese Versicherung mit so viel Freimüthigkeit aus, daß man leicht sehen konnte, es war die Wahrheit, die sie sprach.

»Nein, nein, er war nicht allein; er machte den Cavalier einer reizenden Amazone.«

»Ah, wirklich?«

»Sage ich Ihnen etwas Neues?«

»Nein; ich sehe aber kein Geheimniß bei alle dem hervorspringen.«

»Nun wohl, ich dachte, weil Herr von Marande sich keinen Skrupel daraus machte, nach dem Gehölz mit einer Andern als seiner Frau zu gehen, glauben Sie ein ähnliches Recht zu haben.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich *ein Recht zu haben glaube*, sondern ich sagte Ihnen, daß ich *es habe*.«

»Ich habe also nicht richtig vermuthet?«

»Nein.«

»Jetzt lassen Sie mich eine Frage an Sie richten, Lydia.«

»Gut.«

»Werden Sie darauf antworten?«

»Kommt darauf an.«

»Wie geschieht es, daß Herr von Marande, der ein anbetungswürdiges Geschöpf wie Sie zur Frau hat, statt der Liebhaber aller Frauen zu sein . . .«

»Nun?«

»Nicht der Mann seiner eigenen ist.«

»Das ist eben das Geheimniß, das ich Ihnen nicht entdecken kann, mein lieber Poet.«

»Warum?«

»Ich wiederhole es Ihnen, weil es nicht mein Geheimniß ist.«

»Aber wessen Geheimniß ist es denn?«

»Das Geheimniß des Herrn von Marande . . . Kommen Sie!«

Und Jean Robert, welcher keine weiteren Einwürfe hatte, ließ sich von der schönen Ariadne durch die Gänge des Labyrinthes des Hotel Lafitte führen.

»Nun,« murmelte er ihr folgend, »es scheint wenigstens, daß in diesem Labyrinthe kein Minotaurus existirt.«



XLIX.

Rue d'Ulm.

Das Zimmer der Frau von Marande befand sich, wie man weiß, auf der ersten Etage des Corps de Logis, welches den rechten Flügel des Hotels der Rue Lafitte oder d'Artois bildete, je nachdem man uns erlaubt, diese Straße mit ihrem gegenwärtigen Namen zu benennen, oder ihr den früheren Namen zu geben verlangt. Wir lassen dort Jean Robert und Frau von Marande — aus einem Grunde, den selbst der schwierigste unserer Leser nicht schlecht finden wird — nachdem das Zimmer der Frau von Marande sorgfältig und doppelt zwischen den beiden Liebenden und uns geschlossen ist.

Was würden wir auch in dem Zimmer dieser lebenswürdigen Frau von Marande, die wir von ganzer Seele lieben, zu thun Gefahr laufen.

Wir kennen dieses Zimmer.

Folgen wir denn jenem frisch unter den Strahlen der Sonne sich erschließenden Dichter, den wir Ludovic nannten, nach dem minder aristokratischen Quartier, nach welchem er träumend dahin schlendert.

Er kam nach der Rue d'Ulm.

Wenn ihn Jemand gefragt, wie er dahin gekommen und durch welche Straßen, würde Ludovic sehr verlegen geworden sein.

Durch die schlecht geschlossenen Läden des Parterre, welches die Brocante, Babolin, Phares, Babyas und seine Genossen bewohnten, gewährte Ludovic ein schwaches Licht. Dieses Licht wurde abwechselnd heller oder dunkler, ein Beweis, daß man noch aus war und daß man es von einem Zimmer ins andere trug.

Ludovic näherte sich und legte sein Auge an die Oeffnung, wie einer, der damit vertraut ist. Aber obgleich das Fenster halb geöffnet war, konnte Ludovic doch bezüglich der Stellung der Personen und des Platzes, den sie einnahmen, nichts sehen.

Wovon er sich überzeugt, das war, daß Rose-de-Noël noch nicht in das Entresol hinaufgestiegen, da dort nichts aus die Anwesenheit des Kindes deutete, weder die Nachtlampe mit ihrem sanften Lichte, welche in dem Zimmer brannte, noch der Rosenstock, der die Blume enthielt, welche seinen Namen trug, und den sie, wenn sie in ihr Zimmer kam, ans Fenster stellte, da Ludovic ihr streng verboten hatte, Blumen oder Pflanzen im Zimmer zu haben, wenn sie schlief.

Und Ludovic lauschte, da er nicht sehen konnte.

Die Rue d'Ulm, welche bei Tage schon still, wie die Vorstadt einer Provinzstadt, war um diese

Zeit verlassen, wie eine Landstraße. Man konnte deßhalb, wenn man unausgesetzt horchte, beinahe wörtlich das Gespräch der Personen hören, welche das Parterre bewohnten.

»Was hast Du denn mein Liebling?« fragte die Brocante.

Diese Frage war offenbar die Folge eines vor der Ankunft Ludovics begonnenen Gesprächs.

Aber Niemand antwortete.

»Nun, ich frage Dich, was Du hast, mein Juwel,« wiederholte die Zauberin mit unruhigerer Stimme.

Trotz dieser verdoppelten Theilnahme dieselbe Stille.

»O, o! der Liebling und das Juwel, an den Du Dich wendest, Mutter Brocante, ist ein Gassenjunge und Grobian, daß er Dir nicht antwortet,« sagte Ludovic; »das ist ohne Zweifel der Schuft von Babolin, der schmolzt oder den Kranken spielt.«

Die Brocante fuhr mit ihren Fragen fort, aber immer ohne die geringste Antwort zu bekommen, nur konnte man bemerken, daß aus einer unsichtbaren Tonleiter ihre Stimme von dem Tone der Sanftheit bis zum Tone der Drohung stieg.

»Wenn Du nicht antwortest, Babyllas,« sagte endlich die Zigeunerin, »so verspreche ich Dir, mein Liebling, daß Du einen schlimmen Tanz bekommen sollst. Hörst Du?«

Ohne Zweifel glaubte die Person oder vielmehr das Thier, an das sich nach und nach die Fragen richteten, die wir erlauscht, daß Gefahr für seine Haut vorhanden sei, wenn es länger Stillschweigen beobachte, denn es antwortete durch ein Knurren, das, sich ins Unendliche verlängernd, zuletzt in ein schrecklich trauriges Geheul überging.

»Was haben wir denn, mein armer Babyllas?« rief die Brocante, indem sie einen Ton ausstieß, das eine gewisse philologische Aehnlichkeit mit dem Knurren ihres Lieblingshundes hatte.

Babyllas, der diese neue Frage ganz wohl verstanden zu haben schien, antwortete ohne Zweifel durch ein neues ausführlicheres Knurren, als das erste, denn die Brocante rief mit dem Tone des lebhaftesten Erstaunens:

»Ist es möglich, Babyllas?«

»Ja,« antwortete der Hund in seinem Idiom.

»Babolin!« rief die Brocante, »Babolin! kleiner Bettler!«

, »Was gibt's? was gibt's?« fragte Babolin, zur Unzeit aus seinem ersten Schlaf gerissen.

»Meine Karten, Schurke!«

»O! o! o! Karten um diese Stunde, gut, gut, gut, es fehlt uns nur das noch!«

»Meine Karten, sage ich Dir.«

Aber Babolin antwortete nur durch eine Art Knurren, welches andeutete, daß der gute Alte der Muttersprache von Babylas nicht fremd war.

»Laß es mich nicht zweimal sagen, elendes Bübchen!« sagte die Alte.

»Was wollt Ihr mit Euren Karten um diese Stunde thun?« sagte der Straßenjunge in dem Tone eines Mitunterredners, der daran zu verzweifeln beginnt, seinem Gegner Vernunft beizubringen.
»Eure Karten, das ist hübsch, geht! Wenn die Polizei wüßte, daß Ihr die Karten zu so ungebührlicher Zeit, zwei Uhr Morgens, schlägt . . .«

»O mein Gott!« sagte die sanfte Stimme Rose-de-Noëls, »ist es wahr, daß es zwei Uhr Morgens ist?«

»Nein, Töchterchen, es ist kaum Mitternacht,« sagte Babolin, »sieh nur selbst zu.«

Wie um den Streit zu schlichten, schlug die Pendeluhr halb.

»Da hörst Du's ja, es schlägt ein Uhr!« rief Babolin.

»Das heißt halb ein Uhr,« warf die Brocante ein, die nicht das letzte Wort haben wollte.

»O ja, halb ein Uhr. Wer sagt das? Dein verwünschter Kuckuck, der nur mit einem Flügel schlägt. Nun, guten Abend, Mama! seid recht freundlich und laßt den armen Babolin ruhig **pioncer** (schnarchen).«

Wir bitten den Leser wegen des Wortes pioncer um Entschuldigung; aber es war damals noch geläufig.

Die Brocante schien übrigens die Tragweite des Wortes ganz gut zu begreifen, denn sie rief:

»Warte, warte, ich will Dich pioncer, ich!«

Ohne Zweifel begriff Babolin seinerseits, auf welch' unhöfliche Art die Brocante ihn einschläfern oder vielmehr aufwecken wollte, denn er sprang von seinem Bette am Boden auf, und von der Erde auf die Strickpeitsche, nach welcher die Brocante die Hand ausstreckte.

»Ich will nicht die Strickpeitsche von Dir,« sagte die Brocante, »sondern die Karten.«

»Nun, da sind sie, Eure Karten,« indem er sie der Brocante apportirte und die Strickpeitsche hinter seinem Rücken verbarg.

Dann fügte er commentarweise hinzu:

»Wenn das einem nicht den Schweiß austreibt, eine Frau in vorgerücktem Alter ihre Zeit mit

solchen Dummheiten zubringen zu sehen, statt ruhig sich schlafen zu legen!«

»Ist es möglich, daß Du in dem Alter, dem Du Dich mit Riesenschritten näherst, so unwissend bist!« sagte die Brocante mit einer Bewegung voll Verachtung; »aber Du siehst nichts, Du hörst nichts, Du bemerkst nichts.«

»Wenn ich aber sehe, daß es ein Uhr Morgens ist; wenn ich höre, daß ganz Paris schnarcht, ausgenommen wir, und wenn ich Euch bemerke, daß jetzt der Augenblick gekommen, dem Beispiel von ganz Paris zu folgen.«

»Ich bemerke Euch (je vous observe),« war vielleicht kein sehr reines Französisch: aber man erinnert sich wohl, daß die Erziehung Babolins ziemlich vernachlässigt war.

»Ja, scherze, scherze nur, Unglücklicher!« rief die Brocante, indem sie ihm die Karten aus der Hand riß.

»Aber Tag des Himmels! Mutter, was wollt Ihr denn, daß ich bemerken soll?« sagte Babolin, indem er ein ungemein energisches und langes Gebell ausstieß.

»Du hast also Babylas nicht gehört?«

»O ja, Deinen Liebling, es fehlt nur noch das, daß man sich verbunden fühlen müßte, den Herrn zu hören.«

»Du hast ihn also nicht gehört? wiederhole ich Dir.«

»Nun wohl, ich habe ihn gehört.«

»Was hat er gethan?«

»Er hat geseufzt.«

»Und aus seiner Klage hast Du keinen Schluß gezogen?«

»Doch.«

»Nun gut! Welchen Schluß hast Du daraus gezogen? Wir wollen hören.«

»Würdet Ihr mich schlafen lassen, wenn ich's Euch sage.«

»Ja. Träger!«

»Nun gut, ich habe den Schluß daraus gezogen, daß er an einer Unverdaulichkeit leidet. Er hat diesen Abend wie vier gegessen und hat wohl das Recht, wie zwei zu seufzen.«

»Fort,« sagte die Brocante wüthend, »lege Dich, elender Gassenjunge! Du wirst in der Haut eines Blödsinnigen sterben, das prophezeie ich Dir!«

»Nun, nun, Mama, beruhigt Euch; Ihr wißt, daß Eure Prophezeiungen keine Worte des Evangeliums sind und da Ihr mich aufgeweckt, so erklärt mir das Knurren von Babylas.«

»Ein Unglück schwebt über unseren Häuptern, Babolin.«

»Ein Unglück?«

»Ein großes Unglück: Babylas heult nicht ohne Ursache.«

»Ich begreife wohl, Brocante, daß Babylas, dem nichts fehlt, der hier wie der Hahn im Korb ist, nicht zum Vergnügen und ohne Grund heult; aber worüber heult er. Höre, warum seufzest Du, Babylas?«

»Das werden wir sehen, wenn wir seine Karten schlagen. Komm hierher, Phares!«

Phares folgte dieser Aufforderung nicht.

Die Brocante rief ihn zum zweiten Male; aber die Krähe wich nicht von der Stelle.

»Parolen! um diese Stunde,« sagte Babolin, »ist das nicht zu verwundern: es schläft das arme Thier; sie hat Recht und ich tadle sie nicht darob.«

»Rose,« sagte die Brocante.

»Mutter,« antwortete das Kind, seine Lectüre zum zweiten Male unterbrechend.

»Laß Dein Buch, Kleine, und rufe Phares.«

»Phares! Phares!« sang das junge Mädchen mit seiner sanften Stimme, die zu Ludovics Herzen wie der Gesang eines Vogels wiedertönte.

Die Krähe sprang alsbald aus ihrem Glockenturm, beschrieb unter dem Plafond vier oder fünf Kreise und setzte sich dann auf die Schulter des jungen Mädchens, wie wir sie schon früher in dem Kapitel thun sahen, in welchen wir den Lesern das Innere der Wohnung der Brocante zeigten.

»Aber was habt Ihr denn, Mutter?« fragte das Kind; »Ihr scheint ganz bewegt!«

»Ich habe sehr traurige Ahnungen, meine kleine Rose,« antwortete die Brocante; »sieh, wie unruhig Babylas ist, wie Phares bestürzt ist; wenn die Karten nach alle dem noch schlecht liegen, so muß man aus Alles gefaßt sein.«

»Ihr erschreckt mich, Mutter!« sagte Rose-de-Noël.

»Aber was will sie denn, die alte Zauberin?« murmelte Ludovic, »und wozu denn dem Herzen des armen Kindes Angst einjagen? Zum Teufel! obgleich sie davon lebt, und gerade weil sie davon lebt, weiß sie auch wohl, daß ihre Karten Charlatanerie sind. Ich hätte gute Lust, sie, ihre

Krähe und ihre Hunde zu stranguliren.«

Die Karten waren schlecht.

»Wir müssen auf Alles gefaßt sein, Rose!« sagte die Hexe schmerzlich, die, was Ludovic auch davon sagen mochte, ihr Zauberhandwerk ernstlich nahm.

»Aber, gute Mutter,« sagte Rose, »wenn die Vorsehung erlaubt, daß Du vor Deinem Unglück gewarnt werdest, so muß sie Dir zugleich auch die Mittel geben, ihm auszuweichen.«

»Du liebes Kind!« murmelte Ludovic.

»Nein,« sagte die Brocante, »nein, das ist das Traurige; ich sehe das Unglück nahen und weiß ihm nicht zu entkommen.«

»Nun denn, die Schöne rückt vor!« sagte Babolin.

»Ach! mein Gott! mein Gott!« murmelte die Brocante, die Augen zum Himmel erhebend.

»Gute Mutter! gute Mutter!« machte Rose, »das ist vielleicht nichts, wir dürfen uns nicht beunruhigen: was für ein Unglück kann uns denn begegnen? Wir haben nie Jemanden etwas Böses gethan! wir waren nie so glücklich; Herr Salvator wacht über uns. . . ich liebe . . .«

Sie hielt inne; das naive Kind wollte sagen: »Ich liebe Ludovic!« was ihr der Gipfel des Glücks zu sein schien.

»Du liebst was?« fragte die Brocante.

»O Du liebst was?« machte Babolin.

Dann fuhr er mit leiser Stimme fort: »Sprich doch, Rosette, die Brocante glaubt, Zucker, Honig und getrocknete Trauben sei alles, was Du liebst!

O! sie ist gut, die Brocante, herrlich, die Brocante!«

Und Babolin begann nach einer bekannten Melodie zu singen:

Wir lieben von Herzen, wie Jedermann weiß. Herr Lu, Lu, Lu, Herr do, do, do, Herr
Lu, Herr do, Herr Ludovic heiß . . .

Aber Rose-de-Noël warf dem schrecklichen Gassenjungen einen so süßen Blick zu, daß dieser plötzlich abbrach und sagte:

»Nun wohl, nein, nein, Du liebst ihn nicht! Bist Du zufrieden, kleine Schwester meines Herzens? Sprich doch, Brocante; es scheint mir nicht schwer, Verse wie Herr Jean Robert zu machen: Du siehst, ich mache unwillkürlich welche. Ach! es ist entschieden, ich mache mich zum Dichter.«

Aber alles was Rose-de-Noël oder Babolin sagen konnten, war nicht im Stande, die Brocante aus ihren Träumen zu reißen.

Sie drängte deshalb, mit düsterem Tone wieder beginnend:

»Geh' hinaus in Dein Bett, mein Kind! Und Du magst das auch thun, Träger!« fügte sie an Babolin gewandt, der so heftig gähnte, daß die Kinnladen beinahe aus den Fugen gingen; »ich werde indeß nachsinnen und das Unglück zu beschwören suchen. Lege Dich zu Bette, mein Kind.«

»Ach!« machte Ludovic aufathmend, »das ist das erste vernünftige Wort, das Du seit einer Stunde sprichst, alte Hexe.«

Rose-de-Noël stieg in ihr Entresol hinaus: Babolin machte sich's wieder in seinem Neste zurecht und die Brocante schloß, ohne Zweifel um besser nachdenken zu können, das Fenster.



L.

Paul und Virginie.

Ludovic ging dann über die Straße und stützte sich an das gegenüberliegende Haus: von dort beobachtete er die Fenster von Rose-de-Noël, welche sich durch ihre kleinen weißen Vorhänge erleuchteten.

Seit dem Augenblicke, da die Liebe zögernd in seinem Herzen Einzug gehalten, hatte Ludovic alle Tage und den ganzen Tag von Rose-de-Noël geträumt und einen Theil der Nacht unter den Fenstern des Kindes zugebracht, wie Petrus vor der Thüre seiner Regina auf und ab ging.

Es war eine schöne Sommernacht: die Atmosphäre war von jenem durchsichtigen leuchtenden Blau, das der Himmel von Neapel aus den Golf von Baià ergießt. Statt des abwesenden Mondes streuten die Sterne ihre hellsten und sanftesten Lichter aus. Man glaubte sich in eine jener tropischen Landschaften versetzt, wo, wie Chateaubriand sagt, die Dunkelheit nicht Nacht, sondern nur die Abwesenheit des Tages ist.

Ludovic genoß, während er die Augen aus die Fenster Rose-de-Noëls heftete, und sein Herz von den süßesten Gefühlen bewegt war, in träumerisches Sinnen versunken, die unaussprechlichen Süßigkeiten dieser Nacht.

Er hatte Rose nicht gesagt, daß er kommen würde; es war kein Rendezvous zwischen ihm und dem lieben Kinde verabredet; da sie jedoch wußte, daß es sehr selten vorkomme, daß der junge Mann gegen Mitternacht oder ein Uhr Morgens nicht da sei, erwartete er auch, daß sie, sobald sie in ihrem Zimmer wäre, die Fenster öffnen würde; was ihn überdies in dieser Erwartung bestärkte, ist, daß die Fenster, kaum einen Augenblick durch den Reflex der Lichter erhellt, wieder dunkel wurden. Rose-de-Noël hatte das verrätherische Licht in ein kleines Cabinet gestellt.

Dann öffnete sich leise das Fenster und während sie ihren Rosenstock auf die Fensterbank stellte, schweifte der Blick Rose-de-Noëls durch die Straße.

Ihre Augen, welche noch voll Licht waren, konnten einen Moment lang Ludovic in dem Schatten, der sich unter der Thüre des gegenüberstehenden Hauses ausbreitete, nicht erkennen.

Aber Ludovic hatte Alles gesehen, und seine Stimme, welche aus der Entfernung herüber drang, machte, daß das Kind bis in die Tiefe seines Herzens erzitterte.

»Rose!« hatte die Stimme gesagt.

»Ludovic?« antwortete Rose.

Denn wer anders, als Ludovic konnte Rose mit einer so süßen Stimme rufen, daß diese Stimme wie ein Seufzer der Nacht erschien?

Ludovic machte nun einen Sprung und mit diesem Sprung setzte er über die Straße.

Vor dem Hause der Brocante war einer jener hohen Ecksteine, wie man sie nur noch an den Ecken der alten Häuser des Marais findet. Ludovic sprang mehr aus den Eckstein, als er stieg. Oben angekommen, konnte er, wenn er die Hand ausstreckte, die beiden Hände von Rose-de-Noël ergreifen und sie pressen. Er drückte sie lange, ohne etwas zu sagen, nichts anderes murmelnd, als die Worte:

»Rose, liebe Rose!«

Rose murmelte nicht mal den Namen des jungen Mannes: sie sah ihn an und ihre Brust, welche sanft wogte, athmete Leben und Glück.

Was hatten sie auch nöthig, unnütze Worte auszutauschen, diese beiden Kinder, von denen eines so klug wie das andere war, um das Rechte zu fühlen, und eines so unwissend, wie das andere, um den rechten Ausdruck zu finden? Ihr ganzes Herz war in dem zärtlichen Druck ausgegangen. Ihre Stimme hätte kein Wort zu diesem Concerte hinzugefügt, wo die Blicke Lieder sind.

Ludovic hielt Rose-de-Noëls Hände in den seinen, ohne daß Rose daran dachte, sie zurückzuziehen.

Er betrachtete sie mit jener süßen Extase, in die das Kind oder der Blinde, die zum ersten Male das Licht erblicken, getaucht sind.

Und das Stillschweigen brechend, sagte er:

»Ach! Rose! liebe Rose!«

»Freund!« antwortete Rose.

Und in welchem Tone sagte sie jenes einfache Wort *Freund*? mit welcher liebenswürdiger Betonung? wir wüßten es nicht wiederzugeben. Aber dieses eine Wort machte Ludovic vor Entzücken zittern.

»O ja, Dein Freund, Rose!« sagte er: »der zärtlichste, der ergebenste, der ehrfurchtsvollste Freund . . . Dein Freund, Dein Bruder, meine süße Schwester!«

Als er diese Worte aussprach, hörte er ein Geräusch von Schritten; dieses Geräusch, obgleich man es merklich leiser zu machen suchte, scholl in der einsamen Straße, wie aus dem sonoren Pflaster einer Cathedrale.

»Es ist Jemand da!« sagte er.

Und dabei sprang er von seinem Eckstein.

Dann rasch über die Straße eilend, suchte er sich an der Ecke der Rue d'Ulm und der Rue des

Postes ins Dunkel zu stellen.

Von Ferne gewährte er zwei Schatten.

Während dieser Zeit schloß Rose-de-Noël ihr Fenster wieder, blieb jedoch sicher hinter dem Vorhang stehen.

Die beiden Schatten näherten sich: es waren zwei Männer, die ein Haus zu suchen schienen.

Vor dem der Brocante angekommen, blieben sie stehen, betrachteten das Parterre, dann den Entresol, dann den Eckstein, aus welchem vor einem Augenblicke noch Ludovic gestanden.

»Was wollen diese beiden Menschen?« fragte sich Ludovic, indem er über die Straße ging und sich an der Mauer hinschlich, um möglichst nahe zu kommen.

Er ging leise vorwärts und hielt sich so gut verborgen, daß die beiden Unbekannten ihn nicht gewahrten und er den Einen hören konnte, welcher sagte:

»Hier ist es.«

»Hm! was will das bedeuten,« dachte Ludovic, indem er seine Kapsel öffnete und das schärfste Secirmesser herausnahm, um im gefährlichen Fall eine Waffe zu haben.

Aber die beiden Männer hatten ohne Zweifel Alles gesehen, was sie sehen wollten, hatten Alles gesagt, was sie zu sagen hatten; denn sich umwendend, schritten sie quer über die Straße und entfernten sich durch die Rue des Postes.

»O, o!« murmelte Ludovic, »sollte Rose-de-Noël wirklich eine Gefahr bevorstehen, wie die Brocante prophezeit?«

Rose hatte sich, wie gesagt, zurückgezogen und das Fenster geschlossen; aber wie wir ebenfalls gesagt, war sie hinter dem Vorhange stehen geblieben; durch eine Ecke der Scheibe sah sie die beiden Männer sich durch die Rue des Postes entfernen.

Als die beiden Männer verschwunden waren, öffnete sie das Fenster wieder und zeigte sich aufs Neue.

Ludovic stellte sich auf seinen Eckstein und nahm die beiden Hände des jungen Mädchens wieder.

»Was war es denn, Freund?« fragte sie.

»Nichts, liebes Röschen,« antwortete Ludovic, »Ohne Zweifel zwei Verspätete, die nach Hause gingen.« ^

»Ich habe Furcht,« sagte Rose.

»Ich auch,« murmelte Ludovic.

»Du auch,« sagte das junge Mädchen, »Du! Du hattest Furcht? Ich konnte wohl Furcht haben, denn die Brocante hatte mir Angst eingejagt . . .«

Ludovic machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches besagen wollte: »Wahrhaftig! Ich weiß es wohl.«

»Ich muß Dir sagen, lieber Freund,« fuhr Rose fort, »daß ich im Zuge war — das Buch zu lesen, das Du mir gegeben, Du weißt, Paul und Virginie. O! was das hübsch ist! so hübsch, daß ich nicht daran dachte, mich zu Bette zu legen.«

»Liebe, kleine Rose!«

»Ja, es ist wahr; ich wußte jedoch, daß Du kommen mußtest. Nun, ich ging nicht heraus. . . was sagte ich nur?«

»Du sagtest, mein Kind, daß die Brocante Dich in Angst gejagt.«

»Ach ja, richtig; aber sieh, ich habe keine Furcht mehr.«

»Du sagtest auch, daß Paul und Virginie Dich so gut unterhalten, daß Du nicht daran gedacht, herauszukommen.«

»Nein; denke Dir, daß es mir war, als wenn ich träumte und als wenn dieser Traum mich in eine Zeit meines Lebens zurückführte, die ich längst vergessen. Sage doch, Ludovic, Du, der Du so viele Dinge weißt, ist es wahr, daß man schon gelebt, ehe man aus die Welt kommt?«

»O armes Kind, Du entblätterst da mit Deinen kleinen Händen das große Geheimniß, das die Menschen seit sechstausend Jahren mit der Loupe betrachten.«

»So weißt Du also nichts darüber?« antwortete Rose mit trauriger Miene.

»Leider, nein! aber warum machst Du mir diese Frage?«

»Warte, ich will es Dir sagen: weil es mir bei der Lectüre der Beschreibung des Landes, welches Paul und Virginie bewohnten, jener großen Wälder, jener frischen Cascaden, jener leuchtenden Wasser, jenes azurblauen Himmels, weil mir bei dieser Lectüre war, als hätte ich in meinem ersten Leben, in einem Lande, dessen ich mich erst erinnere, seit ich Paul und Virginie gelesen, einem Lande wie das ihre gewohnt, mit Bäumen voll großer Blätter, Früchten wie mein Kopf, mit ungeheuren Wäldern, mit einer goldenen Sonne, mit einem himmelblauen Meere. Sieh' zum Beispiel, das Meer, ich habe es niemals gesehen: und wenn ich nun die Augen schließe, so ist es mir, als läge ich in einem Hamak, wie der von Paul und eine Frau schwarz wie Domingo wiege mich, indem sie mir ein Lied singe. Ach, mein Gott! mein Gott! es scheint mir wenig zu fehlen, so erinnere ich mich der Worte des Liedes, das sie mir singt. Warte! warte! ...«

Und Rose-de-Noël schloß die Augen und machte einen Versuch, im tiefsten Grunde ihres

Gedächtnisses nachzuforschen.

Aber Ludovic drückte ihr lächelnd die Hand.

»Strenge Dich nicht an, kleine Schwester,« sagte er, »es wäre unnütz, wie Du sagtest, es ist ein Traum: Kind, Du würdest Dich doch einer Sache nicht erinnern, die Du weder gesehen, noch gehört.«

»Es ist möglich, daß es ein Traum ist,« sagte Rose-de-Noël traurig: »aber jedenfalls habe ich im Traume ein sehr schönes Land gesehen.«

Und sie versank in eine süße und tiefe Träumerei.

Ludovic ließ sie träumen: denn durch die Dunkelheit sah er ihr Lächeln über seinem Haupte strahlen.

Da diese Träumerei jedoch seiner Ansicht nach etwas zu lange dauerte, sagte er:

»Die Brocante hatte Dir also Angst eingejagt, armes Kind?«

»Ja,« murmelte Rose, den Kopf von oben nach unten werfend, ohne jedoch ganz bei dem zu sein, was Ludovic sagte.

Dieser las in den Gedanken des Kindes wie in einem Buche.

Sie dachte an das schöne Land der Tropen.

»Die Brocante ist ein thöricht Weib,« versetzte Ludovic, »das ich selbst ausschelten will.«

»Du?« fragte Rose-de-Noël erstaunt.

»Oder die ich durch Salvator ausschelten lassen werde,« versetzte der junge Mann etwas verlegen, »denn er kann bei euch ein freies Wort sprechen, dieser Salvator, nicht wahr?«

Die Frage riß das Kind vollends ganz aus seiner Träumerei.

»O mehr als ein freies Wort, Freund,« sagte sie, »er hat die ganze und volle Herrschaft; alles was bei uns ist, gehört ihm.«

»Alles?«

»Ja, alles, Sachen und Leute.«

»Du zählst Dich doch hoffentlich weder unter die Sachen, noch unter die Leute, Rose-de-Noël?« fragte Ludovic.

»Verzeihe mir, mein Freund,« antwortete das Kind.

»Wie!« sagte Ludovic lächelnd, »Du gehörst Salvator, meine liebe, kleine Rose?«

»Gewiß.«

»Unter welchem Titel?«

»Gehört man nicht denen, die man liebt?«

»Du liebst Salvator?«

»Mehr als Alles in der Welt.«

»Du? . . .« rief Ludovic mit einer Art von Erstaunen, das sich in einem Seufzer aussprach.

Und wirklich das Wort lieben im Munde dieses jungen Mädchens und auf einen Andern angewandt als ihn, versetzte Ludovics Herz einen harten Stoß.

»Du liebst also Salvator mehr als Alles in der Welt?« drängte er, als er sah, daß Rose-de-Noël ihm nicht antwortete.

»Mehr als Alles in der Welt,« antwortete das Kind.

»Rose!« sagte Ludovic traurig.

»Nun, was hast Du denn, mein Freund?«

»Du fragst, was ich habe, Rose?« rief der junge Mann, der nahe daran war, ins Schluchzen auszubrechen.

»Gewiß.«

»Du begreifst also nicht?«

»Nein, wahrhaftig nicht.«

»Sagtest Du mir nicht, Rose, daß Du Salvator mehr als Alles auf der Welt liebst?«

»Ja, das sagte ich Dir und ich wiederhole es; in wiefern kann Dir dies Kummer verursachen?«

»Ihn mehr als Alles auf der Welt lieben, heißt das nicht, mich weniger als ihn lieben, Rose?«

»Dich! weniger als ihn! . . . Dich! was sagst Du da, mein Ludovic? . . . Ich liebe ja Salvator wie einen Bruder, wie einen Vater . . . während ich Dich . . .«

»Während Du mich, Rose?...« fuhr der junge Mann zitternd vor Freude fort.

»Während ich Dich, mein Freund, liebe. . . wie . . .«

»Wie? . . . Sprich, Rose, wie liebst Du mich?«

»Wie. . .«

»Vollende!«

»Wie Virginie Paul geliebt.«

Ludovic stieß einen Freudenschrei aus.

»O! liebes Kind! Noch einmal! noch einmal! Sage mir den Unterschied zwischen der Liebe, die Du zu mir hast, und aller andern Liebe! Sage mir, was Du für Salvator thun würdest! Sage mir, was Du für mich thun würdest!«

»Nun gut, so höre Ludovic: zum Beispiel, wenn Herr Salvator stürbe, o! ich wäre sehr traurig! ich wäre sehr unglücklich! ich würde mich niemals trösten! . . . aber wenn Du stürbest, Du. . . wenn Du stürbest, Du,« wiederholte das junge Mädchen leidenschaftlich, »wenn Du stürbest, würde auch ich sterben!«

»Rose! Rose! liebe Rose!« rief Ludovic.

Und sich auf die Zehenspitze stellend und die Hände des jungen Mädchens an sich ziehend, gelang es ihm, seine Lippen auf das gleiche Niveau mit seinen Händen zu bringen und sie voll Inbrunst zu küssen.

Von diesem Augenblicke an war zwischen den beiden jungen Leuten ein Austausch nicht von Worten, nicht von Tönen, sondern von den reinsten Gefühlen und den süßesten Gemüthsbewegungen. Ihre Herzen schlugen einen Schlag und ihr Athem vermischte sich zu einem Athem.

Wer in diesem Momente vorübergekommen wäre, und sie so mitten in dieser heitern Nacht umschlungen gesehen, hätte so zu sagen ein Stück ihrer Liebe, eine Blume aus diesem Strauße, eine Note aus diesem Concert mit sich fortgetragen.

Es war wirklich nichts anbetungswürdiger, als diese Mischung zweier reinen Seelen, zweier unentweihten Herzen, die von der Liebe nichts, als ihr geheimnißvolles Entzücken, ihre poetischen Extasen verlangen: es war das süßeste, was die Feder und der Pinsel seit der liebenden Eva im Blumenparadiese bis zur Mignon von Göthe herab geschaffen, dieser andern Eva, welche am äußersten Ende der Civilisation nicht mehr im Eden des Berges Ararat, sondern in den Gärten Böhmens geboren ist. Wie viel Uhr war es? Sie wären in große Verlegenheit gekommen, wenn sie es hätten sagen müssen, die armen Kinder.

Val de Grace, Saint Jacques du Hautpas und Saint Etienne mochten die Viertelstunden, die halben Stunden, die Stunden mit der ganzen Kraft ihres Hammers schlagen, sie hörten es nicht und der Blitz hätte in die Straße einschlagen können, sie hätten ihm sicher nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als dem unbekanntem Ziel der vom Himmel fallenden Sterne.

Und doch machte ein weit schwächeres Geräusch, als die Stimmen der Uhren Ludovic plötzlich erzittern.

Rose de-Noël hatte gehustet.

Ein kalter Schweiß trat dem jungen Manne auf die Stirne.

O! dieser Husten, er erkannte ihn: es war der, welchen er mit so viel Mühe bekämpft und besiegt.

»Verzeihung! Verzeihung, Rose, meine liebe Rose!« rief er.

»Verzeihung, wofür. Was habe ich Dir zu verzeihen, mein Freund?« sagte sie.

»Du hast kalt, mein geliebtes Kind.«

»Ich kalt?« sagte das erstaunte und zu gleicher Zeit über diese Aufmerksamkeit Ludovics entzückte Kind.

Das arme Kind hörte — mit Ausnahme von Salvator — nie mit solcher Besorgtheit von sich sprechen.

»Ja, Rose, Du hattest kalt. Du hast gehustet; es ist spät, Du mußt Dich in Dein Zimmer zurückziehen, Rose.«

»Zurückziehen!« sagte sie.

Und sie sprach dieses Wort mit einem Tone aus, als hätte sie sagen wollen: »Aber ich glaubte, wir würden ewig hier bleiben!«

Ludovic antwortete deßhalb auch aus den Gedanken, nicht aus das Wort.

»Nein, meine liebe Rose,« sagte er, »nein, unmöglich, Du mußt Dich zurückziehen; es ist nicht der Freund, der Dir dies sagt, sondern der Arzt, der es verordnet.«

»Gute Nacht denn, böser Arzt!« sagte sie traurig.

Dann fügte sie mit ihrem süßesten Lächeln hinzu:

»Aus Wiedersehen, mein liebster Freund!«

Und indem sie dies sagte, beugte sie sich so tief zu Ludovic herab, daß die Locken ihrer Haare die Stirne des jungen Mannes berührten.

»O! Rose! . . . Rose!« murmelte er liebevoll.

Dann sich auf die Zehenspitzen stellend, erhob er seinen Kopf, verlängerte seinen ganzen Körper, so daß seine Lippen sich auf der gleichen Höhe mit der weißen Stirne des jungen

Mädchens befanden.

»Ich liebe Dich, Rose!« sagte er leise, indem er diese reine Stirne küßte.

»Ich liebe Dich!« wiederholte das junge Mädchen, indem sie den Kuß ihres Geliebten empfing.

Dann verschwand sie und kehrte so rasch in ihren Käsig zurück, daß man hätte glauben können, sie sei fortgeflogen.

Ludovic sprang auf die Erde, aber er hatte nicht Zeit gehabt, drei Schritte rückwärts zu machen — denn er wollte beim Weggehen nicht einen Moment den Anblick des Fensters verlieren — als dieses Fenster sich wieder öffnete.

»Ludovic!« sagte die sanfte Stimme Rose-de-Noëls.

Der junge Mann sprang vorwärts und war wieder auf dem Eckstein, ohne zu wissen, wie er heraufgekommen.

»Rose,« sagte er, »bist Du unwohl?«

»Nein,« antwortete das junge Mädchen, den Kopf schüttelnd, »aber ich erinnere mich.«

»Wie! Du erinnerst Dich! und wessen?«

»Daß ich gelebt habe, ehe ich lebte,« sagte sie.

»Mein Gott!« sagte Ludovic, »bist Du toll?«

»Nein; Du weißt, in dem schönen Lande, das ich eben wiedersah, als ich Kind war und wie Virginie in einem Hamak lag, und daß meine Wärterin eine gute Negerin, mit Namen . . . warte . . . oh! Sie hatte einen wunderlichen Namen! . . . sie hieß . . . Danae! . . . und eine gute Negerin, Namens Danae, während sie meinen Hamak wiegte sang.«

Und Rosa sang auf eine Wiegenmelodie, die ersten Worte suchend, als ob sie nur schwer und eines nach dem andern ihrem Gedächtnisse vergegenwärtigten:

»Dodo! Dodo! Piti monde a mamau! Maman chanter, maman cuit vous nanan!«

Ludovic betrachtete Rose de Noël mit tiefem Erstaunen.

»Warte, Warte,« fuhr diese fort:

»Vaisseau qui là, si vou te sage,

Porté poissons, porté bagage . . .«

»Rose! Rose!« rief Ludovic, »weißt Du wohl, daß Du mich erschreckst?«

»Warte, warte,« sagte Rose, »das Kind antwortete:

Mauvais, bon Dié! Pas vée droumi, Moi vlé danger . . .

Die Mutter:

Ca d là, Zami!

Paic bouche à vou, n'a pas fait moi la paine! Fermé grands yeux, tendé coulé fntaine. .

»Rose! Rose!«

»Warte doch, es ist noch nicht aus; das Kind fährt fort:

Mauvais, bon Dié! Pas vlé droumi, Moi vlé danser . . .

Die Mutter:

Ca d là, Zami!

Fourré dans fleurs pitis bras, piti tête;Moi voir là-bas cherché vous méchant bête!Ce chien la mer qui rodé dans bois nous,Si vous pas bon, li caler nanan vous.Ti monde à moi! N'a pas fait moi la peine,Fermé grands yeuy, tendé coulé fontaine.

Das Kind:

Maman, bon Dié! Moi vlé droumi, Pas vlé danger . . .

Die Mutter:

Oui nanan pour Zami,

Li va grandi! Li va droumi, droumi!. . . «

Rose hielt inne.

Ludovic keuchte.

»Das ist alles!«

Und sie hustete noch einmal.

»Geh jetzt zurück, gehe zurück,« sagte Ludovic, »wir werden später wieder davon sprechen . . . Ja, ja, Du erinnerst Dich an mich, liebe Rose; ja, wie Du so eben sagtest, wir haben schon einmal gelebt, ehe wir das Licht der Welt erblickten.«

Und Ludovic sprang von dem Eckstein herab.

»Ich liebe Dich!« rief ihm Rose zu, indem sie das Fenster schloß.

»Ich liebe Dich,« gab ihr Ludovic so laut zurück, daß diese drei reizenden Worte noch durch das halb geschlossene Fenster dringen konnten. »O!« sagte er dann bei sich, »wie seltsam! Das ist wohl ein creolisches Lied, was sie mir da gesungen. Woher kam denn das arme Kind, als die Brocante es aufflas? . . . Morgen gleich werde ich Salvator darüber befragen.

»Es müßte mich Alles täuschen, wenn Salvator nicht mehr von Rose-de-Noël wüßte, als er davon sagt.«

In diesem Augenblick schlug es drei Uhr und ein leichter weißlicher Lichtstreifen, der sich im Osten zeigte, verkündete, daß der Tag nicht mehr zu erscheinen zögern werde.

»Schlafe wohl, liebes Kind meines Herzens,« sagte Ludovic. »Bis morgen!«

Und wie wenn Rose-de-Noël diese Worte gehört und sie in ihrem Herzen ein Echo fänden, öffnete sich das Fenster wieder und das Kind rief Ludovic zu:

»Bis morgen!«

LI.

Der Boulevard des Invalides.

Die Scene, welche zur gleichen Stunde auf dem Boulevard des Invalides, Hotel de la Mothe-Houdan, vor sich ging, obgleich im Grunde mit den beiden Scenen, welche wir so eben erzählt, durchaus ähnlich, war doch in der Form verschieden.

Bei Rose-de-Noël war die Liebe noch in der Knospe.

Bei Regina öffnete sie den Kelch.

Bei Frau von Marande war sie in voller Blüthe.

Welches ist der köstlichste Moment der Liebe? Mein ganzes Leben habe ich dieses Räthsel gesucht, ohne es finden zu können. Ist es die Stunde, wo sie entsteht? ist es die Stunde, wo sie wächst? ist es die Stunde, wo sie, nahe am Stillestehen, als duftende und süße Frucht in das goldene Kleid der Reise fällt?

Welches ist der Augenblick, wo die Sonne ihre schönsten Strahlen hat? Ist es im Morgenrothe? Ist es im Mittagsglanze? Ist es um die Stunde, wo sie, zum Untergang sich neigend, den Rand ihrer purpurnen Scheibe in die lauen Wogen des Meeres taucht?

O! ein Anderer möge das sagen, ein Anderer möge es aussprechen, ein Anderer möge entscheiden, wir würden zu sehr fürchten, uns über eine so wichtige Frage zu täuschen.

Dies ist denn auch der Grund, weßhalb wir nicht zu sagen wissen, wer von Jean Robert, Ludovic oder Petrus der Glücklichste und wer die süßesten Freuden der Liebe bot, Frau von Marande, Rose-de-Noël oder Regina.

Damit man jedes beneide und vergleiche, wollen wir sagen, welche Worte, welche Blicke, welches Lächeln der Trunkenheit die beiden Liebenden, oder vielmehr die beiden Verliebten . . . finden wir ein Wort, lieber Leser, finden wir ein Wort, schöne Leserin, um meinen Gedanken zu malen: die beiden Verliebten? nein, die beiden Liebenden? — welche Worte, welche Blicke, welches Lächeln der Trunkenheit die beiden Liebenden in dieser hellen und glänzenden Nacht austauschten.

Petrus war gegen halb ein Uhr vor dem Gitter des Hotels angekommen.

Nachdem er ein Langes und Breites sieben bis acht Touren auf dem Boulevard des Invalides gemacht, um zu sehen, ob ihn Niemand beobachte, duckte er sich an der Ecke, welche die rechtwinklige Mauerwand bildete, in welche das Gitter eingefügt war.

Er stand dort ungefähr seit zehn Minuten, die Augen mit einem gewissen düstern Ausdruck auf die geschlossenen Sommerläden geheftet, durch die er kein Licht gewahrte; er begann zu

zittern, daß Regina nicht zum Rendezvous kommen könne, als er ein kleines hm! hm! ganz leise aussprechen hörte, was auf die Anwesenheit einer zweiten Person auf der andern Seite der Mauer deutete.

Petrus antwortete mit einem ähnlichen hm! hm!

Und wie wenn diese beiden einsilbigen Worte dieselbe Zauberkraft gehabt, wie das Wort Sesam, öffnete sich die kleine, zehn Schritte von dem Gitter entfernte Thür auf geheimnißvolle Weise, ohne daß man selbst die Hand bemerkte, die sie aufzog.

Während dieser Zeit hatte sich Petrus an der Mauer von dem Gitter nach der Thüre hingeschlichen.

»Sind Sie es, meine gute Nanon?« fragte Petrus leise, als er mit seinen verliebten Augen durch die Dunkelheit der finstern Lindenallee, welche bis zur Thüre führte, jene alte Frau bemerkte, die jeder andere, als er, für ein Phantom gehalten haben würde.

»Ich bin es,« antwortete Nanon im gleichen Tone; denn es war wirklich die gute alte Amme Regina's.

O, die Ammen! von der Amme der Phädra bis herab zu der Giulietta's, von der Amme Giulietta's bis zu der Regina's!

»Und die Prinzessin?« fragte Petrus.

»Sie ist hier.«

»Sie erwartet uns?«

»Ja.«

»Aber es ist weder Licht an dem Fenster ihres Zimmers, noch ihres Gewächshauses.«

»Sie ist am Rondel des Gartens.«

Nein, sie war nicht mehr dort, sie war am Ende der Allee, wo sie wie eine weiße Vision erschien.

Petrus flog ihr entgegen.

Zwei Worte vermischten sich zwischen vier Lippen.

»Liebe Regina!«

»Lieber Petrus!«

»Sie hatten mich also gehört?«

»Ich hatte Sie vermuthet.«

»Regina!«

»Petrus!«

Man hätte es für das Echo des ersten Kusses halten können, der sich wiederholte.

Dann zog Regina Petrus lebhaft fort.

»Nach dem Rondel,« sagte sie.

»Wo Sie wollen, meine Liebe.«

Und die beiden jungen Leute, schnellfüßig, wie Hippomenes und Atalante, schweigsam wie die Sylphen und Undinen, die, ohne sie zu krümmen, über die hohen Gräser des Blumenthals hinschweben, kamen in einem Augenblicke nach dem Theile des Gartens, welchen man das Rondel nannte.

Das Rondel, in welchem Petrus und Regina sich niederließen, war das süßeste Liebesnest, das man sich denken konnte: scheinbar von allen Seiten durch Hagebuchen umschlossen, wie das Rondel eines wahrhaften Labyrinthes, begriff man nicht, wo ein Eingang sein sollte, und war man drinnen, wie man wieder herauskommen sollte: die Bäume, die schon unten am Stamme sehr nahe bei einander standen, waren an ihren Gipfeln so unentwirrbar mit ihren Zweigen verschlungen, daß man es für die Maschen eines Gestrückes von grüner Seide halten konnte, was den beiden Liebenden, die sich darunter befanden, das Aussehen zweier in einem ungeheuren Netze gefangenen Schmetterlinge gab.

Und doch waren die Blätter nicht so eng verwoben, daß die Strahlen der Sterne nicht hätten hindurchdringen können: aber mit welcher Schüchternheit schienen sie sich durch diese Blätter zu stehlen, mit welch' unendlicher Vorsicht schienen sie die Smaragde aus den goldenen Sand zu streuen.

In diesem Rondel war es noch dunkler, als anderwärts.

Regina war köstlich gekleidet, ganz weiß, wie eine Braut.

Es war eine Soiree im Hotel, aber Regina hatte Zeit gefunden, ihre Salontoilette mit einem großen Pudermantel von gesticktem Battist mit weiten Ärmeln zu vertauschen, der ihre prachtvollen Arme sehen ließ: nur um Petrus nicht warten zu lassen, hatte sie ihre Juwelen anbehalten.

Ihr Hals war mit einer Schnur seiner Perlen umgeben, die wie eben so viele Tropfen hart gewordener Milch erschienen: zwei Diamanten, jeder von der Größe einer Erbse, glänzten in ihren Ohren: ein Strom von Brillanten war in ihre Haare ergossen und Bracelets von Smaragd, Rubin, Saphir, in allen Formen, Ketten, Blumen und Schlangen umwanden ihre Arme.

Sie war entzückend schön! Von glänzender und seiner Weiße wie der Mond und rings, wie dieser, von Sternen umgeben!

Als Petrus anhalten, aufathmen, stehen konnte, war er ganz geblendet. Niemand weniger, als dieser junge Mann, der Maler, Dichter und Liebender zugleich war, konnte sich Rechenschaft von dem Feengemälde geben, das er vor Augen hatte: dies leuchtende und schauernde Gehölz, dieser moosige, von Veilchen und Leuchtwürmern durchzogene Boden, von welchen die Einen ihren Duft, die Anderen ihr Licht ausstrahlten! aus einem nahen Zweige eine Nachtigall, welche ihr nächtliches Lied sang und ihren Rosenkranz melodischer Töne abperlte, und sie, Regina! sie! aus seinen Arm gestützt! berauschend und berauscht! Der Mittelpunkt dieses reizenden Gemäldes! Eine Statue von rosa Alabaster! . . .!

Man wird zugeben, daß dies mehr war, als es brauchte, um einen Gleichgültigen verliebt und einen Verliebten verrückt zu machen; es war ein voller, echter *Sommernachtstraum*, — ein Traum der Liebe und des Glückes.

Petrus gab sich all diesen Berausungen hin.

Aber wie schrecklich für den armen Petrus! mitten unter diesen Berausungen war auch die des Reichthums.

Gewiß wäre Regina ohne Perlen, ohne Diamanten, ohne Rubine, ohne Smaragde, ohne Saphir immer noch schön gewesen, denn sie wäre Frau geblieben; aber war es bei ihrem Namen Regina genug für sie, Frau zu sein, mußte sie nicht auch ein wenig Königin sein?

Leider! war es das, was sich Petrus zugleich, vor Liebe und Kummer seufzend sagte: er erinnerte sich des Geständnisses, das er seiner Geliebten zu machen hatte.

Er öffnete den Mund, um ihr Alles zu sagen; aber es war ihm, als ob noch viele andere Worte, als die dieses demüthigenden Geständnisses auf seinen Lippen schwebten, auf der Schwelle seines Herzens sich drängten.

»Später! später!« murmelte er leise.

Und als Regina sich auf eine Moosbank setzte, legte er sich zu ihren Füßen, ihre Hände küssend und zwischen den Juwelen, welche ihre Arme bedeckten, nach einem Platze suchend, auf den er seine Lippen pressen könnte.

Regina sah wohl, daß alle diese Bracelets Petrus genirten.

»Entschuldigen Sie mich, mein Freund,« sagte sie, »ich bin gekommen wie ich war. Ich wollte Sie nicht warten lassen: und dann hatte ich Eile, Sie zu sehen. Helfen Sie mir, mich dieser Juwelen entledigen.«

Dann drückte sie ein Schloß nach dem andern an ihren Bracelets aus und ließ alle diese in Gold gefaßten Rubinen, Smaragde und Saphire wie einen Funkenregen um sich her fallen.

Petrus wollte sie ausheben.

»O, lassen Sie das, lassen Sie das!« sagte sie mit jener aristokratischen Sorglosigkeit des Reichthums, »das ist Nanons Sache. Sieh, mein vielgeliebter Petrus, da sind meine Arme und meine Hände: sie gehören jetzt ganz Dir: keine Ketten mehr, nicht mal goldene: keine Fesseln mehr, nicht mal diamantene!«

Was sollte man daraus sagen? Niederknien und anbeten.

Petrus überließ sich, wie der Indier, der süßen Träumerei, der stummen Betrachtung der Schönheit, einer Trunkenheit, die der des Hadschidschs glich.

Nach einem stummen Augenblicke, während welches sein Blick in den von Regina versunken und seine Seele in der Seele des jungen Mädchens wieder auszuleben schien, rief er in leidenschaftlicher Begeisterung:

»O meine geliebte Regina! Gott kann mich jetzt zu sich rufen, denn ich habe die Hände und die Lippen jener unbekanntes Blume berührt, welche man das menschliche' Glück nennt, und ich habe gelebt. Nie, selbst in den kühnsten Hoffnungen nicht, hatte« mein süßester Traum mir einen kleinen Theil der Freuden gegönnt, die Sie wie eine wohlthätige Göttin über mich ausstreuen. Ich liebe Sie, Regina, über jeden Ausdruck, über Zeit und Leben hinaus, und die Ewigkeit scheint mir kaum zu genügen, um Ihnen zu wiederholen: Ich liebe Dich, Regina, ich liebe Dich!«

Die junge Frau ließ von selbst ihre Hand auf seine Lippen fallen.

Regina saß, wie gesagt, und Petrus lag zu ihren Füßen; aber die Hand Regina's küssend, erhob er sich halb; den Arm um ihren Hals schlingend, erhob er sich ganz.

So kam es, daß er aufrecht stand und sie saß.

Auf diese Weise beherrschte er sie mit der ganzen Größe seines Wuchses.

Nun trat ihm der Gedanke an seine Armuth wieder vor die Seele und er stieß einen Seufzer aus.

Regina zitterte: sie verstand wohl, daß dies ein Seufzer des Schmerzes und nicht der Liebe sei.

»Was haben Sie denn, mein Freund?« fragte sie mit einem gewissen Schrecken,

»Ich? Nichts!« sagte Petrus, den Kopf schüttelnd.

»Gewiß,« sagte Regina, »Sie sind traurig, Petrus; sprechen Sie, ich will es.«

»Ich hatte schweren Kummer, meine Freundin.«

»Sie.«

»Ja.«

»Wann?«

»In letzter Zeit.«

»Und Sie haben mir nichts davon gesagt, Petrus? Nun, was ist Ihnen denn geschehen? Sprechen Sie, sprechen Sie!«

Und Regina erhob den Kopf, um Petrus besser zu sehen.

Seine schönen Augen waren voll Liebe und glänzten wie die in ihrem Haare zerstreuten Diamanten. Wenn nichts dagewesen, als die Augen Reginas, so hätte Petrus vielleicht gesprochen.

Aber es waren auch Diamanten da.

Die Diamanten blendeten ihn.

O! war es nicht wirklich ein grausames Geständniß, das darin bestand, dieser großen Dame, die ebenso reich als schön, zu enthüllen, daß sie einen armen Teufel von Maler zum Geliebten habe, dessen Meubles man in vier bis fünf Tagen im Aufstreich verkaufe?

Und dann dieser arme Teufel von Maler, war er bei dem Geständniß seiner Armuth gegenüber der reichen Frau nicht gezwungen, zu gleicher Zeit seiner mackellosen Freundin zu gestehen, daß er ein schlechter Sohn habe sein müssen?

Diesmal noch fehlte ihm der Muth.

»Böse,« sagte er, »ist es nicht ein tiefer Kummer, Paris verlassen und sechs Tage leben zu müssen, ohne Sie zu sehen?«

Regina zog ihn an sich, indem sie ihm die Stirne darbot.

Petrus preßte seine Lippen mit einem Zittern der Freude daraus, das seine Gesichtszüge erhellte.

In diesem Augenblicke berührte das aussteigende Licht des Mondes gerade die Stirne von Petrus.

Als sie ihn durch dieses doppelte Licht so glänzend beleuchtet sah, konnte Regina einen Schrei der Bewunderung nicht zurückhalten.

»Sie sagen mir bisweilen, Petrus, daß ich schön sei.«

Der junge Mann unterbrach sie.

»Ich sage es Ihnen immer, Regina!« rief er: »wenn nicht mit meinen Lippen, so doch mit

meinem Herzen.«

»Nun, lassen Sie mich Ihnen einmal sagen, daß Sie schön sind!«

»Wie?« jagte Petrus erstaunt.

»Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie schön sind und daß ich Sie liebe, mein edler van Dyk. Ich sah gestern im Louvre das Portrait des großen Malers, dessen Talent Ihnen Gott gegeben und dessen Namen ich Ihnen gebe. Als ich mich erinnerte, in Genua die Liebesgeschichte van Dyks mit der Gräfin von Brignoles erzählen gehört zu haben, war ich im Begriffe, Ihnen zu sagen . . . — sieh, wie sich das glücklich trifft, mein Petrus, daß ich Dich in jenem Momente nicht traf! — ich war im Begriffe, Dir zu sagen: Ich gehöre Ihnen, wie sie ihm gehörte, denn Sie sind schön wie er, und ich liebe Dich gewiß noch mehr, als sie ihn liebte!«

Petrus stieß einen Freudenschrei aus.

Dann ließ er sich neben ihr nieder, umschlang ihre Hüfte und zog sie sanft an sich.

Regina bog sich wie ein Palmbaum unter dem Abendwind, und ihr Haupt aus Petrus' Brust senkend, hörte sie lächelnd die rascheren Schläge des Herzens, deren jeder ihr sagte: »Regina, ich liebe Dich!«

Es war wirklich eine reizende Gruppe, diese schönen jungen Leute, so eng umschlungen, und der Engel des Glückes hätte sie sollen in dieser Ekstase versteinern.

Das Wort erstarb aus ihren Lippen. Was hatten sie sich zu sagen? Der Athem von Petrus liebte die Haare der jungen Frau und ließ sie erzittern, wie eine Sinnpflanze unter dem Hauche eines Vogels.

Sie hatte die Augen geschlossen und genoß im Innern die unaussprechlichen Freuden, welche die Religion die Sterblichen hoffen läßt, wenn sie in einer andern Welt unter dem Blicke des Herrn erwachen werden.

Eine Stunde verstoß aus solche Weise in diese: berausenden Lethargie: Jedes genoß seinerseits das Glück, das es dem Andern gab, und sog es wollüstig schweigend ein, wie wenn ein zu lautes Aussprechen eines solchen Glückes die Sterne, die es beleuchteten, eifersüchtig machen müßte.

Aber weder das Eine noch das Andere entging dem Einfluß der liebevollen Umarmung: ihr Athem wurde gepreßter, ihr Blick feuchter: ihr Hauch schien eine Klage: ihr Blut schien wie eine ansteigende Fluth das Herz überschwemmt zu haben und schlug in den Arterien ihrer Stirne.

Regina wachte plötzlich wie ein Kind aus, das sich einem bösen Traume entreißt, und an allen Gliedern zitternd, während die Lippen an denen des jungen Mannes beinahe klebten, murmelte sie:

»Geh . . . geh . . . verlasse mich, Petrus!«

»Schon!« sagte der junge Mann, »schon! . . . Warum Dich verlassen, mein Gott?«

»Ich sagte Dir, Du sollst gehen, Inniggeliebter: geh . . . geh!«

»Droht uns eine Gefahr, angebeteter Engel?«

»Ja, eine große, eine furchtbare!«

Petrus erhob sich und sah um sich.

Regina ließ ihn wieder sich setzen und sagte mit einem Lächeln, das dem Schreck nicht fremd ist:

»Nein, die Gefahr ist nicht, wo Du sie suchst, mein Freund.«

»Wo ist sie denn?« fragte Petrus.

»Sie ist in uns, sie ist in unsern Herzen, sie ist auf unsern Lippen, sie ist in dem Drucke Deiner Arme, in den Ketten der meinen. . . Habe Mitleid mit mir, Petrus . . . ich liebe Dich zu sehr!«

»Regina! Regina!« rief Petrus, indem er den Kopf des jungen Mädchens zwischen seine Hände preßte und sie leidenschaftlich küßte.

Der Druck dauerte unbeschreiblich lange. In diesem feurigen und doch reinen Kuß, wie der von zwei Engeln, vermischten sich ihre Seelen. Ein Stern schoß vom Himmel und schien einige Schritte von ihnen zu fallen.

Regina riß sich mit einer letzten Anstrengung aus den Armen des jungen Mannes.

»Fallen wir nicht vom Himmel wie er, mein inniggeliebter Petrus,« sagte Regina, indem sie ihn mit ihren beiden in Thränen der Liebe getauchten Augen ansah.

Petrus nahm sie bei der Hand, zog sie an sich und hauchte ihr einen Kuß auf die Stirne, der nicht reiner unter den Lippen eines Bruders hätte sein können.

»Im Angesichte Gottes, der uns sieht,« sagte er, »im Angesichte der Sterne, die seine Augen sind, gebe ich Dir diesen Kuß als Zeichen der höchsten Achtung und der tiefsten Ehrfurcht.«

»Danke, mein Freund,« sagte Regina. »Deine Stirne.«

Petrus gehorchte, und die junge Frau gab ihm den Kuß zurück, den sie so eben von ihm empfangen.

In diesem Moment schlug es Drei und Nanon erschien.

»In einer halben Stunde wird es Tag sein,« sagte sie.

»Du siehst, Nanon,« machte Regina, »wir sagen uns Lebewohl.«

Sie trennten sich.

Aber in dem Augenblicke, als ihre Hände sich loslassen wollten, hielt Regina Petrus' Hand.

»Freund,« sagte sie, »morgen, hoffe ich, wirst Du einen Brief von mir erhalten.«

»Ich hoffe dasselbe,« sagte der junge Mann.

»Aber einen guten Brief.«

»Alle Deine Briefe sind gut, Regina, mir ist der letzte immer der Beste.«

»Dieser wird der Beste der Besten sein.«

»O mein Gott! ich bin so glücklich, daß ich mich beinahe fürchte.«

»Habe keine Furcht und sei glücklich!« sagte Regina.

»Was wirst Du mir denn in diesem Briefe sagen, meine innig geliebte Freundin?«

»O habe Geduld und warte: müssen wir uns nicht Glück für die Tage aufbewahren, wo wir uns nicht mehr sehen?«

»Dank, Regina: Du bist ein Engel.«

»Auf Wiedersehen, Freund!«

»Auf ewig? nicht wahr?«

»Geht,« machte Nanon, »wie ich sagte, da bricht der Tag an.«

Petrus senkte den Kopf und ging weg, den Blick beständig nach der jungen, Frau gewandt.

Was sagte Nanon und was sprach sie vom Tage?

In diesem Momente bedeckte sich der Himmel in den Augen der Liebenden mit einem Schleier, die Nachtigall hörte auf zu singen, die Sterne verschwanden am Himmel, und der ganze für sie geschaffene Feenzauber schien mit ihrem letzten Kuß verschwunden.



LII.

Die Rue de Jerusalem.

Salvator hatte, als er die drei jungen Leute verließ, gesagt: »Ich will Herrn Sarranti zu retten suchen, den man in acht Tagen hinrichtet.«

Nachdem er die drei jungen Leute hatte Jeden seines Weges gehen lassen, eilte er nach der Rue d'Enfer, ging durch die Rue de la Harpe und über den Pont St. Michel, dann an dem Quai hin und beinahe im selben Momente, in dem jeder seiner Freunde zu seinem Rendez-vous kam, stand er vor dem Hotel der Präfectur.

Wie das erste Mal hielt der Concierge Salvator an und fragte ihn:

»Wohin gehen Sie?«

Wie das erste Mal nannte sich Salvator.

»Verzeihung, mein Herr,« sagte der Concierge, »ich hatte Sie nicht erkannt.«

Salvator ging vorüber.

Dann ging er über den Hof, trat unter dem Bogen ein, stieg in das zweite Stockwerk und kam in das Vorzimmer, wo sich der Huissier des Dienstbureaus befand.

»Herr Jackal?« fragte Salvator.

»Er erwartet Sie,« antwortete der Huissier, indem er die Thüre zum Cabinet des Herrn Jackal öffnete.

Salvator trat ein und gewahrte den Polizeichef in der Tiefe eines Voltaire-Fauteuil begraben.

Als Herr Jackal den jungen Mann erscheinen sah, erhob er sich und ging ihm lebhaft entgegen.

»Sie sehen, daß ich Sie erwartete, lieber Herr Salvator,« sagte er zu ihm.

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte Salvator nach seiner Gewohnheit mit ziemlich viel Stolz und Verachtung.

»Haben Sie mir nicht gesagt,« fragte ihn Jackal, »daß es sich ganz einfach um eine kleine Expedition in der Umgegend von Paris handle?«

»Allerdings,« antwortete Salvator.

»Lassen Sie satteln,« sagte Herr Jackal zu dem Huissier.

Dieser ging.

»Setzen Sie sich, lieber Herr Salvator,« sagte Jackal, indem er dem jungen Mann einen Sitz anwies. »In fünf Minuten können wir gehen. Ich hatte Ordre gegeben, die Pferde aufgezäumt in Bereitschaft zu halten.«

Salvator setzte sich, aber nicht auf den Stuhl, den ihm Herr Jackal angewiesen, sondern auf einen andern entfernteren.

Man hätte glauben können, der junge Mann mit dem reinen Instincte meide die Berührung mit dem Leithunde der Polizei.

Herr Jackal bemerkte diese Bewegung, zeigte aber nur durch eine leichte Bewegung der Augenbrauen, daß er sie bemerkt.

Dann zog er seine Tabaksdose aus der Tasche, setzte seiner Nase tüchtig mit Tabak zu und sagte, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte und die Brille abnahm:

»Wissen Sie, woran ich dachte, als Sie eintraten, lieber Herr Salvator?«

»Nein, mein Herr, ich habe keine Ahnungsgabe, auch ist es nicht mein Beruf.«

»Nun wohl, ich fragte mich, woher Sie diese Macht der Liebe zur Menschheit haben mögen?«

»Aus meinem Gewissen, mein Herr,« antwortete Salvator, »und ich habe immer vor Allem, selbst vor den Versen des Virgil, jenen Vers des carthagischen Dichters bewundert, der ihn vielleicht nur gemacht, weil er ein Slave war:

Homo sum et nil humani a me alienum puto.[Ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd.]

»Ja, ja,« sagte Herr Jackal, »ich kenne den Vers: er ist von Terenz, nicht wahr?«

Salvator machte ein Zeichen der Bejahung mit dem Kopfe.

Herr Jackal fuhr fort:

»Wahrhaftig, mein lieber Herr Salvator,« sagte er, »wenn das Wort Philantrop noch nicht existierte, man müßte es für Sie schaffen. Der glaubwürdigste Journalist der Welt—wenn ein Journalist je glaubwürdig war — würde morgen schreiben, daß Sie mich um Mitternacht ausgesucht, um mich mit einer guten Handlung zu verbinden, die man ihm nicht glaubte: noch mehr, man würde bei Ihnen irgend ein Interesse bei dieser uninteressirten Handlung voraussetzen. Ihre politischen Freunde würden nicht ermangeln, Sie zu desavouiren, und ganz laut zu schreien, Sie seien an die bonapartistische Partei verkauft: denn sich so daraus zu pikiren, diesem Herrn Sarranti das Leben zu retten, der aus der andern Welt kömmt, den Sie vielleicht nie gesehen, als in dem Augenblicke, da er aus der Place de l'Assomption verhaftet wurde! diese Beharrlichkeit, mit der Sie einem Gerichtshose beweisen wollen, daß er sich absolut getäuscht

hat und daß er einen Unschuldigen verurtheilte, heißt das nicht, würden Ihre politischen Freunde sagen, den eclatantesten Beweis des Bonapartismus geben?«

»Einen Unschuldigen retten, Herr Jackal, heißt einen Beweis von Rechtlichkeit geben. Ein Unschuldiger gehört keiner Partei an oder vielmehr er gehört zur Partei Gottes.«

»Ja, ja, gewiß, und das ist klar und genügend für mich, der ich Sie von langer Zeit her kenne und der seit alten Zeiten weiß, daß Sie, wie man sagt, ein Freidenker sind. Ja, ich weiß, daß man schlecht ankäme, wollte man so fest gewurzelte Meinungen angreifen. Man wird es deßhalb auch bleiben lassen. Aber, wenn es Jemand unternähme, wenn man Sie zu verleumden suchte? . . .«

»Das wäre verlorene Mühe, mein Herr: Niemand würde es glauben.«

»Ich war in Ihrem Alter,« sagte Herr Jackal mit einer leichten Tinte von Melancholie; »ich hatte über Meinesgleichen dieselbe Ansicht, die Sie davon haben. Ich habe es seitdem bitter bereut und habe wie Mephistopheles gerufen — Sie haben Ihre Citation gemacht, lieber Herr Salvator, erlauben Sie, daß ich die meinige mache — ich habe wie Mephistopheles gerufen: »Glaube unser einem. Dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht! Es findet sich in einem ewigen Glanze, uns hat er in die Finsterniß gebracht. . .««

»Gut,« sagte Salvator, »ich werde Ihnen wie der Doctor Faust antworten: »»Allein ich will!««

»Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang!« fuhr Herr Jackal fort, die Citation zu Ende führend.

»Was wollen Sie?« antwortete Salvator, »der Himmel hat mich so geschaffen. Die einen sind von Natur zum Bösen getrieben; ich dagegen fühle mich durch einen natürlichen Instinct, durch eine unwiderstehliche Macht zum Guten getrieben. Damit will ich Ihnen sagen, mein Herr Jackal, daß alle Philosophen, die pedantischsten und die geschwätzigsten, wenn sie sich mit einander verbänden, mich nicht von meinem Vorsatz abzubringen vermöchten.«

»O Tugend! Tugend!« murmelte Herr Jackal mit einer Art Entmuthigung, indem er traurig den Kopf schüttelte.

Salvator glaubte, daß der Augenblick gekommen sei, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Seiner Ansicht nach entwürdigte Herr Jackal melancholisch die Melancholie.

»Da Sie mir die Ehre erzeigt, mich zu empfangen, Herr Jackal,« sagte er, »so erlauben Sie mir, mit wenigen Worten Sie an den Zweck meiner Expedition zu erinnern, die ich Ihnen vorgestern vorgeschlagen.«

»Ich höre, lieber Herr Salvator,« antwortete Herr Jackal.

Aber kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Huissier die Thüre wieder öffnete und meldete, daß der Wagen angespannt sei.

Herr Jackal erhob sich.

»Wir können aus dem Wege plaudern, lieber Herr Salvator,« sagte er und nahm seinen Hut, indem er dem jungen Mann ein Zeichen machte, daß er vorangehen möge.

Salvator verbeugte sich und ging.

Als sie in den Hof gekommen waren, setzte Herr Jackal, nachdem er den jungen Mann in den Wagen hatte steigen lassen, den Fuß aus den Tritt und fragte:

»Wohin gehen wir?«

»Aus den Weg von Fontainebleau nach der Cour-de-France.«

Herr Jackal wiederholte den Befehl.

»Jedoch durch die Rue Macon,« fügte der junge Mann hinzu.

»Durch die Rue Macon?« fragte Herr Jackal.

»Ja, bei mir vorüber, wir haben dort einen Reisegefährten mitzunehmen.«

»Teufel, wenn ich das gewußt,« rief Herr Jackal, »so hätte ich die Berline statt des Coupe befohlen.«

»O,« sagte Salvator, »seien Sie ruhig, er wird Sie nicht geniren.«

»Rue Macon, Nr. 4,« sagte Herr Jackal.

Der Wagen fuhr ab.

Einige Sekunden später hielt er vor der Thüre des Herrn Salvator.

Salvator trat ein, indem er die Gangthüre mit seinem Schlüssel öffnete.

Kaum hatte er den Fuß auf die erste Stufe der Wendeltreppe gesetzt, als das obere Ende sich erhellte.

Fragola erschien mit einem Lichte in der Hand und gleich einem Sterne, den man von der Tiefe eines Brunnens erblickt.

»Bist Du es, Salvator?« sagte sie.

»Ja, Liebe.«

»Kehrst Du zurück?«

»Nein, ich werde erst Morgen um acht Uhr nach Hause kommen.«

Fragola stieß einen Seufzer aus.

Salvator ahnte diesen Seufzer mehr als daß er ihn hörte.

»Fürchte Nichts,« sagte er, »es hat keine Gefahr.

»Nimm immerhin Roland mit.«

»Ich kam, ihn zu holen.«

Und Salvator rief Roland.

Als ob er nichts, als diesen Ruf gehört, kam der Hund die Treppe herabgesprungen und legte die beiden Tatzen aus den Hals seines Herrn.

»Und ich?« fragte Fragola traurig.

»Komm!« sagte Salvator.

Wir haben so eben das junge Mädchen einem Sterne verglichen.

Ein Stern, der am Himmel hingleitet, und in einigen Secunden den Raum von einem Horizonte zum andern durchmißt, gleitet nicht schneller daran hin, als Fragola an der Rampe der Treppe hinab.

Sie lag in dem Arme des jungen Mannes.

Dort beschwichtigten sie das ruhige Lächeln und das glänzende Auge Salvators.

»Bis Morgen, oder vielmehr heute um acht Uhr,« sagte sie.

»Bis heute um acht Uhr.«

»Geh, mein Salvator,« sagte sie, »Gott ist mit Dir.«

Und sie folgte dem jungen Manne mit den Augen, bis die Thüre geschlossen war.

Salvator nahm seinen Platz bei Herrn Jackal wieder ein und rief zum Kutschenschlag hinaus:

»Folge mir.«

Und als wenn Roland wüßte, wohin es ginge, folgte er nicht nur, sondern sprang sogar in der Richtung der Barrière Fontainebleau voraus.

LIII.

Das Schloß von Viry,

Für diejenigen unserer Leser, welche den Zweck der Expedition Salvators, Herrn Jackals und Rolands nicht wissen sollten, wollen wir einige Worte von dem sagen, was zwei Tage vorher geschehen.

Als Salvator die von dem Könige für die Rückkehr des Abbé Dominique bestimmte Frist mit Riesenschritten herannahen sah, hatte er Herrn Jackal aufgesucht und zu ihm gesagt:

»Sie haben mir die Erlaubnis gegeben, Sie jedes Mal auszusuchen, so oft ich Ihnen eine Ungerechtigkeit mitzutheilen oder ein Uebel, das wieder gut gemacht werden könnte, zu bezeichnen hätte.«

»In der That, mein lieber Herr Salvator,« antwortete Herr Jackal, »ich erinnere mich, das gesagt zu haben.«

»Nun gut, ich komme, um mit Ihnen von der Verurtheilung des Herrn Sarranti zu sprechen.«

»Ah! Sie kommen, um mit mir von dieser Verurtheilung zu sprechen.«

»Ja.«

»Gut denn, sprechen wir davon,« hatte Herr Jackal gesagt, indem er seine Brille abnahm.

Salvator fuhr fort:

»Mein Herr, wenn Sie die Ueberzeugung hätten, daß Herr Sarranti unschuldig ist, würden Sie, um ihn zu retten. Alles thun, was in Ihren Kräften steht?«

»Natürlich, lieber Herr Salvator.«

»Gut denn, so werden Sie mich verstehen; ich habe diese Ueberzeugung.«

»Unglücklicher Weise,« hatte Herr Jackal gesagt, »besitze ich sie nicht.«

»Ich komme deßhalb zu Ihnen, um Sie Ihnen zu geben; ich habe nicht bloß die Ueberzeugung, sondern auch den Beweis von der Unschuld des Herrn Sarranti.«

»Sie, lieber Herr Salvator? Ah! um so besser.«

Salvator bestätigte das, was er durch ein Zeichen des Kopfes andeutete.

»Sie haben diesen Beweis?«

»Ja.«

»Nun gut, warum zeigen Sie ihn mir nicht in diesem Falle?«

»Ich komme eben, um Sie zu bitten, mir ihn ans Tageslicht bringen zu helfen.«

»Ganz zu Ihrer Verfügung, lieber Herr Salvator: sprechen Sie rasch.«

»Nein, ich komme nicht um zu sprechen; Worte sind keine Beweise; ich komme, um zu handeln.«

»So handeln wir.«

»Können Sie über die nächste Nacht verfügen?« Herr Jackal warf Salvator von der Seite einen Blick zu, rasch wie der Blitz.

»Nein,« sagte er.

»Und über die übernächste Nacht?«

»Gewiß; nur muß ich wissen, wie viel Zeit Sie mich in Anspruch nehmen.«

»Für einige Stunden bloß.«

»Ist die Expedition innerhalb Paris oder außerhalb?«

»Außerhalb Paris.«

»Wie viel Meilen ungefähr?«

»Vier bis fünf Meilen.«

»Gut!«

»Dann werden Sie also bereit sein?«

»Ich stehe zu Ihren Diensten.«

»Um wie viel Uhr?«

»Von Mitternacht an mit Leib und Seele.«

»Uebermorgen also, um Mitternacht?«

»Uebermorgen um Mitternacht.«

Und Salvator hatte Herrn Jackal verlassen.

Es war acht Uhr Morgens.

Unter dem Bogen war er an einem Menschen vorübergekommen, der so fest in einer langen Redingote mit aufrechtstehendem Kragen stack, daß sie expreß gemacht schien, um das Gesicht zu verdecken.

Er hatte nicht weiter darauf geachtet.

Die Leute, welche Herrn Jackal Besuche machten, hatten bisweilen ernste Gründe, ihre Besuche nicht mit offenem Visir zu machen.

Der Mann war zu Herrn Jackal hinaufgegangen.

Man meldete Herrn Gérard.

Herr Jackal hatte eine Art Freudenschrei ausgestoßen und die Thüre war hinter ihnen ins Schloß gefallen.

Die Conferenz hatte beinahe eine Stunde gedauert.

Vielleicht werden wir später erfahren, was der Gegenstand dieser Conferenz gewesen; für den Augenblick sind wir genöthigt, Salvator, Herrn Jackal und Roland aus dem Wege nach Fontainebleau zu folgen.

Der Weg wurde rasch zurückgelegt.

An dem Pont Godeau angekommen, sagte Salvator zu dem Kutscher, er solle halten, und man stieg aus.

»Ich glaube,« sagte Herr Jackal, »daß wir unsern Hund verloren: das wäre schade, denn er hat das Aussehen eines sehr gescheidten Thieres.«

»Er ist von außerordentlicher Gescheidtheit,« sagte Salvator: »im Uebrigen werden Sie sehen.«

Herr Jackal und Salvator folgten dem Apfelbaumweg, den unsere Leser bereits kennen und der an dem Gitter des Parkes endigte.

Vor dem Gitter fanden sie Roland, der sie erwartete und im Mondlicht ausgestreckt und den Kopf erhoben dalag, ganz wie die großen egyptischen Sphinxen.

»Da!« sagte Salvator.

»Hübsches Besitzthum!« sagte Herr Jackal, indem er seine Brille aussetzte und durch das Gitter in die Tiefe des Parkes blickte. »Und wie kommt man da hinein?«

»O sehr leicht, wie Sie sehen werden!« antwortete Salvator. »Auf, Brasil!«

Der Hund sprang mit *einer* Bewegung auf die vier Pfoten.

»Ich glaubte, Sie hießen Ihren Hund Roland,« sagte Herr Jackal.

»In der Stadt, ja; aber auf dem Lande nenne ich ihn Brasil. Das ist eine ganze Geschichte, die ich Ihnen an ihrem Orte erzählen werde. — Da Brasil!«

Salvator war an den Theil der Mauer gekommen, den er zu besteigen die Gewohnheit hatte.

Brasil hatte sich aus die Aufforderung seines Herrn genähert.

Salvator nahm ihn und hob ihn mit ausgestreckten Armen in die Höhe, wie wir es ihn bei der ersten Expedition, der wir angewohnt, haben thun sehen, bis zur Mauerkappe, an welcher sich Brasil mit beiden Vorderpfoten anklammerte, während er ihm die beiden Hinterpfoten aus die Schulter setzte.

»Spring!« sagte Salvator.

Der Hund sprang und fiel aus der andern Seite herab.

»Ah! ah!« machte Herr Jackal, »ich fange an zu begreifen, das ist eine Art, uns den Weg zu zeigen.«

»Allerdings. Nun kömmts an uns,« sagte Salvator, indem er sich mit der Kraft der Fäuste bis zu der Mauerkappe emporschwang und sich rittlings aus die Mauer setzte.

Von hier aus bot er Herrn Jackal beide Hände und sagte:

»Nun Sie!«

»Ah!« antwortete dieser, »das ist unnöthig.«

Und er schwang sich, wie Salvator zuvor gethan, mit einer Leichtigkeit aus die Mauer, die der junge Mann nicht entfernt bei ihm vermuthet hatte.

Freilich hatten die Hände bei seiner Magerkeit kein großes Gewicht zu tragen.

»Dann brauche ich mich nicht weiter um Sie zu kümmern,« sagte der junge Mann.

Und sprang aus der andern Seite hinab.

Herr Jackal that das Gleiche mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, die von großer gymnastischer Uebung zeugte.

»Nun,« sagte Salvator, indem er Brasil mit einer Geberde zurückhielt, »wissen Sie, wo wir sind?«

»Nein,« sagte Herr Jackal; »aber ich hoffe, daß Sie mir die Güte erzeigen, es mir zu sagen.«

»Wir sind im Schlosse von Viry.«

»Ah! ah! Viry! . . . Was ist das?«

»Ich will Ihrem Gedächtniß aufhelfen: im Schlosse von Viry, bei dem ehrenwerthen Herrn Gérard.«

»Bei dem ehrenwerthen Herrn Gérard? Hm! . . . der Name ist mir nicht unbekannt.«

»Nein, ich glaube wenigstens; es ist das Besitzthum, das er seit längeren Jahren nicht mehr bewohnte und das er an Herrn Loredan de Valgeneuse vermietet hatte, um Mina dort zu verbergen.«

»Mina? . . . welche Mina?« fragte Herr Jackal.

»Es ist das junge Mädchen, das in Versailles entführt worden,«

»Ah! schön! Und was ist aus ihr geworden?«

»Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine kleine Anekdote zu erzählen, Herr Jackal?«

»Erzählen Sie, mein lieber Herr Salvator; Sie wissen, wie gerne ich Ihnen zuhöre.«

»Nun gut, einer meiner Freunde in Rußland (er war in St. Petersburg) hatte die Unklugheit, als er bei einem großen Herrn spielte, eine sehr schöne, mit Diamanten besetzte Tabatiere aus den Spieltisch zu legen; die Tabatiere war verschwunden. Er hielt große Stücke auf die Tabatiere.«

»Das läßt sich begreifen.«

»Es war weniger wegen der Diamanten, als wegen der Person, die sie ihm geschenkt.«

»Ich hätte aus beiden Gründen große Stücke darauf gehalten.«

»Nun gut, da er ebenso große Stücke aus einem Grunde daraus hielt, als Sie aus zwei Gründen, so vertraute er sein Mißgeschick dem Herrn des Hauses an, indem er alle Arten von Umschweifen anwandte, um ihm endlich zu sagen, daß ein Dieb in seinem Hause sei. Aber zu seiner großen Verwunderung schien der Herr des Hauses nicht sonderlich erstaunt.«

»»Geben Sie mir das genaue Signalement Ihrer Tabatiere!«« sagte er zu ihm.

»Mein Freund gab es ihm.

»»Gut,«« sagte er, »»ich werde versuchen, sie wieder zu bekommen.««

»»Sie werden sich wohl an die Polizei wenden?««

»»O keineswegs; das wäre das Mittel, sie nie wieder zu sehen. Sagen Sie im Gegentheile Niemanden ein Wort von dem Diebstahl.««

»»Aber welches Mittel werden Sie denn anwenden?««

»»Das ist meine Sache: ich werde es Ihnen sagen, wenn ich Ihnen die Tabatiere wieder zurückgebe.««

»Nach Verfluß von acht Tagen erschien der große Herr bei meinem Freunde.

»»Ist es diese?«« fragte er ihn, indem er eine Tabatiere vorwies.

»»Gewiß!«« sagte mein Freund.

»»Das ist Ihre Tabatiere?««

»»**Gewiß.**««

»»Gut, so nehmen Sie sie; aber legen Sie sie nie mehr auf die Spieltische; ich begreife, daß man sie Ihnen gestohlen; sie ist zehntausend Franken wie eine Kopeke werth.««

»»Wie zum Teufel konnten Sie sie aber wieder bekommen?««

»»Es war einer meiner Freunde, der sie Ihnen genommen: ein Graf so und so.««

»»Und Sie haben es gewagt, sie wieder von ihm zu verlegen?««

»»Sie wieder von ihm verlangen? O nein, er würde sich durch eine solche Reclamation verletzt gefühlt haben.««

»»Wie haben Sie es dann gemacht?««

»»Wie er es selbstgemacht: ich habe sie ihm gestohlen.««

»Ha, ha!« machte Herr Jackal.

»Begreifen Sie das Gleichniß, lieber Herr Jackal?«

»Ja; Herr von Valgeneuse hatte Mina Justin entführt.«

»Das ist's: und ich habe Mina Herrn von Valgeneuse entführt.«

Herr Jackal stopfte seine Nase mit Tabak voll. »Ich habe nichts davon gewußt,« sagte er.

»Nein.«

»Wie kam es, daß Herr von Valgeneuse nicht zu mir kam, um sich bei mir zu beschweren?«

»Wir haben die Sache mit einander abgemacht, lieber Herr Jackal.«

»Wenn die Sache abgemacht ist . . .« sagte der Polizeimann.

»Bis auf neue Ordre wenigstens.«

»Sprechen wir nicht mehr davon.«

»Nein, sprechen wir von Herrn Gérard.«

»Ich höre.«

»Gut, wie ich Ihnen sagte, Herr Gérard halte das Schloß seit langen Jahren verlassen.«

»Einige Zeit nach dem Diebstahl des Herrn Sarranti und dem Verschwinden seines Neffen und seiner Nichte, diese Thatsachen kenne ich; sie wurden durch die Verhandlungen vor den Assisenhof verwiesen.«

»Ist die Art und Weise, wie der Neffe und die Nichte des Herrn Gérard verschwanden, Ihnen bekannt?«

»Nein; Sie wissen, Herr Sarranti hatte seine Betheiligung an der Sache beharrlich geleugnet.«

»Er hatte Recht; denn als Herr Sarranti das Schloß von Viry verließ, waren die beiden Kinder vollkommen am Leben und spielten auf dem Grasplatz.«

»Er hat es wenigstens gesagt.«

»Nun, mein Herr Jackal,« sagte Salvator, »ich weiß, was aus diesen Kindern geworden ist.«

»Bah!«

»Ja.«

»Sprechen Sie, lieber Herr Salvator, Sie interessiren mich lebhaft!«

»Das junge Mädchen wurde durch einen Messerstich der Madame Gérard getödtet und der kleine Junge durch Herrn Gérard ertränkt.«

»In welcher Absicht?« fragte Herr Jackal.

»Sie vergessen, daß er sowohl Pflegevater, als Erbe der Kinder war.«

»O was sagen Sie mir da, lieber Herr Salvator. Ich habe Madame Gérard nicht gekannt . . .«

»Die niemals Madame Gérard, sondern einfach Orsola war.«

»Das ist möglich: aber ich habe Herrn Gérard, den ehrenwerthen Herrn Gérard, wie man ihn nannte, gekannt.«

Und die Lippe des Herrn Jackal zog sich zu einem Lächeln zusammen, das nur ihm eigenthümlich war.

»Nun,« sagte Salvator, »der ehrenwerthe Herr Gérard ertränkte den kleinen Jungen, während seine Frau dem kleinen Mädchen den Hals abschnitt.«

»Und Sie können mir die Beweise davon liefern?« sagte Herr Jackal.

»Gewiß.«

»Wann?«

»Augenblicklich . . . wenn Sie mir nur folgen wollen.«

»Da ich mal so weit gegangen bin . . .« sagte Herr Jackal.

»So muß man auch bis zum Ende gehen, nicht wahr?«

Herr Jackal machte mit dem Kopfe und den Schultern ein Zeichen der Zustimmung.

»Kommen Sie,« sagte Salvator.

Und Beide gingen an der Parkmauer hin bis zum Hause, während Salvator mit Stimme und Geberden Brasil zurückhielt, der durch eine unsichtbare und unbekante Macht nach einem Punkte des Parkes hingezogen schien.



LIV.

Herr Jackal bedauert, daß Salvator ein rechtschaffener Mann.

So kamen sie bis zu dem Perron des Schlosses.

Das Schloß war ganz dunkel; kein Fenster war erhellt; offenbar war es öde und verlassen.

»Warten wir hier einen Augenblick, mein lieber Herr Jackal,« sagte Salvator; »ich will Ihnen sagen, wie das geschehen.«

»Nach Ihrer Vermuthung?«

»Nach meiner Ueberzeugung. Wir haben vor uns den Teich, wo man den kleinen Knaben ertränkt hat und hinter uns den Keller, wo man dem kleinen Mädchen den Hals abgeschnitten. Fangen wir mit dem Keller an.«

»Ja; aber um mit dem Keller anzufangen, muß man ins Haus hinein kommen.«

»Das darf Sie nicht beunruhigen; das letzte Mal, als ich hier war, dachte ich, man könnte eines Tages wiederkommen wollen und nahm den Thüreschlüssel mit. Treten wir ein.«

Roland wollte den beiden Männern folgen.

»Ganz schön, Brasil!« sagte Salvator. »Bleiben wir da, bis der Herr uns ruft.«

Brasil setzte sich und wartete.

Salvator trat zuerst ein.

Herr Jackal folgte ihm.

Salvator schloß die Thüre hinter sich. »Sie sehen im Dunkeln wie die Katzen und Luchse, nicht wahr, Herr Jackal?« fragte Salvator.

»Vermittelst meiner Brille,« sagte Herr Jackal, indem er sie bis zur Stirne emporhob: »ja, mein lieber Herr Salvator . . . ich sehe genug, wenigstens so viel, daß mir kein Unglück begegnet.«

»Gut denn, so folgen Sie mir.«

Salvator ging durch den Corridor zur Linken.

Herr Jackal folgte ihm.

Der Corridor führte über ein Dutzend Stufen, wie man sich erinnert, zur Küche hinab, und die Küche in den Speisekeller, wo sich die furchtbare Scene ereignete, die wir erzählt haben.

Salvator ging ohne Aufenthalt durch die Küche.

»Hier ist der Ort,« sagte er.

»Wie, hier?« fragte Herr Jackal.«

»Hier wurde Madame Gérard erdrosselt.«

»Ah, hier.«

»Ja, — nicht wahr, Brasil, hier?« sagte Salvator, die Stimme erhebend.

Man hörte ein Geräusch, wie eine Wasserhose: durch eine Scheibe des Fensters fiel der Hund brummend zu den Füßen seines Herrn und des Herrn Jackal nieder.

»Was soll das?« fragte der Polizeimann zurückprallend.

»Es ist Brasil, der Ihnen zeigt, wie die Sache vor sich gegangen.«

»O! o!« machte Herr Jackal, »hätte etwa Brasil durch Zufall die arme Madame Gérard erdrosselt?«

»Er selbst.«

»Dann ist ja Brasil ein elender Meuchelmörder, der eine Kugel verdient.«

»Brasil ist ein edler Hund, der den Montyonpreis verdient.«

»Erklären Sie sich.«

»Brasil hat Madame Gérard erdrosselt, weil sie im Begriff war, die kleine Leonie zu ermorden; er liebte das Kind, er hörte es schreien, er kam — nicht wahr, Brasil?«

Brasil ließ ein unheimliches und langes Geheul vernehmen.

»Jetzt,« fuhr Salvator fort, »wenn Sie daran zweifeln, daß es hier geschehen, so zünden Sie ein Licht an und betrachten Sie die Steinplatten.«

Als wenn es die einfachste Sache von der Welt wäre, ein Feuerzeug, Schwefelhölzchen und ein Licht bei sich zu tragen, zog er aus seiner Redingote ein Phosphorfeuerzeug und einen Wachsstock.

Fünf Sekunden später war der Wachsstock angezündet und warf ein Licht umher, daß Herr Jackal mit den Augen blinzelte.

Man hätte glauben sollen, wie bei den Nachtvögeln sei die Finsterniß sein Tag.

»Beugen Sie sich hinab,« sagte Salvator.

Herr Jackal beugte sich hinab.

Eine leichte röthliche Farbe bedeckte die Steinplatten.

Salvator deutete mit dem Finger darauf.

Man hätte leugnen können, daß dieser Fleck ein Blutfleck, so schwach war er; aber Herr Jackal erkannte ihn ohne Zweifel als solchen, denn er machte keinen Einwurf.

»Nun wohl,« sagte er, »was beweist dieses Blut? Es kann ebenso gut das Blut von Madame Gérard als von der kleinen Leonie sein.«

»Dieses,« sagte Salvator, »ist aber wirklich das Blut von Madame Gérard.«

»Wie erkennen Sie es?«

»Warten Sie.«

Salvator rief Brasil.

»Brasil!« sagte er, »warm! hier! warm!«

Und er zeigte dem Hunde die Blutspur.

Der Hund legte die Nase auf die Steinplatte; aber er zog brummend die Lefzen zurück und suchte den Stein zu beißen.

»Sie sehen!« sagte Salvator.

»Ich sehe, daß Ihr Hund wüthend ist, das ist Alles, was ich sehe.«

»Warten Sie! . . . Jetzt will ich Ihnen das Blut der kleinen Leonie zeigen.«

Herr Jackal sah Salvator mit tiefem Erstaunen an.

Salvator nahm den Wachsstock aus den Händen von Herrn Jackal und sagte, indem er in den Raum ging, welcher auf den Holzkeller folgte, und in der Richtung der Thüre, welche in den Garten führte, auf den Steinplatten andere röthliche Flecken zeigte:

»Sehen Sie, das ist das Blut des kleinen Mädchens. — Nicht wahr, Brasil?«

Diesmal näherte Brasil sanft seine Lefzen der Steinplatte, als wollte er sie küssen. Er stieß ein peinliches Geheul aus und berührte die Steinplatte mit der Spitze seiner Zunge.

»Da sehen Sie!« sagte Salvator. »Das kleine Mädchen war noch nicht ganz hingewürgt; während Brasil Orsola erdrosselte, rettete sich jene in den Garten.«

»Hm, hm!« machte Herr Jackal; »dann?«

»Nun gut; das ist, was das kleine Mädchen betrifft. Später werden wir uns mit dem kleinen Jungen beschäftigen.«

Und das Wachlicht auslöschend, gab er es Herrn Jackal zurück.

Dann gingen Beide in den Garten.

»Hier,« sagte Salvator, »sind wir im zweiten Theile des Drama's. Hier ist der Teich, wo Herr Gérard den kleinen Victor ertränkte, während Madame Gérard das kleine Mädchen ermordete.«

Mit vier Schritten war man am Ufer des Teiches.

»Nun, Brasil,« rief Salvator, »sag' uns ein wenig, wie Du den Leichnam Deines jungen Herrn aus dem Wasser gezogen.«

Brasil, als wenn er ganz gut verstanden, was man von ihm erwartete, ließ es sich nicht zwei Mal sagen; er stürzte sich in den Teich, schwamm ungefähr bis zum dritten Theile, tauchte unter, erschien wieder, und legte sich dann mit einem unheimlichen Geheul zu Boden.

»Wahrlich, ein Hund,« sagte Herr Jackal, »der ganz sicher Munito in Schach geschlagen hätte.«

»Warten Sie, warten Sie!« versetzte Salvator.

»Ich warte,« machte Herr Jackal.

Salvator führte Herrn Jackal an den Fuß eines dichten Gehölzes.

Dort forderte er ihn auf, seinen Wachsstock wieder anzuzünden.

Herr Jackal gehorchte.

»Sehen Sie,« sagte Salvator, indem er dem Polizeimann eine tiefe Narbe in dem Stamme eines der Bäume zeigte, welche das Gehölz bildeten, »sehen Sie und sagen Sie mir, was das ist!«

»Es scheint mir das Loch einer Kugel zu sein,« sagte Herr Jackal.

»Und ich bin dessen gewiß,« sagte Salvator.

Dann nahm er ein kleines spitzes Messer, das als Messer, Dolch und Skalpel dienen konnte, schnitt in die Wunde des Baumes und alsbald fiel ein kleines Stück Blei heraus.

»Sie sehen! Die Kugel ist noch da,« sagte er.

»Ich sage nicht nein,« machte Herr Jackal; »aber was beweist eine Kugel in dem Stamm eines Baumes? Man mußte sehen, durch was sie vorher ging, ehe sie hierher gelangte.«

Salvator rief Brasil.

Brasil kam herbei.

Salvator nahm den Finger des Herrn Jackal und legte ihn zuerst auf die rechte und dann auf die linke Seite Brasils.

»Fühlen Sie nicht?« fragte er.

»Allerdings fühle ich.«

»Was?«

»Etwas wie zwei Narben.«

»Gut.« sagte Salvator, »Sie fragten, durch was die Kugel gegangen: Sie wissen es jetzt.«

Herr Jackal betrachtete Salvator mit steigender Bewunderung.

»Jetzt kommen Sie!« sagte Salvator.

»Wo gehen wir hin?« fragte Herr Jackal.

»Wohin Horaz sagt, daß man gehen müsse, zur Entwicklung: Ad eventum festina.«

»Ach, lieber Herr Salvator,« rief Herr Jackal, »welches Unglück, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind!«

Und er folgte Salvator.

LV.

Das leere Nest.

»Jetzt,« sagte Salvator, indem er an dem Teiche hinging, »jetzt begreifen Sie alles, nicht wahr?«

»Noch nicht ganz,« sagte Herr Jackal.

»Nun, während man das kleine Mädchen im Keller tödtete, ertränkte man den kleinen Knaben in dem Teiche. Brasil lief auf das Geschrei des kleinen Mädchens herbei, erdrosselte Orsola oder Madame Gérard, wie Sie wollen; dann nachdem er Madame Gérard erwürgt, suchte er seinen andern Freund, den kleinen Knaben, fand ihn in der Tiefe des Teiches, trug ihn auf den Grasplatz, erhielt eine Kugel durch den Leib, die, nachdem sie ihm durch den Leib gegangen, sich in dem Stamm des Baumes festsetzte, wo wir sie gefunden. Der grausam verwundete Hund rettete sich heulend. Dann nahm der Mörder den Leichnam des kleinen Knaben, trug ihn fort und begrub ihn.«

»Begrub ihn,« machte Herr Jackal, »und wo das?«

»Wo Sie ihn sehen werden.«

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

»Wo ich ihn selbst gesehen,« fügte Salvator hinzu.

Herr Jackal schüttelte abermals den Kopf.

»Aber, wenn Sie ihn sehen? . . .« sagte Salvator.

»Wahrlich, wenn ich ihn sehe . . .« machte Herr Jackal.

»Was werden Sie dann, sagen?«

»Ich werde sagen, daß er da ist.«

»Auf denn!« sagte der junge Mann.

Er verdoppelte den Schritt.

Wir kennen den Weg, den sie einschlagen. Wir sahen das eine Mal Herrn Gérard, das andere Mal Herrn Salvator ihn einschlagen; das erste Mal das Verbrechen, das zweite Mal die Rechtlichkeit.

Brasil ging zehn Schritt vor ihnen und drehte sich jede fünf Minuten um, um zu sehen, ob man

ihm folge.

»Da sind wir,« sagte Salvator, indem er in das Gebüsch trat.

Herr Jackal folgte ihm aus dem Fuße.

Brasil jedoch blieb, wie wenn er sich getäuscht sähe, stehen.

Statt mit der Schnauze die Erde zu beschnüffeln und den Boden mit den Pfoten aufzuscharren, blieb er aufrecht, von allen Seiten Lust einschnoppernd und brummend.

Salvator, der in allen Gedanken Brasils eben so leicht zu lesen schien, als Brasil in den seinen, begriff, daß etwas Ungewöhnliches vor sich gehe.

Er sah um sich.

Sein Blick ruhte aus Herrn Jackal: der Mond beleuchtete ihn in diesem Augenblicke.

Der Polizeimann hatte ein seltsames Lächeln aus seinen Lippen.

»Sie sagen also, daß hier der Ort sei?« fragte Herr Jackal.

»Er war wenigstens hier,« antwortete Salvator.

Dann wandte er sich an den Hund und rief:

»Suche Brasil!«

Brasil näherte seine Schnauze der Erde; dann ließ er, den Kopf erhebend, ein trauriges Geheul hören.

»O, o!« sagte Salvator, »haben wir uns getäuscht, mein guter Brasil? Suche! . . . Suche! . . .«

Aber Brasil schüttelte den Kopf, als wollte er antworten, es sei unnöthig zu suchen.

»Bah,« sagte Salvator zu dem Hunde, »sollte?. . .«

Und sich selbst aus die Kniee werfend, that er, was der Hund hätte thun sollen, das heißt, er steckte seine Hand tief in die Erde.

Die Sache war um so leichter, als die Erde erst kürzlich durchgejätet schien und war.

»Nun?« fragte Herr Jackal.

»Nun,« sagte Salvator mit rauher Stimme, denn seine letzte Hoffnung verschwand, »der Leichnam ward geraubt.«

»Das ist bedauerlich,« sagte Herr Jackal, »Teufel! Teufel! Teufel! Das wäre ein Probe

gewesen . . . Suchen Sie wohl.«

Trotz des sichtlichen Widerwillens, den er hatte, seine Hand mit dieser Erde in Berührung zu bringen, steckte Salvator seinen Arm bis an die Schulter in die Grube und wiederholte, als er ausstand, mit blassem Gesichte und schweißgebadeter Stirne:

»Der Leichnam wurde gestohlen!«

»Gut!« sagte Herr Jackal, »durch wen?«

»Durch den, welcher ein Interesse hatte, ihn verschwinden zu lassen.«

»Sind Sie sicher, daß hier ein Leichnam war?« fragte Herr Jackal.

»Ich sage Ihnen, daß ich hier an diesem Platze, von Roland, von Brasil, wie Sie wollen, geführt, das Skelett des kleinen Victor gefunden, der dort begraben worden, nachdem ihn sein Oheim ertränkt und Roland aus dem Wasser gezogen. — Nicht wahr, Roland, er war da?«

Roland stand auf, stemmte seine beiden Pfoten gegen Salvators Brust und ließ ein langes, trauriges Geheul hören.

»Wann war er da?« fragte Herr Jackal.

»Noch vorgestern,« sagte Salvator; »er wurde also in der gestrigen Nacht fortgeschafft.«

»Natürlich! . . . Natürlich!« versetzte Herr Jackal, ohne daß man eine Veränderung in seiner Stimme oder in seinem Gesichte bemerken konnte, »da Sie behaupten, er sei vorgestern noch dagewesen.«

»Ich behaupte nicht, ich versichere,« sagte Salvator.

»Teufel! Teufel! Teufel!« wiederholte Herr Jackal.

Salvator sah dem Polizeimann ins Gesicht.

»Gestehen Sie,« sagte er zu ihm, »daß Sie im Voraus wußten, wir würden hier nichts finden!«

»Herr Salvator, ich glaube alles, was Sie mir sagen, und da Sie mir sagten, wir würden hier was finden . . .«

»Gestehen Sie mir, Sie ahnen, wer den Leichnam gestohlen!«

»Wahrhaftig, mein lieber Herr Salvator, ich ahne nichts.«

»Sacrebleu! mein lieber Herr Jackal,« rief der junge Mann, »Sie haben heute nicht Ihren scharfsichtigen Tag,«

»Ich gestehe,« antwortete Herr Jackal mit vollkommener Bonhomie, »diese nächtliche Scene,

in einem öden Parke, am Rande einer Grube, ist nicht geeignet, auch selbst dem Schlauesten Scharfsinn zu leihen, und ich mag thun, was ich will, ich ahne nicht, wer das Skelett fortgenommen,«

»Wenigstens kann es nicht Herr Sarranti sein, da er im Gefängniß ist.«

»Nein,« sagte Herr Jackal; »aber seine Mitschuldigen könnten es sein; denn wer sagt, daß der Leichnam nicht von Herrn Sarranti hierher gelegt worden sei? wer sagt, daß Herr Sarranti das Kind nicht ertränkt, das der Hund herausgezogen?«

»Ich! ich! ich!« machte Salvator, »ich sage es! und der Beweis . . . Aber nein, Gott sei Dank! ich hoffe einen bessern, als den zu finden. . . Sie geben zu, nicht wahr, daß der, welcher den Leichnam fortgenommen, der Mörder ist?«

»Sie gehen sehr weit.«

»Oder wenigstens sein Mitschuldiger?«

»Es wäre allerdings einiger Verdacht vorhanden.«

»Roland hierher!« sagte Salvator.

Der Hund kam.

»Holla! Roland, es ist Jemand während der letzten Nacht hierhergekommen, nicht wahr, mein Hund?«

Der Hund bellte.

»Suche! Roland, suche!« sagte Salvator.

Roland beschrieb einen Kreis, schien eine Fährte zu erkennen und stürzte nach dem Gitter zu.

»Ganz schön! Roland! ganz schön!« sagte Salvator, »gehen wir nicht zu rasch.«

Und Herr Jackal folgte Roland, indem er sagte:

»Ein vortrefflicher Leithund, Herr Salvator, ein vortrefflicher Leithund! Wenn Sie sich je seiner entschlagen wollten, so kenne ich einen, der einen guten Preis dafür bezahlen würde.«

Der Hund folgte bellend der Fährte.

Nach zwanzig Schritten machte er einen Satz und wandte sich dann nach links.

»Gehen wir links, Herr Jackal,« sagte Salvator.

Herr Jackal gehorchte wie ein Automat.

Nach zwanzig weiteren Schritten ging der Hund wieder rechts.

»Gehen wir rechts, Herr Jackal,« sagte Salvator.

Und Herr Jackal gehorchte mit derselben Pünktlichkeit.

Nach zehn Schritten blieb der Hund inmitten eines dichten Gehölzes stehen.

Salvator drang hinter ihm in das Gehölz.

»Ah!« sagte er, »der, welcher die Gebeine des Kindes fortschleppte, hatte die Absicht, sie hier niederzulegen: er hat sogar die ersten Hiebe mit der Hacke in die Erde gethan, aber er fand den Ort nicht sicher genug und setzte seinen Weg fort, nicht wahr, Roland?«

Roland stieß einen Klageschrei aus und schlug wieder den Weg nach dem Gitter ein.

Am Gitter blieb er stehen, machte jedoch den Versuch, hinüberzusetzen.

»Es ist unnöthig, daß wir zuvor im Innern des Parkes suchen,« sagte Salvator; »der Leichnam ist hier durchgebracht worden,«

»Teufel! Teufel!« sagte Herr Jackal, »das Gitter ist geschlossen und das Schloß scheint mir solid.«

»O,« sagte Salvator, »wir werden sicher einen Hebel oder ein Brecheisen finden, um es aufzusprennen. Das Schlimmste wäre, wenn wir über die Mauer klettern müßten, wie wir schon einmal gethan, wir würden die Fährte aus der andern Seite des Gitters wieder verfolgen.«

Und Salvator ging nach der Mauer, in der Absicht, sie zu ersteigen.

»Gut!« sagte Herr Jackal, indem er ihn am Rockflügel zurückhielt, »ich weiß etwas noch kürzeres.«

Und indem er aus seiner Tasche einen kleinen Ring mit Dieterichen zog, machte er dreimal den Versuch, und beim dritten Male öffnete sich die Thüre wie durch einen Zauber.

Brasil ging zuerst hinein und fand, wie Salvator vorausgesehen, augenblicklich die Fährte.

Die Fährte führte an der Mauer hin und querfeldein, in der geradesten Linie aus die Landstraße.

Ein geackertes Feld durchschneidend, sah man auch hier die Spur von Schritten.

»Sehen Sie,« sagte Salvator, »sehen Sie! sehen Sie!«

»Ja, ich sehe,« sagte Herr Jackal. »Unglücklicher Weise sind diese Schritte nicht unterschrieben.«

»Bah!« sagte Salvator, »vielleicht finden wir die Unterschrift am Ende der Fährte.«

Aber die Fährte lief auf der Landstraße aus, den königlichen Weg, der vierundsiebzig Fuß breit und gepflastert war.

Roland ging bis an das Pflaster, dann erhob er den Kopf und heulte.

»Ein Wagen wartete hier,« sagte Salvator: »der Mann ist mit dem Leichnam eingestiegen.«

»Nun?« fragte Herr Jackal.

»Nun, ich muß eben suchen, wo er ausgestiegen.«

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

»Ach, lieber Herr Salvator,« sagte er, »ich fürchte sehr, daß Sie sich viel vergebliche Mühe machen.«

»Und ich, Herr Jackal,« sagte Salvator, hitzig geworden, »ich bin überzeugt, daß wir etwas herausbringen.«

Herr Jackal machte mit dem Munde das kleine Geräusch, welches den Zweifel anzeigt.

»Die Fährte verloren,« versetzte er, »Madame Gérard erdrosselt, die beiden Kinder todt . . .«

»Ja,« sagte Salvator, »aber die beiden Kinder sind nicht todt.«

»Wie! die beiden Kinder wären nicht todt?« rief Herr Jackal, das lebhafteste Erstaunen heuchelnd: »Sie sagten mir doch, der Junge sei ertränkt worden.«

»Ja, aber ich habe Ihnen die Blutspur des kleineren Mädchens gezeigt, das sich rettete. . . und . . . es ist gerettet.«

»Ah!« sagte Herr Jackal: »und lebt es noch immer?«

»Es lebt noch!«

»Ah! das wirft wirklich ein helles Licht auf die Sache, namentlich wenn sie sich erinnert.«

»Sie erinnert sich.«

»Das wäre eine sehr peinliche Erinnerung für das Mädchen,« sagte Herr Jackal, den Kopf schüttelnd.

»Ja,« sagte Salvator: »aber so lebhaft auch Ihr Mitleid sein mag, mein lieber Herr Jackal, welche Aufregung ihr diese Erinnerung verursachen mag — da es sich um das Leben eines Menschen handelt, werden Sie sie dennoch fragen, nicht wahr?«

»Ganz gewiß: es ist meine Pflicht.«

»Das ist alles, was ich für den Augenblick wissen möchte. Nun aber sehe ich den Tag anbrechen: wenn Sie nach Paris zurückkehren wollten, Herr Jackal, will ich Sie nicht länger aushalten.«

Und Salvator machte eine Bewegung, um über den Graben zu gehen.

»Wo wollen Sie hin?« fragte Herr Jackal.

»Nach dem Wagen, den wir beim Pont Godeau stehen ließen.«

»Gut!« sagte Herr Jackal, »es ist des Wagens Sache, zu uns zu kommen.«

Dabei zog er aus seiner ungeheuren Tasche eine Pfeife, die er an seine Lippen setzte und mit der er einen so scharfen Ton hervorbrachte, daß man ihn eine halbe Meile weit hören mußte.

Dieser Ton wurde drei Mal wiederholt.

Fünf Minuten später hörte man das Rollen eines Wagens aus der Landstraße.

Der Wagen war der des Herrn Jackal.

Die beiden Männer stiegen ein.

Roland, der unermüdlich schien, lief voraus.

Um acht Uhr Morgens kam der Wagen an der Barrière Fontainebleau vorüber.

»Lassen Sie mich Sie bei Ihrem Hause absetzen, Herr Salvator, es ist unser Weg,« sagte Herr Jackal.

Salvator hatte keinen Grund, die Artigkeit des Herrn Jackal zurückzuweisen.

Er ließ es schweigend geschehen.

Der Wagen hielt in der Rue Macon vor Nr. 4.

»Nun,« sagte Herr Jackal, »ein anderes Mal werden wir glücklicher sein, lieber Herr Salvator.«

»Ich hoffe,« sagte Salvator.

»Aus Wiedersehen!« machte Herr Jackal.

»Aus Wiedersehen!« antwortete Salvator.

Salvator sprang aus dem Wagen, der Schlag schloß sich und das Coups fuhr in großem Trab

davon.

»O! Dämon!« sagte Salvator, »ich habe Dich im Verdachte, daß Du besser als ich weißt, wo der Leichnam des armen Kindes ist.«

Und bei diesen Worten öffnete er die Thüre und trat bei sich ein.

»Thut nichts,« sagte er, »bleibt doch Rose-de-Noël.«

Und er begann die Treppe hinauszusteigen, welche Roland bereits in Sprüngen zurückgelegt.

»Bist Du es, Freund?« sagte eine Stimme oben aus dem Ruheplatz.

»Ja, ich bin es,« rief Salvator.

Er warf sich in Fragola's Arme.

Einen Augenblick vergaß er die furchtbare Täuschung dieser Nacht in der süßen Umarmung, die ihn alles vergessen ließ.

Fragola kam zuerst wieder zu sich.

»Trete ein, Salvator,« sagte sie; »seit sieben Uhr diesen Morgen wartet eine alte Frau aus Dich, welche ganz unglücklich ist, aber nicht sagen will, was sie weinen macht.«

»Eine alte Frau!« rief Salvator, »das ist die Brocante.«

Und sich in das Zimmer stürzend, rief er:

»Rose-de-Noël! Rose-de-Noël!«

»Ach!« antwortete die Brocante, »als ich diesen Morgen in ihr Zimmer kam, war das Zimmer offen und die arme Kleine fort.«

»Oh!« rief Salvator, indem er sich mit der Faust vor die Stirne schlug, »ich hätte mir's denken sollen, daß in dem Augenblick, wo ich den Leichnam des Bruders nicht mehr fand, man zu gleicher Zeit die Schwester verschwinden lassen werde!«

LVI.

Vive l'ampleur![Es lebe die Weite!]

Erklären wir jetzt, wie der Leichnam fehlte, welchen Salvator und Herr Jackal in dem Park von Viry zu suchen vergeblich gekommen waren.

Man wird sich erinnern, daß Salvator, als er Herrn Jackal verließ, einem Individuum begegnete, das, obgleich die Rauheit der Jahreszeit noch durchaus nicht zu einer solchen Vorsichtsmaßregel nöthigte, in einen ungeheuren Winterüberrock gehüllt war, dessen Kragen ihm als Maske zu dienen bestimmt schien.

Dieser Mensch, dem Herr Jackal nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt hatte, war hinter ihm die Treppe hinausgestiegen und hatte sich unter dem wohlbekanntem Namen Gérard melden lassen.

Es war in der That Herr Gérard.

Wenn man die Eile sah, mit der er den Hof durchmessen und unter den Bogengang getreten, der zu dem Ches der geheimen Polizei führte; wenn man die ängstliche Besorgtheit beobachtete, mit der er den Theil des Gesichtes zu Boden senkte, der zwischen seinem Hut und seinem Rockkragen frei blieb, mußte man unwillkürlich mit Abscheu den Kopf abwenden, denn ein Beobachter erkannte alsbald in diesem Menschen den Polizeispion in der vollen Bedeutung des Wortes.

Wie wir gesagt, man meldete Herrn Gérard.

Die Thüre des Cabinets von Herrn Jackal ging auf und der Besuchende trat ein.

»Ah! ah!« sagte Herr Jackal, »da ist der ehrenwerthe Herr Gérard. Kommen Sie, mein lieber Herr, kommen Sie!«

»Ich komme Ihnen vielleicht ungelegen?« fragte Herr Gérard.

»Wie das? — Sie mir ungelegen kommen? Niemals!«

»Sie sind zu gütig, mein Herr!« machte Gérard.

»Ueberdies wollte ich gerade zu Ihnen schicken. Sie mir ungelegen kommen, Sie, mein Getreuer, mein Held, mein Liebling! Nein, nein, Herr Gérard, Sie sagen mir das nicht im Ernste.«

»Es war mir, als wären Sie auf.«

»Ja, gewiß, ich habe so eben einem Ihrer Freunde das Geleite gegeben.«

»Einem meiner Freunde — welchem?«

»Herrn Salvator.«

»Ich kenne ihn nicht,« sagte Herr Gérard erstaunt.

»Ja, aber er kennt Sie, befürchte ich wenigstens.«

»Und ich glaubte, Sie wollten ausgehen.«

»Und Sie hofften unserer kleinen Plauderei auszuweichen, Undankbarer!«

»Herr Jackal . . .«

»Nun, legen Sie Ihren Hut ab; Sie sehen immer aus, als wenn Sie fliehen wollten . . . so, gut . . . und nun setzen Sie sich. Wo zum Teufel würden Sie einen heitereren Kameraden, einen liebenswürdigeren Lustigmacher als mich finden. Undankbarer! Abgesehen davon, daß, während Sie über dem König wachen, ich über Ihnen wache. Ja, ich war im Begriffe, auszugehen: aber Sie kommen und ich bleibe . . . Ausgehen, ja wohl! ich werde meine wichtigsten persönlichen Angelegenheiten opfern, um die Freude zu haben, einen Augenblick mit Ihnen zu plaudern. Nun, was haben Sie mir Neues zu erzählen, ehrenwerther Herr Gérard?«

»Wenig, mein Herr.«

»Um so schlimmer, um so schlimmer!«

Herr Gérard schüttelte den Kopf, wie ein Mann, der sagt: »Die Verschwörung bricht nicht aus!«

»Aber weiter?« fragte Herr Jackal.

»Man hat Ihnen gestern einen Mann gebracht, den ich vor dem Café Foy arretiren ließ.«

»Was that er dort?«

»Er machte unmäßige napoleonische Propaganda.«

»Erzählen Sie mir das, lieber Herr Gérard.«

»Denken Sie sich . . .«

»Zuerst seinen Namen?«

»Ich weiß ihn nicht, mein Herr . . . Sie begreifen, daß es unklug von mir gewesen wäre, ihn darum zu fragen.«

»Sein Signalement?«

»Nun, es war ein großer, starker, kräftiger Mann, mit einem bis ans Kinn zugeknöpften langen Rock, und einem rothen Band im Knopfloche.«

»Ein Offizier außer Diensten.«

»Das habe ich mir auch gesagt, namentlich als ich seinen Hut mit breitem Rand sah, der über den Kopf hereingedrückt war und keck auf dem Ohre saß.«

»Nicht übel, Herr Gérard, nicht übel für einen Anfänger,« murmelte Herr Jackal; »Sie werden sehen, daß wir etwas aus Ihnen machen können. Fahren Sie fort.«

»Er trat in das Kaffeehaus, und da mir seine Erscheinung etwas Verdächtiges hatte, so folgte ich ihm.«

»Gut, Herr Gérard, gut.«

»Er setzte sich an einen Tisch und verlangte eine halbe Tasse Kaffee und eine Caraffe mit Branntwein, indem er laut sagte: »»Ich kann meinen Kaffee nur au gloria, trinken; ich liebe den Gloria! [Eine kleine Tasse schwarzen Kaffees mit Branntwein.]«« Und dabei blickte er um sich, als wollte er sehen, ob ihm Niemand antwortete.«

»Und Niemand antwortete ihm?«

»Niemand. Dann, als dächte er, er habe nicht laut genug gesprochen, fuhr er fort: »»Es lebe der Gloria!««

»Teufel! Teufel! Teufel!« machte Herr Jackal. »Das ist ziemlich aufrührerisch. »Vive la gloria! das ist so, als sagte man: vive la gloire!«

»Das ist's auch, was ich dachte, und da unter unserer väterlichen Regierung kein Grund vorhanden, vive la gloire! zu rufen, so war mir dieser Mann sehr verdächtig.«

»Sehr gut! . . . Räuber der Loire! . . .«

»Ich setzte mich an einen dem seinigen gegenüberstehenden Tisch, entschlossen, meine Ohren und Augen weit offen zu halten.«

»Bravo, Herr Gérard!«

»Er verlangte ein Journal ...«

»Welches?«

»Ah, das weiß ich nicht.«

»Das ist ein Fehler, Herr Gérard.«

»Ich glaube, es war der Constitutionnel.«

»Es war der Constitutionnel.«

»Sie glauben?«

»Ich weiß gewiß.«

»Wenn Sie gewiß wissen, Herr Jackal . . .«

»Er verlangte den Constitutionnel . . . Fahren Sie fort.«

»Er verlangte den Constitutionnel; aber ich sah, daß es purer Betrug war; denn, sei es Zufall, sei es Verachtung, er hielt die Lectüre beständig verkehrt bis zu dem Augenblicke, da einer seiner Freunde in das Café trat.«

»Woran sahen Sie, daß es einer seiner Freunde war, Herr Gérard?«

»Daran, daß er von Kopf bis zu Fuß genau wie er selbst angezogen war; nur war er bedeutend abgeschabter.«

»kehrte wohl vom Champd'Asile [Name eines Asyls, daß die französischen Refugiés nach der Restauration in Texas zu gründen beabsichtigten. D. Uebers.] zurück. . . Fahren Sie fort, Herr Gérard.«

»Es war zweifelsohne sein Freund.

»Die Sache ist um so weniger zweifelhaft; als der, welcher eintrat, gerade auf den Sitzenden zu ging und ihm die Hand bot.

»»Guten Tag,«« sagte der Erstere in rauhem Tone.

»»Guten Tag,«« sagte der Andere im selben Tone; »»Du hast also eine Erbschaft gemacht?««

»»Ich?««

»»Ja: Du.««

»»Warum das?««

»»Nun, weil Du ganz neu herausgeputzt bist.««

»»Meine Frau hat mich so zu meinem Geburtstage equipirt.««

»Ich glaubte, man habe die Bezahlung erhalten?««

»»Nein, und ich glaube auch, wir müssen noch einige Zeit unserem Correspondenten in Wien Credit geben.««

»Dem Herzog von Reichstadt,« machte Herr Jackal.

»Das habe ich mir auch gesagt,« versetzte Herr Gérard.

»»Du weißt,«« fuhr der erste Militär fort, »»daß der genannte Correspondent von Wien nach Paris kommen sollte?««

»»Ich weiß es,«« antwortete der Andere; »»aber er wurde daran gehindert.««

»»Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.««

»Hm! hm! Herr Gérard, was sagen Sie? nichts Bedeutendes? aber ich finde es schon genug, was Sie da gesagt, und wenn nichts weiter dazu kömmt. . .«

»Es kömmt noch weiter dazu, mein Herr.«

»Gut; fahren Sie fort, fahren Sie fort, mein Herr Gérard.«

Und zum Zeichen der Befriedigung zog Herr Jackal seine Tabaksdose heraus und stopfte sich die Nase voll Tabak.

Herr Gérard fuhr fort.

»Der zuerst Anwesende sagte dann:

»»Wahrlich eine hübsche Redingote.««

»Dabei fuhr er ihm mit der Hand über das Tuch.

»»Sehr schön,«« antwortete der Andere stolz.

»»Ein herrlicher Strich.««

»»Elbeustuch, ganz einfach.««

»»Etwas weit, vielleicht.««

»»Wie, etwas weit?««

»»Ich meine: Deine Redingote, ich finde sie etwas weit für einen Soldaten.««

»Das beweist,« bemerkte Herr Jackal, »daß es ein Militär war und daß Sie sich nicht getäuscht, Herr Gérard.«

»»Warum etwas weit?«« antwortete der Offizier; »»die Kleider können nie weit genug sein; ich bin für die großen Sachen: ich habe Alles lieb, was weit ist: Vive l'empereur!««

»Vive l'empereur! wie, es lebe der Kaiser! ruft er gelegentlich einer Redingote?«

»Ich weiß wohl, daß das in keinem großen Bezügnisse steht,« versetzte Herr Gérard etwas verlegen; »aber ich hörte vive l'empereur! rufen.«

Herr Jackal schnupfte eine zweite Prise mit großem Geräusch.

»Nehmen wir an, daß er: vive l'empereur! gerufen.«

»Ja, nehmen wir das an,« sagte Herr Gérard, den die Discussion sichtlich in Verlegenheit setzte, »Sie begreifen wohl, daß ich das Café verließ, als ich diesen aufrührerischen Ruf hörte, der mehre Personen sich umzudrehen veranlaßte.«

»Ich begreife.«

»An der Thüre fand ich zwei Agenten: ich bezeichnete ihnen meinen Mann und entfernte mich erst, als ich sie ihn am Rockkragen fassen sah.«

»Bravo! mein Herr Gérard! aber es ist erstaunlich: ich habe Ihren Mann gar nicht gesehen, auch wurde mir kein Rapport darüber gemacht.«

»Ich versichere Sie indessen, daß der Mann arretirt wurde, Herr Jackal.«

Herr Jackal läutete.

Der Huissier erschien.

»Lassen Sie Herrn Gibassier rufen,« sagte Herr Jackal.

Der Huissier ging.

Fünf Minuten verflossen, während welcher Herr Jackal alle Acten seines Bureaus durchwühlte.

»Ich sehe nichts,« sagte er, »absolut nichts.«

Der Huissier trat ein.

»Nun?« fragte Herr Jackal.

»Herr Gibassier wartet.«

»Er soll eintreten.«

»Er sagte, Sie seien nicht allein.«

»Das ist wahr. Herr Gibassier ist wie Sie, Herr Gérard, ein schüchterner Mann, der nicht gerne sich sehen läßt: man sollte wirklich glauben, es sei mit ihm, wie mit dem Veilchen: es verräth sich nur durch sein Parfüm. Treten Sie in dieses Zimmer ein, Herr Gérard.«

Herr Gérard, der wirklich kein größeres Verlangen hatte, sich sehen zu lassen, als Herr Gibassier, ging rasch in das Nebenzimmer, dessen Thüre er sorgfältig hinter sich schloß.

»Treten Sie ein, Gibassier!« rief Herr Jackal: »ich bin allein.«

Gibassier trat, wie immer, mit lächelndem Gesichte ein.

»Was soll das heißen, Gibassier,« rief Herr Jackal. »Man macht wichtige Gefangennehmungen und ich weiß nichts davon!«

Gibassier streckte den Hals vor und riß die Augen auf, wie ein Mensch, welcher sagt:
»Erklären Sie sich!«

»Gestern,« fuhr Herr Jackal fort, »hat man einen Mann arretirt, welcher Vive l'empereur! gerufen.«

»Wo das, Herr Jackal?«

»Im Casé Foy, Herr Gibassier.«

»Im Case Foy? Der Mann hatte ja gar nicht Vive l'empereur! gerufen.«

»Was rief er denn?«

»Vive l'empereur!« [Es lebe die Weite!]

»Sie täuschen sich, Herr Gibassier.«

»Erlauben Sie mir zu versichern, daß ich dessen sicher bin, was ich vorbringe.«

»Und wie können Sie dessen gewiß sein?«

»Ich war es selbst,« sagte Gibassier.

Herr Jackal schob seine Brille in die Höhe und betrachtete Gibassier mit jenem stummen Lächeln, das ihm eigen war.

»Das ist's, wenn man doppelte Polizei hat,« sagte endlich Jackal. »Das braucht's noch, daß eine solche Mystification vorkommt.«

Und an die Thüre des Zimmers tretend, in welchem Herr Gérard eingeschlossen war, sagte er:

»Nun, Herr Gérard, Sie können wieder eintreten!«

»Sind Sie also allein?« fragte Herr Gérard durch die Thüre.

»Allein oder beinahe allein,« versetzte Herr Jackal.

Gérard trat mit seiner gewöhnlichen Schüchternheit ein.

Als er deßhalb Gibassier gewahrte, machte er einen Schritt zurück

»O,« sagte er, »was ist das?«

»Mein Herr?«

»Ja, mein Herr.«

»Sie erkennen ihn?«

»Ich glaube wohl!«

Dann zu Herrn Jackal sich herabbeugend, flüsterte er ihm ins Ohr: »Das ist mein Offizier aus dem Case Foy.«

Herr Jackal nahm Herrn Gérard an der Hand.

»Mein lieber Herr Gérard,« sagte er, »ich stelle Ihnen Herrn Gibassier, meinen Unterbrigadechef, vor.«

Dann wandte er sich an Gibassier und fuhr fort:

»Mein lieber Gibassier, ich stelle Ihnen Herrn Gérard, einen unserer ergebensten Agenten, vor.«

»Herr Gérard!« machte Gibassier.

»Ja, der ehrenwerthe Herr Gérard von Vanvres, den Sie kennen.«

Gibassier verbeugte sich mit einer gewissen respectvollen Miene und ging beinahe rücklings hinaus.

»Wie, den Sie kennen?« fragte Herr Gérard erblassend: »Herr Gibassier weiß also? . . .«

»Alles, mein lieber Herr Gérald!«

Der Meuchelmörder wurde leichenblaß.

»Das darf Sie aber in keiner Weise beunruhigen,« sagte Herr Jackal, »Herr Gibassier ist mein anderes Ich.«

»O, mein Herr,« stotterte der Spion, »warum haben Sie mich diesem Menschen vorgestellt?«

»Erstens, weil es gut ist, sich zu kennen, wenn man im selben Regimente dient.«

Dann fügte er mit einem Tone hinzu, der jede Sylbe bei Herrn Gérard tief ins Herz dringen

ließ:

»Und ist es nicht wichtig, daß er Sie kennt, um Sie frei zu machen, wenn ein ungeschickter Mensch Sie arretiren würde?«

Bei dem Gedanken, daß er arretirt werden könnte, sank Herr Gérard in den Fauteuil à la Voltaire.

Aber Herr Jackal war nicht sehr empfindsam: er ließ Herrn Gérard auf seinem Throne und setzte sich aus einen einfachen Stuhl ihm gegenüber.

LVII.

Ein guter Rath.

Herr Jackal ließ Herrn Gérard einige Secunden, um sich zu erholen.

Endlich schlug Herr Gérard seinen Blick langsam zu ihm aus.

Herr Jackal machte eine Bewegung mit den Schultern.

»Was wollen Sie,« sagte er zu ihm mit scheinbar vollkommener Bonhomie, »das ist eben eine Sache, die diesmal fehlgeschlagen.«

»Welche?«

»Nun, das Kreuz der Ehrenlegion.«

Der arme Herr Gérard, man muß es gestehen, dachte nicht daran.

»Nun,« sagte Herr Jackal, »haben Sie mir nichts Neuere und Ernsteres mitzutheilen?«

»Nein, mein Herr, ich gestehe es.«

»Teufel! Teufel! Teufel! . . . so ist es also an mir, Ihnen etwas zu sagen, was Sie vielleicht interessiren wird.«

Und Herr Jackal schob seine Brille hinaus und heftete seine Luchsaugen aus den Mitunterredner, der sich unter diesem stechenden Blicke unwillkürlich blaß werden fühlte.

Herr Gérard war ihm durch höhere Ordre heilig: aber der Polizeimann hatte deßhalb nicht aus sein Recht moralischer Tortur verzichtet: er vermochte nichts über dies heitere und stoische Gemüth des Herrn Sarranti, der in dem Gefängniß der Verurtheilten den Tod von einem Augenblicke zum andern erwartete: er vermochte alles über den freien und geachteten Herrn Gérard.

Das fühlte Herr Gérard wohl: deßhalb erblaßte er unter dem Blicke des Herrn Jackal.

Jedesmal, so oft er das Hotel der Rue Jerusalem verließ, verließ er es, wie der Patient, der von der ärztlichen Aerathung kömmt.

Der Unterschied war mehr oder weniger immer der, daß es sich um die gewöhnliche oder die außergewöhnliche Frage handelte.

Diesmal hatte Herr Jackal die außergewöhnliche Frage für ihn in Bereitschaft.

Herr Gérard lieh erlassend dem, was ihn interessiren sollte, sein Ohr.

Aber die Katze hielt die Maus in ihren Krallen und machte sich das Vergnügen, mit ihr zu spielen,

Herr Jackal zog die Tabaksdose aus seiner Tasche, tauchte die zwei Finger hinein und nahm eine ungeheure Prise heraus, die er mit großer Wollust schnupfte.

Herr Gérard wagte es nicht, den Polizeimann zum Sprechen zu drängen und lauschte mit einer Resignation, die nicht von einer gewissen Ungeduld frei war.

»Sie wissen, lieber Herr Gérard,« sagte endlich Herr Jackal, »daß in acht Tagen die Frist abgelaufen ist, welche König Karl X. Herrn Sarranti zuerkannt?«

»Ich weiß es,« murmelte Herr Gérard, indem er aus Herrn Jackal einen Blick voll Unruhe warf.

»Sie wissen ferner, daß der Abbé Dominique übermorgen zurück sein kann . . . vielleicht morgen oder heute schon?«

»Ja, ja, ich weiß auch das,« antwortete der Philantrop an allen Gliedern zitternd.

»O, wenn Sie aber so schon bei dem ersten Worte zittern, das ich an Sie richte, lieber Herr Gérard, so würden Sie sicher ohnmächtig werden, wenn Sie wüßten, um was es sich handelte: und wären Sie ohnmächtig, so würden Sie nicht mehr hören, was ich Ihnen zu sagen habe und was wahrscheinlich noch interessanter ist.«

»Was wollen Sie?« sagte Herr Gérard, »das ist stärker als ich.«

»Nun, was haben Sie von Abbé Dominique zu fürchten, nachdem ich Ihnen gesagt, daß der Papst seine Bitte verwerfen wird?«

Herr Gérard athmete wieder auf.

»Sie glauben?« sagte er.

»Wir kennen Seine Heiligkeit Gregor XVI., das ist eine eiserne Stange.«

Herr Gérard athmete noch mehr auf.

Herr Jackal gab ihm Zeit, seine Lungen mit Luft anzufüllen.

»Nein,« sagte er, »nein, das ist es nicht, was Sie zu fürchten haben.«

»Ach, mein Gott!« murmelte Herr Gérard, »ich habe also etwas zu fürchten?«

»O, mein lieber Herr Gérard, sind Sie so wenig Philosoph, daß Sie nicht wissen, daß der Mensch, diese schwache Creatur, unausgesetzt im Kampfe mit allem, was ihn umgibt, keinen Augenblick Ruhe hätte, wenn er die beständigen Gefahren kennte, durch die er geht, und denen

er nur durch ein Wunder entgeht.«

»Ach!« murmelte Herr Gérard, »das ist eine große Wahrheit, die Sie da aussprechen, Herr Jackal.«

»Nachdem Sie dies anerkannt,« versetzte Herr Jackal, indem er sich verbeugte, »so wünsche ich eine Frage an Sie zu richten.«

»Machen Sie sie, mein Herr, machen Sie sie.«

»Die Dichter, Herr Gérard . . . eine geringe Brut, nicht wahr?«

»Ich kenne sie nicht, mein Herr; ich glaube mir nicht den Vorwurf machen zu dürfen, vier Verse in meinem Leben gelesen zu haben.«

»Nun, die Dichter behaupten, daß die Todten bisweilen aus ihrem Grabe ausstehen. Glauben Sie daran?«

Herr Gérard murmelte fünf oder sechs unverständliche Worte und begann heftiger, denn je zu zittern.

»Ich hatte bis jetzt nicht daran geglaubt,« versetzte Herr Jackal; »aber eine Thatsache, die allerneuestens zu meiner Kenntniß kam, hat mich in dieser Sache derart erbaut, daß ich eine These darüber jetzt aufrecht zu erhalten im Stande wäre; nein, sie stehen nicht von selber aus, aber man kann sie auferstehen machen.«

Herr Gérard entfärbte sich immer mehr.

»Hören Sie die Anecdote; ich überlasse Ihnen die Würdigung derselben. Ein Mann von Ihrem Temperamente, von Ihrem Charakter, Ihrer Gesinnung, kurz ein Philantrop, hatte in einem bösen Augenblick — man ist leider nicht vollkommen, lieber Herr Gérard, ich weiß die Wahrheit mehr als irgend Jemand! — seinen Neffen ertränkt; und da er nicht wußte, was mit der Leiche ansagen, — man weiß immer nicht, was mit den Leichen anfangen! das ist's meist, was den Untergang der Leute herbeiführt, welche andere umbringen — und nicht wissend, was mit der Leiche ansagen, hat er sie in einem dichten Gehölze seines Parkes begraben.«

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus und senkte den Kopf.

»Dort glaubte er ihn wohl verborgen. Er ist es auch in der That: aber der Boden besitzt nicht immer die Verschwiegenheit, die man bei ihm voraussetzt. Da kömmt nun gar diesen Morgen — ei, du mein Gott, dieser Mann ging gerade weg, als Sie kamen! — ein Mann zu mir und sagt mir wörtlich:

»»Mein Herr Jackal, in acht Tagen wird man einen Unschuldigen hinrichten.««

»Sie begreifen, daß ich erstaunte, lieber Herr Gérard, daß ich antwortete, es gebe keinen Unschuldigen mehr, sobald die Justiz das Schuldig ausgesprochen; er legte mir jedoch

Stillschweigen auf, indem er sagte:

»»Der, den man hinrichten will, ist unschuldig und den wahren Schuldigen kenne ich.««

Herr Gérard barg seinen Kopf in seinen Händen.

»Ich habe, so viel ich konnte, verneint,« fuhr Herr Jackal fort, »aber der Fremde hemmte meine Worte, indem er sagte:

»»Können Sie über eine Nacht verfügen?««

»»Ja, gewiß,«« antwortete ich ihm.

»»Ueber die nächste Nacht?««

»»Nein, die nächste Nacht ist besetzt.««

»»Nun gut, die übernächste Nacht?««

»»Gewiß . . . zu einer Excursion?« sagte ich obenhin.

»»Zu einer Excursion.««

»Sie begreifen, daß ich zu wissen wünschte, wohin man mich führe.«

»»Innerhalb von Paris oder außerhalb von Paris?«« fragte ich.

»»Außerhalb von Paris.««

Gut.««

»Und es wurde ausgemacht, daß nicht in dieser, sondern in der folgenden Nacht mir der Beweis in die Hände geliefert werden solle, daß nicht der, den man hinrichten wollte, sondern im Gegentheil ein Mensch, der sich in Freiheit befinde, der Schuldige sei.«

»Sie nahmen also die Excursion an?« stotterte Herr Gérard.

»Konnte ich anders? ich frage Sie, der Sie ein Mann von Verstand, Sie wissen, was meine Ausgabe ist? Prudhon hat ein Bild davon gemacht: Die Gerechtigkeit das Verbrechen verfolgend. Sie wissen, daß die Devise des Philosophen von Gens: Vitam impendere vero! auch die meinige ist. Ich mußte sagen: Ich werde kommen!«

»Und Sie kamen?«

»Zum Teufel! ich mußte wohl, ich wurde requirirt: aber ich sagte Ihnen, ich gehe nicht in der nächsten Nacht: ich gehe erst in der übernächsten Nacht — übernächsten Nacht, Sie hören?«

»Ja,« antwortete Herr Gérard, der wirklich hörte, aber ohne zu verstehen, und dessen Zähne

wie Castagnetten klapperten.

»Ah! ich wußte es wohl,« machte Herr Jackal, »daß ich Sie durch diese Erzählung interessiren würde.« »Aber« mein Herr, woraus zielt das ab, was Sie mir da sagen, was ist das Resultat der vertraulichen Mittheilung, die Sie mir machen?« stotterte Herr Gérard, sich zum Sprechen anstrengend.

»Was? Wie! Sie merken das nicht? Ich sagte mir: Herr Gérard ist ein Philantrop: wenn er weiß daß ein armer Teufel eine derartige Gefahr läuft wie die, in welche ich ihn bringe, so wird er sich an den Platz dieses armen Teufels, dickes unglücklichen Mörders, dieses bedauerlichen Meuchlers stellen: er wird seine Qualen fühlen, als wenn er selbst schuldig wäre. Ich habe mich nicht getäuscht, wie mir scheint, nicht wahr, lieber Herr Gérard?«

»O nein! . . . o nein! . . .« rief dieser.

»Gut. Dieser erste Erfolg veranlaßt mich fortzufahren. Morgen, um Mitternacht, gehe ich mit diesem andern Philantropen aus das Land: er gleicht Ihnen durchaus nicht, Herr Gérard: denn man kann wohl sagen, zwischen Philantrop und Philantrop ist ein Unterschied, wie Moliere sagte, zwischen Reisigbündel und Reisigbündel sei ein Unterschied: ich weiß nicht, wohin wir unsere Richtung nehmen werden, er hat mir nichts davon gesagt: aber mit einer Scharfsichtigkeit, die ich meiner langen Erfahrung danke, ahne ich, daß es die Richtung der Cour-de-France sein wird.«

»Der Cour-de-France!«

»Ja . . . Sind wir dort angekommen, so schlagen wir den Weg nach rechts oder nach links ein, nach rechts wahrscheinlich: wir treten, — wie? ich weiß es nicht: — wahrscheinlich in einen Park. Wir constatiren dort das Vorhandensein eines Skelettes in einem Loche. Wir nehmen ein Protocoll auf und überbringen die Frucht dieser peinlichen Arbeit dem Herrn Procurator des Königs, der sich nach neuen Nachforschungen gezwungen sieht, den Herrn Minister der Justiz zu bitten, die Execution des Herrn Sarranti zu verschieben.«

»Des Herrn Sarranti?« rief Herr Gérard.

»Sagte ich, des Herrn Sarranti? Der Name ist mir entschlüpft: Ich habe, ich weiß nicht weißhalb, ewig den Namen dieses Teufels von Menschen im Munde . . . Man verschiebt also die Execution. , Man decretirt die Arrestation des wirklich Schuldigen — eine neue Instruction beginnt . . . Sie begreifen doch, nicht wahr?«

»Gewiß ,« antwortete Herr Gérard, in dessen Blicken durch eine schwarze Wolle der rothe Galgen der Gehenkten ersichtbar zu werden schien.

»Es ist eine furchtbare Lage für den armen Mörder,« sagte Herr Jackal, »denn sehen Sie mal den braven Mann; er geht in der Sonne des lieben Gottes spazieren, die beiden Hände in den Taschen, frei wie die Luft; plötzlich sieht er elende Gendarmen kommen, die ihn aus der Sonne wegschleppen, um ihn in den Schatten zu schleudern, und ihm die Hände aus den Taschen

reißen, um ihn zu fesseln; er wird seine unschuldige Ruhe zerstört, seine gewöhnliche Heiterkeit vernichtet sehen und das, ich weiß nicht durch welche brutale Formalität, durch welches minutiöse Detail; dann wird er bereuen, daß er den Weg des Heils nicht benützte, den ich ihm geöffnet.«

»Aber gibt es denn einen solchen?« rief Herr Gérard.

»Wahrhaftig, lieber Herr Gérard,« sagte der Polizeimann, »Sie müssen einen sehr harten Kopf, ein sehr stumpfes Gehirn und ein sehr kurzes Gedächtniß haben.«

»Ach, mein Gott!« rief der ehrenwerthe Herr Gérard, »ich höre dennoch mit beiden Ohren.«

»Sehen Sie,« machte Herr Jackal. »Das beweist, daß das Resultat nicht immer im Verhältniß mit der Geistesfähigkeit steht. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich mich weigerte, die Expedition in der nächsten Nacht zu unternehmen?«

»Allerdings.«

»Daß ich sie von der morgenden Nacht auf die von übermorgen verschoben?«

»Das sagten Sie.«

»Nun gut!«

Herr Gérard hatte den Mund offen und wartete.

»Wahrhaftig!« sagte Herr Jackal, die Achseln zuckend über eine solche Stupidität. »Das ist ja das A B C der Kunst und man muß ein so ehrbarer Mann sein wie Sie, um nicht bereits begriffen zu haben.«

Herr Gérard machte einige verzweifelte Bewegungen mit Kopf und Händen, die, verbunden mit den rauhen Tönen, welche aus seinem Halse hervorkamen, sagen wollten: »Fahren Sie fort!«

»Ich weiß wohl, daß das in keinem Bezünisse zu Ihnen steht,« fuhr Herr Jackal fort; »daß Sie kein Interesse haben, den Mörder eines Andern zu verbergen. Aber nehmen Sie doch mal einen Augenblick an, — was sich eigentlich gar nicht annehmen läßt, — daß das Verbrechen statt von einem Andern von Ihnen begangen worden wäre, daß statt von einem Andern begraben worden zu sein, der Leichnam von Ihnen begraben worden wäre. Nehmen Sie an, daß der Schauplatz des Verbrechens ein Besitzthum wäre, das Ihnen gehörte. . . das Schloß von Viry zum Beispiel: nehmen Sie an, Sie kennten das Gehölz und den Baum, dessen geheimnißvollem Schatten der Leichnam anvertraut worden; nehmen Sie an, Sie wüßten, daß in der Nacht von morgen oder übermorgen sich das Gericht nach dem Schlosse von Viry begeben und eine Untersuchung in dem Parke anstellen müßte; nun, was würden Sie in der Nacht zu thun haben, die Ihnen ein Freund verschafft, während der Nacht von morgen auf übermorgen zum Beispiel?«

»Was ich zu thun hätte? . . .«

»Ja. . .«

»Damit man ihn nicht fände . . .«

»Den Leichnam? — Ja.«

»Ich müßte ...«

Herr Gérard trocknete sich den Schweiß von der Stirne, der in dicken Tropfen über dieselbe rollte.

»Nun, vollenden Sie doch! Sie müßten . . .«

»Ich müßte ihn weg . . .«

»Weg . . .«

»Wegschaffen, verschwinden lassen.«

»Gottlob! ... Ah, lieber Herr Gérard, Welch' träge Phantasie haben Sie! Sie müssen sie durch die Landluft, durch die Nachtluft auffrischen. Ich verabschiede Sie denn für heute und morgen. Es wird ein glänzender Tag werden; das ist ein Glück für einen Naturliebhaber. Gehen Sie auf das Land, gehen Sie, und wer weiß, ob in dem Gehölz von Meudon oder Vanvres — die Gehölze sind die Trösteinsamkeiten für Fischer wie er — wer weiß, ob Sie nicht den armen Teufel von Mörder finden, den Sie mit Ihrer gewöhnlichen Milde vor einer kleinen Gefahr, in die er läuft, retten.«

»Ich begreife Sie!« rief Herr Gérard, indem er die Hand des Polizeimannes küßte. »Danke!«

»Pfui!« sagte Herr Jackal, indem er verächtlich den Mörder zurückstieß, »glauben Sie denn, daß ich alles das thue, um Ihren elenden Rumpf zu retten. Gehen Sie, gehen Sie, Sie sind gewarnt; das Uebrige ist Ihre Sache.«

Herr Gérard stürzte aus dem Cabinet des Herrn Jackal.

»Pah!« machte der Letztere mit einem Blick aus die Thüre, die sich hinter Jenem schloß.



LVIII.

Ein Kutscher, der seine Vorsichtsmaßregeln trifft.

Herr Gérard verließ in aller Eile das Hotel de Ierusalem.

Aus dem Quai angekommen, warf er sich in einen Wagen und rief dem Kutscher zu:

»Auf eine Stunde und zehn Franken für die Stunde, wenn Du zwei Meilen in einer Stunde machst.«

»Zuverlässig . . . wohin, Bourgeois?«

»Nach Vanvres.«

Nach Verlauf von einer Stunde war man in Vanvres.

»Behalten Sie mich, Bourgeois?« fragte der Kutscher, der die Bedingungen gut fand.

Herr Gérard sann einen Augenblick nach. Er hatte zu Hause Pferde und Wagen; aber er fürchtete eine Indiscretion von Seiten seines Kutschers: er dachte, ein Fremder taue mehr, ein Mann, mit dem er nie mehr zu thun hätte, nachdem seine Rechnung mit ihm ausgeglichen war.

Er beschloß deßhalb seinen Limoosiner zu behalten.

Er befürchtete einzig, daß wenn er ihn zum selben Preise behielte, es einigen Verdacht erwecken könnte. Das Verlangen rascher zu gehen, hatte ihn eine Unklugheit begehen lassen; man durfte eine zweite nicht begehen.

»Danke,« sagte er, »ich habe die Person, welcher ich nacheilte, um einige Minuten verfehlt. Sie ist nach Viry-sur-Orge.«

»Fatal, Bourgeois, fatal.«

»Ich möchte sie aber wohl heute noch sehen,« murmelte Herr Gérard, als wenn er mit sich selbst spräche.

»Man kann Sie nach Viry-sur-Orge führen, Bourgeois; sieben Meilen, das ist bald zurückgelegt.«

»Ah, ja; aber Du begreifst,« sagte Herr Gérard, »mit den kleinen Wagen fahre ich für drei Franken nach Viry-sur-Orge.«

»Ich kann Sie, allerdings nicht für drei Franken dahin bringen; aber in den kleinen Wagen, merken Sie wohl, werden Sie mit Leuten aller Art zusammen geworfen, während Sie in meinem

Fiacre allein sind.«

»Weiß wohl, weiß wohl,« sagte Herr Gérard, der namentlich allein zu sein wünschte, »und das verdient überlegt zu werden.«

»Nun, Bourgois, was würden Sie dem armen Barnabe geben, wenn er Sie nach Viry führte?«

»Er müßte mich auch wieder zurücknehmen.«

»Man wird Sie wieder zurücknehmen.«

»Und dann auch auf mich warten.«

»Man wird Sie erwarten.«

»Nun, das macht? . . . Sei vernünftig.«

»Für hin und zurück dreißig Franken.«

»Und für das Warten?«

»Die Wartestunden werden Sie mit vierzig Sous bezahlen. Ich hoffe, daß Sie dagegen nichts einzuwenden haben.«

Es ließ sich allerdings dagegen nichts einwenden. Um sich das Ansehen des Handelns zu geben, handelte er fünf Franken ab und der Handel wurde für fünfundzwanzig Franken hin und zurück und vierzig Sous die Stunde Wartegeld abgeschlossen.

Nachdem man über diesen Preis übereingekommen war, nahm Herr Gérard den Schlüssel des Schlosses von Viry zu sich und stieg, nachdem man den beiden Pferden des Meister Barnabé gepfiffen, wieder in den Wagen.

»Ueber Fromenteau?« fragte der Kutscher.

»Ueber Fromenteau, wenn Du willst,« antwortete Herr Gérard, dem der Weg, den man einschlug, gleichgültig war, wenn man nur ankam.

Der Wagen fuhr in großem Trabe ab.

Meister Barnabé war ein Ehrenmann, der sein Geld auf rechtmäßige Weise verdienen wollte.

Als Herr Gérard deßhalb nach Viry kam, war es noch heller Tag und man konnte wahrhaftig nicht daran denken, bei hellem Sonnenschein an die traurige Ausgrabung zu gehen, die ihn nach dem Schlosse führte.

Herr Gérard, der sich jetzt mehr als je in seinen Hut vertieft, stieg aus dem Wagen und befahl dem Kutscher, den er im Wirthshause zurückließ, sich bis elf Uhr auszuruhen.

Präcis um elf Uhr sollte er vor dem Schloßthore sein.

Herr Gérard öffnete die Thüre und schloß sie hinter sich, nachdem er sich den Blicken von einem Dutzend Kinder und einigen alten Frauen entzogen, welche das Geräusch eines Wagens herbeigezogen.

Man begreift die Aufregung des Philanthropen, als er den Fuß wieder in die Wohnung seines Bruders setzte, wo er eines der Kinder desselben hingemordet.

Auch werden wir nicht zu schildern brauchen, wie es ihm das Herz zusammengeschnürt, als er den Perron hinausstieg und den Fuß in das umheimliche Haus setzte.

Als er am See vorüberkam, wandte er den Kopf ab.

Nachdem er die Thüre des Vestibules hinter sich geschlossen, mußte er sich an die Mauer stützen, die Kraft fehlte ihm.

Er stieg in sein Zimmer hinauf.

Die Fenster dieses Zimmers, wird man sich erinnern, gingen aus den Teich.

Aus dem Fenster dieses Zimmers hatte er Brasil untertauchen und den Leichnam des kleinen Victor herbeischleppen sehen.

Er zog die Vorhänge zusammen, um den Teich nicht zu sehen.

Aber die zusammengezogenen Vorhänge machten das Zimmer düster.

Er wagte es nicht, in diesem düsteren Zimmer zu bleiben.

Zwei halbe Kerzen staken in zwei Leuchtern, welche das Kamin schmückten.

Gérard hatte die Vorsicht gehabt, eine Zündholzschachtel mitzubringen.

Er zündete die Lichter an.

Nun erwartete er etwas ruhiger die Nacht.

Gegen neun Uhr, als es ganz dunkel geworden, dachte er, es sei Zeit, sich hinauszubegeben.

Es handelte sich zuerst darum, einen Spaten zu bekommen.

Es mußte ein solcher in dem Schoppen des Küchengärtners sein.

Herr Gérard ging hinab, sah sich gegenüber dem Teiche, der in der Dunkelheit wie ein Spiegel von polirtem Stahl glänzte, dann schlich er in den kleinen Gang, der nach dem Küchengarten führte, und suchte das Werkzeug, dessen er bedurfte.

Der Schoppen mit den Werkzeugen war mit einem Schlüssel verschlossen. Der Schlüssel steckte nicht.

Es war glücklicher Weise ein Fenster vorhanden.

Herr Gérard näherte sich dem Fenster, in der Absicht, eine Scheibe einzubrechen, die eiserne Fensterstange zu öffnen und durch das Fenster in das Gewächshaus zu dringen.

Als er die Scheibe eben zerbrechen wollte, hielt er inne, mit Schrecken an den Lärm denkend, der durch das Zerbrechen der Scheibe entstehen würde.

Der Unglückliche erschrak vor allem.

Er blieb deßhalb zaudernd und die Hand aus dem Herzen stehen.

Sein Herz schlug, daß die Seiten zerspringen zu wollen schienen.

Er verlor aus diese Weise mehr als eine Viertelstunde.

Endlich erinnerte er sich, daß er einen Diamanten am kleinen Finger hatte.

Der kostbare Stein glitt knirschend über die vier Seiten des Glases hin und Herr Gérard brauchte bloß an das Glas zu stoßen, daß es fiel.

Er wartete noch einen Augenblick, stieß an das Glas und steckte zu gleicher Zeit den Arm durch die Oeffnung.

Die Stange drehte sich und das Fenster ging aus einander.

Herr Gérard blickte rings umher, um sich zu versichern, daß die Nacht ganz stille sei und stieg über die Brüstung des Fensters.

Nachdem er einmal in dem kleinen Häuschen war, tastete und suchte er nach dem Werkzeug, dessen er bedurfte.

Er fiel aus zwei bis drei Handgriffe von Werkzeugen, ehe er den Handgriff eines Spatens zu packen kriegte.

Endlich gelang es ihm.

Er nahm den Spaten und ging denselben Weg zurück.

Es schlug zehn Uhr.

Er überlegte, daß er einen weit kürzeren Weg hätte, wenn er durch das Gitter des Parkes ginge, das nach dem Pont Godeau führte, als wenn er wieder an dem verwünschten Teiche vorüberginge, der seinen Blick aus sich zog und nach der furchtbaren Operation, die er vornehmen wollte, noch weit mehr aus sich ziehen würde.

Er faßte zu gleicher Zeit einen andern Entschluß.

Nämlich den Kutscher wissen zu lassen, daß er ihn an dem Gitter des Gartens erwarte, das nach der Ebene zu ging, statt ihn, wie er ihm gesagt, an dem Gitterthor zu erwarten, das nach dem Dorfe zu ging.

Herr Gérard öffnete diese letztere Thüre, legte seinen Spaten in eine Ecke und schlich sich an den Häusern hin, um nach dem Wirthshaus zu kommen.

Aus dem Wege änderte er abermals seinen Entschluß.

Ein Wagen, welcher am Parkthore stand, konnte Aufmerksamkeit erregen, da alle Welt wußte, daß das Haus unbewohnt sei.

Es war klüger, daß der Kutscher aus der Landstraße nach Fontainebleau wartete, hundert Schritt über der Cour-de-France.

Als er an dem Wirthshause angekommen war, sah Herr Gérard durch die Fenster.

Er sah seinen Mann, der eine Flasche Wein trank und mit Fuhrleuten Karten spielte.

Herr Gérard hatte wenig Lust, sich in dem Wirthshause zu zeigen, wo er erkannt werden konnte, obgleich er sich schrecklich verändert, seit er Viry verlassen hatte.

Da Barnabé indessen nicht ahnen konnte, daß er hinter dem Fenster stehe und mit ihm zu sprechen wünsche, so sah sich Herr Gérard genöthigt, die Thüre zu öffnen und dem Kutscher ein Zeichen zu geben, er solle zu ihm kommen.

Eine Viertelstunde verstoß, ehe Herr Gérard diesen Entschluß gefaßt.

Er hoffte noch immer, es werde Jemand herauskommen, dem er den Auftrag geben könnte, Barnabé zu sagen, daß sein Reisender etwas mit ihm sprechen müsse.

Niemand kam.

Herr Gérard sah sich deßhalb genöthigt, einzutreten.

Wenn wir sagten »einzutreten«, so begingen wir einen Irrthum: Herr Gérard trat nicht ein, sondern öffnete die Thüre halb und rief mit zitternder Stimme:

»He, Barnabé!«

Herr Barnabé war ganz bei seinen Karten: Herr Gérard mußte deßhalb den Namen dreimal wiederholen und hob jedes mal den Ton seiner Stimme.

Endlich sah Barnabé aus.

»Ah, ah!« sagte er. »Sind Sie es, Bourgois?«

»Ja, ich bin's,« sagte Herr Gérard.

»Sie wollen gehen? . . .«

»Noch nicht.«

»Das ist ein Glück! Die armen Thiere sind noch nicht ausgeruht.«

»Nein, das ist's auch nicht.«

»Was denn?«

»Ich habe Dir zwei Worte zu sagen.«

»Das können Sie, ich bin sogleich zu Ihren Diensten.«

Und indem er aufstand und aus seinem Wege soviel Spieler derangirte, als möglich, kam er nach der Thüre.

Alle Gesichter der derangirten Trinker waren lebhaft nach der Thüre gerichtet.

Herr Gérard warf sich in den Schatten des Corridors zurück.

»O! o!« sagte einer der Weingäste, »glaubt sich Euer Bourgois etwa entehrt, wenn er in ein Wirthshaus eintritt?«

»Es ist ein vermöglicher Liebhaber,« sagte ein Anderer lächelnd.

»Dann hat er sein Knie und nicht seinen Kopf durch die Thüre gesteckt,« sagte ein Dritter.

»Thor,« versetzte der Erste, »er hat ja gesprochen.«

»Nun?«

»Man spricht doch nicht mit dem Knie.«

»Da bin ich, Bourgois,« sagte Barnabé; »was steht zu Diensten?«

Gérard erklärte ihm die Veränderung, die in dem Programm eingetreten war und daß er ihn aus der Landstraße statt an dem Eingangsthore des Schlosses erwarten solle.

Die Auseinandersetzung des Herrn Gérard wurde durch häufige: »Hm! hm!« unterbrochen.

Herr Gérard begriff, daß in den Veränderungen, welche mit dem ersten Plane vorgegangen waren, Meister Barnabe etwas nicht nach seinem Sinne war.

Als er endlich seinen Wunsch gehörig auseinandergesetzt, sagte Barnabé:

»Aber wenn wir uns auf der Landstraße nicht finden sollten?«

»Wie sollten wir uns denn nicht wieder finden?«

»Wenn Sie zum Beispiel vorübergehen, ohne mich zu sehen.«

»Da ist keine Gefahr, ich habe gute Augen.«

»Ja, sehen Sie, es gibt Leute, deren Gesicht schwächer wird, wenn sie einen Wagen seit vierzehn Stunden haben und dem Kutscher fünfzig Franken schuldig sind. Ich kannte Bürger, zum Beispiel, ich sage das nicht wegen Ihnen, Gott bewahre, Sie haben das ehrlichste Gesicht, das jemals ein Mensch auf Erden besessen! ich sagte, daß ich Bürger gekannt, die, nachdem sie mich den ganzen Tag behalten, sich gegen fünf Uhr Abends nach der Passage Dauphine oder nach der Passage Vero-Dodat führen ließen und sagten: »Erwarten Sie mich hier, Kutscher; ich komme wieder.«

»Nun?« fragte Herr Gérard.

»Nun . . . und nicht wieder kamen.«

»O!« sagte Herr Gérard, »nicht möglich, mein Freund . . .«

»Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen; aber sehen Sie doch . . .«

»Mein lieber Freund,« sagte Herr Gérard, »ist es nur das?«

Damit zog er zwei Louisd'ors aus der Tasche und gab sie Meister Barnabé.

Meister Barnabé benützte einen Lichtstrahl, der durch die halbgeöffnete Thür fiel, um sich zu vergewissern, daß die Louisd'ors gut seien.

»Man wird Sie hundert Schritt oberhalb der Cour-de-France erwarten und zwar von elf Uhr an, wie ausgemacht. Von dem Augenblick, wo man bezahlt ist, kein Einwurf mehr.«

»Aber ich habe einen zu machen.«

»Welchen?«

»Wenn. . . wenn. . .«

Herr Gérard wagte nicht zu vollenden.

»Wenn was?«

»Wenn ich Dich nicht finden sollte?«

»Wo?«

»Auf der Landstraße.«

»Warum sollten Sie mich da nicht finden?«

»Weil Du voraus bezahlt bist . . .«

»Sie mißtrauen also Barnabé?«

»Du hast ja auch mir mißtraut.«

»Sie haben keine Nummer, aber ich habe eine. . . und zwar eine famose! eine Nummer, die allen denen Glück bringt, welche sie an sich vorüberkommen sehen, die Nummer 1.«

»Ich wünschte weit mehr,« sagte Herr Gérard, »sie brächte denen Glück, die darin sind.«

»Sie bringt auch diesen Glück, Nummer 1 bringt aller Welt Glück.«

»Um so besser, um so besser,« sagte Herr Gérard, indem er den Enthusiasmus seines Kutschers zu dämpfen suchte.

»Und man wird Sie von elf Uhr an auf der Landstraße erwarten, weil Sie's mal so wollen.«

»Gut,« sagte Herr Gérard leise.

»Hundert Schritte oberhalb der Cour-de-France. Ist es so recht?«

»Ja, ja,« sagte Herr Gérard, »es ist so recht, mein Freund; aber es ist unnöthig, so laut zu schreien.«

»Ja, ja, stille! und da Sie Gründe haben, sich zu verbergen . . .«

»Ich habe keine Gründe!« sagte Herr Gérard. »Warum wollen Sie, daß ich Gründe habe, mich zu verbergen?«

»O das geht mich nichts an. Von dem Augenblicke, da ich bezahlt bin, nicht gesehen, nicht gekannt. Um elf Uhr wird man am fraglichen Orte sein.«

»Ich werde suchen, Sie nicht warten zu lassen.«

»O lassen Sie mich warten, ich werde mich nicht beklagen. Sie haben mich auf die Stunde genommen: ich würde Sie, wenn Sie wollen, bis ans Thal Josaphat führen und Sie würden wahrscheinlich der Einzige sein, der in einem Fiacre zum jüngsten Gericht käme.«

Und ganz vergnügt über seinen Witz trat Barnabé wieder in das Wirthshaus, während Herr Gérard, den Schweiß abtrocknend, der ihm von der Stirne rann, auf den Weg nach dem Schlosse zurückging.

LIX.

Ein schwierig unterzubringender Gegenstand.

Herr Gérard fand die Thüre halb offen und seinen Spaten an der Mauer lehrend.

Er schloß die Thüre mit dem Schlüssel und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Plötzlich zitterte er und blieb, die Augen fest auf die Fenster des Schlosses geheftet, stehen.

Das Fenster war erhellt.

Ein Augenblick des Schreckens machte den Elenden vom Kopf bis zu den Füßen schauern.

Plötzlich erinnerte er sich der beiden Lichter, die er angezündet hatte stehen lassen.

Er merkte nun die Unklugheit, die er begangen.

Diese Helle, die er gesehen, konnten auch Andere sehen: man wußte, daß das Schloß unbewohnt war, und diese Helle konnte vielen Vermuthungen Raum geben.

Herr Gérard ging deßhalb beschleunigten Schrittes nach dem Schlosse, immer die Blicke von dem Teiche abwendend, stieg rasch den Perron hinauf und stürzte die Treppen hinan.

Er blies ein Licht aus und wollte eben auch das zweite auslöschen, als er dachte, er müßte durch den Corridor gehen und ohne Licht die Treppe hinabsteigen.

Er hatte noch keinen Moment früher daran gedacht, so sehr beherrschte ihn die Furcht, daß man das Licht sehen möchte.

Nachdem diese materielle Furcht vorüber war, kam die ideale wieder.

Was konnte Herrn Gérard in den Corridors und auf den Treppen eines verlassenen Hauses beunruhigen?

Was, so wenig Aehnlichkeit auch zwischen beiden stattfindet, Kind und Mörder fürchten: Geister.

In der Dunkelheit fürchtete Herr Gérard hinter sich gehen zu hören, ohne zu wissen, was ging.

Er fürchtete sich an seiner Redingote gepackt zu fühlen, ohne zu wissen, wer ihn packte.

Er fürchtete, bei der Krümmung des Corridors sich plötzlich einem Gespenst gegenüberzusehen, einem Kinder- oder Frauengespenst.

Waren in diesem Hause nicht zwei oder vielleicht drei Mordthaten geschehen?

Deßhalb ließ Herr Gérard ein Licht angezündet.

Er konnte durch zwei Thüren hinausgehen: die Thüre des Perrons und die Thüre des Speisekellers.

Als er in das Vestibule kam, zögerte er.

Gegenüber von dem Perron war der Teich, der furchtbare Teich!

Ehe er an die Thüre des Speisekellers kommen konnte, mußte er durch den gewölbten Keller gehen, wo Orsola erdrosselt worden war.

Herr Gérard erinnerte sich der Blutflecken aus den Steinplatten.

Er zog es jedoch vor, durch den Speisekeller hinauszugehen; er war nicht umsonst in dieser Stimmung.

Er hielt das Licht in der einen Hand, nahm den Spaten mit der andern, stieg die Treppe links, ging durch die Küche, zögerte einen Augenblick, ehe er die Thüre zum Speisekeller aufstieß, und schüttelte den Kopf, daß der Schweiß herabtroff, denn da seine beiden Hände beschäftigt waren, konnte er sich die Stirne nicht abtrocknen.

Endlich stieß er mit dem Fuße die Thüre des Speisekellers auf; der Wind blies durch die zerbrochenen Fensterrahmen, das Licht erlosch.

Er blieb in der Dunkelheit, gewissermaßen der Gefangene der Finsterniß.

Ein Schrei entschlüpfte ihm zu gleicher Zeit, während die Flamme erlosch; dann schauerte er und schwieg: er hatte Angst, der Ton seiner Stimme möchte die Todten auferwecken.

Er mußte durch den Speisekeller gehen oder wieder zurückgehen.

Zurückgehen: und wenn das Gespenst von Orsola ihm folgte! . . .

Was in dieser, mehr als das Blatt des Pappelbaums zitternden, Seele während der fünf Sekunden vorging, welche er brauchte, um durch das düstere Gewölbe zu gehen, wäre unmöglich zu beschreiben.

Endlich erreichte er die Holzkammer.

Dort glaubte er sich beinahe gerettet.

Aber die Thüre, die in den Park führte, war geschlossen, der Schlüssel steckte nicht; der Riegel war verrostet, lief nicht mehr in der Schließkappe und widerstand dem ersten Rütteln.

Die Kräfte waren nahe daran, dem Unglücklichen den Dienst zu versagen.

Es schien ihm unmöglich, wieder durch den Speisekeller zu gehen, ohne vor Schreck zu

sterben.

Er nahm alle seine Kräfte zusammen.

Das Schloß gab nach: die Thüre ging auf.

Der frische Wind von Außen schlug an seine feuchte Stirne und machte den Schweiß auf seinem Gesichte zu Eis.

Aber diese Empfindung schien ihm unendlich wohlthuend nach der erstickenden Atmosphäre des Souterrains.

Er athmete die reine Nachtlust!

Seine Lungen dehnten sich aus.

Er öffnete den Mund, um Gott zu danken: er wagte es nicht.

Wenn ein Gott lebte, wie konnte er, Gérard, frei, und Herr Sarranti im Gefängniß sein?

Freilich schlief Herr Sarranti aller Wahrscheinlichkeit nach jenen ruhigen Schlaf, der dem Gerechten die Kraft gibt, das Schaffot zu besteigen, während er dagegen wachte, Gewissensbisse und Schrecken im Herzen, und seine Kniee zitterten, seine Hände und seine Stirne von Schweiß troff.

Und in welch' furchtbarer Absicht wachte er? Was war die schreckliche That, die ihm zu thun blieb?

Er mußte die Gebeine seines Opfers ausgraben und verbergen.

Hatte er dazu den Muth? Hatte er vor Allem die Kraft?

Er wollte es wenigstens versuchen.

Mit raschem und beinahe festem Schritte durchmaß er den ganzen offenen und hellen Raum vom Schlosse bis zum Parke.

Als er sich jedoch unter dem Schatten der großen Bäume sah, als das geheimnißvolle und murmelnde Dunkel des Waldes sich zu seiner Rechten und Linken ausbreitete, packte ihn die eisige Hand des Schreckens von Neuem bei den Haaren.

Er befand sich in der Allee, die nach dem dichten Gebüsche führte.

Er begann die große Eiche zu sehen; er begann die Rasenbank zu unterscheiden.

Die Angst mochte ihn zurückziehen, so viel sie wollte: er mußte vorwärts gehen.

Er ward so schrecklich fortgeschleppt, als der gezwungene Leidende zum Schaffot.

Einen Augenblick fragte er sich, ob das Schaffot nicht dem vorzuziehen sei, was er zu thun im Begriffe stand.

Einen Schlag, der ihn getroffen, ohne daß er ihn erwartet, und ihn aus der Stelle und ohne Leiden getödtet, er hätte ihn gesegnet.

Aber der Todeskampf beim Ausspruch eines Urtheils, das Gefängniß, dieses heiße und kalte Vorgemach des Grabes, der Henker und seine finstere Macht, das rothbemale Schaffot, dessen beide mageren Arme man von Weitem sieht, die Stufen, die man, wenn die Kräfte fehlen, unterstützt von Dienern der Guillotine, emporsteigen muß, das Brett, das uns emporhebt, das dreieckige Eisen, das in der doppelten Rinne läuft: das ist der wahrhaft grausame, der scheußliche, der unmögliche Tod!

Das war es, was in den Augen des Meuchelmörders dem Ausgraben des Leichnams, dem Tod vor Schreck beim Ausgraben, den Vorzug gab vor dem Tode des Castaing und Papavoine.

Er trat entschlossen in das dichte Gebüsch und machte sich an die Arbeit.

Zuerst mußte man das richtige Loch finden.

Er knieete nieder und suchte mit der Hand.

Ein Todesschauer durchrieselte seine Adern, nicht wegen dessen, was er that, — das war indessen furchtbar genug! — sondern etwas ganz anderes Schreckliches machte ihn erbeben.

Es kam ihm vor, als wenn an dem ihm wohlbekanntem Platze die Erde vor Kurzem aufgelockert worden.

Sollte er zu spät kommen?

Eine Furcht macht der andern Platz.

Er steckte mit der Raserei des Schreckens die Hand in den lockern Boden und stieß einen Freudenschrei aus.

Das Skelett war noch da.

Er hatte das weiche und seidene Haar des Kindes gefühlt, das Salvator in so großen Schrecken versetzt.

Ihn beruhigte es.

Er machte sich an das Aufgraben.

Wenden wir die Blicke von diesem scheußlichen Geschäfte.

Athmen wir die reine Luft.

Blicken wir zu den schönen Sternen am Himmel auf, dem Goldstaub, der unter den Füßen Gottes pulsirt.

Hören wir in dieser reinen Nacht nicht durch den unendlichen Raum des Aethers Töne des himmlischen Gesanges herabklingen, welchen die Engel singen, wenn sie Gott anbeten.

Es wird Zeit genug fein, die Blicke wieder auf die Erde zu richten, wenn dieses verfluchte Menschenkind blaß und zitternd aus dem dichten Gebüsch tritt, in der einen Hand den Spaten, in der andern etwas Ungestaltetes in seinem Mantel.

Was sucht er jetzt mit seinem scheuen und blinzelnden Blicke?

Er sucht einen sichern Ort, um ihm das Leichendepot anzuvertrauen, das er von einem Orte weggenommen, der nicht mehr sicher ist.

Herr Gérard ging ohne Aufenthalt bis zum andern Ende des Parkes, legte seinen Mantel aus die Erde und begann zu graben.

Aber beim dritten oder vierten Schlag schüttelte er den Kopf und murmelte:

»Nein, nein, nicht hier!«

Und er nahm seinen Mantel wieder, machte hundert Schritte unter den dichtbelaubten Bäumen und blieb zum zweiten Male stehen und zögerte . . .

Dann schüttelte er abermals den Kopf:

»Zu nahe bei dem andern!« sagte er.

Endlich schien ihn ein lichter Gedanke zu durchzucken.

Zum zweiten Male nahm er seinen Mantel aus, und mit demselben fieberhaften Gang, mit dem er bereits zwei Stationen gemacht, begab er sich wieder auf den Weg.

Diesmal ging er nach dem Hause, diesmal hatte er keine Angst, ein Gespenst aus der Oberfläche hingeleiten zu sehen.

Er hielt das Gespenst ja in seinen Augen.

Als er an das Ufer des Teiches gekommen war, legte er den Mantel auf das Gras und begann ihn zu entfalten.

In diesem Augenblick ließ sich in der Ferne ein trauriges Geheul hören.

Es war das Geheul eines Hundes im nahen Pachtthof.

»O nein! nicht hier!« sagte er, »nicht hier! Es hat ihn bereits ein Hund hervorgezogen, man würde das Skelett finden . . . aber was thun? . . . Mein Gott, begeistere mich!«

Diese Bitte schien zum Himmel aufgestiegen zu sein, als wenn sie keine Blasphemie gewesen wäre.

»Ja, ja,« murmelte der Elend, »das ist's, das ist's !«

Diese Gebeine möchten noch so gut in dem Park von Viry verborgen sein, man könnte sie zum zweiten Male entdecken, da sie schon einmal entdeckt worden.

Herr Gérard wollte sie mit sich fortnehmen und sie in seinem Garten den Vanvres begraben.

In Vanvres war Herr Gérard mehr als anderswo der ehrenwerthe Herr Gérard.

Er nahm seinen Mantel wieder auf, ließ jedoch den Spaten liegen, begab sich rasch nach dem Gitter des Parks, das gegen den Pont Godeau zu lag.

Er hatte den Schlüssel dieses Gitters und öffnete ohne Schwierigkeit.

Seltsam seit er dieses Skelett in seinem Mantel hielt, war der Schrecken vor übernatürlichen Dingen verschwunden.

Freilich war ein anderer Schreck dem ersten gefolgt, und der ehrenwerthe Herr Gerard hatte bei dem Tausch nichts verloren.

Nachdem er das Gitterthor geschlossen, durchmaß Herr Gérard das Feld so rasch er konnte, um an die Landstraße zu kommen

Roland hat uns den Weg gezeigt, den er eingeschlagen.

Barnabé hatte Wort gehalten: er wartete mit seinem Fiacre am angedeuteten Orte.

Er that sogar mehr als warten: er schlief auf seinem Bock; aber so gut er auch schlief, Herr Gérard gab dem Wagen, als er öffnete, einen Stoß, der ihn aufweckte.

»Hm!« machte Barnabé, »sind Sie es, Beurgois?«

»Ja, ich bin's,« sagte Herr Gérard, »bemühe Dich nicht.«

»Wollen Sie,« sagte der Kutscher, indem er die Hand ausstreckte, »daß ich das Paket da, das Sie zu geniren scheint, auf meinen Sitz lege?«

Und Meister Barnabé deutete ans den Mantel.

»Nein! Nein!« rief Herr Gérard erschrocken; »es sind seltene Pflanzen, die der jedem Stoß bewahrt werden müssen; ich werde sie auf mein Knie stellen.«

»Wie Sie wollen . . . Fahren wir jetzt zurück?«

»Noch Vanvres,« sagte Herr Gérard.

»Vorwärts nach Vanvres!« sagte der Kutscher, indem er seine Pferde peitschte.

Und der schwerfällige Wagen setzte sich in Bewegung.

So, geschah es, daß Salvator unter der großen Eiche und bei dem dichten Gehölz das Skelett nicht gefunden, das er zu suchen gekommen.



Fünfter Band.

LX.

Ein Gemädeliebhaber.

Der Andrang von Fremden welche. Das Atelier von Petrus besuchten, und von denen die Einen aus bloßer einfacher Neugierde kamen, die Anderen mit dem wirklichen Wunsche zu kaufen, war so groß, daß man wörtlich Queue an der Thüre machte.

Am folgenden Sonntage hatte der Verkauf begonnen, das will sagen in drei Tagen.

Es war Donnerstag.

Gegen 11 Uhr Morgens, bot deßhalb das Atelier den Anblick einer Flut.

Es war die Bewegung von Wogen, die sich immer gewaltiger drängten, immer höher stiegen; es war sogar ihr Geräusch.

In dem anstoßenden Zimmer dicht daneben herrschte dagegen Unbeweglichkeit, denn die Einsamkeit war nicht vollständig: Petrus befand sich in dem Zimmer.

Er saß in der Nähe des Fensters, auf einen kleinen Gueridon gestützt, auf welchem ein offener Brief lag, den er nur ein einziges Mal gelesen, von dem jedes Wort jedoch ihm bis in die Tiefe der Seele gedrungen war.

Es war leicht zu sehen, daß der junge Mann gebrochen war.

Von Zeit zu Zeit hielt er seine Hände an die Ohren, um das Geräusch im anstoßenden Zimmer nicht zu hören.

Von Zeit zu Zeit rollten große Thränen über seine Wangen und fielen auf den offen vor ihm liegenden Brief.

Warum war Petrus, der auf den Ruf Salvators so rasch seinen Entschluß gefaßt; warum war Petrus blasser und unschlüssiger geworden, denn je?

Daran war der Brief schuld, den er soeben von Regina erhalten, und der den Entschluß des jungen Mannes wie Glas gebrochen.

Man erinnert sich, daß in dem Augenblick, wo er Regina verlassen, diese ihm ein süßes Versprechen für den andern Tag gegeben, — einen Brief.

Nur hatte sie ihm nicht sagen wollen, was dieser Brief enthalten würde.

Sie wollte mit ächt weiblicher Zartheit, daß ein Duft des Glückes, der um so lieblicher, weil unbekannt, dem folge, den sie liebte.

Diesen Brief hatte Petrus erhalten.

Er war derselbe, auf den sich seine Augen hefteten; er war derselbe, auf den seine Thränen flossen.

Und wirklich, man wird sehen; daß er viel Glück versprach und daß man lang und ernstlich über den Verlust eines solchen Glückes weinen konnte.

Hier ist er:

»Mein viel geliebter Van Dyk!

»Ich habe Ihnen gestern, als ich Sie verließ, eine gute Nachricht versprochen.

»Diese Nachricht ist folgende:

»In einem Monate ist der Geburtstag meines Vaters, und meine Tante und ich entschieden uns dahin, daß das Geschenk das wir dem Marschall geben wollten, das Portrait der kleinen Abeille sein sollte.

»Außerdem wurde gestern der Herr Graf Rappt vom Schlosse mit einer Sendung an den Hof von St. Petersburg beauftragt, einer Sendung, die ihn auf mehrere Wochen entfernen muß . . .

»Sie ahnen nicht wahr? «

»Nachdem nun einmal entschieden, daß das Geschenk für den Marschall in dem Portrait des kleinen Lieblings bestehe, war es nicht schwer die Wahl zutreffen und zu bestimmen, daß der Maler, der dies Portrait machte, Herr Petrus Herbel von Courtenay sein soll.

»Sie wissen, daß dieser letztere Name einen ungeheuren Einfluß auf die Marquise de la Tournelle hat, die einen großen Respect vor den geschlossenen Kronen besitzt.

»Vernehmen Sie nun, was mir Ihnen noch mitzutheilen übrig bleibt.

»Von nächsten Sonntag Mittag wird jeden Tag eine Sitzung in dem Atelier von Herrn Petrus Herbel de Courtenay stattfinden.

»Die kleine Abeille wird gewöhnlich zu ihrem Maler durch die Marquisin de la Tonnnelle, ihre Großtante, und die Gräfin Regina, ihre ältere Schwester, gebracht werden.

»Es wird Tage geben» an welchem die Marquisin de la Tonnnelle durch ihre Gesundheitsrücksichten und die Pflichten der Frömmigkeit abgehalten sein wird.

»An diesen Tagen wird die kleine Abeille Niemand haben, der sie begleitet, als ihre Schwester

Regina.

»Ihre Schwester Regina wird sie also allein begleiten.

»Je nach der Geschicklichkeit des Malers wird das Bild in einigen Sitzungen fertig sein oder einen Monat brauchen.

»Vorausgesetzt, daß das Bild ähnlich ist; wird man sich nicht über die Zeit beklagen, die der Maler darauf verwendet hat.

»Damit kein Streit über den Preis entstehen kann, ist derselbe zum Voraus auf zweihundert Louisd'or fixirt.

»Da Herr Petrus Herbel de Courtenay jedoch vielleicht zu stolz sein wird, sie anzunehmen, ist zum Voraus bestimmt, daß diese Summe zu Almosen, sowie zum Ankauf von Pretiosen und eines himmelblauen Kleides, ähnlich dem, welches die arme Rose-de-Noël so sehr gewünscht, verwendet werden soll.

»So erwarten Sie denn, mein lieber Van Dyk, am Sonntag, um Mittag, die kleine Abeille, die-Marquisin de la Tournelle und Ihre Sie zärtlich liebende

Regina.«

Das war nun der Brief, der trotz der guten Nachricht oder vielmehr wegen der guten Nachricht, die er enthielt, Petrus zur Verzweiflung brachte.

Sonntag um Mittag wollte Regina mit ihrer Tante und ihrer Schwester kommen, und was würden die drei Frauen finden?

Den Schätzungs-Commissär, der die Bilder und Meubels von Petrus verkaufte!

Und Petrus hatte nichts davon gesagt!

Wie wollte er diese Schande ertragen?

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, zu fliehen, sich zu verbannen, Regina nie wieder zu sehen.

Aber Regina nicht wieder sehen, hieß auf das Leben verzichten.

Es war noch, mehr: es war, der Tod des Herzens in einem lebendigen Körper.

Einen Augenblick bedauerte Petrus, nicht, seinen Vater vom Ruine gerettet zu haben — wir müssen es sagen, dieser Gedanke kam ihm nicht einmal in den Sinn — sondern das Anerbieten Jean Roberts nicht angenommen zu haben.

Petrus brauchte wirklich nur angestrengt zu arbeiten, wie er ehemals gearbeitet, um Jean

Robert in kürzester Zeit das Geld zurückzugeben, das dieser ihm geliehen. «

Seine augenblickliche Ruhe, sein Luxus, seine Pferde, sein Wagen hatten sogar kaufmännisch gesprochen eine ausgezeichnete Wirkung hervorgebracht.

Man hatte geglaubt, er habe von einem unbekanntem Onkel geerbt, er brauche das Geld nicht mehr und von diesem Augenblicke an hätten seine Bilder doppelten Werth.

Aber Petrus machte nur, weil er für nichts mehr Sinn hatte, als seine Liebe, keine Bilder mehr.

Konnte er nur eine Summe von zehntausend Franken entleihen, so konnte er damit Bilder malen und in drei Monaten die Summe zurückgeben, wie hoch auch der Kurs war, zu welchem sie ihm geliehen wurde.

Warum sollte er nicht Salvator bitten, ihm diese Summe zu verschaffen?

Nein: das strenge Gesicht Salvator's würde ein solches Verlangen untersagen.

Hatte nicht Überdies die Stimme Salvators wie ein Echo des unerbittlichen Gesetzes, geantwortet: »Am 4. April!«

Petrus schüttelte deshalb den Kopf und wie wenn er sich auf seine eigenen Gedanken antwortete, sagte er:

»Nein, nein: alles eher, als mich an Salvator zu wenden!«

Er fügte freilich hinzu:

»Aber auch alles eher, als Regina zu verlieren!« . . .

In demselben Momente trat ein neuer Besuch in das Atelier. . «

Da dieser neue Besuch eine große Rolle in den folgenden Scenen zu spielen bestimmt ist, mögen uns die Leser erlauben, Petrus seinen düstern Gedanken zu überlassen, und einen Blick auf den Neuankömmling zu werfen.

Es war ein Mann von achtundvierzig bis fünfzig Jahren, von ziemlich hoher Gestalt, breiten Schultern, robustem Halse und breiter Brust.

Sein Kopf war bedeckt mit einem Walde von rothen Haaren, welche frisirt und beinahe gekräuselt waren; seine Augenbrauen, von einem Ebenholzscharz — ein seltsamer Contrast mit seinen Haaren — waren dicht und weich, und waren wie mit langen großen und nadelspitzen Haaren bewaffnet.

Sein Backenbart, der sich bis unter den Hals verlängerte, war von einem Braun, das in's Röhliche spielte und mit einigen grauen und weißen Haaren untermischt, wodurch man beim ersten Anblick außer Stande war, die Farbe genau anzugeben.

Kurz das Gesicht dieses Unbekannten deutete auf Offenheit, sogar auf rauhes Wesen, aber nicht auf Bösartigkeit.

Im Gegentheil, das Lächeln, das beständig auf seinen Lippen zu schweben schien, verkündete eine Art jovialer Gutmüthigkeit, eine Art scheinbar rauhen Humors, der im Grunde jedoch gut und mild war.

Auf den ersten Anblick würde man sich von ihm fern gehalten haben.

Dann aber, wenn man ihn noch einmal angesehen, würde man ihm die Hand geboten haben, so viel Sympathie für ihn flößte der heitere Ausdruck ein, der in seinem Gesichte lag.

Wir haben das Alter genannt, in dem er zustehen schien.

Dieses Alter wurde nahezu durch eine doppelte Falte in Circumflexform, welche sich dicht über der Nase hinzog, constatirt.

Der Stand des Mannes war nach mehreren Anzeichen leicht zu bestimmen.

Sein Gang verrieth den Seemann durch die eigenthümliche Hüftenlahmheit, welche für Leute charakteristisch ist, die lange Zeit auf dem Meere gereist sind und die selbst auf dem festen Elemente ein Spreizen der Beine beibehalten, mit dem die Söhne des Neptun, wie ein Mitglied der französischen Academie sagen würde, die Gewohnheit haben, gegen das Schlingern und Stampfen der Schiffe Stand zu halten.

Außerdem wäre, wenn man dies Zeichen nicht; erkannt, der forschende Blick des Neugierigen durch ein anderes nicht minder deutliches auf die Spur geführt worden.

Der Unbekannte trug an seinen Ohren zwei kleine goldene Anker.

Seine Kleidung war ziemlich ausgesucht, obgleich sie, selbst für Leute von wenig Ansprüchen einen etwas zweideutigen Geschmack verrieth.

Sie bestand aus einem blauen Frack mit metallenen Knöpfen, über die Maßen weit offen, um eine Sammtweste sehen zu lassen, an welcher eine ungeheure Kette kreuzweise herabhing.

Außerdem trug er ein weites faltiges Beinkleid, das sich bis zum Stiefel verengte und zu jener Zeit unter dem Namen Kosakenhose bekannt war.

Die Stiefel selbst endlich, im Gegensatz zur Hose, die sich verengte, erweiterten sich unter ihr, um die Umrisse eines Fußes zu zeichnen, welchen die Natur in ihrer mütterlichen Vorsehung offenbar gebildet hatte, um seinen Besitzer mitten unter den phantastischen Bewegungen des Ozeans im Gleichgewichte zu erhalten.

Am andern Ende entfaltete sich sein Gesicht in einer weißen Kravatte, aus der ein breiter Hals hervorsah, wie eine Gichtrose aus einer Düte von weißem Papier.

Ein Foulard mit rothen und grünen Carreaux, welches mittelst eines jener Knoten, die man à la marinière nennt, um den Hals geschlungen war, und ein schwarzer-Filzhut mit breiten Rändern und langen Haaren vervollständigte diese Tracht.

Fügen wir hinzu, daß er in der Hand einen ungeheuren Rotang hielt den er ohne Zweifel selbst aus Ost- oder Westindien mitgebracht, welche beide den Vorzug haben, diese interessante Pflanze hervorzubringen, und den er zu Ehren einer Erinnerung, welche dieser Stock in ihm weckte, mit einem seiner riesigen Größe entsprechenden Knopfe versehen hatte.

Was konnte diese eigenthümliche Persönlichkeit zu einem Bilderverkauf locken?

Wenn Petrus ein Marinemaler gewesen wäre, so würde der Besuch eines reichen Seemanns, der sich zurückgezogen und eine Galerie von Seestücken anlegen wollte, nichts Ueberraschendes gehabt haben.

Aber ein Seemann in dem Atelier eines Historienmalers und sogar eines Genremalers war etwas, was die ächten Liebhaber mit vollem Rechte in Erstaunen setzen konnte.

Bei der Ankunft des Seemanns in dem Atelier richtete sich die Aufmerksamkeit der anwesenden Personen, die einzig bis jetzt auf die Bilder concentrirt gewesen, größtentheils auf den Neuankömmling.

Dieser, ohne sich dadurch stören zu lassen, blieb mitten im Zimmer stehen, warf einen forschenden Blick um sich her, zog ein Etui aus seiner Tasche, nahm aus dem Etui eine Brille mit goldenen Haltern, setzte die Brille auf seine Nase und schritt gerade auf ein Gemälde von Chardin zu, das ihn, sobald er es gewahrte, besonders anzuziehen schien.

Dieses Gemälde stellte eine Haushälterin vor, welche die Gemüse reinigt, die sie in ihren Topf am Feuer werfen will.

Das Feuer, der Topf und die Gemüse waren mit solcher Wahrheit gemalt, daß der Seemann bei dem Anblick des Topfes, dessen Deckel auf dem Heerde lag, laut ausrief, indem er seine Nase der Leinwand näherte und laut athmete:

»Hm! Hm! . . . «

Dann ließ er seine Zunge schnalzen und fuhr fort:

»Das Wasser läuft einem im Munde zusammen.«

Dann hob er die linke Hand mit einer Bewegung in die Luft, welche deutlich die vollkommenste Bewunderung an den Tag legte:

»Prachtvoll!« sagte er, immer in demselben gehobenen Tone und ganz, als ob er allein wäre, »prachtvoll in jeder Beziehung!«

Einige Fremde, welche die Ansicht des Neuankömmlings von dem Bilde Chardin's theilten,

näherten sich ihm, während die, welche diese Ansicht nicht theilten, sich entfernten.

Nachdem er lange und genau das Bild betrachtet, seine Brille bald abnehmend, bald wieder aufsetzend, verließ er es, obgleich mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns, und eines der ersten Marinebilder Gudin's gewahrend, sagte er:

»O, o! das ist Wasser; das wollen wir uns etwas näher betrachten.«

Und in der That trat er so nahe heran, daß er das Bild mit der Nasenspitze berühren konnte.

»Tausend Stückpforten noch einmal! Das ist Wasser und Salzwasser dazu . . . - O! o! Aber von wem ist denn dieß Bild?«

»Von einem jungen Manne, mein Herr, von einem jungen Manne, « sagte ein alter Herr, der eine Prise Tabak vor dem Marinebild einsog, welches der Seemann betrachtete.

»Gudin, « versetzte der Liebhaber, der eben die Unterschrift des Bildes entdeckte. »Ich habe wirklich diesen Namen in Amerika nennen hören, aber ich sehe zum ersten Male ein Bild von diesem Meister; denn so jung er ist, wie Sie sagen, mein Herr, ist der Maler, der diese Barke und diese Welle da gemacht, nach meiner Ansicht ein Meister. Ich bin weniger zufrieden mit den Matrosen darauf; aber man kann nicht in Allem exzelliren. Muß mir's näher ansehen

Und der Seemann sah sich das Bild ganz in der Nähe an.

»Und was sagen Sie von dieser Brick, die man da im Hintergrunde sieh?«

»Mein Herr, entschuldigen Sie, ich sage, das ist eine Corvette, keine Brick . . . eine Corvette, die vor dem Winde geht, die Backbordshalsen zu, mit ihrem großen Segel, seinem Focksegel und den beiden Marssegeln, was sehr bescheiden von ihr ist, denn bei einem solchen Winde könnten sie wohl ihre Bramsegel und Leisegel hissen. Ich hatte bei solchem Wetter die Gewohnheit zu rufen: »Alle Segel aufgezogen!«

Und nach seiner Gewohnheit, die er auch diesmal beibehielt, rief er diesen Befehl, so laut er konnte.

Alles drehte sich um. Einige Liebhaber setzten ihre besonderen Untersuchungen fort: aber der größte Theil der Zuhörer sammelte sich um den Seemann, und fuhr, um uns eines dem poetischen Beruf, dem er angehörte, entnommenen Ausdrucks zu bedienen, in Admiralsschaft mit ihm.

Der Unbekannte hatte, wie wir sehen, nicht vor tauben Ohren gesprochen.

Der alte Herr, welcher bereits einige Worte mit ihm gewechselt, faßte seine Worte rasch auf und sagte:

»Ah, ah, mein Herr, es scheint, daß Sie ein Schiff commandirt?«

»Ich hatte diese Ehre, meins Herr, antwortete der-Fremde.

»Einen Dreimaster, eine Brick, eine Corvette?«

»Eine Corvette.«

Dann, als wenn er die Conversation nicht weiter- fortführen möchte, wenigstens in nautischer Richtung nicht, verließ der Seemann die Wellen, die .Barke und die Corvette Gudin's, um sich mit einem Boucher zu beschäftigen.

Aber der alte Liebhaber, der sehne Zweifel gern gewußt hätte, was ein in der Kunst so erfahrener Mann von dem gewöhnlichen Maler der Madame du Barry dachte, verließ ihn nicht bei dem Kreise, den er beschrieb.

Wie ein Stern seine Satelliten in einem Wirbel nach sich zieht, begleiteten alle Zuhörer den Seemann.

»Obgleich dieß keine Unterschrift hat, « sagte unser Mann, indem er das Bild des Nachfolgers von Vanloo betrachtet, »braucht man doch nicht zu fragen, von wem es ist: es ist die Toilette der Venus von Boucher. Der Maler hat ans Schmeichelei seiner Venus die Züge der unglücklichen Coutisane gegeben, welche in jener Zeit die französische Monarchie entehrte . . . «

»Schlechte Malerei! schlechter Maler! Ich liebe Boucher nicht! Und Sie, meine Herren?«

Und ohne abzuwarten, bis die, welche er anredete ihm antworteten, fügte er mit lauter Stimme hinzu:

»Er ist ein schätzbarer Colorist, ich weiß es; aber er ist ein pretentiöser und manierterter Maler, wie die Menschen seiner Zeit . . . Elendes Epoche! geringe Nachahmung der Manieren der Renaissance. Es ist weder das Fleisch Tizian, noch die Carnation von Rubens.

Dann wandte er sich an seine Zuhörer und sagte:

Und nun wissen Sie auch meine Herren, weshalb ich Chardin liebe: er ist der einzig wahrhaft kräftige Künstler, weil er wahrhaft einfach ist in mitten der Affectation und conventionellen Manier seines Jahrhunderts. O die Einfachheit, meine Herren, die Einfachheit, Sie mögen sagen, was Sie wollen, Darauf muß man immer wieder zurückkommen.«

Niemand bestritt die Wahrheit dieses Axioms.

Der Liebhaber, der bereits mit dem Seemann gesprochen, sah um sich, als wollte er um das Wortbitten , und als er sah, daß Niemand einen Einwurf machte, sagte er:

»Ganz richtig, mein Herr, ganz richtig.«

Der Liebhaber begann an dem brüskten, aber offenen, brutalen, aber philosophischen Seemann einen Narren zu fressen.

»Wenn ich lange genug lebe, um meinen Traum zu realisiren, « fuhr der Capitän in melancholischem Tone fort, »so werde ich als der glücklichste Mensch sterben, denn ich werde meinen Namen an ein großes Werk geknüpft haben.«

»Und wäre es unbescheiden, mein Herr, « fragte der alte Liebhaber, »wenn man diesen Traum zu kennen wünschte?«

»Keineswegs, mein Herr, keineswegs, « antwortete der Capitän. »Ich will eine Freischule für das Zeichnen gründen, wo die Lehrer keine andere Aufgabe haben, als die Einfachheit in der Kunst zu lehren.«

»Eine große Idee, mein Herr!«

»Nicht wahr?«

»Seht groß-. sehr groß und ächt philanthropisch. Der Herr bewohnt die Hauptstadt?«

»Nein, aber ich hoffe mich hier niederzulassen: ich beginne, der Reise um die Welt müde zu werden.«

Sie haben die Reise um die Welt gemacht?« rief der Herr voll Verwunderung.

Sechsmal, mein Herr, « antwortete der Capitän.

Der Liebhaber trat einen Schritt zurück.«

»Das ist ja noch ärger, als Herr de la Perouse, « sagte er.

»Herr de la Perouse hat sie nur zweimal gemacht, « antwortete der Seemann mit derselben Einfachheit.

»Ich spreche vielleicht mit einem berühmten Seemann?«

»Pah!« machte der Unbekannte bescheiden.

»Nun, mein Herr. Darf ich Sie um Ihren Namen fragen?«

»Ich heiße Lazare Pierre Berthaud, genannt *Monte-Hauban*.«

»Sollten Sie mit dem berühmten Berthaud de Montauban, dem Neffen Carl des Großen, verwandt sein?«

»Renaud de Montauban, wollten Sie sagen!«

»Ach ja, das ist richtig. — Renaud . . . Berthaud . . .«

»Ja, man verwechselt leicht einen mit dem andern; ich glaube nicht, diese Ehre zu haben, es wäre denn weiblicherseits. Dann ist in unserem Namen ein H, das die Renaud de Montauban

niemals zu führen die Ehre gehabt.«

Der Liebhaber, der nicht begriff, an welchem Orte seines Namens der Capitän Monte-Hauban das **H** habe, versuchte vergeblich, Montauban auszusprechen, indem er das **H** vor das **M** setzte.

Aber nach dreien vergeblichen Versuchen verzichtete er darauf, redete sich ein, daß er falsch gehört und daß man dem Wappen des Seemanns, nicht seinem Namen diesen Buchstaben zuschreiben müsse.

Dann zog er eine Visitenkarte aus der Tasche, gab sie dem Capitän und sagte zu ihm:

»Capitän man findet mich Montag, Mittwoch und Freitag von drei bis fünf Uhr zu Hause. Um fünf Uhr speise ich zu Mittag und wenn Sie mir bisweilen die Ehre geben wollen, mein einfaches Mal zu theilen, ich habe eine Frau, welche ganz vernarrt in Seekämpfe ist, so werden Sie diese und mich glücklich machen, indem Sie uns welche erzählen.«

»Mit Vergnügen, mein Herr, « sagte der Capitän, indem er die Karte in seine Tasche steckte; »die Kämpfe sind, meiner Ansicht nach, blos dazu da, um erzählt zu werden.«

»Ganz richtig, mein Herr, ganz richtig, « sagte der Liebhaber mit einer Verbeugung, indem er sich zurückzog.

Nachdem der Liebhaber durch den Capitän erobert war, begann dieser wieder von Neuem vor jedem- Bilde seine Meinung laut kund zu geben, und eroberte zwei bis drei andere Liebhaber, die er wie den ersten durch die Richtigkeit seines Urtheils und seinen leidenschaftlichen Enthusiasmus für das Einsache in Erstaunen setzte.

Nach Verfluß von zwei Stunden hatte er die Bewunderung Aller.

Man folgte ihm in allen Wendungen, die er durch das Atelier beschrieb und hörte ihn der Aufmerksamkeit und Sammlung an, welche fleißigen Schülern eigen ist, wenn sie vor einem berühmten Professor stehen.

Diese Manege — und es war eine solche in der ganzen Bedeutung des Wortes — dauerte bis gegen fünf Uhr, um welche Stunde, wie wir bereits sagten, die Besucher sich zurückzogen.

In dem Augenblicke, in welchem der Diener von Petrus die Thüre öffnete um anzudeuten, daß die Stunde des Aufbruchs gekommen sei, hatte der Capitän so eben ein Bild umgedreht, das gegen die Wand gestellt war, und dass nach seiner Stellung, wie zu sehen, nicht wie die übrigen zum Verkauf bestimmt war.

Dieses Bild war eine Skizze des Kampfes der *Belle-Therese* mit der *Kalypso*, eine Skizze, welche Petrus nach seiner lebhaften Erzählung seines Vaters einst auf die Leinwand zu werfen sich den Spaß gemacht.

Kaum hatte er das Bild gesehen, als der Capitän Pierre Berthaud Schreie der Bewunderung ausstieß, welche diejenigen an die Schwelle fesselten, die bereits am Hinausgehen waren.

»Beim Gott der Meere, « rief er, »ist das glaublich?«

Trotz der Aufforderung, des Dieners gruppirten sich die Umstehenden um den Capitän.

»Was wollen Sie sagen, mein Herr?« fragten zwanzig Stimmen zu gleicher Zeit.

»O meine Herren, « rief der Capitän, indem er sich die Augen trocknete, »entschuldigen Sie meine Rührung, als ich jedoch einen der ersten Kämpfe, an denen ich Theil nahm und, das darf ich wohl sagen, auf ehrenvolle Weise Theil nahm, so treu dargestellt sah, flossen die Thränen aus meinen Augen.«

»Weinen Sie, Capitän, weinen Sie!« sagten die Umstehenden.

»Ein Einziger, « fügte der Capitän hinzu, wäre im Stande gewesen, mit dieser außerordentlichen Treue den Kampf der Kalypso und der Belle Therese zu malen, und dieser hat nie einen Pinsel gerührt.«

»Aber, « fragten die Umstehenden, deren Neugierde durch diese dramatische Episode auf's höchste gespannt war, »wer ist denn dieser Mann?«

»Es ist der Capitän, der die Belle Therese commandirte.«

»Und der Capitän der Belle Therese, « sagten mehrere Stimmen, »der waren Sie, nicht wahr, mein Herr?«

»Nein, des war nicht ich, « versetzte Monte-Hauban mit einer stolzen Miene, »das war mein treuer Freund, der Capitän Herbel. Was ist aus ihm geworden, seit wir uns in Rochefort trennten, nachdem wir vergeblich den Kaiser wollte sagen Bonaparte zu retten gesucht?«

»O, sagen Sie den Kaiser, sagen Sie den Kaiser!« drängten einige Zuhörer, die kühner, als die Andern waren.

»Nun ja, den Kaiser!« rief der Capitän« »denn man mag ihm diesen Titel bestreiten, wie man will, er hat ihn geführt und glorreich geführt; verzeihen Sie einem alten Diener diesen vielleicht unüberlegten Enthusiasmus.«

»Ja, ja, « sagten mehrere Stimmen; »aber auf den Capitän Herbel zurückzukommen . . .«

»Gott weiß, wo er jetzt ist, der arme Alte, « fuhr der Capitän fort, indem er Augen und Arme zum Himmel erhob.

»Mein Herr!« sagte der Diener, den diese rührende Scene hinderte, die Besucher fort zuweisen, »ich weiß nicht, wo der Capitän Herbel jetzt ist, aber was ich weiß, ist, daß er vor kaum acht Tagen hier war.«

»Der Capitän Herbel?« rief der Liebhaber mit einer Donnerstimme.

»Er selbst, « antwortete der Diener.

»Und Sie sagen, Sie wissen nicht, wo er sei?«

»Wenn ich das sage, mein Herr, so ist das eine Redensart: er muß in Saint Malo sein.«

»Ich eile zu ihm!« rief der Capitän, indem er, noch immer von der Woge der Liebhaber gefolgt, nach der Thüre stürzte.

Dann blieb er plötzlich stehen und verursachte dadurch eine Ebbe unter denen, die ihm folgten:

»Aber täuschen Sie sich nicht?« sagte er zu dem Diener; »Sie haben hier den Capitän gesehen?«

««Hier selbst.«

»In diesem Atelier?«

»In diesem Atelier.«

»Und, Sie sind dessen gewiß, was Sie sagen?«

»Ich glaube wohl, daß ich dessen gewiß bin; ich habe ihn hier heraufgeführt, oder vielmehr ich bin zu ihm hinab gegangen.«

»Warum das?«

»Weil ich ihn nicht heraufkommen ließ.«

»Und, « fragte der Capitän, »weßhalb kam mein alter Freund nach dem Atelier seines Malers?«

»Nun, weil dieser Maler sein Sohn war, « antwortete der Diener.

»Wie!« rief der Capitän, indem er zwei Schritte vorwärts machte, »wie, der berühmte Maler Petrus ist der Sohn des ausgezeichneten Capitän Herbel?«

»Ja, mein Herr, sein eigener Sohn, « sagte der Diener, »und der eigne Neffe des General von Courtenay.«

»Schon recht: bin ein Seemann und kenne die Landgenerale nicht, namentlich wenn sie Generale in der Armee von Condé geworden.«

Aber sich sogleich fassend, sagte er:

»Verzeihung, meine Herren, vielleicht kränkt meine brüske Offenheit irgend einen Empfindlichen; aber das ist durchaus nicht meine Absicht, ich betheure es.«

»Nein, Capitän, nein. Beruhigen Sie sich, « versetzten mehrere Stimmen.

»Aber, « sagte der Capitän, dessen Gesicht von Freude übergossen zu werden schien, —
»wenn dieser junge Petrus der Sohns meines Freundes Herbel ist . . .«

»Nun, « wiederholten die Umstehenden lebhaft gespannt.

»Lassen Sie diesen jungen Mann rufen!« sagte der Capitän brüsk.

»Entschuldigen Sie, « antwortete der Diener, »der Herr empfängt Niemanden.«

Das Gesicht verzerrte sich und die Muskeln begannen unruhig zu werden, als ahmten sie die Bewegung der Wogen nach.

»Du hältst mich also für Niemand . . . oder für alle Welt?« rief der Capitän mit einer Donnerstimme, indem er auf den armen Teufel zuschritt, als ob er ihn am Kragen packen wollte.

Der Diener erinnerte sich des Eintritts des Capitän Herbel bei seinem Sohne, und da er keinen Grund zu glauben hatte, der Capitän Monte Hauban sei besseren Humors als sein Gefährte, bat er die Fremden höflich, zu gehen, damit der Capitän ein tête-à-tête mit dem haben könne, den er so sehr zusprechen wünschte.«

Zu ihrem großen Bedauern mußten die Fremden das Atelier leeren.

Sie hätten sich gerne den Genuß des Anblicks der Freude verschafft, die der brave Capitän haben würde, wenn er den Sohn eines alten Freundes umarmte.

Als der Diener mit dem Capitän allein war, fragte er diesen:

»Wen soll ich melden, mein Herr?«

»Melde einen der Helden der Belle Therese, « sagte der Capitän, sich räuspernd.

Der Diener trat bei Petrus ein.

LXI.

Entern.

Der Capitän Berthaud, genannt Monte Hauban, warf sich, als er allein war, in eine Causeuse, strich mit der Hand durch die Haare und seinen Backenbart, der unter dem Kinn herabhing; dann kreuzte er eines seiner Beine mit dem andern, stützte sich auf die Wirbel seines Knies, und blieb so scheinbar in das tiefste Nachdenken versunken, bis zu dem Augenblick, wo Petrus aus seinem Zimmer tretend die Portiere aufhebend auf der Schwelle des, Atelier erschien.

Er gewährte den Capitän in der Stellung, die wir soeben beschrieben haben.

Das stille Eintreten von Petrus wurde ohne Zweifel von dem Capitän nicht bemerkt, denn er blieb, die Stirne auf die Hand gestützt, und die Haltung eines ganz in Gedanken Versunkenen beobachtend, sitzen.

Petrus betrachtete ihn einen Augenblick und hustete dann, um den Fremden aus seinem Nachdenken zu reißen.

Der Capitän schauerte, als er diese Stimme hörte, und den Kopf erhebend, öffnete er, seine Augen, wie Einer, der erwacht, indem er Petrus betrachtete, ohne sich ans der Causeuse zu erheben.

»Sie wollen mit mir sprechen, mein Herr?« fragte Petrus-.

»Das ist die Stimme, ganz die Stimme seines Vaters!« rief der Capitän, indem er aufstand und auf den jungen Mann zuging.

»Sie haben meinen Vater gekannt, mein Herr?« fragte Petrus, näher tretend.

»Das ist der Gang, ganz der Gang seines Vaters!« rief der Capitän wieder. »Ob ich Deinen Vater . . . Ihren Vater gekannt? Das will ich glauben!«

Dann sagte er, die Arme kreuzend:

»Aber sieh' mich doch an!«

»Ich sehe Sie an, mein Herr, « sagte Petrus erstaunt.

»Wahrhaftig, das ist das leibhafte Bild seines Vaters im gleichen Alter, « fuhr der Capitän fort, indem er den jungen Mann liebevoll ansah, oder, um uns eines populären Ausdrucks zu bedienen, der unsere Gedanken noch besser gibt, — indem er ihn mit den Augen aufaß. »Ja, ja, und Jedem, der mir das Gegentheil davon sagt, werde ich einfach antworten, er habe gelogen. Du gleichst Deinem Vater, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Umarme mich doch, mein Junge!«

»Aber mit wem habe ich zu sprechen die Ehre?« fragte Petrus, immer erstaunter über die Miene, den Ton und die vertraulichen Manieren des Unbekannten.

»Mit wem Du sprichst, Petrus?« fuhr der Capitän fort, indem er beide Arme ausbreitete; »und Du hast mich angesehen und nicht erkannt! Freilich, « fügte er melancholisch hinzu, »das letzte Mal, daß Du mich sahst, warst Du nicht größer, als so!«

»Und der Capitän maß mit der Hand die Größe eines Kindes von fünf bis sechs Jahren.

»Ich gestehe, mein Herr, « sagte Petrus, immer verlegener werdend, »trotz der neuen Andeutungen, die Sie mir soeben gegeben, . . . erkenne ich Sie nicht.«

»Ich verzeihe Dir, « sagte der Capitän mit einem Ausdruck voll Güte, »und doch, « fuhr er mit einem leichten Schatten von Trauer in der Stimme fort, »hätte ich es lieber gesehen, wenn Du mich erkannt, man vergißt gewöhnlich einen zweiten Vater nicht.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Petrus, indem er den Seemann fest in's Auge faßte. Denn er glaubte sich endlich auf der Spur-.

»Ich will damit sagen, Undankbarer, « antwortete der Capitän, »daß das Kriegsleben und die tropische Sonne mich sehr verändert haben müssen, weil Du Deinen Pathen nicht wieder erkennst.«

»Wie! Sie wären der Freund meines Vaters, Berthaud, genannt Monte-Hauban, der sich in Rochefort von ihm getrennt und den er seit jener Zeit nicht mehr gesehen?«

»Nun ja, so bist du endlich so weit! Tausend Stückpforten das hat Mühe gekostet. Nun komme und umarme mich, mein kleiner Pierre; denn Du heißest Pierre, wie ich, weil ich es bin, der Dir meinen Namen gegeben.«

Es war eine unbestreitbare Thatsache, . Obgleich der Taufname des jungen Mannes eine leichte Veränderung erlitten.

»Von ganzem Herzen, mein Pathe!« antwortete Petrus lächelnd.

Und als der Capitän ihm seine beiden Arme öffnete, warf er sich mit jugendlicher Begeisterung hinein.

Der Capitän drückte ihn an seine Brust, daß er beinahe erstickt wäre.

»O, zum Henker! was das wohl thut!« rief der Capitän.

Dann ihn loslassend, ohne jedoch sein Hand frei zu geben, sagte er voll Bewunderung:

»Du bist Deinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Ach! Dein Vater hatte gerade Dein Alter, als ich ihn kannte . . . Aber nein, nein, ich bin vergeblich parteiisch für ihn, Sacrebleu! nein, er war nicht so hübsch, wie Du. Deine Mutter hat das Ihrige dazu gegeben, mein kleiner

Pierre, und das hat nichts geschadet. Ach, Dein jugendlich Gesicht verjüngt mich um fünfundzwanzig Jahre, mein Junge. Setze Dich, damit ich Dich mit mehr Bequemlichkeit ansehen kann.«

Und indem er mit dem Revers des Aermels die Augen trocknete, nöthigte er ihn mit der andern Hand auf das Canapee.

»Ach! genire Dich nicht, « sagte er, ehe er sich selbst setzte. »Ich hoffe, daß Du mir einige Augenblicke zu gönnen hast.«

»Den ganzen übrigen Tag, wenn Sie wollen, mein Herr; hätte ich die wenigen Augenblicke nicht, die Sie von mir verlangen, so würde ich sie mir nehmen.«

»Mein Herr, . . . was soll das heißen, mein Herr? Ach, ja so, die Civilisation, die Stadt, die Hauptstadt. Ja, wenn Du ein Bauer wärest, würdest, Du mich Deinen Pathen Berthaud kurzweg heißen. Sie sind ein Caballero und nennen mich mein Herr.«

Der Capitän stieß einen Seufzer aus.

»Ach«, sagte er, »wenn Dein Vater, mein armer alter Herbel wüßte, daß sein Sohn mich mein Herr nennt!«

»Versprechen Sie mir, ihm nicht zu sagen, daß ich Sie mein Herr genannt und ich werde Sie kurzweg Berthaud nennen.«

»Ah, das laß ich mir gefallen! Was mich betrifft, nun, so ist es ein alter Seemannsbrauch, ich muß Dich duzen, ich duzte Deinen Vater, der mein Vorgesetzter war. Urtheile nun, was das wäre, wenn ein Straßenjunge wie Du, denn Du bist ein Straßenjunge, mich nöthigen wollte, Sie zu sagen.«

»Aber ich nöthige Sie ja auch durchaus nicht dazu, « sagte Petrus lachend.

»Und daran thust Du recht, Ueberdieß wüßte ich auch gar nicht, wenn ich Sie sagte, wie ich Dir das Uebrige sagen sollte, was ich noch zu sagen habe.«

»Sie haben mir also noch etwas zu sagen?«

»Allerdings, mein Herr Pathe.«

»Mein Pathe, o sagen Sie es.«

Pierre Berthaud sah Petrus einen Augenblick an.

Dann, als ob er sich einen Zwang anthäte, brachte er endlich die Worte hervor:

»Nun, mein armer Junge, wir liegen also aufgebraßt?«

Petrus zitterte, indem er erröthete.

»Wie, aufgebraßt? Was verstehen Sie darunter?« fragte Petrus, der auf diese Frage und namentlich auf die barsche Weise, wie sie gemacht wurde, gefaßt war.

»Allerdings aufgebraßt, « wiederholte der Capitän; »mit andern Worten, die Engländer habenden Enterhacken auf unser Mobiliar geworfen?«

»Leider, mein lieber Pathe, « sagte Petrus, indem er seine Kaltblütigkeit wieder gewann und zulächeln versuchte, »die Engländer auf dem Lande sind weit furchtbarer, als die Engländer auf dem Meere.«

»Ich hatte immer das Gegentheile gehört, « machte der Capitän mit einer falschen Bonhomie: »es scheint, man hat mich getäuscht.«

»Indeß, « sagte Petrus lebhaft, »Sie müssen Alles wissen: ich bin keineswegs gezwungen, mein Mobiliar zu verkaufen.«

Pierre Berthaud schüttelte verneinend den Kopf.

»Wie, nein?« sagte Petrus.

»Nein, « wiederholte der Capitän.

»Aber ich versichere Sie . . .«

»Wie, Pathe, Du hoffst mich glauben zu machen, daß, wenn man eine Sammlung, wie die Deine, gemacht, daß, wenn man in Deinem Alter diese Vasen von Japan, dieses Porzellan von Sevres, diese Kistchen von Holland, diese Figuren von Sachsen zusammengebracht — auch ich bin ein Liebhaber von diesen alten Sachen — Du willst mich glauben machen, daß man sich alles dessen freiwillig und mit Freuden entschlägt.

»Ich sage ihnen nicht, Capitän, « antwortete Petrus, indem er das Wort Pathe zu vermeiden suchte, das ihm lächerlich erschien, »ich sage nicht, daß ich all' das freiwillig und mit Freuden verkaufe; aber ich bin dazu weder genöthigt, gezwungen noch verbunden, wenigstens in diesem Augenblick nicht.«

»Ja, das heißt, wir haben noch kein gestempeltes Papier erhalten, es existirt noch kein gerichtliches Erkenntniß, es ist ein gütlicher Verkauf, um einen Verlauf im Namen der Justiz zu vermeiden; ich begreife das alles vollkommen. Pathe Petrus ist ein ehrbarer Mensch, der es vorzieht, lieber seinen Gläubigern die Kosten zu ersparen, als die Huissiers zu bereichern; aber ich sage deßhalb doch das Schiff liegt aufgebraßt.« «

»Nun, von diesem Gesichtspuncte aus gestehe ich, daß etwas Wahres an dem ist, was Sie mir sagen, versetzte Petrus.«

»Dann, « sagte Pierre Berthaud, »ist es ein großes Glück, daß ich vor dem Winde hier herein

gesegelt bin. Unsere liebe Frau von der Rettung hat mich hierher gebracht.«

»Ich begreife Sie nicht, mein Herr, « sagte Petrus.

»Mein Herr . . . was soll das?« rief Pierre Berthaud, indem er auffuhr und um sich sah; »wo ist hier ein Herr und wer hat diesen Herrn angeredet?«

»Nun, nun, setzen Sie sich wieder, Pathe, das ist ein **lapsus linguae**.«

»Ah, gut! Du sprichst arabisch mit mir, die einzige Sprache, die ich nicht verstehe. Potz Wetter! sprich französisch, englisch, spanisch, niederbretagnisch, und ich werde Dir antworten, aber kein lapse linguis, ich weiß nicht, was das heißen soll.«

»Ich sagte Ihnen einfach, Sie möchten sich setzen, Pathe.«

Und Petrus legte einen Nachdruck auf den Titel.

»Ich will wohl, aber unter einer Bedingung.«

»Welche?«

»Daß Du mich anhörst.«

»Auf's Gewissenhafteste.«

»So beginne ich.«

»Und ich höre.«»

Und Petrus, den, was er auch sagen mochte, dieses Gespräch lebhaft interessirte, öffnete, sozusagen, beide Flügel seiner Ohren.

»Nun, « begann der Capitän, »Dein tapferer Vater hat also keinen Sou mehr. — Das setzt mich nicht in Erstaunen. — Als ich ihn verließ, war er im Zuge und die Aufopferung, das geht rascher, als die Roulette.«

»Wirklich hat ihm die Aufopferung für den Kaiser fünf Sechstel seines Vermögens gekostet.«

»Und das legte Sechstel?«

»Hat ihm meine Erziehung, wenigstens zum größten Theile, gekostet.

»Auf diese Weise hast Du, da Du Deinen armen Vater nicht vollends ruiniren und doch als Gentleman leben wolltest, Schulden gemacht . . . Nicht wahr? . . . sprich!«

»Leider!«

»Dahinter müssen wir wohl eine Liebe suchen, den Wunsch, in den Augen der Frau, die man

liebt, zu glänzen, im Gehölz ihr auf einem schönen Pferde voran zureiten, sie auf dem Ball in einem schönen Wagen aufsuchen?«

»Es ist unglaublich, Pathe, welchen Scharfblick Sie für einen Seemann haben!«

»Wenn man auch Seemann ist, mein Freund, hat man deßhalb doch ein Herz und bisweilen auch deren zwei.«

— — — *Mulheurenx que nous sommes, C'est toujours cet amour, qui tourmente les hommes.*
[Wir Unglücklichen! Immer ist es die Liebe, die den Menschen quält.]

»Wie Pathe, Sie wissen Verse von Chenier auswendig?«

»Warum nicht? in meiner Jugend kam ich nach Paris; ich wollte Talma sehen; man sagte mir:, Sie kommen gerade recht; er spielt in einer Tragödie von Chenier, Charles IX.' Ich sagte: Nun, so will ich Charles IX sehen' Während der Vorstellung streitet man sich, boxt sich, schlägt die Köpfe zusammen; die Wache tritt ein, man bringt mich nach der, Violine', wo ich bis zum andern Morgen bleibe. Am andern Morgen sagt man mir, daß man sich getäuscht und seht mich vor die Thüre; in Folge dessen reise ich ab, um erst dreißig Jahre später wieder nach Paris zu kommen. Ich frage nach Talma:, Todt' ich frage nach Chenier:, Todt'; ich frage nach Charles IX:;, Durch hohen Befehl verboten' — Ha, zum Teufel! Sage ich, ich hätte doch gerne das Ende von Charles IX gesehen, von dem ich nur den ersten Act kenne., Das ist unmöglich', antwortet man mir,, aber wenn Sie ihn lesen wollen, nichts leichter. — Was muß ich thun? —, Ihn kaufen.' Es war allerdings nichts leichter-: ich trete bei einem Buchhändler ein. Die Werke von Chenier? —, Hier, mein Herr' Gut! sage ich zu mir, ich werde sie an Bord lesen. Ich kehre an Bord zurück, ich öffne mein Buch, ich suche: keine Tragödie, nichts als Verse: Idyllen, Madrigalen an Mademoiselle Camille. Ich habe keine Bibliothek an Bord, ich las meinen Chenier, ich las ihn wieder und auf diese Art habe ich das unglückliche Citat gemacht. Aber ich war geprellt; ich hatte Chenier gekauft, um Charles IX zu lesen und Charles IX war, wie es scheint, nicht von Chenier. O! die Buchhändler! die Buchhändler! Welche Flibustier!«

»Armer Pathe, « sagte Petrus lachend. »Das ist nicht der Fehler des Buchhändlers.«

»Wie! Das ist nicht der Fehler des Buchhändlers?«

»Nein, sondern der Ihre.«

»Mein Fehler?«

»Ja.«

»Erkläre mir das.«

»Die Tragödie Charles IX ist von Marie Joseph Chenier, dem Conventsmitgliede.«

»Gut.«

»Und das Buch, das Sie gekauft, ist von André Chenier, dem Dichter.«

»Ha! ha! hat ha! Ha!« machte der Capitän, indem er diesen Ausruf auf fünf verschiedene Arten betonte.

Und nachdem er einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken gewesen, sagte Pierre Berthaud:

»So erklärt sich das; aber die Buchhändler sind deßhalb doch Filibustier.«

Da Petrus sah, daß sein Pathe auf seiner Meinung über die Buchhändler beharrte, und keinen Grund hatte, diese ehrenwerthe Corporation zu verteidigen, so beschloß er, nicht hartnäckiger dagegen anzukämpfen und wartete, bis Pierre Berthaud das Gespräch da wieder aufnehmen würde, wo er es gelassen, ein Gespräch, an dem er Gefallen zu finden schien.

»Nun, « versetzte der Seemann, »wir sagten also, daß Du Schulden gemacht; wir standen doch wohl dabei, Pathe Petrus?«

»Allerdings, dabei blieben wir stehen, « sagte der junge Mann.

LXII.

Ein Pathe aus Amerika.

Es entstand eine momentane Pause, während welcher Pierre Berthaud auf seinen Pathen einen Blick heftete, der in der tiefsten Tiefe seiner Seele lesen zu wollen schien.

»Und wie hoch belaufen sich unsre Schulden . . .ungefähr?«

»Ungefähr?« fragte Petrus lächelnd.

»Ja, die Schulden, mein Junge; das heißt soviel als, woran gebracht es Dir, « sagte der Capitän, »man meist die Summe nie ganz genau.«

»Ich weiß indeß die der meinen.« sagte Petrus.

»Du?«

»Ja, ich.«

»Nun, das beweist, daß Du ein geordneter Mensch bist Pathe. Laß die Zahl hören.«

Und Pierre Berthaud warf sich in seinen Fauteuil zurück, blinzte die Augen, und drehte die Daumen um einander.

»Meine Schulden belaufen sich auf dreiunddreißig tausend Franken, « sagte Petrus.

»Auf dreiunddreißig tausend Franken!« rief der Capitän.

»Ja, ja!« machte Petrus, welchen die Originalität seines zweiten Vaters, wie sich der Seemann betitelte, zu amüsiren schien. »Sie finden die Summe exorbitant, nicht wahr.«

»Exorbitant! ja: das will heißen, ich kann mir nicht erklären, wie Du nicht hungers gestorben bist, mein armer Junge!.. . . Dreiunddreißigtausend Franken! aber in Deinem Alter, wenn ich am Lande gelebt, hätte ich zehn Mal diese Summe gebraucht. Und es wäre noch immer wenig gegenüber von dem gewesen, was Cäsar schuldig war!«

»Wie sind, weder der Eine, noch der Andere, Cäsar, mein lieber Pathe; Sie werden mir deßhalb erlauben, wie ich schon gesagt, die Summe exorbitant zu finden.«

»Exorbitant? wenn man hunderttausend Franken in jedem Haar seines Pinsels hat, denn ich sah Deine Bilder und verstehe mich darauf, ich, den ich die Flamländer, dies Italiener, die Spanier gesehen. Deine Malerei ist ganz einfach die Malerei der großen Schule.«

»Zu viel, zu viel, Pathe!« antwortete Petrus bescheiden.

»Es ist die große Schule, sage ich Dir, « beharrte der Seemann. »Wenn man die Ehre hat, ein großer Maler zu sein, so malt man nicht wohlfeiler, als um dreiunddreißigtausend Franken Schulden jährlich. Das ist eine fixe Zahl; das Talent repräsentirt gut ein Capital von einer Million und nach den Reductionen des Herrn von Villèle machen dreiunddreißigtausend Franken gerade die, Rente einer Million.«

»Ja, ja! mein Pathe, wissen Sie etwas?« sagte Petrus.

»Was, Pathe?«

»Daß Sie Geist haben.«

»Pah!« machte Pierre Bertaud.

»Machen Sie nicht Pah; ich kenne sehr ehrenwerthe Leute, die damit zufrieden wären.«

»Schriftsteller?«

»Allerdings.«

»Nein, laß gut sein; wir wollen aus Deine Schulden zurückkommen.«

»Sie bleiben also dabei?«

»Ja, denn ich habe Dir einen Vorschlag zu machen.«

»Bezüglich meiner Schulden ?«

»Ja.«

»Nun, so machen Sie; Sie sind ein so origineller Mann, Pathe, daß ich bei Ihnen aus alles gefaßt bin.«

»Nun, so höre meinen Vorschlag; ich mache Dir das Anerbieten, alsbald Dein einziger Gläubiger zu werden.«

»Wie?«

»Du bist dreiunddreißigtausend Franken schuldig und um sie bezahlen zu können, nicht wahr, verkaufst Du Deine Möbeln, Deine Bilder, all Deinen Trödel.«

»Leider!« machte Petrus; »das Evangelium ist nicht wahrer.«

»Nun, ich bezahle die dreiunddreißigtausend Franken, die Bilder und die Meubeln.«

Petrus sah den Seemann ernst an.

»Was wollen Sie sagen« mein Herr?« fragte er ihn.

»Wohl! es scheint, ich habe meinen Pathen falsch genommen, « sagte Pierre Berthaud.
»Entschuldigen Sie Herr Vicomte von Courtenay; ich glaubte mit dem Sohne meines alten
Freundes Herbel zu sprechen.«

»Nun ja, ja, ja, « sagte Petrus lebhaft, »ja, mein lieber Pathe, Sie sprechen mit dem Sohn Ihres
guten alten Freundes und er antwortet Ihnen und sagt Ihnen: damit ist's nicht gethan, daß man
dreiunddreißigtausend Franken entlehnt, selbst bei seinem Pathen, man muß auch wissen, wie
man sie ihm heimzahlen kann.«

»Wie Du sie mir heimzahlen kannst, Pathe! Das ist sehr leicht: Du machst mir ein Bild nach
dieser Skizze.«

Und er deutete auf den Kampf der Belle Therese mit der Calypso.

»Ein Bild von dreiunddreißig Fuß Länge und sechzehn ein halb Fuß Höhe, « fuhr er fort. »Du
wirst mich auf das Verdeck neben Deinen Vater stellen, in dein Augenblick, wo ich zu ihm sage:
Ich werde der Pathe Deines Erstgeborenen, Herbel, und mir sind quitt!«

»Aber wo wollen Sie mit seinem Bilde von dreiunddreißig Fuß Länge hin?«

»Ja meinen Salon.«

»Aber Sie werden kein Haus finden mit einem Salon von dreiunddreißig Fuß Länge.«

»Ich werde expreß eines bauen lassen.«

»So sind Sie also Millionär, Pathe.«

»Wenn ich ein Millionär wäre, mein Kind, « sagte Pierre Berthaud, in beträchtlichem Tone,
»so würde ich mir Dreiprozentige kaufen, vierzig- bis fünfzigtausend Livres Renten erzielen und
kümmerliche leben.«

»O! o! o!« machte Petrus.

»Mein lieber Freund, « versetzte der Capitän, »laß mich Dir in zwei Worten meine Geschichte
erzählen.«

»Erzählen Sie.«

»Als ich mich von Deinem braven Vater in Rochefort trennte, sagte ich mir:, Sieh Pieree
Berthaud, mit dem ehrlichen Privatanstand ist in Frankreich nichts mehr zu machen; wir wollen
deßhalb Handel treiben.' Ich nahm Ballast ein in meinen Canot und begann einen
Ebenholzhandel.«

»Das heißt, Sie trieben Ausfuhrhandel, lieber Pathe.«

»Das heißt man Ausfuhrhandel treiben?« fragte der Capitän naiv.

»Ich glaube, ja, « antwortete Petrus.

»Von diesem kleinen Handel lebte ich drei bis vier Jahre, und setzte mich außerdem in Verbindung mit Südamerika; so daß ich, als der Aufstand ausbrach, an dem Glücke Spaniens, dieser wurmstichigen und decrepiten Nation, verzweifelnd, in die Dienste Bolivars trat. Ich hatte den großen Mann geahnt.«

»Dann, mein lieber Pathe, « sagte Petrus, »sind Sie also einer der Befreier von Venezuela und Neugranada, einer der Gründer von Columbien?«

»Ich rühme mich dessen, Pathe! als jedoch die Aufhebung der Sklaverei proclamirt wurde, beschloß ich, mein Glück auf andre Weise zu machen zu suchen. Ich hatte in der Umgegend von Quito einen Boden mit Goldpepiten zu entdecken geglaubt, ich untersuchte den Ort aufs Genaueste, fand eine Mine und verlangte eine Conzession. Für die der Republik von mir geleisteten Dienste erhielt ich genannte Conzession. Nach Verfluß von sechs Jahren, während welcher ich die Mine ausbeutete, hatte ich die bescheidene Summe von vier Millionen realisirt und trat die weitere Ausbeutung, für hunderttausend Piaster, oder fünfmal hunderttausend Livres, jährlich ab. Nachdem dies geschehen, kehrte ich nach Frankreich zurück, wo es meine Absicht ist, mir mit meinen vier Millionen eine angenehme Existenz zu gründen und von meinen fünfmal hunderttausend Livres Renten zu leben. Billigst Du diesen Plan, Pathe?«

»Vollkommen.«

»Ich habe keine Kinder, keine Verwandten . . . ausgenommen Großneffen, die ich nicht einmal vom Sehen kenne; ich werde niemals heirathen; was soll ich nun mit meinem Vermögen anfangen, wenn Du, dem es von Rechtswegen gehört . . .?«

»Capitän!«

»Wieder! . . . Wenn Du, dem es von Rechtswegen gehört, damit anfängst, daß Du die dreiunddreißigtausend Franken ausschlägst, die ich Dir anbiete?«

»Ich hoffe, daß Sie mein Widerstreben begreifen werden, lieber Pathe.«

»Nein, ich gestehe, daß ich es nicht begreife; ich bin Junggeselle, ich bin unermesslich reich; ich bin Dein zweiter Vater; ich biete Dir eine Bagatelle an: Du schlägst sie aus. Aber weißt Du Junge, daß Du mir da, bei unsrem ersten Wiedersehen, eine tödtliche Beleidigung zufügst?«

»Das ist nicht meine Absicht-«

»Mag es Deine Absicht sein oder nicht, « sagte der Capitän mit gereiztem Tone, »Du hast mir jedenfalls einen großen Schmerz bereitet; Du hast mein Herz verwundet!«

»Verzeihen Sie, lieber Pathe, « sagte Petrus in großer Unruhe; »aber ich erwartete dies Anerbieten so wenig, daß ich meiner nicht Herr war, als ich Sie es mir machen hörte, und es vielmehr nicht mit der Dankbarkeit annahm, die ich Ihnen schulde.«

»Und Du nimmst es an?«

»Ich sage das nicht.«

»Wenn Du mein Anerbieten ausschlägst, weißt Du, was ich thue?«

»Nein.«

»Nun, ich will es Dir sagen.«

Petrus wartete-

Der Capitän zog aus der Seitentasche seines Rockes ein Portefeuille, das dick gespickt schien und öffnete es.

»Ich nehme dreiunddreißig Bankbillets aus diesem Portefeuille, in welchem zweihundert enthalten sind, ich rolle sie wie einen Kork zusammen, öffne das Fenster und werfe sie auf die Straße hinaus.«

»Und warum das?« fragte Petrus-

»Um Dir zu beweisen, was ich mit diesen Papierfetzen anfangen.«

Und der Capitän begann ein Dutzend solcher Bankbillets zusammenzurollen, als wenn er es mit einfachem Schreibpapier zu thun hätte.

Dann stand er auf und trat auf die ernsthafteste Weise von der Welt an das Fenster.

Petrus hielt ihn zurück.

»Nein, « sagte er, »keine Thorheit, wir wollen uns vergleichen.«

»Dreißigtausend Franken oder den Tod, « sagte der Capitän.

»Nein, nicht dreißigtausend Franken, weil ich keine dreißigtausend Franken brauche.«

»Dreißigtausend Franken oder . . .«

»Zum Teufel auch! hören Sie mich nun mal an, oder ich fluche wie ein Matrose; ich werde Ihnen beweisen, daß ich der Sohn eines Corsaren bin, tausend Stückpforten noch ein mal!«

»Das Kind sagt schon Papa!« rief Pierre Berthaud; »Gott ist groß! wir wollen mal seine Vorschläge hören.«

»Ja, hören Sie mich an. Ich bin in Verlegenheit, weil ich, wie Sie sagten, lieber Pathe, tolle Ausgaben gemacht habet.«

»Nun, die Jugend muß austoben.«

»Aber ich wäre nicht in Verlegenheit durch diese tollen Ausgaben gerathen, wenn ich zu gleicher Zeit, während ich sie machte, nicht auch träge gewesen.«

»Man kann nicht immer arbeiten.«

»Aber ich bin entschlossen, mich wieder an die Arbeit zu machen.«.

»Und die Liebschaften?«

Petrus erröthete.

»Liebschaften und Arbeit können Hand in Handgehen; ich bin entschlossen, mich ungeheuer anzustrengen.«

»Gut, wir wollen uns ungeheuer anstrengen aber die Engländer, das heißt die Gläubiger, muß man, bis der Pinsel uns etwas abgeworfen, begießen, wie es in der Gärtnersprache heißt.«

»Allerdings.«

»Nun gut, « sagte der Capitän, indem er Petrus sein Portefeuille anbot, »hier ist die Gießkanne, mein Junge; ich zwinge Dir's nicht auf, nimm, soviel Du willst.«

»Gut!« sagte Petrus, »Sie werden vernünftig und ich sage, t daß wir uns verstehen werden-«

Petrus nahm zehntausend Franken und gab das Portefeuille Pierre Berthaud zurück, der ihm mit dem Blicke folgte.

»Zehntausend Franken, « machte der Capitän, »der nächste beste Hasenfellhändler hätte Dir diese Summe gegen sechs Prozent geliehen . . . Apropos, warum sprichst Du nichts von den Zinsen?«

»Lieber Pathe, ganz einfach, weil ich Sie zu beleidigen glaubte.«

»Keinesweges, ich werde sogar selbst Zinsen fordern.«

»Thun sie das.«

»Ich bin gestern in Paris mit der Absicht angenommen, ein Haus zu kaufen und es, so gut ich kann, einzurichten.«

»Wohl.«

»Ehe ich jedoch einen Schiffsrumpf gefunden, der mir behagt, brauche ich wohl acht Tage.«

»Mindestens.«

»Ehe dieses Haus möbliert ist, braucht es weitere acht Tage.«

»Sagen wir vierzehn.«

»Wohl, vierzehn, ich will Dir nicht widersprechen; das macht drei Wochen.«

»Zweiundzwanzig Tage.«

»Wenn Du mich mit solchen Spitzfindigkeiten hinausziehst, so ziehe ich meinen Vorschlag zurück.«

»Welchen Vorschlag?«

»Den, welchen ich Dir zu machen im Begriffe war.

»Und warum wollen Sie ihn zurückziehen?«

»Weil bei einem so trotzgen Character, wie dem Deinen, und einem so starrköpfigen, wie dem meinen, wir nicht zusammen leben können.«

»Sie wollten also bei mir wohnen?« fragte Petrus.

»Allerdings, « sagte der Capitän. »Denn obgleich erst seit gestern im Hotel du Havre angekommen, habe ich es doch schon ganz satt. Ich wollte deßhalb zu Dir sagen: O mein lieber Pathe. Mein braver Junge, hast Du ein Zimmer, ein Cabinet, eine Mansarde, einen großen Raum, wie diesen, wo man ein Hamak aufhängen könnte; hast Du das für den armen Capitän Berthaud Monte-Hauban?«

»Wie, das? . . .« rief Petrus entzückt, seinerseits etwas für einen Mann thun zu können, der mit so viel Einfachheit ein Vermögen zu seiner Verfügung stellte.

»Ja, « Versetzte der Capitän; »aber Du begreifst, wenn Dir das auf die eine oder andere Weise unangenehm ist, wenn es Dich im Geringsten genirte . . . Teufel, so muß Du's eben sagen.«

»Wie können Sie das nur glauben?«

»Ach! Siehst Du, bei mir heißt es ja oder nein; die Offenheit auf den Lippen, das Herz auf der Hand.«

, »Nun gut, das Herz aus der Hand, die Offenheit auf den Lippen, sage ich Ihnen, lieber Pathe: nichts kann mir angenehmer sein, als der Vorschlag, den Sie mir machen; nur . . .«

»Nur was?«

»Ja, an den Tagen, wo ich ein Modell habe, wo ich Sitzungen habe . . .«

»Verstehe . . . verstehe . . . Freiheit, Libertas!«

»Nun, sehen Sie, jetzt sprechen Sie arabisch!«

»Ich spreche arabisch, das geschieht ohne es zu wissen, wie M. Jourdain Prosa machte.«

»Ei! Sie citiren ja Molière. Wahrhaftig, lieber Pathe, Sie sind bisweilen von einer Gelehrsamkeit, die mich in Staunen versetzt. Ich fürchte, man hat Sie in Columbien ausgetauscht. Aber kommen wir wieder auf Ihren Wunsch zurück.«

»Nun gut, ja, auf meinen Wunsch, auf meinen lebhaften Wunsch. Ich- bin nicht an die Einsamkeit gewöhnt, ich hatte immer ein Dutzend Lebemänner um mich, die sich's wohl sein ließen und will mich nicht in meinem Hotel de Havre melancholisch stimmen lassen. Ich liebe die Gesellschaft und namentlich die der Jugend. Du mußt hier Künstler und Gelehrte empfangen. Ich verehere die Gelehrten und die Künstler; die ersten, weil ich sie nicht verstehe, die letzteren, weil ich sie verstehe. Siehst Du, Pathe, ein Seemann, der nicht geradezu ein Tölpel ist, weiß von Allem ein wenig. Er hat die Astronomie durch den großen Bären und den Polarstern gelernt; die Musik durch das Pfeifen des Windes in dem Strickwerk; die Malerei durch die untergehende Sonne. Wir werden von Astronomie, Musik, Malerei sprechen und Du wirst sehen, daß ich in diesen verschiedenen Richtungen nicht weniger verstehe, als die, welche ihr Handwerk daraus machen. O, sei ruhig! abgesehen von einigen Schiffsausdrücken wirst Du nicht über mich zu sehr zu erröthen brauchen. Uebrigens, wenn ich mich zu sehr gehen lasse, wollen wir uns über eine Flagge verständigen, die Du aufziehst, und ich werde meine Segel einziehen.«

»Was sagen Sie da?«

»Die Wahrheit, nun zum letzten Male, gefällt Dir die Sache so?«

»Das heißt, ich nehme sie mit Freuden an.«

»Bravo! so bin ich. der glücklichste Mensch von der Welt; aber Du weißt, wenn Du allein sein willst, wenn die hübschen Modelle und die vornehmen Damen kommen, so viere ich ab.«

»Abgemacht.«

»Gut.«

Der Capitän zog seine Uhu heraus.

»Ha, ha! sechs ein halb, « machte er.

»Ja, « sagte Petrus.

»Nun, wo dinirst Du gewöhnlich, Junge?«

»Ein wenig überall.«

»Du hast Recht, mau. muß nirgends sterben; ißt man noch immer gut im Palais Royal«

»Wie man beim Restaurant ißt . . . Sie wissen.«

Vefour, Very, die Frères Provencaux existieren sie noch immer?«

»Mehr als je.«

»So wollen wir dort speisen-«

»Sie geben mir also zu essen ?«

»Ich gebe Dir heute zu essen , Du gibst mir morgen zu essen, so sind wir quitt, . mein. Herr Empfindlich.«

»Lassen Sie mich nur, Rock, Hose und Handschuhe wechseln.«

»Wechsle., Junge-, wechsle.«

Petrus ging nach seinem Zimmer.

»Apropos.«

Petrus drehte sich um.

»Du wirst mir die Adresse deines Schneiders geben; ich will mich nach dem neuesten Geschmacke kleiden.«

Und als er Petrus Hut durch die halbgeöffnete Thüre seines Zimmers sah, machte der Capitän:

»Ha, ha! man trägt also die Hüte à la Bolivar nicht mehr?«

»Nein, man trägt sie jetzt à la Murillo.«

»Ich werde den meinen jedoch beibehalten zur Erinnerung an den großen Mann, dem ich mein Glück verdanke.«

»Das zeigt von einem guten Herzen und großen Geist, mein lieber Pathe.«

»Ha, Du spottest über mich?«

»Nicht im Geringsten.«

»Geh, geh, geh! o, ich habe einen guten Rücken, ich, und kann mehr ertragen, als Du darauf häufen wirst. Aber wir wollen zuerst sehen, wohin Du mich logirst?«

»Unter mir, wenn Sie wollen; ich habe dort eine Garcon-Wohnung, die Ihnen ausgezeichnet passen wird.«

»Behalte Deine Garcon-Wohnung für eine Maitresse, die eine eigene Wohnung verlangt; ich brauche nur *ein* Zimmer und vorausgesetzt, daß in diesem Zimmer ein Matratzrahmen, Bücher, vier Stühle und ein Atlas sind, brauche ich nichts weiter.«

»Erstens erkläre ich Ihnen, mein sehr lieber Pathe, daß ich keine Maitresse habe, der ich eine Wohnung zu geben brauche, und daß Sie mich in keiner Weise berauben, wenn Sie eine Wohnung beziehen, die ich nicht benutzt, und die für Jean Robert am Tage der ersten Vorstellungen seiner Stücke als Zufluchtsort dient.«

»Ha, ha! Jean Robert, ein Poet, der in der Mode ist . . . ja, ja, ja, bekannt.«

»Wie, bekannt? Sie kennen Jean Robert?«

»Ich sah sein Drama, in's Spanische übersetzt, in Rio Janeiro; ich kenne es . . . Aber mein lieber Pathe, so sehr ich Seewolf bin, Du mußt wissen: daß ich unendlich viele Menschen und Dinge kenne. Unter meinem Seemannsäußeren werde ich Dich mehr als einmal in Staunen setzen! Die Wohnung also unter Dir . . . ?

»Gehört Ihnen.«

»Du bist dadurch in keiner Weise genirt?«

»Durchaus nicht.«

»So nehme ich denn die Wohnung unten im Besitz.«

»Und wann wollen Sie das thun?«

»Morgen . . . heute Abend.«

»Wollen Sie diese Nacht hier schlafen?«

»Alterdings, Junge, wenn Dich das nicht derangirt . . .«

»Bravo, Pathe!« sagte Petrus, indem er an der Klingelschnur zog.

»Was thust Du?«

»Ich rufe meinen Diener, daß er Ihre Wohnung in Stand setze.«

Der Diener trat ein und Petrus gab ihm die nöthigen Befehle.

»Wo soll Jean Ihre Koffer holen?« fragte Petrus den Capitän.

»Das werde ich besorgen, « sagte der Seemann.

Dann fügte er mit halblauter Stimme hinzu, indem er Petrus mit bezeichnender Miene ansah:

»Ich habe meiner Wirthin Adieu zu sagen.«

»Pathe, « sagte Petrus, »Sie wissen, daß Sie Jedermann bei sich sehen kennen; das Haus ist kein Kloster.«

»Ich danke.«

Dann fügte Petrus halblaut hinzu:

»Es scheint, daß Sie Ihre Zeit in Paris nicht ganz verloren haben.«

»Ich hatte Dich noch nicht wieder gefunden mein Kind, « sagte der Capitän, »ich mußte mir eine Familie machen.«

Der Diener kam zurück.

»Die Wohnung ist in Stand gesetzt, « sagte er, »und man braucht nur das Bett zu Überziehen.«

»Vortrefflich! — So spanne an!«

Dann zum Capitän gewandt, sagte er:

»Wollen Sie im Vorübergehen in Ihre Wohnung treten?«

»Das ist mir sehr angenehm, obgleich mir alten Piraten, wie ich wiederholen muß, nicht sonderlich wählerisch sind.«

Petrus ging voran, um seinem Gaste den Weg zu zeigen und, indem er die Thüre des Entresol öffnete, ließ er ihn in eine Wohnung treten, die weit eher das Nest eines Modedämchens, als ein Studenten- oder Poetenlogis war.

Der Capitän schien vor diesen tausend Kleinigkeiten, welche die Etageren füllten, in Extase zu gerathen.

»Das ist ja die Wohnung eines königlichen Prinzen, die Du mir anbietest.«

»Nun, « sagte Petrus, »was ist die Wohnung eines königlichen Prinzen für einen Nabob wie Sie?«

Nach Verfluß von zehn Minuten, während welcher der Capitän nicht aus seiner Extase heraus kam, erschien der Diener, um zu melden, daß der Wagen angespannt sei.

Der Capitän und Petrus gingen Arm in Arm hinab.

Als sie vor die Loge des Concierge kamen, blieb der Capitän stehen.

»Komm heraus, Schuft!« sagte er zu dem Portier.

»Was sieht zu Diensten, mein Herr?« fragte dieser.

»Thue mir das Vergnügen und reiße alle Affichen ab, die den Verkauf für Sonntag ankündigen, und sage den Liebhabern, welche morgen kommen . . .«

»Nun?« fragte der Concierge.

»Du sagst ihnen, daß mein Pathe seine Möbel behält. — Vorwärts!«

Und in das Coupe springend, das unter seiner Last beinahe zusammenbrach, rief er:

»Zu den frères Provencaux!«

Petrus stieg hinter dem Capitän ein und der Wagen flog davon-

Bei dem Gerippe der Calypso, die dein Vater und ich durchlöchert, Du hast da ein hübsches Pferd, Petrus, und es wäre schade gewesen, es zu verkaufen.



LXIII.

Wo der Capitän Berthaud Monte-Hauban riesenhafte Proportionen annimmt.

Der Capitän und der Pathe richteten sich in einem der Cabinete der frères Probencaux ein und auf die Bitte des Capitän Monte-Hauban der sich hier nicht auszukennen vorgab, befahl Petrus das Diner.

»Alles, was es Gutes gibt, Junge, nicht wahr?« sagte er zu Petrus, »Du sollst mit den reizendsten Soupers, den theuersten Speisen, den edelsten Weinen bekannt werden, Junge. Ich hörte von einem gewissen Syracuser Wein sprechen, den man ehemals hier trank. Erkundige Dich, Petrus, ob der Wein existirt: ich bin des Madeira müde, ich habe in fünf Jahren eine ganze Ladung getrunken und nun habe ich ihn satt.«

Petrus verlangte Syracuser Wein.

Wir werden das Verzeichniß der Speisen, die Petrus aus das Drängen seines Pathen befahl, nicht mittheilen.

Es war ein wahres Nabobessen, und der Capitän gestand beim Dessert, daß er nicht zu schlecht gegessen.

Petrus betrachtete ihn mit Erstaunen; denn in seinem ganzen Leben, selbst bei dem General, nicht jeder sich ziemlich darauf verstand, hatte er so luxuriös gespeist.

Es war indeß nicht das erste Erstaunen, das der Capitän Petrus verursachte.

Er hatte ihn dem Portier, der die Thüre beiden frères Provencaux öffnete, einen Piaster zuwerfen sehen; als sie am Theater Francais vorüber kamen, hatte er ihn eine Loge miethen sehen, und als er zum Capitän sagte, das Theater sei schlecht, hatte dieser einfach geantwortet:

»Nun, wir können ja hingeben oder nicht; aber ich will mir gerne einen Platz sichern, wo ich nachdem Essen schlafen kann.«

Als die Speisen bestellt waren, hatte er ihn dem Garcon einen Louisd'or geben sehen, damit der Bordeaux lau, der Champagner kalt sei und die Bedienung rasch vor sich gehe.

Mit seinem Worte, seit der Seemann das erste Wort an Petrus gerichtet, hatte dieser sich von Erstaunen und Ueberraschung nicht mehr erholt.

Der Capitän Monte-Hauban nahm die Proportionen des antiken Plutus an: das Gold drang ihm aus dem Munde, den Augen, den Händen, wie Sonnenstrahlen.

Es war, als ob er nur seine Kleider zu schütteln brauchte, daß die Goldstücke herausfielen.

Kurz, er war der achte classische Nabob.

Petrus, etwas erhitzt durch die verschiedenen Weine, die er auf die Bitten seines Pathen nach und nach getrunken, er, der sonst nur Wasser trank, glaubte am Ende des Essens geträumt zu haben, und er sah sich genöthigt, seinen Pathen zu fragen, um sich zu vergewissern, das alle, Ereignisse, welche seit fünf Stunden auf einander folgten, nicht die Verhandlungen einer Scenerie des Cirque oder des Theaters Porte-Saint-Martin seien.

Durch das, was er sah, in das Regenbogen-farbige Land der Chimäre versetzt, verfiel Petrus in eine stille Träumerei, was sein Pathe, der ihn mit einem Winkel seines Auges betrachtete, ihm für einige Augenblicke gerne gestatte.

Der schwarze und tief herabhängende Himmel, unter dem er seit einigen Tagen umhergewandert, heilte sich nach und nach auf, und strahlte zuletzt, Dank der glänzenden Phantasie des jungen Malers plötzlich von den brilliantesten Feuern. Dieses luxuriöse Leben, das ihm die nothwendige Bedingung seiner fürstlichen Liebe schien, goß feinen süßesten Duft, seine schmeichelndsten Lüste über ihn aus. Was fehlte ihm noch? Besaß er nicht, wie die aus vier Diademen geschlossene Krone der Dauphins von Frankreich jene vierfache Krone der Jugend, des Talentes, des Reichthums und der Liebe?

Man konnte kaum daran glauben.

Am Tage vorher so tief gefallen und heute plötzlich auf die höchste Höhe gehoben!

Und doch war dem so.

Man mußte sich an das Glück gewöhnen, so unvorhergesehen und so unwahrscheinlich war es.

Aber, werden die Zartfühlenden und Eimpfindungen sagen, Petrus wollte also sein Glück und sein Genie von der Laune eines ihm Unbekannten abhängig machen; er wollte das Almosen des Reichthums aus fremder Hand empfangen: so haben Sie, mein Herr Poet, Ihren jungen Freund bis jetzt nicht geschildert.

Nun, mein Gott! meine Herren Puritaner, ich habe Ihnen ein Herz und ein Temperament von sechsundzwanzig Jahren geschildert; ich habe Ihnen einen Mann von Genie und glühenden Leidenschaften geschildert; ich habe Ihnen gesagt, daß er Van Dyk dem Jüngern gleiche. Erinnern Sie sich — der Liebschaften Van Dyk's in Genua, erinnern Sie sich van Dyk's, wie er in London den Stein der Weisen suchte. «

Ehe Petrus das Eingreifen des Seemanns in sein Leben gestattete, hatte er sich dieselben Einwürfe gemacht, die Sie uns machen, aber er hatte sich gesagt, daß dieser Mann kein Fremder sei, daß diese Hand keine unbekannte Hand, dieser Mann war der Freund seines Vaters; diese Hand war die, welche, während das Taufwasser über ihn ausgegossen wurde, die Verpflichtung übernommen, in dieser und der andern Welt über seinem Glück zu wachen.

Auch war die Hilfe, die ihm der Capitän anbot, nur eine momentane.

Petrus nahm an, aber unter der Bedingung der Rückgabe.

Wir sagten, seine Bilder hätten gerade durch seine Muße einen großen Werth bekommen; Petrus konnte, wenn er auf vernünftige Weise arbeitete, seine fünfzigtausend Franken jährlich verdienen: er konnte also auch mit dieser Summe bald dem Pathen die zehntausend Franken zurückgegeben haben, die dieser ihm lieh, und seinen Gläubiger die zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend, die er ihnen vielleicht schuldig war.

Und dann, man nehme mal an, dieser unerwartete Verwandte, dessen Existenz man übrigens kannte, wäre in Valparaiso, in Bogota, aus den Sandwichsinseln gestorben, er hatte bei seinem Tode sein ganzes Vermögen Petrus hinterlassen, hatte Petrus es dann zurückweisen sollen?

Würdest Du, mein strenger Leser, magst Du auch noch so streng sein, unter den gleichen Umständen vier Millionen Capital und fünfmal hundert tausend Livres Renten, die Dir ein Verwandter hinterlasse, er möchte noch so unbekannt, noch so fremd, noch so unerwartet sein, zurückweisen?

Nein, Du würdest sie annehmen.

Nun gut, wenn Du die vier Millionen Capital und fünfmal hunderttausend Livres Renten von einem verstorbenen Verwandten annähmest, warum würdest Du nicht zehn, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, hundert tausend Franken von einem lebenden Verwandten annehmen?

Es wäre eben so falsch, alle antiken Lösungen des Knotens schlecht zu finden, weil sie in einer Maschine vom Himmel herabkommen!

Man wird mir einwenden, der Capitän Monte-Hauban sei kein Gott gewesen.

Wenn das Gold kein Gott ist, so sind die Götter von Gold.

Und dann nehme man dazu eine Leidenschaft, das heißt eine Thorheit, Alles was das Herz aufregt, Alles was die Vernunft verwirrt.

Und von welcher Zukunft träumte er, während dieser einige Minuten dauernden Pause! welcher goldene Horizont zeigte sich seinen Augen! wie wiegte er sich auf den azurblauen Wolken der Hoffnung!

Der Capitän riß ihn zuletzt aus seiner Träumerein.

»Nun?« fragte er ihn.

Petrus zitterte, machte eine Anstrengung und fiel vom Himmel auf die Erde.

»Nun, « sagte er, »ich bin zu Ihrem Befehle, mein Pathe.«

»Selbst wenn ich nach dem Théâtres francais gehen wollte?« fragte dieser lachend.

»Wohin Sie wollen.«

»Deine Aufopferung ist so groß, daß sie belohnt zu werden verdient. Nun denn, wir gehen nicht nach dem Théâtre francais: tragische Verse, nachdem man getrunken und selbst ehe man getrunken würden von mäßigen Interesse sein. Ich will mein Gepäck holen, meiner Wirthin danken und in einer Stunde bin ich bei Dir.«

»Ich werde Sie begleiten.«

»Nein, ich gebe Dir Deine Freiheit; gehe Deinen Sachen nach, wenn Du nächtliche Geschäfte zu besorgen hast; und Du mußt welche haben, mein Junge, denn mit einer Tournüre und einer Physiognomie, wie die Deine, müssen alle Frauen in Dich vernarrt sein.«

»O, o!« sagte Petrus, »Sie sehen mich mit den ächten Pathenagen, das heißt wie ein zweiter Vater an.«

»Und wollen wir wetten, « fuhr der Capitän mit seinem plumpen, halb gemeinen Lachen fort, »Du liebst sie alle, sonst wärest Du nicht der Sohn Deines Vaters. Gab es nicht einen römischen Kaiser, welcher wünschte, alle Menschen hätten nur Einen Kopf, um die ganze Welt auf Einen Schlag enthaupten zu können.«

»Ja, Caligula.«

»Nun gut, Dein braver Vater wünschte gerade im Gegensatz zu diesem Banditen nichts weniger, als das Ende der Welt, sondern seinen Mund ver Hundertfachen zu können, um hundert Frauen zu gleicher Zeit zu küssen.«

»Ich bin kein so großer Gourmand, wie mein Vater, « sagte Petrus lachend, »und ein einziger Mund genügt mir.«

»So sind wir also verliebt? «

»Leider!« machte Petrus.

»Bravo! ich hätte Dich enterbt, wenn Du nicht verliebt gewesen . . . Und unsere Liebe wird erwidert, das versteht sich von selbst.«

»Ja . . . o! ich bin sehr geliebt und danke dem Himmel dafür.

»Immer besser . . . und schön?«

»Schön wie ein Engel.«

»Nun gut, mein Junge, ich komme, wie die Seefische zur Fastenzeit, das heißt im rechten Augenblicke. War das mangelnde Heirathsgut das Eehinderniß.?. Ich bringe eines, zwei, wenn

es nöthig ist.« «

»Dank, tausendmal Dank, mein Pathe, *sie* ist verheirathet.

»Wie, Unglücklicher, Du liebst eine verheirathete Frau! und die Moral?«

»Mein lieber Pathe, die Umstände erlauben, daß ich sie, obgleich sie verheirathet ist, liebe, ohne daß die Moral dadurch im mindesten verletzt würde.«

»Nun, nun, Du wirst mir diesen Roman erzählen. Nein, wir wollen nicht weiter davon sprechen; behalte Dein Geheimniß, mein Junge; Du wirst es mir erzählen, wenn wir uns besser kennen, und Du wirst vielleicht Deine Zeit nicht ganz verloren haben; ich bin ein Mann von Mitteln, geh! wir alten Meerwölfe, wir haben Zeit, um Kriegsliste aller Zeit zu studiren; ich könnte Dir bei Gelegenheit nützlich sein; vorläufig stille davon: Es ist leichter ganz zu schweigen, als nicht sprechen anzufangen, wenn man den Mund geöffnet hat, wie es in der, Nachfrage Christi' Buch I, Cap. XX heißt.«

Die Citation mußte Petrus, der sich eben erhoben, wieder zurückwerfen.

Dieser Pathe Pierre war ein Born von Weisheit und wenn der berühmte, sprechende Brunnen' wirklich gesprochen, hatte er gewiß nicht besser gesprochen als der Capitän Berthaud de Monte-Hauban.

Er sprach von allem sah alles, wußte alles wie der Einsiedler: Astronomie und Gastronomie, Malerei, und Medicin, Philosophie und Literatur; er besaß universelle Kenntnisse und man konnte vermuthen, daß er noch mehr Dinge verschwieg, als von denen er sprach.

Petrus strich mit einer seiner Hände über seine Stirne, um den Schweiß abzutrocknen, der darauf zu perlen begann, und mit der andern Hand über die Augen, um, wenn es möglich wäre, klarer in diesem Abenteuer zu sehen.

»Q, o!« machte der Seemann, indem er ein ungeheures Chronometer aus seiner Hosentasche zog, »es ist zehn Uhr: es ist Zeit, sich segelfertig zu machen, mein Junge.«

« Die beiden Speisenden nahmen ihre Hüte und gingen.

Die Rechnung machte hundertsiebzig Franken.

Der Capitän gab zweihundert Franken und ließ die dreißig Franken, dem Kellner.

Der Wagen hielt vor der Thüre.

Petrus forderte den Capitän auf, einzusteigen; dieser schlug es jedoch aus, indem er sagte, er habe durch den Garcon nach einem andern Wagenschicken lassen, um Petrus des seinigen nicht zu berauben.

Petrus mochte Einwendungen machen, welche er wollte, der Capitän war unerschütterlich.

Der Wagen kam.

»Auf Wiedersehen diesen Abend, mein Junge, « sagte Pierre Bertaud, indem er in den Fiaker sprang, den ihm der Garçon besorgt hatte; »aber genire Dich nicht mit dem Nachhause kommen, wenn ich Dir heute Abend nicht gute Nacht sage, so werde ich Dir morgen frühe guten Morgen sagen. — Kutscher Chaussée d'Antin, Hotel du Havre, « sagte er.

»Auf Wiedersehen!« antwortete Petrus, indem er dem Capitän mit der Hand sein Adieu zuwinkte.

Dann sich zum Ohr des Kutschers herabbeugend sagte er:

»Sie wissen, wohin.«

Und die beiden Wagen fuhren nach den entgegengesetzten Richtungen, indem der Wagen des Capitän am rechten Ufer hinauffuhr, während der Wagen von Petrus über die Tuilerienbrücke und am linken Ufer bis zum Boulevard des Invalides hinfuhr.

Der unscharfsichtigste Leser zweifelt, wie wir hoffen, daß der junge Mann dahin gehe.

Der Wagen hielt an der Ecke des Boulevard und der Rue de Sevres, welche, wie man weiß, mit der Rue Plumet parallel läuft.

Dort angekommen öffnete Petrus selbst sein Coupe und sprang leicht heraus. Dann dem Kutscher die Sorge überlassend, selbst den Schlag zuschließen, begann er unter den Fenstern Regina seine gewohnte Promenade.

Alle Persiennes waren geschlossen, mit Ausnahme der beiden Persiennes des Schlafzimmers.

Es war Regina's Gewohnheit, ihre Persiennes offen zu lassen, damit die ersten Sonnenstrahlen sie weckten.

Die doppelten Vorhänge waren herabgelassen; aber die Lampe, welche an der Einsatzrose des Plafons hing, warf einen so hellen Schein auf die Vorhänge, daß er die Umrisse einer jungen Frau hin- und hergehen sehen konnte, wie man auf weißen Tüchern die gläsernen Personen der Zauberlampen sieht.

Die Stirne der jungen Frau war gebeugt und sie ging langsam den rechten Ellbogen in der linken Hand und das Kinn in die rechte Hand gestützt indem Zimmer auf und nieder.

Es war die Haltung einer Träumerin in ihrem reizendsten Ausdruck.

Wovon träumte sie?

O, das ist sehr leicht zu ahnen.

Bon der Liebe, die sie für Petrus fühlte, von der Liebe, die Petrus für sie fühlte.

Wovon kann überhaupt eine junge Frau träumen, wenn der betende Engel, den man einen Geliebten nennt, seine beiden schützenden Arme gegen sie ausbreitet?

Und er, was sagte er dieser schönen Träumerin, die nicht wußte, daß er in ihrer Nähe war-?

Er erzählte ihr die Zaubereien dieses Abends, schilderte ihr seine Freude, lies sie in Gedanken, wenn nicht in Worten an seinem Glücke theilnehmen, gewöhnt, wie er war, da er nur in ihr, durch sie, für sie lebte, ihr alles zu erzählen, was ihm Heiteres und Trauriges, Glückliches oder Unglückliches begegnete.

Er ging ungefähr eine Stunde auf und ab und entfernte sich nicht früher, als bis er die Lampe Reginas hatte auslöschten sehen.

Nachdem die Dunkelheit eingetreten, sandte er ihr mit beiden Händen, alles was glückliche Träume heißt, und begab sich auf den Weg nach der Rue de l'Quest, das Herz voll der heißesten Empfindungen.

Als er nach Hause kam, fand er den Capitän Pierre Berthaud bereits in seiner Wohnung vollständig eingerichtet.

LXIV.

Die Träume von Petrus.

Als Petrus nach Hause kam, war er neugierig, zu sehen, wie sich's sein Gast behaglich gemacht.

Er klopfte leise an die Thüre, da er seinen Pathen nicht aus dem Schlafe wecken wollte, wenn dieser bereits schlief; ohne Zweifel schlief er jedoch noch nicht, oder hatte er einen leichten Schlaf, denn kaum waren die drei gewöhnlichen Schläge in gleichen Zwischenräumen an der Thüre vernommen worden, als ein kräftiger hoher Baß »Herein« rief.

Der Capitän lag bereits in seinem Bette, und hatte den Kopf mit einem Tuche umwickelt, das unter dem Halse zusammengebunden war.

Diese nächtliche Vorsicht war zweifelsohne getroffen, um den Haaren und dem Barte den Pli zu verleihen, den sie am Tage annehmen sollten.

Er hielt in seiner Hand ein Buch, das er aus der Bibliothek genommen und an dem er Geschmack zu finden schien.

Petrus warf einen verstohlenen Blick auf das Buch, um sich eine Idee von dem literarischen Geschmack seines Pathen zu machen, und sich Rechenschaft von dem Probleme zu geben: ob nämlich Pierre Berthaud für die alte oder neue Schule sei.

Das Buch, welches Pierre Berthaud las, waren die Fabeln la Fontaines. -

»Ah, ah!« machte Petrus, »schon zu Bette, lieber Pathe?«

»Ja, « antwortete dieser, »und tief in den Federn, wie Du siehst, Pathe.«

»Sie finden das Bett gut?«

»Nein.«

»Wie, nein?«

»Wir Seewölfe sind gewöhnt, auf dem Harten zu schlafen: das will sagen, mein Pathe, ich liege hier vielleicht etwas zu weich; doch, ich werde mich daran gewöhnen: man gewöhnt sich an alles, selbst an das Gute.«

Petrus machte für sich die Bemerkung, daß sein Pathe vielleicht ein wenig zu häufig die Redensart: »wir Seewölfe« gebrauchte.

Da Pierre Berthaud jedoch im Gespräch, wie man sehen konnte, mit den übrigen

Marineausdrücken sehr sparsam war, so ging er darüber weg und es war dies nicht mehr als billig, denn diese Gewohnheit wurde durch so viele und so schöne Eigenschaften wieder gut gemacht, daß es von Petrus unrecht gewesen wäre, wenn er ihm den geringsten Vorwurf darüber hätte machen wollen.

Und die leichte Wolke, die sich über seinen Geist legen wollte, verscheuchend, fragte Petrus:

»So fehlt Ihnen also nichts?«

»Durchaus nichts! Die Cajüte eines Admiralschisses ist beinahe nicht so gut eingerichtet, als dieses vorgebliche Garconzimmer, und das macht mich um vier bis fünf Lüftren jünger.«

, »»Es steht Ihnen frei, lieber Pathe, « sagte Petrus lachend, »sich bis zum Ende Ihrer Tage zu verjüngen.«

»Wahrhaftig! setzt, da ich es gekostet, sage ich nicht nein, obgleich mir Seewölfe die Veränderung nicht sonderlich lieben.«

Petrus konnte eine leichte Grimasse nicht unterdrücken.

»Ach, ja, « machte der Capitän, »meine Gewohnheit; ja wir *alten* . . . aber sei ruhig, ich werde mich bessern.«

»O! Sie können ganz thun, was Sie wollen.«

»Nein, nein, ich kenne meine Fehler genau; Du bist nicht der Erste, der mir diese schlechte Gewohnheit vorwirft.«

»Bemerken Sie wohl, daß ich Ihnen im Gegentheil nicht das Geringste vorwerfe.«

»Mein Junge, ein Mensch, der gewohnt ist, den Sturm vierundzwanzig Stunden vorher am Himmel zu erkennen, gibt sich von der kleinsten Wolke Rechenschaft. Sei deßhalb ganz ruhig: von diesem Augenblick werde ich über mich wachen, namentlich wenn wir Leute um uns haben.«

»Aber wahrhaftig, ich bin in Verlegenheit . . .«

»Worüber? Daß Dein Pathe, so sehr er sich rühmt, Capitän zu sein, doch nur ein schlechter, aus dem Größten gehauener Matrose ist! Aber das Herz ist gut, und man wird Dir die Probe davon geben, hörst Du, Junge? . . . Jetzt, geh' zur Ruhe; morgen, bei Tage, wollen wir von Deinen kleinen Angelegenheiten sprechen; nur gestehe, daß Du diesen Morgen nicht daran dachtest, Deinen Pathen zu Pferd auf einer Galione ankommen zu sehen.«

»Sie sehen mich davon betäubt, geblendet, bezaubert; ich gestehe, daß wenn ich Sie nicht in Fleisch und Blut vor mir sähe, ich steif und fest behaupten würde, geträumt zu haben.«

»Nicht wahr?« sagte der Capitän ohne einen Schatten von Stolz.

Dann sprach er traurig, den Kopf senkend und nachdenklich werdend, die folgenden Worte mit einer tiefen Melancholie:

»Nun denn, mein Pathe, Du magst mir glauben, wenn Du willst, aber ich wünschte lieber irgendein Talent zu besitzen, was es auch wäre, oder, da ich einmal im Zuge bin, zu wünschen, so will ich das Unmögliche wünschen — ein Talent, wie das Deine, statt dieser unerschöpflichen Schätze. Ich denke nicht ein einziges Mal an dieses ungeheure Vermögen, ohne mir die Verse des guten Lafontaine zu repetiren . . .«

Und indem er aus das Buch deutete, das auf dem Nachttisch lag, rief er:

»Nicht Gold, nicht Größe macht uns glücklich! Nur ungewisse Güter, ruhelose Freuden
Nennt uns dies Zwiegestirn der Götter.«

»Nun! nun!« machte Petrus, andeutend, daß er ziemlich geneigt sei, die Ansicht des Capitän zu bestreiten.

»Nun! Nun!« wiederholte dieser mit derselben Absicht; »das will sagen, wenn ich Dich nicht gefunden, hätte ich mich tüchtig verwickelt; ich wußte nicht, was mit all diesem Gelde anfangen; ich hätte ohne Zweifel eine wohlthätige Stiftung gegründet, ein Zufluchtshaus für kranke Seeleute oder verbannte Könige; aber ich habe Dich gefunden und kann wie Orest sagen:

»Mein Glück gewinnt ein neu' Gesicht.«

Aber nun lege Dich zu Bette!«

»Gut denn, ich gehorche Ihnen, und sogar sehr gerne: denn ich muß morgen frühzeitig aufstehen: der Verkauf ist für Sonntag angekündigt und ich muß den Auctioneur davon unterrichten; sonst holt er Samstag alles ab.«

»Abholen, was?«

»Die Meubel!«

»Die Meubel!« wiederholte der Capitän.

»O, beruhigen Sie sich, « machte Petrus lachend, »Ihr Zimmer ist resevirt.«

»Thut nichts! Deine Meubel abholen, mein Junge!« sagte der Capitän energisch die Stirne runzelnd; »ich wollte doch mal sehen, daß ein Privatmann, und wäre es auch der Schifferjunge eines Auctioneurs, etwas ohne meine Erlaubnis abholte! Tausend Stückpforten! ich würde aus seiner Haut ein tüchtig Stück Segeltuch machen!«

»Sie brauchen sich diese Mühe nicht zu geben, mein Pathe.«

»Es wäre keine Mühe, sondern ein Vergnügen. Nun denn, gute Nacht, auf Wiedersehen morgen früh! warte indessen, bis ich Dich aufwecke, denn nur alten See . . . — nun: sieh, da falle

ich schon wieder in meine alte Gewohnheit zurück! — wir Seeleute haben die Gewohnheit, beim ersten Morgenstrahl aufzustehen. Umarme mich und dann lege Dich zu Bette.«

Diesmal gehorchte Petrus. Er umarmte lebhaft den Capitän und begab sich nach seinem Zimmer.

Es versteht sich von selbst, daß er die ganze Nacht von Potosien, Golconda und Eldorado träumte.

In seinem Traume, oder vielmehr im ersten Theile seines Traumes erschien ihm der Capitän einer schimmernden Wolke, als der Genius der Diamanten und der Minen!

Dann ging er während des ersten Theils der Nacht in einen Traum über, der entzückend, feenhaft, bunt, wie ein arabisches Märchen war, aber wer diese ganze Phantasmagorie beherrschte, der Stern, der an diesem leuchtenden Himmel strahlte, war Regina, in deren Haare Petrus funkelnde Blumen, die Diamanten der beiden Indien flocht.

Wir müssen jedoch sagen, daß die Lieblingsredensart seines Pathen »wir alten Seewölfe« ihm gar nicht oder vielmehr beständig wie ein häßlicher Fleck in einem Diamanten vom schönsten Wasser in die Erinnerung trat.

Am Morgen nach diesem phantastischen Tage, beim ersten Sonnenstrahl, der durch seine Jalousien drang, öffnete der Capitän Monte-Hauban, wie er gesagt, die Augen; er sah nach seinem Chronometer.

Es war noch nicht vier Uhr.

Er machte sich ohne Zweifel einen Scrupel, seinen Pathen zu so früher Stunde zu wecken, — denn es war mehr Nacht, als Tag, — und entschlossen, gegen diesen triumphirenden Sonnenstrahl anzukämpfen, der sich unangekündigt eindrängte, kehrte er sich nach der Wand um, und schloß die Augen mit einer Art von Schnarchen, das auf den festen Entschluß deutete, seinen Schlaf wieder aufzunehmen.

Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Sei es, daß dies seine gewöhnliche-Stunde war, in der er aufwachte, oder daß er kein gutes Gewissen hatte, der Capitän konnte nicht wieder einschlafen, und nach Verfluß von zehn Minuten sprang er mit einem seiner kräftigsten Flüche aus dem Bette.

Die Sorge für seine Toilette beschäftigte ihn anfangs ziemlich lange.

Er machte seine Haare zurecht, und wichste den Barte dann kleidete er sich von Kopf bis zu Fuß an.

Es war halb fünf, als der Caritän die letzte Hand an seine Toilette legte.

Als dies geschehen war, schien er in derselben Verlegenheit zu sein.

Was thun bis zu einer weniger excentrischen Stunde?

Auf- und abgehen.

Der Capitän ging eine Viertelstunde ungefähr auf- und ab; er machte ungefähr zehn bis zwölf Mal die Runde in seinem Zimmer, wie der »Eingebildete Kranke«; dann, ohne Zweifel von dieser Leibesübung ermüdet, öffnete er das Fenster, das auf den Boulevard Montparnasse hinausging: und athmete die frische Morgenluft ein, indem er dem Gesang der Vögel lauschte, welche singend ihre Morgentoilette in den Bäumen machten.

Aber er war bald von der Morgenluft gesättigt, bald für den Gesang der Vögel abgestumpft.

Er durchmaß auf's Neue sein Zimmer-; aber diese Zerstreung, die er kannte, war bald erschöpft.

Sich rittlings über seinen Stuhl zu setzen, erschien ihm eine neue Zerstreung; denn, einen hohen eichenen Stuhl gewährend, setzte er sich rittlings darauf und pfiff eines jener Matrosenlieder, welche die Mannschaft seiner Corvette entzückten, die Vögel des Boulevard schwiegen wie die Meervögel, um ihm zu lauschen.

Nachdem auch diese Lippengymnastik erschöpft war, schnalzte der Capitän mit der Zunge, als wenn die Symphonie seinen Gaumen ausgetrocknet.

Nachdem er dies Exercitium fünf- oder sechsmal hinter einander wiederholt hatte, sprach er in melancholischem Tone die fünf Silben aus:

»Ich habe sehr Durst.«

Dann schien er nachzudenken und ein Mittel zu suchen, dieser Unannehmlichkeit, die er so eben bezeichnet, entgegen zu wirken.

Plötzlich schlug er sich so heftig vor die Stirne, daß er selbst einen Augenblick über die Kraft des Schlages, den er führte, erstaunt war:

»Aber, « sagte er, »was bin ich unverständlich und dumm! Wie, mein Capitän, Du bist eine Stunde auf dem Deck und hast schon vergessen, daß die Weinkammer, oder wie das sonst heißt, der Keller, sich gerade unter Dir befindet.«

Er öffnete leise die Thüre und stieg auf der Zehenspitze die zwölf oder fünfzehn Stufen hinab, welche in den Keller führten.

Es war dies für einen Garcon ein sehr schöner Keller, wohl versehen. . . wenn auch nicht mit einer großen Auswahl von Sorten.

Es waren drei bis vier Sorten Bordeaux und Burgunder, aber die feinsten, vorhanden.

Es genügte dem Capitän bei dem Scheine einer Kellerratte, die er aus der Tasche zog, einen

flüchtigen Blick auf einen Stoß von Flaschen zu werfen, um an ihren langen Hälsen eine Auswahl von Bordeaux zu erkennen.

Er zog sachte eine Flasche heraus, hob sie an sein Auge, hielt die Kellerratte dahinter und erkannte, daß es weißer Wein war.

»Gut, um Würmer abzutreiben!« sagte er.

Dann zog er eine zweite Flasche aus demselben Stoß hervor, schloß leise die Thüre des Kellers und stieg wieder, ohne daß man ihn hören konnte, hinauf.

»Wenn der Wein gut ist, « sagte der Capitän, indem er die Thüre seines Zimmers schloß und mit unendlicher Vorsicht die Flaschen auf den Tisch stellte, »so könnte ich mit etwas größerer Geduld das Erwachen meines Pathen abwarten.«

Er nahm von seinem Toilettentisch das Glas, das ihm zum Mundausspülen gedient, reinigte es mit der größten Sorgfalt, damit der Geruch des Bototwassers nicht den Duft des Bordeaux neutralisire und setzte sich vor den Tisch, indem er einen Stuhl näher rückte.

»Ein anderer, « sagte er, indem er mit seiner Hand in die Tasche seiner ungeheuren Kosakenhose tauchte und ein Messer mit Hornschale herauszog, das mehrere Klingen und alle Arten von Beiwerk hatte, »ein anderer wäre sehr in Verlegenheit, wenn er so wie ich zwei Flaschen vor sich hätte, sie, wie der alte Tantalus, in Ermangelung eines Korkziehers nicht kosten zu können; *aber uns alten Seewölfe*, « fuhr der Capitän fort, indem er mit spaßhafter Miene lächelte, »uns setzt nichts in Verlegenheit und wir haben die Gewohnheit, uns mit Waffen und Bagage einzuschiffen.« Mit diesen Worten zog er mit unendlicher Sorgfalt und größtem Respect den ungeheuren Kork aus der Flasche; dann hielt er seine Nase an die Mündung des Halses und rief:

»Ah, welch' eine Blume, eine prachtvolle Blume! Wenn sein Gesang seinem Gefieder gleicht, so werden wir zusammen ein Gespräch führen, das nicht ohne Reiz sein soll!«

Er goß sich ein halbes Glas ein und roch noch einen Augenblick daran, ehe er es an seine Lippen setzte.

»Ausgezeichnetes Parfüm!« murmelte er, indem er den Wein trank.

Dann stellte er das Glas auf den Tisch und fügte hinzu:

»Das ist wahrhaftig Graveswein erster Qualität! . . . O, wenn der rothe Wein dem weißen Wein gleicht, so habe ich wahrhaftig einen Pathen, an dem ich nicht zu erröthen brauche. Ich werde ihm, sobald er aufwacht, sagen, daß er einige Körbe dieses Weines in mein Zimmer schaffen läßt: auf diese Weise kann ich beim Schlafengehen und beim Aufstehen davon trinken, denn ich sehe nicht ein, wenn der weiße Wein Morgens die Würmer tödtet, warum er sie nicht am Abend begraben sollte.«

Und der Capitän verschlang auf diese Weise, ohne daß er es zu merken schien, die beiden

Flaschen Bordeaux, indem er sich nur so viel Ruhe gönnte, um über den weißen Wein insbesondere die klügsten Reflexionen anzustellen.

Dieses Selbstgespräch und dieses *Selbstgetrinke*, wenn dies uns erlaubt ist, ein Wort zu bilden, um die Handlung eines Menschen zu bezeichnen, der ganz allein trinkt, verscheuchten dem Capitän die Stunden bis zu sechs Uhr.

Als er bis zu diesem Zeitpunkt gekommen, wurde er ungeduldig und begann wieder sein Zimmer zu durchmessen.

Er sah auf seine Uhr.

Sie zeigte auf halb sieben.

Gerade in diesem Augenblicke schlug es auf der Glocke von Val-de-Grace. sechs Uhr.

Der Capitän schüttelte den Kopf.

»Es ist halb sieben Uhr, « sagte er, »und die Uhr von Val-de-Grace muß Unrecht haben.«

Dann fügte er philosophisch hinzu:

»Uebrigens, was kann man Gutes von einer Spitaluhr erwarten?«

Endlich, nachdem er einige Augenblicke gewartet, sagte er:

»Nun, nun, mein Pathe hat mir gesagt, daß er früh geweckt sein wolle: ich handle deßhalb ganz nach seiner Absicht, wenn ich sein Zimmer betrete. Ich werde ihn freilich in einem goldnen Traume stören aber das gilt mir gleich!«

Mit diesen Worten stieg er ein Lied pfeifend die Treppe hinauf, welche den ersten Stock vom Entresol trennte.

Der Schlüssel stack in der Thüre des Atelier und des Schlafzimmers.

»O, o I« rief der Capitän, als er diese Sicherheit sah: »Jugend, unvorsichtige Jugend!«

Dann öffnete er leise zuerst die Thüre des Ateliers, steckte den Kopf hinein und sah sich um.

Das Atelier war leer.

Der Capitän athmete laut und schloß die Thüre wieder so leise, als möglich.

Aber so sachte er sie auch schloß, die Angeln ächzten dennoch.

»Diese Thüre bedarf des Oelens, « murmelte der Capitän.

Dann ging er an Petrus' Zimmerthüre und öffnete sie mit der gleichen Vorsicht.

Diese machte nicht das mindeste Geräusch, als sie sich öffnete und schloß, und da der Boden mit einem ausgezeichnet weichen und stummen smyrner Teppich belegt war, so konnte der alte Seewolf in das Schlafzimmer treten und bis an das Bett von Petrus kommen, ohne daß dieser aufgewacht wäre.

Petrus lag mit Armen und Beinen außerhalb des Bettes, wie wenn er in dem Traum, der ihn beunruhigte, den Versuch gemacht hätte, aufzustehen.

In dieser Lage hatte Petrus eine unbestreitbare Aehnlichkeit mit dem Kinde in der Fabel, das an einem Brunnen schläft.

Der Capitän, der in gewissen Momenten gelehrt bis zum Pedantismus war, ergriff die Gelegenheit und, den Arm seines Pathen schüttelnd, als wenn dieser das Kind und er die Fortuna wäre, rief er:

»Mein Kind, ich rette Dir das Leben, Ein andermal laß größere Klugheit walten, Wärst Du gefallen, hätt' man für Deinen Mörder mich gehalten.«

Vielleicht wollte er das Citat weiter fortsetzen; » aber Petrus öffnete plötzlich erwachend die großen erschrockenen Augen, und da er den Capitän vor sich stehen sah, streckte er die Hände nach einer Waffentrophäe aus, die am Kopfende seines Bettes einen Schmuck bildete und ihm Vertheidigungsmittel bot, ergriff einen Yatagan, und hatte ohne Zweifel den Seemann ohne Weiteres niedergestreckt, wenn dieser nicht seinen Arm erfaßt hätte.

»Ganz hübsch, Junge! ganz hübsch, wie Corneille sagt. Pest! was treibst Du, wenn Dich der Alp drückt, denn Du hast den Alp, gestehe es!«

»Ach Pathe, « rief Petrus, »wir froh bin ich, dass Sie mich aufgeweckt!«

»Wirklich?«

»Ja, Sie haben Recht, wick drückte der Alp und ein furchtbarer Alp.«

»Was träumtest Du denn, Junge?«

»Ach, das ist abgeschmackt!«

»Nun, ich wette, Du träumtest, ich seie wieder nach Indien zurückgekehrt?«

»Nein, wenn ich das geträumt, so wäre ich sehr zufrieden im Gegentheil.«

»Wie! sehr zufrieden! weißt Du, daß das nicht sehr galant ist, was Du mir da sagst?«

»Ach! wenn Sie wüßten, was ich träumte!« fuhr Petrus fort, indem er den Schweiß trocknete der ihm von der Stirne floß.

»Nun, erzähle mir das, während Du Dich ankleidest, « sagte der Capitän mit einem Ton voll

Bonhomie, den er zur rechten Zeit so gut anzuschlagen verstand; »das wird mich unterhalten.«

»O nein, mein Traum ist zu thöricht.«

»Gut: glaubst Du, Junge, *wir Seewölfe* könnten nicht Alles anhören?«

»Acht« sagte Petrus leise, »da ist der verteufelte *Seewolf* schon wieder.«

Dann sagte er laut:

»Sie wollen es?«

»Gewiß will ich es, sonst würde ich es nicht verlangen.«

»Wie Sie befehlen: aber ich hätte es lieber für mich behalten.«

»Du hast sicherlich geträumt, ich esse Menschenfleisch, « sagte der Seemann lachend.

»Wenn es nur das wäre . . .«

»Steuerbord-Backbord!« rief der Capitän; »aber das wäre schon ein hübscher Traum.«

»Es ist schlimmer!«

»Geh' doch!«

»Nun, als Sie mich aufweckten . . .«

»Als ich Dich aufweckte?«

»Träumte ich, Sie bringen mich um.«

»Du hast geträumt, ich bringe Dich um?«

»Die reine Wahrheit.

»Auf Ehre?«

»Auf Ehre.«

»Nun, Du kannst sagen, Du habest eine stolze Aussicht, Junge.«

»Wie das?«

»Mord im Traume bedeutet Gold, sagen die Indier, die sich auf Beides verstehen. Du bist wahrhaftig ein Glücksjunge, Petrus.«

»Wirklich?«

»Ich habe das auch einmal geträumt, Junge, und weißt Du, was mir am andern Tage begegnet ist.

»Nein, ich weiß es nicht.«

»Nun, den Tag nach der Nacht, wo ich im Traume ermordet wurde, — und das war Dein Vater, der mich ermordete, daraus kannst Du sehen, was Träume sind, — half ich Deinem Vater den San Sebastian kapern, ein portugiesisches Schiff, das von Sumatra kam und mit Rupien befrachtet war. Dein Vater allein erhielt für seinen Theil sechsmal hunderttausend Livres und ich hunderttausend Thaler. Das trifft dreimal gegen einmal ein, wenn man das Glück hat, zu träumen, man werde ermordet.«

LXV.

Petrus und seine Gäste.

Petrus stand auf und läutete, ehe er sich anzog.

Der Diener trat ein.

»Man soll anspannen, « sagte Petrus-, »ich werde vor dem Frühstück ausfahren.«

Dann begab sich der junge Mann an seine Toilette.

Um acht Uhr meldete man ihm, der Wagen sei eingespannt.

»Sie sind hier zu Hause, « sagte Petrus zum Capitän: »Schlafzimmer, Atelier, Boudoir stehen zu Ihrer Verfügung.«

»O, o! Junge, auch das Atelier?« sagte der Capitän.

»Das Atelier namentlich. — Das ist ja das Wenigste, daß Sie sich an den Anblick der Truhen, Potichen und Bilder ergötzen, die Sie mir erhalten haben.«

»Nun gut, so bitte ich Dich, so lange es Dich nicht genirt, mich im Atelier aufhalten zu dürfen.«

»Halten Sie sich im Atelier auf, ausgenommen wenn — Sie wissen?«

»Ja, wenn Du ein Modell oder Sitzung hast. Abgemacht!«

»Abgemacht; ich danke. So habe ich von Sonntag an ein Portrait zu malen, das mich wohl zwanzig Sitzungen kosten wird.«

»O, o! . . . Einen Großwürdenträger des Staates?«

»Nein, ein kleines Mädchen, « sagte er und fügte dann, indem er die größte Gleichgültigkeit heuchelte, hinzu:

»Die Enkelin des Marschall de Lamothe-Houdan.«

»Ah!«

»Die Schwester der Frau, Gräfin Rappt.«

»Ich kenne sie nicht, « sagte der Capitän . . »Du hast wohl Bücher? . . .«

»Hier und unten. Ich fand Sie gestern Abend mit einem Lafontaine in der Hand.«

»Das ist wahr; Lafontaine und Bernardin de Sainte Pierre sind meine Lieblingsschriftsteller.«

»Sie werden außerdem alle modernen Romane und eine ziemlich gute Sammlung von Reisen treffen.«

»Du sprichst mir da gerade von zwei Classen von Büchern, die ich nicht lesen kann.«

»Warum das?«

»Weil ich Reisen selbst mache, und, das ich beinahe in allen Winkeln der vier Welttheile und selbst des fünften gewesen, über die Berichte empört bin, welche uns die Reisenden davon geben. Was die Romane betrifft, lieber Freund, so verachte ich sie aus tiefster Seele, wie ich die Verachte, welche sie schreiben.«

»Weßhalb das?«

»Nun, weil ich einigermaßen Beobachter bin und in Folge meiner Beobachtungen die Bemerkung gemacht habe, daß die Phantasie nie so weit geht, als die Wirklichkeit. Um nun Lügen zu lesen, die weniger interessant sind, als die Ereignisse, welche ganz einfach und naiv vor unseren Augen geschehen, erkläre ich, daß sich das nicht der Mühe lohnt und daß ich nicht Henker genug meiner Zeit bin, um sie mit solchen Nichtigkeiten zu vergeuden. Deßhalb, lieber Pathe, ziehe ich die Philosophie vor. Plato, Epictet, Socrates bei den Alten; Malebranche, Montaigne, Descartes, Kant, Spinoza bei den Neueren — das ist meine Lieblingslecture!«

»Mein lieber Pathe, « sagte Petrus lachend, »ich gestehe Ihnen, daß ich viel von den Herren gehört, die Ihnen so viel Genuß bereiten, aber mit Ausnahme von Plato und Sokrates bei den Alten und Montaigne bei den Neueren stehe ich in keinem Verkehr mit ihnen. Da ich jedoch einen Buchhändler habe, der die Stücke meines Freundes Jean Robert kauft und mir die Oden und Balladen Hugo's, die Meditationen von Lamartine und die Gedichte Alfred de Vigny's verkauft, so werde ich ihm im Vorübergehen sagen, daß er Ihnen eine Anzahl Philosophen schicken soll. Ich werde sie nicht mehr lesen, als ich sie bisher gelesen, aber ich werde sie binden lassen und ihre Namen werden in meiner Bibliothek wie Fixsterne inmitten der nebelhaften Sterne glänzen.«

»Nun, Junge, geh! und gib dem Commis von mir zehn Livres, daß er die Bücher aufschneidet: ich habe so reizbare Nerven, daß ich dieß nie über mich vermochte.«

Petrus winkte dem Pathen mit der Hand noch einen Gruß zu und eilte dann aus dem Zimmer.

Der Pathe Pierre blieb unverrückt mit zerstreuten Augen und Ohren stehen, bis er das Rollendes sich entfernenden Wagens hörte.

Dann steckte er, den Kopf erhebend und ihn schüttelnd, die Hände in seine Tasche und ging trällernd von dem Schlafzimmer in das Atelier.

Dort war jedes Möbel Gegenstand der besonders der Prüfung dieses ächten Kunstkenners.

Er öffnete alle Schiebladen eines alten Secretärs aus den Zeiten Ludwigs XV und sondirte sie, um zusehen, ob sie nicht einen doppelten Boden hätten.

Ein Chiffonier von Rosenholz wurde ebenso untersucht, und da er sehr geschickt in der Entdeckung von Geheimnissen schien, machte der Capitän, indem er sich an dieses Chiffonier stemmte, eine vollkommen unsichtbare Schieblade hervorspringen, eine so unsichtbare Schieblade, daß aller Wahrscheinlichkeit nach weder der Kaufmann, der es an Petrus verkauft, noch Petrus selbst je von dem Dasein derselben eine Ahnung gehabt.

Dieses Chiffonier enthielt Papiere und Briefe.

Die Papiere waren Assignatenrollen.

Es waren ihrer ungefähr für fünfmal hunderttausend Franken.

Die Briefe waren eine politische Correspondenz und trugen das Datum von 1793 bis 1798.

Der Capitän schien die größte Verachtung für die Papiere und die Briefe mit revolutionärem Datum zu hegen: denn nachdem er sich von der Identität der einen und andern überzeugt hatte, stieß er die Schieblade mit solcher Geschicklichkeit mit dem Fuße zu, daß die Schieblade sich schloß um vielleicht erst fünfzehn oder dreißig Jahre später wieder geöffnet zu werden, wie ihr soeben geschehen.

Aber das Meubel, auf das der Capitän eine besondere Aufmerksamkeit heftete, war die Truhe, ihn welcher Petrus die Briefe Reginas verschlossen hatte.

Diese Briefe, wie wir sagten, lagen in einem kleinen eisernen Kästchen, einem Wunderwerk aus der Zeit Ludwig XIII.

Dieses Kästchen war im Innern der Truhe festgeriegelt und konnte nicht herausgenommen werden; eine gute Vorsicht für den Fall, daß ein Kunstliebhaber durch dieses Meisterwerk der Schlosserkunst gereizt würde.

Der Capitän war ohne Zweifel ein großer Liebhaber dieser Art von Juwelen; denn nachdem er versucht, es herauszuheben — ohne Zweifel, um es an's Licht zu halten, und bemerkt hatte, daß es unbeweglich war, untersuchte er die einzelnen Theile und namentlich das Schloß mit der größten Sorgfalt.

Dieß beschäftigte ihn bis zu dem Augenblick, wo er den Wagen von Petrus vor der Thüre halten hörte.

Er schloß rasch die Truhe, nahm das nächste beste Buch aus der Bibliothek und vertiefte sich in eine Causeuse.

Petrus kehrte ganz übergücklich nach Hause zurück, er war bei allen Lieferanten gewesen, um Jedem eine Abschlagszahlung auf seine Schuld zubringen und jeder war gerührt von der Mühe, die sich der Herr Vicomte Herbel machte, selbst eine Summe zu bringen, die man sehr gut bei

dem Herrn Vicomte hätte abholen können, und wegen der man übrigens keinen Augenblick in Sorge gewesen.

Einige ließen ein Wort von dem Verkaufe fallen, von dem sie hatten sprechen hören; aber Petrus, welcher leicht erröthete, antwortete, daß allerdings etwas Wahres daran gewesen sei, daß er einen Augenblick die Absicht gehabt, sein Mobiliar zu erneuern, indem er das alte verkaufte; daß ihn jedoch, als er sich von den Meubeln trennen sollte, die er wie alte Freunde liebte, ein Schmerz erfaßt, der mit Gewissensbissen Aehnlichkeit gehabt habe.

Man rühmte begeistert das gute Herz des Herrn Vicomte und bot ihm seine Dienste an für den Fall, daß er wieder auf seinen Entschluß zurückkommen ein altes Mobiliar zu bekommen.

Petrus brachte beinahe dreitausend Franken zurück und hatte sich einen neuen Credit von vier bis fünf Monaten geschaffen.

In vier bis fünf Monaten konnte er vierzigtausend Franken gewinnen.

Wunderbare Macht des Geldes!

Petrus konnte, Dank dem Pack Billets, den man in seiner Hand gesehen, jetzt für hunderttausend Franken Meubel auf drei Jahre Credit kaufen! Petrus mit leeren Händen hatte für die gekauften nicht vierzehn Tage Frist bekommen können.

Der junge Mann bot dem Capitän die beiden Hände hin; er hatte ein Herz voll Freude und seine letzten Scrupel waren eingeschlafen.

Der Capitän schien aus einer tiefen Träumerei zu erwachen, und zu allem, was ihm sein Pathe sagen konnte, antwortete er nur:

»Um wie viel Uhr frühstückt man hier?«

»Wann man will, lieber Pathe, « antwortete Petrus.

»Dann wollen wir frühstücken, « sagte Pierre Berthaud.

Vorher hatte Petrus noch etwas zu besorgen.

Er läutete einem Bedienten.

Jean trat ein.

Petrus tauschte einen flüchtigen Blick mit ihm aus.

Jean machte ein bejahendes Zeichen.

»Nun denn?« fragte Petrus.

Jean deutete mit einem flüchtigen Blick auf den Seemann.

»Bah!« sagte Petrus, »gib, gib!

Jean näherte sich seinem Herrn und aus einem kleinen Portefeuille von Juchtenleder, das ausdrücklich zu dem Zwecke gemacht zu sein schien, den es erfüllte, zog er einen kleinen, coquett gefalteten Brief hervor.

Petrus nahm ihn begierig, entsiegelte ihn und las.

Dann zog er aus seiner Tasche ein ähnliches Portefeuille, nahm daraus einen Brief, wahrscheinlich, vorn vorhergehenden Tage, ersetzte ihn durch den, welchen er so eben empfangen hatte, und an die Truhe tretend, öffnete er mit einem kleinen Schlüssel, den er an seinem Halse trug, das eiserne Kästchen, in welches er, nachdem er ihn verstoßen geküßt, den Brief fallen ließ, von dem er sich trennte.

Dann das Kästchen sorgfältig schließend, drehte er sich nachdem Capitän um, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet hatte.

»Jetzt, « sagte er zu ihm, »wenn Sie frühstücken, wollten, Pathe . . .«

»Um zehn Uhr Morgens will ich immer,« antwortete dieser.

»Nun denn, der Wagen steht unten und ich mache Ihnen den Vorschlag zu einem Studentenfrühstück im Café de l’Odeon.«

»Bei Risbecq?« antwortete der Seemann.

»Ah, ah, Sie kennen das?«

»Mein lieber Freund, « sagte der Seemann, »die Restaurants und die Philosophen sind die beiden Sachen, die ich am tiefsten studirte: davon werde ich Dir ein Beispiel geben, indem ich diesmal selbst die Speisekarte dictire..«

Die beiden Männer stiegen in den Wagen und hielten vor dem Café Risbecq an.

Der Seemann stieg augenblicklich die Treppen hinan und sagte zu dem Garcon, indem er die Karte zurückwies, welche dieser ihm bot:

»Zwölf Dutzend Austern, zwei Beefsteaks mit Kartoffeln, zwei Steinbutten in Oel, Birnen, Trauben und Chocolate.«

»Sie haben Recht, Pathe, « sagte Petrus, »Sie sind ein großer Philosoph und ein ächter Gourmand.«

Worauf der Capitän mit derselben Kaltblütigkeit hinzufügte:

»Sauterne erste Qualität mit den Austern, Beaune erste Qualität mit dem übrigen Frühstück.«

»Eine Flasche von Jedem?« fragte der Garcon.

»Je nachdem das Gewächs ist, wird es sich zeigen.«

Während dieser Zeit schickte der Concierge von Petrus die zahlreichen enttäuschten Liebhaber zurück, indem er erklärte, daß sein Herr andern Sinnes geworden sei und der Verkauf deßhalb nicht stattfinden werde.



LXVI.

Wie die Ansichten der drei Freunde über den Capitän lauteten.

Nach dem Frühstück schickte der Capitän durch den Garçon nach einer Voiture de Remise, als ihn Petrus fragte:

»Fahren wir nicht zusammen nach Hause?«

»Schon recht!« sagte der Capitän: »aber das Hotel das ich kaufen soll?«

»Ganz recht!« antwortete Petrus; »wollen Sie, daß ich Sie bei Ihren Nachforschungen unterstütze?«

»Ich habe meine Angelegenheiten, Du hast die Deinen, — und wär' es auch nur eine Antwort aus den kleinen Brief, den Du diesen Morgen erhieltest; außerdem bin ich ein ziemlich wunderlicher Mensch, ich weiß nicht einmal, ob ein Hotel nach meinen Planen gebaut mir nur acht Tage gefallen würde; urtheile, was ein Hotel wäre, das ich nach Geschmack eines andern kaufte: . . . ich würde dort nicht meine Koffer öffnen.«

Petrus begann seinen Pathen nach und nach genau genug zu kennen, um zu begreifen, daß, um gut mit ihm zu bleiben, man ihm absolut seinen Willen lassen mußte.

Er begnügte sich deßhalb, ihm zu sagen:

»Gehen Sie, Pathe, Sie wissen, daß Sie mir zu jeder Stunde willkommen sein werden.«

Der Capitän nickte mit dem Kopfe, was soviel sagen wollte, als: »Schön!« und sprang in seinen Wagen.

Petrus fuhr mit federleichtem Herzen nach Hause.

Er traf dort Ludovic und sah augenblicklich an seinem traurigen Gesichte, daß ihm ein Unglück begegnet sein mußte. «

Ludovic zeigte auch wirklich seinem Freunde das verschwinden Rose de Noël's an.

Petrus beklagte anfangs den jungen Doktor. —

Dann entschlüpfen unwillkürlich seinem Munde die Worte:

»Hast Du Salvator gesehen?«

»Ja, « antwortete Ludovic.

»Nun!«

»Nun, ich fand Salvator ruhig und ernst wie immer; er wußte bereits die Neuigkeit die ich ihm mittheilen wollte.«

»Was sagte er zu Dir?«

»Er sagte:, Ich werde Rose de Noël wieder finden, Ludovic: aber um sie in ein Kloster zubringen wo Sie sie nicht sehen werden, außer als Arzt, oder um sie zu heirathen. Lieben Sie sie?«

»Und was hast Du ihm geantwortet?« fragte Petrus.

»Die Wahrheit, Freund: daß ich das Kind von ganzer Seele liebe. Ich habe mich an sie angeschmiegt, nicht wie der Epheu an die Eiche, sondern wie die Eiche an den Epheu; ich habe deßhalb nicht gezögert. Salvator sagte ich, wenn Sie mir Rose-de-Noël wiederbringen, so soll sie am Tage, an dem sie fünfzehn Jahre alt ist, auf meine Ehre meine Frau werden! —, Reich oder arm?« fügte Salvator hinzu. Ich zögerte; nicht das Wort arm war es, was mich unschlüssig machte, sondern das Wort reich . . . Wie! reich oder arm? wiederholte ich. — »Ja, reich oder arm? versetzte Soldaten, Sie wissen wohl, daß Rose de Noël ein Findelkind ist; Sie wissen, daß sie früher Roland gekannt: Roland ist ein aristokratischer Hund; es könnte sein, daß Rose-de-Noël eines Tages erführe, wer sie ist und es existirt eben soviel Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie reich, als daß sie arm ist: würden Sie sie mit geschlossenen Augen nehmen? Würden die Aeltern, wenn sie Rose de Noël's Lage ahnten, der sie sie finden, mich auch zum Schwiegersohn haben wollen? —,Ludovic,' sagte Salvator, das ist meine Sache; nehmen Sie Rose de Noël arm oder reich, wie sie ist, wenn sie fünfzehn Jahre alt, zur Frau?' Ich bot Salvator die Hand und so bin ich denn verlobt, mein Lieber; aber Gott weiß, wo das arme Kind ist!«

»Und wo ist Salvator?«

»Ich weiß es nicht: er verläßt glaube ich, Paris; er verlangte sieben bis acht Tage, um sich mit Nachforschungen zu beschäftigen, welche das Verschwinden Rose de Noël's erheischen, und hat ein Rendezvous auf nächsten Donnerstag in seinem Hause, Rue Macon, mit mir ausgemacht. Aber Du, was machst Du? Was ist Dir begegnet? Du hast, wie es scheint, Deinen Plan geändert?«

Petrus erzählte in seinem Enthusiasmus Ludovic das Ereigniß des vorhergehenden Tages mit allen Details; der Letztere jedoch, sceptisch, wie ein Mediziner, begnügte sich mit dem einfachen Worte, er wolle Beweise.

Petrus zeigte ihm die beiden Bankbillets, die ihm von den zehn übrig blieben, welche ihm der Capitän geliehen.

Ludovic nahm eines der beiden Billets und besah es mit der scrupulösesten Aufmerksamkeit.

»Nun,« fragte Petrus, »ist es etwa zufällig verdächtig? und wäre die Unterschrift Garat falsch?«

»Nein,« antwortete Ludovic; »obgleich ich in meinem Leben wenig Bankbillets gesehen und in Händen gehabt, scheint mir dieses doch ächt.«

»Nun, also?«

»Ich will Dir sagen, lieber Freund, ich habe keinen großen Glauben an die Onkel aus Amerika und noch weniger an die Pathen; man müßte die Sache Salvator erzählen.«

»Aber«« versetzte Petrus lebhaft, »hast Du mir nicht soeben gesagt, daß Salvator einige Tage von Paris abwesend sei und erst Donnerstag zurückkehren werde?«

»Das ist wahr,« antwortete Ludovic; »aber Du wirst uns doch mit Deinem Nabob bekannt machen?«

»Gewiß! das ist nicht mehr als billig,« machte Petrus. »Wer aber sieht von uns Jean Robert zuerst?«

»Ich,« sagte Ludovic: »ich gehe aus die Probe seines Stückes.«

»Nun, so erzähle ihm die Geschichte von dem Capitän.«

»Welchem Capitän?«

»Dem Capitän Pierre Berthaud Monte-Hauban, meinem Pathen.«

»Hast Du Deinem Vater davon geschrieben!«

»Von wem?«

»Von Deinem Pathen.«

»Du begreifst wohl, daß das mein erster Gedanke war; aber Pierre Berthaud will ihm eine Ueberraschung bereiten und hat mich gebeten, gegen meinen Vater zu schweigen.«

Ludovic schüttelte den Kopf.

»Du zweifelst noch?« fragte Petrus.

»Die Sache scheint mir so außergewöhnlich!«

»Sie schien mir noch außergewöhnlicher, als Dir: es schien mir und scheint mir noch, als wenn ich ganz einfach träumte. Kitzle mich, Ludovic, obgleich ich Dir gestehen muß, daß ich mich vor dem Aufwachen sehr fürchte.«

»Thut nichts«« versetzte Ludovic, ein positiverer Geist, als seine beiden Freunde, »es ist fatal, daß Salvator nicht hier ist.«

»Ganz gewiß,« sagte Petrus, indem er die Hand auf die Schulter seines Freundes legte, »ja, es

ist allerdings fatal: aber was willst Du, Ludovic, es kann für mich kein größeres Unglück geben, als das, zu welchem ich verurtheilt war. Ich weiß nicht, wohin mich die neuen Ereignisse führen werden; aber ich weiß eines: daß sie mich von dem Abgrunde wegreißen, an den mich die früheren gebracht. Und am Fuße des Abgrundes war das Elend. Ist der andere Abhang ebenso jäh? Endigt er in keinen Absturz? Ich weiß es nicht: aber in diesen sehe ich mich mit geschlossenen Augen führen und wenn ich in der Tiefe des Abgrundes erwache, so werde ich wenigstens, ehe ich dahin kam, das Land der Hoffnung und des Glücks durchwandert haben.«

»Gut denn, es sei! Erinnerst Du Dich Jean Robert's, der am Abend des Fastendienstags von Salvator einen Roman verlangte? Nun höre. Zählen wir: erstens Salvators Fragola, — Vergangenheit unbekannt — aber im Augenblick ein Roman; Justin und Mina ein Roman: Carmelite und Colombau ein Roman, düster und trauriger Roman, aber Roman; Jean Robert und Frau von Marande, ein Roman, der heiterste von allen, ein Roman mit Saphiraugen und Rosenlippen, aber ein Roman: Du und . . .«

»Ludovic!«

»Es ist wahr . . . ein geheimnisvollem düster und doch vergoldeter Roman, aber ein Roman, mein Lieber, ein Roman! Endlich ich und Rose de Noël, ich, Bräutigam eines Findelkindes, das wieder verloren ging, und das Salvator wiederzufinden versprach, ein Roman, mein Lieber, ein Roman! Alle bis auf die Prinzessin von Vanvres bis auf die schöne Chante-Lilas, die ebenfalls ihren Roman spielt.«

»Wie das?«

»Ich sah sie vorgestern auf den Boulevards in — einer Kalesche mit vier Personen à la Daumont von zwei Jokeys in weißen Hosen und kirschrother Sammtweste geführt. Ich wollte sie nicht erkennen, Du begreifst wohl, und war erstaunt über die Aehnlichkeit; aber sie machte mir ein Zeichen mit der Hand, und diese Hand, mit Handschuhen von Privat oder Boivre hielt ein Taschentuch von dreihundert Franken . . . ein Roman, Petrus, ein Roman! Welche von diesen Romanen werden nun gut und welche schlecht endigen? Gott weiß es! Lebewohl Petrus; ich gehe auf die Probe von Jean Robert's Stück.«

»Bringe ihn mit Dir.«

»Ich werde es versuchen; aber warum kommst Du nicht mit mir?«

»Unmöglich! ich muß das Atelier in Ordnung bringen: ich habe Sonntag Sitzung.«

»Also Sonntag . . .?«

»Sonntag ist die Thüre verschlossen, lieber Freund, von Mittag bis vier Uhr: die ganze übrige Zeit ist Thüre, Herz, Hand, alles offen.«

Die beiden jungen Leute tauschten noch ein Adieu aus und schieden.

Petrus begann das Atelier in Ordnung zubringen. «

Es war etwas Wichtiges für ihn Regina zu empfangen.

Regina war seit jenem einzigen Male, da sie zu ihm gekommen, das heißt, seit dem Besuche mit der Marquisin de la Tonrnelle, nicht mehr bei ihm gewesen.

Jener Tag hatte auf das Leben von Petrus einen entscheidenden Einfluß gehabt.

Nach Verfluß einer Stunde war alles in Ordnung.

Nach Verfluß einer Stunde stand nicht nur die Leinwand ans der Staffelei, sondern das Porträt war sogar skizzirt.

Die kleine Abeille unter einer Banane, an eine Fächerpalme gelehnt, inmitten der tropischen Vegetation des Petrus wohlbekannten Gewächshauses, auf einem frischen Rasen, unterhielt sich mit dem Binden eines Straußes aus phantastischen Blumen, wie sie die Kinder im Traume sammeln, und dies, während sie dem Gesang eines halb im Laube einer Mimosa versteckten blauen Vogels lauscht.

Wenn Petrus seinem Drange nachgegeben, nachdem die Skizze gemacht war, hätte er seine Palette ergriffen und noch am selben Tage das Gemälde begonnen, das acht Tage später fertig gewesen wäre.

Aber er sah ein, daß er auf diese Weise sein Glück verkürzte und alles vernichtete.

Er setzte sich deßhalb ruhig vor seine weiße Leinwand und sah sein Bild bereits vollendet vor sich, wie bisweilen der Dichter ehe ein Wort seines Dramas geschrieben ist, es von der ersten bis zur letzten Scene aufführen sieht.

Das ist, was man mit gutem Rechte die fata morgana des Genies nennen könnte . . .

Der Capitän kehrte erst um acht Uhr Abends nach Hause zurück.

Er war durch alle neuen Quartiere gelaufen, um ein feiles Haus zu finden; er hatte sich aus allen Aushängezetteln umgesehen.

Er hatte jedoch nichts gesunden, was ihm convenirte.

Er nahm sich vor, am andern Tag die gleichen Gänge noch einmal zu machen.

Von diesem Augenblick installirte sich der Capitän Monte-Hauban bei seinem Pathen, wie wenn er zu Hause wäre.

Petrus stellte ihn Ludovic und Jean Robert vor.

Die drei jungen Leute brachten den Abend des Samstags mit ihm zu und es wurde ausgemacht, daß man ihm, so lange er bei Petrus bleibe, einen Abend in der Woche widmen

wolle.

Was den Tag betraf, so ließ sich nicht daran denken.

Unter dem Vorwande, eine Wohnung oder vielmehr ein Haus zu suchen, war der Capitän von Morgens nach dem Frühstück und häufig auch schon bei Anbruch des Tages, außer dem Hause.

Wo ging er hin?

Gott oder der Teufel wußten es ohne Zweifel; aber Petrus wußte es durchaus nicht.

Er hatte es indes zu erfahren gesucht und ein- oder zweimal seinen Pathen darum befragt.

Aber dieser hatte ihm mit den Worten den Mund geschlossen:

»Frage mich nicht, Junge: denn ich kann Dir nicht antworten: es ist ein Geheimnis. Indessen muß ich Dir sagen, daß die Liebe der Geschichte nicht ganz fremd ist. Beunruhige Dich deßhalb nicht, wenn Du mich ganze Tage abwesend siehst; ich kann plötzlich für einen Tag, für eine Nacht, für einige Tage, für einige Nächte verschwinden. Wie alle alten Seewölfe im Allgemeinen, bleibe ich, wenn ich irgendwo bin., Wo Dir's gefällt, da magst Du Hütten bauen,' sagt das Sprichwort. Ich will Dir damit sagen, wenn ich mich zufällig an einem der nächsten Abende bei einer gewissen Bekanntschaft angenehm fühlen sollte, so werde ich erst am folgenden Morgen zurückkommen.«

»Ich begreife Sie vollkommen,« hatte Petrus gesagt;- »aber Sie thun sehr gut daran, daß Sie es mir sagen.«

»Es ist also abgemacht, Junge, wir wollen uns nicht lästig fallen; aber es kann mir etwas begegnen, daß ich ganze Tage zu Hause zubringe; ich muß mich zu gewissen Stunden sammeln und meinen Gedanken hingeben. Du wärest deßhalb sehr freundlich, wenn Du mir einige Bücher über Strategie, falls Du welche hast, oder auch einfach welche über Geschichte und Philosophie und ein Dutzend Flaschen Deines Gravesweins auf mein Zimmer bringen ließe.«

»Altes soll in einer Stunde bei Ihnen sein.«

Nachdem man sich so abgeredet hatte, ging die Sache wie auf Rädern.

Im Uebrigen war die Ansicht der drei jungen Leute über den Capitän sehr verschiedener Art.

Er war Ludovic in der Seele zuwider, sei es, daß Ludovic, ein Anhänger des Systemes von Gall und Lavater, die Linien seines Gesichtes und die hervorstehenden Theile seiner Stirne nicht im Einklang mit seinen Worten fand, sei es, daß, während sein Herz voll der reinsten Gedanken war, das Gespräch des Capitän, so sehr dieser Seemann war ihn zu sehr auf die Erde zurückwarf. Kurz, wie er beim ersten Anblick gesagt, er konnte diesen Kameraden nicht verdauen.

Jean Robert, jeder Zoll ein Phantast, ein leidenschaftlicher Liebhaber des Malerischen, hatte in diesem Charakter ein gewisses originelles Gepräge gefunden, und ohne ihn gerade anzubeten,

fühlte er doch für ihn ein gewisses Interesse.

Was Petrus betraf, so war er bezahlt, ihn zu lieben.

Man wird zugeben, es wäre nicht Recht gewesen, wenn er so, wie es Ludovic that, einen Mann zergliedert hätte, der nichts von ihm verlangte, als sich mit Reichthümern überhäufen zu lassen.

Wir wollen indeß gestehen, daß gewisse Lieblingsredensarten des Capitäns und namentlich »Seewolf« ihm furchtbar in den Ohren wehe thaten.

Kurz, wie man sieht, hatte der Capitän bei den drei jungen Leuten keine absolute Sympathie hervorgerufen; und in der That selbst für Jean Robert und Petrus, die am geneigtesten waren, mit ihm zu fraternisiren, war es schwer, sich ganz einer so phantastischen, sich innerlich so widersprechenden Persönlichkeit hinzugeben, wie es Pierre Berthaud Monte-Hauban war, der wie es schien, naiv, Alles bewundernd, alles liebend, sich offen allen seinen Eindrücken hingab.

Gewisse Worte indessen verriethen einen völlig blasierten Menschen, der nichts liebte und an nichts glaubte; in einzelnen Augenblicken jovial, hätte man ihn bei andern Gelegenheiten für einen Leichenführer halten können; es war eine Mischung der heterogensten Elemente, eine unerklärliche Zusammensetzung der glänzendsten Eigenschaften und der ungeheuerlichsten Fehler, der edelsten Gefühle und der niedrigsten Leidenschaften: gelehrt, wie wir sagten, bisweilen bis zum Pedantismus, schien er in einzelnen Momenten der unwissendste Mensch der Schöpfung; er sprach bewundernswürdig von der Malerei und verstand nicht ein Ohr zu zeichnen; er sprach bewundernswürdig von der Musik und kannte nicht eine Note; er hatte eines Morgens für den Abend eine Vorlesung der »Guelfen und Ghibellinen« verlangt und nach dieser Vorlesung Jean Robert den Hauptfehler dieses Drama's mit einer Richtigkeit und einer Genauigkeit nachgewiesen, daß dieser ihn fragte:

»Habe ich die Ehre, einen Collegen vor mir zu sehen.«

»Höchstens einen aspirirenden Collegen, « hatte der Capitän bescheiden geantwortet, »obgleich ich mein Recht als Mitarbeiter an einigen Tragödien in Anspruch nehmen könnte, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aufgeführt wurden, namentlich an der Tragödie »Geneviève de Brabant«, welche ich in Verbindung mit dem Citonen Cecile verfaßt und die zum ersten Male am 14. Brumaire des Jahres 17. . auf dem Odeon ausgeführt wurde.«

Acht Tage verflossen auf solche Weise: man führte den Capitän in alle Theater von Paris; man machte einen Spazierritt im Bois de Boulogne mit ihm, bei welcher Gelegenheit er sich als vollendeter Stallmeister erwies; endlich erdachte man für ihn alle möglichen Zerstreungen und der Capitän, bis zu Thränen gerührt, theilte Petrus mit, daß seine beiden Freunde Beweise der Dankbarkeit und Freundschaft erhalten sollten.

LXVII.

Die Einzencabinette.

Am Sonntag, an welchem die erste Sitzung für das Portrait der kleinen Abeille stattfinden sollte, wartete Petrus von acht Uhr Morgens in seinem Atelier, obgleich die Besucherinnen erst um Mittag kommen wollten.

Um zehn Uhr ließ er den Capitän fragen, ob er mit ihm frühstücken wollte.

Jean jedoch theilte ihm mit vorsichtiger Miene mit, daß der Capitän seit gestern nicht zurückgekommen sei.

Petrus fühlte sich behaglich, als er diese Abwesenheit erfuhr.

Er hatte gefürchtet, Regina möchte dem Capitän begegnen.

Wenn Naturen, wie die von Ludovic, wie die von Jean Robert, selbst wie die seine, bisweilen einen Widerwillen gegen diesen Menschen empfanden, was wäre dann von der aristokratischen Natur Reginas zu erwarten?

Es war ihm jetzt, als wüßte er lieber gestanden, er sei ruinirt und genöthigt, seine Meubel zu verkaufen, als zu gestehen, daß er Aussicht habe, vier Millionen von seinem Pathen zu erben.

Deßhalb gab er Jean Befehl, falls der genannte Pathe, während Regina in seinem Atelier wäre, zurückkommen sollte, dem Capitän zu sagen, daß er eine Sitzung habe.

Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, frühstückte er, die Augen auf die Standuhr geheftet.

Um elf Uhr machte er so langsam als möglich seine Palette.

Um halb zwölf Uhr begann er seine Composition mit weißem Crayon auf die Leinwand zu zeichnen.

Um zwölf Uhr hielt ein Wagen vor der Thüre.

Petrus legte seine Palette auf einen Stuhl und eilte oben an die Treppe.

Am ersten Tage schon begünstigte ihn der Zufall.

Regina begleitete die kleine Abeille allein.

»Wir sagten, Regina habe für den ersten Tag einen Sonntag gewählt.

Die Marausin de la Tournelle hatte sich nicht dispensiren zu können geglaubt, die große

Messe in ihrer Pfarrkirche von Saint Germain des Pres zu hören.

Die kleine Abeille lief auf ihren Freund Petrus, mit allen Freundschaftsbezeugungen zu.

Es war sehr lange, daß sie ihn nicht mehr gesehen.

Regina bot dem Maler die Hand.

Petrus nahm diese Hand, schob mit den Lippen den Aermel des Handschuhs zurück und küsste sie durch die Oeffnung lange, zärtlich, mit jenem heiteren Gemurmeln, dessen Glück so groß ist, daß es nicht stumm zu bleiben vermochte.«

Dann zeigte er ihnen die gemachten Vorbereitungen.

Regina war vollständig mit der Anlage des Gemäldes einverstanden.

Abeille war entzückt über die Blumen, welche sie erwarteten.

Petrus hatte am Tage vorher, um sie sich zu verschaffen, die Gewächshäuser des Luxembourg und des Jardin des Plantes geplündert.

Man begann die Sitzung.

Das Portrait von Regina zu malen, war eine Freude gewesen.

Das von Abeille zu malen, war ein Rausch!

Beim ersteren war Regina das Model gewesen.

Beim zweiten war sie Beratherin.

Diese Stellung als Beratherin gab ihr das Recht, sich Petrus zu nahen, sich auf seine Schulter zu stützen, mit ihm hinter der Leinwand zu verschwinden.

Und in jenen Momenten rasch, wie der Blitz aber auch zündend wie er, berührten die Haare der jungen Frau das Gesicht von Petrus; ihre Augen erzählten ihm alle Zaubereien der Liebe, ihre Lippen liebkosten ihn mit einem Hauche, der ihn hätte vom Tode aufwecken, dem Leben wieder schenken können, der ihn, da er noch lebte, in den Himmel hob.

Petrus nahm, wenn der Rath gegeben war, mit zitternder Hand und einem Blicke auf Regina seine Arbeit wieder auf.

Aber was brauchte er Abeille anzusehen? Hatte er nicht mit geschlossenen Augen das Portrait des kleinen Mädchens malen können?

Man mußte etwas sagen: nicht daß die Jungen Leute das Bedürfnis dazu gefühlt hatten; ihnen würde es genügt haben, sich ewig anzusehen und anzulächeln; ihre Blicke und ihr Lächeln sagten weit mehr als, ihre Worte.

Indeß man mußte sprechen.

Petrus erzählte deßhalb das Verschwinden Rose de Noël's, die Verzweiflung Ludovics, das Versprechen Salvators, sie wieder aufzufinden, den seltsamen Schwur Ludovics, sie zu heirathen, wenn sie auch reich wäre!

Regina erzählte dagegen, daß Carmelite sich bei ihr vor Herrn Sosthene de la Rochefoucauld habe hören lassen, enthusiastischen Beifall gefunden, und den Befehl zum Debut in der Oper erhalten habe.

Petrus fragte nach Neuigkeiten von Frau von Marande.

Frau von Marande sei noch immer die glücklichste Frau von der Welt.

Herr von Marende machte allerdings alle möglichen dummen Streiche wegen einer neuen Geliebten; aber er sei zu gleicher Zeit so voll Rücksicht für seine Frau, er lasse sie so frei schalten und walten, daß, in der Herzens- und Geistessituation, in der sich Frau von Marande befinde, sie nur eine tiefe Dankbarkeit für ihn fühlen müsse.

Im Uebrigen gingen die pecuniären und politischen Angelegenheiten des Banquiers ganz vortrefflich; er werde nach London reisen, um für Spanien eine Anleihe von 60 Millionen zu effectuiren,, und es sei gewiß, daß er bei dem ersten Umschlag der Ansichten des Königs zur liberalen Partei Minister werden würde.

Dann fragte Regina nach Fragola.

Sie sehe dass junge Mädchen selten: wie die Frucht, deren Namen sie führe, sich unter dem Grase verberge, so scheine sich auch Fragola in ihrem Glücke zu verbergen. Um sie zu sehen, mußte Regina sie in ihrem Hause aufsuchen. Wenn aber sie dahin ginge, komme sie auch mit ruhigem Herzen und lächelndem Gesichte zurück nie eine Undine, die sich in einem See gespiegelt, wie ein Engel, der sich im Himmel gespiegelt.

Petrus erhielt durch Salvator häufig Kunde von ihr.

Es war deßhalb nicht erstaunlich, dass Regina sich bei Petrus nach Fragola erkundigte.

Man konnte sich denken, wie rasch die Zeit bei dieser süßen Beschäftigung verfloß.

Ein reizendes Kindergesicht zu malen, das reizende Gesicht einer jungen Frau zu betrachten. Mit dem Kinde freundliches Lächeln, mit der jungen Frau Winke, Worthe beinahe Küsse auszutauschen!

Die Standuhr zog durch ihren Schlag die Aufmerksamkeit Reginas auf sich.

»Vier Uhr!« rief sie.

Die jungen Leute sahen sich an.

Es war ihnen, als wenn sie keine zwanzig Minuten bei einander gewesen.

Man mußte sich trennen.

Aber es war eine Sitzung für den übernächsten Tag angesetzt, und am Abend von Montag auf Dienstag, d.h. Von morgen auf übermorgen, glaubte Regina Petrus eine Stunde in dem Gewächshause des Boulevard des Invalides schenken zu können.

Regina ging mit der kleinen Abeille weg.

Petrus sieht ihnen, über die Treppe hinabgebeugt, nach, bis sie unter der großen Thüre verschwunden waren.

Dann eilte er an das Fenster, um sie nach einmal in dem Augenblick zu sehen, so sie in den Wagen steigen würden.

Endlich folgte er Wagen mit seinen Blicken, so lange er ihn sehen konnte.

Dann schloß er die Thüre und das Fenster des Atelier, als ob er fürchtete, der Duft dieses reizenden Besuches möchte versiegen.

Er berührte alle Gegenstände, welche Regina berührt hatte, und als er ihr Battistaschentuch mit brüsseler Spitzen gefunden, ihr Taschentuch das sie vergessen oder absichtlich hatte liegen lassen, nahm er es in beide Hände und tauchte sein Gesicht hinein, um den Duft desselben einzuathmen.

Er war ganz in diesen süßen Traum versunken, als der Capitän rasch mit großem Jubel eintrat.

Er hatte endlich in Nouneau Athènes ein Haus gefunden, das ihm convenierte.

Uns drittfolgenden Tage sollte die Verkaufsacte bei dem Notare aufgesetzt und in der folgenden Woche das neue Haus durch einen Schmaus eingeweiht werden.

Petrus gratulierte dem Capitän aufrichtig.

»So, Junge?« sagte der Seemann, »es scheint, Du bist sehr zufrieden damit, daß ich ausziehe.«

»Ich?« sagte Petrus, »im Gegentheil und als Beweis dafür bitte ich Sie, Ihre meublirte Wohnung bei mir als Landhaus beizubehalten.

»Wahrhaftig, ich sage nicht nein, « machte der Capitän; »aber unter der Bedingung, daß ich Dir Miethe bezahle und selbst den Miethzins festsetze.«

Des Arrangement sein-de von beiden Seiten angenommen.

Die drei Freunde hatten sich zum Diner verabredet.

Jean Robert und Ludovic kamen um fünf Uhr.

Ludovic war sehr traurig: man hatte keine sichere Nachricht von Rose de Noël; Salvator war nur ab und zu und sehr kurz nach Hause gekommen, um Fragola Nachricht zu bringen; sie erwartete ihn am Abend des folgenden oder am Morgen des nächstfolgenden Tages.

»Um Ludovic zu zerstreuen, an dessen Kummer der Capitän das lebhafteste Interesse zu nehmen schien, wurde beschlossen, daß man bei Legriél in Saint Cloud diniren wolle.

Ludovic und Petrus sollten im Coupé fahren, Jean Robert und der Capitän reiten.

Um sechs Uhr machte man sich auf den Weg: um drei viertel auf sieben hatten die vier Freunde in einem Cabinete bei Legriél sich bequem gemacht.

Es war zahlreiche und heitere Gesellschaft bei dem Restaurant; in dem an das ihrige stoßenden Cabinet hörte man namentlich lautes Schwatzen und helles Lachen.

Die Neuankömmlinge gaben jedoch nicht darauf acht.

Sie hatten Hunger und das Geräusch der Löffel und Teller übertönte beinahe den Lärm der Stimmen und des Gelächters.

Bald jedoch horchte Ludovic aufmerksamer. Er war in Folge dessen der traurigste und aufmerksamste der Drei.

Er lächelte flüchtig.

»Ei!« sagte er, »eine Stimme, ich könnte sagen, zwei Stimmen, die ich kenne!«

»Wäre es vielleicht die Stimme der reisenden Noël?« fragte der Capitän

»Nein, unglücklicher Weise nicht,« antwortete Ludovic mit einem Seufzer; »es ist eine heitere, aber weniger reine Stimme.«

»Und was für eine Stimme ist es denn?« fragte Petrus.

Ein Lachen, das durch alle Töne der Scala variierte, drang von einem Cabinet in das andere.

Alle Cabinete, welche bei großen Gelegenheiten einen einzigen Salon bildeten, waren durch Bretterwände getrennt, welche mit Tapeten auf Leinwand tapeziert waren.

»Jedenfalls ist das Lachen ächt,« sagte Jean Robert, »dafür stehe ich.«

»O! Du kannst dafür stehen, lieber Freund; denn die beiden Frauen im anstoßenden Zimmer sind die Fürstin von Vanvres und die Gräfin du Battoir.«

»Chante-Lilas?« sagten die Stimmen der beiden Freunde zu gleicher Zeit.

»Chante-Lilas selbst, hört nur.«

»Meine Herren, « sagte Jean Robert, welcher etwas verlegen schien, »ist es uns wohl erlaubt, zu hören was im anstoßenden Zimmer gesprochen wird.«

»Gewiß, « sagte Petrus, »sobald so laut gesprochen wird, daß wir es hören können, will es so viel bedeuten, als die, welche sprechen, haben keine Geheimnisse.«

»Richtig geurtheilt, mein Pathe, « sagte Pierre Berthand, »ich habe in dieser Hinsicht eine ähnliche Theorie, wie die Deine. Ich glaubte jedoch außer den Stimmen der Frauen auch eine Männerstimme zu hören.«

»Sie werden doch wissen, mein lieber Capitän,« sagte Jean Robert, »daß jede Stimme ihr Echo hat; nur ist gewöhnlich das Echo einer Frauenstimme eine Männerstimme, während das Echo der Männerstimme eine Frauenstimme ist.«

»Da Du so geschickt im Erkennen der Stimmen bist, « sagte Petrus zu Ludovic, »weißt Du, wessen die Männerstimme ist?«

»Ich glaube, « sagte Ludovic, »daß ich den Cavalier nennen könnte, ohne mich mehr zu täuschen, als da ich die Namen der Frauen nannte und Ihr selbst, wenn Ihr genau hören wollt, werdet, glaube ich, so wenig im Zweifel sein, als ich.«

Die jungen Leute horchten.

»Laß mich Dich in dieser Rücksicht, so höflich es möglich ist, Lügen strafen für sie,« sagte die-Stimme.

»Aber wenn ich Dir schwöre, daß es die reine Wahrheit ist, die laute Wahrheit?«

»Was hilft es mir, daß es die Wahrheit, wenn die Wahrheit unwahrscheinlich ist. Sage mir eine glaubwürdige Lüge und ich werde Dir glauben.«

»Frage vielmehr Paquerette und Du wirst sehen.«

»O die gute Vorsicht! Sophie Arnould, die für Madame du Barry steht, die Gräfin du Battoir, welche für die Fürstin von Vanvres steht, Paquerette, die für Chante-Lilas steht.«

»Ihr hört?« sagte Ludovic.

»Wir brennen also immer Petarden los, Herr Camille?« sagte Chante-Lilas.

»Mehr als je, Fürstin! und dieß mal habe ich einen Grund: es geschieht zu Ehren Ihres Hotels in der Rue de la Bruyère, Ihrer vier Brandfuchsen und Ihrer zwei kirschrothen Jokey's, Alles umsonst.

»Sprich mir nicht davon; ich glaube er sucht Rosenzweige und hat die Absicht mich damit zu

krönen.«

»O nein, er reservirt Dich vielleicht für die Heirath.«

»Einfältiger Mensch! er ist ja verheirathet.«

»Pfui! Fürstin! Mit einem verheiratheten Manne leben, das ist ja ganz unmoralisch.«

»Gut, aber was sind denn Sie?«

»O, ich bin es so wenig! und dann lebe ich nicht mit Dir!«

»Nein, diniren mit mir, das ist Alles! O! Herr Camille, Sie hätten besser daran gethan, die arme Carmelite zu heirathen oder ihr zur rechten Zeit zu schreiben, daß Sie sie nicht mehr lieben; sie hätte Herrn Colombau geheirathet, und trüge jetzt nicht Trauer.«

Und Chante-Lilas stieß einen Seufzer aus.

»Aber, wer zum Teufel kann das auch ahnen?« antwortete der sorglose Creole; man macht einer Frau die Cour, man ist ihr Geliebter, aber man ist nicht verpflichtet sie zu heirathen.«

»Diese Ungeheuer!, « machte die Gräfin du Battoir.

»Ich habe Carmelite eine nicht mit Gewalt genommen,« fuhr der junge Mann fort, »so wenig als Dich, Chante-Lilas; sei offen, habe ich Dich mit Gewalt genommen?«

»O, mein Herr Camille! vergleichen Sie uns nicht mit einander; Fräulein Carmelite ist ein ehrbares Mädchen.«

»Nun und was bist Du?«

»O, ich bin nur ein gutes Mädchen.«

»Ja, Du hast Recht, ein gutes, ein ausgezeichnetes Mädchen.«

»Und dann, wenn sich nicht von meinem Esel gefallen und ohnmächtig auf dem Rasen liegen geblieben, wäre es auch nicht so weit gekommen.«

»Und mit Deinem Banquier?«

»Mit meinem Banquier, nun, da ist es gar nicht so weit gekommen.«

»Du bestehst darauf, Du weißt, daß Salomo sagt, es gebe drei Dinge in der Welt, die keine Spur zurücklassen: der Flug des Vogels in der Luft, der Weg der Schlange auf dem Felsen und . . . der . . ., «

»Ich weiß, « unterbrach ihn Chante-Lilas, »daß Sie mit all Ihrem Geiste ein Thor sind, Herr Camille de Rozan, und daß ich meinen Banquier zweimal mehr liebe, obgleich er mir

hunderttausend Franken gegeben. als Sie, der Sie mir nichts gegeben.«

»Wie! ich hätte Dir nichts gegeben, Undankbare? . . . Und mein Herz, wofür hältst Du das?, «

»O, Ihr Herz, « sagte Chante-Lilas, indem sie aufstand und den Stuhl zurückstieß, »das ist wie das Huhn aus Pappe, das ich gestern im Theatre de la Porte Saint-Martin serviren sah: man servirt es bei allen Vorstellungen und Niemand schneidet es an. Fragen Sie, ob mein Wagen bereit ist.«

Camille läutete.

Der Garcon erschien.

»Zuerst die Rechnung, « machte der Creole, »und dann fragen Sie, ob der Wagen der Frau Fürstin bereit ist.«

»Er steht vor der Thüre.«

»Führst Du mich nach Paris zurück, Fürstin?, «

»Weshalb nicht?«

»Und Dein Banquier?«

»Mein Banquier läßt mir alle Freiheit; überdies muß er zu dieser Stunde bereits unterwegs nach England sein.«

»Dann wirst Du diese Gelegenheit benutzen, um mir Dein Hotel in der Rue de la Brayère zu zeigen.«

»Mit Vergnügen.«

»Nun! Gräfin du Battoir, « sagte Camille, »ich hoffe, daß Dir dies Hoffnung einflößen wird., «

»Ja!« machte Paquerette, »gibt es denn zwei Marande aus der Welt?«

»Wie?« riefen Petrus und Ludovic zugleich, »Herr von Marande macht also diese Tollheiten um der Fürstin von Vanvres willen. Ist das wahr, Jean Robert?«

»Gewiß!« sagte Jean Robert, »ich wallte sie euch nur nicht nennen; da Paquerette jedoch die Indiscretian begangen hat, so muß ich sagen, daß ich die Sache von Jemand erzählen hörte, der gut unterrichtet sein muß.«

In diesem Augenblick kam die Fürstin von Vanvres in auffallender Toilette an dem Fenster des Cabinets vorüber und hatte Camille den Rozan den Arm gegeben, während Paquerette folgte, da der Weg nicht breit genug war, um den weit abstehenden Rücken der beiden-Frauen Raum zu geben.

LXIII.

Katastrophe.

An dem Tage hatte sich Petrus Abends zehn Uhr in der Hoffnung, Regina werde ihr freundlich gegebenes Versprechen halten, hinter den dicksten Baum des Boulevards des Invalides versteckt, der sich in der Nähe der kleinen Thüre des Hotel des Marschall de Lamothe Houdan befand.

Fünf Minuten nach zehn Uhr öffnete sich sachte die Thüre und die alte Manon erschien.

Petrus schlich in dies große Lindenallee.

»Nun, nun!« fragte die alte Amme.

»Am Rondell,, nicht wahr?. . . nicht wahr, am Rondell?«

»O, Sie werden nicht soweit zu gehen brauchen, um sie zu treffen.«

Und wirklich, ehe Petrus das Ende der Alle erreicht hatte, schlang sich sein Arm in den von Regina.

»O, wie gut, wie reizend Sie sind, meine schöne Regina, daß Sie Ihr Versprechen gehalten! Und wie sehr ich Ihnen danke und wie ich sie liebe!« rief der junge Mann.

»Nun, nun, sagte die junge Frau, »Sie werden das noch ganz laut rufen!«

Und sie legte ihm auf den Mund eine Hand, welches Petrus leidenschaftlich küßte.

»O mein Gott! was haben Sie diesen Abend?« machte Regina.

»Nichts, als daß ich aus lauter Liebe ein Narr bin, Regina; nichts, als daß die Aussicht aus das Glück, die Sie mir eröffnet, Sie einen ganzen Monat alle zwei Tage bei mir zu sehen und Abends hier . . .«

»Nicht alle zwei Tage.«

»So oft als mögliche Regina . . . Wie, hatten Sie den Muth, wenn mein Glück in ihren Händen liegt, damit zu spielen?«

»Ach! mein Gott,« versetzte die junge Frau, »Ihr Glück, Freund, ist das meine.«

»Nun, Sie fragten mich, was ich habe.«

»Ja.«

»Ich habe Furcht; ich zittere. Eben während ich nach der Thüre kam, während ich wartete . . .«

»O Sie haben nicht lange gewartet.«

»Nein, und ich danke Ihnen von ganzer Seele dafür, Regina! . . . Während ich kam, während ich wartete, lief mir ein Schauer über das Herz.«

»Armer Freund!«

»Und ich sagte mir: O ich werde sie in Thränen, in Verzweiflung finden; sie wird mir sagen: Petrus unmöglich Ich habe Sie empfangen, um Ihnen heute zu sagen, Ich kann Sie morgen nicht sehen!«

»Nun, Sie sehen, Freund, statt mich in Verzweiflung und Thränen zu finden; bin ich heiter und lache; statt Ihnen zu sagen: Ich werde Sie morgen nicht sehen, sage ich Ihnen: Morgen Punkt zwölf Uhr werde ich bei Ihnen sein, Petrus. Nur werde ich diesmal nichts allein sein, mit der kleinen Abeille: die Tante wird zugegen sein; aber die Tante sieht schlecht ohne Brille und sie ist so coquett, daß sie sie nicht aufsetzt, wenn sie nicht absolut; dazu gezwungen ist; die Tante schläft von Zeit zu Zeit ein und wenn sie schläft sieht sie noch weniger, als wenn sie keine Brille hat. Unsere Augen, unsere Hände, die Berührung meines Kleides, mein Hinabbeugen über Ihre Schulter, um die Aehnlichkeit genauer zu beobachten: ist all' das nicht Freude, Glück, berauschte Seligkeit, gegenüber von dem Schmerz, sich nicht zu sehen?«

»O, sich nicht zu sehen, Regina! sprechen Sie das Wort nicht aus: das ist's was unaufhörlich mein Herz quält: es möchte ein Augenblick kommen, wo ich Sie nicht mehr sehen kann.«

Regina zuckte leicht mit den Achseln.

»Mich nicht mehr sehen!« sagte sie; »und welche Macht der Welt könnte mich hindern, Sie zu sehen? Jener Mensch? Sie wissen ja, daß ich nichts von ihm zu fürchten habe. Der Marschall, der Marschall allein, wenn er von unsrer Liebe erführe . . . aber wer wird es ihm sagen? niemand und sagt man es ihm, so werde ich es leugnen, ich werde lügen, ich werde sagen, daß es nicht wahr sei. O! es wird mich hart ankommen, Petrus, zu sagen, daß ich Sie nicht liebe, und ich weiß nicht, ob ich den Muth dazu habe.«

»Liebe Regina! so hat sich also nichts bezüglich der Gesandtschaft geändert?«

»Nichts.«

»Er geht noch immer am Ende dieser Woche.«

»Er ist im Augenblick in den Tuilleries, um seine letzten Instructionen zu empfangen.«

»Vorausgesetzt, daß es dabei bleibt.«

»Es bleibt dabei; es scheint im Rathe der Minister beschlossen zu sein; und wenn es nicht so langweilig wäre, von Politik zu sprechen, so würde ich Ihnen das Gespräch erzählen, das ich

zwischen meinem Vater und Herrn Rappt hörte und das würde Sie ganz und gar beruhigen.«

»O erzählen Sie, erzählen Sie, liebe Regina sobald die Politik den Einfluß haben kann, daß ich Sie sehe, wird die Politik für mich das interessanteste Studium, dem sich der menschliche Geist hingeben kann.«

»Nun denn, man ist im Augenblick im Begriffe, ein neues Ministerium zu bilden.«

»Ha, Teufel! das erklärt mir die Abwesenheit meines Freundes Salvator,« sagte Petrus ernst: »er arbeitet daran.«

»Was sagen Sie?«

»Nichts, fahren Sie fort, liebe Regina.«

»Dieses Ministerium besteht aus Herrn von Martignac, Herrn Portalis, Herrn von Caux und Herrn Roy; — man hatte das Finanzministerium dem Herrn von Marande angeboten, aber er hat es ausgeschlagen; — aus Herrn de la Perronnays und vielleicht aus meinem Vater; aber mein Vater will nicht in ein gemischtes Ministerium, in ein Uebergangsmusterium, wie er es nannte, eintreten.«

»O, Regina, Regina, es ist eine schöne Sache um die Politik, wenn Sie davon sprechen . . . Fahren Sie fort, ich höre Ihnen zu.«

»Herr von Chateaubriand, der seit einem Brief, den er drei Tage vor der berühmten Revue der Nationalgarden, bei der man: Nieder mit den Ministern! Rief, an den König geschrieben, in Ungnade war, Herr von Chateaubriand, der sich nach Rom, unter die Ruinen zurückgezogen, wird dort sein Gesandtschaftsbeglaubigungsschreiben erhalten: kurz, es tritt, wie man sagt, ein Umschlag in der Politik ein.«

»Und Sie, liebe Regina, wozu sind Sie bei alle dem ernannt?«

»Ich bin zur Hüterin des Hotel aus dem Boulevard des Invalides ernannt, während mein Vater wahrscheinlich zum Gouverneur des Schlosses ernannt werden wird und Herr Rappt bereits zum außerordentlichen Gesandten am Hofe Seiner Majestät Nicolaus I ernannt ist.«

»Das ist's, was ich fürchtet daß die Gesandtschaft scheitere.«

»Im Gegentheile, sie ist sicher: man will sich von der englischen Allianz losmachen und sich der russischen Allianz nähern: der Marschall arbeitet mit aller Macht darauf hin: man würde dadurch die Provinzen am Rhein gewinnen, und Preußen auf Kosten Englands entschädigen . . . Das ist alles ganz klar!«

»Sie sehen mich ganz bestürzt! mein Gott: wie kann dieser reizende Kopf all das beherbergen; wenn Sie mich nicht Ihre Stirne küssen lassen, liebe Regina, so würde ich glauben, sie sei runzlig geworden.«

Regina warf den Kopf zurück, damit Petrus sich versichern könne, daß sie seit diesem Morgen nicht um fünfzig Jahre gealtert.

Petrus küßte nicht bloß diese schöne Stirne, sondern auch die Augen.

Etwas wie ein Seufzer entschlüpfte dem Munde des jungen Mannes.

Regina trat lebhaft zurück.

Sie hatte auf ihren Lippen den Hauch von Petrus zittern fühlen.

Petrus sah sie mit bittender Miene an und sie hing sich von selbst wieder an seinen Hals.

»So wird er also, « murmelte Petrus, »am Ende der Woche abreisen und Sie sind frei.«

»Ja, mein Freund.«

»O, wie lange ist es noch von jetzt bis zum Ende des Monats! Wie viel Raum für ein Unglück von jetzt bis dahin, zwischen den Tagen, zwischen den Nächten, zwischen den Stunden, zwischen den Minuten!«

Und der junge Mann, der von einer furchtbaren Ahnung gedrückt schien, setzte sich auf eine Rasenbank, indem er Regina neben sich niederzog.

Die reizende Gruppe schmiegte sich weich aneinander, als bildeten diese beiden Körper nur einen.

Der Kopf Reginas ruhte auf Petrus Schulter.

Sie wollte eine Bewegung machen, um ihn zurückzuziehen.

»O, Regina!« murmelte Petrus.

Und der Kopf senkte sich wieder.

Sie fühlten sich so angenehm in dieser Stellung, daß die Zeit verfloß, ohne daß das Eine oder Andere den Flug derselben bemerkt hätte.

Plötzlich ließ sich das Rollen eines Wagens hören.

Regina erhob den Kopf und lauschte.

Man hörte die Stimme des Kutschers, welcher rief:

»Die Thüre auf!«

Das Gitterthor öffnete sich.

Das Rollen kam näher.

Der Wagen fuhr in den Hof.

»Da sind sie!« sagte Regina; »ich muß meinem Vater entgegen gehen. Bis morgen, lieber Petrus.«

»O, mein Gott!« murmelte Petrus, »wir sehr wünschte ich, bis morgen hier bleiben zu können.«

»Aber was haben Sie denn?«

»Ich weiß nicht; ich ahne ein Unglück!«

»Kind!«

Und Regina bot Petrus zum zweitens Male ihre Stirne.

Petrus berührte sie mit den Lippen und die junge Frau verschwand in den dunkeln Alleen, indem sie dem, welchen sie verließ, als Trost die beiden Worte zuwarf:

»Bis morgen!«

»Bis morgen!« murmelte Petrus traurig, wie wenn dieses Wort, statt ein Liebesversprechen zu sein, eine Unglücksprophezeihung wäre.

Fünf Minuten später hörte Petrus Schritte, welche auf ihn zukamen, und eine Stimme, die ihn leicht rief.

Es waren die Schritte und die Stimme Manons.

»Die kleine Thüre ist offen, « sagte sie.

»Ja, ja, meine gute Manon, « antwortete Petrus, indem er eine Anstrengung machte, um sich von seinem Platze loszureißen.

Und sein Herz, sein Leben, seine Seele Regina in einem Kusse zuwerfend, eilte er nach der kleinen Thüre und ging hinaus, ohne daß er gesehen wurde.

Sein Wagen erwartete ihn hundert Schritte von d.

Beim Nachhausekommen fragte er seinen Diener nach dem Capitän.

Der Capitän war gegen gegen Uhr gekommen hatte nach Petrus gefragt und als er erfahren, daß er ausgegangen sei, ihn mehr als eine Stunde im Atelier erwartet.

Als er gesehen, daß Petrus nicht nach Hause komme, war er auf sein Zimmer gegangen.

Petrus, welchen eine unklare Unruhe quälte, stieg hinab und pochte an die Thüre.

Man antwortete nicht.

Petrus suchte den Schlüssel, um zu öffnen.

Der Schlüssel steckte nicht.

Er pochte abermals.

Dieselbe Stille.

Entweder schlief der Capitän, oder er war ausgegangen.

Petrus stieg wieder hinauf.

Er ging lange zwischen seinem Atelier und seinem Wohnzimmer hin und her.

Der Capitän hatte eine Spur von sich in dem Atelier zurückgelassen

Die Lampe brannte.

Ein Band von Malebranche lag offen auf dem Tische.

Petrus entschloß sich endlich in sein Zimmer zurückzukehren.

Es war zum Ersticken: er öffnete ein Fenster und athmete einen Augenblick die bereits kühle Luft der Nacht.

Diese nächtliche Frische beruhigte ihn ein wenig.

Endlich legte er sich zu Bette.

Es dauerte lang, bis er einschlief, und als ihn endlich der Schlaf überkam, war dieser unruhig, fieberhaft und unterbrochen.

Gegen fünf Uhr Morgens überwältigte ihn jedoch die Müdigkeit.

Um sieben Uhr Morgens pochte man lebhaft an der Thüre.

Er sah seinen Diener eintreten.

Er fuhr rasch auf.

»Was gibt's, Jean?« fragte er.

»Eine verschleierte Dame verlangt mit dem Herrn zu sprechen, « antwortete der Diener ganz bestürzt.

»Eine verschleierte Dame, mich!«

»Eine verschleierte Dame, Sie !«

»Kennst Du sie?« fragte Petrus.

»O, mein Herr, sie hat ihren Namen nicht genannt . . . aber . . .«

»Was aber?«

»Ich glaube . . .«

»Du glaubst? Vollende.«

»Ich glaube, daß es die Frau Fürstin ist.«

»Du glaubst, daß es Regina ist?«

»Ich bin sogar gewiß.«

»Regina!« rief Petrus aus seinem Bette springend und rasch in ein Beinkleid und seinen Schlafrock fahrend; »Regina hier! zu dieser Stunde! Es muß eine Catastrophe eingetreten sein! O meine Ahnungen! meine Ahnungen!«

Petrus hatte sich in der Eile angekleidet.

»Sie möge sich heraufbemühen, sagte er, »ich erwarte sie im Atelier.«

Der Diener ging hinab.

»Mein Gott! mein Gott!« murmelte Petrus beinahe wahnsinnig, »Du gabst mir die Ahnung meines Unglücks; aber was kann geschehen sein?«

In diesem Augenblick erschien die verschleierte Frau auf der Schwelle.

Der Diener folgte ihr.

Er hatte sich nicht getäuscht: Petrus erkannte Regina durch den Schleier.

»Gehen Sie!« sagte er zu dem Diener.

Jean gehorchte und schloß die Thüre hinter der, welche er hereingeführt hatte.

»Regina!« rief Petrus indem er auf die junge Frau zuschritt, welche ihm zu wanken schien.
»Regina! Sind Sie es?«

Regina — denn sie war es — hob ihren Schleier und sagte:

»Ich bin es, Petrus.«

Petrus trat zwei Schritte zurück, als er die Maske von Marmor, das leichenblasse Gesicht der Gräfin Rappt, sah.

Was war geschehen?

LXIX.

Rom.

Unsere Leser werden uns wohl — wenigstens hoffen wir dieß — für einige Augenblicke die Erklärung, welche zwischen Petrus und Regina stattfinden wird, vertagen lassen, um einem Helden dieser Geschichte, welchen wir seit lange verlassen haben, und an welchem sie, wie uns dünkt, einiges Interesse nehmen, auf seiner Pilgerreise zu folgen.

Da es uns unmöglich ist, ihm aus seinem langen Wege über die Alpen und die Apenninen zu folgen, so nehmen wir an, das sechs Wochen verflossen sind, seit Bruder Dominique auf dem Wege von Fontainebleau Abschied von Salvator genommen; daß er seit acht Tagen in Rom angekommen ist; daß, sei es durch Zufall, sei es in Folge zuvor getroffener Vorsichtsmaßregeln, er sich vergeblich bemüht, zum Pabste Leo XII zu gelangen, und daß er in der Verzweiflung darüber entschlossen ist, seine Zuflucht zu dem Briefe zu nehmen, den ihm Salvator zu diesem Ende mitgegeben.

Der Leser wird deshalb mit uns den Hof des Pallazzo Colonna auf der Via dei Santi Apostoli betreten; er wird mit uns al Piano nobile, das heißt in den ersten Stock steigen; er wird, Dank dem Privilegium, das der Romenschreiber hat, überall einzudringen, durch die Flügel einer selbstgeöffneten Thüre schleichen und befindet sich nun in dem Cabinet des französischen Gesandten.

Das Cabinet ist einfach, grün tapeziert, mit Damastvorhängen und Meubeln von demselben Stoff und derselben Farbe.

Die einzige Zierde, die sich in diesem Cabinete, ehemals einem der bildereichsten von Rom, befindet ist ein Portrait des Königs von Frankreich, Carl X.

Rings im Zimmer umher an die Wände gelehnt befanden sich verstümmelte Säulenstücke ein Frauenarm, ein Männertorso, welche bei den neueren Ausgrabungen im Boden gefunden worden; neben ihnen ein ungeheurer griechischer Marmorblock und gegenüber von dem Arbeitstisch ein Grabmodell.

Dieses Grab von sehr einfacher Form überragt eine Büste Poussins.

Das Basrelief stellt die arcadischen Schäfer dar.

Unter dem Basrelief liest man folgende Inschrift.

F. R. de Ch. A. Nicolas Poussin. Pour la Gloire des arts et l'Honneur de la France.

An dem Arbeitstisch sitzt ein Mann und schreibt eine Depesche mit langer und leserlicher Schrift.

Dieser Mann ist ungefähr sechzig Jahre alt; seine breite und vorstehende Stirne wird von einigen grauen Haaren beschattet; seine schwarzen Augenbrauen bergen ein Auge, des Blicke wie Blitze schleudert; die Nase ist dünn und lang; der Mund dünn und fein; das Kinn schön gezeichnet; die von der Sonne auf den langen Reisen gebräunten Wangen sind mit leichten Blatternarben gebrandmarkt: das Ensemble der Physiognomie ist zu gleicher Zeit stolz und sanft; Alles deutet auf einen Mann von hoher Intelligenz, rascher Uebersicht und schnell fertigem Entschlusse; Dichter oder Soldat, gehört er zur alten französischen Race, zur kriegerischen Race.

Dieser Mann ist Niemand anders, als der Dichter, welcher »René«, »Atala«, die »Märtyrer« geschrieben; er ist der Staatsmann, der das Pamphlet: »Bonaparte und die Baurbonen« herausgegeben, der die berühmte Ordonnanz vom 8. September in der Broschüre: »Von der Monarchie nach der Charte« kritisirt: es ist der Minister, der im Jahre 1823 Spanien den Krieg erklärt, der Diplomat, der Frankreich hintereinander in Berlin und London repräsentirt; es ist der Vicomte Francois René de Chateaubriand, Gesandter in Rom.

Sein Adel ist alt, wie Frankreich.

Bis zum dreizehnten Jahrhundert hatten seine Ahnen im Wappen ein gelbes Feld mit Pfauenfedern: als jedoch in der Schlacht bei Mansurah Geoffrey, der vierte des Namens, welcher vor dem h. Ludwig die Fahne Frankreichs trug, sich eher in seine Fahne gehüllt, als daß er sie den Sarazenen ausgeliefert und mehrere Wunden erhalten, welche zu gleicher Zeit die Standarte und das Fleisch zerrissen, ertheilte der h. Ludwig diesem das Privilegium, das Wappen mit Mäulern zu schmücken, aus denen zahllose goldene Lilien hervorsahen, und die Devise darum zu setzen:

»Mein Blut hat das Banner von Frankreich gefärbt.«

Dieser Mann ist der Grand Seigneur und Dichter par excellence; die Vorsehung hat ihn auf den Weg der Monarchie gestellt, wie jenen Propheten, von dem der Geschichtsschreiber Josephus spricht, der sieben Tage um die Mauern von Jerusalem ging und beständig rief: »Jerusalem, Fluch über Dich!« und am siebenten Tage rief: »Fluch über mich!« da ein Stein, der von den Mauern sich losmachte, ihn zerschmetterte.

Die Monarchie haßt ihn, wie Alles, was gerecht ist und die Wahrheit sagt: auch hat sie ihn von sich entfernt, indem sie sich die Miene gibt, seine Hingebung zu belohnen. Man hat auf den Künstler speculirt: man hat ihm die Gesandtschaft in Rom angeboten: er konnte seiner Liebhaberei zu den Ruinen nicht widerstehen und so ist er Gesandter in Rom.

Was thut er in Rom? -

Er verfolgt mit den Blicken das Leben Leo's XII, das am Erlöschen ist.

Er schreibt an Madame Recamier, die Beatrie dieses zweiten Dante, die Leonore dieses zweiten Petrarca; er bereitet ein Monument für Poussin vor, dessen Basrelief Desprez und dessen Büste Lemoyne machen wird; endlich stellt er in seinen verlorenen Augenblicken Nachgrabungen in Torre Vergata an, nicht mit dem Gelde der Regierung, sondern wohl

verstanden mit seinem eigenen, und die Trümmer von Alterthümern, die man in seinem Zimmer findet, sind die Resultate dieser Nachgrabungen.

Man findet ihn glücklich, wie ein Kind: am Tage vorher hat er in dieser *Lotterie der Todten*, wie er es nennt, einen ziemlich bedeutenden Block von griechischem Marmor gewonnen, aus dem er eine Poussinbüste meißeln lassen kann.

in diesem Augenblick der Freude öffnet sich die Thüre, er sieht auf und fragt den Huissier, der die Thüre hütet:

»Was gibt es, Gaetano?«

»Excellenz, « antwortete der Huissier, »es ist ein französischer Mönch, der zu Fuß den Weg von Paris nach Rom gemacht, und der mit Ihnen, wie er, sagt, in einer höchst wichtigen Angelegenheit sprechen möchte.«

»Ein Mönch!« wiederholte der Gesandte erstaunt, »und von welchem Orden?«

»Dominicaner.«

»Lassen Sie ihn eintreten.«

Er stand augenblicklich auf.

Er hatte, wie alle großen Herzen, wie alle großen Dichter, den tiefsten Respect vor heiligen Dingen und Menschen.

Man konnte jetzt sehen, daß er von kleiner Gestalt, daß sein Kopf etwas zu groß für seinen Körper war, und daß er wie alle Abkömmlinge kriegerischer Geschlechter, deren Vorfahren zu viel den Helm getragen, den Kopf etwas zu tief in den Schultern sitzen hatte.

Der Mensch fand ihn, als er auf der Thür erschien, bereits stehend.

Die beiden Männer brauchten nur einen Blick auszutauschen, um sich zu kennen aber sagen wir vielmehr, am sich wieder zu erkennen.

Gewisse Herzen und gewisse Geister sind von derselben Familie; überall, wo sie sich begegnen, erkennen sie sich: sie haben sich allerdings nie gesehen, aber die Seelen, die sich wie gesehen, werden sie sich im Himmel nicht erkennen?

Der Aeltere von Beiden streckte die Hände aus.

Der Jüngere verbeugte sich.

Dann sagte der Aeltere zu dem Jüngeren mit dem Gefühl des tiefsten Respectes:

»Treten Sie ein, mein Vater.«

Bruder Dominique trat ein.

Der Gesandte gab dem Huissier ein Zeichen, daß er die Thüre schließe und sie durch Niemanden stören lasse.

Der Mönch zog aus seiner Tasche einen Brief und gab ihn Herrn von Chateaubriand, der kaum den Blick darauf geworfen, als er seine eigene Handschrift erkannte.

»Ein Brief von mir?« sagte er.

Ich habe keine bessere Einführung bei Eurer Excellenz gefunden,« antwortete der Mönch.

»An meinen Freund Valgeneuse! . . . Wie kommt dieser Brief in Ihre Hände, mein Vater?«

»Ich habe ihn von seinem Sohne, Excellenz.«

»Von seinem Sohne?« rief der Gesandte; »von Conrad?«

Der Mönch machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

»Der arme junge Mann,« sagte der Greis melancholisch; »ich kannte ihn jung, schön, voll Hoffnungen; er starb sehr unglücklich, sehr traurig.«

»Wie alle Andern glauben Sie, daß er todt ist, Excellenz; Ihnen jedoch, dem Freunde seines Vaters kann ich sagen: Er ist nicht todt; er lebt und legt seinen Respect zu Ihren Füßen.«

Der Gesandte sah den Mönch mit bestürzter Miene an.

Er zweifelte, daß der letztere bei gesunder Vernunft sei.

Der Mönch begriff den Zweifel, der in dem Geiste seines Mitunterredners aufstieg.

Er lächelte traurig.

»Ich bin kein Narr, « sagte er; »fürchten Sie nichts und vor Allem zweifeln Sie nicht: Sie, der Mann, der in alle Geheimnisse eingeweiht ist, Sie müssen wissen, daß die Wahrheit über alle Geheimnisse geht.«

»Conrad lebt?«

»Ja.«

»Und was thut er?«

»Das ist nicht mein Geheimnis, es ist das Seine, Excellenz.«

»Was er auch thun mag, es ist etwas Bedeutendes; ich habe ihn gekannt, er besaß ein großes Herz. Nun aber sagen-Sie mir, wie und weshalb hat er Ihnen diesen Brief gegeben: Was

verlangen Sie? Verfügen Sie über mich.«

»Und Eure Excellenz stellt sich mir zur Verfügung, ohne zu wissen, mit wem sie spricht, ohne zu fragen, was ich bin.«

Sie sind ein Mensch, also mein Bruder, Sie sind ein Priester, also kommen Sie von Gott; ich brauche nicht mehr zu Wissen.«

»Ja, aber ich muß Ihnen Alles sagen: es ist möglich dass meine Berührung für den, der mich berührt, unheilvoll werden kann.«

»Mein Vater, erinnern Sie sich des Eid: der heilige Martin, in die Lumpen eines armen Aussätzigen gehüllt, rief ihn aus einem Graben an und sagte: »Herr Ritter, hab Mitleid mit einem armen Aussätzigen, der in diesen Graben gefallen, aus dem er nicht heraus kann, gebt ihm Eure Hand: sie läuft keine Gefahr dabei, da sie einen Eisenhandschuh trägt.« Der Cid stieg vom Pferde, näherte sich dem Graben und sagte, den Handschuh ausziehend: »Mit Gottes Hilfe werde ich Dir die bloße Hand geben.« Und er gab ihm die nackte Hand und der arme Aussätzige verwandelte sich in einen Heiligen, der ihn zum ewigen Leben führte. Hier ist meine Hand Vater, wenn man nicht will, daß ich der Gefahr trotze, muß man nicht sagen: Hier ist die Gefahr.«

Der Mönch behielt seine Hand in seinem langen Aermel versteckt.

»Excellenz, sagte er, »ich bin der Sohn eines Mannes, dessen Name ohne Zweifel bis zu Ihnen gedrungen ist.«

»Nennen Sie den Namen.«

»Ich bin der Sohn von . . . Sarranti, der vor zwei Monaten vom Assisenhof der Seine zum Tode verurtheilt wurde.«

Der Gesandte trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

»Man kann zum Tode verurtheilt und unschuldig sein.«

»Wegen Diebstahls und Meuchelmordes! murmelte der Gesandte.

»Erinnern Sie sich Calas, erinnern Sie sich Lefurques; seien Sie nicht strenger, oder vielmehr seien Sie nicht ungläubiger, als der König Carl X.«

»König Carl X?«

»Ja; als ich zu ihm eilte, als ich mich zu seinen Füßen warf, als ich zu ihm sagte: »Sire, ich bedarf drei Monate, um die Unschuld meines Vaters zu beweisen, « antwortete er mir: »Sie haben drei Monate; nicht ein Haar soll vor Ablauf der drei Monate dem Haupte Ihres Vaters fallen.« Und ich wanderte fort und stehe nun vor Eurer Excellenz, zu der ich sage: »Bei meinem Schwur, bei der Heiligkeit meines Bundes, bei dem Blute unseres Herrn Jesu Christi, das er für und vergossen, schwöre ich Eurer Excellenz, daß mein Vater unschuldig ist und daß der Beweise

der Unschuld hier ist.«

»Der Mönch schlug sich auf die Brust.

»Sie haben hier auf ihrem Herzen den Beweis der Unschuld Ihres Vaters und Sie veröffentlichen ihn nicht?« rief der Dichter.

Der Mönch schüttelte den Kopf.

»Ich kann nicht, « sagte er.

»Was hindert Sie?«

»Meine Pflicht, das Kleid, das ich trage: das eiserne Siegel des Gelübdes ist durch die Hand des Unglücks wieder auf meine Lippen gelegt.«

»Dann muß man den heiligen Vater aufsuchen, den Pabst, Seine Heiligkeit Leo XII um eine Audienz bitten. Der h. Petrus, dessen Nachfolger er ist, hat von Christus selbst das Recht erhalten, zu binden und zu lösen.

»Nun,« rief der junge Mönch , und eine plötzliche Freude erhellte seine Stirne, »das ist es ja, was ich in Rom suche; deßhalb bin ich hier bei Ihnen, in Ihrem Pallaste; ich will es Ihnen sagen: Seit acht Tagen mehrt man die Hindernisse unter meinen Füßen, man verweigert mir den Eintritt in den Vatikan; und doch verfließt die Zeit; das Messer hängt über dem Kopfe meines Vaters; jede Minute nähert es sich mehr; mächtige Feinde wollen seinen Tod! Ich hatte mir vorgenommen, erst im äußersten Falle zu Eurer Excellenz meine Zuflucht zu nehmen: aber dieser Augenblick ist gekommen; hier bin ich zu Ihren Füßen, wie ich zu den Füßen des Königs lag, den Sie vertreten ich muß Seine Heiligkeit so bald als möglich sehen, denn was ich auch thun mag, ist sonst zu spät.«

»In einer halben Stunde, mein Bruder, werden Sie zu den Füßen Seiner Heiligkeit sein.«

Der Gesandte läutete.

Der Huissier erschien wieder.

»Man spanne meinen Wagen an, « sagte er, »und helfe mir in meinem Zimmer beim Ankleiden.«

Dann sich nach dem Mönche umwendend, sagte er:

»Ich will..meine Gesandtenuniform anziehen; erwarten Sie mich, mein Vater, in Ihrer Rüstung.«

Zehn Minuten später fuhren der Mönch und der Gesandte über die Pia Passeio und Engelsbrücke nach dem St. Peterplatze.

LXX.

Der Nachfolger des h. Petrus.

Leo XII, Annibale della Genga, geboren bei Spoleto am 17. August 1760, zum Papste gewählt am 28. September 1823, — saß auf dem päpstlichen Throne seit beinahe fünf Jahren.

Er war an dem Tage, von welchem wir jetzt sprechen, ein Greis von achtundsechzig Jahren, groß, schwächlig, ernst und heiter zu gleicher Zeit: er hielt sich gewöhnlich in einem armseligen Kabinete, das beinahe ohne Meubel war, auf, und lebte, mit seiner Katze, seiner treuen Gefährtin, von etwas Polenta; er wußte, daß er sehr krank war, und sah sich mit beinahe heiterer Resignation dem Tode entgegen gehen; denn er hatte schon zweiundzwanzigmal die letzte Oelung erhalten, das heißt war schon zweiundzwanzigmal in Todesgefahr gewesen und befand sich ganz in der Stimmung wie Benedikt XIII seinen Sarg unter sein Bett stellen zu lassen.

Annibale della Genga war auf die Hinweisung seines Collegen, den Cardinal Severoli, hin, der nachdem er durch die Ausschließung Oestreichs beseitigt war, ihn als seinen Ersatzmann bezeichnete zum Papst erwählt worden.

In dem Augenblicke, als vierunddreißig Stimmen ihn zum Papste machten, und die Cardinäle, die ihn ernannt, ihre Glückwünsche an ihn richteten, hob er seinen Purpurmantel in die Höhe, und den Wählern der Conclave seine geschwollenen Füße zeigend rief er:

»Wie könnt Ihr glauben, daß ich meine Zustimmung geben werde, mich mit der Last beladen zu lassen, die Ihr mir auferlegen wollt? Sie ist zu schwer für mich! Was soll aus der Kirche inmitten dieses wirren Treibens werden, wenn ihre Leitung in die Hände eines kranken, sterbenden Papstes gelegt wird?«

Gerade diese Eigenschaft des Kranken und Sterbenden erhob Leo XII auf den päpstlichen Stuhl.

Man wählt einen neuen Papst nur unter der Bedingung, daß er bald möglichst sterbe, und noch keiner der zweihundertvierundfünfzig Nachfolger des h. Petrus hatte das Alter des Fürsten der Apostel, das heißt, ein fünfundzwanzigjähriges Pontificat erreicht.

»Non videbis annos Petri!« das ist das Sprichwort oder die Prophezeiung, mit der man die Wahl jedes neuen Papstes begrüßt.

Indem er den Namen Leo XII annahm, schien Annibale della Genga die doppelte Verpflichtung rasch zu sterben, übernommen zu haben.

Der Florentiner Leo XI, 1605 erwählt, hatte nur siebenundzwanzig Tage regiert.

Und doch schien dieser gebrechliche Mensch mit den geschwollenen Füßen einen Augenblick. Aus den Händen des heiligen Paulus das Schwert der Kirche erhalten zu haben.

Er machte der Räuberei einen furchtbaren Krieg, indem er alle-Bauern eines Dorfes aufhob, um sie in seine Vaterstadt Spoleto zu transportieren. Diese Bauern waren angeklagt, Verbindungen mit den Banditen zu unterhalten und selbst ein wenig Banditen zu sein. Von diesem Augenblicke an hörte man nicht mehr von ihnen sprechen, als bis sie nach Botany-Bay transportirt waren.

Aus anderen Rücksichten hielt er sehr streng auf Religionsübungen, indem er die Schauspiele und andere Unterhaltungen während des Jubeljahres verbot.

Er hatte eine Wüste aus Rom gemacht.

Die Römer in der Stadt haben nur eine Einkommessquelle das Vermiethen ihrer Häuser.

Die Römer in den Bergen haben nur einen Handel: ihre Verbindung mit den Banditen.

Daher kam es, daß der Papst Leo XII, da er die Römer von Rom und die Römer von den Bergen zu gleicher Zeit ruinirt hatte, von den Bewohnern der Stadt und der Berge zugleich verflucht wurde.

Bei seinem Tode wären zwei Bewohner von Ostia, welche das Verbrechen begangen, ihre Sympathie für den Verstorbenen zu zeigen, beinahe gesteinigt worden.

In seiner Jugend, wo er noch nicht der Kirche angehörte und il Marchesino — der kleine Marquis — genannt wurde, war ihm von einem Astrologen prophezeit worden, dass er einst Papst werden würde.

In Folge dieser Prophezeiung ließ ihn seine Familie in den Orden eintreten.

Welchen Ereigniß hatte zu der Prophezeiung Anlaß gegeben?

Ein ziemlich seltsames Ereigniß, das nur ein ein wirklich mit dem Doppelgesicht begabten Menschen die Zukunft enthüllen konnte.

Als er noch im Collegium zu Spoleto war, veranstalteten die Schüler ohne Wissen ihrer Lehrer eine Prozession, indem sie die Statue der Madonna auf einer Bahre trugen.

Tier kleine Marquis de la Genga, — seine Ahnen, hatten Titel und Güter von Leo X erhalten, — der kleine Marquis de la Genga, welcher der schönste von allen Knaben war, mußte die Rolle der Madonna übernehmen.

Plötzlich hört man einen Professor kommen; die Schüler, welche ihre Bahre trugen, ergriffen die Flucht, die Jungfrau gleitet von ihren Schultern und fällt zur Erde, ohne indessen von der für sie improvisirten Sänfte zu stürzen.

Ein Zauberer prophezeit auf dies, daß der Knabe, der von den Schultern seiner Kameraden gefallen, indem er die Rolle der Madonna spielte, einst Papst werden würde.

Fünzig Jahre später, als der Zauberer längst todt war, erfüllte sich die Prophezeiung.

Diese Schönheit, welche dem Knaben die Ehre eingetragen, die Rolle der Jungfrau zu spielen, hatte die Seele des Priesters mehr als einmal in Gefahr gebracht. «

Man sprach von zwei großen Leidenschaften, die sein Leben geläutert, vorausgesetzt, daß sie es einst besudelt: die eine für eine edle Römerin, die andere eine vornehme Bairin.

Als man ihm den Besuch des französischen Gesandten meldete, war er mit der Jagd auf kleine Vogel im Garten des Vatican beschäftigt.

Die Jagd war die einzige Leidenschaft — der h. Vater gestand das selbst — die Jagd war die einzige Leidenschaft, die er nicht überwinden konnte. Die Zelanti machten ihm ein Verbrechen aus diesem Vergnügen.

Leo XII war für Herrn v. Chateaubriant sehr eingenommen.

Als man ihm den Besuch des französischen Gesandten meldete, beeilte er sich die einläufige Flinte, mit der er jagte, seinem Kammerdiener zu geben, und begab sich mit dem Befehle, daß man den berühmten Fremden unverzüglich bei ihm einführe, nach seinem Kabinet.

Man führte den Gesandten und seinen Klienten durch einen schwarzen Corridor nach dem Gemache Seiner Heiligkeit.

Als sie auf der Schwelle erschienen, hatte sich der Papst bereite gesetzt und wartete. Er stand auf und ging dem Dichter entgegen; Der Poet setzte nach dem gewöhnlichen Ceremoniel und des hohen Ranges nicht achtend, den er selbst einnahm, ein Knie auf die Erde.

Leo XII aber hob ihn rasch auf, indem er durchaus nicht duldete, dass er in dieser demüthigen Stellung bliebe, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu einem Fauteuil.

Mit Dominique war es jedoch nicht der gleiche Fall.

Der Papst ließ ihn ruhig niederknien und den Rand seiner Kleider küssen.

Als der Papst sich umwandte, sah er Herrn von Chateaubriant immer noch stehen und gab ihm von neuem ein Zeichen, daß er sich setzen solle.

Dieser aber sagte:

»Allerheiligster Vater, gestatten Eure Heiligkeit, daß ich nicht nur stehen bleibe, sondern mich sogar entferne. Ich habe Ihnen diesen jungen Mann gebracht, der das Leben seines Vaters von Ihnen erstehen will. Er hat vierhundert Meilen hierher gemacht, er wird vierhundert Meilen nach Hause machen. Er kam voll Hoffnung und je nachdem Sie ja oder nein sagen, wird er in Freude oder in Thränen scheiden.«

Dann sich nach dem jungen Manne umwendend, der noch immer auf den Knien lag, sagte-er:

»Habt Muth, mein Sohn, ich lasse Euch mit dem allein, der so hoch über den Königen steht, als die Könige über dem armen Bettler, welcher uns an der Thüre des Vatican um ein Almosen bat.«

»Kehren Sie also nach der Gesandtschaft zurück, « fragte der junge Mann, beinahe erschrocken, ganz auf seine eignen Kräfte angewiesen zu sein, »und werde ich Sie nicht wiedersehen?«

»O doch, « sagte der Beschützer des Bruder Dominique lächelnd; »ich fühle ein zu lebhaftes Interesse für Euch, um mich so zu entfernen. Ich erwarte Euch mit der Erlaubnis Seiner Heiligkeit in den Stanz. Fürchtet nicht, mich zu lange Zeitwarten zu lassen, ich werde sie vor den Werken dessen vergessen, der sie überwunden hat.«

Der Papst bot ihm die Hand, und trotz seines Widerstrebens, küßte sie ihm der Gesandte.

Dann ging er weg, indem er die höchste und die niederste geistliche Stufe mit einander allein ließ.

Den Papst und den Mönch.

Moses wurde nicht blasser und zitterte nicht mehr, als er, von den Sonnenstrahlen der göttlichen Herrlichkeit geblendet, auf dem Sinai stand, denn der Bruder Dominique, als er sich mit Leo XII allein sah.

Je weiter er gekommen, um den zu suchen, der das Leben seines Vaters in der Hand hielt, desto mehr war sein Herz voll Angst und Zweifel als er am Ziele stand.

Der Papst brauchte nur einen Blick auf den schönen. Mönch zu werfen, um zu sehen, daß er einer Ohnmacht nahe war.

Er bot ihm die Hand.

»Muth, mein Sohn!« sagte er zu ihm; »welchen Fehler, welche Sünde, welches Verbrechen Du auch begangen haben magst, das Mitleid Gottes ist größer, als jede menschliche Bosheit.«

»Ich bin ein Sünder, denn ich bin ein Mensch, heiliger Vater, « antwortete der Dominicaner; »aber wenn ich auch nicht ohne Sünde bin, so hoffe ich doch ohne Fehler zu sein, und bin gewiß, daß ich noch kein Verbrechen begangen.«

»Allerdings glaube ich, daß Dein berühmter Gönner mir sagte, mein Sohn daß Du für Deinen Vater zu bitten gekommen.«

»Ja, Eure Heiligkeit, allerdings komme ich wegen meines Vaters zu Ihnen.«

»Wo ist. Dein Vater?«

»In Frankreich, in Paris.«

»Was ist mit ihm?«

»Er ist durch die Gerechtigkeit oder vielmehr durch die Schändlichkeit der Menschen verurtheilt, er erwartet den Tod.«

»Mein Sohn, wir wollen uns nicht zu Anklägern unsrer Richter machen; Gott wird sie ohne Anklage richten.«

»Aber, mein Vater ist unschuldig und mein Vater soll sterben.«

»Der König von Frankreich ist ein frommer Fürst, mein Sohn; warum hast Du Dich nicht an ihn gewandt.«

»Ich habe mich an ihn gewandt, und er hat für mich gethan, was in seiner Macht lag: Er hat das Messer der Gerechtigkeit auf drei Monate in die Scheide gesteckt, so lange, als ich brauchte, um von Paris nach Rom und von Rom nach Paris zu kommen.«

»Und was willst Du hier in Rom?«

»Sie sehen es, heiliger Vater, mich zu Ihren Füßen werfen.«

»Ich halte das zeitliche Leben der Unterthanen Carls X nicht in meiner Hand, meine Macht erstreckt sich blos auf das geistliche Leben.«

»Ich verlange keine Gnade, heiliger Vater, nur Gerechtigkeit.«

»Wessen ist Dein Vater angeklagt, mein Sohn?«

»Des Diebstahls und Meuchelmords.«

»Und Du sagst, daß er an beiden Verbrechen unschuldig ist.«

»Ich kenne den Dieb und kenne den Meuchelmörder.«

»Aber warum enthüllst Du dieses furchtbare Geheimniß nicht?«

»Es ist nicht, mein Geheimniß: es ist Gottes Geheimniß, es ist das Geheimniß des Beichtstuhls.«

Und schluchzend schlug Dominique, zu den Füßen des h. Vaters sich niederwerfend, den Boden mit seiner Stirne.

Leo XII betrachtete den jungen Mann mit dem Ausdrucke tiefen Mitleids.

»Und Du wolltest mir sagen, mein Sohn? . . .«

»Ich wollte Sie fragen, heiliger Vater, Sie den Bischof von Rom, den Stellvertreter Christi, den Diener Gottes, ich wollte Sie fragen: »Soll ich meinen Vater sterben lassen, während ich hier, auf

meiner Brust, in meiner Hand, zu Ihren Füßen den Beweis seiner Unschuld habe?«

Und der Mönch legte vor die Füße des päpstlichen Herrschers in einer Enveloppe und gesiegelt, die Beichte des Herrn Gérard, von der Hand des Herrn Gérard, und unterzeichnet von Herrn Gérard.

Dann noch immer ans den Knien, die beiden Hände nach dem Manuscript ausgestreckt, mit bitten-dem Blicke, Thränen in den Augen, und mit zitternden Lippen erwartete der Mönch die Antwort seines Richters. «

»Du sagtest, mein Sohn, « machte Leo XII mitbewegter Stimme »daß dies Bekenntnis; in Deine Hände übergeben wurde.«

»Von dem Schuldigen selbst, heiligster Vater.«

»Unter welcher Bedingung?«

Der Mönch stieß einen Seufzer aus.

»Unter welcher Bedingung?« wiederholte Leo XII.

»Unter der, es erst nach seinem Tode zu veröffentlichen.«

»Nun, so erwarte seinen Tod, mein Sohn.«

»Aber mein Vater . . . mein Vater.«

Der päpstliche Herrscher schwieg.

»Mein Vater wird sterben, « schluchzte der Mönch, »und mein Vater ist unschuldig!«

»Mein Sohn, « antwortete der Papst, mit langsamer, aber fester Stimme, »mein Sohn, eher soll ein Unschuldiger, eher zehn Unschuldige, eher die Welt zu Grunde gehen, als ein Dogma vernichtet werden!«

Dominique stand mit der Verzweiflung in der Seele, aber wunderbarer Weise mit ruhigem Gesichte auf.

Seine Lippen, von dem Lächeln der Verachtung zusammengezogen, tranken seine beiden letzten Thränen.

Seine Augen trockneten, wie wenn man ein glühendes Eisen an ihnen vorüber bewegte.

»Gut, heiliger Vater,« sagte er, »ich sehe, daß ich in dieser Welt nichts mehr, als von mir zu hoffen habe.«

»Du täuschest Dich, mein Sohn, « sagte der Papst- »denn ich will Dir sagen: »Du wirst das Bekenntniß des Schuldigen nicht veröffentlichen und doch wird Dein Vater leben.«

»Leben wir in den Zeiten der Wunder, heiliger Vater? denn ich sehe, daß jetzt nur noch ein Wunder mich retten kann.«

»Du täuschest Dich, mein-Sohn; denn ohne daß Du mir etwas enthüllst — das Geheimniß der Beichte ist heilig für Mich, wie für jeden Andern, — ohne daß Du mir etwas enthüllst, kann ich an den König von Frankreich schreiben, daß Dein Vater unschuldig ist, dass ich es weiß, — wenn es eine Lüge ist, werde ich sie auf mich nehmen, und ich hoffe, Gott vergibt sie mir — und daß ich ihn um Gnade bitte.«

»Um Gnade? Sie haben kein anderes Wort gefunden, heiliger Vater, und es gibt wirklich kein anderes Wort als *Gnade*? aber man übt Gnade nur gegen Schuldige; mein Vater ist unschuldig und für die Unschuldigen gibt es keine Gnade. Mein Vater wird also sterben.«

Und der Mönch verbeugte sich respectvoll vor dem Stellvertreter Christi.

»Noch nicht,« rief Leo XII; »gehe noch nicht, mein Sohn, überlege die Sache.«

Aber Dominique ließ sich auf die Kniee nieder und sagte:

»Eine einzige Gunst, heiliger Vater, Ihren Segen!«

»O gerne, mein Sohn!« rief Leo XII.

Und er streckte die Hände aus.

»Ihren Segen in articulo mortis,« murmelte der Mönch.

»Was gedenkst Du denn zu thun, mein Sohn?« fragte er.

»Das, heiliger Vater, ist mein Geheimniß, ein noch tieferes, noch schlimmeres, noch furchtbareres Geheimniß, als die Beichte.«

Leo XII ließ seine Hände sinken.

»Ich kann den nicht segnen, der mich verläßt,« sagte er, »mit einem Geheimniß, das er dem Vicar Christi nicht anvertrauen kann.«

»Dann bitte ich Sie nicht um Ihren Segen, heiliger Vater, sondern um Ihre Fürbitte.«

»Geh', mein Sohn, sie soll Dir nicht fehlen.«

Der Mönch verbeugte sich und ging festen Schrittes, er, der mit zitterndem Schritte eingetreten war.

Dem päpstlichen Herrscher versagte die Kraft, er sank in seinen hölzernen Stuhl und murmelte:

»O mein Gott, wache über diesem Kinde; denn es gehört zum Geschlechte derer, aus welchen man ehemals die Märtyrer machte.«



LXXI.

Torre – Vergata.

Der Mönch ging mit ernstem langsamem Schritte hinaus.

Im Vorzimmer fand er einen Thürsteher Sr. Heiligkeit.

»Seine Exzellenz der Vicomte von Chateaubriant?« fragte der Mönch.

»Ich bin beauftragt, Sie zu ihm zu führen, antwortete der Thürsteher.

Und er ging voran; der Mönch folgte ihm.

Der Dichter wartete, wie er gesagt, in den Stanzen Raphaels. Er saß vor dem »h. Petrus, den der Engel befreit.«

Sobald er auf den Dielen das Geräusch einer Sandale hörte, wandte er sich um.

Er hatte geahnt, daß es der Mönch sei.

Und wirklich stand der Mönch vor ihm.

Er warf einen raschen Blick ans sein Gesicht, es war ruhig, wie eine Marmoraste, aber auch eiskalt, wie eine solche.

Der Mann mit dem tiefen Gefühl empfand einen Schauer gegenüber von diesem Menschen, der ganz Eis war.

»Nun?« fragte der Dichter.

»Nun, ich weiß jetzt, woran ich mich zuhalten habe,« antwortete der Mönch.

»Er hat Ihre Bitte abgeschlagen!« stotterte Herr von Chateaubriant.

»Ja, und er konnte nicht anders handeln. Ich habe wie ein Sinnloser gehandelt, daß ich einen Augenblick glauben konnte, man werde um meinetwillen, das heißt eines armen Mönches willen, um meines Vaters, das heißt eines Dieners von Napoleon willen, an einem Grundgesetze der Kirche, einem Dogma rütteln, das aus Christi eigenem Munde stammt.«

»So wird also, « fragte der Dichter seinen Blick in die Augen des Mönches tauchend, »so wird Ihr Vater also sterben?«

Der Mönch antwortete nicht.

»So hören Sie, « versetzte Herr von Chateaubriant, »wollen Sie mich versichern, daß Ihr Vater

unschuldig ist?«

»Ich habe Sie bereits einmal dessen versichert. Wenn mein Vater schuldig wäre, so hätte ich gelogen.«

»Das ist wahr, Sie haben Recht; entschuldigen Sie mich, hören Sie, was ich Ihnen sagen wollte.«

Das Schweigen des Mönches deutete an, daß er hörte.

»Ich kenne Carl X persönlich; er ist ein gutes edles Herz. Ich war im Begriffe zu sagen, ein großes Herz, aber auch ich will nicht lügen; überdies werden vor Gott Die, welche gut waren, vielleicht mehr werth sein, als Die, welche groß waren.«

»Sie haben die Absicht, « unterbrach ihn Bruder Dominique, »mir anzubieten, bei ihm um Gnade für meinen Vater zu bitten.«

»Ja.«

»Ich danke Ihnen. Dieses Anerbieten machte mir bereits der Papst selbst und ich habe es ausgeschlossen.«

»Und welchen Grund führten Sie für Ihre Weigerung an?«

»Weil der König nur Schuldige begnadigen kann. Von ihm begnadigt, würde mein Vater, wie ich ihn kenne, den ersten freien Gebrauch seiner Rechten nur dazu benutzen, sich das Hirn zu zerschmettern.«

»Aber was wird nun geschehen?« fragte der Vicomte.

»Gott, der in der Zukunft und in meinem Herzen liest, weiß es allein. Wenn der Plan, den ich gefaßt, Gott mißfällt, wird Er, der mit einem Winke mich vernichten kann, dieses Zeichen geben und ich falle ins Staub . . . Billigt dagegen Gott meinen Plan, so wird er den Weg, den ich zu gehen habe ebenen.«

Erlauben Sie, mein Vater, « sagte der Gesandte, »daß ich diesen Weg weniger rauh und anstrengend mache.«

»Indem Sie meine Reise auf einem Schiffe oder mit einem Vetturin bezahlen?«

»Sie gehören einem armen Orden an, mein Vater, und es heißt nicht, Sie beleidigen, wenn ich Ihnen ein Almosen im Namen des Landes anbiete.«

»Unter allen andern Umständen, « antwortete der Mönch, »würde ich dieses Almosen von Frankreich oder von Ihnen annehmen, und die Hand küssen, die es mir gäbe. Aber ich bin zur Mühseligkeit geboren, und in der Geistes- und Gemüthsverfassung, in der ich mich befinde, ist die Anstrengung ein Genuß für mich.«

»Gewiß, aber auf einem Schiffe oder mit einem Wagen würden Sie schneller das Ziel Ihrer Reise erreichen.«

»Weshalb sollte ich rascher gehen, welches Bedürfniß habe ich, das Ziel zu erreichen. Alles, was ich bedarf, ist, daß ich am Tage vor der Hinrichtung meines Vaters ankomme. Ich habe das Wort König Carls X für drei Monate; ich verlasse mich auf sein Wort, komme ich am neunundachtzigsten Tage in Paris an, so komme ich zur rechten Zeit.«

»Da Sie somit keine Eile haben, so lassen Sie mich Ihnen die Gastfreundschaft des Hotels der französischen Gesandtschaft anbieten.«

»Eure Exzellenz mögen mir verzeihen, wenn ich Ihre gütigen Anerbietungen ausschlage; aber ich gehe.«

»Wann?«

»Heute.«

»Um welche Stunde?«

»Sogleich.«

»Ohne in St. Peter Ihr Gebet verrichtet zu haben?«

»Mein Gebet ist verrichtet und dann bete ich unterwegs im Gehen.«

»So lassen Sie mich wenigstens Sie begleiten.«

»Sie so spät als möglich zu verlassen, nachdem ich Ihnen so vielfach verpflichtet bin, wird ein großes Glück für mich sein.«

»Sie werden mir wohl die Zeit gönnen, meine Gesandtenuniform abzulegen?«

»Euer Exzellenz persönlich werde ich gerne die Zeit gönnen, die Sie von mir zu fordern mir die Ehre erzeigen.«

»Nun so wollen wir einsteigen und nach der Gesandtschaft zurückfahren.«

Der Mönch machte ein zustimmendes Zeichen.

Der Wagen wartete am Thore des Vatican: der Mönch und der Gesandte stiegen ein.

Nicht ein Wort wurde auf der Fahrt zwischen ihnen gewechselt. Man kam beim Gesandtschaftshotel an.

Herr von Chateaubriant trat mit dem Mönch in sein Cabinet, nachdem er mit dem Thürsteher einige Worte gewechselt hatte.

Von seinem Cabinete begab er sich in sein Zimmer.

Kaum hatte sich die Thüre seines Zimmers geschlossen, als man einen vollständig servirten Tisch mit zwei Gedecken hereinbrachte.

Zehn Minuten später kehrte Herr von Chateaubriand zurück, der sich seiner Uniform entledigt und wieder in die gewöhnliche Kleidung geworfen.

Er lud den Bruder Dominique ein, sich mit ihm zu Tische zu setzen und zu essen.

»Ich habe ein Gelübde gethan, als ich von Paris wegging, « sagte der Mönch, »Klein Mahl stehend zu verzehren, nur Brot zu essen und nur Wasser zu trinken, bis ich wieder nach Paris zurückgekehrt wäre.«

»Für diesmal, mein Vater, « sagte der Poet, »werde ich Ihr Gelübde theilen; auch ich esse nur Brot und trinke nur Wasser. Freilich ist das Wasser von der Treviquelle!«

Beide aßen stehend ein Stück Brot und tranken ein Glas Wasser.

»Wir wollen ausbrechen!« sagte der Poet zuerst zum Mönche.

»Ja, wir wollen aufbrechen!« antwortete dieser.

Der Wagen wartete.

»Nach Torre Vergata.« sagte der Gesandte.

Dann sich nach dem Mönche umwendend, setzte er hinzu:

»Das ist meine tägliche Promenade, ich brauche also nicht mal um Ihretwillen von meiner Gewohnheit abzuweichen.«

Der Wagen fuhr durch die Corsostraße über die Piazza del Popolo und dann auf die Straße nach Frankreich.

Man kam an der Ruine vorüber, welche den Namen »das Grab des Nero« führt.

In Rom ist altes Nero.

Voltaire sagte von Heinrich IV.

»Der einzige König, dessen sich das Volk erinnert.«

Nero ist der einzige Kaiser, dessen sich die Römer erinnern »Wer ist dieser Coloß?« — Das ist die Statue des Nero, — »Was ist das für ein Thurm?« — Das ist der Thurm des Nero. — Was ist das für ein Grab?« — Das ist das Grab des Nero. Und all das hört man ohne die geringste Verwünschung sagen, ohne eine Spur von Haß. Die Römer von heutzutage lesen wenig im Tacitus.

Was konnte dem Mörder seines Bruders Britannicus, seiner Gemahlin Octavia und seiner Mutter Agrippiua diese ungeheure Popularität verschaffen?

War es nicht das, daß Nero mitten unter seinen Verbrechen Künstler war?

Des Virtuosen, nicht des Kaisers erinnert sich das Volk; nicht des Cäsars mit dem goldenen Diademe, sondern des Histrionen mit der Rosenkrone.

Eine Meile ungefähr von dem Grabe des Nero hielt der Wagen.

»Bis hierher fahre ich gewöhnlich, « sagte der Poet; »wollen Sie, daß der Wagen Sie weiterfahre!«

»Da Euer Exzellenz anhält, halte auch ich an; aber nur so lange, als ich brauche, um Ihnen Lebewohl zu sagen.«

»So leben Sie wohl, mein Vater,« sagte der Poet, »Gott geleite Sie!«

»Leben Sie wohl, mein erlauchter Beschützer!« sagte der junge Mann. »Ich werde nie vergessen, was Eure Exzellenz für mich gethan, und namentlich, was Sie für mich zu thun beabsichtigen.«

Und der Mönch trat mit auf der Brust gekreuzten Händen einen Schritt zurück.

»Geben Sie mir nicht Ihren Segen, ehe Sie mich verlassen?« sagte der Greis zu dem jungen Manne.

Der Mönch schüttelte den Kopf.

»Diesen Morgen, « sagte er, »konnte ich noch segnen; aber diesen Nachmittag, mit den Gedanken, die ich im Herzen trage, wäre der Segen Fluch und könnte Ihnen Unglück bringen.«

»So sei es denn, « sagte der Poet. »Lassen Sie mich Sie segnen. Ich mache von dem Rechte Gebrauch, das mir mein Alter gibt. Gehen Sie und Gott sei mit Ihnen!«

Der Mönch verbeugte sich zum letzten Male und schlug den Weg nach Spoleto ein.

Er ging eine halbe Stunde lang fort, ohne sich ein einziges Mal nach Rom umzusehen, das er verließ, um es ohne Zweifel nie wieder zu sehen und das nicht mehr Raum in seinem Geiste einzunehmen schien, als das letzte Dorf in Frankreich.

Der Poet folgte ihn mit den Blicken, unbeweglich stumm, so lange er ihn sehen konnte, indem er ihn mit seinen Augen bei der Heimkehr aus Italien begleitete, wie Salvator ihn beim Weggehen nach Italien begleitet hatte.

Endlich verschwand Dominique hinter der kleinen Anhöhe von Storta.

Nicht ein einzig Mal hatte der Schmerzenspilger den Kopf umgewandt.

Der Poet sandte ihm einen letzten Seufzer nach und mit gesenktem Haupte und schlaff herabhängenden Armen trat er zu einer-Gruppe von Leuten, die ihn links vom Wege bei einer begonnenen Ausgrabung zu ermatten schienen.

Am selben Abende schrieb er an Madame Recamier:

»Ich muß Ihnen schreiben, denn mein Herz ist traurig.«

»Ich werde Ihnen indessen nicht von dem schreiben, was mein Herz traurig macht, sondern von dem, was meinen Geist beschäftigt, von meinen Ausgrabungen, Torre-Vergata ist ein Besitzthum von Mönchen, ungefähr eine Meile vom Grabe des Nero, auf der linken Seite, wenn man von Rom kommt, am schönsten und einsamsten Punkte. Dort befindet sich eine ungeheure Masse von Ruinen, welche beinahe zu Tage liegen und nur mit Gras und Disteln bedeckt sind. Ich habe vorgestern, Dienstag, eine Ausgrabung vorgenommen, indem ich meinen Briefwechsel mit Ihnen unterbrach; Visconti begleitete mich, da er die Ausgrabungen leitet. Es war das schönste Wetter von der Welt; ein Dutzend Menschen, mit Spaten und Hacken versehen, welche Gräber und Häusertrümmer und Paläste in der tiefsten Einsamkeit aufgruben, boten ein Ihrer würdiges Schauspiel; ich hatte einen einzigen Wunsch: Sie möchten da sein. Ich würde gerne mit Ihnen unter einem Zelte inmitten dieser Trümmer leben.

»Ich habe selbst Hand an's Werk gelegt; die Anzeichen sind vortrefflich; ich hoffe etwas zu finden, was mich für das Geld entschädigen wird, das ich in diese Lotterie der Todten sehe. Am ersten Tage schon fand ich einen Blatt von griechischem Marmor, der groß genug ist, um die Büste des Poussin daraus zu meißeln. Geistern haben wir das Skelett eines gothischen Soldaten und den Arm einer weiblichen Statue aufgefunden. Das hieß gewissermaßen den Zerstörer mit der Raine, die er gemacht, finden; wir haben große Hoffnung, diesen Morgen die Statue selbst zu finden. Wenn die architectonischen Trümmer, die ich zu Tage fördere, der Mühe lohnen, so werde ich sie nicht zerstückeln lassen, um die Mauersteine zu verkaufen, wie dies gewöhnlich geschieht; sondern ich lasse sie ganz und sie sollen meinen Namen tragen; sie stammen aus der Zeit des Domizian; wir haben eine Inschrift, welche darauf hindeutet. Es ist die gute Zeit der Römischen Kunst.

»Diese Ausgrabungen werden das Ziel meiner Spaziergänge werden; ich werde mich alle Tage in mitten dieser Trümmer niederlassen und wenn ich mit meinen zwölf halbnackten Bauern den Ort mal verlasse, wird alles wieder in Vergessenheit und Stille zurücksinken. Können Sie sich all die Leidenschaften, all' die Interessen denken, die einst an diesem verlassenem Orte spielten? Hier wohnten Herren und Sklaven, Glückliche und Unglückliche, schöne Personen, die man liebte und Ehrgeizige, die Minister werden wollten; jetzt nisten dort nur einige Vögel und ich habe meinen Sitz für kurze Zeit an dieser Stelle aufgeschlagen: wir werden bald wieder davonfliegen. Sagen Sie mir, glauben Sie, daß es sich der Mühe lohnt, eines der Glieder des Rathes eines kleinen gallischen Königs zu sein, für mich, den Barbaren der Armorika, den Reisenden bei den Wilden einer unbekanntem Römerwelt, und den Gesandten bei den Priestern, die man den Löwen vorwarf? Als ich Leonidas in Lacedämonien rief, antwortete er mir nicht; das Geräusch meiner Schritte in Torre Vergata wird niemand geweckt haben, und wenn ich im

Grabe liege, werde ich selbst den Ton Ihrer Stimme nicht mal hören. Ich muß deshalb eilen, mich Ihnen zu nahen und all den Chimären des Menschenlebens ein Ende zu machen. Es gibt nichts Gutes als den Rückzug und nichts Wahres, als eine Anhänglichkeit wie die Ihre.«

F. von Chateaubriant.

Die Post, welche jeden Abend um sechs Uhr von Rom abgeht, nahm diesen Brief mit und gegen elf Uhr in der Nacht kam sie zwischen Baccano und Nepi an einem Pilger vorüber, der am Rand des Weges auf einem Steine saß.

Dieser Pilger war Bruder Dominique, der seinen ersten Halt auf dem Wege von Rom nach Paris machte.



LXXII.

Epistel eines Gesangmeisters.

Während der Abbé Dominique mit einem durch das düstere Resultat seiner Pilgerfahrt gebrochenen Herzen nach zurückkehrt, wollen unsere Leser uns gestatten, sie nach der Rue Mâcon zu Salvator zu führen.

Dort sollen sie erfahren, »welch furchtbares Ereigniß Regina Morgens sieben Uhr zu Petrus führte.

Salvator, welcher seit einigen Tagen abwesend gewesen, war so eben nach Hause zurückgekehrt, als er mitten in den Zärtlichkeiten Fragola's und den Liebkosungen Rolands durch drei Schläge an die Thüre unterbrochen wurde.

An dieser Art zu pochen, erkannte er einen seiner drei Freunde; er öffnete: es war Petrus.

Salvator trat zwei Schritte zurück, als er das entstellte Gesicht des jungen Menschen sah.

Er ergriff lebhaft seine beiden Hände.

»Mein Freund,« sagte er, »es ist Ihnen ein großes Unglück begegnet, nicht wahr?«

»Ein nicht wieder gut zu machendes Unglück, « versetzte Petrus mit beinahe tonloser Stimme.

»Ich kenne nur *ein* nicht wieder gut zu machendes Unglück, « antwortete Salvator ernst: »es ist dies der Verlust unserer Ehre und ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich eben so großes Vertrauen zu der Ihren, als zu der Meinigen habe.«

»Dank, « antwortete Petrus gerührt, indem er die Hände seines Freundes herzlich drückte.

»Nun, so lassen Sie hören, wir sind Männer, lassen Sie uns als Männer sprechen. Was ist Ihnen begegnet, Petrus?« fragte Salvator.

»Lesen Sie,« antwortete der junge Mann, indem er seinem Freunde einen ganz zerknitterten, und von Thränen durchnässten Brief übergab.

Salvator nahm den Brief, entfaltete ihn und sah dabei Petrus an.

Dann die Augen von dem jungen Manne auf den Brief richtend, las er:

An die Fürstin Regina de la Motte-Houdan, Gräfin Rappt.

»Madame!

»Einer der ergebensten und respectvollsten Diener der edeln und alten Familie de la Motte-

Houdan fand durch einen jener Zufälle, in welcher sich die Hand der Vorsehung sichtbar offenbart, Gelegenheit, Ihnen anonym den größten Dienst zu erweisen; den ein Mensch einem andern Menschen erweisen kann.

»Sie werden meine Ansicht theilen, daß bin ich gewiß, Madame, wenn Sie wissen, daß es sich nicht allein um das Glück und die Ruhe Ihrer ganzen Existenz, sondern auch um die Ehre des Herrn Grafen Rappt und vielleicht sogar um etwas weit Kostbareres, das Leben des erlauchten Marschalls, Ihres Vaters, handelt.

»Ich bitte Sie um die Erlaubnis, Ihnen die Mittel zu verschweigen, mit Hilfe deren ich zu der Entdeckung der Gefahr gelangt bin, die Ihnen droht, sowie zu der Hoffnung, Sie für immer davor zu bewahren. Die wahre Ergebenheit ist bescheiden; erlauben Sie mir, es zu wiederholen, ich habe die Ehre, mich einen der ergebensten Diener der Familie de la Motte-Houdan zu nennen.

»Vernehmen Sie denn, Madame, die Sache in ihrer ganzen Schrecklichkeit:

»Ein Mann, ein Bösewicht, ein Elender, ein Schuft, der die furchtbarste Strafe verdient, hat durch Zufall, sagt er, bei Herrn Petrus elf mit dem Namen Regina, Gräfin von Brignolles unterzeichnete Briefe gefunden. Er weiß genau, Madame, daß Sie nicht Gräfin von Brignolles sind; Ihr Adel ist von ganz anderem Alter, als der jener würdigen Pflaumenhändler; aber er sagt, wenn Sie auch den Namen verleugnen könnten, so könnten Sie nicht die Schrift verleugnen. Ich-weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall diese Briefe in seine Hände gefallen sind; aber ich bin im Stande, Sie von dem exorbitanten Preise in Kenntniß zusetzen, den er für ihre Zurückgabe verlangt. . .«

Salvator sah Petrus an, als wollte er ihn fragen, was an dem Anfang dieses Briefes Wahres sein könnte.

»O lesen Sie, lesen Sie, « sagte Petrus, »wir sind noch nicht zu Ende.«

Salvator fuhr fort:

»Er verlangt nicht weniger, als die wahnsinnige Summe von fünfmal hunderttausend Franken, dies bei einem Vermögen, wie das Ihre, ein kaum bemerkbares Defizit sein wurden, während sie in seinen Händen die Ruhe seines ganzen Lebens begründete. . .«

Als er diese Ziffer sah, zog Salvator die Brauen so bedenklich zusammen, daß Petrus mit halberstickter Stimme und das Gesicht in den Händen bergend, ausrief:

»Nicht wahr, das ist furchtbar?«

»Allerdings, furchtbare!« antwortete Salvator traurig den Kopf schüttelnd.

Aber mit jener ruhigen Stimme, die selbst der Untergang der Welt nicht erschüttern zu kennen schien fuhr er fort:

»Dieser Elende, Madame, sagt, um den exorbitanten Preis zu rechtfertigen, den er für diese

kostbaren Briefe stellt, daß jede der Episteln, welche durchschnittlich fünfzig Zeilen enthalten, in Ansehung der Schönheit und der Stellung der Person, welche sie geschrieben, nicht unter fünfzigtausend Franken im Werthe geschätzt werden dürfe, was für jede Zeile tausend Franken und für elf Briefe fünfmal hundertfünfzigtausend Franken machte.

»Erschrecken Sie indes; nicht zu sehr, Madame; Sie werden sogleich sehen, daß mein Freund — habe ich gesagt, mein Freund? — ich wollte sagen, daß der Elende seine Anmaßungen auf fünfmal hunderttausend Franken reducirte.

»Welche Bemerkungen ich ihm auch machte, welche Bitten, Mahnungen, ja Drohungen ich an ihn richtete, er beharrte nicht nur auf seinem abscheulichen Plane, sondern er behauptete sogar, daß angesichts der wahren Gefühle, welche in diesen Briefen sich aussprechen und deren Veröffentlichung die Ehre des Herrn Grafen Rappt und die kostbaren Tage des Herrn Marschall de la Motte Haudan aufs Spiel setzte, fünfmal hunderttausend Franken eine wahre Bagatelle seien.

»Ich suchte ihn dadurch zu schrecken, daß ich ihm die Gefahr vorhielt, die er selbst dabei laufe, indem er ein solches Spiel spiele; ich wies ihn darauf hin, daß sie sichere Polizeibeamte aufstellen lassen würden, um ihn in dem Momente ergreifen zu lassen, wo er Hand an diese Summe lege, die er so nothwendig zu haben scheint, daß er gegen ihre Ziffer nicht den geringsten Einwand duldet; ich sagte ihm, daß jede andere Frau, als, Sie, welche sich in ihren theuersten Neigungen bedroht sähe, noch weiter gehen und ihn ermorden lassen würde, aber bei dieser Bemerkung, welche mein voller Ernst war, lachte der Bube laut auf, indem er sagte, daß in dem einen, wie in dem andern Falle, ein Prozeß entstehen würde, daß die Briefe bei dem Prozesse natürlich auf den Tisch des Gerichts gelegt, von dem Procurator des Königs zitiert, von den Journalen abgedruckt werden würden und in Folge dessen mehr als je, ganz abgesehen von Ihrem guten Rufe, die Ehre des Herrn Rappt und die kostbaren Tage des Herrn Marschalls in Gefahr wären.

»Ich mußte mich diesem peremptorischen Grunde fügen.

»Ach! Madame, es gibt in unserer armen Welt sehr große Schufte!

»Ich habe daher den Schmerz, Ihnen anzuzeigen, daß, nachdem ich vergeblich alle ordentlichen Mittel ausgesucht, diese Catastrophe abzuwenden, Sie nach meiner Ansicht nur ein einziges Mittel haben, die Ruhe Ihrer Familie zu sichern: nämlich das Verlangen dieses unwürdigen Menschen zu erfüllen.

»So vernehmen Sie denn die Vorschläge, die er die Ehre hat Ihnen zu machen, und die ich die Ehre habe, Ihnen in seinem Namen zu unterbreiten, indem ich hoffe und wünsche, Madame, daß die Worte dieses Erzschuftes, in dem sie durch den Mund eines loyalen und ehrenhaften Mannes gehen, einen Theil ihrer Bitterkeit verlieren werden.

»Er verlangt also fünfmal hunderttausend Franken, und um Ihnen seine Legalität und seine Uneigennützigkeit zu beweisen — das menschliche Herz ist ein unerforschliches Labyrinth, das nicht seines Gleichen hat, es sei denn der Mißbrauch, den man zuweilen von der Sprache macht

— und um Ihnen, wie gesagt, seine Loyalität und Uneigennützigkeit zu beweisen, macht er Ihnen das Anerbieten, Ihnen einen der Briefe ohne Bedingung zurückzugeben, damit, wenn Sie so blind sein sollten, irgend einen Zweifel zu behalten, dieser Zweifel Ihnen benommen sei, und er beauftragt mich, ihn diesem Briefe beizuschließen.

»Auf diese Weise setzt er seine Forderung, die er auf fünfmal hundertfünfzigtausend Franken stellen, könnte, nicht höher als fünfmal hunderttausend Franken. «

»Er denkt übrigens, daß, nachdem er Ihnen einen so eclatanten Beweis seines Vertrauens gegeben, Sie nicht mehr an der fernerweitigen Offenheit seiner Beziehungen zu Ihnen zweifeln werden.

»Wenn Sie diese Bedingungen annehmen, woran er nicht zweifelt, so bittet er Sie, diesen Abend zum Zeichen Ihrer Einwilligung ein Licht an das letzte Fenster Ihres Pavillous zu stellen.

»Er wird pünktlich um Mitternacht unter diesem Fenster sein.

»Ist dieser erste Punkt angenommen, so bittet er Sie, sich am andern Tage zur selben Stunde hinter dem Gitter Ihres Gartens, auf der Seite des Boulevard des Invalides einzufinden.

»Ein Mann, dessen Anblick Sie durchaus nicht erschrecken darf, — denn so sehr sein Herz von schwarzer Treulosigkeit erfüllt ist, so sehr trägt sein trügerisches Gesicht das Gepräge der Sanftmuth und Unschuld, — ein Mann wird sich dem Gitter nahen und Ihnen von weitem ein Paket Briefe zeigen.

»Sie, Madame, werden dann das erste Pakt mit fünfzigtausend Franken in Bankbillets von tausend oder fünftausend zeigen. Dies wird von Ihrer Seite der Beweis sein, daß Sie begriffen haben. Er wird dann drei Schritte auf Sie zu machen, Sie machen drei Schritte gegen ihn und zu gleicher Zeit, während er seine Hand ausstreckt, strecken Sie die Ihre aus; Sie werden ihm dann den Preis des ersten Briefes geben und er gibt Ihnen den Brief.

»Dasselbe wird mit gleicher Regelmäßigkeit beim zweiten, dritten bis zum letzten Male einschließlich stattfinden.

»Er glaubt, Madame, daß die schlimmen Tage, die er in Gemeinschaft mit ganz Frankreich durchzumachen hat, die Theuerung der Lebensmittel, der exorbitante Aufschlag der Wohnpreise, der herzerreißende Schrei einer zahlreichen und hungrigen Familie ebenso viele, wenn auch nicht zureichende, so doch scheinbare Gründe sind, die Kühnheit seiner Bitte zu rechtfertigen, oder wenigstens zu mildern.

»Derjenige aber, der es auf eine ganz uneigennützig Weise über sich nimmt der Vermittler dieses Elenden bei Ihnen zu sein, wirft sich demüthig zu Ihren Fäden und bittet Sie zum dritten Male, Madame, ihn unter die Zahl Ihrer ergebensten und respectvollsten Diener zu rechnen.

»Graf Ercolano ***.«

»Das ist allerdings ein großer Schuft, « sagte Salvator mit seiner sanften und ruhigen Stimme.

»Ja wohl, ein heilloser Bube,« versetzte Petrus mit knirschenden Zähnen und geballten Händen.

»Und was gedenken Sie zu thun?« fragte Salvator, indem er Petrus fest ansah.

»Ich weiß nicht, « antwortete Petrus, außer sich.

»Ich glaubte, daß ich ein Narr würde; zum Glücke dachte ich ganz natürlich an Sie und eilte herbei; um Sie um Rath und Hilfe zu bitten.«

»So haben Sie also kein Mittel gefunden?«

»Ich gestehe, daß ich bis jetzt nur auf ein einziges gekommen bin.«

»Welches?«

»Mir das Hirn zu zerschmettern.«

»Das ist kein Mittel, das ist ein Verbrechen, « antwortete Salvator kalt, »und ein Verbrechen hat nie seinen Schmerz geheilt.«

»Verzeihen Sie,« antwortete der junge Mann, »aber Sie müssen bedenken, daß ich nicht mehr bei Sinnen bin.«

»Und doch, wenn Sie je Ihres Kopfes bedurften, so ist es heute.«

»O mein Freund, mein lieber Salvator,« sagte der junge Mann, indem er sich in seine Arme warf, während Fragola sie mit gefalteten Händen, den Kopf auf die Schulter geneigt und einer Statue des Mitleids ähnlich, ansah, »o mein Freund, retten Sie mich.«

»Ich werde es versuchen, « sagte Salvator, »damit mir dies jedoch gelinge, muß ich die Umstände in all' ihren Einzelheiten kennen. Sie sehen ein, daß es nicht Neugierde ist, nicht wahr, wenn ich Sie bitte, mich in Ihre Geheimnisse einzuweißen?«

»O! Gott behüte mich, daß ich vor Ihnen welche hätte, hat Regina welche vor Fragola?i«

Und Petrus bot dem jungen Mädchen die Hand.

»Warum ist sie denn nicht gekommen, mich aufzusuchen?« sagte Fragola.

»Was konnten Sie in einem solchen Falle thun?« fragte Petrus.

»Mit ihr weinen, « antwortete Fragola einfach.

»Sie sind ein Engels,« murmelte Petrus.

»Nun lassen Sie hören, « sagte Salvator, »es ist keine Zeit zu verlieren. Wie kam dieser Brief,

der an die Frau Gräfin Rappt gerichtet ist, in Ihre Hände? wie kamen die Briefe der Frau Gräfin Rappt in die Hände dieses Banditen? und wen haben Sie im Verdacht, daß er sie Ihnen gestohlen ?«

»Ich werde versuchen, soviel Ordnung in meine Antworten zu bringen, als Sie in Ihre Fragen brachten, mein lieber Salvator, aber tadeln Sie mich nicht, wenn ich, da ich nicht die Gewalt über mich habe, wie Sie über sich, von der Linie entferne, die Sie wir gezogen.«

»Sprechen Sie, mein Freund, sprechen Sie, versetzte Salvator in seinem weichsten und ermuthigendsten Tone.

»Sprechen Sie und haben Sie Vertrauen auf Gott.« fügte Fragola hinzu, indem sie eine Bewegung machte, als wollte sie sich entfernen.

»O bleiben Sie, bleiben Sie, « sagte Petrus, »sind Sie nicht seit weit längerer Zeit Reginas Freundin, als Salvator der meinige ist?«

Fragola verneigte sich zum Zeichen der Zustimmung.

»Nun denn, diesen Morgen, vor einer halben Stunde,« sagte Petrus nach einer Pause, während welcher er sich gesammelt hatte, kam Regina in der größten Bestürzung, die aus allen ihren Zügen sprach, zu mir.«

»»Haben Sie meine Briefe?«« fragte sie mich.

»Ich war so weit entfernt, an das, was geschehen, zu denken, daß ich sie fragte:

»»Welche Briefe?««

»»Die Briefe, die ich an Sie geschrieben, mein Freund; elf Briefe!««

»»Sie sind hier, «« antwortete ich.

»»Wo?««

»»In dieser Truhe, in diesem Kistchen.««

»»Oeffnen Sie, sehen Sie nach und zeigen Sie mir.««

»Ich hatte den Schlüssel an meinem Halse hängen; ich lies ihn nie von mir. Das Kistchen war an die Truhe gesiegelt. Ich glaubte deßhalb bejahend antworten zu dürfen.«

Zeigen Sie sie mir rasch, rasch!« wiederholte sie.

»Ich trat; an die Truhe, öffnete den Deckel, das Kistchen war an seinem Platz.«

»»Sehen Sie ist« sagte ich zu ihr.

»»In der That, «« antwortete sie, »»ich sehe das Kistchen; aber die Briefe, die Briefe?««

»»Die Briefe sind drinnen.««

»»Zeigen Sie sie mir, Petrus.««

»Ich öffne das Kistchen voll Zuversicht und mit einem Lächeln auf den Lippen.«

»Das Kistchen war leer!«

»Ich stieß einen Schrei der Verzweiflung aus, Regina jammerte.«

»»Ha!«« sagte sie, »»so ist es also doch wahr!««

»Ich war vernichtet, ich wagte nicht, den Kopf zu erheben, ich sank vor ihr auf die Kniee.«

»Nun erst bot sie mir den Brief, den Sie kennen.

»Ich las ihn . . .«

»Mein Freund, ich begreife jetzt, wie leicht man ein Mörder werden kann.«

»Haben Sie Jemand im Verdachte? Sind Sie Ihres Dieners sicher?«

»Mein Diener ist ein Dummkopf; aber er ist einer schlechten Handlung durchaus unfähig.«

»Es ist aber doch unmöglich, daß Sie auf gar Niemanden Verdacht haben sollten.«

»Ich habe allerdings einen Verdacht, aber keine Gewißheit.«

»Man kommt von dem Bekannten auf das Unbekannte. Auf wen haben Sie Verdacht?«

»Einen Mann, den Sie bei mir gesehen hätten, wenn Sie mich in letzter Zeit besucht haben würden.«

Salvator, statt sich zu entschuldigen daß er seinen Freund nicht besucht habe, schwieg.

»Ein Mann, « sagte Petrus, welcher die Ursache von Salvators Schweigen begriff, »ein Mann, der sich meinen Pathen nannte.«

»Ihren Pathen? Ah, ja, eine Art von Schiffscapitän, nicht wahr?«

»Ganz recht.«

»Er oder Bilderliebhaber?«

»Allerdings, ein alter Camerade meines Vaters: kennen Sie ihn?«

»Nein; aber vor meiner Abreise sagte mir Jean Robert zwei Worte von ihm und nach dem Signalement, das er mir von ihm gab, hatte ich ein dunkles Vorgefühl, daß Sie der Dupe einer Gaunerei oder wenigstens einer Mystification werden wurden; unglücklicher Weise mußte ich auf einige Tage verreisen; aber noch heute wollte ich zu Ihnen kommen, um die Bekanntschaft dieser Person zu machen . . . Und Sie sagen, daß dieser Mensch. . .?«

»Sieh mir als ein alter Freund meines Vaters dargestellt, indem er einen Namen nannte, der mir wohl bekannt war, und den ich schon als Knabe als den eines tapfern und braven Seemannes hatte achten lernen.«

»Aber hatte der, welcher sich bei Ihnen einführte, das Recht diesen Namen zu führen?«

»Wie hatte ich daran zweifeln sollen und was konnte sein Zweck sein?«

»Sie sehen es jetzt: Ihnen die Briefe zu rauben.«

»Warum hätte ich diesen Verdacht schöpfen sollen: Er stellte sich mir reich wie ein Nabob vor und begann damit, mir einen Dienst zu leisten.«

»Einen Dienst.?« fragte Salvator, Petrus fest anblickend. »Welchen Dienst?«

Petrus fühlte, daß er von denn Blicke Salvator's bis in's Weiße seiner Augen erröthen.

»Er trat in's Mittel, stotterte Petrus, »daß ich meine Möbel und meine Bilder nicht verkaufe, indem er mir zehntausend Franken lieh.«

»Gut, und für diese verlangt er fünfmal hunderttausend von der Gräfin Rappt. Sie müssen mir zugestehen, mein lieber Petrus, ein Spitzbube, der sein Geld zu verwerten weiß.«

Petrus konnte nicht umhin Salvator einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen.

»Nun, « sagte der junge Maler, »es ist ein Fehler, ich muß das zugeben; aber diese zehntausend Franken habe ich nun einmal angenommen.«

»Auf diese Weise sind Sie also jenem zehntausend Franken schuldig, « sagte Salvator.

»O, « sagte Petrus, »von diesen zehntausend Franken habe ich sechs- bis siebentausend Franken dringender Schulden bezahlt.«

»Darum handelt es sich nicht,« sagte Salvator, »wir wollen auf das wirkliche Unglück zurückkommen. Dieser Mann ist also verschwunden?«

»Ja.«

»Seit wann?«

»Seit gestern Morgen.«

»Hat Sie dies Verschwinden nicht beunruhigt?«

»Nein; er schlief manchmal auswärts.«

»Das ist der Mann!«

»Aber . . .«

»Ich sage Ihnen, er ist es; wir würden von der rechten Spur abkommen, wenn wir anderweit suchen.«

»Ich glaube das auch, mein Freund.«

»Was hat die Gräfin gethan, als sie den Brief erhielt?«

»Sie hat ihre Mittel berechnet.«

»Sie ist ungeheuer reich?«

»Ja, aber sie kann weder verlaufen, noch borgen ohne die Zustimmung ihres Mannes, und sie kann diese nicht einholen, da er achthundert Meilen von ihr entfernt ist. Sie hat deßhalb ihre Diamanten, ihre Spitzen, ihre Juwelen zusammengenommen, aber all diese Sachen, so theuer sie sind, wenn man sie kauft, verlieren die Hälfte ihres Werthes, wenn man sie verkaufen will; sie kann höchstens fünfundsiebzig- bis achtzigtausend Franken effectuiren.«

»Sie hat Freunde?«

»Madame de Marande . . . Sie ist allerdings zu ihr geeilt: »Herr nun Marande ist in Wien! Sollte man nicht glauben, Alles habe sich gegen uns verschworen? Frau von Marande hat ihr alles gegeben, was sie von Gold besaß und außerdem einen Smaragdschmuck; dies wird ungefähr weitere sechzigtausend Franken betragen. An die arme Carmelite dürfen wir nicht denken, es hieße ihr einen Schmerz bereiten, ohne etwas zu nützen.«

»Sie haben Ihren Oheim, « wandte Salvator ein: »der General ist reich, er liebt Sie, er ist ein ächter Cavalier, er würde gewiß sein Leben dafür geben, um die Ehre einer Frau, wie die Gräfin Rappt zu erkaufen.«

»Ja, « sagte Petrus, »er würde sein Leben geben, aber er gäbe nicht den zehnten Theil seines Vermögens. Ich ganz natürlich an ihn, wie Sie sagten; aber der General ist ein ungestümer Charakter und kennt nur Gewaltsmittel: er würde sich mit Stockdegen hinter einen Baum stellen und auf den ersten besten zweideutigen Vorübergehenden losstürzen, den er um jene Stunde auf dem Boulevard des Invalides träfe.«

»Und wenn dieser Vorübergehende, « versetzte Salvator, »unser Gauner selbst wäre, er könnte doch vielleicht die Briefe nicht in der Tasche haben; überdies, wie der Bube selbst sagt, jeder Versuch der Arretirung oder des Mordes würde einen Prozeß herbeiführen, und damit die Veröffentlichung der Briefe, diese Veröffentlichung natürlich auch die Entehrung der Gräfin.«

»Vielleicht gäbe es doch noch ein Mittel, « sagte Petrus.

»Welches?« fragte Salvator.

»Sie kennen Herrn Jackal . . .«

»Nun?«

»Ich meine, wenn man ihn davon in Kenntniß setze.«-

Salvator lächelte.

»Ja, in der That,« sagte er, »das ist scheinbar das einfachste und natürlichste Mittel;. aber in Wirklichkeit das gefährlichste.«

»Wie das?«

»Wozu haben uns unsere gerichtlichen Nachforschungen in der Angelegenheit der Entführung Mina's genügt? Ohne den Zufall, ich wollte sagen, ohne die Vorsehung, welche es fügte, daß ich sie auf eine unerwartete Weise fand, wäre sie noch die Gefangene des Herrn von Valgeneuse.. Wozu haben diese Nachforschungen in Sachen des Herrn Sarranti geführt? Rose de Noël verschwinden zu machen, wie Mina verschwunden ist. Merken Sie sich wohl, mein Freund: unsere Polizei von 1828 entdeckt keine Sache, wenn sie nicht Ursache hat, sie zu entdecken: in der Sache aber, um die es sich handelt, bin ich beinahe sicher, daß sie nichts entdecken wird, und noch mehr, daß sie, weit entfernt uns zu Hilfe zukommen, uns mit aller Macht entgegenhandeln wird.«

»Aber warum das?«

»Weil, wenn mich nicht alles täuscht, die Polizei keiner Sache, die uns betrifft, ganz fremd ist.«

»Die Polizei?«

»Oder die Polizeibeamten; wir sind im Buche des Herrn Delavau schlecht angeschrieben, lieber Freund.«-

»Aber welches Interesse kann die Polizei an der Unehre der Gräfin Rappt haben?«

»Ich habe gesagt, die Polizei, oder die Polizeibeamten. Es gibt Polizei und Polizeibeamte, wie es Religion und Priester gibt; das sind zwei ganz verschiedene Sachen, die Polizei ist ein wohlthätiges Institut, das von sehr schwarzbefleckten Personen verwaltet wird. Sie fragen mich, welches Interesse die Polizei an der Unehre von Regina haben könne? Welches Interesse konnte sie an der Entführung Mina's haben? welches Interesse hat sie an der Hinrichtung des Herrn Sarranti, dessen Schaffot in acht Tagen auf dem Greveplatz errichtet wird? welches Interesse hat sie, daß Herr Gérard für einen ehrbaren Menschen gilt und den Monthyonpreis erhält? welches Interesse hat sie endlich, daß Rose-de-Noël bei der Brocante verschwindet? Die Polizei lieber

Freund, ist eine geharnischte und wunderliche Göttin, welche auf dunkeln und unterirdischen Wegen schleicht: nach welchem Ziele? Niemand weiß es, als sie selbst, wenn sie's weiß. Sie hat so viele Interessen, diese würdige Polizei, daß man nie weiß, um welches es sich gerade handelt: politische Interessen, moralische Interessen, philosophische Interessen, literarische Interessen, humoristische Interessen. Es gibt Menschen von Erfindung, wie Herr von Sartine, Menschen von Phantasie, wie Herr Jackal, die aus der Polizei bald eine Kunst, bald ein Spiel machen: es ist ein verteuftelt phantasiereicher Mensch, dieser Herr Jackal, sehen Sie! Sie kennen seine Maxime, wenn er irgend ein Geheimnis entdecken will: »Sucht die Frau!« In diesem Falle war die Frau unschwer zu finden. Ueberdies existirt in diesem Augenblick eine Polizei und eine Contrepolizei: eine Polizei des Königs, eine Polizei des Herrn Dauphin, eine royalistische Polizei, eine ultraroyalistische Polizei. Der Herr Graf Rappt ist nach St. Petersburg gesandt; das Gerücht geht, er solle bei verschlossenen Thüren mit dem Kaiser verhandeln, und zwar ein großes Project, das nichts geringeres zum Zwecke hat, als eine Allianz gegen England, eine Allianz, bei der wir unsre Rheingrenzen wieder herausbekämen. Außerdem wurde der Herr de la Motte-Houdan in die Tuileries berufen; man will ihn dazu bringen, an einem neuen Ministerium Theil zu nehmen, das aus den Herren von Martignac, von Portales, von Caus, Roy, von Lafferronnays, wer weiß ich, bestände; aber der Marschall läßt sich zu diesen elenden Possen nicht herbei. Er weigert sich, an einem Uebergangsmministerium sich zu betheiligen; vielleicht will man den Marschall zwingen und ihn zwischen ein Portefeuille und einen Scandal stellen! Lieber Gott, in jetziger Zeit ist Alles möglich, mein Freund.«

»Ja, « sagte Petrus mit einem Seufzer, »ausgenommen fünfmal hunderttausend Franken zu finden.«

Salvator that, als wenn er nicht gehört hätte.

Dann seinen Gedanken verfolgend, sagte er:

»Bemerken Sie jedoch wohl, daß ich nichts behaupte, ich suche mit Ihnen . . .«

»O, ich, « sagte Petrus entmuthigt, »ich suche nicht mehr.«

»Dann,« sagte Salvator mit einem Lächeln, das Petrus in Erstaunen setzen mußte, »schwätze ich blos. Entweder täusche ich mich jedoch seltsam, oder es steckt die Polizei oder wenigstens ein Polizeibeamter darunter. Dieser Seemann, der sich bei Ihnen eingerichtet, der Sie seit Ihrer Kindheit kennt, der in seiner Eigenschaft als alter Freund des Capitän Herbel alle Ihre Familiengeheimnisse weiß, dieser Mensch scheint mir einmal aus der Rue des Jerusalem zu kommen. Nur der Vater oder die Mutter, oder die Polizei, diese Mutter der Gesellschaft kennt so das Leben eines Menschen von der Wiege bis zum Atelier; und dann glaube ich immer, man könne aus der Handschrift den Charakter eines Menschen erkennen; sehen Sie die Hand, die diese Zeilen geschrieben . . .«

Salvator zeigte Petrus den Brief.

»Die Hand, welche diese Zeilen geschrieben, hat nicht gezittert; sie ist breit, gerade, fest, durchaus nicht verstellte ein Beweis, daß der Schreiber keine Furcht hat, man werde ihn

erkennen; der Mann der diesen Brief aufgesetzt, ist deßhalb nicht bloß ein sehr gewandter Mensch, sondern auch ein sehr entschlossener Mensch; er weiß genau, daß er die Galeeren riskirt; und dennoch ist kein Buchstabe ungleich, keine Linie krumm; es ist klar und gerade geschrieben, wie ein Buchführer schreiben würde. Wir stehen somit einem kühnen, entschlossenen und festen Burschen gegenüber; wohl an denn, es sei, ich liebe den Kampf, so sehr als ich die List hasse, wir werden demgemäß handeln.«

»Wir werden handeln?« fragte Petrus.

»Ich wollte sagen, ich werde handeln.«

»Aber wenn Sie nur zu handeln versprechen,« versetzte Petrus« »so haben Sie natürlich auch irgend eine Hoffnung«

»Ich habe mehr als eine Hoffnung, ich habe eine Gewißheit.«

»Salvator!« rief Petrus, indem er beinahe so blaß vor Freude wurde, als er es vor Schrecken gewesen, »Salvator, überlegen Sie wohl, was Sie mir sagen.«

»Ich sage Ihnen, mein Freund, daß wir es mit einem rohen Kämpfen zu thun haben; aber Sie haben mich an der Arbeit gesehen und Sie wissen, daß ich starke Sehnen habe. Wo ist Regina?«

»Sie ist nach Hause zurückgekehrt, wo sie mit Angst erwartet, daß Fragola ihr eine Antwort bringe.«

»Sie hat also aus Fragola gerechnet?«

»Wie auf sie gezählt.«

»Nun« Sie hatten beide Recht. und es macht mir Vergnügen, Freunde zu haben, die ein gleiches Vertrauen in uns setzen.«

»Mein Gott, wein Gott, Salvator, ich wage Sie nicht zu fragen.«

»Lege einen Mantel um und setze Deinen Hut auf, Fragola; nimm einen Wagen, eile zu Regina, sage ihr, sie solle Frau von Marande ihren Schmuck und ihre Bankbillets zurückgeben; sage ihr, sie möge ihre Diamanten in ihr Juwelenkästchen und ihr Geld in ihre Börse zurückthun; sage ihr namentlich, sie solle ruhig sein, sich nicht quälen und heute um Mitternacht das verlangte Licht an das letzte Fenster ihres Pavillons stellen.

»Ich gehe,« antwortete das junge Mädchen, ohne im geringsten über die Sendung erstaunt zu sein, welche ihr Salvator gab.

Und sie trat in das Nebenzimmer um Mantel, und Hut zu holen.

»Aber,« sagte Petrus, »wenn Regina diese Nacht das verlangte Zeichen gibt, so wird Morgen um dieselbe Stunde der Mann erscheinen, um die fünfmal hunderttausend Franken zu

verlangen.«

»Ohne alten Zweifel.«

»Was wird sie dann thun?«

»Sie wird sie ihm geben.«

»Und wer wird sie ihr borgen, um sie ihm geben zu können?«

»Ich,« sagte Salvator.

»Sie!« rief Petrus beinahe erschrocken über diese Versicherung und nahe daran, zu glauben, Salvator sei ein Narr.

»Allerdings, ich.«

»Aber wo wallen Sie sie finden?«

»Das mag Ihnen gleichgültig sein, wenn ich sie nur finde.«

»O mein Freund, wenn ich Sie nicht sehe, gestehe ich Ihnen . . .« -

»Sie sind sehr ungläubig, Petrus; Sie haben indeß einen Vorgänger, den h. Thomas! Nun gut, wie der h. Thomas sollen Sie sehen.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Morgen werde ich die fünfmal hunderttausend Franken sehen!«

»Ja zehn Pakete eingetheilt um Regina die Mühe zu ersparen, sie selbst zu vertheilen; jedes Paket wird, wie in dem Briefe angedeutet, zehn Bankbillets, jedes von fünftausend Franken enthalten.«

»Aber,« stotterte Petrus, »das werden keine ächten Bankbillets sein.«

»So! wofür halten Sie mich?« fragte Salvator; ich habe nicht Lust, daß mich unser Mann auf die Galeere schicke; es werden achte richtige Billets von fünftausend Franken sein, mit rother Dinte und mit den Worten versehen: »*Das Gesetz bestraft den Fälscher mit dem Tode!*«

»Da bin ich, « sagte Fragola, zurückkehrend, »und will nun gehen.«

»Du erinnerst Dich, was Du zu sagen hast?«

»Gebe Frau v. Marande ihren Schmuck und Ihre Bankbillets zurück, thue Deine Diamanten wieder in Dein Juwelenkästchen und Dein Geld in Deine-Börse und gib Morgen zur bestimmten

Stunde das verabredete Zeichen.«

»Das worin besteht?«

»Welches darin besteht, daß sie ein angezündetes Licht hinter das Fenster des Pavillons stellt.«

»Hm?« machte Salvator lachend, »das heißt die Geliebte eines Commissionärs sein; so macht man Commissionen. Geh, meine Brieftaube, geh!«

Und Salvator sah Fragola mit einem Auge voll Liebe nach.

Petrus hatte mit Freuden die kleinen Füße, geküßt, welches sich zu tummeln schienen, einer Freundin eine gute Nachricht zu bringen.

»Ach, Salvator,« rief Petrus, indem er sich in die Arme seines Freundes warf, als die Thüre sich hinter Fragola geschlossen, »wie soll ich Ihnen je für den Dienst danken, den Sie mir erweisen!«

»Indem Sie ihn vergessen, « antwortete Salvator mit seinem sanften und ruhigen Lächeln.

»Aber,« drängte Petrus, »kann ich Ihnen denn gar keinen Dienst erzeigen?«

»Durchaus keinen, mein Freund.«

»Sagen Sie mir jedoch, was ich thun muß.«

»Sich vollkommen ruhig verhalten.«

»Wo?«

»Wo Sie wollen; zu Hause zum Beispiel.«

»O, das werde ich nichts, können.«

»So gehen Sie spazieren: gehen Sie zu Fuß, steigen Sie zu Pferde, gehen Sie nach Belleville, nach Fontenay-aux-Roses, nach Bondy, nach Montmartre, nach Saint Germain, nach Versailles; überall, wohin Sie wallen, nur nicht nach dem Boulevard des Invalides.«

»Aber Regina, Regina!«

»Regina wird durch Fragola vollkommen beruhigt werden und ich bin überzeugt, vernünftiger sein, als Sie; sie wird zu Hause bleiben.«

»Sehen Sie, Salvator, das klingt wie ein Traum.«

»Ja, ein kleiner Traum, aber ein Trennt, der besser endigen wird, wollen wir hoffen, als er begonnen.«

»Und Sie sagen« vorher werde ich die fünfmal hunderttausend Franken in Bankbillets sehen?«

»Um welche Stunde werden Sie zu Hause sein?«

»O, wann Sie wollen; den ganzen Tag, wenn es sein muß.«

»Gut! Sie sagten aber, daß Sie nicht im Staude sein würden, zu Hause zu bleiben.«

»Sie haben Recht, ich weih nicht, was ich sage; nun gut also, auf Morgen um zehn Uhr, wenn Sie wollen, mein lieber Salvator.«

»Morgen Abend um zehn Uhr.«

»Sie erlauben, daß ich Sie verlasse? Ich muß Luft schöpfen, sonst ersticke ich!«

»Warten Sie, ich muß selbst auch ausgehen; wir gehen dann zusammen.«

»O, wein Gott, mein Gott,« sagte Petrus, indem er mit den Armen in der Luft herum fuhr, »bin ich denn wach? ist es wirklich wahr? Wir sind gerettet.«

Und er füllte seine Lungen, indem er tief und lang aufathmete.

Während dieser Zeit trat Salvator in das Schlafzimmer und nahm aus der Geheimschublade eines kleinen Möbels von Rosenholz ein mit doppeltem Stempel versehenes Papier, das er in die Seitentasche seiner Sammtweste steckte.

Die jungen Leute stiegen rasch die Treppen hinab, indem sie Roland die Bewachung des Hauses anvertrauten.

An der Straßenthüre bot Salvator Petrus die Hand.

»Wir gehen nicht denselben Weg?« fragte dieser.

»Ich glaube nicht,« sagte Salvator. »Sie gehen aller Wahrscheinlichkeit nach der Rue Notre Dame des Champs, während ich nach der Rue aux Fers gehe.«

»Wie! Sie gehen . . . ?«

»An meinen Markstein,« sagte Salvator lachend; »es ist lange, daß die Damen der Halle mich nicht gesehen, sie müssen meinerwegen in Unruhe sein; und dann muß ich Ihnen gestehen, ich habe nach ein oder zwei Commissionen zu machen, um Ihre fünfmal hunderttausend Franken zu completiren.«

Und ein Lächeln auf den Lippen, grüßte Salvator Petrus mit der Hand. Dieser schlug, in den Gedanken, an das, was so eben geschehen, den Weg ein, der nach der Rue Notre Dame des Champs führte.

Da wir in dem Atelier des Malers nichts zu thun haben, so wollen wir Salvator folgen, nicht in

der Richtung der Rue aux Fers, wohin er gar nicht die Absicht hatte zu gehen, obgleich er es Petrus gesagt, sondern nach der Rue de Varennes, in welcher sich das Bureau des würdigen Notars befind, den wir bereits unsern Lesern unter dem Namen Pierre Nicolas Baratteau vorzustellen die Ehre hatten.



LXXIII.

Der Stellionotar.

Es ist mit den Notaren, wie mit den Hühnern, und mit dem Unterschiede, daß man die einen aufzehrt, während man von den Andern aufgezehrt wird. Es gibt also gute und schlechte Notare, wie es gute und schlechte Hühner gibt.

Herr Baratteau gehörte zu der letzteren Kategorie; er war ein schlechter Notar in der ganzen Bedeutung des Wortes und um so schlechter, als er im ganzen Foubourg Saint Germain jenes Rufes der Rechtlichkeit genoß, mindestens dem ähnlich, welches sich in Vanvres der ehrbare Gérard erfreute.

Es war davon die Rede, ihn zur Belohnung für diese sprichwörtliche Rechtlichkeit zum Maire, zum Deputirten, zum Staatsrath oder irgend etwas; Derartigem zu ernennen.

Herr Loredan Valgeneuse protegirte Meister Baratteau sehr stark. Er hatte seinen Einfluß bei dem Minister des Innern geltend gemacht, um ihm das Ritterkreuz der Ehrenlegion zu verschaffen; man weiß, daß der Einfluß des, Herrn Loredan von Valgeneuse groß war; er hatte das verlangte Kreuz erhalten; der ehrenwerthe Notar war also decorirt worden zum großen Scandale seiner Bureauschreiber, welche eine unbestimmte Kunde davon hatten, daß er ein unbewegliches Gut, von dem er nicht ganz entschieden sich Besitzer nennen konnte, hypothezirt hatte, ihn deßhalb leise des Verbrechens des Stellionates beschuldigten und ironisch unter sich ihren würdigen Patron den Stellionotar nannten.

Die Anklage war nicht ganz gerecht; das Stellionat besteht, nach der juridischen Terminologie darin, daß man etwas, was uns gehört, zweimal, pünktlich an zwei verschiedene Käufer veräußert. Meister Baratteau hatte sich, so gut die Chronique scandalöse auch unterrichtet zu sein glaubte, strenggenommen dieses Verbrechens nicht schuldig gemacht; er hatte eine Sache, die ihm nicht gehörte, hypothezirt; fügen wir hinzu, daß, als er diese kleine Sünde beging, er nicht Notar, sondern erster Schreiber war; daß er jene Sünde nur beging, um sich das Amt eines Notars zu erkaufen; daß, nachdem er aus das Heirathsgut seiner Frau hin dies Amt eines Notars erkaufte, die Schuld und durch gute und gewichtige Quittungen das ursprüngliche Vergehen getilgt. Die Bezeichnung Stellionotar, welche die Schreiber ihrem Patrone gaben, war deßhalb in doppelter Beziehung mangelhaft. Aber man muß jungen Praktikanten etwas zu Gute halten, wenn sie von einem rothen Bande gereizt werden, wie die Thiere im Circus durch den Scharlachmantel des Torerro.«

»Zu dieser zweifelhaften Persönlichkeit, — nach dem, was wir berichtet, wird dieses Beiwort nicht übertrieben erscheinen — zu dieser zweifelhaften Persönlichkeit begab sich Salvator.

Er kam in dem Augenblicke an, wo Meister Baratteau einen alten Ritter des h. Ludwig zur Thüre begleitete und mit den tiefsten Bücklingen sich von ihm verabschiedete.

Als er Salvator an der Stelle sah, wo er soeben seinen vornehmen Clienten so demüthig verabschiedet hatte, warf Meister Baratteau auf den Commissionär einen verächtlichen Blick, der bedeuten wollte: »Wer ist dieser Bauer?«

Und als Salvator diese verächtliche und stumme Frage nicht zu begreifen schien, erneuerte er sie laut, indem er an Salvator, ohne zu grüßen, vorüberging und sich an einen seiner Schreiber mit der Variante wandte:

»Was will dieser Mensch?«

»Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen, mein Herr,« antwortete der Commissionär.

»Haben Sie den Auftrag, mir einen Brief zu überbringen?«

»Nein, mein Herr, ich wollte selbst mit Ihnen sprechen.«

»Bei eigener Angelegenheit?«

»Sie haben etwas auf meinem Bureau abzuschließen?«

»Ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

»Sagen Sie meinem ersten Schreiber, was Sie mir zu sagen haben, Freund; es wird das gleiche sein.«

»Ich kann es nur Ihnen sagen.«

»Dann kommen Sie ein andermal vorüber, heute habe ich keine Zeit.«

»Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr, aber ich muß heute und nicht ein andermal mit Ihnen sprechen.«

»Mit mir selbst?«

»Mit Ihnen selbst.«

Der Ton ernster Festigkeit, mit welchem Salvator die wenigen Worte gesprochen, die wir soeben berichtet, mußten unwillkürlich auf Meister Baratteau einen großen Eindruck machen.

Er wandte sich deßhalb erstaunt um und als ob er einen Entschluß faßte, ohne jedoch Salvator in sein Cabinet zu führen, sagte er:

»Nun, lassen Sie hören, was wollen Sie; erzählen Sie mir Ihre Sache mit kurzen Worten.«

»Unmöglich, « sagte Salvator, »meine Sache gehört nicht zu denen, welche man zwischen Thür und Angel abmacht.«

»Sie werden sich wenigstens kurz fassen.«

»Ich brauche ein gutes viertelstündiges Gespräch mit Ihnen und noch weiß ich nicht, ob Sie nach Verfluß von einer Viertelstunde thun werden, was ich wünsche.«

»Aber, mein Freund, wenn die Sache, die Sie verlangen, so schwierig ist . . .«

»Sie ist schwierig, aber sie läßt sich machen.«-

»So, so! Aber Sie drängen gar zu sehr, wissen Sie, daß ein Mann, wie ich, keine Zeit zu verlieren hat?«

»Das ist wahr; aber ich verspreche Ihnen zum Voraus, daß Sie die mit mir verlorene Zeit nicht bereuen sollen; ich komme von Herr v. Valgeneuse.«

»Sie?« fragte der Notar erstaunt, indem er Salvator auf eine Weise ansah, welche sagen wollte: »Welche Beziehungen kann dieser Commissionär zu einem Manne, wie Herr von Valgeneuse haben?«

»Ja, ich, « antwortete Salvator.

»Treten Sie in mein Cabinet ein,« sagte Meister Baratteau, den die Beharrlichkeit Salvator's endlich auf andere Gedanken brachte, »obgleich ich nicht begreife, welche Bezügnisse zwischen Ihnen und Herr von Valgeneuse bestehen können.«

»Sie werden begreifen, « sagte Salvator, indem er Meister Baratteau in sein Cabinet folgte, und hinter sich die Thüre schloß, welche das Cabinet von der Schreibstube schied.

Bei dem Geräusch, welches Salvator machte, wandte sich der Notar um.

»Warum schließen Sie diese Thüre?« fragte er.

»Damit Ihre Schreiber nicht hören, was ich Ihnen zu sagen habe, antwortete Salvator.

»Es ist also sehr geheimnißvoll?«

»Sie werden selbst urtheilen können.«

»Hm!« machte Meister Baratteau, indem er den Commissionär mit einer gewissen Unruhe ansah und sich hinter sein Bureau setzte, wie ein Artillerist sich hinter eine Verschanzung aufpflanzt.

Nachdem er hierauf, ohne zu einem Resultate zu kommen, ihn forschend angesehen, sagte er:

»Sprechen Sie.«

« Salvator sah um sich her, erblickte einen Stuhl, zog ihn an den Schreibtisch und setzte sich.

»Sie setzen sich?« fragte der Notar erstaunt.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich eine gute Viertelstunde zu thun haben würde?«

»Aber ich habe Ihnen nicht gesagt, daß Sie sich setzen sollen.«

»Ich weiß es wohl; ich nahm jedoch an, daß das nur ein Vergessen war.«

»Warum haben Sie das vorausgesetzt?«

»Weil hier der Fauteuil steht, ans dem der Herr saß, welcher vor mir hier war.«

»Aber dieser Herr war der Graf von Noire-terre, Ritter des h. Ludwig.«

»Wohl möglich; da jedoch im Code steht: »Alle Franzosen sind gleich vor dem Gesetz, ich ferner ein Franzose bin, wie der Herr Graf von Noire-terre, und vielleicht sogar ein besserer Franzose, als er, so setze ich mich, wie er sich gesetzt hat, nur setze ich mich, da ich blos vierunddreißig Jahre alt bin, während er siebzig zählt, auf einen Stuhl, statt auf einen Fauteuil.«

Das Gesicht des Notars zeugte von wachsendem Staunen.

Endlich sagte er, wie mit sich selbst sprechend:

»Nun, das sieht wie eine Wette aus. Sprechen Sie, junger Mann.«

»Ganz recht. Ich habe mit einem meiner Freunde gewettet, daß Sie die Freundlichkeit haben würden, mir für vierundzwanzig Stunden eine Summe zu leihen, deren ich bedarf.«

»Das ist die Sache!« sagte Meister Baratteau mit einem höhnischen Lächeln, wie es Geschäftsleuten entschlüpft, wenn man ihnen gewisse Propositionen macht, welche etwas ungewöhnlicher Art sind.

»Ja, das ist's, « sagte Salvator, »und es ist Ihr Fehler, wenn wir nicht schon früher so weit waren, das müssen Sie zugestehen: ich wollte ja immer sprechen.«

»Ich begreife.«

»Ich habe also diese Wette gemacht.«

»Sie hatten Unrecht-«

»Daß Sie mir die Summe leihen würden, deren mein Freund bedarf.«

»Mein Lieber, ich habe in diesem Augenblicke kein disponibles Geld.«

»O Sie wissen, wenn die Notare keines haben, so machen sie welches.«

»Und wenn ich welches habe, leihe ich nur auf unbewegliche Güter und erste Hypotheken. Haben Sie unbelastete unbewegliche Güter?«

»Ich habe, in diesem Momente wenigstens, nicht einen Zoll Erde.«

»Nun, was haben Sie dann zum Teufel hier zu schaffen?«

»Ich wollte es Ihnen eben sagen.«

»Mein Freund,« sagte Meister Baratteau, indem er die ganze Majestät zu Hilfe rief, die er zu entfalten im Stande war, »machen wir diesem Scherz ein Ende, ich bitte Sie; meine Clienten sind kluge und vernünftige Leute, die ihr Geld nicht dem ersten Besten leihen.«

»Aber es ist ja auch gar nicht das Geld eines Ihrer Clienten, das ich von Ihnen verlangen wollte, « antwortete Salvator, ohne im mindesten von der Würde eingeschüchtert zu scheinen, welche man vor ihm entwickelte.

»Es wäre also vielleicht das Meine?« fragte der Notar.

»Ohne Zweifel.«

»Mein guter Mann, Sie sind ein Narr.«

»Weßhalb?«

»Es ist den Notaren verboten, mit ihrem eigenen Vermögen zu speculieren.«

»Gut, « sagte Salvator, »es gibt aber so viele Dinge, die zu thun verboten sind, und die die Notare doch thun.«

»So, so! mein Schlaukopf,« machte Meister Baratteau, indem er aufstand und nach der Glocke ging.

»Erstens bin ich kein Schlaukopf machte Salvator, indem er die Arme ausbreitete und ihm den Weg versperrte, »und da ich ferner noch nicht alles gesagt, was ich Ihnen zu sagen habe, so wollen Sie so freundlich sein, wieder Ihren Platz einzunehmen und mich zu Ende zu hören.«

Meister Baratteau sah den Commissionär mit blitzenden Blicken an; aber die ganze Erscheinung, Haltung, Physiognomie, der Blick, hatte so sehr das Gepräge der Kraft und des Rechtes, so sehr den Charakter eines ruhenden Löwen, daß der Notar sich wieder setzte.

Aber indem er sich setzte, zog ein Lächeln seine Lippen zusammen; er bereitete offenbar einen Schlag vor, den zu pariren seinem Gegner schwer werden sollte.

»Sie haben mir wirklich noch nicht gesagt, « fuhr er fort, »wie Sie von Herrn Loredan von Valgeneuse kommen.«

»Ihr Gedächtnis trügt Sie, würdiger Meister Baratteau, antwortete Salvator; »ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich von Herrn Loredan von Valgeneuse komme.«

»Ei, das wäre!«

»Ich habe Ihnen nur schlechtweg gesagt, daß ich von Herrn von Valgeneuse komme.«

»Das ist dasselbe, wie mir scheint.«

»Ja, nur daß es gerade das Gegentheil ist.«

»Erklären Sie sich, denn ich fange an des Handels überdrüssig zu werden.«

»Ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, mein Herr, daß, wenn ich noch nicht mit Ihnen in's Reine gekommen bin, dies Ihre Schuld ist.«

»So wollen wir zu Ende kommen.«

»Ich wünsche nichts sehnlicher. Trotz des ausgezeichneten Gedächtnisses, das Sie zu besitzen scheinen, mein Herr, fuhr Salvator fort, »scheinen Sie mir doch vergessen zu haben, daß es zwei Valgeneuse gibt.«

»Wie! zwei Valgeneuse?« antwortete der Notar zitternd.

»Gewiß, der Eine nennt sich Loredan von Valgeneuse, und der Andere Conrad von Valgeneuse.«

»Und Sie kommen von? . . .«

»Dem, welcher sich Conrad nennt.«

»Gut! Sie kannten ihn also früher?«

»Ich habe ihn immer gekannt.«

»Ich wollte sagen vor seinem Tode.«

»Sind Sie sicher, daß er todt ist?«

Bei dieser so einfachen Frage fuhr Herr Baratteau von seinem Tische empor.

»Wie! ob ich sicher sei?« rief der Notar.

»Ja, ich frage Sie, « antwortete der junge Mann ruhig.

»Gewiß bin ich sicher!«

»Sehen Sie mich wohl an.«

»Ich soll Sie ansehen?«

»Ja.«

»Weßhalb?«

»Nun, ich sage Ihnen: ich weiß, dass Herr Conrad von Valgeneuse lebt.« Sie antworten mir darauf: »Ich bin gewiß, daß Herr Conrad von Valgeneuse todt ist, « und ich sage Ihnen: »Sehen Sie mich wohl an, « vielleicht wird die Prüfung die Frage abschneiden.«

»Aber wie sollte diese Prüfung die Frage abschneiden?« fragte der Notar.

»Aus dem unendlich einfachen Grunde, weil ich Herr Conrad von Valgeneuse bin.«

»Sie!« rief Baratteau, dessen Wangen sich mit einer Leichenblässe überzogen.

»Ich, « antwortete Salvator, mit demselben Phlegma.

»Das ist eine Betrügerei!« stotterte der Notar; »Herr Conrad von Valgeneuse ist todt.«

»Conrad von Valgeneuse steht vor Ihnen.«

Während dieses kurzen Gesprächs hatten sich die verstörten Blicke Meister Baratteaus auf den jungen Mann gerichtet, und ohne Zweifel, an das Gedächtniß des Notars appellirend, wirklich die unwidersprechliche Identität festgestellt, denn der Notar, plötzlich aufhörend, entschieden zu leugnen, ging zu einer andern Gesprächsform über.

»Nun, und wenn Sie es wären?«

»Ah!« sagte Salvator, »gestehen Sie, daß das schon etwas heißen würde.«

»Was würden Sie dabei gewinnen?«

»Ich würde dabei zunächst gewinnen, daß ich lebte und dann, daß ich Ihnen beweisen könnte, ich lüge nicht, indem ich Ihnen sage, ich komme von Herrn von Valgeneuse, da Herr von Valgeneuse ich selbst bin; endlich würde ich dabei gewinnen und gewinne bereits, daß ich von Ihnen mit größerer Höflichkeit behandelt, mit mehr Aufmerksamkeit angehört würde.«

»Aber so sagen Sie doch endlich, Herr Conrad . . .«

»Conrad von Valgeneuse, « ergänzte Salvator.

Der Notar schien zu sagen: »wenn sie so wollen« und fuhr fort:

»Aber, Herr Conrad von Valgeneuse, Sie wissen besser, als irgend Jemand, was beim Tode Ihres Herrn Vaters geschehen ist.«

»Besser als irgend Jemand, in der That,« antwortete der junge Mann in einem Tone, der den Notar durch alle Adern schauern machte.

Er nahm sich dessen ungeachtet vor, keck zu antworten und sagte mit einem abgefeymten Lächeln:

»Und doch nicht besser, als ich.«

»Nicht besser, aber ebenso gut.«

Es entstand eine Pause, während welcher Salvator auf den Beamten einen jener Blicke heftete, um welchem die Schlange den Vogel bezaubert.

Aber wie der Vogel nicht ohne Kampf in den Rachen der Schlange fällt, versuchte Herr Baratteau noch zu kämpfen.

»Nun, was wollen Sie also?« fragte er.

»Erstens, sind Sie fest überzeugt von meiner Identität?« fragte Salvator.

»So fest, als man von der Gegenwart eines Menschen überzeugt sein kann, dessen Beerdigung man angewohnt,« sagte der Notar, in der Hoffnung, dem Zweifel dadurch wieder Thür und Thor zu öffnen.

»Das heißt,« versetzte Salvator-. »daß Sie der Beerdigung einer Leiche ungewohnt, die ich' in der Anatomie gekauft und für meinen Kadaver ausgegeben, aus Gründen, die ich Ihnen nicht auseinander zu setzen brauche.«

Das war der letzte Stoß; der Notar versuchte nicht länger die Sache streitig zu machen.

»Wirklich, « sagte er, indem er seiner Verlegenheit Herr zu werden suchte und es nicht übel aufnahm, daß Salvator ihm eine Art Frist gönnte, »je mehr ich Sie ansehe, desto mehr, entsinne ich mich Ihres Gesichtes; aber ich gestehe, daß ich Sie auf den ersten Blick nicht erkannt hätte, erstens, weil ich Sie wirklich todt glaubte, und dann, weil Sie sich sehr verändert haben.«

»Man verändert sich so sehr in sechs Jahren!« sagte Salvator mit einer Art von Melancholie.

»Wie! es sind schon sechs Jahre? Es ist schrecklich, wie die Zeit verfliegt!« machte der Notar, in Ermangelung von etwas Besserem sich in Gemeinplätzen ergehend.

Und während er so sprach, betrachtete Baratteau mit prüfendem Auge den Anzug des jungen Mannes. Nachdem er sich vergewissert, daß es ganz die Kleidung eines Commissionärs sei, an der nichts mangle, nicht mal die Medaille, kehrte seine Ruhe nach und nach wieder zurück, und er glaubte vollkommen klar in dem Verlangen zu sehen, das Salvator an ihn stellte. Er schloß aus seiner Prüfung ganz natürlich; daß, obgleich die Kleidung sehr proper sei, der welcher sie trug, sich in bedrängten Umständen befinde und, wie er ihm bereits gesagt, gekommen sei, um eine kleine Anleihe zu machen; in diesem Falle war Meister Baratteau kein Mann, der auf seiner Hut blieb, und er hatte sich bereits gesagt, wenn Salvator sehr artig wäre, so solle man nicht- sagen, daß der Notar der Familie Valgeneuse den Sohn des Marquis von Valgeneuse, obgleich dieser Sohn ein Bastard, wegen einiger Louisdors Hungers sterben lasse.

Auf diese Weise beruhigt und durch diese Ueberzeugung in eine bessere Stimmung versetzt, vertiefte sich Meister Baratteau in seinen Fouteuil, kreuzte das rechte Bein mit dem linken, nahm einen der auf seinem Schreibtische zerstreuten Acktenpäckchen und begann ihn zu durchlaufen, indem er die Zeit benutzen wollte, welche der verlegene junge Mann dazu brauchte, ihm sein Verlangen auseinander zu setzen.

Salvator lies ihn gewähren, ohne ein Wort zuzusagen; hätte der Notar jedoch in diesem Augenblicke die Augen zu ihm erhoben, so würde er sicher über den Ausdruck von Verachtung erschrocken sein, der auf dem Gesichte des jungen Mannes lag.

Der Notar erhob jedoch die Stirne nicht; er las oder that, als ob er ein gestempeltes und von oben bis unten bekritzelttes Papier durchläse und mit auf das Papier gehefteten Blicken sagte er im Tone ächt christlichen Mitleids:

»Und Sie sind Commissionär geworden, mein armer Junge?«

»Mein Gott, ja, « antwortete Salvator unwillkürlich lächelnd.

»Fristen Sie dadurch wenigstens Ihr Leben?« fuhr der Notar fort, ohne den Blick abzuwenden.

»Ja wohl, « erwiderte Salvator, indem er den Aplomb Meister Baratteau's bewunderte, »ich habe mich nicht zu beklagen.«

»Und wie viel kann das Commissionen machen täglich eintragen?«

»Fünf- bis sechs Franken; Sie begreifen, es gibt gute und schlimme Tage.«

»O, o!« machte der Notar, »das ist ein gutes Geschäft, mit fünf Franken täglich kann man, wenn man nach so wenig ökonomisch lebt, immerhin noch vier- bis fünfhundert Franken jährlich bei Seite legen.«

»Glaubens Sie?« fragte Salvator, indem er beständig den Notar in's Auge gefaßt behielt, wie die Katze die Maus, die sie zwischen ihre Tagen hält.

»Ja wohl, ja wohl!« fuhr Meister Baratteau fort. »Nehmen Sie zum Beispiel mal mich, der mit Ihnen spricht; ich habe als erster Schreiber in eben diesem Bureau zweitausend Franken dank meinem Einkommen erspart, das in fünfzehnhundert Franken bestand: das bildete den kleinen Anfang meines kleinen Knäuels. O, die Oeconomie, mein Lieber, die Oeconomie! es gibt kein wirkliches Glück ohne Sparsamkeit! auch ich war jung; ich habe wie die Andern meine tollen Streiche gemacht; aber ich habe nie mein Budget überschritten, nie die kleinste Geldsumme geliehen, nie die kleinste Schuld gemacht: mit solchen Grundsätzen sichert man sich für seine alten Tage ein ruhiges Leben. Wer weißt vielleicht werden Sie auch noch mal mit der Zeit Millionär!«

»Wer weiß?« machte Salvator.

»Ja; aber indessen sind wir etwas in Verlegenheit, nicht wahr? Wir haben unsre muthwilligen

Streiche gemacht und da wir uns ans dem Trockenen sahen, erinnerten wir uns des braven Meister Baratteau und sagten uns: »Der ist ein guter Junge der uns nicht in der Noth stecken lassen wird.«

»Allerdings, mein Herr,« sagte Salvator, »ich muß gestehen, daß Sie in meinen Gedanken wie mit einer Loupe lesen.«

»Leider!« machte der Notar sentenziös, »wir sind unglücklicher Weise gewöhnt, das menschliche Elend zu sondiren: was mir mit Ihnen begegnet, begegnet mir alle Tage mit fünfzig armen Leuten, die alle ihre alte Leier in demselben Tone beginnen und die ich, sobald sie diese alte Leier beginnen, zur Thüre hinauswerfe.«

»Ja,« sagte Salvator, »ich habe wohl gesehen, als ich bei Ihnen eintrat, daß dies Ihre Gewohnheit ist.«

»Was wollen Sie! wenn man allen beistehen müßte, die unsere Unterstützung in Anspruch nehmen, so würde selbst die Casse Rothschilds nicht ausreichen, aber Sie, mein Lieber,« beeilte sich Meister Baratteau hinzuzufügen, »Sie sind nicht »alle Welt«: Sie sind der natürliche Sohn meines ehemaligen Clienten, des Marquis von Valgeneuse: und so unvernünftig Sie auch sein mögen, wünsche ich doch nichts mehr, als Ihnen einen Dienst zu erzeigen. Wie viel haben Sie, genau berechnet, nöthig? Lassen Sie hören, fuhr der Notar fort, indem er, sich zurückbeugend, die Schublade seines Schreibtisches, in dem er sein Geld hatte, langsam herauszog.

»Ich brauche fünfmal hunderttausend Franken, «sagte Salvator.

Der Notar stieß einen Schrei des Schreckens aus und wäre beinahe zurückgefallen.

»Aber Sie sind ein Narr, mein Lieber!« rief er, die Schublade in ihre Oeffnung zurückwerfend und den Schlüssel in seine Tasche steckend.

»Ich bin ebenso wenig ein Narr, als ich gestorben bin, « sagte der junge Mann; »ich brauche fünfmal hunderttausend Franken und zwar in den nächsten vierundzwanzig Stunden.«

Meister Baratteau richtete einen verstörten Blick auf Salvator; es war, als ob er ihn mit einem Dolch oder einer Pistole in der Hand drohen sähe.

Salvator saß ganz ruhig auf seinem Sessel und sein Gesicht trug das volle Gepräge des Wohlwollens und der Ruhe.

»O, o!« machte der Notar. »Sie haben sicher den Verstand verloren, junger Mann.«

Aber Salvator fuhr fort, als ob er ihn nicht gehört hätte:

»Zwischen jetzt und morgen früh neun Uhr, « sagte Salvator, jedes Wort langsam und nachdrücklich betonend, »zwischen jetzt und morgen früh neun Uhr brauche ich fünfmal hunderttausend Franken. Haben Sie gehört?«

Der Notar schüttelte verzweifelnd den Kopf, wie ein Mensch, der sagen will: »der arme Junge, er weiß sich nicht mehr zu helfen.«

»Sie haben gehört?« wiederholte Salvator.

»Nun, nun, lassen Sie mit sich sprechen, mein Lieber, « sagte Meister Baratteau, der zwar wohl den Zweck Salvators, aber nicht die Mittel begriff, wie er dazu gelangen wollte, und doch eine große Gefahr unter dem Pflagma des jungen Mannes brüten zu sehen glaubte, »wie kann Ihnen in den Sinn kommen, daß, selbst im Hinblick auf Ihren Vater, für welchen ich allerdings eine große Freundschaft und eine hohe Verehrung besaß, ein unglücklicher Notar, wie ich, eine solche Summe sollte borgen können?«

»Das ist wahr,« versetzte Salvator, »ich habe mich eines unpassenden Wortes bedient, ich hätte von Zurückgabe sprechen sollen: damit aber daraus kein Mißverständnis entstehe, wiederhole ich mein Verlangen: ich reclamire also von Ihnen vorerst fünfmal hunderttausend Franken kraft meines Rechts auf Restitution.«

»Restitution?« wiederholte Meister Baratteau mit zitternder Stimme, denn er begann zu begreifen, weshalb der Marquis von Valgeneuse die Thüre hinter sich geschlossen hatte.

»Ja, mein Herr, kraft meines Rechtes auf Restitution, « wiederholte Salvator zum dritten Male in strengem Tone.

»Aber was wollen Sie denn sagen?« fragte mit halb erstickter Stimme und jedes Wort einzeln hervorstoßend der Notar, über dessen Stirne der Schweiß rieselte.

»Hören Sie wohl sagte Salvator.

»Ich höre,« antwortete der Notar.

»Der Marquis von Valgeneuse, mein Vater,« fuhr Salvator fort, »ließ Sie vor bald sieben Jahren kommen . . .«

»Sieben Jahren!« wiederholte der Notar mechanisch.

»Allerdings, es war am 11. Juni 1821 . . . Rechnen Sie.«

Der Notar antwortete nicht und schien auch nicht zu rechnen. Er wartete.

»Es geschah, « fuhr Salvator fort, »um Ihnen ein Testament zu übergeben, durch welches der Marquis, indem er mich als seinen Sohn adoptirte, mich zu seinem Universalerben ernannte.«

»Das ist falsch!« rief der Notar, der augenblicklich ganz grün wurde.

»Ich habe jenes Testament gelesen,« fuhr Salvator fort, ohne das Leugnen des Meister Baratteau gehört zu haben. »Es waren zwei Exemplare von der eigenen Hand meines Vaters geschrieben worden: eine dieser Copien ward Ihnen übergeben; die andere ist verschwunden. Ich

komme, Sie um die Mittheilung dieses Testamentes zu ersuchen.«

»Das ist falsch, ganz und gar falsch!« heulte der Notar, an allen Gliedern schauernd. Ich hörte allerdings Ihren Herrn Vater von dem Plane, ein Testament auszusetzen, sprechen, aber Sie wissen Ihr Herr Vater ist so plötzlich gestorben; es ist wohl möglich, daß ein solches Testament gemacht worden, ohne daß es mir übergeben wäre.«

»Können Sie es beschwören?« fragte Salvator.

»Ich gebe mein Ehrenwort!« rief der Notar, indem er die Hand erhob, als ob er das Crucifix des Assisenhofes vor sich hätte, »ich schwöre darauf!«

»Gut denn, wenn Sie es vor Gott beschwören, Herr Baratteau, « sagte Salvator, ohne im geringsten dadurch außer Fassung gebracht zu werden, »so finde Sie der infamste Schuft, den ich jemals gesehen.«

»Herr Conrad!« stotterte der Notar, indem er auffuhr, als ob er auf Salvator losstürzen wollte.

Dieser nahm ihn jedoch am Arme und setzte ihn wieder in seinen Fauteuil, wie er es etwa mit einem Kinde gemacht hätte.

Nun begriff Meister Baratteau ganz, weshalb Salvator die Thüre hinter sich geschlossen hatte.

»Zum lehren Male,« sagte Salvator in ernstem Tone, »fordere ich sie auf, mich von dem Testamente meines Vaters Einsicht nehmen lassen zu wollen.«

»Es existirt kein solches, existirt kein solches, sage ich Ihnen!« rief der Notar mit den Füßen stampfend.

»Gut, Herr Baratteau, « sagte Salvator, »ich gebe für einen Augenblick, aber nur für einen Augenblick zu, daß Sie von diesem Art keine Kenntniß haben.«

Der Notar athmete wieder auf.

LXXXIV.

Wo Meister Pierre Nicolas Baratteau unter Anleitung Salvator's den Code civil und Code penal studiert.

Die Erleichterung, welche in dem moralischen und physischen Zustande des würdigen Meister Baratteau eingetreten war, dauerte nicht lange, denn beinahe ebenso bald begann Salvator wieder.

»Sagen Sie mir, fuhr Salvator fort, »zu welcher Strafe würde ein öffentlicher Beamter verurtheilt, der ein Testament unterschlagen hätte?«

»Ich weiß es nicht, ich erinnere mich nicht,« sagte der Notar, dessen Augen sich schlossen, als wollte er sich den glühenden Blicken des jungen Mannes entziehen.

»Nun gut, « sagte Salvator, indem er die Hand nach einem Buche ausstreckte, dessen Schnitt in fünf verschiedene Farben abgetheilt war, »wenn Sie es nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen; wenn Sie sich nicht mehr erinnern, so will ich Ihr Gedächtniß auffischen.«

»O!« sagte der Notar lebhaft, »das ist unnöthig.«

»Ich bitte um Verzeihung, « sagte Salvator, den Ende ergreifend, »es ist im Gegentheil durchaus nothwendig: überdies wird es nicht lange dauern: ohne Notar zu sein, habe ich dies Buch tüchtig studirt, und werde nur einen Augenblick nöthig haben, um zu finden, was ich suche. Artikel 254 des Code penal, Buch III.«

Meister Baratteau suchte Salvator Einhalt zu thun, denn er kannte ebenso gut, als dieser, den fraglichen Artikel, aber Salvator hielt die Hand zurück, die der Notar nach ihm ausstreckte, um den Code zu ergreifen, und, den Artikel endlich findend, den er suchte, sagte er:

«Artikel 254; der ist's: hm! hören Sie denn!«

Die Aufforderung war unnöthig, denn der Notar war ganz Ohr.

»Bei Unterschlagung, Vernichtung, Beiseiteschaffung von Urkunden oder Criminalacten, oder andern Papieren, Registern, Acten oder Werthpapieren, welche in Archiven, Kanzleien, oder öffentlichen Depots aufbewahrt werden, oder einem öffentlichen Verwahrer übergeben sind, wird der nachlässige Kanzlist, Archivar, Notar oder sonst Verwahrer mit drei Monaten bis zu, einem Jahre Gefängniß und mit einer Geldbuße von 100 die 300 Franken bestraft.«

»Pah!« schien Meister Baratteau zu sagen, »nehmen wir auch das Maximum der Strafe an, das heißt ein Jahr Gefängniß und dreihundert Franken Geldbuße, so hätte ich da immer noch ein gutes Geschäft gemacht.«

Salvator las auf dem Gesichte Meister Baratteau's wie in einem weit geöffneten Buche.

»Warten Sie, warten Sie, ehrlicher Herr Baratteau, « sagte er; »es ist noch ein Artikel da, welcher die nämliche Strafe betrifft.«

Meister Baratteau stieß einen Seufzer aus.

»»Artikel 255, «« fuhr er fort.

Und er las-:

»»Wer sich der Unterschlagung, Vernichtung oder Beiseiteschaffung, die im vorhergehenden Artikel genannt sind, schuldig macht, wird mit Einschließung bestraft.««

»Bah!« schien der Notar zu sagen. »Nennen wir das Gefängniß oder, Einschließung, das ist ein und dasselbe, gehüpft wie gesprungen . . . vorausgesetzt, daß man überhaupt das andere Testament fände, was mir unmöglich erscheint, denn Herr von Valgeneuse hat mir ja versichert, daß er es ins Feuer geworfen, — und es bleibt immer noch ein gutes Geschäft.«

Zum Unglück für den würdigen Mann ließ ihn Salvator nicht lange in dieser Ruhe.

Die Situation war auch wirklich, wie man sehen wird, durchaus nicht der Art, wie sie sich Meister Baratteau ausgedacht.

Salvator las den zweiten Absatz des Artikels 255.

»Wenn das Verbrechen das Werk des Deposietärs selbst ist, so wird er mit zeitweiser Zwangsarbeit bestraft.«

Das Gesicht des Notare entstellte sich so rasch und so vollständig, daß Salvator befürchtete, er möchte einen epileptischen Anfall bekommen, und die Hand nach der Glocke ausstreckte, um nach Hilfe zu rufen.

Aber der Notar hielt ihn zurück.

»Was wollen Sie thun?« rief er.

»Ich will nach einem Arzte schicken: Sie scheinen mir nicht wohl zu sein, mein lieber Herr.»»

»Es ist nichts, es ist nichts, « sagte der Notar, »achten Sie nicht darauf: ich habe hier und da Magenüblichkeiten; ich hatte heute so viel zu thun, daß ich mir nicht die Zeit nahm, zu frühstücken.«

»Da hatten Sie Unrecht, « sagte der junge Mann, »es ist gut, daß man seine Geschäfte besorgt, aber nicht auf Kosten der Gesundheit, und wenn Sie frühstücken wollen, so werde ich geduldig warten bis Sie fertig sind; wir werden dann unser Gespräch später wieder aufnehmen.«

»Nein, nein, fahren Sie fort, « sagte der Notar, »ich denke, Sie haben mir nichts Wichtiges mehr zu sagen, merken Sie wohl, — das ist eine Bemerkung, nicht ein Vorwurf, — wir sprechen

bereits zehn Minuten von Criminalsachen, gerade als wenn Sie ein Untersuchungsrichter wären und ich ein Verbrecher. Fassen Sie sich kurz, wenn's beliebt.«

»Ei, lieber Herr Baratteau, « rief Salvator, »ich glaube, daß nicht ich es bin, der die Sache in die Länge zieht, sondern Sie, der alte Arten von Schwierigkeiten macht.«

»Ah! Sie begreifen sagte der Notar, »daran ist nur das Schuld, daß Ihnen soeben ein harter Ausdruck in Rücksicht auf mich entschlüpft ist.«

»Ich glaube gesagt zu haben, daß Sie . . .«

»Es ist unnöthig, zu wiederholen, « unterbrach der Notar; »ich will gerne vergessen, und Ihnen selbst in der Erinnerung an Ihren Vater meine Dienste anbieten; aber stellen Sie Ihr Verlangen vernünftiger! Sie können mich in vier Stätte schneiden und ich wäre doch nicht im Stande, Ihnen zugeben, was ich nicht habe. Erklären Sie sich deßhalb categorisch.«

»Nun gut, das will ich eben thun, « antwortete Salvator, »und um mich kurz zu fassen, gehe ich rasch vom Artikel 255 des Code penal zu Artikel 1382 und 1383 des Code civil, Buch 3, Titel IV., Capitel 2 über. Seien Sie ohne Sorgen, ich habe diesen Punkt bereits.«

Der Notar wollte Salvator noch zuvor unterbrechen; dieser ließ ihm jedoch nicht die Zeit und fuhr fort-

»Artikel 1382. Jede Handlung eines Menschen, welche einem Andern Nachtheil bringt, verpflichtet Den, durch dessen Fehler dies geschehen, zum Ersatz.

»Artikel 1383. Jeder ist für den Schaden verantwortlich, den er verursacht, sei es durch seine Handlung, oder auch durch seine Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit.«

Salvator sah auf und sagte, indem er den Finger auf die Artikel hielt, langsam und feierlich:

»Sehen Sie, wir das Gesetz die Unterschlagung bestraft; ich spreche vom bürgerlichen Tod, vom Verlust der bürgerlichen Ehren- und Dienstrechte, nur um Sie daran zu erinnern, es ist ein Einzelnes im Ganzen. Und jetzt, nachdem ich Sie an das Gesetz erinnert, erlauben Sie mir, meine Bitte zu wiederholen: »wollen Sie so gütig sein, mir von jetzt bis morgen früh neun Uhr fünfmal hunderttausend Franken zu verschaffen?«

»Aber,« rief der Notar, indem er that, als ob er sich die Stirne an den Schreibtisch stoßen, das heißt mit dem Kopf wider die Wand rennen wollte, »dabei könnte man den Verstand verlieren, wenn ich ihn nicht bereits verloren, denn die Sprache, die Sie mit mir sprechen, erscheint mir so wahnsinnig, daß ich an einen furchtbaren Alp glauben muß.«

»Beruhigen Sie sich, ehrenwerther Herr Baratteau, Sie sind vollständig wach und ich glaube, daß Sie den Beweis davon geben.«

Der Notar wußte noch nicht, was Salvator ihm sagen wolltet aber er zitterte unwillkürlich, als wenn er es wüßte.

»Zum letzten Male,« sagte der junge Mann, können Sie mir schwören, daß Sie das Testament des Marquis von Valgeneuse weder gesehen, noch empfangen.«

»Ja, ich schwöre es Ihnen vor Gott und den Menschen, daß ich dieses Testament weder gesehen, noch empfangen?«

»Nun,« sagte Salvator kalt, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog, »so wiederhole ich Ihnen meinerseits, damit Sie es nicht vergessen, daß Sie der infamste Schuft sind, den ich jemals gekannt. Sehen Sie!«

Und Salvator, welcher mit der linken Hand Herrn Baratteau, der zum zweiten Male aufspringen, zu wollen schien, zurückhielt, zeigte ihm mit der Rechten das Testament, das er schon einmal, wie man sich erinnern wird, Loredan von Valgeneuse in dem Wirthshause von Chatillon gezeigt, wo Jean Taureau und sein Freund Toussaint Louverture mit dem armen jungen Mann so schlimm umgegangen waren.

Dann las er folgende Zeilen, welche auf dem Couverte standen:

»Dies ist das Duplicat meines eigenhändig geschriebenen Testamentes, dessen Zweite Copie in die Hände des Herrn Pierre Nicolas Baratteau, Notars, Rue de Varennes, in Paris niedergelegt werden wird. Jede Copie ist von meiner eigenen Hand geschrieben und gilt mit dem Original gleich.

11. Juli 1821.

Marquis von Valgeneuse.

»Es heißt werden wird aber nicht ist!« rief der Notar.

»Das ist wahr,« sagte Salvator; »aber hier unter meinem Finger steht ein einfaches Wort, welches die Lücke ausfüllt.«

Er nahm den Finger weg und Meister Baratteau konnte, während ihm der Schweiß auf der Stirne stand, das einzige Wort lesen, das unter den Zeilen stand, die wir so eben citirt:

»Erhalten

P. N. Baratteau.«

Diese kostbare Unterschrift war von einem jener Federzüge begleitet, welche die Notare nur allein zu machen verstehen.«

Meister Baratteau suchte mit ungestümer Hast das Testament zu erfassen, wie es unter ähnlichen Umständen Loredan de Valgeneuse versucht; Salvator jedoch, die Absicht ahnend und der Bewegung zuvorkommend, drückte ihm so kräftig den Arm, daß dieser in bitterem Tone sagte:

»Oh! Herr Conrad, Sie zerbrechen mir den Arm!«

»Elender!« machte Salvator,« indem er ihn verächtlich losließ und das Papier wieder in seine Tasche steckte, »beschwöre jetzt vor Gott und den Menschen, daß Du das Testament des Marquis von Valgeneuse nie gesehen, noch empfangen.«

Dann zurücktretend und die Arme kreuzend, sagte er mit einem Blick auf den Notar:

»Wahrhaftig, ich staune, wie weit das menschliche Gewissen sich betäuben läßt! Ich habe vor mir einen Elenden, welcher glauben mußte, in Folge seines Verbrechens habe sich ein unglücklicher junger Mann von fünf- bis sechszwanzig Jahren das Hirn zerschmettert und dieser Elende folgte seinem Leichenzug, lebte ohne Gewissensbisse, im Genusse der öffentlichen Achtung, die sich von diesem Schufte täuschen ließ; er lebte von dem Leben eines Andern, hatte eine Frau, Kinder, Freunde, lachte, aß, schlief, ohne sich zu sagen, daß er eigentlich nicht in ein elegantes Cabinet, vor einen Schreibtisch in Boulefacon gehörte, sondern an den Pranger, in das Bagno, auf die Galeeren; wahrhaftig die Gesellschaft, die uns solche Ungeheuerlichkeiten bietet, ist eine schlechte und bedarf grausamer Reformen!«

Dann den Ton ändernd, fuhr er fort, indem er die Augenbrauen stark zusammenzog: »Machen wir der Sache ein Ende. Mein Vater hat mir durch Testament all' sein Besitzthum, beweglichem wie unbeweglich Gut, hinterlassen. Sie sind mir so nach, kraft meines Rechtes auf Zurückgabe und Ersatz, ohne Präjudiz für die im Criminalgesetzbuch vorgesehenen Strafen, die Gesamtheit des Besitzthums meines Vaters schuldig, welche in dem Testamente, auf vier Millionen geschätzt ward; ferner das Interesse dieser vier Millionen während sieben Jahre, bestehend in vierzehnmal hunderttausend Franken, wobei Zins ans Zins nicht gerechnet und auch der Schadenersatz, zu dem mich die Artikel 1382 und 1383 berechtigen, nicht in Anschlag genommen ist. Sie schulden mir sonach, ohne für den Augenblick von diesem Schadenersatz zu sprechen, die runde Summe von fünf Millionen viermal hunderttausend Franken. Sie sehen, daß mein Verlangen bescheidener und vernünftiger ist, als Sie behaupten, weil das, was ich verlange, nicht den zehnten Theil meines Vermögens beträgt. Fassen Sie sich deßhalb und bringen mir diese schmutzige Sache sobald als möglich in's Reine.«

Der Notar schien nichts gehört zu haben: die Blicke auf die Erde geheftet, den Kopf auf die Brust herabgebeugt, die Arme starr am Körperhängen lassend, wie die eines Gliedermannes, niedergeschlagen, zu Boden geschmettert, vernichtet, hätte man ihn für den größten Verbrecher halten können, der vor dem strafenden Erzengel des jüngsten Gerichtes steht.

Salvator klopfte ihm ans die Schulter, um ihn aus dieser Betäubung zu reißen und sagte ihm:

»Nun, woran denken wir?«

Der Notar zitterte, als ob ihn die Hand des Gensd'armen des Gerichtshofes berührte;. er hob die wirren, scheuen und bewußtlosen Blicke zu seinem Mitunterredner auf; dann ließ er seinen Kopf auf seine Brust sinken, und nahm seine düstere und verzweifelte Haltung wieder an.

»Halte. Meister Gaudieb,« sagte Salvator, dem der Anblick dieser Menschen nur Abscheu

einflöste, »holla, Meister Gaudieb, wir wollen die Sache kurz und gut abmachen. Ich sagte Ihnen und wiederhole Ihnen, daß ich fünfmal hunderttausend Franken für Morgen früh neun Uhr brauche.«

»Aber es ist unmöglich!« stotterte der Notar leise, ohne den Kopf zu erheben, ans Furcht, dem Blick des jungen Mannes zu begegnen.

»Das ist Ihr letztes Wort?« fragte Salvator. »Sobald es sich um's Nehmen handelt, sollte ein Mann wie Sie nicht in Verlegenheit sein; ich brauche sie.«

»Ich schwöre Ihnen, . . . begann der Notar zu sagen.

»Ah, gut, noch ein Schwur,« machte Salvator mit einem Lächeln, voll der tiefsten Verachtung; »es ist der dritte seit einer halben Stunde und ich glaube an diesen dritten so wenig, als an die ersten. Zum letzten Male verstehen Sie wohl; zum letzten Male — wollen Sie die fünfmal hunderttausendFranken, die ich von Ihnen verlange, mir geben oder nicht?«

»So gönnen Sie mir wenigstens einen Monat, sie aufzutreiben!«

»Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich ihrer Morgen um neun Uhr bedarf; ich habe gesagt, um neun Uhr, nicht um zehn Uhr, das wäre zu spät.«

»Nur eine Woche!«

»Nicht eine Stunde, sage ich Ihnen.«

»Dann ist es unmöglich!« rief der Notar mit verzweifelter Stimme.«

»In diesem Falle weiß ich, was mir zu thun bleibt, « versetzte Salvator, indem er nach der Thüre ging.

Als er den jungen Mann diese Richtung einschlagen sah, fand der Notar alle seine Kräfte wieder und sprang zwischen die Thüre und ihn:

»Um Gotteswillen, Herr von Valgeneuse, entehren Sie mich nicht,« sagte er mit bittender Stimme.

Aber den Kopf abwendend, als ob er ihn nicht ansehen könnte, wies Salvator ihn zurück und setzte seinen Weg fort.

Der Notar holte ihn zum zweiten Male ein und die Hand auf den Knopf der Thürklinke haltend, rief er:

»Herr Conrad, im Namen Ihres Vaters, der große Freundschaft für mich besaß, ersparen Sie mir die Schande.«

Und er sprach diese Worte mit so schwacher Stimme, daß man sie kaum hören konnte.

Salvator war unerschütterlich. «

»Nun, lassen Sie mich gehen.«

»Noch ein Wort,« sagte der Notar; »es ist nicht bloß der bürgerliche Tod, sondern auch der wirkliche Tod, der durch diese Thüre tritt, die Sie sie mit so schrecklichen Absichten öffnen; ich sage Ihnen zum voraus, daß ich meine Schande nicht nur nicht überleben, sondern daß ich keinen Augenblick zögern werde: hinter Ihnen zerschmettere ich mir das Hirn.«

»Sie?« sagte Salvator, indem er ihn verächtlich anblickte; »das wäre das einzige Gute, was Sie thun könnten und deßhalb werden Sie es nicht thun.«

»Ich werde mich umbringen, « sagte der Notar, »und sterbend Ihr Vermögen mit mir nehmen, während wenn sie mir Zeit gönnen . . .«

»Sie sind ein Einfaltspinsel,« antwortete Salvator. »Ist wir nicht mein Vetter Loredan de Valgeneuse Bürge für Sie, wie Sie mir Bürge für ihn sind? Darum, zurück, sage ich Ihnen!«

Der Notar warf sich zu seinen Füßen, umfaßte schluchzend seine Kniee, bedeckte sie mit Thränen und rief: «

»Gnade, mein guter Herr Courad, Gnade!«

»Zurück, Elender!« sagte der junge Mann, indem er ihn mit dem Fuße zurückstieß.

Und er machte noch einen Schritt nach der Thüre.

»Nun gut, ich gebe meine Zustimmung zu Allem, zu Allem, was Sie wollen!« rief der Notar, indem er die Weste des Commissionärs faßte, um ihn am Weggehen zu hindern.

Es war Zeit: Salvator hatte bereits die Thürklinke in der Hand.

»Endlich! Das hat Mühe gekostet, « sagte Salvator, indem er seinen Platz beim Kamin wieder einnahm, während der Notar sich an den Schreibtisch setzte.

Als er saß, stieß er einen tiefen Seufzer aus und schien in seine frühere Apathie zurücksinken zu wollen.

Das war nicht, was Salvator wünschte.

»Nun denn, machen wir die Sache rasch ab,« sagte er; »es ist für eine solche Geschichte schon viel zu viel Zeit vergeudet. Haben Sie die Summe in Geld oder Werthpapieren im Hause?«

»Ich habe ungefähr, hunderttausend Franken in Silber, Gold und Bankbillets, « sagte der Notar.

Und seine Kasse öffnend zählte er die hunderttausend Franken auf den Schreibtisch.

»Und die weiteren viermal hunderttausend Franken?« fragte Salvator.

»Ich habe hierfür ungefähr achtmal hunderttausend Franken Coupons, Obligationen, Schuldverschreibungen u.s.w. u.s.w., « antwortete Meister Baratteau.

»Gut; Sie haben den ganzen Tag, um diese zu verwerthen; nur sage ich Ihnen zum Voraus, ich muß dieses Geld in Bankbillets von tausend oder fünftausend Franken haben, und nicht in Baarem.«

»Ganz wie Sie wünschen.«

»Nun gut, so geben Sie mir Alles in Billets von tausend Franken.«

»Es sei.«

»Sie werden diese fünfmal hunderttausend Franken in zehn Päckchen von je fünfzigtausend Franken vertheilen.«

»Ganz, wie es Ihnen beliebt,« sagte der Notar.

»Gut.«

»Und Sie brauchen dieses Geld? . . .«

»Morgen vor neun Uhr, sagte ich Ihnen schon früher.«

»Es wird heute Abend in Ihren Händen sein.«

»Noch besser.«

»Wohin soll man es Ihnen bringen?«

»Rue Macon, Nr. 4«

»Wollen Sie mir sagen, unter welchem Namen ich nach Ihnen fragen soll, denn ich sehe voraus; daß Sie den Ihren nicht, beibehalten, da man Sie für todt hält?«

»Sie fragen nach dem Commissionär der Rue aux Fers, Herrn Salvator.«

»Mein Herr, « sagte der Notar feierlich, »ich verspreche Ihnen, heute Abend um neun Uhr bei Ihnen zu sein.«

»O! ich zweifle nicht daran, « antwortete Salvator.

»Aber darf ich auch hoffen, mein lieber Herr Conrad, daß ich nichts mehr von Ihnen zu fürchten habe, nachdem ich Ihre Aufträge pünktlich vollzogen?«

»Ich werde mein Verfahren nach dem Ihren bemessen, mein Herr: je nachdem Sie thun, werde

ich thun. Für den Augenblick gedenke ich, Sie in, Ruhe zu lassen; mein Vermögen ist bei Ihnen zu gut placirt, als daß ich es anders zu placiren suchte; ich lasse also vier Millionen neunmal hunderttausend Franken vor der Hand bei Ihnen stehen; brauchen Sie sie einstweilen, aber verbrauchen Sie sie nicht.«

»Ah! Herr Marquis, Sie lassen mir das Leben,« sagte Meister Baratteau, die Augen in Thränen der Freude und Dankbarkeit gebadet.

»Vor der Hand,« sagte Salvator.

Und er verlies das Cabinet, wo sein Herz, seit er eingetreten war, so oft sich vor Schaam und Abscheu gebäumt hatte.

LXXV.

Der Meteor.

Am Tage nach der Szene, welche wir so eben erzählt, bot der Boulevard des Invalidens der verlassen, still und in tiefem Schatten da lag, um elf ein halb in der Nacht, den Anblick eines dichtbelaubten Waldes in den Ardennen. Der Reisende, welcher um diese Stunde Paris durch die Barrière de Vaugirard oder die Barrière der Paillassons betreten, — vorausgesetzt, daß überhaupt ein Reisender auf den Gedanken käme, die Hauptstadt durch eine dieser beiden Barrièren zu betreten, welche nirgend hin und von nirgendwo herführen, — ein solcher Reisender würde sich gewiß hundert Meilen von Paris entfernt geglaubt haben, so sehr bot der Anblick dieser vier langen Reihen von hohen, starken, kräftigen, vom Monde phantastisch beleuchteten Bäumen mit ihren leuchtenden Stirnen und ihren dunkeln Füßen das Bild einer Armee von Riesensoldaten, welche um die Mauer einer babylonischen Stadt Wache standen.

Aber die Person, auf deren Stirne der ungeheure Schatten fiel, schien durchaus nicht von dem Staunen ergriffen, das sich eines Bewohners unserer fernen Provinzen, der nach Paris gekommen wäre, bemeistert hatte. Im Gegentheil die schattigen Alleen, welche wir mit einem Ardennenwald verglichen, schienen für die Person, welche diese geheimnißvolle Einsamkeit belebte, ein vertrautes Schauspiel zu sein, ja, wir sagen nochmals, — nach der Art, wie sie die tiefsten Schatten dieser Dunkelheit aufsuchte — schien sie sogar etwas für ihre Pläne äußerst Günstiges in dieser Finsterniß zu finden.

Der Freund der Dunkelheit ging über den Boulevard hin, wie ein Mensch, der aus einem wichtigen Grund zu dieser nächtlichen Promenade gezwungen ist, indem er den Gegenständen, die er auf seinem Wege begegnete, die größte Aufmerksamkeit widmete, über sich und unter sich, vor sich und hinter sich, rechts und links sah, melancholisch hin und her irrte und, ganz das Gegentheil nun Pierro's Freunde, die wenigen Orte vermied, wohin der Mond schien.

Auf den ersten Anblick wäre man sehr in Verlegenheit gewesen, zu sagen, welcher Classe der Gesellschaft diese Person angehörte; beobachtete man sie jedoch mit Aufmerksamkeit, folgte man ihr in den Kreuz- und Quergängen ihrer Promenade, faßte man ihre Bewegungen und Gebärden in's Auge, indem man ihr auf Schritt und Tritt folgte, beachtete man, wie sorgfältig sie dies und jenes betrachtete und über dies und jenes wegsah, so hätte man bald gewußt, was die Ursache war, welche sie zu so vorgerückter Stunde der Nacht auf den Boulevard des Invalides geführt.

Der Gegenstand, den der Spaziergänger mit der größten Aufmerksamkeit zu beobachten schien, und von welchem er, soweit er sich auch von Zeit zu Zeit entfernte, unwiderstehlich angezogen zu sein schien, war das Gitter der Gräfin Rappt.

Indem er sich an der Mauer hinschlich und den Kopf vorsichtig vorstreckte, bis er die Gitterstangen berührte, tauchte er seinen forschenden Blick in das kleine Gehölz, welches ungefähr zehn Schritte von der andern Seite des Gitters seine tiefen Schatten ausbreitete.

Rur zwei Menschen konnten einen plausiblen Grund oder ein genügendes Interesse haben, um Mitternacht vor dem Gitter Regina's auf- und abzugeben: ein Verliebter oder ein Dieb.

Der Verliebte, weil er über dem Gesehen steht und der Dieb, weil er unter den Gesetzen steht.

Der Fragliche hatte durchaus nicht das Ansehen eines Verliebten.

Und dann, der Verliebte, welcher allein einen plausibeln Grund gehabt, hier auf- und abzugehen das wäre Petrus gewesen, und man weiß, daß Salvator ihm die Weisung ertheilt, entweder zu Hause zu bleiben, oder irgendwo anders, nur nicht hier, spazieren zu gehen.

Sagen wir es sogleich, daß Petrus sich streng an die Vorschrift Salvator's gehalten und zwar an die strenge, indem er zu Hause geblieben.

Er war freilich vollkommen beruhigt durch Salvator, der von Morgens bis Abends im Atelier gewesen und ihm die fünfmal hunderttausend Franken gezeigt, welche Meister Baratteau seinem Versprechen gemäß ihm um neun Uhr gebracht hatte.

Wir sagten, daß der nächtliche Spaziergänger nichts von einem Verliebten gehabt, fügen wir hinzu, daß er außerdem nichts von Petrus hatte.

Es war ein Mann von mittlerem Wuchse, der vom Rücken, wie von vorne, und von beiden Seiten ein sehr gerundetes Aussehen hatte. Er trug einen langen Rock, I der ihm bis auf die Knöchel hinabging und der, vom Halse bis auf die Stiefel fallend, mehr einer Levite oder einem persischen Kasten glich, als einer gewöhnlichen Redingote; er trug ferner einen niedern Hut mit breiter Krämpe, die ihm das Aussehen eines protestantischen Geistlichen oder eines amerikanischen Quäcters gab; endlich war sein Gesicht von einem dicken Backenbarte umsäumt, der bis unter die Augenbrauen hinaufgehend, nur einen sehr kleinen Theil seines Gesichtes frei ließ.

Da es nicht Petrus war, so war es also der Graf Ercolano *** und ein Dieb.

Da es kein Verliebter war, so war es also ein Dieb.

Es war zu gleicher Zeit der Graf Ercolano *** und ein Dieb.

Nachdem dieser Punkt klar erhärtet ist, wissen unsere Leser auch, was er erwartete und begreifen, warum das Gartengitter der Gräfin Rappt seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm.

Als er um halb elf auf den Boulevard gekommen, hatte er sich an allen Ecken umgesehen und die Straßen rechts und links hinauf- und hinab geschaut, und dann sich im Schatten gehalten, nachdem er das Terrain wohl studirt, endlich hatte er den letzten verdächtigen Vorübergehenden, der sich in diesem öden Quartier verspätet, so weit er ging, begleitete sobald die Nacht angebrochen, und er sich Herr des Platzes fühlte, promenirte er wieder, in ernstes Nachdenken versunken, auf dem an den Park der Gräfin Rappt stoßenden Trottoir.

Man konnte ihn auf drei verschiedene Weisen überraschen und dieser dreifachen Gefahr zu begegnen war er um zehn Uhr Abends erschienen, und hatte sich vor dem Gitter aufgestellt. um in aller Ruhe die Angriffsmittel und die sichersten Vertheidigungsmittel zu studiren.

Man konnte von links und von rechts kommen, und ihn unversehens überfallen, während er die Briefe gegen Bankbillets austauschte; aber Leute von solchem Schlage, wie der, welchen wir hier auftreten sehen, lassen sich nicht überfallen, selbst nicht ganz unerwarteter Weise. Wir haben gesagt, daß er auf's genaueste die Lokalitäten in Augenschein genommen und sich versichert habe, daß nirgend ein Verstecken in einem Hinterhalte möglich war; überdies hatte er für einen solchen Fall — denn der Graf Ercolano *** war ein Mann von großer Vorsicht — für diesen Fall hatte er in einem unter seiner großen Levite vollständig verborgenen Gürtel — ein Paar doppelläufige Pistolen und einen langen und spitzen Dolch gesteckt; er konnte also hoffen, im Stande zu sein, sich zu vertheidigen oder wenigstens sein Leben so theuer zu verkaufen, daß die, welche ihm an den Leib wollten, es zu bereuen haben würden.

Von dieser ersten Seite hatte er folglich nichts zu befürchten.

Freilich war von der andern Seite die Gefahr um so größer.

Die Gefahr war größer von der Seite der Rue Plumet, wo das große Thor des Hotel de la Motte-Houdan sich befand, jenes Thor, vor welchem die Wagen halten mußten: man konnte im Hotel hinter dieser Thüre ein halbes Dutzend mit Flinten, Säbeln und Hellebarden bewaffneter Bursche versteckt haben; — in seiner Voraussicht träumte Graf Ercolano *** von den phantastischsten Waffen — und dieses halbe Dutzend bewaffneter Bursche konnte ihn überfallen, während er die Briefe gegen die Bankbillets austauschte.

Aber Graf Ercolano *** war ein Mann von ungewöhnlich fruchtbarer Phantasie und ein Edelmann von seinem Schlage durfte sich durch ein solches Hinderniß nicht lange beängstigen lassen.

Er schlich sich deßhalb in die Rue Plumet, um sie in Augenschein zu nehmen, wie er es mit dem Boulevard gemacht, und nachdem er sich vergewissert, daß die Straße ganz öde und verlassen war, nahm er die Straßenthüre in Augenschein, wie er dies am vorhergehenden Tage bereits auf's sorgfältigste gethan.

Der Zweck dieses Vorgehens war, sich zu versichern, daß in den letzten vierundzwanzig Stunden keine Veränderung vorgegangen war.

Die Thüre befand sich in demselben Zustande wie am Tage vorher.

Es war eine ungeheuer große eichne Thüre mit zwei Flügeln und vier Füllungen: auf jeder Seite zwischen der obern Füllung und der untern Füllung war ein eiserner Knopf von der Größe einer Orange.

Graf Ercolano *** begann damit, daß er die Knöpfe berührte um sich zu überzeugen, daß sie unbeweglich seien; daraus zog er aus seinem weiten Aermel ein eisernes Werkzeug, das die

Form einer 8 gehabt, wenn die Enden dieser 8 nicht oben und unten einen vollständigen Kreis statt des Oval gebildet und diese beiden Kreise statt sich zu berühren, eine gewisse Entfernung von einander gehabt, was diesem Instrumente, wenn man es vertikal sah, folgende Form gab . Er setzte diese 8 oder dieses geschlossene S auf die beiden Thürknöpfe, das heißt er umklammerte jeden der beiden Thürknöpfe mit einem der beiden Enden des Instrumentes; dieses packte die Knöpfe dergestalt, drückte sie so stark und fest, daß der Gesangmeister in stolzer Zufriedenheit mit der Zunge schnalzte.

»Ja,« machte er, indem er an den berühmten Schmid und Rath des König Dagobert dachte und das zu jener Zeit unbekanntes Couplet eines sehr beliebten Vaudevilles parodirte:

»Im hohen Himmel, Deiner letzten Stätte, Wirst Du zufrieden sein, h. Alysius.«

Dieses sinnreiche Instrument hatte wirklich, vorne angebracht, dieselbe Wirkung, wie die eisernen Riegel von hinten, nämlich, daß man mit vier Pferden an der Thüre ziehen konnte, ohne im Stande zu sein, sie zu öffnen.

Aber die dritte Gefahr, die größte, die wirklichste, wenn sie auch von dem Hotel ausging, drohte nicht von der Rue Plumet.

Die Marderfalle, durch welche Graf Ercolano *** am leichtesten gefangen werden konnte, war, ohne Widerspruch, das Gitter, durch welches der Austausch stattfinden sollte.

Nachdem Graf Ercolano *** sein Instrument an der Thüre der Rue Plumet versucht, ging er wieder nach dem Boulevard, den er von Neuem mit noch minuziöserer Genauigkeit in Augenschein nahm: denn die Stunde rückte immer näher heran; so langsam die Zeit auch verfloß.

Es hatte so eben elf drei Viertel geschlagen. Es war deßhalb keine Zeit zu verlieren.

Der Abenteurer ging vor dem Gitter auf und nieder und tauchte seinen Blick so tief er konnte in den Garten, der so dicht belaubt war, wie ein Wald.

Aber es gibt keinen Wald für den Mond, wie keinen großen Mann für seinen Kammerdiener. Graf Ercolano ***, von diesem himmlischen Führer begünstigt, konnte deßhalb mit seinem Blicke bis in die dichtesten Tiefen des Gartens dringen und sich vergewissern, daß dieser ebenso leer war, als der Boulevard.

Dieser momentan öde Garten konnte sich jedoch plötzlich und in einem Augenblicke mit einer Welt von bis an die Zähne bewaffneten Dienern bevölkern. Das war wenigstens der Gedanke unseres Mannes; er beeilte sich deßhalb sich auf diesen Fall vorzubereiten.

Er rüttelte an einer der Staketen des Gitters nach der andern, um sich zu überzeugen, daß sie, wie die eisernen Knöpfe der Thüre ihre gewöhnliche Festigkeit noch hätten; mit andern Worten, er wollte sich überzeugen, daß man nicht mit Hilfe einer im rechten Augenblicke ausgehobenen beweglichen Gitterstange sich auf ihn stürze und ihm das Geld wieder abnehme.

Nach einer genauen Untersuchung gewann er die Gewißheit, daß dies nicht möglich sei.

Es blieb noch die Thüre des Gitters, die, ihre Pflicht als Thüre erfüllend, sich auf die erste beste Requisition eines oder mehrerer Bewohner des Hotel sich öffnen konnte.

Unser Mann schüttelte mit kräftigem Arme daran; die Thüre schien wie am vorhergehenden Tage geschlossen.

Er erhielt den Beweis, daß sie nicht nur geschlossen, sondern sogar doppelt verschlossen war, indem er den Arm auf die andere Seite des Gitters durchschob und sich überzeugte, daß der Riegel tief in der Schließlappe steckte und die Schließkappe solid in die Mauer genietet war.

»Thut nichts,« sagte er, indem er vergeblich den Kopf zwischen zwei Gitterstangen zu schieben dachte, um den Beweis des Augenscheins zu dem des Gefühls zu setzen, »ich habe nur sehr geringes Vertrauen zur Solidität der Schließkappen; acht ich sah schon so viele um mich her fallen.«

Bei diesen Worten zog er aus der Tasche seiner Levite eine Art von Bratenwenderkette von vier bis fünf Fuß Länge.

Diese wickelte er um die Schließkappe, indem er den Knopf des Riegels als Stützpunkt benutzte, zog sie dann um eine der Gitterstangen, machte es mit dem andern Ende der Kette ebenso, wand sie doppelt um die Schließkappe und den Knopf, zog die beiden Enden der Kette fest an sich und machte einen sogenannten Matrosenknoten, ohne daran zu denken, (man denkt nicht an alles) daß dieser Knoten, dem Graf Ercolano *** gemacht, im gegebenen Falle den würdigen Capitän Monte Hauban compromittiren konnte.

»Balthasar Casmajon, der mich die ersten Elemente des Schlosserhandwerks gelehrt, möge im Himmel zur Rechten des h. Aloysius stehen, « murmelte der dankbare Abenteurer, indem er zu größerer Sicherheit ein Schloß an die beiden zusammengefügteten Enden der Kette legte.

Und er hob dabei einen dankbaren Blick zum Sternenzelt empor.

Die Augen wieder senkend gewahrte er drei Schritte von sich einen weißen Schatten.

Es war die Gräfin Rappt.

Der Engel der Ruhe, der unsichtbar an den Gräbern wacht, konnte nicht leiser über den Rasen hingeleiten, als es die junge Frau that.

Sie war wirklich so leise bis auf drei Schritte dem Gitter genaht, daß Graf Ercolano ***, obgleich seine Ohren sehr geübt waren, sie nicht hatte kommen hören.

Obleich er auf diese Begegnung vorbereitet war: und zwar schon lange, brachte der unerwartete Anblick der jungen Frau ganz die Wirkung einer Geistererscheinung auf ihn hervor. Er fühlte eine ähnliche Erschütterung, als wenn er den Faden einer voltaischen Säule berührt hätte; unwillkürlich fuhr er zwei Schritte zurück und sah um sich, als wenn diese plötzliche

Erscheinung das Signal einer Gefahr sein müßte.

Da er nichts sah, als die weiße Gestalt, kein anderes Geräusch hörte, als das Gemurmel des Windes in den Blättern, so machte er einen Schritt, um sich zu nähern.

Aber er vollendete diesen ersten Schritt nicht.

»Hm! Hm!« sagte er, »wenn es ein als Frau verkleideter Mann wäre und dieser Mann einen wohlgezielten Schuß auf mich abfeuerte. Teufelsman hat dergleichen schon erlebt, und weit Schlimmeres noch!«

»Sind Sie es, Frau Gräfin?« fragte er, sich hinter einen Baum stellend.

»Ich bin es, « antwortete Regina mit so sanfter Stimme, daß dieser Ton jeden Verdacht und jede Furcht im Geiste dieses Abenteurers verscheuchen mußte.

Er näherte sich deßhalb augenblicklich und sich respektvoll vorbeugend, sagte er:

»Madame, ich bin Ihr ergebenster Diener.«

Da Regina jedoch nicht in der Absicht gekommen war, Artigkeiten mit dem Grafen Ercolano *** auszutauschen so begnügte sie sich, mit einer leichten Neigung des Kopfes und den Arm nach dem Gitter ausstreckend, zu antworten:

»Hier sind die ersten fünfzigtausend Franken; Sie können sich überzeugen, ob die Billets gut sind und die Zahl richtig ist.«

»Gott behüte mich, Ihnen nachzuzählen, « sagte der Gauner, während er die ersten fünfzigtausend Franken in seine rechte Tasche steckte.

In dem er sich umsah und dann einen Brief aus seiner linken Tasche nahm, sagte er:

»Hier der Brief.«

Die Fürstin, weniger zuversichtlich, als der Graf Ercolano ***, nahm den Brief, hob ihn an's Licht des Mondes und steckte ihn erst, nachdem sie sich versichert, daß es ihre Handschrift war, in den Busen, worauf sie dem Abenteurer ein zweites Paket von fünfzigtausend Franken übergab.

»Das gleiche Vertrauen, Madame, « sagte dieser, indem er ihr den zweiten Brief übergab.

»Lassen Sie uns eilen, « sagte Regina, indem sie verächtlich den Brief nahm und ihn wie den ersten an's Licht hielt, eine Probe, die sie abermals zu beruhigen schien, denn sie gab dem Grafen Ercolano *** ein drittes Paket Billets.

»Das unveränderte Vertrauen, « wiederholte dieser.

Und das dritte Paket mit Bankbillets, welches den beiden ersten folgte, hatte das Uebergeben des dritten Briefes zur Folge.

Als sie beim sechsten Pakete angekommen waren, und er im Begriffe stand, ihr den sechsten Brief zu übergeben, glaubte der Abenteurer ein Geräusch ähnlich dem Knistern der Blätter, zu hören; so schwach dies Geräusch auch war, überlief ihn doch ein kalter Schauer.

Das Geräusch erschreckte ihn um so mehr, als er, die Ursache nicht ahnen konnte.

»Einen Augenblick, Fürstin!« rief er zurückfahrend: »es kommt mir vor, als ob etwas im Anzuge ist; erlauben Sie, daß ich mich vergewissere.«

Mit diesen Worten zog er ein Pistol hervor, und spannte den Hahn, während der Mondstrahl über den Lauf hinblitzte.

Regina stieß, als sie das Pistol in der Hand des Banditen sah, einen schwachen Schrei aus und fuhr zurück.

Dieser Schrei, so schwach er war, konnte ein Signal sein.

Und der Gauner trat auf den Weg, um weiter zusehen.

»O, mein Gott!« murmelte Regina, »geht er gar, um nicht wieder zu kommen?«

Und sie folgte ihm voll Angst mit den Blicken.

Der Bandit begann aufs Reue seine Nachforschungen, das Pistol beständig in der Hand.

Er ging über den Boulevard, sah, soweit sein Auge reichte, und kehrte dann in die Rue Plumet zurück, um sich zu vergewissern, daß die Thüre noch immer verbarrikadirt sei, und keine Miene mache, sich zu öffnen.

Die Sachen befanden sich noch in demselben Zustande, in welchem er sie verlassen hatte.

»Thut nichts, " sagte er, indem er auf seinen alten Posten zurückkehrte, »das ist ein fatales Geräusch, da ich nicht weiß, woher es kommt. Ob ich so dumm bin, und weggehe? . . . Ich habe bereits dreimal hunderttausend Franken in der Tasche, ein hübscher Pfennig; auf der andern Seite sind die beiden restirenden hunderttausend Franken auch verteufelt angenehm . . .«

Und sich mit einer Miene umschauend, welche, darauf hindeutete, daß er sich zu beruhigen begann, fuhr er fort:

»Noch allein sehe ich nicht ein, weshalb ich stark über ein so leichtes Geräusch erschrecke; die Sache hat zu gut angefangen, um nicht ebenso zu endigen. Nehmen mir das Gespräch wieder auf, wo wir es gelassen.«

Und der Abenteurer, nachdem er einen scheuen und fahlen Blick wie eine Hyäne nach Rechts

und nach Links geworfen, kehrte wieder zu dem Gitter zurück, wo die arme Regina, zitternd bei dem Gedanken, daß der Elende sich mit ihren vier letzten Briefen davon machen wolle, mit zusammengepreßten Zähnen und verzweiflungsvoll händeringend wartete.

Sie athmete wieder aus, als sie den Abenteurer sich ihr nahen sah, und die Augen mit dem Ausdruck tiefer Dankbarkeit zum Himmel erhebend, murmelte sie:

»O mein Gott, ich danke Dir!«

»Entschuldigen Sie, Madame, aber ich hatte ein drohendes Geräusch zu hören geglaubt. Es ist nichts: alles ist ruhig rings um uns her und wenn Sie wollen so fahren wir fort. Hier ist Ihr siebenter Brief.«

»Und hier Ihr siebentes Paket.«

Der Graf Ercolano *** nahm es, und während er es zu den übrigen sechs in die Tasche steckte, unterwarf Regina den Brief der gleichen Prüfung, wie die übrigen.

»Wahrhaftig, dachte der Abenteurer, indem er den achten Brief aus seiner Tasche zog, »diese Gräfin Rappt ist von einem übertriebenen Argwohn; ich glaubte doch bei diesem Handel alle erdenkliche Rücksicht und Legalität walten gelassen zu haben. . . Endlich! . . .«

Und den neunten Brief herausziehend, sagte er, gewissermaßen nur sich für den Argwohn Regina's zu rächen:

»Neunter Brief von derselben an denselben.«

Das Gesicht Regina's, blaß wie der Mond, der es beleuchtet, färbte sich mit der rothen Tinten der untergehenden Sonne.

Sie tauschte rasch den neunten Brief gegen das neunte Paket ein und nachdem sie diesen Brief ebenso sorgfältig wie die andern betrachtet, steckte sie ihn in ihren Busen.

»Sie bleibt dabei, « dachte der Abenteurer, die Billets einsteckend.

Dann sagte er in höhnischem Tone:

»Zehnter- und letzter Brief, zum selben Preise, wie seine älteren Brüder, obgleich dieser Brief soviel werth ist, als alle zusammen; aber Sie kennen unsere Bedingungen für diesen, geben Sie!«

»Ja, « sagte Regina, indem sie ihm das letzte Paket zu gleicher Zeit gab, während sie die Hand nach dem letzten Briefe ausstreckt: »geben Sie und nehmen Sie!«

»Ein Vertrauen, das mich ehrt, « sagte der Abenteurer, indem er den Brief gab und das Paket nahm; »hier!«

Und der Abenteurer athmete hoch auf.

Man hörte den Athem von Regina nicht: sie vergewisserte sich, daß der letzte Brief, wie die neun andern, von ihrer Hand war.

»Und jetzt, « fuhr der schamlose Gauner fort, »Jetzt ist es meine Pflicht, Frau Gräfin, Ihnen, nachdem Sie mich; bereichert, den Rath eines Mannes von Welt zu geben. Glauben Sie der Erfahrung eines alten Rautiniers, lieben Sie, soviel Sie wollen, aber schreiben Sie nicht!«

»Genug, Elender wir sind quitt!« rief die Gräfin.

Und sie entfernte sich rasch.

Zur gleichen Zeit und als wenn diese Worte ein zwischen ihr und einer höhern Macht verabredetes Zeichen wären, fühlte der Graf Ercolano *** auf seinen Kopf, ähnlich einem vom Himmel faltenden Meteor, einen Gegenstand von solcher Größe, namentlich solcher Schwere herabstürzen, daß der Abenteurer am Boden ausgestreckt lag, ehe er sah, daß er gefallen war.



LXXVI.

Worin erwiesen ist, daß schlecht erworben Gut nicht gedeiht.

Die Sache war so rasch gegangen, daß der Abenteurer nicht gefallen, sondern gestürzt war. Er konnte sich deßhalb auch von dem Verfall keine Rechenschaft geben; er fühlte nur, daß eine unwiderstehliche Kraft seine Hände packte, sie auf seinem Rücken zusammendrückte und sie mit einer Art, Schraubenmutter festbog, die sich schloß, ungefähr wie das sinnreiche Instrument, das er erfunden, sich an den Knöpfen der Thüre in der Rue Plumet geschlossen hatte.

Nachdem diese Vorsichtsmaßregel getroffen und Graf Ercolano *** so unschädlich gemacht war, wie ein Kind, fühlte sich dieser von der Erde aufgehoben, und von der horizontalen Lage, in der er sich befand, in die verticale Lage, das heißt auf seine Füße gebracht, die dem Menschen, dem die Natur das os sublime den Himmel anzuschauen gegeben, allein natürliche Lage.

Wir müssen es gestehen, Graf Ercolano ***, der wieder in diese Lage gebracht war, sah nicht den Himmel an: er suchte vielmehr den in's Auge zu fassen, mit dem er es zu thun hatte und der ihn auf eine so barsche, wir können sogar sagen, brutale Weise, seine Kraft fühlen lies.

Aber er sah durchaus nichts: der Mensch, wenn es ein solcher war, wußte sich vollständig hinter ihm unsichtbar zu machen.

Da jedoch eine von den Händen dieses Menschen genügte, seine beiden Hände festzuhalten, so fühlte er, wie die andere auf die indiscreteste Weise an ihm herumtastete.

Diese Hand hielt an, seinem Gürtel inne, nahm eines der Pistolen, die darin steckten, und warf es über die Mauer.

Dann machte sie es mit der andern ebenso.

Darauf schickte sie auch den Dolch zu den Pistolen.

Nachdem sie sich ferner vergewissert, daß die beiden Pistolen und der Dolch die einzigen Waffen seien, welche Graf Ercolano *** an sich trug, fuhr sie von dem Gürtel nach dem Halse, den sie auf dieselbe Weise packte, wie die andere Hand die beiden Handgelenke und begann den Hals zu drücken, wie es ungefähr eine Schraube gethan, die von einer starken und gleichmäßigen Kraft in Bewegung gesetzt wird.

Je mehr die Halsschraube sich zudrückte, desto mehr ließ die Schraube an den Händen nach, so daß Graf Ercolano *** nach und nach wieder den Gebrauch seiner Hände bekam, dagegen den seiner Sinne verlor.

Vielleicht wird man sich fragen, wie dieses menschliche Meteor, das den Grafen Ercolano *** in eine so peinliche Lage brachte, den lauernden Blicken eines Mannes entgehen konnte, der so sehr gewöhnt war das Terrain zu sondiren, auf dem er sich bewegte: darauf antworten wir, daß

Graf Ercolano ***, als ächter Materialist, sich nur mit der Erde beschäftigt und darob den Himmel ganz versäumt hatte. Wie man gesehen, war das Meteor vom Himmel gefallen oder wenigstens von den dichtbelaubten Aesten eines der Kastanienbäume, welche die Gartenthüre Regina's beschatteten.

Wenn unsere Leser jetzt zu wissen wünschen, welcher Art dieses unerwartete Meteor war, das auf eine für unsern Abenteurer so unangenehme Weise auf seine Schultern herabfiel und dessen Hand sich seinem Hals so genau anpaßte, so sagen wir ihnen, was sie vielleicht bereits selbst ahnen, daß dieser Meteorstein Niemand anderes, war, als der Schmerzensdulder von Mademoiselle Fisine, das heißt unsre alte Bekanntschaft, der rauhe Zimmermann Barthelemy Lelong, genannt Jean Taureau.

Als Salvator nämlich am Tage vorher Abends um Zehn von Petrus weg gegangen den er durch die Vorzeigung der fünfhundert Tausendfrankenbillets beruhigt hatte, begab er sich zu dem Zimmermann, der, als er ihn sah, ihm sogleich anbot, zwei oder drei Tage, ja eine ganze Woche seiner Arbeit, wenn es sein müsse, opfern zu wollen.

Ich verlange nur einen Deiner Abende,« hatte Salvator geantwortet.

Nachdem er ihn dann unterrichtet, daß er seines Armes bedürfe, ohne ihm eine weitere Erklärung zu geben, hatte er für den andern Abend um neun Uhr ein Rendezvous auf dem Boulevard des Invalides mit ihm ausgemacht.

Nachdem er ihm dort einen dichtbelaubten Kastanienbaum bezeichnet, der sich an einer Seite des Gitters des Hotels befand, hatte er zu ihm gesagt:

»Du steigst aus diesen Baum: Du bleibst darauf, ohne Dich zu rühren. ohne die mindeste Bewegung zu machen, und hältst Dich so verborgen, als Du kannst, bis Mitternacht. Um diese Zeit oder vielleicht schon früher wirst Du einen Mann vor diesem Gitter auf- und abgehen sehen: Du wirst, ihn aufmerksam beobachten und Dich nicht rühren, was er auch thun mag. Um Mitternacht wird von der andern Seite des Gitters eine Dame kommen, die mit diesem- Manne etwas verhandeln und die zehn Pakete mit Tausendfrankenbillets gegen zehn Briefe mit ihm austauschen wird. Du wirst sie gewähren lassen. Beim zehnten Briefe wird die Dame ihm die Worte sagen: ‚Wir sind quit‘ Sobald diese Worte ausgesprochen sind, fällst Du auf diesen Menschen herab, ergreifst ihn an der Gurgel, und drückte sie ihm so lange, bis er Dir die Billets zurückgegeben. Im Uebrigen handelst Du ganz nach den Umständen, bringst ihn ein wenig Um, wenn Du willst, aber nicht ganz, es sei denn, daß es nicht anders geht.«

Man sieht, daß Jean Taureau bereits einen Theil der Befehle Salvators pünktlich vollzogen hatte: sehen wir jetzt, wie er das Uebrige zu Ende führte.

Wir verließen Jean Taureau, wie er dem Grafen Ercolano *** den Hals zusammenschnürte, daß seine Stimme beinahe erstickte: da er jedoch während der Erklärung, die wir soeben unsern Lesern gegeben, sie beständig fort drückte, so streckte dieser nächstens die Zunge heraus.

»So,« sagte Jean Taureau, nachdem er kluger Weise damit begonnen, seinen Gegner zu

entwaffnen, »jetzt laß uns sprechen.«

Der Graf Ercolano *** ließ einen erstickten Ton hören.

»Du bist damit einverstanden? Gut!« sagte Barthelemy, der das Brummen des Grafen sich auf seine Weise erklärte; »Du wirst mir jetzt, « fuhr er in unheimlichem Basse fort« »alles zurückgeben, was Dir diese junge Dame so eben gegeben.«

Der Abenteurer zitterte, als wenn er die Trompete des jüngsten Gerichtes gehört und diesmal antwortete er Jean Taureau auch nicht einmal durch ein Brummen.

War er erstickt oder weigerte er sich.

Er erstickt bereits, aber er weigerte sich auch.

Jean Taureau erneuerte sein Verlangen, indem er ihn etwas stärker drückte.

Graf Ercolano *** der wieder Herr seiner Hände war, suchte nun seinerseits den Gegner am Halse zu packen.

»Weg mit den Pfoten!« sagte Jean Taureau.

Und er führte dabei mit der Hand einen Schlag auf das Gelenke des Grafen, daß dieser losließ.

Dann drehte Jean Taureau die Schraube noch einmal um, und Graf Ercolano *** streckte die Zunge noch einen Zoll länger heraus.

Vielleicht wird der Leser fragen, weshalb Jean Taureau von dem Grafen Ercolano *** eine so peinliche, den Gewohnheiten desselben so entgegengesetzte Sache verlangte, nämlich herauszugeben, was er mal genommen, und er es nicht selbst lieber aus der Tasche holte, was nicht schwieriger gewesen, als ihm seine Pistolen und seinen Dolch aus dem Gürtel zu nehmen und sie über die Mauer zu werfen.

In diesem Falle antworten wir, daß Salvator gesagt hattet »Du wirst ihm den Hals zusammenschnüren, bis er Dir die Billets zurückgegeben, « und daß Jean Taureau, der treu an der gegebenen Vorschrift hielt, nicht nehmen wollte, sondern erwartete, daß man gab, und den Hals des Grafen Ercolano *** immer fester zusammenschnürte, um ihn von selbst zu dieser Entwicklung der Sache zu bringen.

»Ah! so! du willst also nicht antworten?« sagte Jean Taureau, der, nicht in Rechnung ziehend, daß es dem Gesangmeister unmöglich war, einen einzigen Ton hervorzubringen, sich einbildete, es sei blos böser Wille von seiner Seite und, um ihn zum Antworten zu zwingen, den Hals mit der Schraube noch um einen weiteren Zahn zudrückte.

Trotz dieses Druckes oder vielmehr wegen dieses Druckes antwortete dieser weniger als je.

Er machte nur mit jenen beiden Armen verzweifelte Gesten, welche Jean Taureau zu erkennen

gaben, es sei vielleicht weniger böser Wille, als er hinter dem Schweigen des Grafen Ercolano *** vermuthete.

Er drehte ihn deßhalb etwas nach Rechts, um in seinem Gesichte lesen zu können, was die Stimme ihm zu sagen sich weigerte.

Das Gesicht war blau angelaufen; die blutigen Augen traten aus ihren Höhlen hervor; die Zunge hing an einer Seite des Mundes bis zur Cravatte heraus.

Jean Taureau begriff die Situation.

»Kann ein Mensch so hartnäckig sein!« sagte er. Und er drehte noch einen Zahn mehr um.

Diesmal gingen tausend Todtenfackeln an den Blicken des Abenteurers vorüber; so lange er nur unter dem Druck litt, hatte er muthig Widerstand geleistet; als er aber die schon ziemlich geschmälerte Luft von Außen sich ganz abgeschnitten fühlte, steckte er rasch die Hand in die Tasche und lies neun von den zehn Paketen mit Bankbillets auf den Bodenfallen, denn man konnte kaum mehr sagen, daß er sie geworfen hätte.

Jean Taureau gab die Hände des Abenteurers frei, ohne jedoch den Hals desselben loszulassen; der arme Mensch keuchte aufs peinlichste.

Während jedoch die reine Nachtluft in die Lungen des Grafen Ercolano *** drang, kehrte auch wieder die Hoffnung in sein Herz zurück.

Als er in der großen Tasche suchte, in die er die Bankbillets gesteckt, hatte er in der Tiefe dieser Tasche ein Messer gefunden, ein gewöhnliches Messer, das er unter allen andern Umständen verachtet hatte, das unter den gegenwärtigen jedoch der Dolch des Erbarmens war.

Der Grund, weßhalb er nur neun statt zehn Pakete auf den Boden hatte fallen lassen, war der:

Er hoffte, während er in seiner Tasche wühlte, um das zehnte Paket zu suchen, sein Messer öffnen, und war dies mal geöffnet, das Gleichgewicht zwischen seinen und seines Gegners Kräften herstellen zu können.

Jean Taureau zählte, ohne den Grafen Ercolano *** loszulassen, die zerstreuten Pakete und da er nur neun sah, verlangte er das zehnte.

»Lassen Sie mich wenigstens in meiner Tasche suchen, « erwiderte der Gaudieb mit erstickter Stimme.

»Das ist nicht weniger, als billig,« sagte Jean Taureau, »suche!«

»So lassen Sie mich los!«

»Wenn ich die richtige Zahl habe, « antwortete Jean Taureau, »dann werde ich Dich loslassen.«

»Hier ist die Zahl, « sagte der Gaudieb, indem er das zehnte Paket neben die neun ersten warf, zu gleicher Zeit aber in den dunkeln Tiefen seiner Tasche sein Messer öffnete.

Jean Taureau hatte nur eine Zusage gemacht:er hatte zu Graf Ercolano *** gesagt, daß er ihn loslassen werde, sobald er seine Zahl habe; er hatte seine Zahl und lies ihn los.

Graf Ercolano *** hatte sich geträumt, er werde den Zimmermann, wenn er sich hinabbeugte, um die Bankbillets zusammen zu raffen, die drei Schritte von ihm lagen, mit einem Sprung auf den Coloß durchbohren oder wenigstens ihm einen Stich versetzen können; aber das war eine thörichte Erwartung, ein sinnloser Traum; denn Jean Taureau, obgleich er nicht gerade das Pulver erfunden, das für einen so glücklich begabten Menschen eine luxuriöse Zerstörungsart scheinen mußte, Jean Taureau hatte den abscheulichen Plan des Abenteurers gehaßt und betrachtete seine Billets nur mit *einem* Auge.

Es versteht sich von selbst, daß er, den Grafen Ercolano *** mit dem andern beobachtend, in seiner Hand die Klinge des Messers bemerken mußte, das so breit wie ein Waschbläuel war und das des Abenteurers Handgelenke durch Zusammenschnappen zu zerschneiden drohte.

Im nächsten Augenblicke sprang das Messer durch einen einfachen Druck der Muskeln des Vorderarmes aus der Hand des Grafen Ercolano *** während diesem zu gleicher Zeit die Kniee einbrachen und er rücklings zu Boden stürzte.

Jean Taureau stemmte sein Knie aus die Brust des Besiegten, welche ein dumpfes Krachen hören ließ. begleitet von einem erstickten Röcheln; und da er ihn in der Nähe der Pakete zu Boden geworfen, steckte er eines um das andere in seine Tasche. Er war ganz in diese Beschäftigung vertieft, als er zu bemerken glaubte, daß sein röchelnder Feind die Hand nach dem Messer ausstreckte

Jean Taureau sah, daß er der Sache ein Ende machen müsse und mit einem Fausthieb, der das Thiere welcher seinen Namen trug (Stier) zu Boden geschmettert hätte, heftete er so zu sagen den Kopf des Gesangmeisters an den Boden, indem er ihm mit einer Art von Ungeduld, die komisch gewesen, wäre sie nicht von einer so rohen That begleitet gewesen, sagte:

»Will man denn nicht endlich ruhig bleiben?«

Diesmal blieb der Abenteurer freiwillig oder unfreiwillig ruhig. Er war ganz erschöpft.

Jean Taureau zählte seine Billetpakete; es waren nur neun.

Und Salvator hatte ihm doch von zehn gesagt.

Es fehlte ihm also noch eines.

Wie sehr es dem würdigen Zimmermann auch widerstrebte, in den Taschen seines Nächsten zu wühlen, mußte er sich doch entschließen, die des Gauners zu durchsuchen, eine Operation, die er sogleich vornahm.

In der dritten Tasche, die er umdrehte, fand er das zehnte Paket.

Jean Taureau wollte nicht weiter-.

Er stand deßhalb sogleich auf und erwartete, Graf Ercolano *** werde sich gleichfalls erheben.

Nach Verfluß von fünf Minuten merkte er, daß er vergeblich wartete; der Graf gab kein Lebenszeichen von sich.

Jean Taureau nahm seinen Hut ab — es war ein- sehr höflicher Mann dieser Jean Taureau trotz seines, groben Aeußern — und grüßte respektvoll den Abenteurer.

Dieser, sei es, daß er weniger höflich war, als der Zimmermann, sei es, daß seine Erschöpfung es ihm unmöglich machte, bewegte nicht den kleinsten Finger.

Jean Taureau betrachtete ihn zum letzten Male und da er sah, daß er in seiner Unbeweglichkeit verharrete, warf er seine linke Hand mit einer Bewegung, welche sagen wollte: »Das ist schlimm, aber Du hast es nicht anders gewollt, mein Junge! in die Luft.

Dann entfernte er sich langsam, mit beiden Händen in der Tasche, und dem ruhigen und regelmäßigen Schritte eines Menschen, der überzeugt ist, daß er seine Pflicht gethan.

Der Abenteurer kam erst lange Zeit, nachdem Jean Taureau zu Hause gekommen war, wieder zum Bewußtsein, nämlich zu jener frühen Morgenstunde, wenn der Thau vom Himmel auf die Erde herabsteigt.

Dieser Thau, so wohlthätig für Pflanzen und Blumen, ist, wie es scheint, nicht minder wohlthätig für das Thiergeschlecht, als für das Pflanzengeschlecht; denn kaum waren seine ersten Thränen gefallen, als Graf Ercolano *** wie ein Mensch, der sich erkältet hat, nieste.

Fünf Minuten später bewegte er sich, erhob sich, ließ den Kopf wieder sinken, hob ihn nach einmal und fand endlich nach drei oder vier vergeblichen Versuchen sein Gleichgewicht wieder.

Einen Augenblick lang saß er unbeweglich da, wie ein Mensch, der seine Gedanken zu sammeln bemüht ist; dann stöberte er in seinen Taschen und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Das Gedächtnis erwachte offenbar wieder in ihm.

Dies Gedächtnis zeigte ihm einen Abgrund.

Dieser Abgrund war öde und leer, die Tasche, die einen Augenblick lang fünfmal hunderttausend Franken, das heißt fünfundzwanzigtausend Livres Rente in sich geschlossen.

Da Graf Ercolano *** jedoch ein großer Philosoph war, so bedachte er im nächsten Augenblicke wieder, daß, so groß auch sein Verlust sei, dieser noch weit größer hätte sein können, sofern sehr wenig gefehlt, daß er mit seinen fünfmal hunderttausend Franken auch noch

etwas weit kostbareres verloren hätte; nämlich sein Leben.

Und das Leben, wenn auch etwas zerstoßen und zerquetscht, so doch immer noch im Innern kräftig, war ihm geblieben.

Das war es, wessen er sich zuerst versicherte, indem er mit Entzücken die Luft schlürfte, und tief aufathmete, wie ein Mensch, der seit langes des Genusses beraubt ist, der sich mit dieser Thätigkeit verbindet, dann bewegte er mit Behagen seinen Hals in der Cravatte, wie's ein Gehenkter etwa machen würde, der den Strick zerschnitt; endlich die Stirne mit dem Aermel seiner Levite trocknend, stand er schwankend auf, sah sich mit etwas dummer Miene um, hustete mit einer schmerzlichen Zusammenziehung der Brustmuskeln, schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, es werde einige Zeit dauern, bis er sich von diesem Angriff erhole, drückte den Hut in die Stirne und ohne nach vorne oder zurück, nach rechts oder links zu sehen, wie er es gemacht, als er gekommen war, eilte er so rasch er konnte davon, indem er dem Himmel dankte, daß er ihm ein Leben erhalten, von dem er noch so guten Gebrauch für sein eigenes Glück und für das seiner Nebenmenschen machen konnte.

Und jetzt würden wir glauben, dem Scharfsinn unserer Leser unrecht zu thun, wenn wir einen Augenblick zweifelten, dass sie in dem Gemäldeliebhaber, der sich bei Petrus als sein Pathe unter dem Namen des Capitän Berthaud Monte Hauban eingeführt, in dem Grafen Ercolano ***, in dem Gesangmeister, dem Abenteurer, dem Gauner, welchen Jean Taureau beinahe erdrosselt, nicht unseren alten Bekannten erkannt, den Mann, der zur großen Freude von Petrus am Fastnachtsdienstag dieses Jahres auf der Esplanade des Conservatoriums, die Nase in einem Pappfutteral von drei bis vier Zoll Länge, spazieren ging, den Herr Gibassier, welcher, Dank dem Vertrauen, das er bei Herrn Jackal genoß, von Zeit zu Zeit gewisse lucrative, aber auch gefährliche Unternehmungen machen zu können glaubte.

LXXVII.

Wo Mademoiselle Fisine Salvator, ohne es zu wollen, einen großen Dienst erzeigt.

Am Tage nach diesen Ereignissen, gegen sechs Uhr Morgens schritt Salvator über die Schwelle der niederen Thüre des Hauses, welches Jean Taureau und seine rothe Freundin, Mademoiselle Fisine, in der Rue de la Bourbe bewohnten.

Lange ehe er in die vierte Etage kam, wo sich die Wohnung des Zimmermanns befand, hörte Salvator die eigenthümliche Gesangssprache, die er wie man sich erinnert, schon zu so zahlreichen Malen gehört, namentlich an dem Tage, wo er gekommen, Barthelemy Lelong zu bitten, ihn nach dem Schlosse von Viry zu begleiten.

Mademoiselle Fisine schleuderte gegen den Zimmermann das ganze Verzeichniß ihrer schärfsten Flüche; der Riese brummte, wie Polyphem, der Acis und Galathea überraschte. «

Und doch handelte es sich, wie wir sehen werden, diesmal nicht um Liebe.

Salvator pochte stark an die Thüre.

Mademoiselle Fisine, mit aufgelösten Haaren, aus dem Kopfe stehenden Augen, die Schultern außer dem Kleide, Mademoiselle Fisine öffnete, mit unanständig entblößter Brust und Hals, schnaubend und roth vor Zorn die Thüre.

»Ei, ei! ich kann nicht ein einziges Mal kommen, ohne Zeuge eurer Streitigkeiten zu sein?« sagte Salvator, indem er die Geliebte des Zimmermanns streng ansah.

»Er hat Unrecht,« sagte die große Person.

»Sie ist eine Gans!« rief Jean Taureau, indem er auf Mademoiselle Fisine losstürzte und die Faust über ihr erhob, um sie zu ermorden.

»Nun denn,« sagte Salvator halb lachend, halb streng, »es ist noch zu früh, um eine Frau zu schlagen, Jean Taureau; man hat nicht die Entschuldigung des Rausches für sich«

»Für diesmal, Herr Salvator,« erröthete der Zimmermann, »kann ich ihnen nicht gehorchen; seit einer Stunde juckt mir der Arm, ich muß ihr durchaus den Kopf zerschlagen.«

Jean Taureau war furchtbar anzuschauen; sein Athem hatte den Ton eines Schmiedeblasebalgs; seine blassen und aufeinandergepreßten Lippen zitterten; seine Augen waren wirr, von Blut unterlaufen und schossen Flammen.

Mademoiselle Fisine, welche schon seit lange gewöhnt war, den Riesen in der Wuth zu sehen, fühlte ihr Blut in den Adern erstarren; sie sah, daß es um sie geschehen wäre, wenn der Commissionär nicht energisch und namentlich rasch in's Mittel träte; sie stürzte deßhalb auf ihn

zu, umschlang ihn mit ihren beiden langen Armen, und sagte mit einem Blick voll Schrecken zu ihm aufschreiend:

»Retten Sie mich; im Namen des Himmels, Herr Salvator, retten Sie mich!«

Salvator machte sich mit dem Ausdruck sichtlichen Abscheus aus dieser Umarmung los; dann schob er die große Person hinter sich, trat auf Jean Taureau zu, ergriff kräftig seine Arme und fragte:

»Nun, was gibt es wieder?«

»Erstens,« antwortete der Hercules, den der Blick Salvators zu bannen schien, »erstens ist sie eine elende, eine infame Creatur, des Bagnos und Schaffotes würdig; zum ihr die Schande des Greveplatzes zu ersparen, will ich ihr hier den Garaus machen.«

»Aber, was hat sie denn gethan?« fragte Salvator.

»Erstens ist sie eine Gassendirne; sie hat, ich weiß nicht welche, neue Bekanntschaft im Quartier gemacht, so daß man sie nicht mehr im Hause haben kann.«

»Was das betrifft, mein armer Barthelemy, das ist eine alte Geschichte, und wenn sie nichts Neues begangen, so solltest Du daran gewöhnt sein.«

»O, ja, sie hat etwas Neues begangen, « sagte der Zimmermann, mit den Zähnen knirschend.

»Was hat sie Dir denn gethan? Laß hören, sprich!«

»Sie hat mich bestohlen!« heulte Jean Taureau.

»Wie, sie hat Dich bestohlen?« fragte der junge Mann.«

»Ja, Herr Salvator.«

»Was hat sie Dir denn gestohlen?«

»Alles Geld von gestern.«

»Das Geld vom gestrigen Tage ?«

»Das Geld von der Nacht, die fünfmal hunderttausend Franken.«

»Die fünfmal hunderttausend Franken!« rief Salvator, indem er sich umwandte, um Mademoiselle Fisine zu fragen, die er nach immer hinter sich glaubte.

»Sie hat sie bei sich und ich wollte sie ihr nehmen, als Sie kamen; das ist unser Streit!« rief Jean Taureau, während Salvator sich umwandte.

Aber jetzt stießen beide zu, gleicher Zeit einen Schrei aus, denn beide gewahrten zu gleicher

Zeit, daß Mademoiselle Fisine verschwanden war.

Hier galt es keine Zeit zu verlieren.

Ohne ein Wort zu wechseln, stürzten die beiden Männer auf die Treppe.

Jean Taureau kam mehr fallend, als gehend, auf der letzten Stufe an.

»Gehen Sie rechte, « sagte Salvator; »ich werde links gehen.«

Jean Taureau eilte so rasch er konnte nach der Esplanade des Observatoriums.

Salvator war mit zwei Sätzen am Ende der Rue de la Boarbe, welche zu gleicher Zeit drei Seiten beherrschte, den Bauhof der Capuziner zur Rechten, vor sich die Rue St. Jacques, und hinter sich das Foubourg.

Er sah soweit als sein Auge reichte; aber um diese frühe Stunde war die Straße leer und die Läden waren nach geschlossen; Mademoiselle Fisine hatte sich mit wunderbarer Schnelligkeit gerettet oder sich in ein benachbartes Haus geflüchtet.

Was thun? wohin gehen?

Salvator war mit Nachforschung beschäftigt, als eine Milchfrau, welche sich an der Ecke der Rue St. Jacques und der Rue de la Bourbe vor einer Weinhandlung niedergelassen, ihm zurief:

»Herr Salvator!«

Salvator wandte sich um, als er sich rufen hörte.

»Was wallen Sie?«- fragte er.

»Sie kennen mich nicht wieder, mein lieber Herr Salvator?« fragte die Milchfrau.

»Nein,« antwortete dieser, indem er fortfuhr, bald nach der einen, bald nach der andern Seite zu sehen.

»Ich bin Maquelonne von der Rue aux Fers,« sagte die Milchfrau, »der Handel mit Blumen ging nicht mehr und ich habe mich jetzt auf den Milchhandel gelegt.«

»Ich erkenne Sie jetzt, « sagte Salvator; »aber ich habe für den Augenblick keine Zeit, die Bekanntschaft weiter zu erneuern. Sahen Sie nicht ein großes blondes Frauenzimmer vorüber kommen?«

»Das wie eine Person ohne Lungen durch die Straßen rannte, ja.«

»Wann?«-

»So eben.«

»Welchen Weg nahm sie?«

»Die Rue St. Jacques.«

»Danke!« sagte Salvator, indem er in der angedeuteten Richtung forteilte.

»Herr Salvator! Herr Salvator!« rief die Milchfrau, indem sie aufstand und ihm nachlief.

»Ich habe keine Zeit, wie ich Ihnen schon sagte.«

»Warten Sie einen Augenblick,« rief die Milchfrau; »was wollen Sie von ihr?«

»Ich will sie festnehmen!.«

»Und wohin gehen Sie zu diesem Zweck.«

»Gerade aus.«

»Sie brauchen dann nicht weit zu gehen.«

»Sie wissen also wo Sie eingetreten?« fragte Salvator.

»Ja,« antwortete die Milchfrau.

»Nun, so sagen Sie rasch! Wo ?«

»Da, wohin sie alle Tage geht, ohne daß ihr Mann es weiß,« sagte die Milchfrau, indem sie zwischen die Nummer 297 — 299 der Straße auf ein Haus deutete, das man im Quartiere Klein Vicetre nannte.

»Sie wissen das gewiß?«

»Ja.«

»Sie kennen sie also?«

»Es ist eine meiner Kunden.«

»Und was thut sie dort?«

»Fragen Sie das keine anständige Person, Herr Salvator.«

»Sie geht also zu einem Herrn?«

»Ja, zu einem Herrn von der Polizei.«

»Der wie heißt?«

»Jambassier, Jacobessier . . .«

»Gibassier!« rief Salvator.

»Ja, so heißt er,« antwortete die Milchfrau.

»Ah, meiner Treu, das ist ein Spiel der Vorsehung, « murmelte Salvator; »ich suchte gerade seine Adresse und Mademoiselle Fisine gibt sie mir. O! Herr Jackal, wie haben Sie Recht, wenn Sie sagen: »Man suche die Frau.« Dank Maquelonne; Ihrer Mutter geht es gut.«

»Ja, Herr Salvator, ich danke und sie ist Ihnen sehr erkenntlich, daß Sie sie beiden Jacurables untergebracht, die gute, arme Frau.«

»Schon gut! schon gut!« rief Salvator.

Und er ging nach Klein Vicetre.

Man muß in dem Quartier Saint Jacques gelebt und es in jeder Hinsicht durchforscht haben, um dieses dunkle, eckelhafte und schmutzige Labyrinth, das man Klein Vicetre nannte, zu kennen.

Es war etwas Aehnliches, wie die düstern und feuchten Keller von Lille, welche einer über den andern erbaut sind.

Salvator kannte den Ort, da er ihn mehr als einmal bei seinen philanthropischen Nachforschungen besucht hatte; es war ihm deßhalb leicht, sich in diesem Labyrinth zurecht zu finden.

Als er im fünften Stocke, das heißt unter dem Dache angekommen war, gewahrte er sieben bis acht Thüren auf dem schmutzigen Corridor.

Er legte sein Ohr an eine der Thüren und lauschte.

Da er kein Geräusch hörte, wollte er in den vierten Stock hinabsteigen, als er durch eine Oeffnung der Treppe, deren Fenster vor langer Zeit zerbrochen und nicht wieder repariert worden, auf dem Absatz des fünften Stockwerks der Treppe rechts die Umrissse von Mademoiselle Fisine gewahrte.

Er stieg rasch die fünf Etagen hinab, und mit Katzenschritten die andere Treppe hinaufschleichend, kam er so leise auf der obersten Stufe an, daß Mademoiselle Fisine, die mit steigender Ungeduld immer heftiger pochte, ihn nicht hörte.

Während sie pochte, rief sie:

»Oeffne doch! ich bin's, Giba, ich bin's!«

Aber Gibassier öffnete nicht, wie großen Reiz es auch für ihn hatte, seinen Namen italienisirt

zu hören..

Um vier Uhr Morgens nach Hause gekehrt, träumte er ohne Zweifel noch von der Gefahr, der er mit Hilfe seines guten Geistes entgangen, und freute sich im Traume, einer so drohenden, als unerwarteten Gefahr, mit heiler Haut entkommen zu sein. .

Er hörte an seine Thüre pochen.

Aber Gibassier glaubte, daß er noch träume, überzeugt, daß ihn zu so früher Stunde Niemand so zärtlich liebe, um ihm einen Besuch zu machen, es, sei denn sein Alp; er wandte sich deßhalb entschlossen nach der Wand um, fest entschieden, trotz des Lärms noch einmal einzuschlafen, indem er vor sich hin murmelte:

»Pocht nur zu, pocht nur zu!«

Aber so hatte Mademoiselle Fisine nicht gerechnet. Sie pochte deßhalb unausgesetzt fort, indem sie den Galeerensclaven mit den süßesten Namen rief.

Sie war mitten in ihren zärtlichen Anrufungen, als sie eine Hand fühlte, die sich sanft, obgleich mit einem gewissen gebieterischen Ausdruck, auf ihre Schulter legte.

Sie wandte sich um und sah Salvator.

Sie begriff Alles und öffnete den Mund, um nach Hilfe zu rufen.

»Schweig, Elende!« sagte Salvator zu ihr, »wenn Du nicht Lust hast, daß ich Dich arretiren und augenblicklich in das Gefängniß abführen lasse.«

»Arretiren und als was?«

»Zunächst als Diebin.«

»Ich bin keine Diebin, verstehen Sie! ich bin ein ehrliches Mädchen!« heulte die Gaunerin.

»Nicht bloß bist Du eine Diebin und hast fünfmal hunderttausend Franken bei Dir, welche mir gehören, sondern . . .«

Er sagte ihr ganz leise einige Worte.

Die große Person wurde leichenblaß.

»Ich bin's nicht,« sagte sie, »die ihn getödtet es ist die Geliebte von Croc-en-Jambe, Bebe la Rousse.«

»Das heißt, Du hieltest das Licht, während sie ihn mit Feuerbockhieben umbrachte. Diese Sache werdet ihr übrigens gemeinschaftlich aufklären, wenn ihr in demselben Gefängniß sitzt. Und jetzt, wirst Du schreien oder ich?«

Die große Person stieß einen Seufzer aus.

»Nun rasch, « sagte Salvator, »ich hohe Eile.«

Zitternd vor Zorn steckte Mademoiselle Fisine die Hand unter das Halstuch und zog aus ihrem Busen eine Hand voll Bankbillets hervor.

Salvator zählte. Es waren sechs Pakete.

»Gut!« sagte er; »noch vier Pakete wie diese und Alles ist abgemacht.«

Zum Glücke für Salvator und vielleicht auch zu ihrem eigenen Glücke, denn Salvator war kein Mann, der sich leicht überfallen ließ, hatte Mademoiselle Fisine keine Waffe bei sich.

»Nun, nun, die vier letzten Pakete.« sagte Salvator.

Fisine suchte mit den Zähnen knirschend in ihrem Busen und zog zwei Pakete heraus.

»Noch zwei, « sagte Salvator.

Die große Person suchte zum dritten Male und zog ein Paket heraus.

»Nun noch eins, das letzte, « mochte der junge Mann, indem er ungeduldig auf den Boden stampfte.

»Es ist alles, « sagte sie,

»Es waren zehn Pakete, « machte Salvator. »Rasch, das letzte, ich warte.«

»Wenn noch ein zehntes da war, « sagte Mademoiselle Fisine entschlossen, »so werde ich es unterwegs verloren haben.«

»Modemoiselle Josephine Dumont, « sagte Salvator, nehmen Sie sich in Acht! Sie spielen da ein schlimmes Spiel.«

Die große Person zitterte, als sie sich bei ihrem Familiennamen nennen hörte.

Sie that so als ob sie noch einmal in ihrem Busen suchte.

»Wenn ich Ihnen schwöre, daß nichts da ist,« sagte sie.

»Sie lügen,« machte Salvator.

»Zum Teufel, « sagte sie schamlos; »suchen Sie selbst.«

»Ich möchte lieber die fünfzigtausend Franken verlieren, als die Haut einer Viper wie Du zu berühren wagen, « antwortete der junge Mann mit dem Ausdruck unaussprechlicher Verachtung. »Aber geh' voran und beim nächsten Wachthaus wird man Dich untersuchen.«

Und er stieß sie mit dem Ellbogen nach der Treppe, wie wenn er sie mit der Hand zu berühren fürchtete.

»O!« rief sie, »da nehmen Sie Ihr Geld und hole Sie der Teufel sammt demselben!«

Sie nahm ans ihrem Busen das letzte Paket und warf es voll Wuth auf das Pflaster.

»Gut,« sagte Salvator, »und jetzt geh' und bitte Barthelemy um Verzeihung, vergiß nicht, daß bei der ersten Klage, die ich über Dich laut werden höre, ich Dich in die Hände der Justiz überliefere.«

Mademoiselle Fisine ging die Treppe hinab, indem sie Salvator die Faust zeigte.

Dieser folgte ihr mit dem Blicke, bis sie in den dunkeln Gängen des riesigen Schneckenhauses verschwunden war; als er sie endlich aus dem Gesichte verloren, bückte er sich, hob das Paket auf, nahm zehn Billets heraus, legte sie in sein Portefeuille und steckte dann die neun unberührten und das zehnte angebrochene in seine Tasche.



LXXVIII.

Wo nachgewiesen ist, daß das Geben, nicht das Erhalten von Empfangsbescheinigungen gefährlich sei.

Kaum war Mademoiselle Fisine verschwunden, kaum hatte Salvator die zehn Tausendfrankenbillets in sein Portefeuille, und in seine Tasche die neun unberührten und das angebrochene Paket gethan als die Thüre Gibassiers sich öffnete und dieser würdige Geschäftsmann auf der Schwelle erschien, in einem einfachen Beinkleide von weißem Molton, den Kopf mit einem Foulard umwickelt, und die Füße ins gestickten Pantoffeln.

Die Schläge, welche das große Frauenzimmer auf die Thüre geführt, die harten Worte, von welchen diese begleitet waren, der Schreckensschrei, den sie ausgestoßen, als sie Salvator erkannte, der Kampf, der diesem Begegnen folgte, hatte, wie wir gesagt, den Schlaf des ehrbaren Gibassier gestört und zwar in solchem Grade, das er, um sich von dem was auf seiner Flur geschehe, Rechenschaft zugeben, sich zuletzt dem süßen Schlafe entwunden, aus seinem Bette gesprungen, sein Hauskleid angezogen, in seine Pantoffeln geschlüpft und mit leisen Schritten sich der Thüre genähert.

Da er kein Geräusch mehr hörte, erwartete er die Flur leer zu finden.

Er war deshalb sehr erstaunt, als er Salvator sah; wir müssen sogar zum Ruhme der Klugheit Gibassiers sagen, daß er beim ersten Anblick des Fremden vor seiner Thüre wieder schließen wollte. Aber Salvator, der den Galeerensclaven sowohl dem Gesichte, als dem Rufe nach kannte, der wußte, welchen Antheil er an der Entführung Mina's hatte, der ihn seit jener Zeit theils direct, theils indirekt beobachtete, wollte sich die günstige Gelegenheit, die ihn denselben finden ließ, nicht so unbenützt entschwinden lassen.

Er widersetzte sich deßhalb, indem er die Hand ausstreckte, seiner Absicht, die Thüre zu schließen, und fragte mit aller Höflichkeit, deren er fähig war:

»Ich habe wohl die Ehre, Herrn Gibassier zuzusprechen?«

»Ja, mein Herr, antwortete Gibassier, indem er ihn mit ebenso argwöhnischer Miene betrachtete, als es seine noch ganz aufgedunsenen Augen gestattet. »Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?«

»Sie kennen mich nicht? fragte Salvator, in dem er sanft die Thüre aufstieß.

»Wahrhaftig, nein, « sagte der Galeerensträfling, »obgleich ich allerdings Ihr Gesicht irgendwo gesehen zu haben glaube, aber der Teufel weiß wo.«

»Meine Kleidung sagt Ihnen, was ich bin,« versetzte Salvator.

»Commissionär, das sehe ich wohl, aber wie heißen Sie?« «

»Salvator.«

»Ah! Ah! halten Sie sich nicht gewöhnlich an der Rue aux Fers auf?« fragte Gibassier mit einer Art von Schrecken.

»Allerdings.«

»Und was wollen Sie?«

»Das werde ich Ihnen zu sagen die Ehre haben, wenn Sie mir einzutreten erlauben.«

»Hm!« machte Gibassier zögernd.

»Sie mißtrauen mir?« fragte Salvator, indem er sich zwischen die Thüre und die Mauer schmiegte.

»Ich? sagte Gibassier, »Weßhalb sollte ich Ihnen mißtrauen? Ich habe Ihnen nie etwas gethan; warum sollten Sie mir übelwollen?«

»Ich habe auch nur Gutes im Sinne, « sagte Salvator, »und ich komme um Ihnen welches zu erzeugen.«

Gibassier stieß einen Seufzer aus, er glaubte ebensowenig an das Gute, das ihm Andere erzeugen wollten, als an das welches er Andern erzeugte.

»Sie zweifeln?« sagte Salvator.

»Ich gestehe, daß ich ein nur sehr schwaches Zutrauen besitze,« antwortete der Galeerensträfing.

»Sie werden selbst urtheilen.«

»So geben Sie sich die Mühe, sich zu setzen.«

»Das ist unnütz,« sagte Salvator, »ich habe große Eile, und mit einem Worte, wenn die Sache, die ich Ihnen vorzuschlagen im Begriffe bin, Ihnen convenirt, so ist sie rasch abgeschlossen,«

»Wie Sie wollen; aber ich setze mich, « sagte Gibassier, der nach einer gewissen Steifigkeit des ganzen Körpers zu urtheilen, noch an den schlimmen Folgen der Nacht litt. »So, « fügte er hinzu, indem er sich auf einem Stuhle bequem machte, »wenn Sie mir jetzt sagen wollen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft, ich höre.«

»Können Sie über eine Woche verfügen?« fragte Salvator.

»Das hängt von dem Auftrag ab, den ich in dieser Woche ausführen soll; denn bemerken Sie wohl, daß eine Woche der siebzehnhundertsechzente Theil eines Menschenlebens ist, wenn wir die neueste Statistik annehmen, welche die mittlere Lebensdauer eines Menschen auf drei und

dreißig Jahre festsetzt.«

»Mein lieber Herr Gibassier,« sagte Salvator mit seinem süßesten Lächeln, indem er diese Durchschnittsberechnung für die übrigen Menschen gelten ließ, »ich sehe mit Vergnügen, daß Sie eine Ausnahme von der Regel machen, und obgleich Sie nicht viel mehr als dreiunddreißig Jahre alt scheinen haben Sie doch unstreitig dieses Alter überschritten.«

»Soll ich mich dessen rühmen?« antwortete der würdige Gibassier zu gleicher Zeit philosophisch und Melancholisch.

»Das ist jetzt nicht die Frage, « sagte Salvator.

»Was denn.«

»Nachdem Sie das gefährliche Alter überschritten, werden Sie aller Wahrscheinlichkeit nach das Doppelte dieser Zahl, das heißt sechshundsechzig erreichen: somit ist eine Woche für Sie der dreitausendvierhundertste Theil des Lebens: und bemerken Sie wohl, daß ich Ihnen dies nicht sage, um mit Ihnen wegen des Preises Ihrer Woche zu markten, sondern Ihr Urtheil in Beziehung auf ihre eigene Lebensdauer zu berichtigen.«

»Ja, « sagte Gibassier, der in dieser Hinsicht überzeugt schien, »aber wird mir die Aufgabe dieser Woche angenehm sein?«

»Angenehm und ersprießlich; Sie werden, was in dieser Welt so selten ist, die Vorschrift des Horaz, dessen Werke ein Gelehrter wie Sie gewiß genau kennt, verwirklichen können und **Utile Cum dulci** verbinden.«

»Um was handelt es sich?« fragte Gibassier, der Künstler in seiner Art, sich von dem Malerischen der Conversation hinreißen ließ.

»Es handelt sich um Reisen.«

»Ah! Bravo!«

»Sie lieben das Reisen?«

»Leidenschaftlich.«

»Das geht ja ganz vortrefflich.«

»Und welches Land soll ich durchreisen? .

»Deutschland.«

»**Germania mater** . . . Immer besser!« rief Gibassier, »ich werde um so bessere Dienste in Deutschland leisten, als ich dieses Land genau kenne und meine Reisen dort stets glücklich waren.«

»Man weiß das. Deßhalb mache ich Ihnen diesen Vorschlag; der Erfolg dieser Sache ist ganz unter den Schutz Ihres Glückes gestellt.«

»Gut!« sagte Gibassier. »Nun das ist ja Alles mögliche ich bin erfreut, eine Gelegenheit zu haben, Frankreich für einige Tage verlassen zu können.«

»Sehen Sie, wie sich das macht!«

»Meiner Gesundheit schadet der Aufenthalt in Paris.«

»Wirklich,« sagte Salvator, »Sie haben geschwollene Augen, einen blau unterlaufenen Hals und das, Blut steigt Ihnen leicht zu Kopfe.«

»Das ist erst diese Nacht in hohem Grade der Fall gewesen, mein lieber Herr Salvator; wie Sie mich da sehen, wäre ich beinahe an einem Blutsturze gestorben,« antwortete Gibassier.

»Glücklicher Weise,« fragte Salvator naiv, »hat man Ihnen noch zur rechten Zeit Ader gelassen?«

»Ja,« antwortete Gibassier, »zur Ader gelassen und zwar eine große Portion Blut «abgezapft.«

»Das ist die beste, Disposition für die Reise; man fühlt sich leicht.«

»O, sehr leicht.«

»Ich kann also meine Frage vorbringen?«

»Nur zu, mein lieber Herr, nur zu. »Um was handelt es sich?«

« »Um etwas sehr Einfaches: es. handelt sich um die Ueberbringung eines Briefes. Das ist Alles.«

»Hm! hm!« murmelte Gibassier zwischen den Zähnen, in dessen Innerem wieder Zweifel aufstiegen. »Einen Mann allein zum Zwecke der Ueberbringung eines Briefes nach Deutschland senden, während die Post so vortrefflich eingerichtet ist? Teufel! Teufel!«

»Sie sagen?« fragte Salvator, indem er ihn aufmerksam ansah.

» Ich sage, « machte Gibassier, indem er den Kopf schüttelte, »das muß ein verteufelt seltsamer Brief sein; denn wenn es ein Brief wie alle andern wäre, würden Sie ihn vermuthlich nicht mit so großen Kosten expediren.«

»Sie haben Recht,« sagte Salvator, »es ist ein Brief von der höchsten Wichtigkeit.«

»Politisch, denke ich wohl.«

»Ganz politisch.«

»Eine höchst delicate Angelegenheit?«

»Ganz außerordentlich delicat.«

»Folglich auch gefährlich.«

»Gefährlich, wenn nicht alle Vorkehrungsmaßregeln getroffen wären.«

»Was verstehen Sie unter Vorkehrungsmaßregeln? «

»Daß der Brief in einem weißen Papier, das ganz offen ist, bestehen wird.«

»Aber die Adresse?«

»Man wird sie Ihnen mündlich miteheilen.«

»So ist die Adresse also mit sympathetischer Tinte geschrieben?«

»Von der Erfindung der Person, welche sie schreibt, eine Erfindung, welche selbst die der Herren Thenard und Orfila weit hinter sich läßt.«

»Aber die Polizei ist ein ganz anderer Chemiker, die Herren Thenard und Orfila.«

»Diese Tinte bietet selber der Polizei Trotz und ich sage Ihnen das ausdrücklich, mein lieber Herr Gibassier, damit Sie nicht in Versuchung kommen, den Brief an Herrn Jackal um das Doppelte des Trägerlohns zu verkaufen.«

»Mein Herr,« machte Gibassier, indem er sich aufrichtete, »Sie glauben mich also fähig?«

»Das Fleisch ist schwach,« antworten Salvator.

»Das ist wahr,« murmelte der Galeerensträfling mit einem Seufzer.

»Sie sehen also, « fuhr Salvator fort, »daß Sie durchaus nichts riskiren.«

»Sagen Sie mir das, um von mir einen billigeren Preis für meine Mission zu erhalten?«

»Durchaus nicht; die Mission wird im Verhältniß zu ihrer Wichtigkeit bezahlt werden.«

»Aber wer wird den Preis feststellen?«

»Sie selbst.«

»Ich muß vor Allem wissen, wohin ich gehe.«

»Nach Heidelberg.«

»Sehr gut. Wann?«

»So bald als möglich.«

»Morgen, ist das zu frühe?«

»Diesen Abend wäre besser.«

»Ich bin zu sehr fatiguit, um diesen Abend abreisen zu können, ich hatte eine schlimme Nacht.«

»Eine bewegte Nacht?«

»Sehr bewegt.«

»Nun gut, also morgen früh. Aber, mein lieber Herr Gibassier, wie viel verlangen Sie?«

»Nach Heidelberg zu gehen?«

»Ja.«

»Muß ich mich dort aufhalten?«

»So lange bis Sie die Antwort in Empfang genommen und zurückkommen können.«

»Nun, tausend Franken, ist das zu viel?«

»Ich möchte Sie im Gegentheil fragen, ist das genug?«

»Ich bin ökonomisch und wenn ich spare, komme ich, damit aus.«

»Nun gut also, tausend Franken für das Ueberbringen des Briefes. Aber für das Zurück bringen der Antwort?«

»Dasselbe.«

»Also zweitausend Franken; tausend Franken für das Hin und tausend Franken für das Zurück.«

»Tausend Franken für das Hin und tausend, Franken für das Zurück: das ist gut.«

»Nachdem nun der materielle Theil der Reise in's Reine gebracht ist, gilt es, die Vertrauensseite, den Lohn für die Mission selbst auszumachen.«

»Ah! der Lohn für die Mission ist in den zweitausend Franken nicht einbegriffen?«

»Sie reisen für ein ungeheuer reiches Haus,-mein lieber Herr Gibassier, also tausend Franken mehr oder weniger . . .«

»Ist es zu viel, . wenn ich zweitausend Franken verlange?«

»Man kann nicht billiger sein.«

»Also zweitausend Franken für die Reisekosten, zweitausend Franken für die richtige Besorgung. . .«

»Im Ganzen viertausend Franken.«

Und indem er diese Worte sprach, stieß Gibassier einen Seufzer aus.

»Findens Sie daß es zu wenig ist?« fragte Salvator.

»Nein, ich denke . . .«

»Was?«

»Nichts«

Gibassier log; er dachte an die Mühe, die er, haben sollte, um viertausend Franken zu gewinnen, während er einige Stunden früher mit so viel Leichtigkeit und ohne sich zu derangiren, fünfmal hunderttausend Franken gewonnen hatte.

»Indeß, « sagte Salvator, »ein Herz, das seufzt, hat nicht, was es wünscht.«

»Die Habgier des Menschen ist unersättlich,« sagte Gibassier, indem er auf ein Sprichwort mit einer Sentenz antwortete.

»Unser großer Moralist Lafontaine hat eine Fabel darüber gemacht, sagte Salvator, kommen wir jedoch auf besagten Hammel zurück.«

Er suchte in der Tasche.

»Haben Sie den Brief?« fragte- Gibassier.

»Nein-. er konnte nur dann geschrieben werden, wenn Sie die Mission annahmen.«

»Nun gut, ich nehme sie an.«

»Bedenken Sie sich wohl, ehe Sie annehmen.«

»Ich habe mich bedacht.«

»Sie gehen?

»Morgen, bei Tagesanbruch.«

Salvator zog sein Portefeuille aus seiner Tasche, öffnete es und lies Gibassier ein ganzes Nest von Bankbillets sehen.

»Ach!« machte Gibassier, als wenn bei diesem Anblick ihm ein Dolch das Herz durchbohrte.

Salvator schien nichts zu bemerken; er nahm zwei Bankbillets von den übrigen und sagt, indem er sich an Gibassier wandte:

»Es gibt keinen Handel ohne Draufgeld; hier sind die Reisekosten, bei Ihrer Rückkehr, wenn Sie die Antwort und den Brief bringen, sollen Sie die beiden andern tausend Franken haben.«

Gibassier zögerte, die Hand auszustrecken, Salvator ließ die Bankbillets auf den Tisch fallen.

Der Galeerensclave nahm sie, untersuchte sie sorgfältig, indem er ihre Dicke zwischen Daumen und Zeigefinger prüfte, und ihre Durchsichtigkeit dadurch erforschte, daß er sie zwischen sich und das Licht hielt.

»Ausgezeichnet, « sagte Gibassier.

»Ei, ei, glauben Sie mich im Stande, Ihnen falsche Billets zu geben?«

»Nein; aber Sie hatten selbst getäuscht worden sein können; seit einiger Zeit macht man große Fortschritte in der Industrie.«

»Wem sagen Sie das?« machte Salvator.

»Ich werde Sie also wieder sehen?«

»Diesen Abend; um welche Stunde werden Sie zu Hause sein«

»Ich werde mein Zimmer nicht verlassen.«

»Ach ja! die Steifigkeit. . .«

»Das ist's«

»Gut denn, um neun Uhr, wenn Sie wollen.«

»Abgemacht, um neun Uhr.«

» Und Salvator ging nach der Thüre.

Er hatte bereite die Hand am Schlüssel, als plötzlich sagte:

»Halt! ich hatte vom andern Ende von Paris wieder zurückkommen müssen.«

»Wie das?«

»Ich vergaß eine Kleinigkeit.«

»Welche?«

»Sie um eine Empfangsbescheinigung zu bitten; Sie begreifen wohl, daß das Geld nicht mir gehört: ein armer Commissionär hat nicht den zehnten Theil von tausend Franken in seinem Portefeuille und bezahlt für seine Couriere nicht viertausend Franken.«

»Das setzte mich auch in Erstaunen.«

»Das- heißt, ich begreife nicht, wie Ihnen das kein Mißtrauen einflöste.«

»Ich begann auch welches zu fassen, « sagte Gibassier.

»Nun, so geben Sie nur eine kleine Empfangsbescheinigung für zweitausend Franken, und Alles ist abgemacht.«-

»Das ist nicht mehr als billig,« machte Gibassier, indem er sein Tintenzeug und ein Blatt Papieren sich zog.«

Dann sich nach Salvator umwendend, sagte er:

»Eine einfache Empfangsbescheinigung, nicht wahr?«

»O, mein Gott, ja. Das Einfachste.«

»Ohne Bezeichnung?«

»Wert in Rechnung; wir wissen in welche Rechnung. Das genügt.«

Gibassier, sei es, daß er dies mechanisch that, sei es, daß er wissend, wie leicht Bankbillets davon fliegen, nicht wollte, daß dies mit den seinen geschehe, Gibassier heftete sie mit seinem linken Ellbogen an den Tisch und begann die Empfangsbescheinigung mit seiner schönsten Schrift zu schreiben.

Dann bot er sie Salvator, der sie aufmerksam las, sie mit einer gewissen Befriedigung zusammenfaltete und langsam in seine Tasche steckte.

Gibassier sah ihm mit einer gewissen Unruhe zu.

Das Lächeln Salvators mißfiel ihm.

Aber es wurde nach ganz anders, als Salvator, die Arme kreuzend und Gibassier in's Gesicht blickend, indem er seinem Lächeln den Ausdruck des größten Spottes verlieh, zu ihm sagte:

»Man muß gestehen, Meister Gauner, daß Sie von einer seltenen Schaamlosigkeit und einer vollendeten Dummheit sind. Wie! Sie sind so einfältig, an Geschichten zu glauben, wie die, welche ich Ihnen erzähle; Sie sind der Schwachkopf, sich in einer solchen Kinderschlinge fangen zu lassen? Man kann es kaum glauben! Wie! Sie haben geglaubt, man werde wegen Ihres Abenteuers von dieser Nacht keine Nachforschungen anstellen? Sie haben nicht daran gedacht, daß, wenn man nur den geringsten Verdacht auf Sie hatte, nichts leichter sein würde, als eine

Zeile von Ihrer Handschrift zu fordern? Aber seien Sie so dumm Sie wollen und stehlen Sie so unverschämt, als sie wollen, das Geld, das Ihnen Herr Jackal gibt! Setzen Sie sich, Herr Graf Ercolano ***, und hören Sie mich!«

Gibassier hatte den Anfang dieser Rede mitwachsendem Erstaunen gehört. Als er sah welche Dummheit er begangen, da er Salvator eine Empfangsbescheinigung von seiner Handschrift gegeben, hatte er sie ihm wieder entreißen wollen und eine Bewegung gemacht, um sich auf ihn zu stürzen: Salvator jedoch, der Alles voraussah, hatte auch diese Bewegung geahnt, denn er zog ein geladenes Pistol aus seiner Tasche, das er dem Galeerensclaven auf die Brust setzte, während er zu gleicher Zeit zu ihm sagte: »Herr Graf Ercolano *** setzen Sie sich und hören Sie mich..«

Gibassier, welcher bei seinem nächtlichen Kampfe mit Jean Taureau entwaffnet worden und überhaupt mehr Mann der List als der Gewalt war, glaubte bei dem Befehle Salvator's keine andere Parthie ergreifen zu können, als zu gehorchen und fiel mehr auf einen Stuhl, als dass er sich setzte, während sein blasses Gesicht von Schweiß triefte.

Gibassier begriff, daß er wie der Marschall von Villeroy bei der Periode des Lebens angekommen war, wo das Glück uns verläßt und man nichts als Niederlagen zu erwarten hat.

Salvator trat aus die andere Seite des Tisches setzte sich gegenüber von Gibassier und eröffnete das Gespräch wieder, während er mit seinem Pistole spielte:

»Sie wurden wegen erhärteter Diebstähle und Fälschungen zum Bagno verurtheilt und hätten wegen Mords zum Tod verurtheilt werden sollen; da der Mord jedoch nicht bewiesen worden, so sind Sie dem Tode entgangen. Der Mord wurde in einem verpönten Hause der Rue Froidmanteau an einem Manne aus der Provinz Namens Cloude Vincent vollbracht; die Mitschuld traf die Zwergin Bebe und Mademoiselle Fisine; ich kann beweisen, daß Sie es sind, der den ersten Streich geführt, einen Streich mit dem Feuerbock, der den Unglücklichen ohnmächtig zu Boden warf, und da ihm der Garans durch die beiden liederlichen Frauenzimmer gemacht wurde, von denen die Eine aus einem andern Grunde bereits in den Händen der Justiz ist, während die Andere Ihnen diesen Morgen die fünfmal hunderttausend Franken zurückbrachte, die Sie der Gräfin Rappt gestohlen haben, so kann ich Sie Morgen, Sie und Modemoiselle Fisine, in Hände liefern, aus denen Herr Jackal, so mächtig er ist, sich wohl hüten wird, Sie zu befreien . . . Glauben Sie, daß ich diese Macht habe, und daß Sie Gefahr laufen, wenn Sie mir nicht in Allem zu Diensten sind?«

»Ich glaube es, « murmelte Gibassier traurig.

»Warten Sie, wir sind noch nicht zu Ende.«

»Einige Tage später entkamen Sie aus dem Bagno, Sie entführten ein junges Mädchen aus einem Pensionat von Versailles, auf Befehl des Herrn Loredan von Valgeneuse. Ihre Mitschuldigen nahmen Ihnen den Theil des Geldes, der Ihnen von dieser hübschen-Unternehmung zukam, und warfen Sie in einen Brunnen, aus dem Sie Herr Jackal zog; seit jenem Tage sind Sie seine ergebene Creatur, aber weder Sie, noch er konnten hindern, daß ich Mina Herrn von Valgeneuse entriß und sie in Sicherheit brachte. Sie sehen also, elender Schuft,

daß ich gegen Sie zu kämpfen und selbst wider Ihren Willen zu siegen im Stande bin. Heute, das erkläre ich Ihnen, handelt es sich um eine noch ernstere Sache, als die Entführung eines jungen Mädchens, eine Sache, der ich, wenn es sein müßte, nicht nur die fünfmal hunderttausend Franken opferte, die ich Ihnen diese Nacht wieder abnehmen ließ, sondern selbst das Doppelte, das Dreifache, das Vierfache dieser Summe. Wehe Denen, die sich zwischen mich und mein Ziel stellen, ich werde sie wie Glas zerbrechen. Als mein Freund wird man Alles zu gewinnen, als mein Feind Alles zu verlieren haben. Hören Sie mich deshalb mit offenen Ohren an.«

»Ich höre.«

»Wenn läuft die Frist ab, welche dem Abbé Dominique für seine Reise nach Rom zugestanden worden?«,

»Sie ist heute abgelaufen.«

»Wenn soll Herr Sarranti hingerichtet werden?«

»Morgen Nachmittag um 4 Uhr.«.

Salvator erblaßte und schauerte unwillkürlich bei dieser Gewißheit, die ihm durch den abscheulichen Schurken wurde, mit dem er es zu thun hatte, aber er faßte sich wieder, wie ein Mensch, dem eine letzte Hoffnung übrig bleibt, und rasch ein anderes Gespräch anknüpfend, fragte Salvator:

»Sie kennen den Ehrenwerthen Herrn Gérard von Vanvres?«

»Er ist mein College und mein Freund,« antwortete Gibassier.

»Ich weiß das. Hat er Sie schon eingeladen, ihn auf dem Lande zu besuchen?«

»Niemals.«

»Der Undankbare! Wie, in diesen schönen Sommertagen ist ihm noch nicht mal die, Idee gekommen, einen Freund zu einem ländlichen Frühstück in sein Schloß in Vanvres einzuladen?«

»Die Idee ist ihm noch nie gekommen.«

»Und Sie würden, wenn die Gelegenheit sich Ihnen böte, ihn etwas für seine Undankbarkeit gegen Sie zu strafen, gewiß diese sich nicht entgehen lassen?«

»Wahrhaftig, nein, ich bin zu empfindlich dafür.«

»Nun gut, ich glaube, daß sich heute Ihnen diese Gelegenheit bietet.«

»Wirklich?«

»Herr Gérard ist soeben zum Maire von Vanvres ernannt worden.«

»Es gibt sehr glückliche Leute,« murmelte Gibassier, indem er einen Seufzer ausstieß.

»Gut!« sagte Salvator, »mit Geduld kann Ihnen dasselbe Glück zu Theil werden; Sie haben nur versucht, einen Mord zu begehen, Herr Gérard hat wirklich einen Mord begangen; Sie waren im Bagno; ihm ist bestimmt, in's Bagno zu kommen, wenn nicht noch weiter. Wenn Sie denn, ein Opfer der Freundschaft, die Sie für ihn hegen, der modernen Zeit eines der großen Beispiele von Brüderlichkeit geben wollen, die uns das Alterthum überliefert, und wie, Nisus mit Ihrem Euryalus sterben . . .«

»Nein.«

»Ich glaube auch, daß es klüger ist. So müssen Sie Punkt für Punkt thun, was ich Ihnen sagen werde.«

»Und wenn ich es thue?«

»Werden Sie keine andere Gefahr laufen, als einem ehrlichen Manne eine gute That vollbringen helfen. Das ist freilich, wie ich weiß, nicht genug für einen so ängstlichen Geist, wie der Ihrige; aber indem Sie diesem ehrbaren Manne eine gute That vollbringen helfen, werden Sie wieder in den Besitz von zehntausend Franken kommen, die Sie verloren glaubten.«

»Ah, richtig, die zehntausend Franken, die ich meinem Pathen lieh!«

»Allerdings.«

»Wahrhaftig! Sie haben Recht, ich glaubte sie verloren.«

»Nun, sie sind es nicht, und der Beweis sind die zweitausend Franken, die Sie bereits in Ihre Tasche stecken können!« — Salvator übergab Gibassier die zweitausend Franken, welche auf dem Tisch lagen, — »und hier weitere dreitausend Franke die Sie zu den übrigen legen können.«

»Und für diese, « fragte Gibassier, »brauchen Sie keine Empfangsbescheinigung?«

»Sieh, sieh, « sagte Salvator-, »Sie sind ein Mann von Geist.«

»Ja, das ist's, was mich zu Grunde richtet! Zu viel Phantasie, mein Herr, zu viel Phantasie. Aber fahren Sie fort; was muß ich thun? Wohin muß ich geben.«

»Nach Vanvres.«

»Da-s ist nicht weit.«

»Sie würden für viertausend Franken nach Heidelberg gegangen sein, Sie gehen wohl für zehntausend nach Vanvres.«

»Für fünftausend Franken.«

»Für zehntausend, natürlich unter der Bedingung, daß Sie die fünf weiteren erst erhalten, wenn Sie zurückkommen.«

»Ich bin bereit, nach Vanvres zu gehen; aber was muß ich in Vanvres thun?«

»Ich werde Ihnen das sagen. Zu Ehren seiner Ernennung zum Maire gibt Herr Gérard heute ein Diner von zwölf Couverts; er hat Sie nicht eingeladen, aus Furcht, es möchten dreizehn zu Tische sein und dies Unglück für ihn bedeuten.«

»Ich habe wirklich bemerkt, daß er sehr abergläubisch ist,« sagte Gibassier.

»Nun gut, es scheint mir, daß jetzt oder nie die Gelegenheit gekommen ist, ihm eine tüchtige Lection der Höflichkeit zu geben; was denken Sie davon?«

»Ich . . . ich denke nichts, ich verstehe Sie nicht.«

»Ich will deshalb so klar sein, als möglich. Ich sagte Ihnen doch, daß Herr Gérard, Ihr College, heute ein Dutzend Personen zum Diner habe, und unter anderen seinen Adjuncten, seinen Friedensrichter und drei oder vier Municipalräthe; nun gut, aus einem Grunde, den Ihnen zusagen unnütz wäre, muß ich wünschen, daß Herr Gérard mitten in der Mahlzeit eine oder zwei Stunden lang von demselben abwesend sei und . . . und, lieber Herr Gibassier, ich habe zur Ausführung dieses Planes auf Sie gezählt.«

»Auf welche Weise kann ich Sie unterstützen, Herr Salvator?«

»Auf eine sehr einfache Weise. Herr Gérard kann in seiner Lage gegenüber der Polizei sich nicht weigern, einem Befehle des Herrn Jackal zu gehorchen.«

»Das ist ganz unmöglich.«

»Gut denn, nehmen wir an, Herr Jackal befehle Herrn Gérard, sich augenblicklich und Altes liegen und stehend lassend nach dein Hotel Tete noire in St. Cloud zu begeben. Herr Gérard müßte sich doch augenblicklich an den Ort begeben, wo Herr Jackal ihn erwarten will.«

»Das ist ganz meine Ansicht.«

»Nun, so begreifen Sie auch die Sache. Sie begeben sich nach Vanvres zu Herrn Gérard, gerade in dem Momente, während er zu Tische sitzt, um halb sieben Uhr. Um die letzten schönen Tage zu benützen, setzt man sich um fünf Uhr und im Garten zu Tische. Sie kommen ungefähr bei den Entremets dort an; sie nähern sich ihm mit freundschaftlicher Miene, mit lächelndem Munde und sagen zu ihm: »Lieber College. Herr Jackal, unser gemeinschaftlicher Chef, bittet Sie, sich augenblicklich wegen einer höchst wichtigen Sache nach dem Hotel Tete noire in St. Cloud zu verfügen.«

»Und das ist Alles, was Sie von wir verlangen?«

»Durchaus Alles.«

»Das scheint mir ziemlich leicht; ich sage ziemlich und ich täusche mich doch.«

»Wie das?«

»Ja, denn ich werde den Zorn des Herrn Jackal auf mich laden. Lassen Sie sehen; sollte es kein vortheilhafteres Mittel geben, Herrn Gérard von seinem Hause wegzulocken?«

»Glauben Sie, mein lieber Herr Gibassier, « sagte Salvator, »wenn ich ein vortheilhafteres Mittel wüßte, wie Sie sich ausdrücken, »ich würde mich nicht beeilen, es Ihnen vorzuschlagen? aber es gibt kein besseres: denn bemerken Sie wohl, es handelt sich nicht bloß darum, Herrn Gérard aus seinem Hause zu locken, sondern ihn auch zwei Stunden fern von demselben zu halten. Drei Viertelstunden, um von Vanvres nach St. Cloud zu kommen, eine halbe Stunde, um vergeblich auf Herrn Jackal zu warten, drei Viertelstunden, um zurückzukommen, machen gerade die zwei Stunden aus, die ich nöthig habe.«

»Sprechen wir nicht mehr davon, Herr Salvator, es wird geschehen, wie Sie es wünschen, obgleich ehrlich gesagt, ungern den Zorn meines Patrons errege.«

»Sie können das vermeiden: Sie verlassen Herrn Gérard nicht, Sie folgen ihm nach St. Cloud, Sie geben sich die Miene, als wenn Sie sich mit ihm über das Zögern des Herrn Jackal ärgerten; nach einer halben Stunde brechen Sie in ein Lachen aus und sagen zu ihm: »Nun, lieber Herr Gérard, was denken Sie von dem Streiche, den ich Ihnen gespielt-? Ha! Ha! Ha!« — »Welchem Streiche?« wird er fragen. — »Nun, ganz einfach, sagen Sie ihm, »ich habe durch die öffentliche Stimme erfahren, daß Sie ein kleines ländliches Fest auf Ihrer Villa in Vanvres geben; Sie erzeugten mir nicht mal die Freundschaft, mich einzuladen: ich fand diese Uebergehung unverzeihlich und ich habe mich durch diese Mystifizierung an Ihnen gerächt. Herr Jackal hatte nicht das Geringste mit uns zu schaffen, und ich habe keinen andern Auftrag von ihm, als Ihnen viele Empfehlungen von ihm zu sagen.« Dann machen Sie ihm Ihr Compliment und lassen ihn nach Belieben zu seinen Gästen heimkehren. Aus dieser Vorschrift werden Sie ersehen, daß Sie Niemandes Zorn gegen sich aufreizen, als vielleicht den des Herrn Gérard, und um diesen, glaube ich, werden Sie sich wenig kümmern.«

Gibassier sah Salvator mit Verwunderung an.

»Wahrhaftig, « sagte er, »Sie sind ein großer Mann, Herr Salvator, und wenn es nicht zu viel verlangen hielte, würde ich es mir zur hohen Ehre schätzen, Ihnen die Hand zu berühren.«

»Ja,« sagte Salvator, »Sie wollen sich versichern, nicht wahr, wie stark die Hand ist, die Sie berühren? Finden Sie sie klein und weiß, so glauben Sie, sie seie leicht in der Ihrigen zu zerbrechen? Noch ein Irrthum, von dem ich Sie befreien muß, lieber Herr Gibassier; ich verlange nur so viel Zeit, meinen Handschuh anzuziehen.«

Salvator setzte sein Pistol in Ruhe, steckte es in die Tasche, zog an seine rechte Hand einen dunkeln Handschuh, wie die Elegants sie Morgens tragen und bot Gibassier eine Hand, die keine Frauenhand um ihre Zartheit beneiden dürfte.

Gibassier, voll Vertrauen, ließ seine schwere Hand in die fallen, die ihm dargeboten wurde und suchte nun mit seinen knöchigen Fingern zu umfassen.

Aber kaum hatten sich die beiden Hände berührt, als das Gesicht Gibassier's lebhaftes Erstaunen auszudrücken begann, das nach und nach alle Nuancen wachsenden Schmerzes durchmachte, bis es endlich den höchsten Grad verzweiflungsvoller Pein erreichte.

»Ah! zum Teufel! tausend Donnerwetter! Sie zerbrechen mir ja die Hand, « rief er. »Gnade! Gnade! Gnade!«

Und er sank vor Salvator in die Kniee; der Handschuh war unter der Anstrengung, die er gemacht, zersprungen, aber das Gesicht Salvator's behielt seinen lächelnden Ausdruck.

Salvator ließ die Hand los, die er in der seinen hielt, als des Blut aus den Nägeln hervorzuspringen begann .

»Als Verhaltensmaßregel für Sie, Herr Gibassier, und den Gefahren vorzubeugen, in die Sie ihre Unwissenheit stürzen könnte, hielt ich es für geeignet, Ihnen zu beweisen, daß, wenn ich mich gegenüber von Ihnen einer Waffe bediente, es nur geschah um Sie meine derbeste Weise kennen zu lehren; Sie wünschten, daß ich Ihnen *die Ehre erzeige* Ihnen eine Hand zu geben, erinnern Sie sich gefälligst recht lange *der Ehre*, die ich *Ihnen erzeigt*.«

»O, zum Teufel; ja, ich werde mich daran erinnern, das verspreche ich Ihnen, « sagte der Galeerensträfling, indem er mit seiner linken Hand die Finger seiner Rechten auseinander riß, die sich fest in einander gepreßt hatten. Ich werde mir diese Lection zu Nutzen machen, Herr Salvator, und Sie sollen sie nicht zu bereuen haben; ein Mensch, der so gut unterrichtet ist, wie ich, ist mindestens ihrer zwei werth.«

»Brechen wir ab.« sagte Salvator.

»Ihre letzten Befehle?«

«Um sechs ein halb werden Sie bei Herrn Gérard sein; Sie lassen ihn nicht früher als halb acht Uhr frei und Morgen früh kommen Sie, Ihre fünftausend Franken bei mir, Rue Macon, Nr. 7, abzuholen; dadurch wird Herr Petrus Ihr vergeblicher Pathe, für das, was Sie ihm gegeben haben, quitt sein.«

»Das genügt.«

»Merken Sie sich, daß Sie beim ersten Streich, den Sie mir spielen, ein Mann des Todes sind, sei es, daß ich, sei er, daß die Justiz den Act vollzieht.«

»Ich verspreche Ihnen, an nichts anderes zu denken, antwortete der Galeerensträfling, indem er sich demüthig vor Salvator verbeugte, der rasch die Treppe hinabschritt und Jean Taureau aufsuchte, welcher auf der Esplanade des Observatoriums zu suchen gegangen war.

LXXIX.

Das Diner auf dem Rasenplatz.

Auf einem großen Rasenplatze, der einem vor dem Schlosse ausgebreiteten Teppich glich, und auf den man über die prächtigen steinernen Stufen hinabschritt, welche den Perron bildete, hatte Herr Gérard einen Tisch aufstellen lassen, um welchen elf Personen saßen, die der ehrenwerthe Schloßverwalter unter dem Vorwande eines Diner, in Wirklichkeit aber, um von den nächsten Wahlen sprechen, eingeladen.

»Herr Gérard hatte Sorge getragen, die Zahl der Eingeladenen auf elf zu beschränken; elf Fremde und der Herr des Hauses machten zwölf Tischgenossen. Herr Gérard wäre vor Angst gestorben oder hätte wenigstens ein sehr schlechtes Diner gemacht, wenn dreizehn am Tische gesessen; der ehrbare Mann war sehr abergläubisch.

Diese elf Gäste waren die Notabeln von Vanvres.

Die Notabeln von Vanvres hatten mit großer Freude die Einladung des Gutsherren angenommen; denn Herr Gérard kannte als der Herr von Vanvres betrachtet werden. Sie legten vor den ehrenwerthen Mann, den die Vorsehung zu ihrem Mitbürger gemacht, einen tiefen Respect an den Tag, und man hätte ihnen eher das Licht der Sonne am hellen Mittag bestreiten können, als die unvergleichliche Tugend ihres Hiob in Zweifel zu sehen, obgleich neidische, eitle, egoistische Bürger, schienen sie ihren Neid, ihre Eitelkeit, ihren Egoismus gegenüber der Bescheidenheit, der Aufopferung und der Selbstverleugnung ihres unvergleichlichen Mitbürgers zu vergessen; Niemand in der That, weder zu Vanvres, noch in der Umgegend, hatte sich über Herrn Gérard zu beklagen, viele dagegen Grund, ihn zu rühmen. Er verdankte Niemanden etwas, während Jedermann ihm etwas verdankte: dieser Geld, jener die Freiheit, ein dritter das Leben.

Die öffentliche Stimme von Vanvres und den umliegenden Dörfern bezeichnete ihn laut als den künftigen Deputirten; einige noch phantastischere Bürger, als die übrigen, hatten sogar das Wort Pairskammer fallen lassen.

Aber man hatte ihnen bemerkt, daß man in die Pairskammer nicht wie in die Academie oder in die Mühle kommt; es war die Zeit, wo das Wort Paul Louis Couriers Glück gemacht: daß man, um in die Pairskammer zu kommen, gewissen Categorien angehören müsse; und da die Deputirtenkammer eines der Mittel war, zur Pairie zu gelangen, so hatten sie sich mit denen ihrer Mitbürger verbunden, welche Herrn Gérard zu einem der Repräsentanten des Departements der Seine vorschlugen.

Zwei oder drei Tage vorher waren die Notabeln des Dorfes erschienen, um als Deputation Herrn Gérard die lebhaften Sympathieen der Einwohner von Vanvres an den Tag zu legen.

Herr Gérard hatte Anfangs bescheiden die Ehre, die man ihm anthun wollte, abgelehnt, indem er erklärte, daß er sich nach bestem Wissen und Gewissen — was wahr sein konnte —

derselben unwürdig fühle, indem er hinzufügte, daß er noch nicht genug für das Land, und besonders nicht für Vanvres gethan. Er klagte sich aufrichtig an, ein weit größerer Sünder zu sein, als wofür man ihn hielte; er stellte sich sogar als einen großen Verbrecher hin, was einen Landwirth hatte laut auslachen lassen, der von einer Musterwirtschaft träumte, zu welcher er ihm Held leihen sollte, und der deßhalb Herr Gérards größter Lobredner war.

Man hatte jedoch trotz dieser abschlägigen Antwort darauf bestanden, ihn in die Kammer zu schicken, und nachdem er seinen ergebenen Mitbürgern gesagt:

»Sie sind es, meine Herren, die mich zwingen; Sie die es gewollt; Sie befehlen, ich gehorche!«

Nachdem er dies und vieles andere gesagt; hatte Herr Gérard zuletzt angenommen und seine Freunde autorisirt, seine Candidatur zu verkünden.

Der Landwirth, als, Royalist, obgleich er vielleicht instinctmäßig als Symbol die Bienen statt der Lilien wählen sollen, der Landwirth übernahm es noch am selben Abende, allen benachbarten Flecken das große Ereigniß der Annahme des Herrn Gérard anzuzeigen und am ersten freien Tage, den ihm seine Bienen gönnten, — der Landwirth trieb in Erwartung seiner Musterwirtschaft einen großen Handel mit Honig — diese Candidatur in allen Journalen von Paris zu verkünden.

Man begreift, daß Herr Gérard die Deputation nicht weggehen ließ, ohne ihr zuerst Erfrischungen aller Art anzubieten und sie dann für nächsten Mittwoch zum Diner einzuladen.

In Folge dieser Einladung saßen die elf Abgeordneten an der Tafel des Herrn Gérard; denn, wie man sich denken kann, Niemand hatte sich einzustellen versäumt und nach dem Vergnügen, das beim Beginn dieses Capitels aus allen Gesichtern sah, hatte es Niemand zu bereuen, dieser Einladung Folge geleistet zu haben.

Es war wirklich ein frischer und milder Nachmittag; die Speisen waren wohlschmeckend, die Weine ausgesucht; es war ungefähr sechs Uhr Abends; man befand sich seit fünf Uhr bei, Tische und einer nach dem andern suchte von der Kühnheit Nutzen zu ziehen, welche ihm die Halbtrunkenheit verlieh, um aus seinem Stuhle eine Tribüne und aus seinem Gespräche eine Harangue zu machen, als wenn man statt am Schlusse eines Diners im Freien, am Ende einer Sitzung in der Kammer wäre.

Der Landwirth gab von seiner Existenz und seiner leibhaften Anwesenheit bei dem Diner keinen andern Beweis, als daß er zwischen jeder Rede mit heißer Stimme einige unzusammenhängende Phrasen murmelte, deren verständlicher Schluß ein unmäßiges Lob des Wirthes war, zu dessen Verfügung er sein und seiner Bienen Leben stellte.

Ein Notar, der beinahe ebenso enthusiastisch war, als der Landwirth, hatte mit der Stimme eines Procurators einen Toast abgelesen, in welchem er Herrn Gérard mit Aristides verglich, in dem er ferner die Ueberlegenheit der Bewohner von Vanvres über die Athenienser proclamirte, die es müde geworden, Aristides beständig den Gerechten zu hören, während die Bewohner von Vanvres nicht müde würden, Herr Gérard den Ehrenmann nennen zu hören.

Ein Huissier, der sich in's Privatleben zurückgezogen, hatte Couplets gesungen, die für den Augenblick paßten und in welchen er prophezeite, Herr Gérard werde die Hydra der Anarchie mit ebenso großem Erfolge bekämpfen, als der Sohn des Jupiter und der Alkmene die Hydra von Lernos.

Ein Arzt, der toxicologische Untersuchungen über das Pockengift machte, hatte an den Tag erinnert, wo Herr Gérard mit seiner doppelläufigen Flinte bewaffnet, das Land von einem wüthenden Hunde befreit, der die größten Verheerungen angerichtet und auf die Hoffnung getrunken, daß die Wissenschaft ein Mittel gegen die furchtbare Krankheit, genannt die Wuth, finden werde.

Endlich war ein Blumengärtner einen Augenblick vor Tische verschwunden und mit einer Lorbeer- und Veilchenkrone wieder erschienen, die er feierlich auf das Haupt des Herrn Gérard legte, was den rührendsten Effect gemacht hätte, wenn nicht ein kleiner bucklicher Mensch, der sich, man wußte nicht unter welchem Titel, in die ehrenwerthe Deputation gedrängt, die Bemerkung gemacht, daß die Lorbeeren der Krone Saucenlorbeeren und die Veilchen duftlose Veilchen seien.

Die Begeisterung hatte ihre höchste Höhe erreicht. Die Freude leuchtete aus allen Augen, das Lob floß aus Aller Mund, keine Wolke hatte dies Familienfest verdunkelt; es war mit einem Worte; ein allgemeiner Enthusiasmus und Jeder hatte augenblicklich sein Leben für einen Blutstropfen des großen Bürgers geopfert, der den Namen Gérard trug.

Diese berauschte Glückseligkeit hatte sich Aller bemächtigt, als der Diener des Herrn Gérard seinem Herrn meldete, daß ein Unbekannter ihn augenblicklich zu sprechen verlange.

»Er hat seinen Namen nicht genannt?« fragte Herr Gérard.

»Nein, Herr, « antwortete der Diener.

»So sagen Sie ihm, « antwortete der würdige Schloßverwalter majestätisch, »daß ich nur Leute empfangen, welche sagen können, wer sie sind und weshalb sie kommen.«

Der Diener entfernte sich, um die Antwort zu überbringen.

»Bravo! Bravo! Bravo!« riefen die Gäste.

»Das war gut gesagt!« machte der Notar.

»Welche Beredsamkeit, wenn er mal in der Kammer sitzt!« sagte der Arzt.

»Welche Würde, wenn er Minister sein wird!« rief der Buckliche.

»O! meine Herren, meine Herren!« sagte der ehrenwerthe Herr Gérard bescheiden.

Der Diener erschien wieder.

»Nun gut, was will dieser Unbekannte, und von wem kommt er?« fragte Herr Gérard.

»Er kommt von Herrn Jackal und will Ihnen sagen, daß die Hinrichtung des Herrn Sarranti Morgen stattfinden wird.«

Herr Gérard wurde leichenblaß, sein Gesicht entstellte sich mit Blitzesschnelligkeit; er eilte aus dem Saale und folgte rasch dem Diener, indem er mit bestürzter Stimme rief:

»Ich komme! ich komme!«

So weit die Gäste auch auf dem Wege der Trunkenheit waren, so hatte doch jeder den Eindruck bemerkt, den die doppelte Mittheilung, die ihm gemacht wurde, auf ihn hervorgebracht.

Und wie bei einer Sonnenectipse Nacht dem Tage folgt, so führte die Eclipse des Herrn Gérard augenblickliche Stille an der Stelle der lauten Conversation herbei, welche die Meldung des Dieners unterbrochen hatte.

Indeß, da mehrere in der Angelegenheit des Herrn Sarranti, die viel von sich hatte reden machen, wenigstens oberflächlich, auf dem Laufenden waren, so hing steh das Gespräch, um nicht ganz auszugehen, an diesen Rettungsanker.

Der Notar nahm das Wort und erklärte, wie der Name des Herrn Sarranti, vor dem ehrenwerthen Herrn Gérard ausgesprochen, diese zarte Natur bis in die feinste Fiber erschüttern müsse.

Herr Sarranti oder vielmehr der elende Sarranti, welcher mit der Erziehung der beiden Vetter des Herrn Gérard beauftragt war, habe sich des Meuchelmords an den beiden Kindern schuldig gemacht und sei desselben überwiesen worden, eines Meuchelmords, der mit so großer Vorsicht begangen worden, daß man nicht mal mehr die Leichen auffinden konnte.

Die Erzählung des Notars erklärte die Abwesenden des Herrn Gérard und die Einmischung des wohlbekanntens Namens des Herrn Jackal in die Meldung des Dieners.

Herr Sarranti, hatte ohne Zweifel im Begriffe, auf das Schaffot zu steigen, Bekenntnisse abzulegen und man schickte vermuthlich von Seiten des Herrn Jackal, um Herrn Gérard zu suchen, damit dieser die Enthüllungen vernehme.

Die Entrüstung gegen Sarranti mehrte sich dadurch. Es war nicht genug, eine beträchtliche Summe unterschlagen, zwei Unschuldige meuchlings ermordet zu haben; er wählte auch noch, um neue Enthüllungen zu machen, die heilige Stunde des Mahls, ganz gegen den Grundsatz des Verfassers der *Gastronomie*:

»Nichts soll den Menschen störe wenn er beim Speisen sitzt.«

Da man jedoch bei den Entremets war, der Burgunder zu den besten Gewächsen zählte, der Champagner vortrefflich gekühlt war, auf einer nahen Tafel ein ausgezeichnetes Dessert stand,

so beschloß man, Herr Gérards Rückkehr plaudernd und trinkend abzuwarten.

Dieser Entschluß wurde durch die Erscheinung eines Dieners bestärkt, welcher über den Perron mit zwei Flaschen herabkam, in jeder Hand eine die er mit den Worten auf den Tisch setzte:

»Herr Gérard bittet Sie, diesen Laffitte, der aus Indien zurückkommt, und diesen Chambertin von 1811 zu kosten, ohne sich seinetwegen zu derangiren. Eine unaufschiebbare Sache ruft ihn nach Pari; er wird in einer halben Stunde wieder hier sein.«

»Bravo! Bravo!« riefen die Gäste wie aus einer Kehle.

Und vier Arme verlängerten sich augenblicklich, um die vier Hälse der vier Flaschen zu ergreifen.

In diesem Momente hörte man das Rollen eines Wagens auf dem Straßenpflaster.

Man begreift, daß es Herr Gérard war, der sich entfernte.

»Auf seine baldige Wiederkehr!« sagte der Arzt.

Jeder der übrigen Gäste stotterte einen Wunsch und versuchte sich zu erheben, um dem Toast mehr Feierlichkeit zu geben; aber der Versuch ging bereits über ihre Kräfte.

So weit war man gekommen: die, welche saßen, suchten aufzustehen; die, welche standen, suchten sich zu setzen, als plötzlich eine neue Persönlichkeit, um so überraschender, da man nichts weniger erwartete, auf dem Rasen erschien und das Gespräch abschnitt.

Diese Person, welche in den Garten drang, ohne daß man wußte, woher sie kam, war unser alter Freund Roland, oder wenn man wegen der Verhältnisse lieber will, Brasil.

Obleich er wirklich wie ein guter Hund durch die Thüre hereingekommen, war er mit einem Sprung unten an der Treppe und mit zwei weiteren Sprüngen auf dem Rasen.

Der erste der Gäste, der ihn gewahrte, stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Die herabhängende Zunge, das blutig unterlaufene Auge und die empor stehenden Haare des Thieres rechtfertigten diesen Schrei.

»Ein wüthender Hund!« sagte der Notar.

»Ein wüthender Hund?« wiederholten die andern Gäste erschrocken.

»Hier, hier, seht!«

Alle Augen wandten sich nach der von dem Notar angedeuteten Richtung und sie sahen wirklich den Hund, der, obgleich wie ein wüthendes Thier schnaubend, nach der Thüre

umgekehrt war und jemand zu erwarten schien.

Aber das Warten dauerte ihm ohne Zweifel zu lange: denn mit zu Boden gesenkter Schnauze begann er, wie der Pudel des Faust Kreise zu beschreiben, deren Mittelpunkt der Tisch und die Gäste bildeten, und die sich immer mehr verengten.

Berechnend, daß in einem gegebenen Momente der Hund endlich an die Gäste stoßen müßte, erhoben sich diese, ohne ihren Schrecken zu verbergen zu suchen, freiwillig und dachten auf die Flucht; der eine sah durch seine Lorgnette nach einem Baume der andere nach einem kleinen Schoppen, unter den der Gärtner seine Gartenwerkzeuge stellte, dieser dachte daran, die Mauer zu erreichen, jener eine Zuflucht im Schlosse zu suchen, als plötzlich ein scharfes und langes Pfeifen sich hören ließ, dem der streng ausgesprochene Befehl »Roland hierbei!« Folgte.

Der Hund drehte sich augenblicklich auf den Häcksen um, wie ein Pferd, dem man scharf an dem Mundstück des Zaumes reißt, und wollte gerade auf seinen Herrn zu.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser Herr Salvator war.

Aller Augen richteten sich auf ihn. Für die unglücklichen Gäste, welchen der Anblick Rolands so große Furcht eingejagt, war er der antike Gott, der die Tragödie glücklich auflöst.

Der junge Mann erschien in den Strahlen der untergehenden Sonne, welche ihn mit einer Flamme zu bedecken schienen: er war mit der größten Eleganz, durchaus schwarz, gekleidet; seinen Hals umgab eine Cravate von feinem, weißem Battist; seine behandschuhte Hand spielte mit einem Stock, der einen Lapisläzuli knopf hatte.

Er stieg langsam die Stufen des Perrons herab und nahm den Hut vom Kopfe, sobald er den Rand der Allee betrat; dann über den Rasen hinschreitend, gefolgt von Roland, den er mit einer Bewegung der Hand hinter sich ließ, kam er gerade an den Stuhl, welchen Herr Gérard eingenommen und den seine Abwesenheit leer gelassen, und sah sich so mitten unter den Gästen, die er einen nach dem andern mit der ausgesuchtesten Artigkeit grüßte.

»Meine Herren;« sagte er, »ich bin einer der ältesten Bekannten unseres gemeinschaftlichen Freundes, des ehrenwerthen Herrn Gérard; er wollte mir die Ehre erweisen, mich Ihnen vorzustellen, und wir sollten zusammen speisen, aber ich wurde unglücklicher Weise durch denselben Grund in Paris zurückgehalten, der Sie in diesem Augenblicke der Anwesenheit unseres Wirthes beraubt.«

»Ach! ja, « sagte der Notar, der sich in dem Augenblicke zu beruhigen begann, als er den Hund wie an den Blick des jungen Mannes angekettet sah, — »wegen der Sarrantischen Sache.«

»Allerdings. meine Herren, wegen der Sarrantischen Sache.«

»Morgen also wird der Elende hingerichtet?« sagte der Huissier.

»Morgen; wenn man von jetzt bis dahin kein Mittel findet, seine Unschuld zu beweisen.«

»Seine Unschuld? das würde schwierig sein!« sagte der Notar.

»Wer weiß!« machte Salvator: »wir haben bei den Alten die Kraniche des Dichters Ibycus; und in neuerer Zeit den Hund des Montargis.«

»Apropos Hund, mein Herr, « sagte der Landwirth mit leiserer Stimme; »ich muß gestehen, daß der Ihre uns so eben eine tüchtige Angst eingejagt hat.«

»Roland?« machte Salvator in naivem Tone.

»Er heißt Roland?« fragte der Notar.

»Allerdings, « sagte der Arzt, »ich hatte einen Augenblick die größte Hoffnung, er sei wüthend.«

»Es scheint mir, Roland war nur rasend, « sagte der Notar und rieb sich die Hände vor Entzücken über sein Bonmont.

»Sie sagten die Hoffnung?« fragte Salvator den Arzt.

»Ja, mein Herr, und ich ändere mein Wort nicht. Wir sind unserer elf; ich hatte somit zehn Chancen gegen eine, daß das Thier einen meiner Freunde und nicht mich angreifen werde: und da ich mich speciell mit der Hundswuth beschäftigt habe, so wäre mir die Gelegenheit geboten gewesen, an seine frische Wunde das Mittel anzuwenden, das ich erfunden und das ich beständig bei mir in der Tasche trage, in der Hoffnung, es werde sich mir zur Anwendung eine Gelegenheit bieten.«

»Ich sehe, mein Herr-,« sagte Salvator, »daß Sie ein ächter Philanthrop sind; unglücklicher Weise ist mein Hund für den Augenblick wenigstens kein *Subject*, wie man, glaube ich, in der medizinischen Terminologie sagt, und der Beweis dafür. daß er augenblicklich gehorcht, sehen Sie mal!«

Und er deutete ihm unter den Tisch, wie man etwa auf eine Nische deutet:

»Leg' dich, Brasil« sagte er, »leg' dich!«

Dann wandte er sich an die Gäste:

»Erstaunen Sie nicht, « sagte Salvator, »daß ich meinen Hund unter den Tisch liegen lasse, wohin ich mich mit Ihnen setze; ich kam um zu speisen, besser später als gar nicht, als ich Herrn Gérard auf dem Wege begegnete; ich wollte mit ihm umkehren; aber er hat so dringend darauf bestanden, ich solle mich zu Ihnen begeben, daß ich, schon zuvor von meinem Verlangen hierher gezogen, nicht widerstehen konnte, um so mehr, als er mich beauftragte, in seiner Abwesenheit die Honneurs der Tafel zu machen.«

»Bravo! Bravo!« rief die Gesellschaft, auf welche das Benehmen Salvator's den besten

Eindruck gemacht.

»Nehmen Sie den Platz unseres Wirthes,« sagte der Notar, »und erlauben Sie mir, Ihr Glas zu füllen und auf seine Gesundheit zu trinken.«

Salvator hielt das Glas hin.

»Das ist nicht mehr als billig,« sagte er, »und Gott lohne ihm, wie er es verdient.«

Und das Glas an den Mund setzend, berührte er den Wein mit den Lippen.

In diesem Augenblick ließ Brasil ein langes Geheul hören.

»O! o! was hat Ihr Hund?“ fragte der Notar.

»Nichts; des ist seine Art zuzustimmen, wenn man einen Toast ausbringt, « sagte Salvator.

»Schön!« sagte der Arzt; »Das Thier hat eine gute Erziehung bekommen; nur war sein Sprechen nicht sonderlich heiterer Art.«

»Mein Herrn!« sagte Salvator, »Sie wissen, es haben, ohne daß die Wissenschaft sich Rechenschaft geben konnte, gewisse Thiere Ahnungen; vielleicht droht unserem Freunde Gérard ein unvorhergesehenes Unglück.«

»Ja, “ antwortete der Arzt, »man sagt das; aber wir starken Geister glauben nicht an solche Thorheiten.«

»Indessen, « sagte der Blumist, »meine Großmutter . . .«

»Ihre Großmutter war eine Thörin, mein Freund, « sagte der Arzt.

»Verzeihung, « bat der Notar, »aber Sie sprechen von einer Gefahr, die Herrn Gérard drohen könnte?«

»Einer Gefahr?i« sagte ein Geometer; »und welche Gefahr könnte dem ehrenwerthesten Manne von der Welt drohen, einem Manne, der immer den geraden Weg ging?«

»Einem Manne, der der Patriotismus selber ist!« sagte der Huissier.

»Die eingefleischte Aufopferung!« fügte der Arzt hinzu.

»Die Selbstverleugung selbst!« rief der Notar.

»Ei! Sie wissen doch meine Herrn, daß das Unglück sich gerade an die Ferse des Gerechten hängt. Das Unglück ist der Löwe der h. Schrift, der sucht, wen er verschlinge, und sich besonders an die Tugendhaften machte — man sehe-Hiob.«

»Aber, zum Teufel, was macht denn Ihr Hund?« sagte der Blumist, indem er unter den Tisch

sah; »er reißt den Rasen auf.«

»Achten Sie nicht darauf,« antwortete Salvator, »wir sprachen von Herr Gérard und sagten . . .«

»Wir sagten,« versetzte der Notar, »daß ein Land stolz sein müsse, wenn es einen solchen Mann geboren.«

»Er wird die Steuern ermäßigen,« sagte der Arzt.

»Den Preis des Kornes erhöhen,« sagte der Landwirth.

»Den Preis des Brotes herabsetzen, « sagte der Gärtner.

» »Die Nationalschuld tilgen,« sagte der Huissier.

»Die Einrichtung der Ecole der Medizin reformieren,« sagte der Arzt.

»Frankreich einen neuen Cataster unterwerfen,« sagte der Geometer.

»O!« machte der Notar, indem er dieses Concert von Lobeserhebungen unterbrach, »Ihr Hund wirft mir mein ganzes Beinkleid voll Erde.«

»Das ist möglich,« sagte Salvator, »aber beschäftigen wir uns nicht mit ihm.«

»Im Gegentheile, wir wollen uns mit ihm beschäftigen,« sagte der Arzt, der unter den Tisch gesehen hatte; »denn der Hund sieht sehr sonderbar aus: die Zunge hängt ihm zum Maule heraus, die Augen sind blutunterlaufen, das Haar steht ihm zu Berge.«

»Wohl möglich,« sagte Salvator, »aber so lange man ihn nicht in seinem Treiben stört, hat man nichts von ihm zu fürchten: der Hund ist ein Monoman,« fügte Salvator lachend hinzu.

»Ich möchte ihnen bemerken,« sagte der Arzt pretentiös, das das Wort Monoman, das von **monos** und **mania** kommt und *allein Idee* bedeutet, sich nur auf den Menschen anwenden läßt, weil der Mensch allein Ideen und der Hund nur Instinkt hat, allerdings einen sehr vollkommenen, der jedoch mit der erhabenen Organisation des Menschen in keinen Vergleich treten kann.«

»Nun gut,« versetzte Salvator, erklären Sie das, wie Sie wollen, Instinkt oder Idee. Brasil hat nur einen Gedanken.«

»Welchen?«

»Er besaß zwei junge Herren, die er außerordentlich liebte, einen Knaben und ein Mädchen; der Knabe wurde meuchlings ermordet, das Mädchen ist verschwunden; bis jetzt hat er so gut gesucht, das er das junge Mädchen fand.«

»Lebend?«

»Ja, lebend, vollkommen lebend; aber da der Knabe ermordet und begraben wurde, sucht der arme Brasil, der immer noch hofft, den Ort zu finden, wo die Leiche begraben wurde, überall, wohin er kommt.«

»Suche und Du wirst finden sagte der Notar, der gerne seine Bibelsprüche anbrachte.

»Verzeihen Sie, « sagte der Arzt, »aber das ist ein ganzer Roman, was Sie da erzählen, mein Herr.«

»Eine Geschichte, wenn Sie wollen,« sagte Salvator, »und zwar eine der furchtbarsten.«

»Meiner Treu,« machte der Notar, »wir sind gerade zwischen der Birne und der Käse, wie der verstorbene d'Aigrefeuille, gastronomischen Angedenkens, sagte; »das ist der Augenblick zu Geschichten, und wenn Sie uns die Ihrige erzählen wollen, mein lieber Herr, so wird es uns sehr angenehm sein.«

»Gerne,« sagte Salvator.

»Das wird sehr interessant werden,« sagte der Arzt.

»Ich glaube wohl,« antwortete Salvator einfach.

»Stille!, Stille!« hieß es von allen Seiten.

Es entstand eine Pause, während welcher Brasil ein so klägliches Geheul ausstieß, daß alle Gäste ein Schauer durchlief und der Gärtner, welcher durch einige Worte angedeutet, daß er kein starker Geist wie der Doctor, sei, unwillkürlich mit den Worten aufsprang:

»Teufel von Hund, geh!«

»Aber setzen Sie sich doch, « sagte der Geometer, indem er ihn an einem Rockschoß zog und ihn zu sitzen nöthigte.

Der Gärtner setzte sich brummend, aber er setzte sich.

»Nun, nun, die Geschichte, « sagten die Gäste.

»Die Geschichte!«

»Meine Herren,« sagte Salvator, »ich werde mein Drama denn es ist eher ein Drama, als eine Geschichte: ‚Giraud der Ehrbare‘ tituliren.«

»Ei, sagte der Huissier, »das lautet beinahe wie Gérard der Ehrenmann?«

»Es ist allerdings nur der Unterschied von zwei Buchstaben; aber ich möchte dem ersten Titel den Nebentitel hinzufügen: oder man darf dem Schein nicht trauen.«

»Das ist ein exzellenter Titel, « sagte der Notar, »und an Ihrer Stelle wurde ich ihn Herrn

Guilbert de Pixerecourt bringen.«

»Ich kann nicht, mein Herr, ich habe ihn für den Procurator des Königs bestimmt.«

»Meine Herren, meine Herren, « sagte der Arzt, »ich mache Ihnen die Bemerkung, daß Sie den Erzähler hindern, seine Erzählung zu beginnen«

»O!« sagte Salvator, »seien Sie ohne Sorgen, »wir kommen schon nach dazu.«

»Stille!« machten der Geometer, »Stille!«

Man hörte Brasil, der den Beben wüthend aufscharrte und laut schnaufte.

Salvator begann.

Unsre Leser kennen das Drama, das er unter erdichteten Namen erzählte. Mit Hilfe von Nachforschungen und Erkundigungen, unterstützt von seinem wunderbaren Scharfsinne, dem der Instinkt Brasils als Führer diente, war es ihm gelungen, die ganze Geschichte sich zu construieren wie eingeschnittener Architekt aus einigen Trümmern ein antikes Bauwerk veranschaulicht, wie Cuvier aus einigen Knochen sich ein antediluvianisches Ungeheuer zu reconstruieren.

Wir folgen deßhalb Salvator nicht in die Details dieser Erzählung, die für den Leser nichts Neues bieten, sondern ihm nur das in's Gedächtnisrufen würde, was er schon weiß.

Als Salvator, nachdem er das Verbrechen Girauds erzählt, den Zuhörern schilderte, mit welcher Heuchelei es dem Mörder und Räuber gelungen war, sich nicht allein die Achtung und den Respekt, sondern auch die Zuneigung, Hingebung und Liebe seiner Mitbürger zu erringen, stieß das Auditorium einen langen Schrei der Entrüstung aus, auf welchen Brasil mit einem dumpfen Knurren antwortet, als wollte er an diesen einstimmigen Verwünschungen auch sein Theil haben.

Als endlich, nachdem er die Scheinheiligkeit des Elenden enthüllt, der Erzähler die rohe Feigheit schilderte, mit der dieser Mensch einen Unschuldigen verurtheilen ließ, während es sich für ihn nur darum handelte, sich zu verbannen, seinen Namen zu ändern und in einer andern Welt sein erstes Verbrechen zu beweinen, statt ein zweites, vielleicht noch viel größeres als das erste zu begehen, hatte die Entrüstung der Gesellschaft die höchste Höhe erreicht, der Zorn verwandelte sich in Muth und Jeder schleuderte seinen Fluch gegen den Mörder.

»Aber,« rief der Notar, »sagten Sie nicht, daß morgen der Unschuldige für den Schuldigen bezahle?«

»Allerdings, « sagte Salvator.

»Aber« versetzte der Arzt, »von heute bis morgen, wie sollte man da einen Beweis finden, welcher der Justiz die Augen öffnet?«

»Die Güte Gottes ist groß!« sagte Salvator, indem er den Kopf senkte, und unter dem Tischtuch die verzweifelte Arbeit sah, welche Brasil verrichtete, der, fühlend, daß sein Herr sich mit ihm beschäftigte, sich einen Augenblick von seiner Arbeit weg wandte, und, als wollte er ihn küssen, die feuchte Nase auf die Hand seines Herrn hielt, dann aber wieder die Erde aufzuwühlen fortfuhr.

»Die Güte Gottes, die Güte Gottes!« wiederholte der Doktor, der, in seiner Eigenschaft als Arzt, außerordentlich sceptisch war: »aber ein guter Beweis wäre noch sicherer.«

»Ohne Zweifel,« antwortete Salvator; »ich hoffe auch, daß dieser Beweis, der mir bereits einmal entschlüpft ist, doch noch in die Hände geliefert werde.«

»Ah!« sagten die Gäste einstimmig, »Sie hatten einen Beweis?«

»Ja,« antwortete Salvator.

»Und dieser Beweis ist Ihnen entschlüpft?«

»Unglücklicherweise.«

»Welcher Beweis wäre das?«

»Ich hatte, Dank sei es Brasil, das Skelett des Kindes gefunden.«

»O!« machten die erschrockenen Gäste.

»Und warum haben Sie nicht eine gerichtliche Beaugenscheinigung unter Zuziehung eines Arztes reclamirt ?« sagte der Doctor.

»Das habe ich gethan, nur der Arzt blieb weg; aber in der Zwischenzeit war das Skelett verschwunden und das Gericht hat mir in das Gesicht gelacht.«

»Der Mörder wird Wind von der Sache bekommen und das Skelett anderswohin geschafft haben,« bemerkte der Notar.

»So daß. Sie noch immer nach dem Leichnam suchen?« fragte der Huissier.

»Allerdings,« machte Salvator; »denn Sie bergreifen wohl, wenn der Leichnam sich an einem Orte befände, wohin ihn Herr Sarranti nicht begraben konnte!«

»Herr Sarranti!« riefen wie aus einem Tone die Gäste; »Herr Sarranti ist also der Unschuldige?«

»Ließ ich mir den Namen entschlüpfen?«

»Sie sagten Sarranti.«

»Wenn ich das sagt, so widerrufe ich nicht.«

»Welches Interesse haben Sie, die Unschuld dieses Mannes ans Licht zu bringen?«

»Er ist der Vater eines meiner Freunde; und wäre ich auch ganz fremd, so glaube ich, es ist die Pflicht jedes Menschen, einen Mitmenschen vom Schaffot zu retten, wenn er die Ueberzeugung von seiner Unschuld hat.«

»Aber,« sagte der Notar, »Sie hoffen doch den Beweis, den Sie suchen, nicht hier zu finden?«

»Vielleicht.«

»Bei Herrn Gérard?«

»Weshalb nicht?«

»Der Hund, als ob er auf die Worte seines Herrn antwortete, ließ ein langanhaltendes düsteres Geheul vernehmen.

»Hören Sie?« machte Salvator; »sehen Sie Brasil sagt mir, daß er nicht verzweifelt.«

»Wie, daß er nicht verzweifelt?«

»Allerdings; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß er eine Monomanie habe, und war die, die Leiche seines jungen Herrn wiederzufinden?«

»Allerdings; antworteten die Gäste einstimmig.

»Nun gut,« versetzte Salvator, »während ich die ersten vier Acte des Dramas erzähle, arbeitete er am fünften.«

»Was wollen Sie sagen?« fragten zu gleicher Zeit der Huissier und der Notar, während die Anderen, welche stumm blieben, mit den Augen fragten.

»Sehen Sie unter den Tisch,« machte Salvator, indem er das Tischtuch aushob.

Jedermann sah unter den Tisch.

»Was zum Teufel macht er da? fragte der Arzt, ohne die geringste Angst, denn er dachte, wenn der Hund auch nicht wüthend sei, so biete er doch einen interessanten Vorwurf für das Studium.

»Er macht ein Loch, wie Sie sehen,« antwortete Salvator.

»Und zwar ein enormes Loch, « bemerkte der Notar.

»Ein Loch von drei Fuß Tiefe und sieben ein halb Fuß Umfang, « sagte der Geometer.

»Und was sucht er?« fragte der Huissier.

»Ein Ueberweisungsmittel,« sagte Salvator.

»Was für eines?« machte der Notar.

»Das Skelett des Kindes, « sagte Salvator.

Das Wort Skelett, so kurz nach der furchtbaren Erzählung Salvators ausgesprochen, und zu einer Stunde, wo die Schattens sich bereits vom Himmel herabsenkten, machte allen das Haar zu Berge stehen; Alle entfernten sich wie auf einen Schlag von dem Loche; der Arzt allein trat näher.

»Der Tisch genirt uns!« sagte er.

»Helfen Sie mir,« sagte Salvator.

Die beiden Männer nahmen den Tisch, hoben ihn in die Höhe, und der Hund stand, nachdem sie ihn einige Schritte entfernt, frei da.

»Brasil schien die Veränderung, welche vorgegangen, nicht zu bemerken, so sehr war er in sein Todtengräbergeschäft vertieft.

»Nun, meine Herren,« sagte Salvator, »etwas Muth zum Teufel,, wir sind ja Männer.«

»Warhaftig,« sagte der Notar, »ich gestehe, daß ich neugierig bin, die Entwicklung der Geschichte zu sehen.«

»Wir werden bald so weit sein,« sagte Salvator.

»Vorwärts, vorwärts!« sagten die Andern, näher treten.

Man machte einen Kreis um den Hund.

Brasil fuhr mit einer solchen Energie und Regelmäßigkeit fort zu graben, daß man ihn eher für eine Maschine, als für ein Thier hätte halten sollen.

»Muth, mein guter Brasil!« sagte Salvator; »Du mußt Deine Kräfte bald erschöpft haben, aber Du bist auch bald am Ziele Deiner Mühen, Muth!«

Der Hund wandte den Kopf um und schien seinen Herrn mit dem Blicke zu danken.

Das Graben-dauerte noch einige Minuten, während welcher die Gäste mit offenem Munde und an sich gehaltenem Athem tiefes Stillschweigen beobachteten, und mit weit geöffneten Auge der seltsamen Scene folgten, welche vor ihren Augen zwischen dem Hunde und seinem Herrn den sie sieht nicht mehr in solchem Grade für den Freund von Herrn Gérard hielten, als wofür er sich Anfangs ausgegeben.

Nach Verfluß von fünf Minuten stieß Brasil einen langen Seufzer aus und hörte auf zu kratzen,

um mit seiner Schnauze laut schnaufend an einem Theil der Ausgrabung zu schnoppem.

»Es ist da, es ist da!« sagte Salvator heiter.

»Du hast ihn gefunden, nicht wahr, mein Hund?«

»Was hat er gefunden?« fragten die Umstehenden.

»Das Skelett, « sagte Salvator. Hierher Brasil! Das Uebrige geht die Menschen an; hierher, mein Hund!«

Der Hund sprang aus dem Loche und legte sich am Rand des Grabens nieder, indem er seinen Herrn mit einem Blicke ansah, als wollte er sagen: »Nun ist's an Dir!«

»Salvator ging wirklich in die Grube hinab und griff mit seiner Hunden den tiefsten Punkt, indem er den Arzt herbeirief:

»Kommen Sie, mein Herr, und fühlen Sie,« sagte er.

Der Arzt stieg muthig zu Salvator hinab, während die andern Gäste, vollständig entnüchert, sich bestürzt ansahen, und, die Hand ausstreckend, wie es sein Vorgänger gethan, fühlte er an der Spitze seiner Finger jenen weichen und seidenen Stoff, der Salvator hatte schauern machen, als Brasil zum ersten Male das Skelett des Kindes im Park von Viry entdeckt.

»O, o!« machte er, »das sind Haare.«

»Haare!« wiederholten alle Umstehenden.

»Ja, meine Herren,« sagte Salvator, »und wenn Sie Lichter holen wollen, könnten Sie sich überzeugen.«

Jeder stürzte nach dem Hause und kam, Dieser mit einem Candelaber, Jener mit einem Leuchter zurück.

Der Arzt und Brasil waren allein bei der Grube stehen geblieben. Salvator, welcher nach der kleinen Baracke gegangen, weder Gärtner seine Werkzeuge hatte, kam ehestens mit einem Spaten zurück.

Die Gäste standen um die Grube, welche durch fünfzig Lichter so hell wie am Tage beleuchtet war.

Man bemerkte an der Oberfläche der Erde eine blonde Haarlocke.

»Auf, auf!« sagte der Arzt, »man muß die Ausgrabung fortsetzen.«

»Das bin ich auch zu thun im Begriffe, « sagte Salvator. »Meine Herren, nehmen Sie eine Serviette, breiten Sie sie neben der Grube aus.

Man gehorchte.

Salvator stieg in die Grube hinab und mit derselben Vorsicht, wir möchten beinahe sagen, mit demselben Respekte, als wenn es sich um eine Leiche handelte, drückte er den Spaten in die Erde und brachte langsam den Kopf des Kindes, der auf seinem Kissen von Erde lag, zum Vorschein.

Ein Schauer durchlief die Zuschauer, als Salvator mit seinen weißen Handschuhen, die er nicht ausgezogen, den kleinen Kopf nahm und ihn auf die Serviette legte.

Dann ergriff er den Spaten wieder und machte sich auf's Neue an die Arbeit.

Er brachte nach und nach, Stück um Stück, alle Ueberbleibsel des Kindes heraus, so daß er nach Verfluß eines Augenblickes auf der Serviette, während er sich der technischen Ausdrücke bediente und jedes Bein an seine Stelle that, das ganze Skelett zum Staunen aller Umstehenden, besonders aber zur Zufriedenheit des Arztes zusammensetzen konnte. Dieser sagte zu ihm:

»Habe ich die Ehre, mit einem Collegen zu sprechen?«

»Nein, mein Herr,« sagte Salvator, »ich habe nicht diese Ehre; ich bin ein einfacher Dilettant in der Anatomie.«

Dann sich nach den Zuschauern der Scene umwendend, sagte er:

»Meine Herren, Sie sind alle Zeugen, nicht wahr, daß ich in dieser Grube die Leiche eines Kindes gefunden?«

»Ich bin Zeuge, « sagte der Arzt, der die Zeugenschaft, die Salvator von allen reclamirte, zu monopolisiren schien; »und zwar das Skelett eines männlichen Kindes, das ungefähr acht- bis neun Jahr alt sein mußte.«

»Alle sind Zeugen?« wiederholte Salvator, indem er mit den Augen jeden der Zuschauer zu fragen schien.

»Ja, Alle, Alle,« wiederholten die Gäste, welche sich zum Voraus geschmeichelt fühlten, was auch erfolgen möchte, eine wichtige Rolle bei der Sache zu spielen.

»Und folglich wird Jeder sein Zeugniß vor Gericht ablegen, wenn es gefordert wird!« fuhr Salvator fort.

»Ja, ja,« wiederholte die Gesellschaft.

»Nur, « meinte der Huissier, »müßte man ein Protokoll aufnehmen.«

»Unnützlich,« sagte Salvator, »es ist bereits geschehen.«

»Wie das?«

»Ich war so fest von dem überzeugt, was ich finden würde, « sagte Salvator, indem er aus seiner Tasche ein gestempeltes Papier zog, »daß ich es hier habe.«

Und er las in der That ein Protocoll in den Formen welche gewöhnlich bei solchen Aktenstücken üblich sind und in welchem sich Alles fand, selbst der genaue Nachweis des Ortes, wo das Skelett sich gefunden; was ein Beweis war, daß Salvator den Garten von Vanvres nicht zum ersten Male besuchte.

Nur eines fehlte, die Namen und Vornamen der Personen, welche der Ausgrabung beigewohnt.

Alle Zuschauer dieser Scene, deren Staunen von Viertelstunde zu Viertelstunde wuchs, hatten die Vorlesung des Protocolles angehört, indem sie mit befremdeten Blicken die seltsame Persönlichkeit betrachteten, die sie zu diesem phantastischen Drama herbeigerufen.

»Ein Tintenfaß, « verlangte Salvator von einem Diener, der ihn ebenso verblüfft, als die Andern ansah.

Der Diener beeilte sich zu gehorchen, als wenn er Salvator das Recht zu befehlen zuerkennen würde, und indem er sich eiligst entfernte, kam er einen Augenblick später mit Tinte und Feder zurück.

Alle unterzeichnetem.

Salvator nahm das Papier, steckte es in seine Tasche streichelte Brasil, band die vier Enden der Serviette, welche das Skelett des Kindes enthielt, zusammen und sagte, indem er die Gesellschaft grüßte:

»Meine Herren, ich erinnere Sie daran, daß man morgen Nachmittag um vier Uhr einen Unglücklichen hinrichten will; ich habe deshalb keine Zeit zu verlieren; nachdem ich Ihnen noch für Ihren gütigen Beistand gedankt, bitte ich Sie um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen.«

»Verzeihung, mein Herr, « sagte der Notar, »Sie haben, glaube ich, ausgesprochen, daß der Name des Unglücklichen Sarranti gewesen.«

»Ich sagte das, ja, mein Herr, und ich wiederhole es jetzt mehr als je.«

»Aber,« fuhr der Notar fort, »war denn nicht der Name unseres Wirthes, Herrn Gérard's vor zwei bis drei Monaten in diese traurige Geschichte verwickelt.«

»Allerdings,« machte Salvator; »ja mein Herr, er war darein vermittelt.«

»So daß man, « unterbrach ihn der Arzt, »ganz einfach annehmen könnte, Ihr Giraud sei . . .«

»Herr Gérard?«

»Ja!« machten die Umstehenden mit einer Bewegung des Kopfes.

»Nehmen Sie alles an, was Sie wollen, meine Herren,« sagte Salvator; »übrigens werden wir morgen nicht mehr bei der Annahme stehen bleiben, sondern die Gewißheit haben. Ich habe die Ehre, Mich Ihnen zu empfehlen. — Komm, Brasil!«

Und Salvator, gefolgt von seinem Hunde, entfernte sich rasch, indem er die Gäste des Herrn Gérard in einem schwer zu beschreibenden Zustande von Bestürzung zurückließ.

LXXX.

Ode an die Freundschaft.

Wir wollen nun ein wenig sehen, was Herr Gérard that, während in sei Park das bedeutungsvolle Ereigniß vor sich ging, das wir soeben berichteten.

Wir sahen ihn aus seinem Hause treten und verloren ihn seit dem Momente, da er die Treppe seines Perron hinaufsteigend, in dem Vestibule verschwand, nicht aus dem Blicke.

In dem Vestibule stand ein Mann von hohem Wuchse, in eine lange Levite gekleidet, mit einem über die Augen gedrückten Hute in bescheidener Zurückhaltung da.

Dieser Mann hatte die Discretion, sich nicht zu zeigen.

Herr Gérard ging gerade auf ihn zu.

Beim zweiten Schritte wußte er, mit wem er es zu thun hatte.

»Ah! Ah! Sie sind es, Gibassier!« machte er.

»Ich, in Person, ehrenwerther Herr Gérard beantwortete der Galeerensträfling.

»Und Sie kommen von . . .«

»Ja, « machte Gibassier. J

»Von . . . ?« wiederholte Herr Gérard, der nicht aufs Ungewisse hin gehen wollte.

»Von unsrem Chef,« sagte Gibassier, der bei allen seinen zarten Aufträgen vorsichtig zu Werke ging.

Das Wort Chef von diesem untergeordneten Subjecte ausgesprochen, machte den künftigen Deputirten lachen.

Er schwieg einen Augenblick, indem er sich auf die Lippen biß und fuhr fort:

»Also schickt er nach mir?«

»Er schickt mich, Sie zu holen, ja, « antwortete Gibassier.

»Und Sie wissen, weßhalb?«

»Ich weiß durchaus nichts.«

»Sollte er wegen . . . ?«

Er hielt inne.

»O, sprechen Sie dreist, « sagte Gibassier; »Sie wissen, ich bin, abgesehen von der Ehrbarkeit, Ihr anderes Ich.«

»Wäre es etwa wegen 'Herrn Sarranti's'?«

»Sie erinnern mich daran, «, sagte Gibassier; »das konnte wohl sein.«

Herr Gérard dämpfte nicht nur die Stimme, sondern seine Stimme nahm auch eine leichte Färbung von Aufregung an.

»Sollte etwa die Hinrichtung nicht morgen stattfinden?« fragte er.

»Ich glaube nicht; ich weiß aus sicherer Quelle, daß Herr von Paris der Befehl erteilt worden, sich morgen um drei bereit zu halten, und daß der Verurtheilte nach der Conciergerie geführt ist.«

Herr Gérard ließ sich einen Seufzer entschlüpfen, der sicherlich aus gepreßter Brust kam.

»Und, « fragte er noch, »es wäre nicht möglich, auf morgen früh zu verschieden, was wir heute Abend zu thun haben?«

»O, « machte Gibassier, »unmöglich.«

»Es ist also eine wichtige Sache?«

»Von der höchsten Wichtigkeit!«

Herr Gérard sah Gibassier in's Weiße der Augen.

»Und Sie behaupten, nichts zu wissen?«

»Beim heiligen Gibassier, ich schwere es Ihnen."

»Dann ist es Zeit, meinen Hut zu, nehmen.«

»Holen Sie ihn, Herr Gérard, die Abende sind etwas kalt und man kann sich leicht erteilen.«

Herr Gérard nahm seinen Hut vom Hacken.

»Ich bin bereit, « sagte er.

»So wollen wir gehen, « machte Gibassier.

»An der Straßenthüre wartet ein Fiaker.«

Als er diesen Fiaker sah, der wie alle Fiaker das Aussehen seines Leichenwagens hatte, konnte

Herr Gérard einen leichten Schauer nicht unterdrücken.

»Steigen Sie ein, «- sagte er zu Gibassier, »ich folge Ihnen.«

»Ich werde das um keinen Preis thun,« antwortete Gibassier.

Und der Galeerensträfling öffnete den Schlag und ließ Herrn Gérard in den Wagen steigen, wo er neben ihm Platz nahm, nachdem er mit dem Kutscher einige Worte gewechselt. Der Fiaker schlug in raschem Trab den Weg nach Paris ein da Gibassier es für gerathen hielt, den ihm von Salvator bezeichneten Weg zu ändern, weil er glaubte, daß es gleichgültig sei, wohin er Herrn Gérard führe, wenn er ihn nur von Hause fortfahre.

»Gut, « sagte Herr Gérard, etwas beschwichtigt durch den Gang der Thiere, vor sich hin, »wenn es auch eine wichtige Sache ist, so ist es doch wenigstens keine eilige.«

Und auf diese kluge Reflexion herrschte die tiefste Stille in dem Wagen und diese dauerte wenigstens während der nächsten Viertelstunde.

Gibassier unterbrach sie zuerst.

»Woran denken Sie denn so beharrlich, lieber Herr Gérard, « fragte er.

»Ich gestehe, Herr Gibassier, « antwortete der Philanthrop, »ich deute an den unbekanntem Zweck dieses unerwarteten Besuchs.«

»Und das beunruhigt Sie?«

»Das beschäftigt mich wenigstens.«

»Sehen Sie! — Nun an Ihrem Platze würde mich das durchaus nicht beschäftigen, das schwöre ich Ihnen.«

»Warum?«

»O das ist ganz einfach, — bemerken Sie wohl, daß ich gesagt, an Ihrem Platze, nicht an dem meinen.«

»Ja, das weiß ich wohl; aber warum haben Sie gesagt, *an meinem Platze?*«

»Weil, wenn mein Gewissen rein wäre, wie das Ihre, ich mich der Gunst des Glückes so sehr würdig hielte, daß ich dem Schicksal gar nicht die Ehre anthun würde, seine Schläge zu fürchten.«

»Gewiß, gewiß!« murmelte Herr Gérard, indem er melancholisch den Kopf schüttelte, »aber das Glück macht so bizarre Sprünge, daß wenn man auch nichts fürchten, man sich doch auf sehr viel gefaßt machen muß.«

»Wahrhaftig, wenn Sie in den Zeiten des Thales gelebt, Griechenland würde statt sieben Weisen acht gehabt haben, lieber Herr Gérard, und Sie hätten den schönen Vers gemacht:

Auf jedes Schicksal ist der Weise vorbereitet.

Bemerken Sie wohl ich sage vorbereitet, nicht ergeben — vorausgesetzt, daß Sie vorbereitet sind, scheinen Sie mir nicht ergeben. Ja, Sie haben Recht,« fuhr Gibassier in seinem feierlichsten und sentenziösesten Tone fort: »das Schicksal macht bizarre Sprünge; deßhalb stellten es die Alten, die nicht dumm waren, bisweilen auf einer Schlange sitzend dar, was so viel sagen will, als daß es über der Klugheit stehe. Und dennoch würde ich an Ihrer Stelle, ich wiederhole es, wenn ich auch meinen Geist frei schweifen ließe — ein so thätiger Geist wie der Ihre kann nicht ganz einschlafen — wenn ich, wie gesagt, meinen Geist schweifen ließe — würde ich mich nicht zu sehr beunruhigen. Was kann Ihnen geschehen? Sie haben das Glück gehabt, in früher Jugend Weise zu sein, weßhalb Sie nicht mehr die Aeltern zu verlieren oder durch sie compromittirt zu werden fürchten dürfen; Sie sind nicht verheirathet, weßhalb Sie nicht zu fürchten brauchen, Ihre Frau zu verlieren oder durch sie getäuscht zu werden; — Sie sind Millionär und ein großer Theil Ihres Vermögens besteht in guten Fonds, weßhalb Sie nicht zu fürchten haben, daß ein Notar Sie ruiniert, oder ein Bankerottirer Sie ausplündere; — Sie sind gesund, das heißt körperlich; — Sie sind tugendhaft, das heißt Sie besitzen die Gesundheit der Seele; Sie stehen in der Achtung Ihrer Mitbürger, die Sie zum Deputirten erwählen wollen; — Ihr Patent als Ritter der Ehrenlegionsordens, der Ihnen als dem Wohlthäter der Menschen zu Theil wird, liegt zur Unterzeichnung bereit; es ist ein Geheimniß, ich weiß es wohl, aber ich kann es ihnen im Vertrauen sagen; Sie stehen endlich bei Herrn Jackal so gut angeschrieben, daß er Sie zweimal in der Woche, so wichtig auch seine Beschäftigungen sein mögen, bei sich empfängt und mit Ihnen vertrauliche Verhandlung pflegt; Sie erhalten die gerechte Belohnung für fünfzig Jahre der Philantropie und der Rechtschaffenheit — Was fehlt Ihnen? Nun! was können Sie fürchten? Sprechen Sie.«

»Wer weiß!« seufzte Herr Gérard. »Der Unbekannte, lieber Herr Gibassier.«

»Sie bleiben also dabei; gut, sprechen wir nicht weiter daran; lassen Sie uns von etwas Anderem reden.«

Herr Gérard machte ein Zeichen, welchen sagen wollte: »Sprechen wir von dem was Sie wollen, nur sprechen *Sie* und ich werde schweigen.«

Gibassier nahen offenbar das Zeichen für ein zustimmendes, denn er fuhr fort.

»Ja, lassen Sie uns von etwas Heiterem sprechen; das wird nicht schwer sein, nicht wahr?«

»Nein.«

»Sie haben einige Freunde heute zum Diner bei sich, lieber Herr Gérard. Bemerken Sie, daß ich mir erlaube, Sie Lieber Herr Gérard zu nennen, weil Sie mich von; Zeit zu Zeit lieber Herr Gibassier nennen und weil Sie mir so eben noch diese Ehre erzeigten.

Herr Gérard verbeugte sich.

Gibassier netzte die Lippen mit der Zunge.

»Sie müssen ein sehr brillantes Diner gegeben haben, hm?«

»Ehrlich gesagt und ohne mich zu rühmen, ich glaube, daß es brillant war.«

»Ich bin dessen gewiß, wenn ich nach den Düften urtheilen darf, die aus der Küche im Vestibule aufstiegen, wo ich Sie einen Augenblick erwartete.«

»Ich habe mein Besten gethan,« antwortete Herr Gérard bescheiden.

»Und,« fuhr Gibassier fort, » Sie haben im Park auf dem Rasen gespeist?«

»Ja.«

»Das muß ein reizender Anblick gewesen sein, Sang man beim Diner?«

»Man brachte gerade das Dessert, als Sie kamen.«

»Ja, ja, so bin ich gerade mitten in dieses Gastmahl der Freundschaft wie eine Bombe, wie Banks in Macbeth, wie der Comthur im Don Juan gefallen.«

»Das ist wahr, « sagte Herr Gérard, indem er sich zum Lachen zwang.

»Aber, « versetzte Gibassier, »gestehen Sie, daß das ein wenig Ihr Fehler ist, lieber Herr Gérard.«

»Wie das?«

»Ohne Zweifel. Angenommen Sie hätten mir die Ehre erzeigt, mich mit Ihren andern Freunden zum Diner einzuladen, so ist tausend gegen eins zu wetten, lieber Herr Gérard, daß ich, von Anfang bei dem Diner anwesend, nicht gekommen wäre, Sie zum Schlusse zu derangiren.«

»Glauben Sie, lieber Gibassier, « beeilte sich Herr Gérard zu erwidern, »daß ich mein Uebersehen lebhaft bedaure; aber ich versichere Sie, daß es unabsichtlich geschehen und daß es nun an Ihnen liegen wird, mich mein Versehen wieder gut machen zu lassen.«

»Wahrhaftig nein, « sagte Gibassier, indem er einen tiefen Kummer alteritte, »ich bin sehr ungehalten gegen Sie.«

»Gegen mich?«

»Ja, Sie haben mich tief in der Seele verwundet; und Sie wissen,« sagte Gibassier, indem er mit einer pathetischen Bewegung die Hand auf die Brust legte, »die Herzenswunden sind tödtlich. Ach!« fuhr er fort, indem er von der Trauer in die Klage überging, wie er von der Melancholie und die Trauer übergegangen war, »noch ein Glaube, der erlischt, noch eine

Illusion, die sich verflüchtigt, noch ein schwarzes Blatt in das bereits so düstere Buch meines Lebens einzuzeichnen! O! Freundschaft! Flüchtige und unbeständige Freundschaft, welche Lord Byron so falsch die Liebe ohne Flügel genannt, wie viel Kummer hast du mir nicht schon bereitet, und wie viel wirst du mir noch bereiten. Er hatte recht in seinem Urtheil über dich, der aristokratische Rhapsode, der Verfasser des **Monde comme il va**, als, er; statt eine Ode auf das Lob der Freundschaft, zu machen, mit Bitterkeit rief: »Heute sind deine Altäre, o Göttin, nicht mehr mit den Opferflammen erhellt; die Hallen deiner Tempel erdröhnen nicht mehr von dem lauten Gesang deiner Gläubigen. Durch das Interesse von deiner alten Wohnung verbannt, irrst du jetzt allein, verlassen, das unglückliche Spielzeug der Bevölkerung der Höfe und aller feigen Sterblichen, umher, welche eine schmutzige Habgier beherrscht! Wer unter den durch ihren Reichthum, ihre Geburt, ihre Größe übermüthig Gewordenen achtet auf deine Stimme, wer hat Mitleid mit deinem Unglück, wer besucht deinen Tempel? Leider! Leider! ist der unglückliche Gibassier wie Portland, der Held des Gedichts, der Eintritt verlangt!«

Nach dieser pretentiösen , Citation, deren Pedanterie Herr Gibassier nicht würdigte, zog der ehemalige Galeerensträfling ein gelbes Tuch aus der Tasche und that, als ob er sich die Augen trocknete.

Der Philanthrop von Vanvres, der nicht begriff, und sagen wir es sogleich, der nicht begreifen konnte, wohin die Phrasen seines Begleiters zielten, hielt ihn für wirklich gerührt, und begann ihn zu trösten zu suchen, indem er in seinen Trost die lebhaftesten Entschuldigungen mischte.

Dieser aber fuhr fort:

»Die moderne Welt muß sehr schlecht geworden sein, daß sie, während die alte Welt, abgesehen von Achilles und Patroclus, vier solcher Beispiele von Freundschaft aufzählt, welche aus den Menschen Halbgötter machte, nichts den Beispielen von Hercules und Pirithous, Orest und Pylades, Euripidicus und Nisus, Damon und Pythias , entgegenzustellen hat; o! wir sind wirklich am eisernen Zeitalter, lieber Herr Gérard.«

»Sie wollen sagen, mein Herr, daß wir an der Barrière d'Enfer angekommen seien, « sagte der Kutscher, der, nachdem er seinen Wagen angehalten, an den Schlag getreten und die letzten Worte Gibassiers gehört hatte. «

»Ah! wir sind an der Barrière d'Enfer?« sagte Gibassier, indem er die ganze Scales der Elegie herabstieg, um wieder in seinen natürlichen Ton zu fallen; »ah! wir sind an der Barrière d'Enfer? Sieh, sieh, der Weg kam mir sehr kurz vor. Wie lange ist's, seit wir weggefahren?«

Er zog seine Uhr heraus.

»Ein und eine Viertelstunde, wahrhaftig, wir sind da, Herr Gérard.«

»Aber, « fragte dieser mit Ungeduld, »wir sind ja nicht in der Rue de Jerusalem, wie mich dünkt.«

»Wer hat Ihnen denn gesagt, daß wir nach der Rue de Jerusalem gehen? Ich nicht,« machte

Gibassier.

»Wo gehen wir dann hin?« fragte der Philantrop erstaunt.«

»Ich gehe an meine Geschäfte, « sagte der ehemalige Galeerensträfling, »und wenn Sie welche haben, so fordere ich Sie auf, an die Ihren zu gehen.«

»Aber mich,« sagte Herr Gérard bestürzt, »mich führt ja gar kein Geschäft nach Paris.«

»O, das ist fatal, denn wenn Sie zufällig heute etwas in der Hauptstadt zu thun gehabt, und das Geschäft in diesem Quartier gewesen wäre, so würden Sie sich an Ort und Stelle befunden haben.«

»Was soll des heißen, Meister Gibassier,« sagte Herr Gérard, indem er sich aufrichtete, »sollten Sie mich etwa zum Besten haben?«

»Es kommt mir wirklich so vor, Meister Gérard,« sagte der Galeerensträfling, indem er laut auflachte.

»So erwartet mich Herr Jackal also nicht!« rief Herr Gérard wüthend.

»Er erwartet Sie nicht nur nicht, sondern ich kann Ihnen sogar sagen, daß wenn Sie sich jetzt bei ihm einfinden, Sie sicher sein können, ihm eine angenehme Ueberraschung zu bereiten.«

»Das will soviel heißen, als, Sie haben mich mystifizirt, Meister Schuft!« sagte Herr Gérard, der seine ganze Unverschämtheit wieder bekam, seit die Gefahr verschwunden war.«

»Vollständig mystifizirt, sehr ehrenwerther Herr Gérard. Jetzt sind wir quitt, oder Auge um Auge, wie Sie wollen.«

»Aber ich habe Ihnen ja niemals etwas Schlimmes gethan, Gibassier,« rief Herr Gérard; weshalb thun Sie mir solchen Schabernack an?«

»Sie haben mir niemals etwas Schlimmes gethan?« rief Gibassier. »Er sagt, er habe mir niemals etwas Schlimmes gethan, der Undankbare! Und wovon sprechen wir, seit unserer Abfahrt von Vanvres, als von Deiner schwarzen Undankbarkeit? Wie, mein vergeßlicher Freund! Du gibst in Deiner Villa zu Vanvres einen gastronomisch-Politischen Rout, Du lädst zu einer Wahl- und Mahlgesellschaft Deine unbedeutendsten Bekannten ein, und Du sagst Deinem innigsten Freunden, Deinem Pirithous, Deinem Pylades, Deinem Eurydieus, Deinem Damon, Deinem andern Ich nicht ein Wort davon, kurz! Du vergissest ihn wie einen Nachtsack, Du zertrittst ihn unter Deinen Füßen, Du machst einen Spott aus seiner Aufopferung! Die Götter mögen Dir vergeben! Mir aber machte es Spaß, mich auf dieselbe Weise zu rächen, wie Du mich. Beleidigt; Du hast mich Deines Diners beraubt, ich beraubte Dich Deines Diners. Was sagst Du davon?«

Er schloß rasch den Schlag wieder.

»Ich habe den Kutscher auf vier Stunden genommen, « sagte er, »und da ich nicht will, das er Sie bestehle, sage ich Ihnen die Stunde: was den Preis betrifft, so sind es fünf Franken für die Stunde, solange es Ihnen gefällt, denselben zu behalten.«

»Wie!« rief Herr Gérard, der sich seiner ursprünglichen Sparsamkeit nie, ganz entschlagen konnte, »Sie zahlen nicht?«

»Nun!« sagte Gibassier, »wenn ich bezahlte, wo wäre da der Witz?«

Und indem er sich respectvoll verbeugte, fügte er hinzu:

»Auf Wiedersehen, ehrenwerther Herr Gérard.«

Und er verschwand.

Herr Gérard kannte sich von seiner Bestürzung noch immer nicht erholen.

»Wo soll ich Sie hinfahren? Sie wissen, man hat mich auf vier Stunden genommen und zwar für fünf Franken die Stunde, die letzte Rückfahrt mit eingerechnet.«

Herr Gérard war im Begriff, gegen den Kutscher loszufahren; aber es war ja nicht die Schuld dieses braven Mannes: man hatte ihn auf dem Platze genommen, den Preis mit ihm ausgemacht, er war auf Treu und Glauben gefahren.

Gibassier war somit der Einzige, an dem Herr Gérard sich rächen konnte.

»Nach Vanvres, « sagte er, »nein fünf Franken, mein Freund, das gibt man nicht umsonst.«

»Ah! wenn es Ihnen gefällig, mich hier für die Zeit zu bezahlen, die es dauern würde, so ist mir das ebenso lieb, « sagte der Kutscher.

Herr Gérard legte die Nase an das Kutschenfenster und betrachtete den Himmel.

Ein Gewitter zog über Vaugirard auf und man hörte bereits das dumpfe Grollen des Donners.

»Nein, « sagte Herr Gérard, »ich behalte Sie; nach Vanvres, mein Freund, und so rasch, als möglich.«

»O, ich werde mein Möglichstes thun,« antwortete der Kutscher; »die armen Thiere haben aber nur vier Füße und können nur das tun, was man mit vier Füßen thun kann.«

Und auf seinen Sitz steigend, ließ er brummend den Wagen umwendete und fuhr nach Vanvres.



Sechster Band.

LXXXI.

Was Herr Gérard fand, oder vielmehr nicht fand, als er nach Vanvres kam.

Allein und zu dem melancholischen Trott zweier kreuzlahmer Pferde verdammt, stürzte sich Herr Gérard in ein Meer von Vermuthungen.

Sein erster Gedanke war, zu Herrn Jackal zu eilen und Satisfaktion für den schlechten Spaß, den ihm sein Agent gespielt, von ihm zu fordern.

Aber Herr Jackal schlug gewöhnlich, wenn er mit dem würdigen Herrn Gérard sprach, einen ungemein spöttischen Ton an, der diesem so unbehaglich zu Muthe machte, daß die Augenblicke, die er bei dem Chef der Sicherheitspolizei zubrachte, genau genommen, die peinlichsten seines Lebens waren.

Und was für eine Rolle würde er spielen? Die eines maulenden Schulknaben, der einen seiner Kameraden bei dem Lehrer verklagt.

Denn so weit auch Herr Gérard den Titel Kameraden in Beziehung auf Gibassier von sich abwies, er mußte sich dennoch gestehen, daß je ferner und weiter er ihn von sich werfe, desto schwerer würde er, gleich dem Felsen der Sisyphus, auf ihn herabfallen.

Er war deßhalb nicht lange unentschlossen und kehrte nach Vanvres zurück.

Er hatte Herrn Jackal am Tage vorher gesehen, und der Augenblick kam immer noch bald genug, Herrn Jackal wieder zu sehen, bei dem er, woran ihn Gibassier erinnerte, sich jede Woche zweimal zu melden hatte.

Eine unbestimmte Unruhe sagte ihm ferner, daß er in Vanvres bedroht sei.

So viel Schein auch die Gründe hatten, welche Gibassier genannt, Herr Gérard konnte doch nicht glauben, daß Gibassier sich je in solchem Grade als sein Freund gefühlt, um ein ganz natürlichen Vergessen so sehr übel zu nehmen.

Etwas Besonderes blieb deßhalb im Grunde diesen Geheimnisse verborgen.

Und dann, in der Lage, in der sich Herr Gérard am Tage vor der Hinrichtung eines Mannes befand, der mit seinem Kopfe das Verbrechen bezahlte, das er, Herr Gérard, begangen, ist allen, was dunkel, auch gefährlich.«

Er wünschte deßhalb in Vanvres zurück zu sein und fürchtete sich doch zu gleicher Zeit davor.

Aber die Pferde, welche den Weg von Vanvres nach der Barrière d'Enfer in einer und einer

Viertelstunde gemacht, machten natürlich jetzt ihre Ermüdung fühlbar und brauchten ein und eine halbe Stunde, um von der Barrière d'Enfer nach Vanvres zurück zu kommen.

Umsonst drohte der Sturm immer gewaltigen, umsonst drang trotz des Rollens des Wagens das Grollen des Donners bis zu Herrn Gérards Ohren, umsonst erhellten die Blitze die im Dunkel verlorene Landschaft oft plötzlich mit grellen Flammen, der Kutscher gab seinen Pferden nicht einen Peitschenhieb mehr und die Pferde gingen keinen Schritt rascher.

Im Augenblick, als es zehn Uhr schlug, stieg Herr Gérard vor seinem Hause ab und machte die Bezahlung mit dem Kutscher richtig.

Herr Gérard wartete geduldig, bis dieser seine Berechnung aufs Genaueste wiederholt, und seine Pferde endlich in der Richtung nach Paris trieb.

Erst dann wandte er sich nach seinem Hause um.

Es lag im tiefsten Dunkel da.

Obgleich kein Laden geschlossen war, sah man doch an keinem Fenster Licht.

Es war dabei nichts zu verwundern, denn es war späte die Gäste mußten das Haus verlassen haben und die Dienerschaft befand sich vermuthlich in der Offiz.

Die Offiz bildete einen Theil der Hintergebäude und ging auf den Garten hinaus.

Herr Gérard stieg die Treppe hinan, welche von der Straße zu der Hauptthüre führte.

Während er die Stufen hinaufstieg, glaubte er trotz der Dunkelheit zu sehen, das die Thüre offen stand.

Er streckte die Hand aus; die Thüre stand wirklich offen.

Es war eine große Unvorsichtigkeit von der Dienerschaft, in solcher Nacht, wo der Himmel mit der Erde einen so heftigen Kampf auszukämpfen sich rüstete, die Thüre offen zu lassen und die Läden nicht zu schließen.

Herr Gérard nahm sich vor, sie tüchtig auszuschelten.

Er trat ein, schloß die Thüre und befand sich in der tiefsten Dunkelheit.

Er näherte sich tastenden Schrittes der Loge des Portiers.

Die Thüre stand offen.

Herr Gérard rief nach dem Portier, niemand antwortete.

Herr Gérard machte einige Schritte, tastete mit dem Fuße, fand die erste Stufe der Treppe und rief, den Kopf erhebend, dem Kammerdiener.

Er erhielt keine Antwort.

»Sie essen wohl alte in der Küche,« sagte Herr Gérard laut zu sich, als wenn durch das laute Sprechen die Sache an Wahrscheinlichkeit gewänne.

In diesem Augenblicke hörte man, einen heftigen Donnerschlag, ein Blitz leuchtete und Herr Gérard sah, daß die Thüre des Perrons, welcher in den in den Garten führte, weit offen stand, wie die Straßenthüre.

»O, o!« murmelte er, »was soll das bedeuten? man sollte glauben, das ganze Haus sei verlassen und leer.«

Er gelangte tastend an das Ende des Vestibules, denn man sah nur während der kurzen Dauer der Blitze-, und von dort aus gewahrte er in der Offiz ein brennendes Licht.

»Ah!« sagte er, »ich hatte es ja gedacht, meine Leute sind da!«

Und brummend ging er nach der Küche.

Auf der Schwelle der Offiz blieb er jedoch stehen; das Tischtuch war wie zum Abendessen der Dienstleute aufgelegt, nur die Leute selbst waren verschwunden.

»O! machte Herr Gérard, »es geht hier etwas Wunderbares vor.«

Er nahm das Licht, und kehrte durch den Corridor in den Speisesaal zurück.

Der Speisesaal war leer.

Er ging durch das ganze Erdgeschoß.

Das Erdgeschoß war leer.

Von dem Erdgeschoß ging er nach dein ersten Stock; der erste Stock war leer wie das Erdgeschoß; er ging in den zweitens der zweite war leer wieder erste.

Er rief nochmals; ein unheimliches Echo war die ganze Antwort.

Als er an einem Spiegel vorüber kam, fuhr Herr Gérard vor Schrecken zurück. Er fürchtete sich vor sich selbst, so blaß war er.

Er stieg langsam die Stufen hinab, indem er sich am Geländer hielt; seine Beine wankten bei jedem Schritte. Endlich befand er sich wieder im Vestibule und trat von da auf den Perron hinaus, indem er sein Licht in die Höhe hob, um auf den Rasen hinaus zu sehen.

Aber in dein Augenblicke, als er das Licht in die Höhe hob, kam ein Windstoß, der das Licht auslöschte.

Herr Gérard befand sich wieder im Dunkeln.

Ein Schrecken, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte, der aber so unüberwindlich war, als wenn der stärkste Grund dazu vorhanden wäre, bemächtigte sich seiner. Er hatte einen Augenblick den Gedanken, in sein Zimmer hinauf zu gehen und sich dort zu verbarricadieren, als er plötzlich einen furchtbaren Schrei ausstieß und, wie wenn seine Füße an die Platten des Perrons angewurzelt wären, stehen blieb.

Der Himmel hatte sich aufgethan, um einem Blitze Raum zu geben und bei dem Leuchten dieses Blitzes hatte Herr Gérard gesehen, daß der Tisch umgeworfen war und das Tischtuch wie ein Leinentuch im Winde flatterte.

Wer hatte den Tisch auf dem Rasen umstürzen können?

Aber vielleicht hatte auch Herr Gérard falsch gesehen; der Blitz hatte so flüchtig geleuchtet.

Er stieg den Perron Stufe um Stufe hinab, indem er sich die Stirne trockenete, und ging auf den Tisch zu, den man kaum als eine formlose Masse in der Dunkelheit unterscheiden konnte.

In dem Augenblicke, als er die Hand ausstreckte, um den Gesichtssinn durch das Gefühl zu ersehen, war es ihm, als wenn die Erde unter ihm wiche.

Er machte einen raschen Sprung rückwärts.

Im selben Augenblick erhellte sich der Himmel und Herr Gérard sah zu seinen Füßen ein Loch, das die Gestalt einer Grube hatte.

Etwas, das wie ein Schrei klang, drang aus seiner Brust; aber es war kein menschlicher Schrei; es war zu gleicher Zeit der Ausdruck des Schrecken und etwas, was Schrecken einjagt.

»Nein, nein!« murmelte Herr Gérard, »es ist unmöglich, ich träume!«

Und da der Blitz, der ihn allein aus dieser Ungewißheit reißen konnte, immer noch säumte, aufs Neue zu leuchten, warf er sich aus die Kniee.

Es war ihm, als wenn seine Kniee in die frisch aufgeworfene Erde einsänken.

Er tastete mit der Hand.

Sein Auge hatte ihn nicht getäuscht; neben der frisch ausgeworfenen Erde befand sich ein frisch gegrabenes Loch.

Seine Zähne klapperten vor Schrecken.

»O,« sagte er, »ich bin verloren! In meiner Abwesenheit hat man die Grube entdeckt, sie aufgegraben!« . . .

Er streckte die Arme in ihrer ganzen Länge aus, ohne auf den Grund kommen zu können.

»Und man hat den Leichnam mit fortgenommen!« rief er.

Dann fuhr er zusammen und legte die Hand auf den Mund, wie um sich am Sprechen zu hindern.

Und durch seine Finger lies seine Stimme ein unheimliches Schluchzen hören.

Er richtete sich auf, indem er murmelte:

»Was thun, mein Gott? Was thun?«

Er konnte nicht umhin, laut zu sprechen.

»Fliehen, fliehen, fliehen! stotterte er.

Dann stürzte er äußerlich athemlos und von Schweiß triefend fort, ohne zu wissen wohin.

Etwas Aehnliches, wie ein Winseln lieb sich hören, Herr Gérard, der sich bereits erhoben und im Fliehen begriffen war, blieb plötzlich stehen.

Dies Winseln war das Jammern eines Menschen.

Es war also ein Mensch da, wer war es? Was that er hier?

Sobald ein Mensch da war, war es auch ein Feind.

Der erste Gedanke des Herrn Gérard war, diesen Menschen sich vom Halse zu schaffen.

Er suchte nach einer Waffe. Er hatte keine.

Der Schopf für die Gartenwerkzeuge war in der Nähe.

Herr Gérard stürzte mit einem Sprunge auf diese zu, bewaffnete sich mit einem Spaten, und kam zu dem Menschen zurück, furchtbar wie Cain, als er Abel zu tödten im Begriffe war.

»Ein Blitz führte ihn. Ganz aller Besinnung baar, hob er den Spaten.

»Recht so, mein guter Herr Gérard,« sagte eine angetrunkene Stimme; »vertreiben Sie diese verdammten Fliegen.«

Herr Gérard blieb augenblicklich stehen.

Die Stimme zeugte von der vollständigsten Betrunkenheit!

»O!« machte Herr Gérard, »es ist ein unglücklicher Berauschter.«

Und er ließ seinen Spaten sinken.

»Denken Sie sich diese Schufte von Türken!« sagte der Mann, indem er sich auf ein Knie erhob, und sich an die Kleider des von Kopf bis zu Fuß schauernden Herrn Gérard anklammerte; »stellen Sie sich vor, daß sie mich wegen eines elenden Burschen von zehn Jahren, den ich ermordet, und ich weiß es nicht einmal gewiß, denken Sie sich, daß sie mich lebendig verscharrt, daß sie mich mit Honig bestrichen, und nun von diesen elenden Fliegen auffressen lassen. Glücklicherweise sind Sie gekommen Herr, mein guter Herr Gérard.« fuhr der Betrunkene fort, der die Wirklichkeit mit dem Traume vermischte, »glücklicherweise sind Sie mit Ihrem Spaten gekommen und haben mich aus meiner Grube befreit. Ah!« Gott sei Dank, daß ich heraus bin; wahrhaftig, das hat Mühe gekostet, Herr Gérard, mein guter Herr Gérard, mein ehrenwerther Herr Gérard, und wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich den Dienst nimmermehr vergessen, den Sie mir erwiesen!«

»Trotz des unaufhörlichen Hin- und Her Wankens und der angetrunkenen Stimme, erkannte Herr Gérard einen seiner Gäste.

Es war der Landwirth.

Was wußte er? Was hatte er gesehen? Wessen konnte er sich erinnern?

Das ganze Leben des Elenden beruhte darauf.

»Ei der Tausend!« fragte der Landwirth, »wo zum Teufel sind denn die Andern?«

»Das frage ich Sie?« sagte Herr Gérard.

»Nein. entschuldigen Sie,« beharrte der Landwirth, »ich bin's, der Sie fragt. Wo sind sie?«

»Das müssen Sie wissen, suchen Sie doch Ihr Gedächtniß aufzufrischen, was haben Sie seit meinem Weggange gemacht?«

»Ich habe es Ihnen ja bereits gesagt, ehrenwerther Herr Gérard. Die Fliegen haben mich gefressen!«

»Aber ehe Sie die Fliegen fraßen, — erinnern Sie sich denn nicht mehr?«

»Ich glaube, ich habe ein Kind getödtet!«

Herr Gérard schwankte, er war nahe am Umsinken.

»Nun,« sagte der Betrunkene, »sind Sie es, oder bin ich's, der sich nicht auf den Beinen halten kann?«

»Sie sind es,« sagte Herr Gérard: »aber seien Sie ruhig, ich werde Ihnen meinen Arm zum Fortkommen geben, wenn Sie mir zuvor erzählt, was nach meinem Weggange geschehen ist-«

»Ah, ja, das ist wahr,« sagte der Landwirth, »ich erinnere mich . . . warten Sie doch . . . Herr Jackal ließ Sie suchen, damit Sie der Hinrichtung jenes infamen Herrn Sarranti beiwohnen.«

»Schon gut,« sagte Herr Gérard, indem er einen letzten Versuch machte, um aus diesem Thier etwas herauszubringen; »aber nach meinem Weggang?«

»Noch Ihrem Weggang? warten Sie, warten«Sie, warten Sie doch . . . Ah! Da kam der junge Mann, den Sie schickten.«

»Ich,« machte Herr Gérard, sich an diesen Faden klammernd, »ich hätte einen jungen Mann geschickt.«

»Ja, einen hübschen Jungen mit schwarzen Haaren, weißer Cravatte, schwarzem Fracke, ganz wie ein Notar gekleidet, nur besser.«

»Und er war allein?« .

»Das habe ich nicht gesagt, daß er allein war; er hatte einen Hund bei sich, einen wüthenden Hund. In jenem Augenblicke rettete ich mich; aber die Erde zitterte, so scharrte der verwünschte Hund.«

»Wo das?« fragte Herr Gérard.«

»Unter dem Tische.« machte der Landwirth, »und als die Erde zitterte, fiel ich. Von da ab fraßen die Fliegen an mir.«

»Und Sie können sich auf nichts weiteres besinnen?« fragte Herr Gérard ängstlich besorgt.

»Weiteres? Sie glauben, man könne sich auf etwas besinnen, wenn die Fliegen an einem fressen. Ah! Sie haben es gut vor, Sie!«

»Nun,« sagte Herr Gérard beinahe bittend, »suchen Sie sich doch zu besinnen, mein guter Freund.«

Der Betrunkene begann zu suchen, indem er an seinen Fingern zählte.

»Nein,« sagte er, »das ist Alles: Herr Sarranti, Herr Jackal, der junge schwarzgekleidete Mann mit der weißen Cravatte und der Hund Brasil«

»Brasil! Brasil!« rief Herr Gérard und sprang dem Landwirth an die Gurgel. »Sie sagen, der Hund habe Brasil geheißen?«

»Aber geben Sie doch Acht, was Sie thun, Sie! Sie erdrosseln mich ja. Zu Hilfe! Zu Hilfe!«

»Unglücklicher! Unglücklicher!« machte Herr Gérard, indem er auf die Kniee fiel, »schreien Sie doch nicht, schreien Sie doch nicht!«

»So lassen Sie los, lassen Sie mich gehen.«

»Ja, ja, gehen Sie,« sagte Herr Gérard; »ich werde Sie führen.«

»Das laß ich mir gefallen!« sagte der Betrunkene. »Aber wie! Sie sind ja betrunken?«

»Wie das?«

»Sie können sich nicht mehr aufrecht auf den Beinen halten.«

Das war wirklich der Fall: statt den Landwirth zu stützen, hätte es Noth gethan, daß dieser Herrn Gérard geführt.

Mit unaussprechlicher Mühe und Angst gelang es Herrn Gérard den Landwirth nach der andern Seite der Straße zu ziehen; aber er war nicht ruhig, bis er ihn sich hatte entfernen sehen; der Betrunkene stolperte bei jedem Schritt, blieb jedoch auf den Beinen und stotterte bei jeder Schwankung:

»Verfluchte Fliegen!«

Als der Betrunkene sich in der Dunkelheit verloren und man seine Stimme in der Entfernung nicht mehr hören konnte, kehrte Herr Gérard wie das erste Mal nach seinem Hause zurück; er schloß die Straßenthüre hinter sich; dann gingen nach und nach abgehärtet durch die auf einander folgenden und wachsenden Aufregungen, die er seit seiner ersten Entfernung durchgemacht, nach der Grube, stieg, in einem letzten Seufzer seinen Muth zusammen nehmend, in das Loch, und tastete mit den Händen ringsumher.

Er fand das Loch bei der Untersuchung mit der Hand leer.

Ein Blitz, der vom Himmel zuckte, begleitet von einem furchtbaren Donnerschlag und große Regentropfen zeigten ihm, daß auch das Auge nichts finden konnte.

Herr Gérard hörte den Donner nicht und fühlte nichts vom Regen und sah nichts, als die offene Grube, die ihre Beute preisgegeben.«

Er setzte sich an den Rand, und ließ die Füße in die Grube hängen, wie der Todtengräber im Hamlet.

Er kreuzte die Arme, ließ den Kopf sinken und suchte seine Lage zu überdenken.

Während dieser zweistündigen Abwesenheit, welche einen frechen Scherz zum Vorwande hatte, waren ihm die theuersten Hoffnungen der Ruhe und des Friedens geraubt worden; von allen Qualen, die er erduldet, um sein Verbrechen zu verbergen, blieb ihm nur, wir sagen nicht, die Reue, sondern die Erinnerung, daß er ein Mörder sei, und die Furcht vor dem Schaffot! Und in welchem Momente trat die Catastrophe ein?« In dem Augenblicke, als er sich auf dem Gipfel der Ehre, auf dem Punkt des Ehrgeizes angekommen glaubte. Am Morgen noch sah er sich in Gedanken auf der Abgeordnetenbank; am Abend sah er sich, die Füße in die Grube hängen

lassend, um der Assissenbank, rechts und links einen Gensd'armen neben sich und des Haupt senkend, .m den höhnischen Blicken der Menge zu entgehen, die mit aller Gewalt Herrn Gérard, den *Ehrenmann* sehen wollte; und weiter in der Ferne, auf einem Platze, den ein Gebäude mit spitzigen Glockenthürmchen beherrscht, inmitten der Masse die beiden rothen und scheußlichen Arme der furchtbaren Maschine, welche die Mörder in ihre Träume hinein verfolgt . . .

Zum Glücke war der Philosoph von Vanvres ein abgehärteter Mann, wie man so eben gesehen, als er den Spaten gegen den Landwirth erhob: er hätte nicht zurückgescheut vor einem zweiten Mord, um sich den Folgen des ersten zu entziehen; aber es fällt uns nicht alle Tage einer zum Umbringen unter die Hände, um sich aus der Affaire zu ziehen.

Und er mußte ein neues Mittel finden, um sich ohne ein neues Verbrechen aus der Affaire zu ziehen.

Es gab nicht eines, sondern zweit.

Fliehen, fliehen in aller Eile, fliehen, ohne umzusehen, fliehen, ohne irgend Jemand Lebewohl zuzagen; nicht eher, als in einer Entfernung von zwanzig Stunden, wenn das Pferd zusammen bräche, anhalten, ein anderes nehmen, bei jeder Station wechseln, die Grenze überschreiten, über das Meer schiffen und erst in Amerika anhalten.

Ja, aber wie das machen ohne Paß?

Auf der ersten Poststation würde der Postmeister das Pferd verweigern und nach der Gensd'armerie schicken.

Ein anderes war, Herrn Jackal aufzusuchen, ihm die Sache zu erzählen und ihn um seinen Rath zu bitten.

Es schlug elf Uhr. Mit einem guten Läufer, — und Herr Gérard hatte zwei gute Läufer in seinem Stalle — konnte man um elf ein halb im Hofe der Präfectur sein.

Das war entschieden das Beste.

Herr Gérard stand auf, lief nach dem Stalle, sattelte selbst das beste seiner beiden Pferde, führte es selbst zur Gesindethüre hinaus, schloß diese Thüre sorgfältig, schwang sich mit der Leichtigkeit eines jungen Mannes in den Sattel, drückte seinem Pferde die Sporen in den Leib und ritt ohne Hut und ohne sich um den Regen und Wind zu kümmern, die seinen nackten Schädel peitschten, im vollen Carrière nach Paris.

Lassen wir ihn mit seinem Pferde dahinspringen und folgen wir Salvator, der im Triumph die Gebeine des Opfers davon trägt.

LXXXII.

Die Beweismittel.

»Salvator kam mit dieser traurigen Reliquien versehen, gerade indem Augenblicke bei Herrn Jackal an, als Herr Gérard seinen wilden Ritt begann.

Für Herrn Jackal, gab es, wie wir wissen, weder- Tag noch Nacht. Wann schlief er? Niemand wußte es: er schlief wie Leute, die Eile haben, essen, auf dem Daumen.

Einmal für allemal war der Befehl gegeben worden, daß Salvator, wann er auch kommen möge, vorgelassen werde.

Herr Jackal ließ sich einen Rapport erstatten, der ihm ohne Zweifel von einigem Interesse sein mochte, denn er hieß Salvator ersuchen, ihm fünf Minuten zu vergönnen.

Nach Verfluß von fünf Minuten trat Salvator gerade in dem Augenblicke in die Thüre, in welchem der Agent zur andern hinausging.

Salvator legte sein an den vier Enden zusammengebundenes Tischtuch, welches die Ueberreste des Kindes enthielt, in eine Ecke und Roland setzte sich mit einem Klagegeheul daneben.

Herr Jackal sah dem jungen Manne zu, indem er die Brille hinauf schob, fragte, Jedoch nicht, was er thue.

Salvator trat näher.«

Das Kabinet war nur von einer Lampe mit grünem Deckel beleuchtet; dieser bildete einen Lichtkreis auf dem Schreibtische des Herrn Jackal, aber der Kreis verbreitete sich nicht weiter.

Als deßhalb die beiden Männer saßen, waren ihre Kniee vollständig beleuchtet, aber die Köpfe verloren sich im Dunkel.

Ah, ah!«, sagte Herr Jackal zuerst, »Sie sind es, lieber Herr Salvator, ich wußte nicht, daß Sie in Paris seien.«

»Ich bin allerdings erst seit einigen Tagen hierher zurückgekehrt,« antwortete Salvator.

»Und welcher neuen Veranlassung danke ich das Vergnügen, Sie zu sehen?« denn man sieht, Sie Undankbaren nur, wenn Sie nicht anders können.«

Salvator lächelte.

»Man ist nicht immer Herr, um seinen Sympathien folgen zu können.« sagte er: »und dann

habe ich viel zu thun.«

»Und woher kommen Sie in diesem-Augenblick?«

»Ich komme von Vanvres.«

»Ei, ei! machen Sie etwa der Geliebten des Herrn von Marande den Hof, wie Ihr Freund, Jean Robert seiner Frau? Stern armen Manne bleibt am Ende gar nichts mehr übrig.«

Und Herr Jackal schob eine ungeheure Prise Tabak in seine Nasenhöhlen.

»Nein,« sagte Salvator, »nein, ich komme von einem Ihrer Freunde.«

»Von einem meiner Freunde?« wiederholte Herr Jackal mit einer Miene, als suchte er in seinem Gedächtnisse.

»Oder von einem Ihrer Bekannten, will ich lieber sagen.«

»Sie wollen, mich in Verlegenheit setzen,« antwortete Jackal; »ich habe wenig Freunde und es wäre mir leicht gewesen, zu errathen; aber ich habe eine große Anzahl von Bekannten.«

»Ah! Ich will Sie nicht lange suchen lassen,« sagte der junge Mann in ernstem Tone; »ich komme von Herrn Gérard.«

»Herrn Gérard?« machte der Chef der Polizei, indem er seine Tabatiere öffnete und seine Finger bis auf den Bodens hineintauchte; »Herrn Gérard! Was soll das heißen? Sie täuschen sich lieber Herr Salvator, ich kenne durchaus keinen Gérard.«

»Schon recht, aber ein einziges Wort oder vielmehr eine einzige Bezeichnung »wird Sie auf die rechte Spur führen: ich meine den Mann, der das Verbrechen begangen, wegen dessen Sie morgen Herr Sarranti hinrichten lassen wollen.«

»Ah! Bah!« rief Herr Jackal, indem er mit großem Geräusche seine Prise Tabak hinaufzog, »sind Sie auch dessen ganz sicher, was Sie da sagen? Sie glauben, daß ich diesen Menschen kenne einen Mörder? Puh!«

»Herr Jackal,« sagte Salvator, »unsere Zeit ist kostbar; wir haben beide keine zu verlieren, ob wir gleich beides sehr verschieden beschäftigt sind und nach zwei entgegengesetzten Zielen hinstreben; beschäftigen wir uns daher mit Nützlichem. Hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen; wir kennen uns überdieß schon zu lang, um uns gegenseitig zu betrügen; wenn Sie eine Macht, sind, so bin ich auch eine, das wissen Sie. Ich will Sie nicht daran erinnern, daß ich Ihnen das Leben gerettet, ich will Ihnen nur sagen, daß der, der die Hand an mich legt, mich nicht vier und zwanzig Stunden überleben wird.«

»Ich weiß es,« sagte Herr Jackal; »aber glauben Sie mir, daß ich meine Pflicht über mein Leben setze;, und daß Drohen . . .«

»Ich drohe Ihnen nicht, und zum Beweis dafür will ich statt der bestimmten Rede die fragende Form wählen. Glauben Sie, daß der, der die Hand an mich legt, mich Vier und zwanzig Stunden überleben wird?«

»Ich glaube es nicht,« sagte Herr Jackal ruhig.

»Ich wollte Ihnen nichts anderen sagen, kommen wir jetzt zur Sache: morgen wird Heer Sarranti hingerichtet.«

»Ich hatte nicht mehr daran gedacht.«

»Sie haben ein kurzes Gedächtniß; denn um fünf Uhr, noch diesen Abend, ließen Sie den Scharfrichter benachrichtigen, daß er sich für morgen bereit halten solle.«

»Aber weßhalb, zum Teufel, liegt Ihnen dieser Sarranti so sehr am Herzen?«

»Er ist der Vater meines besten Freundes, Abbé Dominique.«

»Ach ja, ich weiß es: der arme junge Mann hat sogar vom Könige einen Aufschub von drei Monaten erwirkt, denn ohne das wäre sein Vater schon seit sechs Wochen todt. Er ging, nach Rom, ich weiß nicht wozu; aber er hat ohne Zweifel nicht reussirt oder ist er unterwegs gestorben, man hat ihn nicht wieder gesehen. Das ist sehr schlimm!«

»Nicht so schlimm, als Sie glauben, Herr Jackal; denn während er nach Rom ging, ohne Zweifel um dort am Gnade zu flehen, ließ er mich hier, um die Gerechtigkeit wach zu rufen. Ich habe das Meine gethan und mit Gottes Hilfe, der die Guten niemals verläßt, ist es mir gelungen.«

»Es ist Ihnen gelungen?«

»Ja, und Ihnen zum Trotz; es ist das zweite Mal, Herr Jackal.

»Wenn war es denn das erste Mal?«

»Sie haben Mina und Justin, das junge Mädchen, vergessen, die mein Vetter, Loredan von Valgeneuse, entführte. Ich glaube, daß ich Ihnen nichts, Neues mittheile, nicht wahr, wenn ich Ihnen sage, daß ich-Conrad bin?«

»Ich muß Ihnen gestehen, daß ich es ahnte.«

»Seit ich es Ihnen in Ihrem Wagen sagte oder andeutete, als wir von Meudon zurück kehrten, an jenem Tage, oder vielmehr in der Nacht, da wir zu spät kamen um Colombau zu retten, aber noch zeitig genug, um Carmelite zu retten, nicht wahr?«

»Ja,« sagte Herr Jackal; »ich erinnere mich dessen; und Sie sagen . . .«

»Ich sage, Sie kennen die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, besser, als ich; aber ich halte es für wichtig, daß Sie wissen, wie gut ich von Allem unterrichtet bin. Zwei Kinder sind

aus dem Schloß von Vichy verschwunden. Man klagte Herrn Sarranti an, sie bei Seite geschafft zu haben: das war falsch! Das Eine der Kinder, der Knabe, Victor, wurde von Herrn Gérard umgebracht und im Park am Fuße einer Eiche eingescharrt; das Andere, das junge Mädchen, Leonie, hat in dem Augenblick, als es von der Concubine Orsola erwürgt werden sollte, ein solches Geschrei erhoben, daß ein Hund ihm zu Hilfe kam und die erwürgte, welche es erdrosseln wollte. Das Kind hat sich ganz bestürzt gerettet und fand auf der Landstraße nach Fontainbleau eine Zigeunerin, die es aufnahm; Sie kennen diese Zigeunerin: sie nennt sich die Brocante und wohnt Rue d'Ulm, Nro. 4. Sie waren mit Meister Gibassier am Abende vor dem Tage, an welchem Rose de Noël verschwand, bei ihr und Rose de Noël ist Niemand Anderes als die kleine Leonie. Ich war ihretwegen nicht in Unruhe, denn ich wußte, daß sie sich in Ihren Händen befindet; ich spreche mit Ihnen nur davon, um Ihr Gedächtniß aufzufrischen.«

Herr Jackal ließ ein ihm eigenthümliches Knurren hören, das dem des Thieres nicht unähnlich war, dessen Namen er trug.

»Was den am Fuße eines Baumes begrabenen Knaben betrifft, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, wie ich ihn mit Hilfe Brasils, der jetzt Roland heißt, aufgefunden habe, als ich etwas ganz anderes suchte. Sie wissen den Ort, nicht wahr? ich habe Sie dorthin geführt; nur war der Leichnam nicht mehr vorhanden.«

»Glauben Sie, das ich es gewesen, der ihn fortgeschafft hat?« fragte Herr Jackal, indem er eine ungeheure Prise schnupfte.

»Nicht Sie; aber Sie haben Herrn Gérard davon in Kenntniß gesetzt.«

»Ehrenwerther Gérard,« sagte Herr Jackal, »wenn Du hörtest was man von Dir sagt, wie würdest Du entrüstet sein!«

»Sie täuschen sich, er würde nicht entrüstet sein, er würde zittern.«

»Aber wer hat Sie denn auf die Vermuthung gebracht, daß Herr Gérard das Kind fortgeschafft?«

»O, es war keine Vermuthung, es war Gewißheit für mich und das auf den ersten Blick. Ich war meiner Sache so gewiß, daß ich mir sagte, Herr Gérard hat das arme Skelett, um ruhiger zu sein, nur nach seinem Hause in Vanvres bringen können. In einer schönen Nacht, wie diese, wo man weder Himmel nach Erde sah, half ich nun Roland über die Gartenmauer des Hauses springen, welches Herr Gérard in Vanvres bewohnt, sprang dann selbst nach und sagte zu dem Thier: »Suche, mein guter Hund, suche!« Roland suchte und, obgleich ich nicht die Worte des Evangeliums auf den Vierfüßer anwenden will, fand auch. Nach Verfluß von zehn Minuten scharrte er mit solcher Wuth den Rasen auf, daß ich ihn am Halsband fortreißen mußte, damit man nicht am andern Tage seine Spur finde. Wie wir gekommen, gingen wir auch wieder; nur statt daß ich früher Roland von draußen hineingeworfen, warf ich ihn jetzt von drinnen hinaus, und folgte ihm; das ist die ganze Geschichte; Sie ahnen das Uebrige, Herr Jackal, nicht wahr? Nicht Herr Sarranti, der seit sechs Monaten gefangen sitzt, nicht er hat vor drei Monaten die Leiche am, Fuße der Eiche von Viry ausgegraben, um sie nach dem Rasen des Hauses von

Vanvres zu bringen; und wenn es nicht Herr Sarranti ist, so ist es Herr Gérard.«

»Hm!« machte Herr Jackal, ohne anders, als durch einen Ausruf zu antworten; »aber. . . nein . . . nichts.«

»O, vollenden Sie; Sie wollten mich fragen, warum ich, da ich doch wußte, daß die Leiche sich bei dem Hause des Herrn Gérard befinde, nicht früher gehandelt?«

»Allerdings,« sagte Herr Jackal, »ich gestehe, daß ich diese Frage an Sie richten wollte, und zwar aus reiner Neugierde, denn das, was Sie uns erzählen, gleicht weit mehr einem Roman, als einer Geschichte.«

»Und dennoch ist es eine Geschichte, lieber Herr Jackal, und eine der authentischsten sogar. Sie wollen wissen, warum ich nicht früher gehandelt; ich will es Ihnen sagen. Ich bin kein Narr; lieber Herr Jackal; ich halte den Menschen immer für besser, als er-ist. Ich bildete mir ein, Herr Gérard habe nicht den Muth, einen Unschuldigen an seiner Statt sterben zu lassen; er werde Frankreich verlassen und von Deutschland, England, oder Amerika aus alles enthüllen; aber das geschah nicht! Die gemeine Canaille hat sich nicht gesichert!«

»Pah!« machte Herr Jackal; »das ist vielleicht nicht ganz ihm in die Schuhe zu schieben und man darf ihn nicht unbedingt dafür zur Rechenschaft ziehen.«

»Ich sagte mir deßhalb diesen Abend. »Es ist Zeit.«

»Und Sie kamen, mich aufzusuchen, damit wir gemeinschaftlich an die Ausgrabung der Leiche gehen.«

»Keineswegs! o, da habe ich mich wohl gehütet: wie wir Jäger sagen, man fängt einen Fuchs nicht zweimal im nämlichen Loch. Nein, dießmal habe ich meine Sache selbst gethan.«

»Wie! Sie selbst?«

»Allerdings; hören Sie mit zwei Worten. Ich wußte, daß diesen Abend ein großes Wähler-Diner bei Herrn Gérard stattfinden würde. Ich arrangirte mir die Sache nun so, daß ich Herrn Gérard auf eine bis zwei Stunden von seinen Gästen entfernte. Dann begab ich mich an Ort und Stelle; ich nahm seinen Platz bei Tische ein, während Brasil unten scharrte; kurz, Brasil hat so gut gekratzt, daß ich nach Verfluß von einer Viertelstunde nur den Tisch auf die Seite schieben und den Gästen des Herrn Gérard die Arbeit meines Hundes zu zeigen brauchte. Es waren ihrer zehn, der elfte trank seinen Wein ich weiß nicht wo. Sie unterzeichneten ein ganz nach der Regel abgefaßtes Protokoll, denn unter den Unterzeichnern befindet sich ein Arzt, ein Notar und ein Huissier. Sehen Sie, hier ist das Protokoll und das Skelett,« fügte Salvator hinzu, indem er aufstand und das zusammengebundene Tischtuch auf dem Schreibtische des Herrn Jackal öffnete, — »das Skelett ist hier!«

So sehr Herr Jackal an die Wechselfälle der täglich sich vor ihm entfallenden Dramen gewöhnt war, so erwartete er doch so wenig diese Lösung des Dramas, daß er erlassend in sein

Fauteuil zurücksank und wider seine Gewohnheit, die Bewegung, die in seinem Innern vorging, durchaus nicht zu verheimlichen suchte.«

»Nun, hören Sie mich.« sagte Salvator, »Ich schwöre Ihnen vor Gott, daß wenn Herr Sarranti morgen hingerichtet wird, ich Sie, Sie allein, Herr Jackal, für seinen Tod verantwortlich mache! Das ist klar, nicht wahr? Und Sie werden mich keiner zweideutigen Sprache beschuldigen? Hier also sind die Beweismittel.« Er zeigte auf die Gebeine. »Ich lasse sie Ihnen zurück; das Protocoll genügt mir; es ist von drei öffentlichen Persönlichkeiten unterzeichnet: einem Arzte, einem Notar, einem Huissier. Ich werde nun stehenden Fußes meine Klage bei dem Procurator des Königs einreichen; wenn es nöthig, gehe ich zum Großsiegelbewahrer, ja ich gehe zum König, wenn es sein muß.«

Und Salvator verließ, gefolgt von Brasil, mit einem trockenen Gruß den Chef der Polizei, der zwar ganz bestürzt über das, was er gehört, und aufs höchste beunruhigt durch die Drohung war, die soeben gegen ihn ausgesprochen worden.«

Herr Jackal kannte Salvator von lange her, er hatte ihn mehr als einmal sich um eine Sache mühen sehen; er kannte ihn als einen entschlossenen Mann und war überzeugt, daß er nichts verspreche, was er nicht auch halten könne.

Salvator ging und als die Thüre sich hinter ihm verschlossen, fragte er sich sehr ernstlich, was er thun könne.

Es gab ein sehr einfaches Mittel, alles zu Wege zu bringen; dieß war: Herrn Gérard sich aus der Sache ziehen zu lassen, wie er konnte, aber das hieß mit eigenen Händen einen so künstlich angezettelten Eintrag zerreißen; das hieß einen Bonastiaristen zum Helden stempeln. mehr als einen Helden, einen Märtyrer; das hieß am Tage vor der Wahl einen von der Regierung einigermaßen begünstigten Candidaten zum Meuchelmörder machen. Abgesehen davon, daß Herr Gérard nicht ermangeln würde, so bald er sich gefangengenommen sähe, Alles zu gestehen und Herrn Jackal der Mitschuld zu zeihen; dieß Mittel war entschieden ein eben so leichtes, als schlechtes Mittel.

Es gab ein anderes und Herr Jackal entschied sich für dieses.

Er, stand, rasch auf, ging gerade auf das Fenster zu und zog an einem Knopfe, der in einer Vertiefung verborgen war.«

Sogleich erklangen zehn bis zwölf Glocken vom Corps de Logis, das Herr Jackal bewohnte, bis zur Thüre der Præfectur.

»Auf diese Weise,« murmelte er, indem er sich wieder setzte, »habe ich wenigstens Zeit, die Befehle des Justizministers zu empfangen.«

Als er diese Worte halblaut vor sich hin gesagt, meldete ein Huissier Herrn Gérard.

LXXXIII.

Wo Herr Jackal für das wechselvolle Leben des Herrn Gérard eine Lösung sucht.«

Herr Gérard trat blaß, grün, leichenfahl, schweißtriefend und zitternd in das Zimmer.

»O Gott, Herr Jackal!« rief er; »Herr Jackal!« Und er sank in einen Fauteuil.

»Schon gut! schon gut!« sagte Herr Jackal; »erholen Sie sich, ehrenwerther Herr Gérard; wir haben Zeit, an Sie zu denken.«

Dann, sagte er an, den Huissier gewandt, halblaut:

»Gehen Sie rasch hinab; Sie sahen einen jungen Mann und einen Hund weggehen, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr.«

»Man soll beide festnehmen, den Mann wie den Hund; denn der Eine ist so gefährlich wie der Andere; aber es gilt den Kopf derer, die ihn festnehmen, daß weder dem Manne noch dem Hunde eine Unbill widerfährt; Sie verstehen?«

»Ja, mein Herr.«

»So beeilen Sie sich; ich bin für Niemanden zu sprechen. Man soll den Wagen anspannen. Gehen Sie.«

Der Huissier verschwand wie eine Vision.

Herr Jackal wandte sich nach Herrn Gérard um.

Der Elende schien einer Ohnmacht nahe.

Er hatte nicht mehr die Kraft zu sprechen und faltete die Hände.

»Schon gut, schon gut!« legte Herr Jackal mit Abscheu; »man wird uns die Meldung machen, seien Sie ruhig; stellen Sie sich indessen an das Fenster und sagen Sie mir, was in dem Hof vor sich geht«

»Wie! Sie wollen daß ich in dem Zustande, indem ich mich befinde . . .?«

»Ehrenwerther Herr Gérard,« sagte der Polizeichef, »Sie kommen, mich um einen Dienst zu bitten, nicht wahr?«

»Allerdings, um einen großen Dienst, Herr Jackal.«

»Nun denn, das Leben ist nur ein Austausch von Diensten; ich bedarf Ihrer, Sie bedürfen meiner, unterstützen wir uns gegenseitig.«

»Das ist ja mein höchster Wunsch.«

»Wenn das Ihr höchster Wunsch ist, so gehen Sie an das Fenster.«

»Ich?«

»Ja Sie, Ihre Angelegenheit kann später verhandelt werden; jetzt gilt es das Dringendste. Wenn ich nicht jeder Sache ihre Stelle in der Reihenfolge anwies, ich würde erliegen. Die Ordnung, ehrenwerther Herr Gérard, die Ordnung vor allem. Gehen Sie an das Fenster.«

Herr Gérard trat an das Fenster, indem er sich auf die Meubel stützte, die er unterwegs fand: es war ihm, als wenn seine Beine zusammenbrechen wollten, er ging nicht mehr, er kroch.

»Da bin ich,« murmelte er.

»Nun, so öffnen Sie.«

Während Herr Gérard das Fenster öffnete, machte Herr Jackal sich's in seinem Fauteuil bequem, zog seine Tabakdose heraus, nahm eine Prise und stieß einen Seufzer der Zufriedenheit aus.

Im Kampfe war er wahrhaft groß und dieß mal hatte er in Salvator, einen seiner würdigen Athleten gefunden.

»Das Fenster ist offen,« sagte Herr Gérard.

»Dann sehen Sie, was unten im Hofe vor sich geht.«

»Ein junger Mann geht über den Hof.«

»Gut.«

»Vier Agenten stürzen sich auf ihn.«

»Gut.«

»Ein Kampf entwickelt sich.«

»Gut. Geben Sie genau Acht, was geschehen wird. ehrenwerther Herr Gérard;«denn dieser junge Mann hält Ihr Leben in der Hand«

Herr Gérard schauerte.

»O! aber er hat einen Hund rief er.

»Ja, ja, und einen Hund, der eine feine Nase besitzt.«

»Der Hund vertheidigt ihn.«

»Das erwartete ich.«

»Die Agenten rufen um Hilfe.«

»Aber sie lassen doch den jungen Mann nicht los, nicht wahr?«.

»Nein, es sind ihrer acht an ihm.«

»Das ist nicht genug, zum Teufel.«

»Er wehrt sich, wie ein Löwe.«

»Brav, Salvator.«

»Er hat einen zu Boden geworfen, er ersticht einen andern; d er Hund erwürgt einen Dritten.«

»Teufel! das wird schlimm. Was thun denn die Soldaten?«

»Sie kommen.«

»Ah! . . .«

»Und binden ihn.«

»Und der Hund!«

»Man hat ihm den Kopf in einen Sack gesteckt und bindet ihm denselben um den Hals.«

»Diese Bursche sind sehr erfinderisch, wenn es sich um ihre Haut handelt.«

»Man trägt den jungen Mann weg.«

»Und der Hund?«

»Der Hund folgt.«

»Und dann?«,

»Der Mann, der Hund und die Agenten verschwinden in einem Gange.«

»Alles ist in Ordnung; schließen Sie das Fenster wieder, ehrenwerther Herr Gérard; nun kommen Sie und setzen Sie sich in diesen Fauteuil.«

Herr Gérard schloß das Fenster und setzte sich oder ließ sich vielmehr in den Fauteuil fallen.

»O,« machte Herr Gérard, »nun wollen wir etwas über Ihre Angelegenheit plaudern. . . Sie haben also ein großes Wählerdiner gegeben, ehrenwerther Herr Gérard?«

»Ich glaubte, in der Lage, in der ich mich befand, und da ich mich der Deputation vorschlug . . .«

»Ja wohl, Sie glaubten diese kleine kulinarische Bestechung versuchen zu dürfen. Ich tadle Sie nicht, lieber Herr Gérard, das kommt so: nur begingen Sie ein Unrecht.«

»Welches?«

»Daß Sie Ihre Gäste mitten während des Mahles verließen.«

»Aber Herr Jackal, man meldete mir, daß Sie mich sogleich sprechen wollten.«

»Sie mußten die Geschäfte auf den andern Tag verschieben und wie Horaz sagen: Valeat res ludicra?«

»Ich wagte es nicht, Herr Jackal;«

»Und Sie ließen während Ihrer Abwesenheit Ihre Gäste bei Tische zurück?«

»Leider! ja.«

»Ohne-daran zu denken, daß der Tisch gerade an dem Orte ausgestellt sei, wohin Sie die Leiche des unglücklichen Kindes gebracht.«

»Herr Jackal,« rief der Mörder, »wie wissen Sie . . .«

»Ist es denn nicht meine Aufgabe, alles in Erfahrung zu bringen?«

»Nein, Sie wissen.!!?«

»Ich weiß, daß Sie bei Ihrer Rückkehr Ihre Gäste auf der Flucht, das Haus verlassen, den Tisch umgeworfen und die Grube leer gefunden.«

»Herr Jackal,« rief der Elende, »wo kann das Skelett sein?«

Herr Jackal hob eine Ecke des Tischtuchs auf seinem Schreibtisch und legte die Gebeine bloß.

Herr Gérard stieß einen furchtbaren Schrei aus, sprangen wie ein Narr auf und stürzte nach der Thüre.

»Nun, was machen Sie denn?« fragte Herr Jackal.

»Ich weiß nicht . . . ich will mich retten.«

»Gut! wo das? Sie werden in diesem Zustande, in dem Sie sich befinden, keine vier Schritte

machen ohne arretirt zu werden. O, Herr Gérard, zu einem Dieb, einem Mörder, einem Meineidigen braucht man einen andern Kopf, als den Ihrigen; ich fange an zu glauben, daß Sie zum ehrlichen Manne geboren waren. Kommen Sie hierher und lassen Sie uns überlegen, wie man die Sache angreifen muß, wenn die Situation gefährlich ist.«

Herr Gérard kam schwankend zurück und setzte sich in den Fauteuil, den er einen Augenblick vorher verlassen hatte.

Herr Jackal schob die Brille zurück und betrachtete den Elenden mit denselben Blicken, wie die Katze die Maus, die sie zwischen den Krallen hält.

Nachdem er ihn so einen Augenblick mit diesem forschenden Ausdruck angesehen, der den Schweiß auf die kahle Stirne des Mörders rief, fuhr Herr Jackal fort:

»Wissen Sie, daß Sie wirklich eine kostbare Figur für einen Melodramenschreiber wie Herr Guilbert de Pixerecourt oder einen Romanschreiber wie Herr Durray Duminil wären; gibt es ein an, dramatischen Vorfällen reicheres Leben als das Ihre? welche picante Scenen, welche erschütternde Acte enthält das unbekante Drama Ihres Lebens, ganz abgesehen von diesem Handel aber wo haben Sie denn mit diesem Hunde Bekanntschaft gemacht? das ist ja ein Abkömmling des Hundes von Montargis! Dieser verteufelte Brasil muß persönlich etwas gegen Sie haben.«

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus.

Herr Jackal schien ihn nicht zu hören und fuhr fort.

»Auf meine Ehre, ganz Paris würde einem Drama dieses unvergleichlichen Thieres applaudiren. Es hat freilich noch keine Lösung, aber wir sind da, um ihm eine solche zu geben; nicht wahr, ehrenwerther Herr Gérard? Der Vorhang ist soeben nach dem vierten Akte gefallen: umgestürzter Tisch Gäste und Dienerschaft das verwünschte Haus fliehend, Tableau!«

»Herr Jackal,« murmelte der Mörder mit bittender Stimme. »Herr Jackal . . .«

»O, ich weiß wohl, was Sie sagen wollen: daß Sie nicht mehr wissen, wie Sie sich aus der Sache ziehen sollen! Zum Teufel, das ist Ihre Sache: bei Mitarbeiterschaft muß jeder sein Theil thun. oder der Eine ist bestohlen; ich habe das Meine gethan, ich habe den Vertheidiger der Unschuld und den tugendhaften Hund verhaften.«

»Wie?«

»Den jungen Mann, der meine Agenten zu Boden warf und würgte, den Hund der sie erdrosselte. Um wessen willen glauben Sie, daß man dem Einen den Kopf in einen Sack steckte und dem Andern die Handschellen anlegte? Das geschah um Ihretwillen, Sie Undankbarer!«

»Dieser junge Mann? Dieser Hund? . . .« -

»Dieser junge Mann, ehrenwerther Herr Gérard ist Salvator, der Cammissionär der Rue aux

Fers, der Freund des Abbé Dominique des Sohns des Herrn Sarranti: dieser Hund ist Brasil, der Hund ihres armen Bruders, der Freund Ihres armen Neffen, Brasil, den Sie todt geglaubt und den Sie, ungeschickt wie Sie sind, verfehlt oder an die unrechte Stelle getroffen und der Sie lebendig zerreißen wird, wenn er Sie jemals findet; darauf können Sie zählen.« .«

»O, mein Gott, mein Gott!« machte Herr Gérard, indem er seinen Kopf in beide Hände sinken ließ.

»Gut!« sagte Herr Jackal, »sehen Sie, wie unklug Sie sind, den guten Gott anzurufen; Unglücklicher, wenn er seinen Blick auf Sie richtete, gerade in einem Moment, wo er einen Sturm wie diesen in der Hand hat, so wären Sie im Augenblick zerschmettert. Ach! ja, das wäre schon eine Lösung, und eine moralische Lösung, was sagen Sie?«

»Herr Jackal, im Namen des Mitleids, das noch in Ihnen wohnt, scherzen Sie nicht auf solche Weise, Sie tödten mich.«

Und er ließ seine Arme am Fauteuil hinabhängen, indem er seinen leichenfahlen Kopf auf den Rücken desselben zurücklegte.

»Nun, nun, beunruhigen Sie sich nicht so sehr,« sagte Herr Jackal; »das ist nicht die richtige Zeit, blaß zu werden, sich unwohl zu fühlen und meinen Boden mit Schweiß zu bedecken. Phantasie, Herr Gérard. Phantasie!«

Der Mörder schüttelte den Kopf ohne zu antworten. Er war vernichtet.

»Nehmen Sie sich in Acht,« sagte Herr Jackal, »wenn Sie mich das Drama allein zum Schlusse bringen lassen, so könnte ich leicht einen Schluß machen, der Ihnen nicht gefiele. Hören Sie denn, was ich als moralischer Autor und logischer Polizeichef rathe: ich finde durch irgend eine dramatische Feder das Mittel, den jungen Mann und den Hund entkommen zu lassen; ich lasse sie zum Procurator des Königs, zum Großsiegelbewahrer, zum Großkanzler gehen, wohin sie nur wollen; ich lasse die Unschuld des Unschuldigen, die Schuld des Schuldigen in dem Augenblicke zu Tage kommen, wo der Henker den Verurtheilten zum Richtstuhl vorbereitet, ich lasse durch hundert Comparsen rufen: »Herr Sarranti ist frei! Herr Gérard ist der wirklich Schuldige: da ist er! da ist er!« Ich lasse Herr Gérard in's Gefängniß stoßen, das Herr Sarranti so eben triumphirend unter dem Bravo und dem Applaus der Menge verlassen!«

Herr Gérard konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, während ein Schauer über seinen Körper lief.

»O, wie nervös Sie sind!« sagte Herr Jackal; wenn ich nur drei solche Mitarbeiter hätte, wie Sie, es währte nicht acht Tage, ohne daß ich den Veitstanz bekäme. Sprechen Sie nun! Zum Teufel! ich sage Ihnen: »das ist meine Lösung,« ich sage nicht, daß sie gut sei. Sprechen Sie nun, machen Sie mir Ihren Vorschlag und wenn er besser ist, so werde ich ihn annehmen.«

»Aber ich weiß keine Lösung,« rief Herr Gérard.

»Schon rechts aber das glaube ich nicht, Sie sind nicht hierher gekommen, ohne eine bestimmte Absicht!«

»O nein, ich kam, Sie um einen Rath zu bitten.«

»Das ist gering, was Sie mir da sagen!«

»Ich habe mir die Sache unterwegs überlegt.«

»So lassen Sie das Resultat Ihrer Ueberlegung hören.«

»Nun denn, es schien mir, als ob Sie ebenso sehr wie ich dabei interessirt seien, daß mir keine Unbill geschieht.«

»Keineswegs, doch gleichgültig, fahren Sie fort.«

»Ich sagte mir, daß ich mindestens zwölf Stunden vor mir habe.«

»Zwölf Stunden, das ist viel! aber wir wollen einmal zwölf Stunden annehmen.«

»Daß man in zwölf Stunden einen großen Weg zurücklegen kann.«

»Man macht vierzig Stunden; man bezahlt drei Franken Trinkgeld für die Station.«

»Daß ich in achtzehn Stunden in einem Seehafen, in vierundzwanzig Stunden in England bin.«

»Nur braucht man dazu einen Paß.«

»Gewiß.«

»Und Sie kommen, um mich um einen solchen zu bitten?«

»Allerdings.«

»Indem Sie mir freien Spielraum geben, wenn Sie weg sind. Herrn Sarranti zu retten, oder hinrichten zu lassen.«

»Ich habe nie nach seinem Tode getrachtet . . .«

»Als soweit er Ihr Leben sicherte; ich verstehe das.«

»Nun gut, was sagen Sie von meinem Verlangen?«

»Von Ihrer Lösung meinen Sie.«

»Von meiner Lösung, wenn Sie wollen.«

»Ich sage, daß das platt wäre, daß die Tugend allerdings nicht gestraft ist, aber das Verbrechen

ebenso wenig.«

»Herr Jackal!«

»Aber da wir nichts Besseres finden.«

»Sie nehmen an?« rief Herr Gérard, vor Freude aufspringend.«

»Zum Teufel, ich muß wohl!«

»O lieber Herr Jackal!«

Und der Mörder streckte dem Polizeibeamten beide Hände hin; aber der Polizeibeamte zog die seinen zurück und läutete.«

Der Huissier trat ein.«

»Einen unausgefüllten Paß!« verlangte Herr Jackal.«

»Für das Ausland,« fügte Herr Gérard schüchtern hinzu.«

»Für das Ausland,« wiederholte Herr Jackal.

»Ah, machte Herr Gérard, indem er sich in seinem Fauteuil ausstreckte, und sich die Stirne trocknete.

Es entstand eine eisige Stille zwischen den beiden Männern, da Herr Gérard Herrn Jackal nicht anzublicken wagte, während dieser mit seinen kleinen grauen Augen den Elenden anstarrte, von dessen innerer Todesangst er keinen Moment verlieren zu wollen schien.

Die Thüre öffnete sich wieder und als sie aufging, zitterte Herr Gérard heftig.

»Nehmen Sie sich vor dem Starrkrampf in Acht,« sagte Herr Jackal; »denn wenn mich nicht Alles täuscht, werden Sie daran sterben.«

« »Ich glaubte . . .« sagte Herr Gérard stotternd.

»Sie glaubten, es sei ein Gendarm, Sie haben sich getäuscht, es ist Ihr Paß.«

»Aber!« machte Herr Gérard schüchtern, »er: ist nicht visirt.«

»O, Mann der Vorsicht, der Sie sind!« antwortete Herr Jackal, »Nein, er ist nicht visirt und braucht es auch nicht zu sein: es ist ein Paß für meine Specialagenten und wenn Sie sich nicht schämen, für Rechnung der Regierung zu reisen. . . .«

»Nein, nein,« rief Herr Gérard! »das wäre zu viel Ehre für mich.«

»In diesem Falle ist hier Ihr Diplom: »die Behörden werden ersucht, frei und ungehindert . . .«

»Danke, danke, Herr Jackal,« unterbrach ihn der Unglückliche, indem er den Paß mit zitternder Hand ergriff, und dem Polizeichef nicht Zeit ließ, weiter zu lesen. »Und jetzt Gott befohlen!«

Damit stürzte er aus dem Cabinete.

»Dem Teufel befohlen!« rief Herr Jackal, »wenn der gute Gott sich in Deine Sachen mischte, elender Schuft, wärest Du ein verlorener Mensch!«

Er läutete abermals.

»Ist der Wagen bereit?« fragte Herr Jackal den Huissier.

»Er wartet seit zehn Minuten.«

Herr Jackal warf einen Blick an sich hinab: seine Kleidung war untadelhaft, schwarzer Frack, schwarzes Beinkleid, Excarpins, weiße Weste und weiße Halsbinde.

Er lächelte zufrieden, zog einen weiten Ueberzieher an, ging in seinem gewöhnlichen Schritte hinab, stieg in den Wagen und sagte:

»Zum Justizminister Place Vendome.«

Aber beinahe eben so bald sich verbessernd, sagte er:

»Was will ich? es ist ja große Fete im Schlosse Saint Cloud; bis zwei Uhr werden die Minister dort sein.«

Und den Kopf durch die Thüre steckend, rief er: »Noch Saint Cloud, Kutscher!«

Dann mit sich selbst sprechend und sich in seiner Ecke so bequem als möglich machend, sagte er gähnend.

»Ah, meiner Treu das geht gut: ich werde unterwegs schlafen.«

Der Wagen fuhr fort und Herr Jackal, der über den Schlaf gebieten zu können schien, war noch nicht bis zum Louvre gekommen, als er schon tief im Schlummer lag.

Er wurde dagegen am Cours-la-Reine auf die unerwarteste Weise aufgeweckt.

Der Wagen wurde angehalten, und durch jede der offenen Thüren setzten zwei auf dem Tritt stehende Männer ein Pistol auf die Brust des Herrn Jackal, während zwei andere den Kutscher festhielten.

Die vier Männer waren maskirt.

Herr Jackal fuhr aus dem Schlafe auf.

»Hm? Was gibt es, was will man?«

»Nicht ein Wort, keine Bewegung,« sagte einer der beiden Männer, »oder Sie sind des Todes.«

»Wie.« rief Herr Jackal, der noch nicht ganz aufgewacht war, »man fällt die Leute um Mitternacht in den Champs-Élysées an? Wer lenkt denn die Polizei?«

»Sie, Herr Jackal, aber beruhigen Sie sich, es fällt keine Schuld auf Sie. Wir sind keine Diebe.«

»Wer seid Ihr denn?«

»Wir sind Feinde, die ihr Leben zu opfern bereit sind, und die das Ihre in den Händen halten; darum nicht ein Wort, nicht eine Bewegung, oder, wir wiederholen es, Sie sind des Todes.«

Herr Jackal wurde überfallen, er mußte nicht von wem; er hatte auf keine Hilfe zu hoffen und resignierte deßhalb.

»Machen Sie mit mir, was Sie wollen, meine Herren,« sagte er.

Einer der Männer verband ihm die Augen mit einem Taschentuche, während der Andere ihm das Pistol noch immer auf die Brust hielt; das Gleiche thaten die beiden Andern dem Kutscher.

Als Herrn Jackal und dem Kutscher die Augen verbunden waren, stieg einer der vier Männer in das Innere des Wagens und der zweite setzte sich an den Kutschenbock neben den Kutscher, dem er die Zügel aus den Händen nahm; die beiden Andern stiegen hinten auf.

»Sie missen wohin,« sagte der Mann, der im Innern des Wagens saß, mit dem Accente des Befehls.

Der Wagen drehte sich und durch einen kräftigen Peitschenhieb angetrieben, sprengten die Pferde davon.



LXXXIV.

Reiseeindrücke des Herrn Jackal.

Derjenige von den vier maskierten Männern, der den Sitz des Kutschers eingenommen, verstand sein Geschäft sicher in sehr hohem Grade: denn seit zehn Minuten in gestrecktem Trabe fahrend, hatte der Wagen so viele Kreuz- und Quer-Touren gemacht, daß Herr Jackal, so scharfsichtig er auch war, und so genaue Kenntniß er von dem Terrain besaß, gar nicht mehr mußte, wo sie sich befanden und sich fragte, wohin man ihn führen könne.

Nachdem nämlich der Wagen umgewandt und somit auf dem alten Wege zurückkehrend, vom Cours-la-Reine nach dem Quai de la Conference gefahren war, wandte er sich links und kam zum Ausgangspunkt zurück; darauf machte er das nämliche Manoeuvre und fuhr über den Pont Louis XV.

Am Klingen der Räder hatte Herr Jackal erkannt, daß man über eine Brücke fuhr.

Der Wagen hatte sich links gewandt und fuhr über den Quai d'Orsay.

Hier kannte sich Herr Jackal wieder aus. Er sagte sich, daß man den Fluß entlang fahre, denn er roch die Ausdünstungen des Wassers.«

Als der Wagen rechts abbog, ahnte er, daß man in die Rue du Bac fahre, und als er nochmals links einbog, wär kein Zweifel, daß man in die Rue de l'Université fuhr.«

Bei der Rue de Bellechasse fuhr der Wägen aufwärts; dann bog er in die Rue de Grenelle, darauf fuhr er wieder die Rue de l'Université hinab, und hielt sich dann rechts.

Herr Jackal wurde durch all dieß Kreuz- und Querfahren ganz verwirrt.«

Als er auf den Boulevard des Invalides kam, fand er die gleiche Ausdünstung wie am Seineufer; diese Ausdünstungen kamen von den mit Thau bedeckten Bäumen. Er sagte sich, daß er wieder am Flusse sei oder auf einem Boulevard hinab fahre.

Der Wagen, der einige Zeit auf der bloßen Erde statt auf dem Pflaster fuhr, brachte ihn auf diesen Gedanken.

Er merkte, daß er sich auf einem Boulevard befand.

Der Wagen fuhr mit einer Schnelligkeit von vier Meilen die Stunde.

Auf der Höhe der Rue Vaugirard angekommen, hielt der Wagen.

»Sind wir an Ort und Stelle?« fragte Herr Jackal, welcher die Reise etwas lang fand.

»Nein.« antwortete lakonisch sein Nachbar.«

»Und ohne Indiscretion,« fragte Herr Jackal, »haben wir noch lange zu fahren?«

»Ja,« antwortete dieselbe Person mit demselben Lavonismus, um den ihn der laconischste Spartaner hätte beneiden können.

»So werden Sie mir erlauben, mein Herr,« fuhr Herr Jackal fort, sei es aus wirklichem Bedürfnis, sei es, um seinen Gefährten reden zu machen und an der Stimme oder der Art, sich auszudrücken, die Menschenklasse zu erkennen, mit derer es zu thun habe, »Sie werden mir erlauben, diesen Moment zu benützen, um eine Prise Tabak zu nehmen.«

»Gerne,« mein Herr,« sagte der Gefährte des Herrn Jackal; »aber Sie werden mir erlauben, zuvor die Waffen zu fordern, die Sie in der rechten Tasche Ihres Ueberziehers tragen.«

»Ei! Ei!«

»Ja! ein Paar Taschen-Pistolen und einen Dolch.«

»Mein Herr, wenn Sie meine Taschen durchsucht, könnten Sie den Inhalt nicht besser kennen; lassen Sie meine Hand los und ich werde Ihnen jene drei Gegenstände geben.«

»Unnöthig, mein Herr, ich werde Sie mir selbst holen. Wenn ich sie Ihnen nicht früher abverlangt, so geschah es, weil ich Ihnen sagte, daß ich Sie bei der ersten Bewegung tödte und ich wollte sehen, wie Sie meine Worte respectiren.«

Der Unbekannte suchte in der Tasche des Herrn Jackal und zog daraus drei Waffen heraus, die er in die Tasche seiner Redingote steckte.

»Und jetzt,« sagte er zu Herrn Jackal, »können Sie mit Ihren Händen machen, was Ihnen beliebt; aber ich rathe Ihnen, machen Sie einen vernünftigen Gebrauch davon.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Güte, sagte Herr Jackal mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, »und seien Sie überzeugt, daß wenn sich mir die Gelegenheit bietet, Ihnen einen ähnlichen Dienst zu erzeigen, ich das kleine Vergnügen, das Sie mir verschafft nicht vergessen werde.«

»Diese Gelegenheit wird sich nicht bieten.« sagte der Unbekannte. »Sie wünschen es daher unnöthigerweise.«

Herr Jackal, der eben seine Prise nehmen wollte, hielt bei diesen Worten inne die seine Frage so rund abschnitten.

»Donner und Wetter!« murmelte er leicht erschrocken; »sollte der Spaß weiter geben, als ich meinte? wer konnte nur mir solch einen Streich spielen? Ich wüßte nicht, daß ich irgend einen Feind auf der Welt hätte, mit Ausnahme meiner Untergebenen; und wer ist der von meinen Untergebenen, der einen solchen hinterlistigen Streich wagte? Alle diese Menschen, so keck und stark sie in Masse und unter dem Auge des Meisters sind, sind eben so feig und dumm, wenn Sie

allein stehen. Nur zwei Menschen in Frankreich können sich mit mir messen und das ist Salvator und der Polizeipräfekt. Aber der Polizeipräfekt hat mich zu jeder Stunde und namentlich zur Zeit der Wahlen so nöthig, daß er mich nicht unnützerweise von Mitternacht bis ein Uhr aus der Straße herumjagen wird: und da es nicht der Polizeipräfekt ist, so ist es Salvator. Elender Gérard! er ist es, der mich in dies Wespennest gesperrt; seine Feigheit, seine Jämmerlichkeit, seine Ungeschicklichkeit ist es; wenn ich zurückkomme, soll er mir die Sache theuer bezahlen! und wäre er selbst ein Monomotapa, ich würde ihn so gut zu verfolgen wissen, daß ich ihn sicher einholte, den Elenden. Aber was kann der Plan Salvator's sein? Inwiefern kann ihm meine Entführung und mein Verschwinden zur Rettung Sarrantis dienen? Denn nur in dieser Absicht läßt er mich von seinen Freunden um diese vorgerückte Stunde in der Irre herumführen: wenn er nicht etwa . . . Thor, der ich war, das ist's! . . . wenn er nicht etwa vorausgesehen, daß ich ihn arretiren lassen werde und zu seinen Freunden gesagt: Wenn Ihr mich nicht zu der und der Stunde herauskommen seht, so bin ich gefangen genommen; bemächtigt Euch dann des Herrn Jackal, der Euch für euch gut ist. Das ist's, Donnerwetter! jetzt hab' ich's«

Und Herr Jackal war so zufrieden mit sich selbst, daß er sich die Hände rieb, als wenn er in seinem Cabinete wäre oder mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit einen seiner glücklichsten Erfolge erreichte hatte.

Es war ein ächter Künstler, dieser Herr Jackal der die Kunst um der Kunst willen trieb.

Er war mit dem Händereiben im besten Zuge, als eine schwere Last auf die Wagendecke fiel und ein Geräusch hervor brachte, daß Herr Jackal zitterte.

»O, o! was bedeutet das?« fragte er seinen Nachbar.

»Nichts,« antwortete dieser mit seinem gewöhnlichen Laconismus.

Und wirklich, als wenn das Gewicht, das man dem Wagen so eben aufgeladen, gegen alle Gesetze der Dynamik speziell dazu bestimmt wäre, das Gefährt leichter zu machen, fuhr der Wagen mit einer Geschwindigkeit, welche Herr Jackal mit der der Eisenbahn verglichen hätte, — die doch schnell geht — wenn es damals schon Eisenbahnen gegeben.

»Sonderbar! höchst sonderbar!« murmelte Herr Jackal, indem er Zug um Zug zwei ungeheure Prisen Tabak schnupfte; »ein Wagen mit einem beträchtlichen Gewichte, — wenn man die Schwere nach dem Geräusche bemißt. — der leichter rollt als vor dieser neuen Beladung; eine Frische, die von der Seine zukommen scheint, aus der einen Seite, und, auf der andern Seite, das Rollen eines Wagens so leicht, als wäre es der Schritt einer Frau auf dem Rasen . . . Sonderbart höchst sonderbar! . . . Offenbar sind wir auf frisch gemähtem Felde, aber nach welcher Seite hin? nach Norden, nach Süden, nach Osten oder noch Westen?«

Die Hoffnung, sich wegen dieser Entführung rächen zu können, war so groß bei Herrn Jackal, daß das Land, das er durchmaß, ihn in diesem Augenblicke weit mehr interessierte, als das Endresultat der Reise. Auf dieser Höhe der Aufregung angekommen, wurde sein Kitzel so groß, seine Neugierde so unmäßig, daß er die Warnung seiner Gefährten vergaß, und die linke Hand zu der Binde führte, die ihm das Gesicht bedeckte; als er jedoch das Geräusch hörte, das sein

Nachbar beim Spannen des Pistoles machte, der, ihn nicht aus den Augen lassend, dieser unbedachten Bewegung gefolgt war, ließ Herr Jackal den Arm wieder sinken, und rief scheinbar ohne das Krachen des Zündpfanndeckels gehört zu haben, auf die natürlichste Weise von der Welt:

»Mein Herr, noch einen Dienst: ich ersticke wirklich; Luft, um Gottes Willen.«

»Das ist leicht,« antwortete der Unbekannte, indem er das Fenster öffnete, das sich zu seiner Rechten befand; »nur aus Rücksicht für Sie und aus Furcht vor der Zugluft hatte man ein einziges Fenster geöffnet.«

»Sie sind viel zu gut,« beeilte sich Herr Jackal zu sagen, der nun einen starken Luftzug fühlte; »aber ich will Ihre Güte nicht mißbrauchen und sowenig auch dieser Luftzug — denn ich fühle einen solchen, — Ihnen schaden oder auch nur unangenehm sein kann, bitte ich Sie doch, mein Verlangen als nicht geschehen anzusehen.«

»Keineswegs, mein Herr,« antwortete der Unbekannte, »Sie haben gewünscht, daß dies Fenster geöffnet werde, und so bleibe es auch offen.«

»Tausend Dank, mein Herr,« versetzte Herr Jackal, ohne zu versuchen, ein Gespräch fortzusetzen, das offenbar sein Gefährte nur ungern führte.

Und der Polizeimann versenkte sich in seine Gedanken.

»Ja,« sagte er zu sich, der Streich kommt von Salvator und ich wäre ein Thor, wenn ich länger daran zweifeln wolltet die Männer, mit denen ich es zu thun habe, sind keine gewöhnlichen Menschen, sie drücken sich mit großem Anstand, obgleich etwas kurz aus: sie sind höflich in der Form und wie mir scheint, sehr entschlossenen Charakters, was nicht gerade allen Christen meiner Bekanntschaft eigen ist. Die Entführung kommt somit von Salvator; er wird, wie ich mir bereits gesagt, berechnet haben, daß er arretirt werden könne; Welch ein Unglück, daß ein so gewandter Mensch ein so ehrbarer Mensch ist; dieser verschmitzte Kerl kennt ganz Paris: was sage ich, ganz Paris! ganz Frankreich, von den Carbonaris in Italien und den Illuminaten in Deutschland nicht zu sprechen. Ein Teufel von einem Menschen! Ich hätte mich klüger benehmen sollen, er hat es mir ja gesagt, ehe er wegging: »Sie wissen, was dem geschehen wird, der mich arretiren läßt. Ich war gewarnt; es läßt sich nichts sagen. Verwünschter Salvator! verfluchter Gérard!«

Plötzlich stieß Herr Jackal einen Ausruf aus.

Es war ein Gedanke der ihm kam, und den er trotz seiner Selbstbeherrschung nicht in sich verschließen konnte.

»Ah!« machte er.

»Was gibt es wieder?« fragte sein Nachbar.

Herr Jackal hielt es für geeignet, seine Unvorsichtigkeit sich zu Nutzen zu machen.

»Mein Herr,« sagte er, »eine sehr wichtige Sache fährt mir da durch den Kopf; Sie werden sicher nicht wollen, daß die sehr angenehme Promenade, welche Sie mich machen lassen, für eine dritte Person unangenehme Folgen habe. Denken Sie sich, mein Herr, daß ich im Augenblick meiner Wegfahrt präventiv und aus Vorsicht einen ausgezeichneten jungen Mann verhaften ließ, den ich nach Verfluß von zwei Stunden, das heißt, wenn ich von St. Cloud zurück wäre, freilassen wolltet denn ich fuhr nach St. Cloud, als Sie mir die Ehre erzeigten, mir den Weg abzuschneiden. Es hat nun nichts zu bedeuten, wenn ich nur in einer Stunde auf der Polizeipräfectur bin; werde ich das sein, mein Herr.«

»Nein,« antwortete der Unbekannte mit seinem gewöhnlichen Laconismus.

»Nun gut, Sie sehen, daß meine Reise ernste Folgen haben kann, nämlich, daß ein Unschuldiger länger gefangen sitzt, als es meine Absicht war. Erlauben Sie mein Herr, daß ich unter Ihren Augen eine Ordre schreibe, die mein Kutscher besorgen wird, damit man nämlich Herrn Salvator augenblicklich in Freiheit setze.«

Herr Jackal hatte, indem er den Namen unseres Freundes zu nennen, bis zuletzt verschob, wie man beim Theater sagt, seinen Effect gut berechnet. Das merkte er an dem unwillkürlichen Zusammenfahren seines Nachbars.

»Top!« rief dieser dem Kutscher oder vielmehr dem zu, der seine Functionen versah.

Der Wagen hielt augenblicklich an.

»Das ist die leichteste Sache von der Welt.« warf Herr Jackal nachlässig hin; »ich schreibe beim Mondlicht auf meiner Agende einige Worte. . .«

Und wie dazu genügend ermächtigt, hob Herr Jackal bereits die Hand an die Binde, welche seine Augen bedeckte, als sein Nachbar die Hand packte.

»Nicht zuerst, mein Herr. Es ist an mir, nicht an Ihnen, die Form, wie die Sachen vor sich gehen sollen, zu bestimmen.«

Und die Fenster schließend, zog der Unbekannte mit der größten Sorgfalt die rothseidenen Vorhänge zu, welche für die Außenwelt den Einblick in des Innere und für die Insassen den Blick nach Außen unmöglich machen sollten. Dann nahm er aus seiner Tasche eine kleine Blendlaterne, die er mit einem Zündhölzchen anzündete.

Herr Jackal harte das Knattern des Zündhölzchens, das Feuer fing, und roch den schlechten Geruch des Phosphors, der sich mit der Luft zum Athmen vermischte.

»Ich bin entschieden mit Leuten beisammen,« sagte er, »die nicht wollen, daß ich mir die Landschaft näher ansehe; es sind sehr verschmitzte Leute, das. Es ist ein wahres Vergnügen mit diesen Leuten zu thun zu haben.«

»Mein Herr,« sagte sein Nachbar zu ihm, »Sie können Ihre Binde jetzt abnehmen.«

Herr Jackal ließ sich das nicht zweimal sagen und mit einer Langsamkeit, wie Einer der nicht gedrängt ist, nahm er das Hindernis ab, das ihn für einen Augenblick blind gemacht, wie Fortuna und Amor.

Er befand sich in einem hermetisch verschlossenen Kasten.

Er sah ein, daß hier durch keine Oeffnung irgend etwas von der Außenwelt zu sehen sei und augenblicklich resignirt, wie alle entschlossenen Menschen, zog er aus seiner Tasche seine Agenda auf welche er schrieb:

»Ich befehle Herrn Kanler, der in der Salle Saint-Martin anwesend ist, augenblicklich Herrn Salvator in Freiheit zu setzen.«

Er datirte und unterzeichnete.

»Wollen Sie nun,« sagte er, diesen Befehl meinem Kutscher geben; es ist ein ausgezeichnete Mensch, an meine philanthropischen Handlungen gewöhnt; er wird keine Minute mit der Besorgung meines Auftrags verziehen.«

»Mein Herr,« antwortete der Nachbar des Herrn Jackal mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, »Sie werden es billigen, daß wir die Dienste Ihres Kutschers ein andermal in Anspruch nehmen, wir haben für derlei Besorgungen Leute, welche alle Kutscher der Welt aufwiegen.«

Der Unbekannte löschte die Laterne aus, band mit der größten Gewandtheit das Taschentuch wieder um die Augen des Herrn Jackal, befahl ihm, angelegentlicher als je, sich ruhig zu verhalten, öffnete einen Schlag und rief hinaus.

Der Name, den der Unbekannte aussprach, hatte nicht die mindeste Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Namen.

Herr Jackal merkte, daß einer von den beiden Männern, welche hinten auf dem Wagen standen, seinen Posten verließ; er hörte einen Schritt sich dem offenen Schlage nähern, und nun begann in einer weichem klangvollen und wohlklingenden Sprache, die ihm trotz seiner Kenntniß aller Idiome der Welt vollständig fremd war, ein Gespräch von einigen Sekunden, das mit der Uebergabe des von Herrn Jackal geschriebenen Befehls, der Schließung des Schlags und den beiden englischen Worten »All right!« endigte, welche nichts anderes bedeuten als »Alles ist in Ordnung!«

Und überzeugt, daß alles in Ordnung sei, wieder Insasse es gesagt, setzte der Kutscher mit einem Peitschenschlage die Pferde wieder in, den früheren raschen Trab.

Der Wagen war noch nicht fünf Minuten im Gange, als eine neue Last auf ihn geladen wurde und ihn erschütterte und zwar aus höchst eigenthümliche Weise: Herr Jackal erkannte nämlich mit den ihm eigenthümlichen innern Scharfblick, an dem Geräusch, das die fallende Last auf der Decke hervorbrachte, daß jene lang war und nicht kurz, wie die erste; er erkannte sogar an dem Geräusch, daß es Holz war.

»Der erste Pack machte nur den Eindruck, als wenn es ein zusammengerollten Strick wäre,« sagte Herr Jackal zu sich; »die zweite Last macht mir aber den Eindruck einer Leiter. Es scheint also, daß wir hinauf und hinab steigen müssen. Ich habe es entschieden mit sehr vorsichtigen Menschen zu thun«

Und wie beim ersten Male schien der Wagen, als er sich wieder in Bewegung setzte, mehr als je allen dynamischen Gesetzen zum Trotze, seine Schnelligkeit zu verdoppeln.«

»Seht mal die Spitzbuben,« sagte Herr Jackal, »sie haben sicherlich eine neue bewegende Kraft entdeckt; sie haben Unrecht, Reisende zu überfallen; sie würden mit ihrer Erfindung weit mehr Glück machen. Aber welche verteufelte Sprache hat denn mein Nachbar so eben gesprochen? das ist nicht Englisch, das ist nicht Italienisch, das ist nicht Spanisch, das ist nicht Deutsch, das ist nicht Ungarisch, nicht Polnisch, nicht Russisch, die slawischen Sprachen haben mehr Consonanten, als ich hier vernahm. Es ist nicht Arabisch, es sind im Arabischen gewisse Gutturallaute, die ich sicher erkannt hätte; es muß Türkisch, Persisch oder Hindostanisch sein; ich möchte mich für das Hindostanische entscheiden«

Und als sich Herr Jackal für das Hindostanische entschieden, hielt der Wagen an.

LXXXV.

Wo Herr Jackal hinauf und hinab steigt, wie er voraus gesehen.

Und als Herr Jackal, der nach und nach mit seinen Räubern vertraut zu werden begann, fühlte, daß der Wagen hielt, wagte er zu fragen:

»Sollten wir etwa Jemand hier in den Wagen aufzunehmen haben?«

»Nein,« --antwortete die laconische Stimme; »wir müssen Jemand aussteigen lassen.«

Und wirklich, nachdem er eine Bewegung auf dem Kutschsitze vernommen, fühlte Herr Jackal, daß der Wagen auf seiner Seite rasch geöffnet wurde.

»Ihre Hand,« sagte die Stimme eines der drei Männer, aber es war weder die des Mannes, der als Kutscher fungirte, noch die dessen, der neben ihm saß.

»Meine Hand? wozu denn?« fragte Herr Jackal.

»Es ist nicht die Ihre, welche wir fordern, sondern die Ihres einfältigen Kutschers, der im Begriffe stehend, sich vielleicht für immer von Ihnen zu trennen, Ihnen Lebewohl sagen will.«

»Wie! der arme Mensch!« rief Herr Jackal, »soll ihm denn ein Unglück geschehen?«

»Ihm? Welch ein Unglück sollte ihm denn begegnen? Nein; man wird ihn sehr artig bis an den bestimmten Ort führen und ihm dort die Erlaubnis geben, seine Binde abzunehmen.«

»Was bedeutet das, was Sie mir da eben sagten: Dieser Mensch soll mich vielleicht nicht wieder sehen?«

»Das heißt; es muß nicht gerade *ihm* ein Unglück geschehen, daß er Sie nicht wieder sieht.«

»Ah! Wirklich!« sagte Herr Jackal; »wir sind freilich unsererer zwei.«

»Allerdings! Das Unglück kann nur Ihnen begegnen.«

»So, so!« machte Herr Jackal; »und der Bursche muß mich durchaus verlassen?«

»Allerdings.«

»Wenn es mir indessen erlaubt wäre, einen Wunsch auszusprechen, so wäre es der, den Burschen bei mir zu behalten. was auch geschehen mag.«

»Mein Herr,« antwortete der Unbekannte, »ich werde einen Mann, wie Sie sind, nichts Neues lehren, wenn ich ihm sage, daß wir, wie die Sache auch verlaufen mag,« — und er legte einen besondern Nachdruck auf die letzten Worte — »keine Zeugen brauchen.«

Diese Worte und namentlich der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, machten Herrn Jackal zittern.

Es ist immerhin ein schlimmes Abenteuer, wenn man sich des Zeugen zu entschlagen sucht. Wie viel gefährliche Verbrecher hatte er in der Nacht vor der Barrière in einem Graben, hinter einer Mauer und in einem Waldversteck ohne Zeugen hinhinmorden sehen.

»Nun,« sagte er, »da wir uns mal trennen müssen, mein armer Junge, so hast Du hier meine Hand.«

Der Kutscher küßte die Hand des Herrn Jackal, und sagte:

»Wäre es unbescheiden, den Herrn daran zu erinnern, daß der Monat morgen um ist?«

»O Du Schuft!« sagte Herr Jackal, »das beschäftigt Dich also in diesem Augenblicke! Meine Herren, erlauben Sie, daß ich die Binde abnehme, damit ich ihm seinen Lohn bis auf Heller und Pfennig ausbezahle.«

»Unnötig, mein Herr,« sagte der Unbekannte, »ich werde ihn bezahlen. Da,« sagte er zu dem Kutscher, »du sind fünf Louisd'or für Deinen Monat.«

»Mein Herr,« sagte der Kutscher, »es sind dreißig Franken zu viel.«

»Vertrinke Sie auf die Gesundheit Deines Herrn,« sagte eine höhnische Stimme, welche Herr Jackal als die erkannte, welche bereits einmal gesprochen.

»Nun, schon genug.« sagte der Nachbar des Herrn Jackal, »schließen Sie schnell wieder und dann fortgefahren.«

Der Schlag schloß sich und der Wagen fuhr im gleichen Trott fort.

Wir wollen die nächtlichen Reiseindrücke des Herrn Jackal nicht länger verfolgen.

Von diesem Augenblicke an mochte er eine Frage an seinen Reisegefährten richten, welche er, wollte, er erhielt stets so schrecklich laconische Antworten, daß er es verzog, zu schweigen; aber tausend Phantome quälten ihn und je rascher der Wagen auf der Straße dahinrollte, desto größer wurde seine Angst. So ging seine Unruhe in Bangigkeit, seine Bangigkeit in Furcht, seine Furcht in Schauer und sein Schauer in Schrecken über, als er zuletzt seinen Gefährten nach Verfluß einer halbstündigen Fahrt sagen hörte:

»Wir, sind an Ort und Stelle.«

Der Wagen hielt wirklich an, aber zum großen Erstaunen des Herrn Jackal wurde der Schlag nicht geöffnet.

»Sagten Sie nicht, mein Herr, daß wir an Ort und Stelle seien?« wagte Herr Jackal seinen Nachbar zu fragen.

»Ja,« antwortete dieser.

»Nun, warum wird denn die Wagenthüre nicht geöffnet?«

»Weil es noch nicht Zeit ist, daß man uns öffnet.«

Er hörte, wie man die zweite Last, die auf den Wagen geladen worden, hinabgehoben und das langsame Streifen an dem Wagen bestärkte ihn in der Idee, daß es eine Leiter sein müsse.

Es war wirklich eine Leiter, welche derjenige der maskirten Männer, der den Kutscher ersetzte, an ein Haus gestellt.

Die Leiter reichte gerade bis zur Höhe eines Fensters der ersten Etage.

Nachdem dieß geschehen, öffnete der, welcher die Leiter aufgestellt, die Wagenthüre und sagte auf deutsch:

»Es ist fertig.«

»Steigen Sie aus, mein Herr,« sagte der Gefährte des Herrn Jackal; »man gibt Ihnen die Hand.«

Herr Jackal stieg ohne Einrede, ja ohne sich zu besinnen, aus.«,

Der falsche Kutscher nahm seine Hand, unterstützte ihn, während er ausstieg und führte ihn bis auf zwei Schritte von der Leiter.

Der Nachbar des Herrn Jackal war nach ihm ausgestiegen und folgte ihm.

Er legte ihm, »damit er sich nicht verlassen fühle die Hand auf die Schulter.

Der andere Unbekannte war bereits oben auf der Leiter und schnitt mit einem Diamant ein Viereck in das Fenster.

Nachdem dieß geschehen, steckte er seinen Arm durch das Loch und öffnete das Fenster.

Daraus gab er seinem unten gebliebenen Gefährten ein Zeichen.

»Sie haben eine Leiter vor sich,« sagte er zu ihm, »steigen Sie herauf.«

Herr Jackal ließ sich das nicht zweimal sagen; er hob den Fuß und fühlte die erste Sprosse.

»Sie sind mehr, als je des Todes,« fuhr er fort, »wenn Sie den leisesten Schrei ausstoßen.«

Herr Jackal machte mit dem Kopfe das Zeichen, daß er verstehe.

Dann sagte er bei sich:

»Nun, mein Schicksal wird sich jetzt entscheiden ich bin der Entwicklung nahe.«

Dies vermochte ihn, schweigend und bedächtig die Sprossen hinauzusteigen; ein Manöver, das er aussehen, als wenn er beide Augen gebrauchen konnte und als wäre es heller Tag, so einfach war für ihn das Hinaufsteigen.

Als er eben an der Leiter angekommen, nachdem er aufs Gerathewohl siebzehn Stufen gezählt, wurde er von dem Mann empfangen, welcher das Fenster geöffnet und der ihn sanft am Arme nehmend. zu ihm sagte:

»Setzen Sie sich rücklings über die Brüstung.«

Herr Jackal war von einer exemplarischen Gelehrigkeit.

Er setzte sich querüber.

Der Mann. welcher ihm folgte, that das Gleiche.

Der, welcher ihnen vorangegangen und ohne Zweifel keinen andern Zweck hatte, indem er dieß that als ihnen den Weg zu bahnen und Herrn Jackal beim Hinaufsteigen behilflich zu sein, stieg nun wieder hinab und legte die Leiter auf die Decke des Wagens, welchen Herr Jackal dessen Bangigkeit mit jedem Augenblicke wuchs, in gestreckten Galopp wegfahren hörte.«

»So bin ich eingeschlossen.« dachte er, »aber wo und in was? Es ist kein Keller, sonst hätte ich nicht siebzehn Stufen hinaufsteigen müssen. Die Situation wird jeden Moment peinlicher.«

Dann sagte er zu seinem Gefährten:

»Bitte es vielleicht unbescheiden, Sie zu fragen, ob wir mit unserer kleinen Promenade am Ziele sind?«

»Nein,« antwortete eine Stimme, die er als die seines Nachbars zur Rechten erkannte, der sich entschieden zu seiner Leibwache gemacht.

»Haben wir noch einen großen Weg zu machen?«

»In drei Viertelstunden ungefähr werden wir an Ort und Stelle sein.«

»Wir steigen also wieder in einen Wagen?«

»Nein.«

»Also ein Spaziergang zu Fuß?«

»Allerdings.«

»Ach! Ach!« dachte Herr Jackal bei sich, »die Sache wird jetzt unklarer denn je. Eine dreiviertelstündige Promenade in einem Zimmer ersten Stocks; so groß und so malerisch auch

ein Zimmer sein mag, eine dreiviertelstündige Promenade darin muß monoton werden. Die Sache wird immer seltsamer; wohin werden wir noch kommen?«

In diesem Augenblicke sah Herr Jackal durch das Taschentuch, das ihm die Augen verband, einen Lichtglanz, was ihn glauben ließ, daß sein Gefährte seine Laterne wieder angezündet.

Dann fühlte er, daß man seinen Arm ergriff.

»Kommen Sie, sagte sein Führer zu ihm.

»Wohin gehen wir?« fragte Herr Jackal.

»Sie sind sehr neugierig,« antwortete sein Führer.

»Wohl, ich drücke mich falsch aus,« antwortete der Polizeichef; »ich wollte sagen: »Wie gehen wir?«

»Sprechen Sie leise, mein Herr,« antwortete die Stimme.

»O, o! es scheint, wir sind in einem bewohnten Hause.« sagte er.

Dann fügte er in demselben Tone, wie sein Mitunterredner, das heißt leiser, wie er ihm anbefohlen, hinzu:

»Ich wollte Sie fragen, mein Herr, wie wir gehen, das heißt, auf was für einem Terrain, ob wir hinauf oder hinabgehen werden?«

»Wir werden hinabgehen.«

»Gut; es handelt sich also bloß darum, hinabzugehen; es sei.«

Herr Jackal suchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen, um kaltblütig zu erscheinen; im Grunde des Herzens war er jedoch nichts weniger als ruhig; sein Puls schlug heftig und er dachte mitten in der Dunkelheit, die ihn überall umgab, an die Glücklichen welche frei und ungehindert reisen, an das klare helle Mondlicht, **per amica silentia lunae**, wie Virgil sagt.

Man muß hinzusetzen, daß diese Rückkehr zur Melancholie nur vorübergehend war.

Um so mehr, als Herr Jackal sich etwas zu zerstreuen begann.

Es war ihm, als ob ein Geräusch von Schritten sich näherte; dann wechselte sein Führer einige Worte mit einem Neuhinzugekommenen, den man ohne Zweifel als Führer in diesem Labyrinth erwartet hatte, öffnete eine Thüre und stieg die ersten Stufen einer Treppe hinab.

Es konnte darüber kein Zweifel sein, als der Gefährte des Herrn Jackal zu ihm sagte:

»Halten Sie sich am Treppengeländer, mein Herr.«

Herr Jackal hielt sich am Treppengeländer und stieg hinab .

Wie er die Stufen beim Herausgehen zählte, so zählte er auch die Stufen beim Hinabgehen.

Es waren drei und vierzig Stufen.

Diese drei und vierzig Stufen führten in einen gepflasterten Hof.

In diesem Hofe war ein Brunnen.

Der Mann, welcher die Laterne hielt, wandte seine Schritte nach dem Brunnen. Herr Jackal, den sein Gefährte leitete, folgte ihm.

An dem Brunnen angekommen, beugte sich der Mann mit der Laterne, über die Brüstung und rief:

»Sind Sie unten?«

»Ja,« antwortete eine Stimme, die Herrn Jackal schauern machte, so tief aus der Erde schien sie zu kommen.

Der Mann mit der Laterne stellte dann sein Licht auf die Brüstung, nahm das Ende des Stricks und zog es mit der Bewegung eines Menschen an sich, der einen Wassereimer heraufzieht; statt eines Wassereimers brachte er jedoch einen Korb herauf, der groß genug war, um einen oder auch zwei Menschen aufzunehmen.«

Aber so sanft auch der Gefährte an dem Brunnenkorbe gezogen, die Rolle, welche aller Wahrscheinlichkeit nach seit langer Zeit nicht mehr geölt worden, hatte kläglich geächzt.

Herr Jackal erkannte deutlich das Aechzen der Maschine und ein kalter Schweiß begann ihm über den ganzen Körper zu rieseln.

Er hatte jedoch nicht die Zeit, seiner Gefühle Herr zu werden, wie sehr ihm auch daran gelegen gewesen, denn kaum hatte der Korb den Boden berührt, als er sich hineingesetzt von der Erde aufgehoben, im Freien schweben, und dann mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit in den Brunnen hinab gefahren sah, daß er hätte glauben können, er habe es mit Bergleuten zu thun.

Herr Jackal stieß unwillkürlich einen Ton aus, der einem Angstschrei glich.

»Sie sind verloren, wenn Sie rufen,« sagte die wohlbekannteste Stimme seines Begleiters; »ich lasse Sie los.«

Diese Warnung machte Herrn Jackal schauern, aber sie machte ihn zu gleicher Zeit auch schweigen.

»Im Ganzen genommen,« sagte er bei sich, »wenn es ihre Absicht wäre, mich in einen Brunnen zu werfen, so würden sie sich nicht die Mühe geben, mir zu drohen, und mich nicht in

einem Korbe hinabsteigen lassen. Aber wo zum Teufel führen sie mich auf diesem abgeschmackten Wege hin? In der Tiefe eines Brunnens ist doch nichts als Wasser.«

Plötzlich sagte er, durch dies Erinnerung an die Geschichte von dem »Sprechenden Brunnen« auf einen andern Gedanken geführt:

»Nein, nein, ich täuschte mich, als ich sagte, es sei nichts anderes als Wasser in der Tiefe eines Brunnens; es gibt ja auch noch jene großen unterirdischen Gänge, welche man die Katakomben nennt. Nur, um mich irre zu führen, ließ man mich diese Kreuz- und Querzüge machen; wenn man mich aber irre führen will, so laufe ich nicht Gefahr mein Leben lassen zu müssen; man braucht einen Menschen, den man morden will, nicht irre zu führen; man hat Brune, Ney, die vier Sergenten von La Rochelle nicht in der Irre herumgeführt. Was am klarsten an der ganzen Geschichte, das ist, daß ich in den Händen der Carbonari bin. Aber aus welchem Grund haben sie mich entführt? . . .

Ach ja, die Arrestation Salvators. Immer dieser Salvator! Teufel von Salvator! Verfluchter Gérard!

Und während er diese Bemerkungen machte, stieg Herr Jackal in seinem Korbe zusammengekauert und mit beiden Händen sich an dem Stricke haltend. in die Tiefe des Brunnens hinab, während von den oben im Hefe gebliebenen geleitet, ein Korb, mit Steinen von ähnlichen Gewicht wieder seine, nach der Oeffnung hinaufstieg.

In diesem Augenblicke kam von oben ein Ruf, dem unten beinahe an den Ohren des Herrn Jackal ein anderer Ruf antwortete.

Der Erste wallte sagen: »Halten Sie ihn?« und der Zweite: »Wir halten ihn.«

Herr Jackal berührte auch wirklich eben die Erde.

Man ließ ihn aus seinem Korbe heraussteigen, der wieder hinaufgezogen wurde und zweimal herabkam; jedes Mal brachte er Herrn Jackal eine seiner Leibwachen.



LXXXVI.

Wo Herr Herr Jackal weiß, waren er ist und einsieht, daß die Urwälder Amerikas weniger gefährlich sind, als die Urwälder von Paris.

Man setzte sich in Bewegung durch die langen und ungeheuern unterirdischen Gänge, deren Beschreibung wir bereits in einem unserer früheren Bande gegeben.

Es ging langsam vorwärts durch die tausend und einen Kreuz- und Querweg, welcher die Gefährten des Herrn Jackal freiwillig oder unfreiwillig mit ihm machten; der Weg dauerte drei Viertelstunden, welche dem Gefangenen wie Jahrhunderte erschienen, so sehr machte die feuchte Frische der unterirdischen Gewölbe, der gemessene Gang und das tiefe Schweigen seiner Führer aus diesem nächtlichen Gang einen Leichencondukt.

Vor einer niederen Thür angekommen, hielt die Truppe.

»Sind wir an Ort und Stelle?« fragte mit einem Seufzer Herr Jackal, der zu glauben begann, daß das tiefe Geheimniß, mit dem man seine Entführung umgab, eine große Gefahr in sich schloß.

»In einem Augenblicke,« antwortete eine Stimme, die er zum ersten Male hörte.

Der, welcher diese Worte gesprochen, öffnete die Thüre; durch welche zwei der Begleiter des Herrn Jackal eintraten.

Dann sagte ein Dritter, der den Arm des Herrn Jackal nahm: .

»Wir steigen fest hinan.«

Und Herr Jackal fühlte wirklich, daß er an die erste Stufe einer Treppe stieß.

Er hatte die dritte noch nicht betreten, als die Thüre durch die er gerade gekommen, sich hinter ihm schloß.

Herr Jackal, welchem seine Leibwachen immer vorangingen und folgten, stieg vierzig Stufen hinan.

»Gut!« sagte er, »man führt mich wieder in das Zimmer im ersten Stocke zurück, um mich alle und jede Spur verlieren zu lassen.«

Aber diesmal täuschte sich Herr Jackal, und er merkte dies bald, als er auf einem Plateau von fester Erde angekommen, eine frische, weiche und wohlriechende Luft athmen konnte, die ihm kräftig und erquickend wie Waldesduft in die Brust drang.

Er machte jetzt zehn Schritte auf weichem Grase und die bekannte Stimme seines Nachbars

sagte zu ihm:

»Jetzt sind Sie an Ort und Stelle und mögen Ihre Binde abnehmen.«

Herr Jackal lieb sich das nicht zweimal sagen und mit einer so raschen Bewegung, daß er mehr Aufregung verrieth, als er zeigen wollte, riß er die Binde ab.

Ein Schrei des Erstaunens entflog ihm, als er das Schauspiel vor sich sah, das sich seinen Blicken bot.

Er befand sich in der Mitte eines von ungefähr hundert Männern gebildeten Kreises, der selbst wieder den Mittelpunkt eines von einem Walde gebildeten unendlichen Kreises bildete.

Er sah um sich und war bestürzt, vernichtet.

Er suchte eines der Gesichter unter all den oben vom Munde und unten von zwanzig in der Erde befestigten Fackeln betrachteten Gesichtern zu erkennen. .

Aber all diese Gesichter waren ihm unbekannt.

Wo war er denn? Er wußte es durchaus nicht zu sagen.«

Her kannte auf nur Meilen in der Runde von Paris keinen so wilden Ort. als den an welchem er sich befand.

Er suchte ein Merkzeichen, an dem, er die Gegend wieder erkennen konnte, einen Horizont in diesem Walde; aber der Rauch, der von den Fackeln aufstieg, vermischt mit dem Nebel, der die Umrisse der Bäume vermischte, bildete gewissermaßen einen Vorhang, den selbst der Blick des Herrn Jackal nicht zu durchdringen vermochte.

Was ihn jedoch am meisten befremdete, war das finstere Stillschweigen, das rings um ihn, über ihm und so zu sagen unter ihm herrschte, ein Stillschweigen, das aus all diesen Personen eine Versammlung von Phantomen gemacht, wenn die Blitze, die in der Dunkelheit aus aller Blicke leuchteten ihn nicht an die Worte erinnert hätten, welche auf eine so düstere Weise an sein Ohr geklungen: »Wir sind keine Räuber! wir sind Feinde!«

Und solcher Feinde zählte er, wie wir bereits sagten, mit flüchtigem Blicke ungefähr hundert, und er sah sich mitten unter diesen hundert Feinden, mitten in der Nacht, mitten in einem Walde!

Herr Jackal war, wie man weiß, ein großer Philosoph ein großer Voltairianer, ein großer Atheist, drei verschiedene Worte, welche ungefähr das Gleiche bedeuten; und doch, sagen wir es zu seiner Schande oder zu seinem Lobe, in diesem feierlichen Augenblicke machte er eine legte Anstrengung, sich zusammen zunehmen und die Blicke zum Himmel erhoben, empfahl er Gott seine Seele!

Unsere Leser haben ohne Zweifel den Ort erkannt. wohin Herr Jackal geführt worden und wenn es Herrn Jackal trotz seiner Anstrengungen nicht gelang, ihn zu erkennen, so wollen wir ganz naiv gestehen, daß dies daher kam, weil er ihn, obgleich im Innern von Paris gelegen, niemals gesehen.

Es war wirklich kein anderer Ort. als der Urwald der Rue d'Enfer, weniger frisch und grün, ohne Zweifel, als in jener Frühlingsnacht, in der wir zum ersten Male dort eingedrungen, aber nicht minder pittoresk in dieser vorgeschrittenen Herbstzeit und zu dieser Stunde der Nacht?

Von hier war Salvator und der General Lebastard de Premont aufgebrochen, Mina den Armen des Herrn von Valgeneuse zu entreißen; hier hatten sie sich ein Rendezvous gegeben, Herrn Sarranti dem Arme des Henkers zu entreißen.

Nur sahen wir, wie Salvator nicht bei dem Rendezvous erschien und durch Herrn Jackal ersetzt wurde.

Wir kennen also ziemlich genau einige der Personen, welche in dem öden Hause versammelt sind.

Es ist die Venta der Carbonari, bei diesem Anlaß durch vier andere Ventas verstärkt. welche der General Lebastard de Premont in der Nacht vom 21. Mai zur Befreiung seines Freundes um Hilfe und Schutz zu bitten gekommen war. Man erinnert sich der Antwort der Carbonari bei jener Gelegenheit: wir theilten sie in dem Kapitel mit, das überschrieben ist: »Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen.« Es war die vollständige, absolute, einstimmige Verweigerung irgend eines Antheils an der Befreiung des Gefangenen.

Wir täuschen uns, wenn wir sagen, eine einstimmige Verweigerung; einer von den zwanzig, Salvator, hatte dem General seine Unterstützung angeboten.

Man weiß-was darauf geschah.

Man erinnert sich auch des rigorosen, obgleich gerechten, Grundes, durch welchen das Tribunal sein strenges Urtheil motivirte; da wir jedoch befürchten, unsere Leser möchten es vergessen haben, wiederholen wir den Text selbst.

Der Redner, welcher im Namen des Bruders das Wort zu führen beauftragt war, hatte gesagt:

»Mit Bedauern gebe ich Ihnen die Antwort; aber werden nicht *evidente, unverwerfliche*, — leuchtende Beweise von der Unschuld des Herrn von Sarranti geliefert, so vermöchten wir die Hand nicht einem Unternehmen zu bieten, dessen Zweck es ist, dem Gesetze denjenigen zu entziehen welchen das Gesetz mit Recht verurtheilt hat. Ich sage *mit Recht*, verstehen Sie wohl, General, bis der Beweis vom Gegentheile gegeben wird.«

Am Morgen jenes Tages war Salvator, über seine Expedition von Vanvres nachdenkend, an dem Hause des Generals Lebastard de Premont vorübergekommen und hatte folgende Instruktion hinterlassen:

»Diesen Abend findet im Urwald der Rue d'Enfer eine Versammlung statt; gehen Sie dahin, und sagen sie den Brüdern, daß wir den Beweis der Unschuld des Herrn Sarranti in *Händen haben*; daß ich diesen Beweis gegen Mitternacht bringen werde.«

»Verstecken Sie sich jedoch von neun Uhr Abends mit ungefähr zehn sichern Menschen in der Umgegend der Rue de Jerusalem; Sie werden mich in die Polizei treten sehen; bis dahin bin ich ganz sicher; bin ich aber einmal im Innern der Präfektur, so kann ich arretirt werden, obgleich ich zweifle, daß Herr Jackal, sowie er mich kennt, diese Kühnheit haben wird.«

»Wenn ich um zehn Uhr die Präfektur nicht verlassen, so bin ich gefangen.«

»Aber meine Gefangennehmung wird von Seiten des Herrn Jackal gewisse Schritte nöthig machen, die ihn zum Ausgehen zwingen.«

»Treffen Sie daher Ihre Maßregeln als ein an Hinterhalte gewöhnter Mann; bemächtigen Sie sich des Herrn Jackal und des Kutschers, entledigen Sie sich des Kutschers, wie Sie können und führen Sie Herrn Jackal auf so complicirten Wegen, daß er jede Spur verliert, nach dem Urwald.«

»Bin ich frei, so werde ich ihn auf mich nehmen.«

Man hat gesehen, daß der General Lebastard de Premont — denn dieser war der Nachbar zur Rechten des Herrn Jackal — man hat gesehen, sagen wir, daß der General Lebastard de Premont, unterstützt von seinen Freunden, die Anträge Salvators Punkt für Punkt erfüllt hatte.

Die Venta oder vielmehr die fünf Venten, welche an diesem Abende versammelt waren, um sich über die Wahlen zu besprechen, waren gegen zehn Uhr Abends durch einen Boten des Generals von der Arrestation Salvator's, der Unschuld Sarrantis und der Nothwendigkeit, in der man sich befinde, Herrn Jackal aufzuheben, unterrichtet worden.

Eine ganze Venta, das heißt zwanzig Menschen, hatten dann in einem Augenblicke alle nöthigen Dispositionen getroffen, damit Herr Jackal nicht entkommen könne.

Er entkam auch nicht.

Wir sind ihm auf allen Kreuz - und Querwegen gefolgt, welche man ihn auf Salvators Mahnung hin geführt, wir haben ihn inmitten der Carbonari verlassen, wo er mit Bangigkeit einen Urtheilsspruch erwartete, der allem Anscheine nach einem Todesurtheile sehr nahe kommen mußte.

»Brüder,« sagte der General Lebastard de Premont mit feierlichem Tone, »Sie haben den Mann vor sich, den Sie erwarteten. Wie Unser Bruder Salvator sich versprach, ist er arretirt worden, wie er im Falle seiner Arretirung befahl, ist der, der die Kühnheit hatte, die Hand an ihn zu legen, aufgehoben worden und steht vor Ihnen.«

»Er gehe zuerst und vor Allem den Befehl, Salvator in Freiheit zu setzen,« sagte eine Stimme.

»Ich habe es gethan, meine Herren,« beeilte sich Herr Jackal zu sagen.

»Ist das wahr?« fragten fünf bis sechs Stimmen mit einem Ungestüm, welches von dem ungemeinen Interesse zeugte, das alle an Salvator nahmen.

»Warten Sie,« sagte Herr Lebastard de Premont. »Er ist ein sehr gewandter Mann, an den wir die Hand Zu legen das Glück hatten; sobald er unser Gefangener war, hat er bei sich erwogen und überlegt, aus welchem Grunde man ihn wohl entführt haben möchte. Es ist in die Augen fallend, daß ihm die Idee kommen mußte, er bürge mit seinem Kopfe für unsern Freund und daß dies erste Verlangen, das man an ihn richten werde, sobald er an Ort und Stelle, die Freilassung Salvator's sein werde. Er wollte deßhalb den Verdienst der Initiative haben und gab allerdings, wie er sagt, diesen Befehl; nur hätte er ihn meiner Ansicht nach vor seinem Weggang von der Präfektur geben sollen, nicht nachdem er uns in die Hände gefallen war.«

»Aber, rief Herr Jackal, »habe ich Ihnen nicht gesagt meine Herren, daß der Befehl aus reinem einfachem Vergessen nicht vor meinem Weggange von der Präfektur gegeben worden war?«

»Ein bedauerliches Vergessen, das die Brüder zu würdigen wissen werden,« sagte der General.«

»Ueberdies,« versetzte die Stimme, die bereits den General gefragt, ob der Chef der Polizei die Wahrheit gesprochen, »überdies sind Sie nicht allein aus dem Grunde hier, um sich wegen der Arretirung Salvators zu verantworten, Sie sind hier, weil wir tausenderlei Beschwerden gegen Sie haben.«

Herr Jackal machte eine Bewegung, um zu antworten; aber der Redner gebot ihm mit einer Geberde zu schweigen und fuhr fort:

»Ich spreche nicht blos von politischen Beschwerden; daß Sie die Monarchie lieben und wir die Republik ist gleichgültig; Sie haben das Recht, einem Menschen zu dienen, wie wir das Recht haben, uns einem Prinzip zu weihen; Sie sind nicht als politischer Agent arretiert, sondern als Ueberschreiter der Macht Ihrer Stellung, als ein Mann, der mit seiner Gewalt Mißbrauch treibt. Es gibt keinen Tag, an dem nicht eine Beschwerde gegen Sie bei dem geheimen Tribunal vorgebracht würde; es gibt keinen Tag, an dem nicht ein Bruder Rache gegen Sie forderte. Seit lange, mein Herr, ist deßhalb Ihr Tod beschlossen und wenn er bis jetzt noch verschoben worden, so danken Sie es Salvator.«

Der ruhige Ton, die Langsamkeit, die große Milde, mit der diese Worte von dem Redner ausgesprochen worden waren, machten auf Herrn Jackal einen um so furchtbareren Eindruck, als er die Posaunen des Engeln am jüngsten Gericht zu hören hatte. Er hatte tausend Bemerkungen zu machen; er war zuweilen beredt und seine letzte Stunde, welche so unversehens und vor der Zeit war gewiß eine prachtvolle Gelegenheit, Beredtsamkeit zu entfalten. Aber es kam ihm nicht einmal der Gedanke, sie zu versuchen, so machte die feierliche Stille, die unter den Umstehenden herrsche, aus dieser zahlreichen Versammlung eine imposante und furchtbare Einsamkeit.

Das Schweigen, das Herr Jackal beobachtete, gab einem andern Redner Gelegenheit, das Wort

zu ergreifen, das er nicht reclamirte.«

»Der Manch, den Sie haben arretiren lassen,« sagte er, »obgleich Sie ihm mehr als zehnmal das Leben verdanken, ist uns über alles theuer, und für diese Arrestation allein, dafür, daß Sie die Hand an diesen Mann legten, den Sie in so vieler Hinsicht achten und respektiren sollten, haben Sie den Tod verdient. Ihren Tod also wollen wir in Berathung ziehen. Man wird Ihnen einen Tisch, Papier, Federn und Tinte bringen, und wenn Sie während dieser Berathung, die Sie als Todesgericht betrachten mögen, einige testamentarische Verfügungen treffen wollen, wenn Sie einige letztwillige Anordnungen zu machen haben oder Ihren Verwandten und Freunden einige Legate auszusetzen gedenken, so schreiben Sie Ihren Willen nieder, und wir verpflichten uns bei unserer Ehre, daß alles pünktlich geschehen soll.«

»Aber« rief Herr Jackal, »nur ein gültiges Testament zu machen, bedarf es eines Notars; ja sogar zweier.«

»Nicht bei einem von dem Erblasser selbst geschriebenen Testamente, mein Herr. Sie wissen, das selbstgeschriebene Testament, das ganz von der Hand des Testators ist, ist durchaus unantastbar, wenn der Unterzeichner körperlich und geistig völlig gesund war. Es sind hier hundert Zeugen, die im Nothfall bestätigen werden, daß Sie in dem Augenblicke, wo Ihr Testament geschrieben und unterzeichnet wurde, im vollständigsten Besitz all Ihrer Körper- und Geisteskräfte waren. Hier ist der Tisch, die Tinte, das Papier und die Federn; schreiben Sie, mein Herr, schreiben Sie, wir werden uns, um Sie nicht zu stören zurückziehen.«

Der Redner machte ein Zeichen und, wie wenn die Menge nur aus dieses Zeichen gewartet, kaum war es gegeben, als alle zu gleicher Zeit sich zurückzogen und wie durch einen Zauber in dem Gehölz verschwanden.

Herr Jackal befand sich allein dem Tische gegenüber und hatte einen Stuhl zur Hand.

Es war kein Zweifel mehr, das Papier, das er vor sich hatte, war gestempeltes Papier, diese Menschen, die sich zurückgezogen, zogen sich nur zurück, um über seinen Tod zu berathen.

Es war ein wirkliches Testament, um das es sich handelte.

Herr Jackal sah dies wohl ein und krazte sich an dem Kopfe, indem er sagte:

»Teufel! Teufel! Die Sache ist noch schlimmer, als ich glaubte.«

Und doch, woran dachte Herr Jackal jetzt und sobald er sich klar wurde, daß er seinem Tode entgegen gehe? an sein Testament? Nein. An das Gute, das er hätte wirken kennen und an das Böse, das er gethan? Nein. An Gott! nein. Anden Teufel? Nein.

Er dachte ganz einfach daran, eine Prise zunehmen, nahm sie langsam, schnupfte sie mit Wollust in die Nase und genoß sie so recht von Grunde auf; dann schloß er die Dose mit der Spitze seines Fingers und wiederholte in einem fort:

»Die Sache ist doch schlimmer, als ich mir gedacht.«

In diesem Augenblicke sagte er sich mit einer gewissen Bitterkeit, die Urwälder Amerikas mit ihren Pumas, Jaguars und Klapperschlangen seien doch hundert Mal weniger gefährlich, als der phantastische Wald, in dem er sich befinde.

Was aber thun? In Ermanglung von etwas Besserem sah er auf die Uhr.

Aber er hatte nicht mal die Freude, die Stunde zu wissen, seine Uhr, die er bei der Geschäftsüberhäufung am vorhergehenden Tage aufzuziehen vergessen, war stehen geblieben.

Endlich warf er den Blick aus das Papier, die Feder und die Tinte, und mechanisch setzte er sich auf den Stuhl und stemmte den Arm auf den Tisch.

Herr Jackal war nicht entschlossen, sein Testament zu machen; nein, es war ihm gleichgültig, ob er starb, nachdem er sein Testament gemacht, oder ob er ohne Testament sterbe! Aber er konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, das war der Grund.

Und statt die Feder zu nehmen und aus das Papier einige Worte zu zeichnen, ließ er den Kopf in beide Hände sinken.

So blieb er eine Viertelstunde in seine Gedanken versunken und allem, was um ihn her vorging vollständig fremd.

Er erwachte nicht früher aus seinen Gedanken, als bis er den Druck einer Hand auf seiner Schulter fühlte.

Er zitterte, hob den Kopf und sah sich wieder mitten in der trüben Gesellschaft.

Nur waren die Stirnen finsterer. Die Augen blitzten lebhafter.

»Nun?« sagte der Mann, der ihm die Schulter berührte, zu Herrn Jackal.

»Was wollen Sie von mir?.« fragte der Polizeichef.

»Ist es Ihre Absicht, Ihr Testament zu machen oder nicht?«

»Ich brauche doch Zeit, es zu schreiben.«

Der Unbekannte zog seine Uhr heraus; weniger mit Geschäften überhäuft, als Herr Jackal, hatte er sie aufgezogen und sie ging.

»Es ist drei Uhr und zehn Minuten.« sagte er: »Sie haben Zeit bis drei und ein halb, das sind zwanzig Minuten, falls Sie nicht vorziehen sollten, sogleich der Sache ein Ende zu machen, in welchem Falle man Sie nicht warten lassen wird.«

»Nein, nein!« rief Herr Jackal, indem er an die Masse von Ereignissen dachte, die innerhalb von zwanzig Minuten möglich waren. »Ich habe im Gegentheile Dinge von der höchsten

Wichtigkeit in diesem letztwilligen Akte zu verzeichnen, so wichtig, daß ich zweifle, ob zwanzig Minuten genügen.«

»Sie müssen aber genügen, es ist Ihnen keine Secunde mehr vergönnt,« sagte der Mann mit der Uhr, indem er sie auf den Tisch vor Herrn Jackal legte.

Dann zog er sich zurück und nahm wieder seinen Platz in dem Kreise ein.

Herr Jackal warf den Blick auf die Uhr: eine Minute von den zwanzig war. bereits verflossen. Es war ihm, als wenn die Uhr ihre Schläge beschleunigte und der Zeiger für das Auge sichtlich sich bewegte.

Eine Wolke verdunkelte seinen Blick.

»Nun; Sie schreiben ja nicht!« sagte der Mann mit der Uhr.

»Doch, doch!« antwortete Herr Jackal.

Und convulsivisch die Feder drückend, begann er zu schreiben.

Gab er sich wohl Rechenschaft von dem, was er schrieb? das wüßten wir in der That nicht zusagen: denn das Blut begann ihm zu Kopfe zusteigen. Er fühlte ein heftigen Pochen an seinen Schläfen, wie ein vom Schlage Bedrohter. Seine Füße dagegen schienen mit erschreckender Schnelligkeit kalt zu werden.

Im Uebrigen athmete die Brust der Männer kaum, kein Geräusch in den Bäumen, kein Vogel, kein Insekt, kein Grashalm, der sich bewegt hätte.

Man hörte nur das Knistern der Feder, die auf dem Papier hinlief und zuweilen es zerstach, so nervös, unruhig und fieberhaft unsicher war die Hand dessen, der sie führte.

Herr Jackal, als wollte er von dieser Arbeit ausruhen erhob den Kopf und sah um sich, oder, versuchte vielmehr, um sich zu sehen, aber er senkte die Blicke wieder auf das Papier, erschrocken über den finstern Ausdruck auf allen ihn umgebenden Gesichtern.

Herr Jackal hörte jedoch auf zu schreiben.

Der Mann mit der Uhr näherte sich ihm und sagte:

»Genug, mein Herr, die zwanzig Minuten sind um.«

Herr Jackal schauerte: er machte den Einwurf, daß er friere, daß er nicht die Gewohnheit habe, in freier Luft zu arbeiten, namentlich nicht bei Nacht; daß seine Hand zittere, wie man deutlich sehen könne, und daß er in Ansehung dieser Umstände die Nachsicht der Versammlung in Anspruch nehme; endlich beachte er all die schlechten Gründe an, die man im Augenblicke des Todes findet, um den letzten Moment noch um einige Sekunden hinauszuschieben. — »Sie haben fünf Minuten!« sagte der Mann, welcher vorgetreten war, indem er in die Reihen

zurücktrat. — »Fünf Minuten!« rief Herr Jackal: »was denken Sie? um ein Testament zu machen, es zu schreiben, zu unterzeichnen, seinen Schnörkel darunter zu machen, es durchzusehen, zu collationiren! . . . Fünf Minuten für eine Arbeit, die einen Monat und vollkommene Ruhe des Geistes erfordert! — Offen gesagt, meine Herren, gestehen Sie, das ist nicht vernünftig!«

Die Carbonari ließen ihn sprechen; dann trat der Mann mit der Uhr näher zu ihm hin, warf einen Blick auf sein Chronometer und sagte:

»Die fünf Minuten sich vorüber!«

Herr Jackal stieß einen Schrei aus.

Der Kreis schloß sich so fest, daß es Herrn Jackal war, als ob er zwischen einer lebendigen Mauer erstickte.

»Unterzeichnen Sie dies Testament.« sagte der Mann mit der Uhr, »und machen wir der Sache ein Ende, wenns gefällig ist.«

»Wir haben Dringenderes und Wichtigeres zu thun, als Ihre Geschichte,« sagte ein zweiter Carbonaro.

»Und es ist bereite schon so viele Zeit verloren,« sagte ein Dritter.

Der Mann mit der Uhr bot Herrn Jackal die Feder und sagte:

»Unterzeichnen Sie.«

Herr Jackal nahm die Feder und unterzeichnete indem er gegen dies Verfahren protestirte.

»Ist es geschehen?« fragte man.

»Ja,« sagte der Mann mit der Uhr.

Dann fügte er, an Herrn Jackal gewandt, hinzu:

»Mein Herr, im Namen aller anwesenden Brüder schwöre ich vor Gott, daß Ihr Testament pünktlich vollstreckt werden soll.«

»Kommen Sie,« sagte einer der Männer, der bis jetzt noch kein Wort gesprochen und der nach seiner athletischen Gestalt zu urtheilen, ohne daß man sich täuschte, für den gelten konnte, welchen dies Tribunal zum Vollstrecker des Urtheils auserlesen.

»Kommen Sie.«

Dann kräftig Herrn Jackal an dem Kragen ergreifend, zog er ihn fort und ließ ihn durch den Kreis schreiten, der sich öffnete, um Opfer und Henker durchzulassen.

Herr Jackal hatte, von dem Colosse fortgezogen, bereits auf diese Weise acht bis zehn Schritte in dem Gehölz gemacht und gewahrte in dem Halbdunkel an dem Aste eines Baumes einen Strick, der über einer frisch gegrabenen Grube baumelte, als zwei Männer, die plötzlich in der Tiefe des Waldes erschienen, ihm den Weg versperrten.



LXXXVII.

Wo verschiedene Mittel, Herrn Sarranti zu retten, Herrn Jackal zur Annahme vorgeschlagen werden.

In dem Augenblicke, als Herr Jackal jene unheilvolle Liane, den Strick baumeln sah, der, wie Herr Prudhomme gesagt hätte, für ihn nicht der schönste, aber der letzte Tag seines Lebens werden sollte; in dem Augenblicke, als er, kräftig am Kragen gepackt und vom Boden aufgehoben, den fatalen Strick sich um seinen Hals schlingen sah; mit einem Worte im letzten Augenblicke erschienen plötzlich, wie wir sagten, zwei Männer, die, man weiß nicht von wo, kamen. Vermuthlich aus der Erde, aber von welcher Seite, das konnte Niemand sagen, namentlich nicht Herr Jackal, der, wie man sich denken kann, in diesem Augenblicke nicht im Besitze seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart war.

Einer der beiden Männer streckte die Hand aus und sprach das einzige Worte

»Halt!«

Bei diesem Worte ließ der Bruder, der für den Augenblick das Geschäft des Nachrichters besorgte, — und der Niemand anders war, als unser Freund Jean Taureau — Herrn Jackal los. Dieser fiel auf die Füße und stieß einen Schrei der Freude und der Ueberraschung aus, als er Salvator in dem Manne erkannte, welcher »Halt!« gerufen.

Es war wirklich Salvator, gefolgt von dem Bruder, welchen der General Lebastard de Premont mit dem Papier des Polizeichefs abgeordnet, um Salvator in Freiheit zu setzen.

»Ah! Lieber Herr Salvator,« rief Jackal außer sich vor Dankbarkeit; »ich verdanke Ihnen das Leben.«

»Und zwar zum zweiten Male, so viel ich mich erinnern kann,« antwortete der junge Mann streng.

»Zum zweiten, zum dritten Male,« beeilte sich Herr Jackal zu sagen, »ich bekenne es im Angesicht des Himmels, in Gegenwart dieses Strafwerkzeugs. Setzen Sie meine Dankbarkeit auf die Probe und Sie sollen sehen, ob ich undankbar bin.«

»Es sei und sogleich. . . Bei Menschen, wie Ihnen, Herr Jackal, darf man solche Art von Gefühlen nicht kalt werden lassen, folgen Sie uns, wenn es gefällig.«

»O, mit Vergnügen,« sagte Herr Jackal, indem er einen letzten Blick auf die Grube und den Strick warf, der über ihm schwankte.

Und er ging hinter Salvator drein, nicht ohne einen leichten Schauer zu empfinden, als er an Jean Taureau vorüber kam, der den Zug schloß, gleichsam, um Herrn Jackal anzuzeigen, daß er mit der Grube und dem Stricke, von dem man sich entfernte, nach nicht ganz abgeschlossen.

Nach Verfluß von einigen Sekunden kamen sie an den Ort, wo Herr Jackal so viel Umstände gemacht, um sein Testament zu schreiben.

Die Carbonari waren noch immer beisammen und sprachen leise.

Die Gruppe öffnete sich und ließ Salvator durch, welchem Jean Taureau folgte, der ihn so wenig als sein Schatten verließ, ein furchtbarer Schatten, der Herrn Jackal vor Furcht erstarren machte.

Herr Jackal bemerkte zu seinem großen Kummer, als er alle Blicke auf sich geheftet und alle Stirnen bei seinem Anblick sich falten sah, daß seine Gegenwart, die für jeden ein Gegenstand der Ueberraschung schien, für Niemanden etwas Befriedigendes hatte.

Alle Blicke, welche auf ihn geheftet waren, drückten einmüthig denselben Gedanken aus:
»Warum bringen Sie uns diesen Menschen wieder?«

»Ja, ja, ich begreife Sie vollkommen, meine Freunde,« sagte Salvator, »Sie staunen, daß Sie Herrn Jackal in Ihrer Mitte sehen, in dem Augenblicke, wo Sie ihn damit beschäftigt glaubten, seine Seele in Gottes oder des Teufels Hände zu befehlen. Nun wohl, vernehmen Sie meine Gründe, denen Herr Jackal sein Leben, wenigstens momentan, dankt; ich will mich nicht verpflichten; ich dachte, Herr Jackal könne uns todt doch nichts mehr nützen, während der lebende Herr Jackal uns von großem Nutzen sein kann, wenn er nur Luft dazu hat, woran ich bei meiner Kenntniß seines Charakters nicht zweifle. Nicht wahr, Herr Jackal?« fügte Salvator hinzu, indem er sich nach ihm umwandte, »nicht wahr, Sie werden sich alle erdenkliche Mühe geben?«

»Sie haben für mich gesprochen, Herr Salvator, ich werde Sie nicht Lügen strafen; ich wende mich indessen an Ihre Billigkeit, daß Sie nichts anderes von mir verlangen, als was im Bereiche meiner Mittel steht.«

Salvator machte sein Zeichen mit dem Kopfe, welches sagen wollte: »Seien Sie ruhig.«

Dann wandte er sich an die Carbonari und sagte:

»Brüder, da der Mann, der unsere Pläne durchkreuzen könnte, vor uns steht, so sehe ich nicht ein, weßhalb wir diese Pläne nicht in seiner Gegenwart verhandeln; Herr Jackal weiß guten Rath und ich bin überzeugt, daß er uns auf den rechten Weg führen wird, wenn wir irren sollten.«

Herr Jackal billigte diese Worte, indem er bestätigend mit dem Kopfe nickte.

Der junge Mann wandte sich nach ihm um.

»Ist die Hinrichtung noch immer auf morgen festgesetzt?« fragte er ihn.

»Ja,« antwortete Herr Jackal.

»Auf morgen Vier Uhr?«

»Auf vier Uhr!« wiederholte Herr Jackal.

»Wohl,« sagte Salvator.«

Dann einen Blick nach rechts und nach links wendend und an den Gefährten des Herrn Jackal das Wort richtend, fuhr er fort:

»Was haben Sie in dieser Voraussetzung gethan?«

»Hören Sie,« antwortete der Carbonaro; »ich habe alle Fenster des ersten Stockwerks auf dem Quai Pelletier und alle Fenster des Grèveplatzes von den Mansarden bis zu dem Erdgeschosse gemiethet.«

»Aber,« machte Herr Jackal, »Sie werden dafür eine bedeutende Summe haben zahlen müssen?«

»Eine Lumperei, es kostet mich hundert fünfzigtausend Franken.«

»Fahren Sie fort, Bruder,« sagte Salvator.

»Ich habe vierhundert Fenster-Hi fuhr der Carbonari fort; »drei Menschen für das Fenster sind zwölfhundert Menschen; ich habe vierhundert in der Rue du Mouton, der Rue Jean de Lespine, der Rue de la Vannerie, der Rue du Martroy und der Rue de la Tannerie zerstreut, das heißt an allen Ausmündungen des Stadthausplatzes; zwei hundert werden von dem Thor der Conciergerie bis auf den Grèveplatz aufgestellt; jeder von diesen Menschen wird mit einem Dolche und zwei Pistolen bewaffnet sein.«

»Teufel! das kam Sie noch theurer zu stehen als Ihre vierhundert Fenster.«

»Sie täuschen sich mein Herr,« antwortete der Carbonaro; »es hat mich nichts gekostet; die Fenster muß man miethen, aber die Herzen geben sich freiwillig.«

»Fahren Sie fort,« sagte Salvator.

»Hören Sie, wie die Sache vor sich gehen wird,« fuhr der Carbonaro fort. »Die Bürger, die Maulaffen, die Frauen werden, je näher wandern Platze kommt, von der Seite des Quai de Grèvres und des Pont Saint Michel durch unsere Leute weg gedrängt, die ihre Reihen unter keinem Vorwande durchbrechen lassen.«

Herr Jackal hörte mit der größten Aufmerksamkeit und dem größten Erstaunen zu.

»Der Wagen,« fuhr der Carbonaro fort, »wird, gefolgt von einem Piquet Gendarmerie, gegen drei ein halb die Conciergerie verlassen und seine Richtung nach dem Grèveplatz über den Quai aux Fleurs nehmen; es wird ihm kein Hindernis bis zum Pont Saint Michel in den Weg gelegt werden; dort wird sich einer meiner Indianer unter die Räder werfen und sich zermalmen lassen.«

»Ah!« unterbrach ihn Herr Jackal; »ich habe, wie es scheint, die Ehre, mit dem Herrn General Lebastard de Premont zu sprechen.«

»Allerdings,« antwortete dieser; »Sie zweifelten also, daß ich in Paris sei.«

»Ich wußte es im Gegentheile gewiß . . . Aber erzeigen Sie mir die Güte fortzufahren, mein Herr Sie sagten also, einer Ihrer Indianer werde sich unter die Räder des Wagens werfen und sich zermalmen lassen.«

Herr Jackal benützte die Unterbrechung, welche er selbst veranlaßt hatte, suchte in seiner Tasche, zog seine Tabakdose heraus, öffnete sie, schnupfte mit seiner gewöhnlichen Sinnlichkeit eine ungeheure Prise Tabak und horchte, wie wenn er durch die Verstopfung der Nase sich die Ohren geöffnet hätte.

»Angesichts dieses Zwischenfalls, der ein lautes Geschrei bei der Menge hervorrufen und einen Augenblick die Aufmerksamkeit von der Escorte ablenken muß,« fuhr der General fort, »werden die Leute, die sich in der Nähe des Wagens befinden, diesen umwerfen, indem sie einen verabredeten Schrei ausstoßen, der alle unsere Leute auf den umliegenden Straßen und von den Fenstern herbeirufen soll; nehmen Sie auch an, daß mir sieben bis acht hundert Menschen fehlen, so stehen mir doch einige tausend Menschen zu Gebote, die in einer Minute den Wagen rechts und links, vornen und hinten umgeben und die Passage abschneiden. Sind die Stränge Pferde durchschnitten, ist der Wagen umgeworfen, so werden zehn Berittene den Verurtheilten entführen: ich werde einer von den zehn sein. Ich stehe für eines von beiden, entweder lasse ich mich tödten oder ich entführe Herrn Sarranti. Bruder schloß der General, indem er sich an Salvator wandte, »das ist mein-Plan; halten Sie ihn für ausführbar?«

»Ich frage den Herrn Jackal,« sagte Salvator, indem er sich nach dem Polizeichef hinwandte; »er allein kann uns sagen, wie grob unsere Aussicht ist, zu reussiren oder nicht zu reussiren. Sagen Sie uns deßhalb Ihre Meinung, Herr Jackal, aber geben Sie sie ganz aufrichtig.«

»Mein Gott, Herr Salvator,« antwortete Herr Jackal, der als er die Gefahr nicht gerade verschwunden, aber sich doch etwas entfernen sah, wieder einige Kaltblütigkeit gewann, »ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir theuer auf der Welt ist, das heißt bei meinem Leben, daß, wenn ich ein Mittel wüßte, Herrn Sarranti zu retten, ich es Ihnen an die Hand geben würdet unglücklicher Weise jedoch habe ich gerade die Maßregeln getroffen, daß er nicht gerettet werden kann; es geht daraus hervor, daß ich mit allem Eifer, das schwöre ich Ihnen, dieses Mittel suche, aber so sehr ich auch alle Quellen meiner Phantasie in Anspruch nehmen mag, so sehr ich auch alle Befreiungen und Entführungen von Gefangenen in meinem Gedächtnisse heraufbeschwöre, vermag ich doch durchaus nichts zu finden.«

»Verzeihung« mein Herr,« antwortete Salvator; »aber Sie umgehen, wie es scheint, die Frage; ich verlange von Ihnen nicht ein Mittel, Herrn Sarranti zu retten, sondern ich frage Sie einfach, ob Sie das des Generals für gut finden.«

»Erlauben Sie, lieber Herr Salvator,« versetzte Herr Jackal, »es scheint mir im Gegentheile, daß ich aufs kategorischste Ihre Frage beantworte. Wenn ich Ihnen sage, daß sich kein Mittel finde,

so heißt das, daß ich das des ehrenwerthen Vorredners nicht billige.«

»Und weißhalb das?« fragte der General.

»Erklären Sie sich,« drängte Salvator.

»Das ist ganz einfach, meine Herren.« fuhr Herr Jackal fort; »nach dem Wunsche, den Sie haben, Herrn Sarranti zu befreien, können Sie den Wunsch beurtheilen, den die Regierung hat, daß man ihn nicht entreiße; und zu diesem Ende, ich bitte demüthigst um Vergebung, wurde ich mit der Sicherung der Hinrichtung des Herrn Sarranti beauftragt; ich habe deshalb meine Vorkehrungsmaßregeln getroffen und einen Plan entworfen, der ganz und gar ein Bruder des Ihren ist, aber wohlverstanden, ein feindlicher Bruder.«

»Wir verzeihen Ihnen, es war Ihre Pflicht; aber sagen Sie uns nun die ganze Wahrheit; es ist Ihr Interesse.«

»Nun gut!« fuhr Herr Jackal mit etwas größerer Zuversicht fort. »als ich die Ankunft des Generals Lebastard de Premont in Folge der mißlungenen Flucht des Königs von Rom erfuhr. . .«

»Sie wußten schon lange, daß ich in Paris bin?« fragte der General.

»Ich wußte es eine Viertelstunde nach Ihrer Ankunft,« antwortete Herr Jackal.«

»Und Sie haben mich nicht festnehmen lassen?«

»Erlauben Sie, Herr General, das wäre ein vollständiges Kinderstück meiner Kunst gewesen: wenn ich Sie bei Ihrer Ankunft in Paris hätte arretiren lassen, so hätte ich ja nicht erfahren, was Sie hier wollten, oder hätte nicht mehr gewußt, als Ihnen mir zu sagen beliebt; während dagegen, wenn ich Sie handeln ließ, ich mich in Allem auf's Laufende setzte. So glaubte ich anfangs, Sie wollten für Rechnung Napoleon II. werden: ich täuschte mich; aber Dank der Freiheit, die ich Ihnen, gönnte, lernte ich die Freundschaft kennen, die Sie mit Herrn Sarranti verband; ich wurde von dem Besuche in Kenntniß gesetzt, den Sie zusammen im Parke von Viry wachten; als ich endlich erfuhr, daß der General, der mit den Carbonari in Florenz in Verbindung stand, sich als Freimaurer in der Loge Pot-du-Fer habe aufnehmen lassen, sagte ich mir, der General könne durch diese doppelte Verbindung und im Namen des Herrn Sarranti handelnd, fünf hundert tausend, zwei tausend Menschen sogar auf die Beine bringen, um Herrn Sarranti zu retten. Sie sehen, daß ich mich tun um zweihundert getäuscht. Ich sagte mir ferner: »der General ist reich. wie ein Nabob,« er wird alle unsere Waffenschmiede aufkaufen, aber durch die Waffenschmiede selbst kann ich erfahren, woran ich mich in Beziehung auf die Zahl der Waffen und folglich, auch auf die Zahl der Leute zu halten habe; es wurden nun in den letzten acht Tagen in Paris dreizehnhundert Paar Pistolen und achthundert Jagdflinten gekauft, und wenn man die vom Publikum gekauften Pistolen zu hundert, zu zweihundert die vom Publikum gekauften Jagdflinten anschlägt, so bleiben sechshundert Flinten und zweihundert Paar Pistolen für Sie; was die Dolche betrifft, so müssen Sie acht bis neun hundert gekauft haben.«

»Ganz richtig,« sagte der General.

»Was habe ich nun gethan?« fuhr Herr Jackal fort, »was Sie an meiner Stelle auch gethan haben würden. Ich sagte mir: der General wird zweitausend Leute bewaffnen, wir wollen sechs tausend bewaffnen, Zwei von diesen sechs tausend stationieren seit gestern in den Kellern des Hotel de Ville; weitere zwei tausend sind diese Nacht in Notre Dame einmarschirt, deren Thüren heute den ganzen Tag wegen Reparaturen verschlossen sein werden. Noch zwei tausend, die letzten, welche den Anschein haben werden, als marschiren sie durch Paris, um sich nach Courbevoie zu begeben, werden auf der Place Royale Halt machen und um halb vier auf den Grèveplah marschiren; Sie sehen, daß Ihre achtzehnhundert Leute durch meine sechstausend wie in einem Netz eingeschlossen werden. Daher mein Einwurf, General, sowohl als Strategiker, wie als Philanthrop. Als Strategiker schlage ich Sie; ich habe den Vortheil der Waffen, der Fahne, der Uniform und endlich des Feldgeschreis für mich. Als Philanthrop sage ich Ihnen: Sie wagen einen unnützen Angriff, der nichts anders als ein unbesonnenes Wagestück sein kann, da man es vorausgesehen. und dann, — was wohl der Mühe lohnt, daß Sie es sich überdenken, — Ihre Leute werden Ihnen im rechten Momente fehlen. Die Bürger, denen Sie Angst eingejagt und die vier Tage lang Ihre Buben verschlossen haben, werden sich von Ihnen zurückziehen; die Royalisten werden schreien, Napoleon II. verbinde sich mit den Jakobinern und jeder gute Bürger müsse gegen die Revolution aufstehen. . . das glaube ich, werden die Folgen dieser Catastrophe sein. Machen Sie seht von meinem Rath einen Gebrauch, welchen Sie wollen; ich sage Ihnen jedoch aufrichtig, zum Voraus, daß dies Auskunftsmittel Herrn Sarranti nicht rettet und Sie für immer zu Grunde richten, um so mehr als das, was Sie zu thun wagen, nicht für einen Bonnardisten geschieht; Sie haben es für einen Mörder einen Dieb gethan. Der Prozeß ist da.«

Salvator und der General Lebastard de Premont tauschten einen Blick aus, den alle Carbonari verstanden.

»Sie haben Recht, Herr Jackal,« sagte Salvator. »Und obgleich Sie die einzige Ursache von, al1' dem- Unglück sind, das uns begegnen könnte, danke ich Ihnen doch nichts desto weniger im Namen aller anwesenden und abwesenden Brüder. Hat Jemand einen bessern Plan?« fragte er, im ganzen Kreise umherblickend.

Niemand antwortete.

Herr Jackal stieß einen tiefen Seufzer aus: er war wirklich in Verzweiflung.

Diese Verzweiflung schien der größere Theil der Carbonari zu theilen.

Salvator allein bewahrte seine unerschütterliche Seelenruhe.

Wie der Adler über den Wolken schwebt, so schien er über den menschlichen Schicksalen zu schweben.



LXXXVIII.

Wo das Mittel gefunden wird.

Nach einer kurzen Pause hörte man die Stimme Salvators aus der Höhe, wo sie zu schweben schien, herabsteigen.

»Es gibt doch ein Mittel, Herr Jackal,« sagte er.

»Bah! und welches?« fragte dieser, der ganz erstaunt schien, daß es ein Mittel geben sollte, das er nicht aufgefunden.

»Ein ganz einfaches Mittel,« fuhr Salvator fort, »und gerade deßhalb haben Sie ohne Zweifel nicht daran gedacht.«

»Nun, so sagen Sie rasch,« machte Herr Jackal, der größere Eile zu haben schien, es kennen zu lernen, als einer von denen, welche auf Salvator hörten.«

»Ich werde mich wiederholen,« sagte Salvator: »aber da Sie das erste Mal nicht begriffen haben, werden Sie vielleicht das zweite Mal umso besser begreifen.«

Herr Jackal schien seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln.

»Was habe ich bei Ihnen gethan, kurz ehe Sie mich arretiren ließen?«

»Sie legten auf meinen Schreibtisch die Beweismittel für die Unschuld des Herrn Sarranti, — so sagten Sie wenigstens — ein Kinderskelett, das in einem Garten von Vanvres, bei einem Herrn Gérard, gefunden wurde, das ist es wohl, nicht wahr?«

»Das ist es allerdings,« antwortete Salvator. »Und weßhalb habe ich Ihnen diese Stücke gebracht?«

»Um Sie bei dem Herrn Prokurator des Königs, zu deponiren.«

»Haben Sie es gethan?« fragte der junge Mann in strengem Tone.

»Ich schwöre Ihnen, »Herr Salvator,« beeilte sich Herr Jackal in gerührtem Tone zu antworten,« daß ich nach St. Cloud zu Sr. Majestät in der Absicht ging, mit dem Herrn Justizminister, der sich dort befand, von den Dingen, die Sie mir gebracht, zusprechen.

»Machen wir es kurz,« sagte Salvator, »die Zeit eilt; Sie haben es nicht gethan?«

»Nein,« antwortete Herr Jackal, »weil ich in dem Augenblicke, wo ich mich nach Saint Cloud begab, festgenommen wurde.«

»Nun denn, was Sie nicht allein gethan, wollen wir jetzt zusammen thun.«

»Ich verstehe Sie nicht, Herr Salvator.«

»Sie werden mich zu dem Prokurator des Königs begleiten, wo Sie die Sachen, wie Sie sie jetzt kennen, vorlegen werden.«

So sehr es im Interesse des Herrn Jackal schien, diesen Rath anzunehmen, so war er doch weit entfernt, so rasch darauf einzugehen, wie Salvator erwartet hatte.

»Ich will es wohl thun.« antwortete Herr Jackal nachlässig, indem er den Kopf schüttelte, wie Jemand, der nicht das geringste Vertrauen in das hat, was er zu thun im Begriffe steht.

»Sie scheinen nicht meiner Ansicht zu sein,« fragte Salvator; »mißbilligen Sie meinen Plan?«

»Vollständig,« antwortete Herr Jackal.«

. »Lassen Sie mich Ihre Gründe wissen.«

»Wenn mir dem Herrn Prokurator des Königs nicht die unabweisbarsten Beweise von der Unschuld des Herrn Sarranti geben, so wird Herr Sarranti trotzdem durch ein Urtheil der Jury, ein nach unsern Gesetzen unumstößliches Urtheil, verdammt werden; so klar die Beweise auch sein mögen, man wird ihn doch nicht in Freiheit setzen. Es wird ein neuer Prozeß eingeleitet werden müssen; inzwischen bleibt Herr Sarranti im Gefängnisse. Ein Prozeß hat seine bestimmten Grenzen; ein Prozeß dauert ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre; ein Prozeß dauert immer fort, wenn man ein Interesse dabei hat, daß er nicht aufhöre. Gut denn, nehmen Sie eines an, nämlich, daß dieß ewige Hinausschieben Herrn Sarranti ermüdet: ermüdet verliert er den Muth, er zehrt ab, kämpft eine Zeitlang gegen den Spleen; endlich eines schönen Tages kommt es ihm in den Sinn, seinem Leben ein Ende zu machen.«

Diese Worte, nach welchen Herr Jackal inne hielt, um die Wirkung zu beurtheilen, hatten ungefähr den Erfolg einer elektrischen Erschütterung: die hundert Männer schauerten wie ein Körper.

Herr Jackal war selbst erstaunt über die Aufregung, die er hervorgebracht. Er dachte, sie könnte ihm ungünstig sein und um allen Zorn abzuwenden, der in einen Sturm vereint gegen ihn losbrechen konnte, fügte er lebhaft hinzu:

»Bemerken Sie wohl, Herr Salvator, und machen Sie es diesen Herren bemerklich, daß ich nur ein Unterhändler, ein Rad in einer Maschine bin; ich empfangen den Impuls, ich gebe ihn nicht; ich befehle nicht, ich führe nur aus, man sagt mir, thun Sie das, und ich gehorche.«

»Fahren Sie fort, mein Herr, fahren Sie fort; weit entfernt, Ihnen darüber zu Leibe gehen zu wollen, sind diese Herren und ich Ihnen dankbar, daß sie uns aufklären.«

Diese Worte schienen Herrn Jackal augenblicklich wieder Muth zu geben.«

»Ich sagte Ihnen also,« fuhr er fort, »daß in dem Augenblick, wo der Prozeß seinem Ende zugeht — wenn es überhaupt soweit kommt, — es höchst wahrscheinlich ist, daß man in den Morgenzeitungen liest, der Schließer der Conciergerie habe, als er in das Gefängniß des Herrn Sarranti trat, ihn wie Toussaint Louverture erhängt, oder wie Pichegru, erdrosselt gefunden; denn,« fügte Herr Jackal mit furchtbarer Naivität hinzu, »Sie können sich wohl denken, daß, wenn eine Regierung sich in Bewegung setzt, sie nicht am ersten Grenzstein des Weges hält.«

»Genug!« . . . sagte Salvator mit finsterner Miene: »Sie haben Recht, Herr Jackal, es ist ein schlechtes Mittel. Glücklicherweise, « beeilte er sich hinzuzufügen, »habe ich, indem ich sowohl auf das Mittel des General Lebastard de Premont, wie auf das Zweite verzichte, ein Drittes, das ich für besser als die beiden andern halte.«

Die Versammlung athmete wieder auf.

»Ich will Sie darüber urtheilen lassen,« fuhr Salvator fort.«

Jedermann lauschte athemlos: wir brauchen nicht zu sagen, daß Herr Jackal nicht der unaufmerksamste Zuhörer des jungen Mannes war.

»Wie Sie,« fuhr Salvator fort, indem er das Wort an Herrn Jackal richtete, »Ihre Zeit seit der Gefangennehmung des Herrn Sarranti nicht unnütz verbraucht haben, so habe auch ich die meinige nicht verloren; es ist drei Monate her, daß ich voraussehend, oder wenigstens ahnend, was in diesem Augenblicke geschieht, mir den Plan bildete, den ich Ihnen mittheilen will.«

»Sie haben keine Idee von dem Interesse, mit welchem ich Sie höre.« sagte Herr Jackal.

Salvator lächelte unmerklich.

»Sie kennen die Conciergerie, so genau wie Ihren kleinen Finger, nicht wahr, Herr Jackal,« fuhr er fort.

»Natürlich.« antwortete dieser, erstaunt, daß man eine so einfache Frage machen konnte.

»Kommt man durch das Gitter, das zwischen den beiden Thürnen liegt, das heißt durch den gewöhnlichen Ein- und Ausgang des Gefangenen, so geht man über den Hof und befindet sich, hat man das Pfortchen hinter sich, in dem Gefängniß, das heißt im Vestibule des Gefängnisses.«

»Ganz richtig,« machte Herr Jackal mit einem Zeichen des Kopfes.«

»Mitten in dem Gefängnisse ist ein Ofen, um welchen her die Schließer, Polizeiagenten und Gendarmen plaudern: gerade gegenüber der Eingangsthüre öffnet sich die hintere Thüre, welche auf einen Corridor führt, an dem sich die gewöhnlichen Gefängnisse befinden und mit diesen haben wir nichts zu schaffen. Links von der Eingangsthüre, links von dem Ofen, in einem mit steinernen Platten belegten Zimmer, dessen mit einem Gitter versehenen Thüre auf einen besondern Corridor führt, befindet sich das Zimmer der zum Tode Verurtheilten.«

Herr Jackal bestätigte diese Angabe wieder durch ein Nicken des Kopfes; die topographische

Beschreibung war außerordentlich genau.

»Hier natürlich mußte Herr Sarranti eingeschlossen sein, wenn auch nicht seit der Verurtheilung. so doch wenigstens seit drei bis vier Tagen.«

»Seit drei Tagen,« sagte Herr Jackal.

»Und dort befindet er sich an dieser Stunde, nicht wahr, und wird dort bleiben bis zur Stunde seiner Hinrichtung?«

Herr Jackal antwortete wieder durch ein bestätigendes Zeichen.

»So ist denn ein Punkt festgestellt; gehen wir zum zweiten über.«

Es entstand eine Pause.

»Sehen Sie. welche Rolle der Zufall spielt,« fuhr Salvator fort: »und wie er, was auch die Pessimisten sagen mögen, die ehrlichen Leute begünstigt! Als ich eines Tages gegen vier Uhr Abends, auf dem Palais herauskommend, wo ich einer der Sitzungen des Prozesses Sarranti angewohnt, an das Ufer des Flusses hinabsteige, wende ich mich nach der Seite des Pfeilers der St. Michelbrücke, wo ich gewöhnlich ein Boot angebunden habe. Während ich den Fluß hinunter rudere, gewahre ich über dem Ufer und unter dem Quai de l'Horloge vier oder fünf mit eisernen Gittern und großen Querstangen versehene Oeffnungen; ich hatte nie auf diese Oeffnungen geachtet. die nichts anderes sind, als einfache Dohlen; aber diesmal ganz von dem peinlichen Gefühle beherrscht, in das mich die wahrscheinliche Verurtheilung des Herrn Sarranti versetzte, näherte ich mich denselben und untersuchte sie zuerst im Allgemeinen, dann im Einzelnen. Das Resultat dieser Untersuchungen war, daß nichts leichter sei, als diese Gitter zu öffnen und auf diese Weise unter den Quai zu kommen und damit aller Wahrscheinlichkeit nach auch unter das Gefängniß; aber in welcher Tiefe? Das war mir unmöglich zu ahnen. Ich beschäftigte mich anfangs, das heißt an diesem Tage, nicht damit; das hinderte mich jedoch nur, die ganze Nacht daran zudenken. Am andern Tage, gegen acht Uhr Morgens befand ich mich in der Conciergerie. Ich muß Ihnen sagen, daß ich einen Freund in der Conciergerie habe; Sie sollen sogleich sehen, daß es gut ist, überall einen Freund zu haben; — ich suchte ihn auf: und während ich mit ihm sprach, und auf und ab ging. erhielt ich die Gewissheit, daß eine der Oeffnungen, welche auf des Ufer des Flusses hinausgingen, auf den grünen Platz im Hofe des Gefängnisses führte. Die Hauptsache war nun, den Weg kennen zu lernen, welchen diese Art von Canal unter der Erde machte, der nicht sehr weit von dem Gefängniß der zum Tode Verurtheilten hinlaufen konnte. Gut! sagte ich mir, hier ist eine Mine zu graben und unsere Catacombensteibhrecher sind nicht die Menschen, die vor solch' einer Unbedeutenheit zurückschrecken.«

Fünf bis sechs der Zuhörer Salvators machten mit dem Kopfe ein Zeichen der Zustimmung.

Es waren die Steinbrecher, an welche der junge Mann seine Appellation gerichtet hatte.

Salvator fuhr fort:

»Ich verschaffte mir nun den Plan der Conciergerie, was mir leicht wurde, indem ich einen alten Plan, den ich in der Bibliothek des Palastes fand, durchpauste und nachdem ich mal von der Richtigkeit meiner Meinung überzeugt war, suchte ich mir drei unserer Brüder aus, welche mir folgen sollten. In derselben Nacht noch,« fuhr Salvator fort, »einer Nacht, welche glücklicherweise dunkel war, drang ich, nachdem ich ohne Geräusch das Gitter der Dohle geöffnet. in das verpestete Souterrain, aber nachdem ich zehn Schritte gemacht, war ich gezwungen stehen zu bleiben; das Souterrain war in seiner ganzen Höhe und Breite durch ein ähnliches Gitter, wie das, welches auf die Seine ging, versperrt. Ich ging zurück und schickte einen meiner Leute, welche mit Werkzeugen versehen waren, in den dunkeln und engen Gang; nach Verfluß von zehn Minuten kam er wieder und fiel vor meinen Füßen nieder. Er lag in einer Todesohnmacht da; die verpestete Luft hatte ihn halb erstickt und er wollte doch nicht früher zurückgehen, als bis er seine Aufgabe gelöst. Auf die Gewißheit hin, daß das Hinderniß beseitigt sei, ging ich aufs neue in das dumpfe und düstere Loch; dieß mal machte ich ungefähr zwanzig Schritte; aber hier stieß ich wieder auf ein Gitter. Ich ging an das Wasser zurück, selbst beinahe athemlos, und forderte einen andern meiner Begleiter auf, mir den Durchgang zu ermöglichen. Er kaut halb todt zurück, aber er hatte, wie der Erste, seine Aufgabe gelöst. das zweite Gitter war geöffnet. Ich ging wieder in den unterirdischen Gang und zehn Schritte weiter als das zweite Gitter stieß ich auf ein drittes; ich kehrte traurig aber nicht entmuthigt zu meinen Leuten zurück. Zwei von dreien waren entkräftet, man konnte nicht mehr auf sie zählen. Ein dritter war jedoch noch frisch und voll Eifer; ehe ich mein Verlangen ausgesprochen, hatte er sich in den dunkeln Gang gestürzt . . . zehn Minuten verflossen, dann seine Viertelstunde, der Mann kam nicht zurück. Ich ging selbst hinein, um ihn zu suchen. Nach zehn Schritten stieß ich auf ein Hindernis, das ich nicht kannte, ich streckte die Hände aus und fand einen Körper; ich zog den Körper an der Blouse nach dem Eingang, es war zu spät der Körper war nur noch eine Leiche: der arme Teufel war erstickt! . . . Das waren die Arbeiten des ersten Tages oder vielmehr der ersten Nacht,« schloß Salvator kalt.

Alle Umstehenden hörten die Erzählung dieser heroischen Arbeit mit einer Aufmerksamkeit und einem Interesse, welche wir nicht zu schildern brauchen.

Herr Jackal namentlich betrachtete den Erzähler mit sprachlosem Staunen: er fühlte sich feige und klein gegenüber diesem tapferen jungen Mann, der ihm zehn Ellen hoch erschien.

Der General Lebastard de Premont hatte kaum die letzten Worte Salvators gehört, als er auf den jungen Mann zutrat und fragte:

»Ohne Zweifel hatte der, welcher starb, Frau und Kinder?«

»Kümmern Sie sich nicht darum, General,« sagte er, »alles ist in Ordnung von dieser Seite. Die Frau erhält zwölfhundert Franken Pension, was für sie ein Vermögen ist; die beiden Kinder sind in der Schule von Amiens.«

Der General trat einen Schritt zurück.

»Fahren Sie fort, mein Freund,« sagte er.

»Am andern Tage,« fuhr Salvator fort, »begab ich mich mit den beiden andern Männern wieder an Ort und Stelle; ich trat allein in das Gewölbe, eine Flasche mit Chlor in jeder Hand. Das dritte Gitter war entfernt, ich konnte also meinen Weg fortsetzen. Nach dem dritten Gitter drehte sich die Dohle nach rechts. Je weiter ich ging, desto enger wurde sie, bald hörte ich, daß man über meinem Kopfe gingt es war offenbar eine Runde der Schließer oder der Soldaten, welche über den Hof ging. Ich hatte in dieser Richtung nichts zu thun. Ich hatte meine Entfernungen so genau berechnet, daß ich mich nicht täuschen konnte ich wußte, daß ich mich nach dem dreißigsten Meter nach linke wenden müsse; meine Curve oder vielmehr mein Winkel war mit der Genauigkeit einer strategischen Mine berechnet. Ich kehrte um, indem ich auf dem ganzen Wege Chlor ausgoß, das unterirdische Gewölbe soviel möglich von der verpesteten Luft zu reinigen; wir schlossen das erste Gitter wieder und entfernten uns, wie das erste Mal. Die topographischen Studien waren gemacht, es blieben nur noch die praktischen Arbeitern. Arbeiten, deren Schwierigkeiten Sie werden beurtheilen können, wenn ich Ihnen sage, daß drei Männer sich stündlich ablösend und jeder zwei Stunden in der Nacht arbeitend, siebenundsechzig Nächte brauchten um ihre Arbeit zu Ende zu bringen.«

Ein Schrei der Dankbarkeit, ein Murmeln der Bewunderung drang aus aller Munde.

Nur drei Männer schwiegen.

Es waren der Zimmermann Jean Taureau und seine Gefährten, der Maurer Sac-a-Platre und der Köhler Toussaint Lauverture.

Sie traten einen Schritt zurück, als sie die Carbonari so laut ihre Bewunderung an den Tag legen hörten.

»Das sind die drei Urheber dieser Riesenarbeit,« sagte Salvator indem er sie der Versammlung bezeichnete.«

Die drei Mohicaner hätten Viel gegeben, wenn sie in die tiefste Tiefe der Mitte hätten untersinken können.

Sie senkten die Augen, wie Kinder.

»Mögen wir nun Herrn Sarranti retten oder nicht,« sagte ganz leise der General Lebastard zu Saloator, »das Glück dieser drei Männer ist gemacht.«

Salvator drückte dem General die Hand.

»Noch Verfluß von zwei Manchem.« fuhr der junge Mann fort, »waren wir gerade unter dem Gefängnisse der zum Tode Verurheilten, einem bei-nahe immer leeren Gefängnisse, weil man die Verurheilten erst zwei oder drei Tages vor ihrer Hinrichtung dahin bringt. Wir konnten deßhalb, als wir so weit gekommen waren, fort arbeiten, ohne befürchten zu müssen, die Aufmerksamkeit der Schließer auf uns zu ziehen; nach Verfluß von sieben Tagen hatten wir eine Steinplatte losgemacht, oder, es genügte vielmehr, etwas stark an diese Platte zu drücken, um sie zu heben und durch diese Oeffnung den Gefangenen zu befreien. Um der größeren Sicherheit

willen und für den Fall, daß der Schließer bei dem Geräusch, das der Gefangene beim Entfliehen machte, eintreten sollte, hat Sac-a-Platre in die Platte einen Ring genietet, welchen Jean Taureau mit seiner ganzen Kraft von unten halten wird, bis Herr Sarranti das Ufer erreicht hat, wo ich ihn in einer Barke erwarten werde. Herr Sarranti mal in der Barke, so stehe ich für Alles! Das ist mein Plan, meine Herren,« fuhr Salvator fort: »Alles ist bereit; es handelt sich nur noch darum, ihn auszuführen, wenn uns nicht Herr Jackal auf's Entschiedenste beweisen würde, daß wir scheitern können. Sprechen Sie, Herr Jackal, sprechen Sie rasch; denn wir haben nur genau so viel Zeit, um uns an's Werk zu machen.«

»Herr Salvator,« antwortete der Chef der Sicherheitspolizei ernst, »wenn ich nicht fürchtete, für einen Menschen zu gelten, der den Leuten schmeichelt, um sie für sich zu gewinnen, so würde ich Ihnen die tiefe Bewunderung ausdrücken, welche ich für diesen Riesenplan hegte.«

»Ich verlange von Ihnen keine Complimente, mein Herr,« antwortete der junge Mann; »ich verlange Ihren Rath.«

»Ihren Plan bewundern, das heißt ihm zustimmen, mein Herr,« antwortete der Polizeimann,.

»Ja, Herr Salvator, so wahr ich mich wie ein Thor benommen, als ich Sie arretiren ließ, so sehr finde ich Ihren Plan ausgezeichnet, unangelhaft; ich versichere Sie, daß es gelingen wird, aber erlauben Sie mir eine Frage an Sie zu richten. Ist der Gefangene in Freiheit, was gedenken Sie dann mit ihm zu thun?«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich für seine Person stehe, Herr Jackal.«

Herr Jackal schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, diese Versicherung genüge ihm nicht.

»Nun gut, ich werde Ihnen Alles sagen, mein Herr, und ich hoffe, Sie werden, wie über das Entkommen aus dem Gefängnis, auch in Beziehung auf die Flucht *einer* Ansicht mit mir sein. Eine Postchaise wartet in einer der kleinen Straßen, welche auf den Quai führen; Relais sind auf dem ganzen Wege gelegt; ich habe einen Courier vorausgeschickt; es sind dreiundfünfzig Stunden von hier nach Havre; man macht sie in zehn Stunden, nicht wahr? In Havre wartet ein geheiztes englisches Dampfboot auf diese Weise wird Herr Sarranti in dem Augenblick, wo man sich auf dem Grèveplatz drängt, tun ihn hinrichten zu sehen, wird Sarranti, sagen wir, Frankreich in Begleitung des General Lebastard de Premont verlassen. Der, wenn Herr Sarranti fort ist, keinen Grund mehr hat, in Paris zu bleiben.«

»Sie vergessen den Telegraphen,« sagte Herr Jackal.

»Durchaus nicht; wer kann Alarm schlagen, den genommenen Weg anzeigen, den Telegraphen spielen lassen? Die Polizei, das ist Herr Jackal. Nun, da Herr Jackal bei uns bleibt, so ist Alles damit gesagt.«

»Allerdings,« machte Herr Jackal.

»Sie werden deßhalb die Güte haben, diesen Herren in das für Sie bestimmte Zimmer zu

folgen.«

»Ich stehe zu Befehl, Herr Salvator,« sagte der Polizeimann, sich verbeugend.«

Aber Salvator hielt ihn an, indem er die Hand ausstreckte, ohne ihn zu berühren.

»Ich habe nicht nöthig, Ihnen eine außerordentliche Klugheit, sei es in Ihren Handlungen, sei es in Ihren Worten anzuempfehlen; jeder Fluchtversuch zum Beispiel würde, wie Sie wissen, auf eine nicht wieder gut zu machende Weise unterdrückt; denn ich werde nicht da sein, um Sie zu schützen, wie ich es so eben gethan. Gehen Sie jetzt, Herr Jackal, und Gott leite Sie.«

Zwei Männer nahmen Herrn Jackal, jeder an einem Arme, und verschwanden im Dunkel des Urwaldes.

Als man ihn nicht mehr sah, nahm Salvator seinerseits den General Lebastard de Premont mit sich, machte Jean Taureau, Toussaint Louverture und Sac-a-Platre ein Zeichen, ihm zu folgen und alle fünf verschwanden unter dem Boden.

Wir werden sie nicht durch die Irrgänge der Catacomben begleiten, durch die wir bereits mit Herrn Jackal gekommen sind und die sie durch ein Haus in der Rue Saint Jacques verließen, welche neben der Rue des Noyers liegt.

Dort angekommen, trennten sie sich — Salvator und der General setzten ihren Weg zusammen fort — um sich an dem Ufer des Quai de l'Horloge wieder zu finden, wo, wie wir gesagt, die Barke Salvators angebunden war

Man hielt unter dem Schatten, welchen der Brückenbogen warf.

Der General Lebastard, Toussaint Louverture und Saint-Platre- setzten sich in die Barke und man brauchte sie nur loszulassen.

Salvator und Jean Taureau blieben allein am Ufer.

»Jetzt,« sagte Salvator mit leiser Stimme, aber so, daß er nicht nur von dem Zimmermann, sondern auch von den drei übrigen Gefährten gehört wurde, »Jetzt Jean Taureau, höre mich wohl und verliere nicht *ein* Wort, denn es sind meine letzten Instruktionen.«

»Ich höre,« sagte der Zimmermann.

»Du wirst, ohne Dich aufzuhalten, und so schnell als möglich bis an das Ende des Ganges vorschreiten.«

»Ja, mein Herr.«

»Wenn wir uns versichert haben, daß wir nichts zu fürchten brauchen, so wirst Du Deine Schultern an die Steinplatte stemmen und kräftig, aber doch langsam drücken, um so die Steinplatte aufzuheben und sie nicht in das Gefängniß umzustürzen, was den Wächter aufwecken

würde; wenn Du so weit bist, das heißt, wenn Du fühlst, daß mit einer letzten Anstrengung die Steinplatte gehoben ist, so ziehst Du mich am Aermel, ich werde das Uebrige thun. Hast Du mich wohl verstanden?«

»Ja, Herr Salvator.«

»Dann vorwärts!« sagte Salvator.

Jean Taureau hob das erste Gitter weg und trat in das Gewölbe, das er so rasch durchschritt, als es für einen Mann von seinem Wuchse möglich war.

Salvator folgte ihm einige Sekunden später.

Sie kamen einen Schritt von einander entfernt unter dem Gefängniß der zum Tode Verurtheilten an.

»Hier drehte sich Jean Taureau um und horchte, während Salvator seinerseits ebenfalls horchte.«

Die tiefste Stille herrschte ringsum, unter und über ihnen.

Als er nichts hörte krümmte sich Jean Taureau so gut er konnte, drückte den Kopf in den Hals und Mitten in die Schultern und seine beiden Hände fest auf die Kniee stemmend, drückte er die Platte so kräftig, daß nach Verfluß van einigen Secunden er sie weichen fühlte.

Er zog Salvator am Aermel.

»Ist es geschehen?« fragte dieser.

»Ja,« murmelte Jean Taureau, tief Athem holend.

»Gut!« sagte der junge Mann, indem er sich rüstete, da jetzt an ihn die Reihe kam; Jetzt ist's an mir. Drücke, Jean Taureau, drücke!«

Jean Taureau drückte, die Steinplatte löste sich los und hab sich langsam; ein schwächer Lichtglanz, der von einer Todtenlampe kam, drang in das unterirdische Gewölbe. Salvator steckte den Kopf durch die Oeffnung, warf einen raschen Blick im ganzen Gefängniß umher und stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Das Gefängniß war leer.

LXXXIX.

Was geschehen, während Herr Jackal Salvator und Salvator Herr Jackal hatte arretiren lassen.

Damit wir die Erklärung des Geheimnisses finden, das Herrn Salvator so furchtbar erschreckte, müssen wir zu Herrn Gérard zurückkommen, wie er mit dem Passe versehen und voll Eile Frankreich zu verlassen, aus dem Bureau des Herrn Jackal weggeht.«

Wir sprechen nicht von den sich durchkreuzenden bangen Gefühlen, deren Beute der Philantrop von Vanvres wurde, als er den langen Corridor und die dunkle und winklige Treppe hinab ging, die von dem Cabinet des Herrn Jackal nach dem Hof der Préfectur führten. Die Genossen dieser ehrenwerthen Persönlichkeit welche unter dem dunkeln Gewölbe entweder in Gruppen umher standen oder hin und her gingen, jenem Gewölbe, das heutzutage verschwunden oder nahe daran ist zu verschwinden, und das, ohne zu übertreiben, einem Luftloch der Hülle verglichen werden konnte, machten ihm den Eindruck von eben so vielen Teufeln, die im Begriffe seien, sich auf ihn zu stürzen und ihm ihre Krallen in das Fleisch zu drücken.

Er ging deßhalb rasch über den Hof, als wenn er fürchtete, von den Agenten erkannt und festgehalten zu werden, noch rascher durch das Gitterthor und als wenn er fürchtete, das Hofthor möchte sich vor ihm schließen und ihn zum Gefangenen machen.

An dem Thore fand er sein Pferd wieder — dessen Zügel er in die Hände eines Commissionärs gegeben, — schenkte diesem etwas und schwang sich mit der Leichtigkeit eines Renners von Newmarket oder Epsom auf das Pferd.

Der Weg war ein langer Alp, ein forcirter Ritt in dreifachem Galopp; etwas ähnliches wie der phantastische Ritt des Erlkönigs durch den Wald.

Von dem Gewitter, das sich mit so großer Heftigkeit entladen, blieb noch eine tiefschwarze Wolke, welche den Mond bedeckte flüchtige Blitze, die letzten Zuckungen des Gewitters, warfen allein und von Zeit zu Zeit, ohne daß ihnen ein Donner folgte, ihre gelben und unheimlichen Lichter auf den phantastischen Reiter, der, an die Schrecken der Jugend erinnert, wenn er es gewagt, bei jedem Blitze das Zeichen des Kreuzes gemacht hätte. Kurz, es war eine düstere Nacht, gemacht, um das Gewissen des Unschuldigen zu erschüttern; selbst der Philantrop von Vanvres, der gerecht gegen sich war und sich durchaus nicht in die Reihe der unschuldigen Herzen stellte, fühlte einen kalten Schweiß über seinen Körper rieseln, während all sein Blut immer mehr in den Adern erstarrte.

Noch zehn Minuten dieses Rittes mit verhängten Zügeln und er hatte Vanvres erreicht. Aber sein Pferd, so stark es auch war, von der Rue de Jerusalem an, mit Spornstreichungen gefoltert, und vom ersten Ritte schon ermüdet, schien zu wanken und bei jedem Schritte zusammenstürzen zu wollen; der Wind fing sich in seinen weit geöffneten Nüstern, aber schien nicht mehr bis zu den Lungen vorbringen zu können.

Herr Gérard warf einen durchbohrenden Blick auf den undurchdringlichen Himmel, um zu beurtheilen, wann er ankommen könnte, hielt das Pferd mit dem Zügel und den knieen aufrecht und da er einsah, daß, wenn er einen Augenblick inne hielte, sein Pferd da fallen würde, wo er halte, so drückte er ihm unbarmherzig die Sporen in den Leib.

Nach Verfluß von fünf- oder sechs Minuten, die ihm ganze Stunden erschienen, begann er in der Dunkelheit die finstern Umrissse seines Schlosses zuerkennen; einige Secunden später befand er sich vor der Thüre.

Was er vorausgesehen; geschah; im Augenblicke, wo er vor dieser Thüre hielt, brach sein Pferd unter ihm zusammen.

Er war auf dies Ereigniß gefaßt, er traf deßhalb seine Vorsichtsmaßregeln, so daß er in dem Augenblick auf den Beinen stand, wo dieses fiel.

Dies Ereigniß, das in jedem andern Augenblicke eine Rührung bei Herrn Gérard hervorgerufen, dessen Philanthropie sich gewöhnlich von den Menschen auf die Thiere übertrug, machte in diesem Momente nicht die geringste Wirkung auf ihn; sein Gedanke, sein einziger Gedanke war, so weit als möglich den Dienern des Herrn Jackal voranzukommen, wenn etwa die Laune des Herrn Jackal — und Herr Gérard wußte, wie launisch sein Beschützer war — sich anders besinnend, ihm an den Fersen nachschicken sollte. Er war zu Hause angekommen; sein Zweck war erreicht, gleichgültig war ihm deßhalb das Leben oder der Tod des edeln Thiers, das ihn gerettet hatte.

Man weiß, daß der Philanthrop von Vanvres gerade kein Muster von Dankbarkeit war.

Er ließ deßhalb das Pferd, wo es war, liegen, ohne es abzusatteln, gleichgültig, was aus dem Thiere werden würde, das, aller Wahrscheinlichkeit nach, erst am andern Tage gefunden ward, da das Thier am Hause und nicht auf dem Wege gefallen, dann öffnete er rasch die Thüre, schloß sie noch rascher doppelt und dreifach hinter sich, stieg schnell zwei Stockwerke hinauf, holte aus einem Cabinet, das ihm als Stiefelzimmer diente, seinen ungeheuren ledernen Koffer, trug ihn in sein Schlafzimmer und zündete ein Licht an.«

Hier athmete er wieder eine Secunde lang; sein Herz schlug so heftig, daß er einen Augenblick fürchten konnte, es werde bersten, während dieser Secunde blieb er aufrecht stehen, die Hand auf die Brust drückend, als versuchte er, Herr seines Athems zu werden; nachdem er diesem Unfall glücklich entkommen war, begann er sich mit den letzten Vorbereitungen seiner Reise, mit dem Einpacken des Koffers zu beschäftigen.

Ein noch so wenig scharfsinniger Beobachter, der in einer Ecke dieses Schlafzimmers verborgen gewesen, würde in Herrn Gérard einen Verbrecher entdeckt haben, wenn er nichts anderes als die wahnsinnige Art gesehen, wie er dieses Geschäft besorgte, das gewöhnlich so viel Nachdenken erfordert. — indem er, wie die Sachen gerade kamen, die Wäsche und die Kleider, die er aus einem Glasschrank und aus den Schiebladen der Kommode zog, in den Koffer packte, die Strümpfe mit den Krügen, die Hemden mit den Westen durcheinander warf, Stiefel in die Fracktaschen, Schuhe in die Rockämel schob, bei jedem Geräusche zitterte, und sich bald mit

einem Hemde, bald mit einer Serviette den Schweiß von seiner blassens Stirne wischte.

Als er endlich den Koffer schließen wollte, war er so überfällt, daß es ihm unmöglich wurde, die Schließkappe dem Schlosse zu nähern; er wandte alle seine Kräfte an, aber vergeblich. Er riß deshalb Wäsche und Kleider, wie es gerade kam, aus dem Koffer, warf sie im Zimmer umher und schloß endlich zu.

Dann öffnete er den Secretär, nahm aus einer doppelt verschlossenen Schieblade ein Portefeuille, das zwei bis drei Millionen österreichische und englische Werthpapiere enthielt, Papiere, die er für eine solche Flucht in Bereitschaft hatte.

Er nahm zwei doppelläufige Pistolen, die neben seinem Bette hingen, stieg dann rasch die Treppe hinab, lief in die Ställe und spannte selbst die zwei Wagenpferde an seine Kalesche, die er nach Saint Cloud fahren wollte; dort konnte er Postpferde zunehmen, die seinigen zurücklassen, und wollte dem Postmeister empfehlen, bis zu seiner Rückkehr gut für sie zu sorgen, und dann den Weg nach Belgien einschlagen.«

In zwanzig Stunden, wenn er den Postillons doppeltes Trinkgeld gab, konnte er die Grenze hinter sich haben.

Nachdem die Pferde gesattelt waren, steckte er die Pistolen in die Wagentaschen, öffnete das Straßengitterthor, um nicht mehr von seinem Sitze herabsteigen zu müssen und stieg aus, um den Koffer hinaufzuziehen.

Der Koffer war furchtbar schwer, Herr Gérard machte einige Versuche ihn auf seine Schulter zu laden; aber er sah ein, daß es unnütze Arbeit sei.

Er entschloß sich daher, ihn mach sich zu ziehen.

In dem Augenblicke jedoch, wo er sich herabbeugte, um ihn an dem Handgriffe zu fassen, glaubte er auf der Seite der Treppe ein leises Geräusch zuhören, wie das eines Kleides.

Er drehte sieh rasch um.

Unter der dunkeln Einfassung der Thüre war eine weiße Gestalt erschienen.

Die Thüre bildete die Nische; die weiße Gestalt die Statue.

Was sollte diese Erscheinung bedenken?

Was es auch sein mochte, Herr Gérard schauerte vor ihr zurück.

Die Erscheinung schien ihre Füße mühsam vom Boden aufzuheben und machte zwei Schritte vorwärts.

Wenn nicht die gemeine Gestalt des Mörders zugegen gewesen, hätte man glauben können, einer Vorstellung des Don Juan anzuwohnen, und zwar in dem Augenblicke, wo der Cemthur

mit stummen Schritten über die Platten des Festsaaes hinschreitend, seinen erschrockenen Wirth vor sich zurückschauern macht.

»Wer da?« fragte endlich Herr Gérard, dessen Zähne vor Schrecken klapperten.

»Ich,« antwortete das-Phantom mit einer so ernsten Stimme, daß sie aus der Tiefe eines Grabes zukommen schien.

»Sie?« fragte Herr Gérard, mit vorgestrecktem Halse und starrem Auge, indem er den Neuankömmling zu erkennen suchte, ohne daß es ihm gelungen wäre, einen so dichten Schleier wars der Schrecken über seinen Blicke, wer sind Sie?«

Das Phantom antwortete nicht, sondern machte abermals zwei Schritte vorwärts und in den Lichtkreis der Kerze tretend, senkte er seine Kaputze.

Es war wirklich ein Phantom; nie hatte sich verzehrende Magerkeit so despotisch keines menschlichen Geschöpfes bemächtigt; nie war eine leichenhaftete Blässe über ein menschliches Gesicht ergossen.

»Der Mönch!« rief der Mörder in demselben Tone, als hätte er gesagt: »Ich bin des Todes!«

»Ah! Sie erkennen mich endlich!« sagte der Abbé Dominique.«

»Ja . . . ja . . . ja . . . ich erkenne Sie,« stotterte Herr Gérard.

Aber die offenbare Schwache des Mönches und die demüthige und fromme Sendung, die, er auf Erden zu erfüllen hatte, in's Auge fassend, gewann er wieder einigen Muth.

»Was wollen Sie von mir?«

»Ich will es Ihnen sagen,« antwortete sanft der Abbé.

»Nicht in diesem Augenblick.« sagte Herr Gérard; »morgen . . . übermorgen.«

»Weßhalb nicht sogleich?«

»Weil ich Paris für vierundzwanzig Stunden verlasse, weil ich große Eile habe und meine Abreise nicht einen Moment verschieben kann.«

»Sie müssen mich aber hören,« sagte der Mönch in festem Tone.

»Ein andermal. aber nicht heute, nicht diesen Abend, nicht in diesem Augenblicke.«

Und Herr Gérard nahm seinen Koffer; er machte zwei Schritte, indem er ihn nach sich zog und nach der Thüre ging.

Der Mönch wich zurück, indem er dadurch die Thüre mit seinem Körper schloß.

»Sie werden nicht vorüberkommen!« sagte er.

»Lassen Sie mich durch!« heulte der Mörder.

»Nein,« sagte der Mönch mit ruhiger aber fester, Stimme.

Herr Gérard begriff, daß zwischen ihm und diesem lebendigen Phantome eine furchtbare Scene im Anzuge sei.

Er richtete den Blick aus den Platz, wo gewöhnlich seine Pistolen aufgehängt waren.

Er hatte sie so eben weggenommen und in die Taschen der Kalesche gesteckt.

Er sah sich um, ob er nicht irgendwo eine Waffe entdeckte, die zur Hand wäre.

Nirgends war etwas zu sehen.

Er wühlte convulsivisch in den Taschen, um dort ein Messer zu finden.

Nichts.

»Ja, nicht wahr?« sagte der Mönch. »Sie würden mich morden, wie Sie meinen Neffen gemordet! aber hatten Sie auch eine Waffe, Sie würden mich dennoch nicht morden! Gott will, daß ich lebe!«

Als er dies starre Gesicht sah, diese feierliche Stimme hörte, fühlte Herr Gérard, daß sich sein erster Schrecken wieder seiner bemeisterte.

»Und jetzt,« sagte der Mönch, »wollen Sie mich hören?«

»So sprechen Sie.« sagte Herr Gérard, mit den Zähnen knirschend.

»Ich komme zum letzten Male,« sagte der Mönch mit düsterem Tone, »um Sie um Erlaubnis zu bitten, Ihre Beichte bekannt machen zu dürfen.«

»Aber das ist mein Tod, was Sie von mir verlangen! das heißt mich an der Hand aus das Schaffot führen! — Nie, nie! —«

»Nein, ich fordere nicht Ihren Tod; denn sobald Sie diese Erlaubnis gegeben, die mich meines Gelübdes entbindet, lasse ich Sie frei.«

»Ja, und hinter mir werden Sie mich denunciren, hinter mir lassen Sie den Telegraphen, spielen und ich bin noch nicht zehn Stunden entfernt, so werde ich arretirt! . . . Nie! Nie!«

»Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Herr und Sie wissen ob ich Slave meines Wortes bin — daß ich erst morgen Mittag von meiner Erlaubnis Gebrauch machen werde.«

»Nein, nein, nein!« wiederholte Herr Gérard, indem er sich durch das Ungestüm seiner

Weigerung Muth zu machen suchte.

»Morgen Mittag können Sie Frankreich verlassen haben.«

»Und wenn Sie die Auslieferung verlangen?«

»Ich werde Sie nicht verlangen. ich bin ein Mann des Friedens, mein Herr; ich verlange, daß der Sünder bereue, nicht daß er bestraft werde. Ich will nicht, daß Sie sterben, sondern daß mein Vater am Leben bleibe.«

»Nie! nie!« stammelte der Mörder.

»O, das ist furchtbar!« sagte der Abbé Dominique, als wenn er mit sich selbst spräche. »Aber Sie hören ja nicht, Sie begreifen meine Worte nicht, Sie sehen meinen Schmerz nicht? Sie wissen nicht, daß ich achthundert Stunden zu Fuße gemacht, daß ich in Rom war und daß ich hierher zurückkehrte, um von dem heiligen Vater das Recht zu erhalten, Ihre Beichte zu enthüllen und . . . daß ich es nicht erhalten? . . .«

Herr Gérard hatte geglaubt, er fühle den Flügel des Todes über sich wehen, aber diesmal noch entfernte sich der Flügel, ohne seine Stirne zu berühren.«

Sein Haupt, das sich einen Augenblick gebeugt, hob sich wieder.

»O! Sie wissen,« sagte er, »die Verpflichtung, die Sie gegenüber von mir übernommen, ist eine formelle. Nach meinem Tode, ja! aber so lange ich lebe, nein! . . .«

Der Mönch schauerte und wiederholte mechanisch:

»Nach seinem Tode, ja! aber so lange er lebt nein! . . .«

»So lassen Sie mich jetzt vorbei,« Versetzte Herr Gérard, »da Sie nichts über mich vermögen.«

»Mein Herr,« sagte der Mönch, indem er seine beiden weißen Arme ausbreitete, um ihm die Thüre zu versperren, was ihm das Aussehen eines Cruzifixes gab, von dem er schon die Blässe hatte, »Wissen Sie, daß die Execution meines Vaters auf morgen um vier Uhr anberaumt ist?«

Herr Gérard antwortete nicht,

»Wissen Sie, daß ich in Lyon durch die Anstrengung krank lag? Wissen Sie, daß ich glaubte sterben zu müssen? Wissen Sie, daß ich, da ich das Gelübde that, den ganzen Weg zu Fuß zu machen und ich erst vor acht Tagen wieder ausbrechen konnte, heute beinahe zwanzig Stunden machte?«

Herr Gérard beharrte auf seinem Schweigen.

»Wissen Sie,« fuhr der Mönch fort, »daß ich all das als frommer Sohn gethan, ebenso sehr um

Ehre als um das Leben meines Vaters zu retten? Wissen Sie, daß, je mehr die Hindernisse sich vor mir aufthürmten, ich den Schwur that, kein Hinderniß soll mich davon abbringen, meinen Vater zu retten? Wissen Sie, daß ich nach diesem furchtbaren Schwur, während ich Ihr Gitter geschlossen finden konnte, ich dasselbe offen fand; daß, während ich Sie abwesend finden konnte, ich Sie anwesend finde; daß, während ich Sie nie wieder finden konnte, ich Ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehe? Sehen Sie nicht die Hand Gottes in allen diesen Dingen, mein Herr?»

»Ich sehe im Gegentheil, daß Gott nicht will, daß ich gestraft werde. Mönch, weil die Religion Dir verbietet, meine Beichte zu enthüllen und daß Du umsonst in Rom warst, eine Dispensation vom Papste zu erlangen!«

Und mit einer drohenden Bewegung, welche andeutete, daß er ins Ermangelung von Waffen sich handgemein zu machen entschlossen sei, fügte er hinzu:

»Lassen Sie mich durch!«

Aber der Mönch streckte von Neuem die Arme aus, um die Thüre für ihn zu schließen und sagte dann in demselben ruhigen und festen Tone:

»Mein Herr, glauben Sie, daß ich, um Sie zu überreden, alle Worte, alle Bitten verschwendet habe, die im Herzen eines Menschen ein Echo finden können? Glauben Sie, daß es ein Mittel gibt, meinen Vater zu retten, außer dem welches ich Ihnen vorgeschlagen? Wenn es eines gibt, sagen Sie es, ich verlange nicht mehr, als es anwenden zu dürfen — sollte auch mein Leib auf dieser Erde, meine Seele in jener Welt dabei verloren gehen! — O! wenn Sie eines wissen, sagen Sie es, sagen Sie es, ich werfe mich zu Ihren Füßen, um Sie zu bitten, meinen Vater zu retten. . .«

Und der Mönch fiel auf die Kniee, indem er mit bittendem Blicke die Hände ausstreckte.

»Ich kenne keines,« sagte der Elende in seiner Unverschämtheit; lassen Sie mich durch!«

»Ich kenne eines,« sagte der Mönch, »Gott verzeihe mir, daß ich es anwende. . . Da ich Deine Beichte erst nach Deinem Tode enthüllen darf, so stirb.«

Und indem er ein Messer aus seinem Busen zog, stieß er es in das Herz des Mörders.

Herr Gérard gab keinen Laut von sich.

Er stürzte todt zu Boden.

Der Abbé Dominique erhob sich, trat zu der Leiche hin und sah, daß alles Leben aus ihr gewichen war.

»Mein Gott!« sagte er, »sei seiner Seele gnädig, und vergebe ihm im Himmel, wie ich ihm auf Erden vergebe.«

Dann das blutige Messer in seinen Busen steckend, verließ er das Zimmer, ohne sich

umzusehen, stieg die Treppe hinab, schritt langsam durch den Park und verließ ihn durch das Gitterthor, durch welches er hereingekommen.

Der Himmel war ruhig, die Nacht heiter, der Mond glänzte wie eine Topaskugel, die Sterne funkelten wie Diamanten.



XC.

Wo der König sich nicht amüsirt!

Wie gesagt, es war eine Soirée das heißt ein Fest im Schlosse von Saint Cloud.

Ein trauriges Fest.

Die gewöhnlich traurigem verdrießlichen und sauertöpfischen Gesichter der Herren de Villèle, de Corbière, de Damas, de Chabtol, de Doudeauville und des Marschalls Oudinos — obgleich das lächelnde und zufriedene Gesicht des Herrn de Peyronnet ihnen als Gegengewicht diene — waren nicht geeignet, eine ausnehmende Heiterkeit zu unterhalten; aber auch die Physiognomie der übrigen Höflinge war in jener Nacht von einer weit ausdrucksvolleren Melancholie denn gewöhnlich; die Unruhe lag in ihren Blicken, ihren Worten, ihren Geberden, ihrer Haltung, in ihren geringsten Bewegungen ausgesprochen. Sie sahen sich unter einander an, als wenn sie sich fragen wollten, was man thun sollte, um aus der schlimmen Lage heraus zu kommen, in der sich die ganze Welt befinde.

Karl X. in der Uniform eines Generals, den blauen Cordon über der Schulter, den Degen an der Seite, ging melancholisch von Saal zu Saal, indem er auf die Zeichen des Respectes, welche sein Vorüberkommen veranlaßte, mit einem nichtssagenden Lächeln, einem zerstreuten Gruße antwortete.

Von Zeit zu Zeit näherte er sich einem Fenster und sah mit der größten Aufmerksamkeit hinaus. Wonach sah er?«

Er betrachtete den hellen Himmel dieser schönen Nacht und schien seine königliche, aber traurige Soirée mit dem glänzenden und heitern Fest zu vergleichen, das der Mond den Sternen gab — natürlich zum Nachtheil der Ersteren.

Von Zeit zu Zeit stieß er einen tiefen Seufzer aus, ganz als wenn er allein in seinem Schlafzimmer wäre und statt Charles X. Louis XIII. Hieße.

Woran dachte er?

An das traurige Resultat der Kammersitzung von 1827? an das ungerechte Gesetz gegen die Presse? An die Beschimpfung der irdischen Ueberreste des Herrn de la Rochefoucauld-Lianrout? An die Beschimpfungen, die er bei der Revue auf dem Marsfelde hatte erleben müssen? An die Frechheit der Nationalgarde und an die Gährung, die davon die Folge warst An das Gesetz über die Geschworenenliste oder an das Gesetz über die Wahllisten, die Paris in so große Aufregung versetzten? An die Consequenzen der Auflösung der Deputirtenkammer oder an die Wiedereinsetzung der Censur? An diese neue Uebertretung der Versprechungen, welche in Paris so großes Aufsehen machte und die Bevölkerung in fieberhafte Bestürzung versetzt hatte? An das Todesurtheil des Herrn Sarranti endlich, den man den andern Tag hinrichten wollte

und der, wie wir aus dem Gespräche zwischen Salvator und Herrn Jackal ersehen, die Hauptstadt in so große Aufregung versetzen konnte?

Nein.

Was König Karl X. beschäftigte, beunruhigte und traurig wachte, war eine letzte schwarze Wolke, welche von dem Gewitter zurückgeblieben und die weiße Stirne des Mondes verdunkelte.

Es war das vorübergezogene Gewitter, dessen Wiederkehr er fürchtete.

Es war für den andern Tag großes Treibjagen im Walde von Compiègne angeordnet und Seine Majestät Karl X., der, wie Jedermann weiß, der größte Jäger vor Gott war, welcher seit Nimrod erschienen, seufzte tief bei dem Gedanken, daß die Jagd unmöglich gemacht oder wenigstens durch das schlechte Wetter beeinträchtigt werden könnte.

»Verteufelte Wolke!« brummte er vor sich hin; »verfluchter Mond!« murmelte er dumpf.

Und bei diesem Gedanken falten sich so traurig seine olympische Stirne, daß die Höflinge sich leise fragten:

»Wissen Sie, was Seiner Majestät ist?«

»Haben Sie keine Ahnung, was Seiner Majestät fehlen mag?«

»Freilich!« sagte man sich, »Manuel ist todt! Aber dieser für die Opposition schmerzliche Tod ist für die Monarchie kein Unglück, das den König so sehr beschäftigen dürfte!«

»Es ist nur ein Franzose weniger in Frankreich!« fügte man, das ächte nationale Wort Karl X. bei seinem Einzuge in Paris: »Es ist nur ein Franzose mehr in Frankreich!« parodirend, hinzu.

»Freilich,« sagte man sich ferner; »wird morgen Herr Sarranti hingerichtet, der, wie man versichert, weder des Diebstahls, noch des Mordes fähig ist, dessen man ihn anklagt; aber wenn er auch kein Dieb ist noch Mörder ist, so ist er, was noch viel schlimmer, ein Bonapartist und wenn er auf der einen Seite auch nur den halben Tod verdient hat, so hat er sicher auf der andern Seite den dreifachen Tod verdient! Darin läge also kein Grund, die erhabene Stirne Seiner Majestät zu furchen.«

In diesem Augenblicke, während eine so tödtliche Unruhe sich unter den Anwesenden zu verbreiten begann, daß sie die Flucht zu ergreifen dachten, stieß der König, der noch immer an eine der Scheiben des Fensters gelehnt war, einen so ausdrucksvollen Freudenschrei aus, daß er wie ein electrischer Funken in die Brust jedes Umstehenden strömte und von Saal zu Saal sich verbreitend, sich bis in die Vorzimmer erstreckte.

»Seine Majestät amüsirt sich,« sagte die Menge, deren gepreßter Athem wieder frei wurde.

Und wirklich der König amüsirte sich ganz außerordentlich.

Die schwarze Wolke, welche den Mond verdunkelte, ohne total zu verschwinden, hatte den Platz verlassen, den sie schon so lange einnahm und ging, von zwei Luftströmungen hin und her geworfen, mit der Anmuth eines Federballs zwischen zwei Raketen, von Ost nach West und von West nach Ost.

Das war es, was Seine Majestät so heiter machte; dieses Schauspiel war's, das ihn zu dem freudigen Ausruf veranlaßt hatte, der das Herz der Höflinge beruhigte.

Aber sein Glück, — das Glück ist nicht für Sterbliche gemacht — sein Glück war sehr kurz.

Während der Himmel sich aufhellte, verdunkelte sich die Erde.

Man meldete den Polizeipräfecten.

Der Polizeipräfect trat mit noch finsterem Blicke als der Blick des Königs je gewesen, ein.

Er ging gerade auf den König zu und sagte, sich mit dem Respecte vorbeugend, den die doppelte Majestät des Alters und des Ranges verlangten:

»Sire, ich habe die Ehre, Angesichts der Bedenklichkeit der Umstände, vom Könige die Erlaubnis zu erbitten, alle Maßregeln ergreifen zu dürfen, welche die wichtigen Ereignisse fordern, deren Schauplatz die Hauptstadt morgen vielleicht sein wird.«

»Wodurch sind die Umstände bedenklich und von welchen Ereignissen wollen Sie sprechen?« fragte der König, der nicht begreifen konnte, daß in diesem Augenblicke auf dem Globus etwas Interessanteres geschehen konnte, als was zwischen dem Monde, der schwarzen Wolke und den beiden Luftströmungen vor sich ging.

»Sire, sagte Herr Delavau, »ich sage Eurer Majestät nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, daß Manuel todt ist.«

»Ich weiß es allerdings,« unterbrach ihn Karl X. Ungeduldig; »er war ein Mann von großem Verdienste, wie man mich versichert; aber wie man mich zu gleicher Zeit versichert, war er ein Revolutionär und dieser Tod braucht uns also nicht so ernstlich zu grämen.«

»Der Tod Manuels betrübt oder erschreckt mich auch nicht in dieser Richtung.«

»In welcher denn? Sprechen Sie, Herr Präfect.«

»Der König erinnert sich, fuhr dieser fort, »jener bedauerlichen Scenen, zu denen das Leichenbegängniß des Herrn La Rochefoucauld Liancourt Veranlassung gab, oder vielmehr der Vormund wurde?«

»Ich erinnere mich,« sagte der König. »Es ist noch nicht so lange her, seit jene Dinge geschehen, daß ich sie schon vergessen haben sollte.«

»Jene unglücklichen Ereignisse« fuhr der Präfect fort, »haben in der Kammer eine Aufregung

hervorgerufen, welche sich einem bedeutenden Theile Ihrer guten Stadt Paris mittheilte.«

»Meiner guten Stadt Paris! . . . meiner guten Stadt Paris!« murmelte der König. »Nun. Fahren Sie fort.«

»Die Kammer. . .«

»Die Kammer ist aufgelöst, Herr Präfect. Sprechen wir nicht weiter von ihr.«

»Gut!« sagte der Präfect etwas entmuthigt; »aber gerade, weil sie aufgelöst ist und wir uns nicht mehr auf sie stützen können, erbitte ich mir unmittelbar vom Könige die Erlaubnis, Paris in Belagerungszustand erklären zu dürfen, um den Ereignissen vorzubeugen, welche das Begräbniß Manuels hervorrufen könnte.«

Nun schien der König den Worten des Polizeipräfecten eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu schenken und in etwas unruhigem Tone fragte er ihn:

»Die Gefahr ist also so drohend, Herr Präfect?«

»Ja, Sire,« antwortete mit fester Stimme Herr Delavau, dessen Muth in gleichem Grade wuchs, in welchem er die Unruhe auf der Stirne des Königs sich steigern sah.

»Erklären Sie sich,« sagte Karl X.

Dann sich an die Minister wendend, fuhr er fort, indem er ihnen das Zeichen gab, ihm zu folgen:

»Kommen Sie, meine Herren.«

Er führte sie in eine Fenstervertiefung und sagte dann, als er mit ihnen dort angekommen und den Conseil nahezu vollständig sah, abermals zum Präfecten:

»Erklären Sie sich.«

»Sire,« begann dieser, »wenn ich nur das Leichenbegängniß Manuels zu fürchten hätte, so würde ich den König nicht mit meinen Besorgnissen belästigen, denn wenn man das Begräbniß auf Mittag ankündigte und die Leiche um sieben oder acht Uhr des Morgens fort bringen ließe, so hätte man leichtes Spiel mit der Gährung des Volks; aber der König möge bedenken, daß wenn es schon schwer ist eine revolutionäre Bewegung zu unterdrücken, es sozusagen unmöglich ist, ihrer Herr- zu werden, wenn mit dieser ersten Bewegung sich eine zweite verbindet.«

»Und von welcher Bewegung sprechen Sie?« fragte der König erstaunt.

»Von einer bonapartistischen Bewegung, Sire, antwortete der Polizeipräfect.

»Phantom!« rief der König, »ein Ammenmärchen. mit dem man Frauen und Kinder schreckt!

Der Bonapartismus hat seine Zeit gehabt, er hat mit Herrn von Bonaparte ausgespielt; sprechen wir also davon so wenig, als von den Agitationen der Kammer, die auch ausgespielt hat.

Requiescat in pace!«

»Erlauben Sie mir, auf meiner Bitte zu beharren. Sire;« sagte der Präfect fest. »Die bonapartistische Partei lebt so gut, daß sie seit einem Monat alle Waffenläden ausgeplündert hat, und die Waffenfabriken von Saint Etienne und Lüttich für ihre Rechnung arbeiten.«

»Was sagen Sie mir da?« . . . fragte der König erstaunt.

»Die Wahrheit, Sire.«

»Sprechen Sie sich deutlicher und umständlicher darüber aus,« sagte der König.

»Sire, morgen wird Herr Sarranti hingerichtet.

»Herr Sarranti? . . . warten Sie.« sagte der Königin seinem Gedächtniß suchend, »ich habe auf die Bitte eines Mönches diesem Verurtheilten etwas wie eine Gnade zu Theil werden lassen.«

»Auf die Bitte seines Sohnes, der Sie um eine Frist von drei Monaten ersuchte, um nach Rom reisen zu können, von wo er die Beweise der Unschuld seines Vaters bringen wollte, haben Sie ihm einen Aufschub gewährt.«

»Ganz richtig.«

»Die drei Monate, Sire, gehen heute zu Ende und in Folge der Befehle, die ich erhalten soll die Hinrichtung morgen stattfinden.«

»Jener Mönch schien mir ein würdiger junger Mann,« sagte der König nachdenklich, »und war von der Unschuld seines Vaters sehr überzeugt.«

»Ja, Sire; aber er hat sie nicht bewiesen, er ist sogar noch nicht mal wiedergekehrt.«

»Und morgen ist der letzte von ihm geforderte, von mir gewährte Tag?«

»Morgen, ja, Sire.«

»Fahren Sie fort.«

»Nun gut, einer der dem Kaiser ergebensten Männer, der, welcher sogar den König von Rom entführen wollte, hat seit acht Tagen mehr als eine Million aufgewendet, um Herrn Sarranti, seinen Waffengefährten und Freund, zu retten.«

»Glauben Sie, mein Herr,« fragte Karl X., »daß ein Mensch, der wirklich ein Dieb und ein Meuchelmörder wäre, solche Liebe einzuflößen im Stande sein könnte?«

»Sire, er wurde verurtheilt.«

»Wohl,« sagte Karl X. »Und Sie wissen, über welche Kräfte der General Lebastard de Premont verfügt?«

»Über eine beträchtliche Macht, Sire.«

»Nun gut, so stellen Sie ihm eine doppelte, dreifache, vierfache entgegen.«

»Diese Maßregeln sind getroffen, Sire.«

»Was fürchten Sie dann.?« fragte der König ungeduldig und den Himmel durch die Fensterscheiben betrachtend.

Die Wolke war gänzlich verschwunden; das Gesicht des Königs klärte sich mit dem Hellwerden des Himmels auf.

»Was ich fürchte, Sire,« fuhr der Polizeipræfect fort, »das ist das Zusammentreffen des Leichenbegängnisses von Manuel und der Hinrichtung des Herrn Sarranti; es entsteht dadurch eine Verbindung der Bonapartisten und Jacobiner; das Ansehen ferner, das beide Männer bei beiden Parteien genießen; endlich die verschiedenen beunruhigenden Symptome, wie die Aufhebung und das Verschwinden eines der geschicktesten und ergebensten Agenten Eurer Majestät.«

»Wer wurde aufgehoben?« fragte der König.

»Herr Jackal, Sire.«

»Wie?« fragte der König bestürzt, »man hat Herrn Jackal entführt?«

»Ja, Sire.«

»Wann?«

»Vor ungefähr drei Stunden, Sire, auf dem Wege von Paris nach Saint Cloud, als er sich nach dem Palais des Königs begab, um mit mir und dem Justizminister über neue Thatsachen zu conferiren, die, wie es scheint, zu seiner Kenntniß gekommen. Ich habe deßhalb die Ehre, Sire,« fuhr der Polizeipræfect fort, indem er sein Gespräch wieder aufnahm, »Sie zu bitten, um unberechenbarem Unfuge vorzubeugen, Paris in Belagerungszustand zu erklären.«

Der König schüttelte den Kopf«I ohne zu antworten.«

Als die Minister sahen, daß der König nicht antwortete. schwiegen auch sie.

Der König antwortete aus zweierlei Gründen nicht.

Erstens schien ihm die Maßregel eine sehr ernste.

Dann erinnert man sich des schönen Treibjagen von Compiègne, das schon seit drei Tagen

angesagt war und auf das sich der König so sehr freute; es war schwierig mit großem Lärm zu jagen an einem Tage, wo man Paris in Belagerungszustand setzte.

König Karl X. kannte die Oppositionsjournale und wußte wohl, daß sie nicht schweigen würden, wenn sich eine so gute Gelegenheit zu sprechen böte.

Paris in Belagerungszustand versetzt und der König am selben Tage in Compiègne jagend, das war unmöglich; er mußte auf die Jagd oder den Belagerungszustand verzichten.

»Nun dann, meine Herren.« fragte der König, »was denken Ihre Exzellenzen über den Vorschlag des Herrn Polizeipräsidenten?«

Man war zum großen Erstaunen des Königs einstimmig für den Belagerungszustand.

Das Ministerium Villèle, das seit fünf Jahren auf den Felsen gekittet war, fühlte an dem dumpfen Zittern der Erde eine fortschreitende Erschütterung und wartete, besser gesagt, suchte nur eine Gelegenheit, um dem Lande eine große Schlacht zu liefern.

Diese äußerste Maßregel schien keineswegs nach dem Geschmacke des Königs.

Er schüttelte zum zweiten Male den Kopf, was bedeuten wollte, daß er durchaus nicht der Ansicht des Rathes sei.

Plötzlich und wie von einem kühnen Gedanken durchzuckt, rief der König:

»Wenn ich Herrn Sarranti begnadigte! so würde ich nicht nur die Chancen des Ausstandes vermindern, sondern ich würde mir auch durch diese Gnade eine gute Zahl Parteigänger zugesellen.«

»Sire,« sagte Herr von Peyronnet, »Sterne hatte Recht, wenn er sagte, »im Herzen der Bourbonen sei nicht ein Gran Haß.«

»Wer hat das gesagt, mein Herr?« fragte Karl X., sichtlich geschmeichelt durch das Compliment.

»Ein englischer Schriftsteller, Sire.«

»Der noch lebt?«

»Nein, er ist seit sechzig Jahren todt, Sire.«

»Dieser Schriftsteller kannte uns gut, mein Herr, und ich bedaure, daß ich ihn nicht gekannt; aber entfernen wir uns nicht von der Frage, Ich wiederhole, die Geschichte des Herrn Sarranti erscheint mir nicht klar. Ich will nicht, daß man meiner Regierung verwerfe, sie habe ihre Calas und Lesurques gehabt. Ich wiederhole, ich habe große Lust, Herrn Sarranti zu begnadigen.«

Aber die Exzellenzen schwiegen wie das erste Mal.

»Nun,« sagte der König.

Man hätte glauben können, die Wachsexzellenzen aus dem Salon von Curtius existirten noch.

»Nun,« sagte der König leicht gereizt, »Sie antworten nicht, meine Herren?«

Der Justizminister, mochte er nun kühner sein, als seine Collegen, oder die Begnadigung des Verurtheilten ihn persönlicher berühren, machte einen Schritt auf den König zu und sagte sich verbeugend:

»Sire, wenn Eure Majestät mir gestatten, offen meine Meinung zu sagen, so würde ich zu behaupten wagen, daß die Begnadigung des Verurtheilten die traurigste Wirkung auf den Geist der treuen Unterthanen des Königs machen müßte; man erwartet die Hinrichtung des Herrn Sarranti, als wenn er der letzte Sprößling der bonapartistischen Partei wäre und seine Begnadigung statt als ein Art der Humanität angesehen zu werden, würde sicher als eure Schwachheit betrachtet werden. Ich bitte deßhalb den König, — und ich glaube darin im Sinne aller meiner Collegen zu sprechen, — ich bitte den König, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen.«

»Ist das wirklich die Ansicht des Conseils?« fragte der König.

Alte Minister antworteten einstimmig, daß sie die Ansicht des Justizministers theilten.

»So geschehe, wie Sie wollen,« sagte der König mit verzweifelterm Ausdrücke.

»Und der König erlaubt mir,« sagte der Polizeipræfect indem er einen Blick mit dem Präsidenten des Conseils austauschte, »der König erlaubt mir, daß ich die Stadt Paris in Belagerungszustand erkläre?«

»Leider! muß ich wohl,« antwortete langsam der König, »da es Ihrer Aller Ansicht ist; obgleich offen gesagt, dieser Belagerungszustand mir als eine sehr rigorose Art der Unterdrückung erscheint.«

»Es gibt eine nothwendige Rigorosität, Sire,« sagte Herr von Villèle, »und der Geist des Königs ist zu gerecht, um nicht zu begreifen, daß der Augenblick gekommen ist, zu strengen Maßregeln zugreifen.«

Der König stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Nun,« sagte der Polizeipræfect, »werde ich dem König einen tiefen Wunsch auszusprechen wagen.«

»Welcher wäre das?«

»Ich weiß nicht, was die Absichten des Königs für morgen sind?«

»Wahrhaftig!« sagte der König, »ich wollte in Compiègne jagen und hätte ein prächtiges

Wetter gehabt.«

»Nun gut, ich werde meinen Wunsch in eine Bitte umwandeln und den König ersuchen, Paris nicht zu verlassen.«

»Hm!« machte der König, indem er ein Mitglied des Conseils nach dem andern ansah.«

»Das ist auch unser Rath, Sire!« sagten die Minister. »Wir um den König, aber der König in unserer Mitte.«

»Nun gut,« sagte der König. »sprechen wir nicht weiter davon.«

Und mit einem Seufzer, schmerzlicher als die, welche er bisher ausgestoßen, sagte er:

»Man rufe meinen Oberjägermeister.«

»Eure Majestät wird den Befehl geben . . .?«

»Die Jagd auf ein ander Mal zu verschieben,« meine Herren, da Sie es durchaus wollen.«

Dann die Augen zum Himmel erhebend, murmelte er:

»O! was für ein schönes Wetter! Welch ein Unglück!«

In diesem Augenblick näherte sich ein Huissier dem König.

»Sire,« sagte er, »ein Mönch, der von Eurer Majestät die Ermächtigung zu haben behauptet, bei Tage wie bei Nacht vor Sie zu kommen, steht draußen in dem Vorzimmer.«

»Hat er seinen Namen gesagt?«

»Abbé Dominique, Sire.«

»Er ist es!« rief der König; »lassen Sie ihn in mein Cabinet kommen.«

Dann wandte er sich nach den erstaunten Ministern um und sagte:

»Meine Herren, niemand gehe von hier weg, bis ich wieder komme; man meidet mir einen Mann, dessen Ankunft vielleicht alles ändern kann.«

Die Minister sahen sich erstaunt an; aber der Befehl war so peremptorisch, daß man sich ihm nicht entziehen konnte.«

Unterwegs begegnete der König seinem Oberjägermeister.

»Sire, was sagt man mir?« fragte dieser, »die Jagd von morgen kann nicht stattfinden?«

»Das werden wir sogleich wissen,« antwortete Karl X. »indessen nehmen Sie keine Befehle,

als von mir an.«

Und er setzte seinen Weg, halb beruhigt durch die Hoffnung fort, daß diese unerwartete Ankunft vielleicht die furchtbaren Anordnungen für den anderen Tag modifizieren könnte.



XCI.

Wo erklärt ist, warum Herr Sarranti sich nicht mehr im Gefängniß der zum Tode Verurtheilten befand.

Als er in sein Cabinet kam, war das Erste, was dem Könige in die Augen fiel, der Mönch welcher aufrecht, blaß, unbeweglich und starr wie eine Marmorsäule am andern Ende des Zimmers stand.

Da er sich nicht sehen konnte, war die strenge und finstere Gestalt an das Lambris gelehnt, um nicht zu fallen.

Der König blieb plötzlich stehen, als er diese Art von Gespenst sah.

»Ah!« machte Karl X. »Sie sind es, mein Vater?«

»Ja, Sire,« antwortete der Priester mit so schwacher Stimme, daß man glauben konnte, sie komme aus dem Munde eines Gespenstes.«

»Aber Sie scheinen ja am Sterben zu sein?«

»Am Sterben, allerdings Sire. Ich habe, meinem Gelübde zu Folge, mehr als achthundert Stunden zu Fuß gemacht. In den Engpässen des Mont Cenis wurde ich krank; ich hatte in den pontinischen Sümpfen das Fieber geholt. Ich schwebte einen Tag zwischen Leben und Tod. Da aber die Zeit drängte, der Tag der Hinrichtung meines Vaters immer näher rückte, machte ich mich wieder auf den Weg. Mit der Gefahr, an irgend einer Quelle des Weges zu sterben, habe ich in vierzig Tagen hundert fünfzig Stunden gemacht und bin vor zwei Stunden angekommen.«

»Aber warum haben Sie nicht irgend einen Wagen genommen? Und wäre es auch nur aus Mitleid geschehen, man hätte Ihnen den Weg abgekürzt.«

»Ich hatte das Gelübde gethan, zu Fuß nach Rom zu gehen und so auch den Rückweg zu machen, Sire; ich mußte vor allem meinem Gelübde genügen.«

»Und Sie haben es erfüllt?«

»Ja, Sire.«

»Sie sind ein Heiliger.«

Ein Lächeln tiefer Trauer flog über die Lippen des Mönches.

»O! geben Sie nicht voreilig mir diesen Titel,« sagte er. »Ich bin im Gegentheil ein Verbrecher, der Gerechtigkeit für Andere und Gerechtigkeit für sich zu fordern kommt!«

»Ein Wert vor Allem, mein Herr.«

»Der König geruhe zu sprechen,« sagte der Abbé Dominique, indem er sich verbeugte.

»Sie waren nach Rom gegangen . . . in welcher Absicht? können Sie es mir jetzt sagen?«

»Ja, Sire. Ich war nach Rom gegangen, um Seine Heiligkeit zu bitten, das auf meine Lippen gelegte Siegel zu brechen, und mich zu autorisieren, das Geheimniß der Beichte zu offenbaren.«

»Auf diese Weise,« sagte der König mit einem Seufzer, »bringen Sie, obgleich nach immer von der Unschuld Ihres Vaters überzeugt, keinen Beweis dieser Unschuld bei?«

»Doch, Sire, einen unverwerflichen Beweis.«

»So sprechen Sie.«

»Kann mir der König fünf Minuten gönnen?«

»So viel Zeit als Sie wollen, mein Herr; Sie interessieren mich lebhaft. Aber setzen Sie sich. Ich zweifle, daß Sie die Kraft haben, stehend zu sprechen.«

»Die Kraft, die mir beinahe gebracht, gibt mir die Gnade des Könige wieder. Ich werde stehend sprechen, Sire, wie es einem Unterthanen zukommt, der mit seinem König spricht, oder vielmehr, ich werde knieend sprechen, wie es einem Verbrecher zukommt, der mit seinem Richter spricht.«

»Halten Sie ein, mein Herr,« sagte der König.

»Warum, Sire?«

»Sie wollen mir sagen, was Ihnen zu enthüllen verboten ist: das Geheimniß der Beichte. Ich will nicht bei einem Meineide beteiligt sein.«

»Der König verzeihe mir. So furchtbar auch die kurze Erzählung sein mag, die ich Ew. Majestät zu machen habe, Sie können sie jetzt ohne irgend einen Meineid vernehmen.«

»So will ich Sie also anhören, mein Herr.«

»Sire, ich stand an einem Todtenbette, als man mich an ein Sterbebette rief. Der Todte bedurfte meiner Gebete nicht mehr, der Sterbende aber bedurfte meiner Absolution; ich ging zu dem Sterbenden . . .«

Der König näherte sich dem Priester, dessen Stimme kaum bis zu ihm drang, und ohne sich zusetzen, stützte er seine Hände auf den Tisch.«

Er war offenbar mit dem größten Interesse beider Sache.

»Der Sterbende begann seine Beichte. aber kaum hatte er zwei Worte gesprochen, als ich ihm

ins Wort fiel.«

»Sie sind Gérard Tardieu,« sagte ich zu ihm, »ich kann kein Wort weiter von dem hören, was Sie mir sagen wollen.«

»Und weißhalb?« fragte der Sterbende.

»Weil ich Dominique Sarranti bin, der Sohn dessen, den Sie des Diebstahls und Meuchelmords, angeklagt.«

»Und ich rückte meinen Fauteuil von seinem Bette weg.«

»Aber er hielt mich an meinem Rocke zurück.«

»Mein Vater,« sagte er, »im Gegentheil, die Vorsehung führt Sie zu mir. Ich hätte Sie am Ende der Welt aufsuchen lassen, wenn ich gewußt, wo Sie finden, um Ihnen zu sagen, was Sie nun vernehmen sollen . . . Mönch, ich vertraue mein Verbrechen Ihrem Busen an. Sohn, ich gebe Ihnen die Unschuld Ihres Vaters zurück. Ich werde sterben; bin ich todt, so sagen Sie, was ich Ihnen erzählen werde . . .«

»Und dann, Sire, erzählte er mir eine furchtbare Geschichte: erstens, daß er sich selbst bestohlen, um den Verdacht auf meinen Vater zu werfen, der an jenem Tage, nachdem er gegen Ihren Bruder conspirirt, zu fliehen gezwungen war.«

»Dann erzählte er mir das Verbrechen, das wirkliche Verbrechen, Sire . . .«

»Aber wie können Sie mir das Alles sagen, mein Herr, da Sie das Allen nur unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses wissen?«

»Lassen Sie mich vollenden, Sire . . . Ich sage Ihnen, ich betheure Ihnen, ich schwöre Ihnen, daß ich Ihre Seele in keine Sünde verwickeln will, daß meine Seele allein Gefahr läuft, verloren zu gehen . . . oder vielmehr — Herr des Himmels!« fügte der Mönch hinzu, indem er die Blicke zum Himmel erhob, »bereits verloren ist.«

»Fahn Sie fort.« machte der König.

»Dann erzählte mir Gérard Tardieu, daß er, den Rathschlägen einer Frau nachgebend, mit welcher er lebte, den Entschluß gefaßt habe, seine beiden Neffen bei Seite zu schaffen. Er sei allerdings nicht ohne Zagen, nicht ohne Kämpfe, nicht ohne Gewissensbisse zu diesem Entschlusse gekommen, aber er kam dazu . . . Die beiden Mitschuldigen theilten sich in das furchtbare Geschäft: er nahm den Knaben auf sich, sie das kleine Mädchen. Ihm gelang es, indem er seinen Neffen in einen Teich warf, und ihn, so oft er auftauchte, auf den Kopf schlug . . .«

»Wissen Sie, daß das furchtbar ist, was Sie mir da sagen!«

»Furchtbar! ja, Sire, ich weiß es!.«

»Und daß Sie mir den Beweis von alle dem, was Sie da vorbringen, liefern müssen.«

»Ich werde ihn liefern, Sire.«

»Die Frau scheiterte,« fuhr der Mönch fort; »in dem Augenblicke, als sie das arme Kind erwürgen wollte, brach ein Hund, von dem Geschrei der Kleinen angelockt, die Kette, sprang durch das Fenster und an den Hals der Frau, die er erdrosselte, das kleine Mädchen floh von Blut übergossen . . .«

»Und es lebt?« fragte der König.

»Ich weiß es nicht; Ihre Polizei hat es verschwinden lassen, um dies Zeugniß zu Gunsten meines Vaters zu vernichten.«

»Mein Herr, ich schwöre Ihnen bei der Ehre eines Edelmannes, daß die Gerechtigkeit hier ihr Amt üben soll. Aber den Beweis! den Beweis!«

»Den Beweis,« sagte der Mönch, indem er ein Manuscript aus seiner Tasche zog. »Hier ist er.«

«Und sich vor dem König vorbeugend, übergab er ihm die Papierrolle, auf welcher die Worte geschrieben standen.

»Dies ist meine Generalbeichte vor Gott und vor den Menschen, welche, wenn es nöthig, nach meinem Tode veröffentlicht werden kann.

Gérard Tardieu.«

»Und seit wann haben Sie dieses Papier? fragte der König.

»Ich hatte es immer, Sire,« antwortete der Mönch; »der Mörder gab es mir, da er sich dem Tode nahe glaubte.«

»Und trotzdem, daß Sie dieses Papier besaßen, haben Sie nichts gesagt? Sie haben es nicht dem Gerichte unterbreitet? Sie haben es mir nicht gegeben?«

»Sire, sehen Sie nicht auf dem Papier selbst, daß die Beichte des Verbrechers erst nach seinem Tode veröffentlicht werden durfte.«

»Er ist also todt?«

»Ja, Sire,« antwortete der Mönch.

»Seit wann?«

»Seit drei Viertelstunden; so lange als ich brauchte, um von Vanvres nach Saint Cloud zukommen.«

»O! der Elende!« sagte der König, »das hat Gott gnädig gefügt, daß er ihn zur rechten Zeitsterben ließ.«

»Ja, ich glaube, daß es eine gnädige Fügung ist, Sire. Aber ich kenne,« fuhr der Mönch fort, indem er auf ein Knie sank, »einen noch Elenderen, als den, welcher starb.«

»Was wollen Sie sagen?« fragte der König.

»Ich will sagen, daß Herr Gérard keines natürlichen Todes gestorben ist, Sire.«

»Er hat sich selbst gemordet?« rief der König.

»Nein, Sire, er wurde ermordet!«

»Ermordet!« rief der König, der mitten in dem Dunkel eine Helle, wie die eines Blitzes gewahrte; »ermordet und von wem?«

Der Mönch zog aus seinem Busen das Messer mit welchem er Herrn Gérard getödtet und legte es zu den Füßen des Königs nieder.

Das Messer war noch ganz blutig. .

Die Hand des Mönchs war blutig.

»O!« machte der Könige indem er einen Schritt zurück that, »der Mörder sind . . .«

Er wagte es nicht zu vollenden.

»Bin ich, Sire,« sagte der Mönch, den Kopf beugend; »das war das einzige Mittel, die Ehre und den Kopf meines Vaters zu retten. Das Schaffot ist errichten Sire; befehlen Sie, daß ich es besteige!«

Es entstand eine Pause, während welcher der Mönch sein Urtheil gebeugten Hauptes erwartete.

Aber zum großen Erstaunen des Mönches sagte der König, der beim Anblick des blutbespritzten Dolches einen Schritt zurückgetreten war, mit sanftem Tone, ohne jedoch näher zu kommen: »Stehen Sie auf, mein Herr, Ihr Verbrechen ist allerdings ein furchtbares, schreckliches Verbrechen; aber es findet seine Erklärung, wenn auch nicht seine Entschuldigung in Ihrer Kindesliebe; diese hat Ihnen das Messer in die Hand gegeben, und obgleich es Niemand erlaubt sein kann, Richter in eigener Sache zu sein, so wird das Gesetz doch diesen Umstand in Betracht ziehen, und ich habe nichts zu sagen, nichts zu thun, bis zur Stunde des Gerichts, das über Sie richten wird.«

»Aber mein Vater, Sire! mein Vater!« rief der junge Mann.

»Das ist eine andere Sache.«

Der König läutete; ein Huissier erschien an der Thüre.

»Benachrichtigen Sie den Herrn Polizeipräfekten und den Herrn Großsiegelbewahrer, daß ich sie hier erwarte.«

Und da der Mönch trotz der Aufforderung, aufzustehen, am Boden knieen geblieben war, sagte der König zum zweiten Male:

»Erheben Sie sich, mein Herr.«

Der Mönch gehorchte: er war jedoch so schwach, daß er sich auf den Tisch stützen mußte, um nicht umzusinken.

»Setzen Sie sich, mein Herr,« sagte der König.

»Sire!« stotterte der Mönch.

»Ich sehe wohl, daß Sie einen Befehl brauchen. Ich befehle Ihnen deßhalb, sich zu setzen.«

Der Mönch fiel halb erschöpft auf einen Fauteuil.

In diesem Augenblicke erschienen der Polizeipräfekt und der Justizminister an der Thüre, um sich dem König zu Befehl zu stellen.

»Meine Herren,« sagte der König beinahe heiter, »ich hatte Recht, als ich Ihnen eben noch sagte, die Ankunft der Person, die man mir meldete, könne den Dingen ein ganz anderes Gesicht geben.«

»Was will Eure Majestät sagen?« fragte der Justizminister.

»Ich will sagen, daß ich großartig Recht hatte, als ich behauptete, es bedürfe des Belagerungszustandes nur im äußersten Nothfalle; wir sind aber nun nicht so weit, Gott sei Dank!.«

Dann sich an den Polizeipräfekten wendend,« fügte er hinzu:

»Sie haben mir gesagt, daß ohne dies Zusammentreffen von Manuels Leichenbegängniß und Herrn Sarrantis Hinrichtung Sie Herr der Situation zubleiben sich getrauten.«

»Ja, Sire.«

»Nun gut, Sie haben kein Zusammentreffen mehr zu fürchten. Von diesem Augenblicke an ist Herr Sarranti frei; ich habe die Beweise seiner Unschuld in Händen.«

»Aber . . .« sagte der Polizeipräfekt bestürzt.

»Sie werden den Herrn in Ihren Wagen nehmen,« sagte der König aus Bruder Dominique deutend: »Sie gehen mit ihm nach der Conciergerie, Sie setzen Herrn Sarranti augenblicklich in

Freiheit. Ich wiederhole Ihnen, er ist unschuldig und ich will nicht, daß ein Unschuldiger, sobald seine Unschuld bewiesen ist, einen Augenblick länger hinter Schloß und Riegel bleibe.«

»O, Sire, Sire!« sagte der Mönch, indem er seine Hände dankbar gegen den König ausstreckte.

»Gehen Sie, mein Herr,« sagte König Karl X. »und verlieren Sie keinen Augenblick.«

Dann wandte er sich an den Mönch und sagte:

»Sie heben acht Tage, um sich von den Anstrengungen Ihrer Reise In erholen,« sagte er zu ihm; »in acht Tagen werden Sie sich als Gefangener stellen.«

»Ja, Sire!« rief der Mönch; »soll ich schwören?«

»Ich verlange keinen Schwur von Ihnen. Ihr Wort genügt mir.«

Dann wandte er sich an den Präfekten und sagte:

»Gehen Sie, mein Herr, es geschehe, wie ich befohlen.«

Der Polizeipräfekt verbeugte sich und ging, gefolgt von dem Mönch.

»Wollen Eure Majestät mir die Gnade erzeigen, zu erklären . . .« wagte der Justizminister zu sagen.

»Die Erklärung wird kurz sein, mein Herr,« sagte der König. »Sehen Sie dies Papier, es, enthält den Beweis der Unschuld des Herrn Sarranti. Ich verpflichte Sie, es dem Minister des Innern mitzuthemen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird ihn ein peinliches Gefühl anwandeln, wenn er den Namen des wehren Mörders liest und in diesem Namen den eines Mannes findet, dessen Candidatur er unterstützte. Was den Mönch betrifft, so werden Sie, da Gerechtigkeit sein muß, dafür Sorge tragen, daß seine Sache vor die nächsten Assisen kommt, . . . Ah! sehen Sie mein Herr, nehmen Sie des Messer: es ist ein Beweismittel.«

Und indem er dem Großsiegelbewahrer die Wahl ließ, sich zurückzuziehen oder ihn zu folgen, kehrte der König heiter in den Saal zurück, wo ihn der Oberjägermeister erwartete.

»Nun. Sire? fragte dieser.«

»Es bleibt bei der Jagd von Morgen, mein lieber Graf,« sagte der König, »sorgen Sie, daß sie gut wird!«

»Der König erlaube mir zu sagen,« machte der Oberjägermeister, »daß ich seine Majestät nie heiteren Aussehens gefunden.«

»Allerdings, mein lieber Graf,« antwortete Karl X., »seit einer Viertelstunde fühle ich mich um zwanzig Jahre jünger.«

Dann sagte er zu den Ministern, die ihn ganz erstaunt anhörten:

»Meine Herren, nach den Nachrichten, die ich so eben erhalten, steht der Herr Polizeipräfekt für die Ruhe der Stadt Paris.«

Und indem er sie mit der Hand grüßte, machte er einen letzten Gang durch die Salons, theilte dem Dauphin mit, daß die Jagd abgehalten werde, sagte ein galantes Wort zur Frau Herzogin von Angouleme, küßte die Frau Herzogin von Berry, gab einen Großvaterklaps dem Herzog von Bordeaux, wie es ein Bürger aus der Rue Saint Denis oder vom Boulevard du Temple gemacht und kehrte zu seinem Schlafzimmer zurück.

Dort ging er an das Barometer, gegenüber von seinem Bette, stieß einen Freudenschrei aus, als er sah, daß es aus »beständig schön« stand, legte sich nieder und schlief mit den tröstlichen Worten ein:

»Ah! Gott sei Dank wir werden morgen schönes Wetter für die Jagd haben!«

In Folge der Ereignisse, welche wir so eben erzählt, fand Salvator das Gefängniß des Herrn Sarranti leer.



XCII.

Einen Augenblick Politik.

Unter den Personen, welche eine unglückliche Rolle in dem Drama spielten, das wir an den Augen des Lesers vorüberführten, ist eine, welche sie, wie wir hoffen, nicht ganz vergessen haben werden.

Wir wallen von dem Oberst Rappt, dem Vater und Gatten von Regina de la Mothe Haudan, sprechen.

Es versteht sich von selbst, daß, Dank der Meister Baratteau gemachten Anleihe und dein Ersatz Gibassiers, nichts von der Geschichte mit den Briefen transpirirte.

Dessen ungeachtet, damit man die nachfolgenden Scenen besser verstehe, bitten wir unsere Leser um die Erlaubnis, ihnen in einigen Worten wieder zusagen, was wir vor längerer Zeit ihnen von dem Grafen Rappt gesagt.

Petrus hatte sein physischen Portrait folgendermaßen entworfen:

»Alles ist kalt, unbeweglich wie Marmor an diesem Menschen, und scheint durch einen materiellen Trieb nach der Erde zu streben; seine Augen sind matt, wie unpolirtes Glas; seine Lippen sind dünn und aufeinander gepreßt; die Nase ist rund; der Teint hat eine Aschenfarbe; der Kopf bewegt sich, niemals die Züge. Wenn man eine Glasmaße mit frischer Haut überziehen könnte, die jedoch nicht mehr durch die Circulation des Blutes belebt wäre, so könnte dieses Meisterwerk der Natur eine schwache Idee von dem Gesichte dieses Menschen geben.«

Regina hatte sein moralisches oder vielmehr unmoralisches Portrait entworfen.

Sie hatte ihm am Abend ihrer Hochzeit, in der furchtbaren Scene, die wir erzählt, gesagt:

»Sie sind zu gleicher Zeit ehrgeizig und verschwenderisch; sie haben große Bedürfnisse und diese großen Bedürfnisse bringen Sie in Versuchung, große Verbrechen zu begehen. Vor diesen Verbrechen würde ein Anderer vielleicht zurückschauern; Sie nicht! Sie heirathen Ihre Tochter um zweier Millionen willen; Sie werden Ihre Frau verkaufen, um Minister zu werden . . .«

Dann hatte sie hinzugefügt:

»Nun, mein Herr, weilen Sie meinen ganzen Gedanken wissen? wollen Sie auf einmal wissen, was im Grunde meines Herzens für Sie ruht? Gut, es ist das Gefühl, das Sie gegen alle Welt hegen, und das ich nie zuvor gekannt: der Haß. Ich hasse Ihren Ehrgeiz; ich hasse Ihren Stolz; ich hasse Ihre Freiheit. Ich hasse Sie von Kopf bis zu Fuß. Denn Sie sind von Kopf bis zu Fuße nichts als eine Lüge!.«

Der Graf Rappt hatte also vor seiner Abreise nach St. Petersburg, wohin er, wie man sich

erinnert, in außerordentlicher Mission gesandt worden, physisch ein Marmorgesicht, moralisch ein Steinherz.

Wir wollen sehen, ob seine Reise nach dem Pole das eine oder andere verändert, modificirt oder belebt hat.

Es war am Freitag, dem 16 November, das heißt am Tage vor den Wahlen, ungefähr zwei Monate nach den Ereignissen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt.

Am 16. November war im Moniteur die Ordonnanz der Auflösung der Kammer und der Zusammenberufung der Wahlcollegien für den 27. desselben Monats erschienen.

Man gönnte also nur 10 Tage den Wählern, um sich zu versammeln, sich zu berathen und ihre Candidaten zu wählen. Diese beschleunigte Zusammenberufung würde, so dachte wenigstens Herr von Villéle, das sichere Resultat haben, die Wähler der Opposition zu zersplittern, da sie, so überrascht, die Zeit mit Disputiren verlieren würden, während die ministeriellen Wähler als eine geschlossene, vereinigte, disciplinirte und doch passive Masse, wie ein einziger Mann stimmen würden.

Aber ganz Paris witterte seit langer Zeit die Auflösung der Kammer und freute sich darauf, den Traum des Herrn von Villéle nicht zu erfüllen; denn es ist etwas schwierig, das große Paris zu blenden; es hat hundert Augen, wie Argus, und durchdringt die Finsterniß; man mag es zu Boden werfen, wie Antäus, es bekommt seine Kraft wieder, sobald es die Erde berührt; man mag es wie Enkelados begraben, wenn man es todt glaubt: so oft es sich in seinem Grabe bewegt, erschüttert es die Welt.«

Ganz Paris, ohne ein Wort zu sagen — es ist seine Beredtsamkeit, zu schweigen, es ist seine Diplomatie, Stillschweigen, zu beobachten — ganz Paris, ohne ein Wort zu sagen, schweigsam, aufmerksam, mit schamrother Stirne, blutendem und gebrochenem Herzen, ganz Paris, der ganze unterdrückte, zu Boden getretene und scheinbar slavische Paris, bereitete sich zum Kampfe vor und wählte in der Stille und mit Vorsicht seine Kämpen.

Einer der Candidaten, und es war nicht der, welcher den kleinsten Effekt auf die Bevölkerung machte, einer der Candidaten war der Oberst Graf Rappt.

Man erinnert sich, daß er ostensibler Eigenthümer eines Journals war, das die legitime Monarchie energisch, vertheidigte und daß er zu gleicher Zeit Hauptredakteur einer Revue war, welche die Regierung auf's heftigste angriff, und gegen sie zu Gunsten des Herzogs von Orleans conspirirte.

In dem Journal hatte er das Gesetz gegen die Freiheit der Presse kräftig unterstützt, gepriesen und vertheidigt; in der, darauffolgenden Nummer der Revue hatte er die Gespräche Royer-Collards wiedergegeben, wo man unter Anderem die beredten und höhnischen Worte las:

»Der Angriff ist nicht nur gegen die Freiheit der Presse, sondern gegen jede natürliche, politische und bürgerliche Freiheit, als wesentlich schädlich und unheilvoll, gerichtet. Nach dem

Grundgedanken des Gesetzes war es eine Unklugheit der Schöpfung, daß sie den Menschen frei und geistig in die Welt stellte; daher stammt alles Unglück, aller Irrthum. Eine höhere Weisheit sucht den Fehler der Vorsehung wieder gut zu machen, ihre unvorsichtige Freiheit wieder zu beschränken, und der weise verstümmelten Menschheit den Dienst zu erzeigen, sie zur glücklichen Unschuld des Thieres zu erheben.«

Handelte es sich um die Expropriation, um betrügerische, tyrannische oder Gewaltsmaßregeln, die den Ruin einer nützlichen Unternehmung zum Zweck hatten, so griff die Revue mit aller Energie den Urheber und die Immoralität dieser Maßregeln an, was das Journal seinerseits wieder auf's heftigste vertheidigte.

Mehr als einmal hatte Herr Rappt mit Stolz die Feder niedergelegt, die in dem Einen angegriffen, im Andern vertheidigt hatte, und sich innerlich zu der Geschmeidigkeit des Talentes und Geistes gratulirt, die ihm erlaubten, zwei so verschiedenen Ansichten so ausgezeichnete Gründe zu leihen.

Das war der Oberst Rappt zu allen Zeiten, aber besonders am Tage vor den Wahlen.

Am-Tage seiner Ankunft noch hatte er dem Könige über das Resultat seiner Unterhandlungen Bericht erstattet, und der König, enthusiastisch von dem Eifer und der Geschicklichkeit, mit denen er seine Mission erfüllt, hatte ihm Aussicht auf ein Ministerportefeuille eröffnet.

Graf Rappt war, entzückt von seiner Audienz in den Tuilleries, nach dem Boulevard des Invalides zurückgekehrt.

Er hatte sich sogleich daran gemacht, ein Wahlcircular aufzusetzen, das selbst den ältesten und erfahrensten Diplomaten in Verlegenheit gesetzt, wenn er es hätte erklären sollen.

Es gab wirklich nichts Vageres, nichts Zweideutigeres, nichts Doppelsinnigeres, als dieses Circular. Der König mußte entzückt, die Congregainisten zufrieden und die Wähler der Opposition angenehm überrascht sein, wenn sie es zu Gesichte bekamen.

Die Leser werden übrigens das Meisterwerk von Amphibologie würdigen, wenn sie den verschiedenen Sirenen anwohnen wollen, welche dieser große Komödiant vor einigen seiner Wähler spielte.

Das Theater stellt das Arbeitskabinet des Herrn Rappt vor: in der Mitte steht ein mit grünem Teppich und Papier bedeckter Tisch, vor welchem der Oberst sitzt. Rechts beim Eingang vor dem Fenster ein anderer Tisch, vor welchem der Sekretär des künftigen Deputirten, Herr Bordier, sitzt.

Ein Wort über Herrn Bordier.

Er ist ein Mann von fünfunddreißig Jahren, mager, blaß, mit hohlem Auge, wie Basile: das ist sein Aeußeres.

In moralischer Hinsicht besitzt er die Falschheit, Schlaueit und Bosheit Tartüffes.

Herr Rappt hat lange gesucht, wie Diogenes, nicht um einen Menschen zu finden, sondern diesen Menschen zu finden.

Endlich fand er ihn: es gibt Menschen, welche Glück haben.

Es ist ungefähr drei Uhr Nachmittags in dem Augenblick da wir den Vorhang vor diesen beiden Personen aufziehen, von denen die Eine dem Leser wohl bekannt ist: wir ersuchen ihn, der Andern nicht mehr Wichtigkeit beizulegen, als sie verdient.

Mit frühem Morgen empfängt Herr Rappt Wähler um Wähler; im Jahre 1848 suchte sie der Cundidat und zwanzig Jahre früher suchten sie den Candidaten.

Die Stirne des Herrn Rappt trieft von Schweiß, er hat das ermüdete Aussehen eines Schauspielers, der seine fünfzehn Tebleaux gespielt.

»Sind nach viele Leute im Vorzimmer Bordier? fragte er seinen Secretär muthlos.

»Ich weiß es nicht, Herr Graf, aber man kann nachsehen,« antwortete dieser.

Und er ging, um die Thüre zu öffnen.

»Es sind mindestens noch zwanzig Personen.« sagte er, beinahe eben so muthlos, als sein Herr.

»Ich werde die Geduld nicht mehr haben, all diese Nichtigkeiten anzuhören!« sagte der Oberst, indem er sich die Stirne trocknete; »der möchte man ja ein Narr werden! Ich habe auf Ehre Lust, Niemanden mehr zu empfangen.«

»Nun, Herr Graf,« sagte der Secretär in kraftlosem-Tone: »bedenken Sie doch, daß Wähler darunter sind, die über fünfundzwanzig, dreißig, ja vierzig Stimmen verfügen.«

»Und Sie sind überzeugt, Barbier, daß unter diesen allen keine schleichhändlerischen Wähler sind? Bedenken Sie, daß nicht ein Einziger existirt, der mir seine Stimme verspreche, ohne mir das Pistol auf die Brust zu setzen, oder deutlicher gesprochen, der nicht etwas für sich oder die Seinen verlangte!«

»Ich glaube, daß der Herr Graf nicht erst heute die Uneigennützigkeit der Menschen in ihrem ganzen Werthe kennen lernt!« sagte Bordier mit einem Ausdruck des Gesichtes, der für Laurent gegenüber von Baptiste oder für Bazin gegenüber von Aramis geeignet gewesen wäre.

»Nun, lassen Sie sehen, Bordier; kennen Sie diese Wähler?« sagte der Graf sich aufraffend.

»Ich kenne sie zum größten Theil, Herr Graf; jedenfalls habe ich Notizen über Alle.«

»Gut denn, so wollen nur fortfahren. Läuten Sie Baptiste.«

Bordier läutete; ein Diener erschien.

»Wie heißt der Erste, Baptiste?« fragte der Secretär.

»Herr Morin«

»Warten Sie.«

Und der Secretär las halblaut die Notizen, die er über Herrn Morin erhalten hatte.

»Herr Morin, Tuchhändler en gros. Er besitzt eine Fabrik in Louviers. Ein sehr einflußreicher Mann, welcher über achtzehn bis zwanzig Stimmen verfügt; schwachen Charakter, der von Roth zu Tricolore und von Tricolore zu Weiß übergegangen; er ist, wenn es sein Interesse gilt, alle Farben des Prismas anzunehmen gemacht. Er hat einen Sohn, **mauvais sujet** unwissend, unfähig, der sein ganzes väterliches Erbe vorher aufbraucht. Er schrieb vor einigen Tagen an den Herrn Grafen, um ihn zu bitten, seinen Sohn Du placiren.«

»Ist das Alles, Bordier?«

»Ja, Herr Graf.«

»Welcher von den beiden Morin ist da, Baptiste?«

»Ein junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren.«

»Das ist der Sohn.«

»Er will eine Antwort auf den Brief seines Vaters holen,« setzte Bordier hinzu.

»Lassen Sie ihn eintreten.« sagte der Graf mild.

Baptiste öffnete die Thüre und meldete Herrn Morin.

Ein junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, wie der Bediente gesagt, trat mit offener Miene in das Zimmer des Grafen Rappt, als die letzte Silbe seines Namens noch auf den Lippen dessen lag, der ihn meldete.

»Mein Herr.« sagte der junge Mann, ohne abzuwarten, bis Herr von Rappt oder sein Secretär das Wort an ihn richteten, »ich bin der Sohn des Herrn Morin, Tuchhändlers, Wahlmanns und Wählers in Ihrem Bezirk. Mein Vater hat Ihnen kürzlich geschrieben, um Sie zu bitten . . .«

Herr von Rappt, der nicht vergeßlich erscheinen wollte, unterbrach ihn.

»Allerdings, mein Herr,« sagte er, »ich habe einen Brief von Ihrem Herrn Vater erhalten. Er wandte sich an mich, daß ich Ihnen eine Stelle verschaffe. Und er versprach mir, daß, wenn ich das Glück hätte, Ihnen nützlich zu sein, ich auf seine Stimme und auf die seiner Freunde zählen könnte.«

»Mein Vater ist der einflußreichste Mann der Quartiers. Er gilt im ganzen Arrondissement als der eifrigste Vertheidiger des Thrones und des Altares . . . ja, obgleich er selten zur Messe geht, seine Geschäfte halten ihn davon ab. Aber Sie wissen, die auswärtigen Kunden, dummes Zeug, nicht wahr? Uebrigens ist er außerdem die eingefleischte Ordnung. Er würde sich für den Mann seiner Wahl umbringen lassen; das heißt, wenn er Sie gewählt, Herr Graf, wird er Ihre Gegner aufs Aeüßerste verfolgen.«

»Ich bin sehr glücklich, mein Herr, die gute Meinung zu kennen, welche Ihr Herr Vater von mir hat; ich wünsche sie auch zu verdienen; aber kommen wir auf Sie zurück; welche Stelle wünschen Sie, mein Herr?«

»Offen gesagt, Herr Graf,« sagte der junge Mann. verlegen mit seiner Reitpeitsche die Wade peitschend, »ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll.«

»Was verstehen Sie?«

»Wahrhaftig nicht viel.«

»Sie haben Ihre Rechtsschule durchgemacht?«

»Nein, ich verabscheue die Advokaten.«

»Sie haben Medizin studirt?«

»Nein, mein Vater verabscheut die Aerzte.«

»Sie sind vielleicht Künstler?«

»Als Kind lernte ich das Flageolett spielen und Landschaften zeichnen; aber ich ließ das alles wieder liegen. Mein Vater wird mir dreißig tausend Livres Renten hinterlassen, mein Herr.«

»So beben Sie doch wenigstens, wie alle Welt, Ihre Studien gemacht?«

»Etwas weniger, als alle Welt, mein Herr.«

»Sie waren im Collège?«

»Man ist so schlecht behandelt bei diesen Suppenhändlern; meine Gesundheit litt darunter und mein Vater nahm mich zurück.«

»Aber was treiben Sie denn gegenwärtig?«

»Ich?«

»Ja, Sie, mein Herr.«

»Durchaus nichts. . . Das ist ja der Grund, weshalb mein Vater wollte, daß ich etwas anfang.«

»So setzen Sie also Ihre Studien fort?« sagte Herr von Rappt lächelnd.

»Ah!« machte Herr Morin Sohn, indem er sich umdrehte, um nach Herzenslust zu lachen, »das Bonmot ist reizend! ja, ich setze meine Studien fort. Ah, Herr Graf, ich werde Ihr Bonmot heute Abend im Cercle wieder erzählen.«

Herr von Rappt sah den jungen Mann mit dem Ausdruck tiefer Verachtung an und begann, sich die Sache zu überlegen.

Dann sagte er nach einer Pause:

»Sind Sie ein Freund vom Reisen?«

»Das ist meine Leidenschaft.«

»So haben Sie also schon gereist?«

»Nie; sonst würde ich wohl einen Ekel am Reisen haben.«

»Gut denn, so werde ich Ihnen eine Sendung nach Thibet geben.«

»Mit einem Titel?«

»Gewiß! was ist die Stelle ohne Titel?«

»Das dachte ich auch. Und was werden Sie mit mir anfangen? wir wollen doch sehen!« sagte Herr Morin Sohn mit der Miene eines Menschen, der seinen Mitunterredner in große Verlegenheit zubringen glaubt.

»Man wird Sie zum Generalinspector der meteorologischen Beobachtungen von Thibet machen. Sie wissen, daß Thibet das Land der Phänomene ist?«

»Nein. Ich kenne nur die Thibetziegen, von denen man die Caschemirs macht, und ich habe mir nicht mal die Mühe genommen, die anzusehen, welche für den Jardin des Plantes angekommen sind.«

»Gut. Sie werden sie in ihrem Vaterlande sehen, was immer interessanter ist.«

»Gewiß; schon weil man dort mehr sieht. Aber sollten Sie meinetwegen Jemand von seiner Stelle vertreiben müssen?«

»Beruhigen Sie sich, die Stelle existirt noch gar nicht.«

»Aber wenn Sie nicht existirt, mein Herr,« rief der junge Mann, der sich mystifizirt glaubte, »wir kann ich sie denn ausfüllen?«

»Man wird sie ausdrücklich für Sie schaffen,« sagte der Graf Rappt, indem er aufstand und mit dieser Bewegung Herrn Morin verabschiedete.

Der Graf hatte diese letzten Worte mit solchem Ernste gesprochen, daß der junge Mann von ihrer Wahrheit überzeugt war.

»Mein Herr,« sagte er, indem er die Hand aufs Herz legte, »seien Sie von meiner persönlichen Dankbarkeit und der noch wichtigeren Dankbarkeit meines Vaters überzeugt.«

»Auf das Vergnügen, Sie wieder zu sehen, mein Herr,« sagte der Graf Rappt, während Bordier läutete.

Der Bediente trat ein, indem er an Herr Morin Sohn vorüber ging, als dieser ausrief:

»Welch großer Mann!«

»Welcher Dummkopf!« machte Herr von Rappt; »und solchen Menschen muß ein Mann wie ich den Hof machen. . .«

»Wer ist da, Baptiste?« fragte der Secretär.

»Herr Louis Renaud, Apotheker.«

Unsere Leser erinnern sich ohne Zweifel des braven Apothekers vom Foubourg Saint Jacques, der mit so großem Eifer Salvator und Jean Robert, beisprang, um Barthelemy Leloug zur Ader zu lassen, als er in der Nacht des Aschermittwochs von einem Schlagflusse bedroht war.

Vor seinem Hofe, wenn man sich erinnert, hatten die beiden jungen Leute die sanften Violoncellaccorde gehört, welche sie zu unserem Freunde Justin geführt, den wir eines Tages an dem Zufluchtsorte, wo er mit Mina verborgen ist, wiederfinden werden.

»Wer ist Herr Louis Renaud?« fragte der Graf Rappt, während der Bediente den Apotheker herein führte.

XCIH.

Ein Voltairianer.

Der Secretär nahm das auf Herrn Louis Renaud bezügliche Papier und las:

»Herr Louis Renaud, Apotheker, Faubourg St. Jacques, Besitzer von zwei bis drei Immobilien, und namentlich eines Hauses in der Rue Banneau, wo er selbst als Hausbesitzer wohnt und wo ein Dutzend Wähler wohnen, über deren Stimmen er verfügt; eingefleischter Bourgeois, ehemaliger Girondist, Verwünscher des Namens Napoleon, den er nie anders, als Herr von Buonaparte nennt, unfähig, einem Mitgliede der Kirche ins Gesicht zusehen, die er unter dem Collectivnamen Calotins zusammenfaßt, sparsam, classischer Voltairianer, auf alle Touquetischen Publikationen, Edition Voltaire, abonniert, und die Tabatiere beständig auf der Charte.«

»Was zum Teufel kann dieser Mensch wollen?« machte der Graf Rappt.

»Man konnte es nicht wissen,« antwortete Bordier; »aber . . .«

»Stille! da ist er,« sagte der Graf.

Der Apotheker erschien.

»Treten Sie ein, treten Sie ein, Herr Renaud,« sagte mit freundlichem Tone der künftige Deputirte, der, als er sah, daß der Apotheker voll Bescheidenheit auf der Schwelle stehen blieb, ihm entgegen ging, ihn an der Hand nahm und ihn gewissermaßen zwang, einzutreten.

Indem er ihn näher heranzog, drückte ihm der Graf Rappt lebhaft die Hand.

»Das ist zu viel Ehre, mein Herr,« murmelte der Apotheker; »wahrhaftig zu viel Ehre.«

»Wie! zu viel Ehre? Die braven Leute, wie Sie, sind eine Seltenheit, Herr Renaud, und es ist ein Vergnügen, wenn man ihnen begegnet, ihnen die Hand zu drücken. Hat nicht ein großer Dichter schon gesagt:

Die Sterblichen sind alle gleich; nicht die Geburt, Die Tugend nur macht hoch und nieder.

Sie kennen den großen Dichten nicht wahr, Herr Louis Renaud?«

»Allerdings, Herr Graf, es ist der unsterbliche Arouet de Voltaire. Aber daß ich Herrn Arouet de Voltaire kenne und bewundere, das ist kein Wunder; dagegen muß ich erstaunen, daß Sie mich kennen.«

»Ob ich Sie kenne, lieber Herr Renaud?« sagte Graf Rappt in demselben Tone, wie Don Juan sagt: »Lieber Herr Sonntag, ob ich Sie kenne, das will ich meinen, von lange her!« »Ich war

entzückt, als ich erfuhr, daß Sie die Rue St. Jacques verlassen, um sich uns zu nähern, denn wenn ich mich nicht täusche, so bewohnen Sie jetzt die Rue Bannerau.«

»Allerdings, mein Herr,« sagte der Apotheker immer erstaunter.

»Und welcher Umstand verschafft mir das Vergnügen, Sie zu sehen, lieber Herr Renaud?«

»Ich habe Ihr Circulär gelesen, Herr Graf.«

Der Graf verbeugte sich.

»Ja, ich habe es gelesen und sogar zweimal gelesen, und die Stelle, wo Sie von Ungerechtigkeiten sprechen, die unter dem Mantel der Religion begangen werden, hat mich bestimmt, trotz meines Widerstrebens, aus meiner Sphäre herauszugeben — denn ich bin Philosoph, Herr Graf, — und Ihnen einen Besuch zu machen, um Ihnen einige Thatsachen zur Unterstützung Ihrer Behauptungen an die Hand zu geben.«

«Sprechen Sie, lieber Herr Renaud, und glauben Sie, daß ich Ihnen unendlich dankbar sein für die Mittheilungen, die Sie mir zu machen so gütig sein wollen. Ah! lieber Herr Renaud, wir leben in einer traurigen Zeit!«

»Ja einer Zeit der Heuchelei und Scheinheiligkeit, mein Herr,« antwortete der Apotheker halbleise, »und unter der Herrschaft von Calotins! Sie wissen, was jüngst in Saint-Acheul geschehen?«

»Ja, mein Herr, ja.«

»Man sah Beamte, Marschälle mit Kerzen der Prozession folgen.«

»Das ist bedauerlich; aber ich glaube, Sie wollten mir nicht von Saint-Acheul sprechen.«

»Nein, mein Herr, nein.«

»Nun gut, so wollen wir von unsern Privatangelegenheiten sprechen; denn Ihre Sache ist auch die meine, lieber Nachbar. Aber wir wollen uns setzen.«

»Nein, durchaus nicht, mein Herr!«

»Wie, durchaus nicht?«

»Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, Herr Graf, aber nicht, daß ich mich nur Ihnen setzen soll; ich weiß zu gut, was ich Ihnen schuld bin.«

»Nun, ich will Sie nicht zwingen. Sagen Sie mir jetzt, was Sie zu mir führt, aber sprechen Sie offen, wie zu einem Kameraden, wie zu einem Freunde.«

»Mein Herr. ich bin Häuserbesitzer und Apotheker und fülle meine Stellung in beider

Hinsicht, wie Sie zu wissen scheinen, vollständig aus.«

»Ich weiß es, in der That, ich weiß es, mein Herr.«

»Ich bin seit dreißig Jahren Apotheker.«

»Ja, ich verstehe Sie; Sie haben mit dem Letzteren begonnen, und dies führte Sie zum Anderen.«

»Man könnte nichts vor Ihnen geheim halten, mein Herr; nun gut, ich wage zu behaupten, daß man seit dreißig Jahren, obgleich wir das Consulat und das Kaiserreich des Herrn von Buonaparte erlebt, ich wage zu behaupten, daß man seit dreißig Jahren, Herr Graf, nichts Aehnliches, wie das was jetzt geschieht, gesehen hat.«

»Was wollen Sie sagen? Sie erschrecken mich, lieber Herr Renaud!«

»Der Handel geht nicht mehr; man verdient kaum so viel, um sein Leben zu fristen, mein Herr!«

»Und woher kommt eine solche Stagnation, namentlich in Ihrem Geschäfte, lieber Herr Renaud?«

»Es ist nicht mein Geschäft, Herr Graf, und daß ich ganz uninteressirt bei der Sache bin, mag, Ihnen das beweisen, daß es meines Neffen Geschäft ist; ich habe es ihm seit drei Monaten abgetreten.«

»Und zwar zu guten Bedingungen, zu väterlichen Bedingungen.«

»Väterlichen, das ist das Wort: denn ich habe ihm ratenweise Zahlungen eingeräumt. Nun Herr Graf, das Geschäft meines Neffen steht augenblicklich still; wenn ich sage augenblicklich, so ist das mehr eine Hoffnung, als eine Ueberzeugung, Sie können sich denken, daß man aus nichts nichts macht, Mein Herr!«

»Zum Teufel!« machte der künftige Deputirte, scheinbar bestürzt. »Wer kann dem Geschäfte Ihres Herrn Neffen Fesseln anlegen? das frage ich Sie, lieber Herr Renaud. Seine oder Ihre etwas zu schroffen politischen Ansichten — vielleicht?«

»Keineswegs, mein Herr, keineswegs; die politischen Ansichten haben nichts damit zu schaffen.«

»Ah!« versetzte der Graf mit schlauer Miene, indem er seinen Worten und seinem Accente eine gewisse vulgäre Betonung verlieh, welche freilich nicht in seinem Wesen lag, die er aber annehmen zu müssen glaubte, um sich seinem Clienten etwas zu nähern, »wir haben Apotheker, welche Taugenichtse . . .«

»Ja, Herr Gassicourts zum Beispiel, der Apotheker des sogenannten Kaisers, Herrn von Buonaparte; denn Sie müssen wissen, ich nenne ihn immer Herr von Buonaparte.«

»Das war ein Lieblingsausdruck Seiner Majestät Ludwig XVIII.«

»Ich wußte das nicht; ein philosophischer König, der, dem wir die Charte verdanken. Aber um wieder aus das Geschäft meines Neffen zurück zu kommen . . .«

»Ich hätte es nicht gewagt, Sie wieder darauf zu bringen, lieber Herr Renaud; aber da Sie selbst darauf zurückkommen, machen Sie mir ein Vergnügen.«

»Nun gut, ich sagte also, man möge Girondist oder Jakobiner, Royalist oder Empirist sein, so neune ich nämlich die Napoleonisten, mein Herr. . .«

»Diese Bezeichnung scheint mir sehr treffend.«

»Ich sagte also, die Meinungen mischten sein, welcher Art sie wollen, es werde doch immer Brust- und Kopfrheumatismen geben.«

»Ja wohl,« mein lieber Herr Renaud, »ich begreife auch in der That nicht, was den Verkauf von Medikamenten an enthumirte Personen hindern könnte.«

»Indeß,« murmelte der Apotheke. der in tiefes Nachdenken versunken schien, halb beiseit, »indeß habe ich Ihr Circulär gelesen; ich glaube den innersten Sinn verstanden zu haben und deßhalb scheint es mir, daß wir uns auf das erste Wortverstehen sollten.«

»Ernst-treu Sie sich gefälligst, lieber Herr Renaud,« sagte Graf Rappt, der ungeduldig zu werden begann; »denn, offen gesagt, ich sehe nicht recht ein, welche Bezügniß mein Circulär mit dem Stillstand in dem Geschäfte Ihres Herrn Neffen haben soll.«

»Sie sehen das nicht?« fragte der Apotheker erstaunt.

»Wirklich, nein,« antwortete der künftige Deputirte ziemlich trocken.

»Haben Sie nicht eine leichte Anspielung auf die senden Culotins begangenen Schändlichkeiten fallen lassen. Calotins nenne ich nämlich die Geistlichen.

»Verstehen wir uns recht, mein Herr,« erwiderte Herr Rappt, der sich nicht zu weit zum Liliberalismns hinreißen lassen wollte, indem er erröthete. »Ich habe allerdings von Ungerechtigkeiten gesprochen, welche gewisse Personen unter dem Deckmantel der Religion begingen, allein ich habe mich keines so . . . strengen Ausdrucks bedient, wie der eben von Ihnen gebrauchte.«

»Verzeihen Sie mir den Ausdruck, Herr Graf, wie Voltaire sagt

»Ich nenne Katze eine Katze und Rollet einen Schuft.«

Graf Rappt war im Begriffe, dem würdigen Apotheker zu bemerken, daß sein Citat bezüglich des Autors unrichtig sei, wenn auch bezüglich der Worte getreu; aber er überlegte sich, daß es doch nicht der richtige Augenblick wäre, eine literarische Polemik zu eröffnen und schwieg.«

»Ich weiß nicht mit den Worten zu spielen,« fuhr der Arzt fort: »Ich habe keine bessere Bildung genossen, als so viel ich nöthig hatte, um meine Familie honett zu erziehen, und ich maße mir auch nicht an, wie ein Akademiker zu sprechen; aber ich komme auf Ihr Circulär zurück und behaupte noch, daß wir einverstanden sind, wenn ich die Sache richtig verstanden.«

Diese nicht ohne eine gewisse Härte ausgesprochenen Worte setzten den Candidaten einen Augenblick in Verlegenheit, und der Ansicht, daß sein Wähler ihn zu weit treiben könnte, beeilte er sich ihn durch die heuchlerischen Worte zurückzuhalten.«

»Man ist mit ehrenwerthen Leuten immer einverstanden, Herr Louis Reuaud.«

»Nun gut, da wir einverstanden sind,« sagte Louis Renaud, »so kann ich Ihnen erzählen, was vorgeht.«

»Sprechen Sie, mein Herr.«

»Ja dem Hause, welches ich bewohnte. als ich es meinem Neffen abtrat, ein Haus, von dem ich reden kann, weil ich der Besitzer bin, wohnte noch vor einigen Tagen ein armer alter Schulmeister; das heißt, ursprünglich war er nicht Schulmeister sondern Musiker.«

»Das hat nichts zu sagen.«

»Allerdings, das hat nichts zu sagen! Er hieß Müller und unterrichtete beinahe umsonst etwa zwanzig Kinder, indem er in dieser edeln und beschwerlichen Aufgabe den wirklichen Lehrer ersetzte, welcher Justin hieß und ins Ausland gegangen war, nicht wegen schlechter Geschäfte, sondern Familienangelegenheiten halber. Der würdige Herr Müller nun genoß die Achtung des ganzen Quartiers; aber die schwarzen Männer vom Mont Rouge gingen häufig an der Schule vorüber und sahen nicht ohne Aerger und Neid, daß Kinder von andern Leuten, als ihnen, unterrichtet werden. Eines Morgens kam man, um dem armen interimistischen Schulmeister zu bedeuten, daß er von dem Unterricht abstehen müsse und seit vierzehn Tagen sind es die Brüder Ignoranten, welche die Schule halten; alles im Interesse der Moral, Sie begreifen, wie das zugeht, nicht wahr?«

»Ich begreife nicht ganz,« machte Herr Rappt verlegen.

»Wie, Sie begreifen nicht ganz,« sagte Herr Reuaud und sich dem Grafen nähernd, indem er mit den Augen zwinkerte, setzte er hinzu:

»Sie kennen doch das neue Lied von Beranger?«

»Ich werde es doch kennen,« sagte Rappt, »aber man müßte mir verzeihen, wenn ich es nicht kenne denn seit zwei und einem halben Monat bin ich außerhalb Frankreichs, am Hofe des Czaren.«

»Ah! wenn Voltaire lebte, der große Philosoph würde nicht mehr, wie zu Zeiten Catharina II. sagen:

»Vom Norden kommt uns jetzt das Licht.«

»Herr Louis Renaud,« machte der Graf ungeduldig, »bitte, kommen wir wieder auf . . .«

»Aus das neue Lied von Beranger; Sie wollen, daß ich es Ihnen singe, Herr Graf? gerne.«

Und der Apotheker begann:

»Schwarze Männer, woher kommt Ihr? Wir kommen aus der Erde . . .«

»Nein,« sagte der Graf, »kommen wir wieder auf Ihren Herrn Müller zurück: Sie verlangen für ihn eine Entschädigung, nicht wahr?«

»O! dafür gibt es alle Arten von Rechten,« antwortete der Apotheker; »aber ich will Ihnen nicht von ihm allein sprechen: ich verlasse mich auf Sie, daß Sie diese Ungerechtigkeit wieder gut machen, die Sie wirklich überrascht hat, wie ich sehe; nein, ich wollte Ihnen von dem« Geschäfte meines Neffen sprechen.«

»Bemerken Sie wohl, mein lieber Herr, daß ich Sie beständig und mit aller Macht darauf hinführen wollte.«

»Nun denn, erstens ist das Geschäft meines Neffen gestört, weil die Brüder Ignoranten die Kinder den ganzen Tag singen lassen und die Kunden davon laufen, wenn sie das erzwungene Geschrei hören.«

»Ich werde auf Mittel denken, sie zur Mäßigung zu bringen, Herr Renaud.«

»Warten Sie einen Augenblick,« versetzte der Apotheker; »denn das ist noch nicht Alles; diese Brüder haben ferner Schwestern, das heißt, bei diesen Brüdern sind Schwestern, welche die Medicamente, die sie verfertigen, ächte Droguen, vierzig Prozent unter dem Preis verkaufen, so daß Tage vergehen, wo in der Apotheke nicht für einen Sou verkauft wird, und mein Neffe, der mir noch drei Zahlungen zu machen hat, sich gezwungen sieht, den Laden zu schließen, falls Sie nicht Mittel finden, dem Uebel zu steuern, das ihm die Brüder und Schwestern zufügen.«

»Was der Tausend!« rief Herr Rappt mit entrüsteter Miene, denn er sah wohl, daß er mit dem geschwätzigem Apotheker nicht zu Ende kommen würde, wenn er nicht in seiner Weise spräche, »wie! die Schwestern Ignoranten erlauben sich Medicamente zum Schaden eines der ehrenwerthesten Apotheker der Stadt Paris zu, verkaufen?«

»Ja! mein Herr,« sagte Louis Renaud, lebhaft gerührt durch das große Interesse, welches Graf Rappt an seiner Sache zu nehmen schien. »ja, mein Herr, sie haben diese Kühnheit, diese Pfäffinnen.«

»Es ist unglaublich t« rief Graf Rappt, indem er den Kopf aus die Brust und seine Hände auf die Kniee sinken ließ. »In was für einer Zeit leben wir, mein Gott! mein Gott!«

Und er fügte, wie voll Zweifel hinzu:

»Und Sie könnten mir den Beweis von dem liefern, was Sie mir da sagten, lieber Herr Renaud?«

»Hier ist er, mein Herr,« versetzte der Apotheker, indem er ein vierfach zusammengefaltetes Papier aus seiner Tasche zog, »ich habe hier eine von den zwölf bedeutendsten Apothekern des Arrondissement unterschriebene Petition.«

»Das empört mich wirklich,« erwiderte Herr Rappt. »Geben Sie mir das Aktenstück, lieber Herr Renaud, ich werde Ihnen genaue Rechenschaft ablegen; es soll Ihnen Recht in dieser Sache werden, das schwöre ich Ihnen, oder ich will meinen Namen als ehrlicher Mann verlieren.«

»Ah! man hatte mirs zum Voraus gesagt, daß ich mich aus Sie verlassen könne!« rief der Apotheker, gerührt durch des Resultat seines Besuches.

»O! wenn ich eine Ungerechtigkeit sehe, bin ich unbarmherzig,« sagte der Graf, indem er aufstand, und seinen Wähler nach der Thüre begleitete. »Sie sollen in Kurzem von mir hören und werden sehen, wie Ich halte was ich verspreche!«

»Mein Herr,« sagte der Apotheker, indem er sich umwandte und wie ein geschickter Schauspieler sein letztes Wort auf die Thüre versparte, »ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Offenheit und Geradheit danken soll; ich fürchtete, als ich kam, nicht, wie ich wünschte, von Ihnen verstanden zu werden.«

»Versteht man sich nicht immer, wenn Menschen von Herz zusammenkommen?« beeilte sich Herr Rappt zu sagen, indem er Louis Renaud nach der Thüre drängte.

Der brave Mann ging und Baptist meldete:

»Der Herr Abbé Bouquemont und Herr Xavier Bouquemont, sein Bruder.«

»Wer sind diese Herren Bouquemont?« fragte der Graf seinen Berichterstatter Bordier.

Bordier las:

»Abbé Bouquemont, fünfundvierzig Jahre alt; er hat eine Pfarrei in der Umgegend von Paris; ein schlauer Mensch und unerschütterlicher Intrigant, Er redigirt eine beabsichtigte, noch nicht erschienene britannische Revue, betitelt: l'Hermine. Er hat alles gethan, um Abbé zu werden und jetzt, da er Abbé ist, würde er alles thun. um Bischof zu werden; sein Bruder ist religiöser Maler, das heißt er macht nur Kirchenbilder; er flieht das Nackte. Er ist heuchlerisch, eitel und neidisch, wie alle Künstler ohne Talent.«

»Pest!« sagte Graf Rappt, »lassen Sie sie nicht warten.«

XCIV.

Ein Trio von Masken.

Baptist führte den Abbé Bouquemont und Herrn Xavier Bouquemont ein.

Graf Rappt, der sich eben gesetzt hatte, erhob sich und begrüßte die Neueintretenden.

»Herr Graf,« sagte der Abbé mit kreischender Stimme — der Abbé war ein kleiner untersetzter fetter und blatternarbiger Mann von großer Häßlichkeit —; »Herr Graf, ich bin der Besitzer und Hauptredakteur einer bescheidenen Revue, deren Namen, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch nicht die Ehre gehabt hat, bis zu Ihnen zu dringen.«

»Ich bitte um Vergebung, Herr Abbé,« unterbrach ihn der künftige Deputirte, »ich bin im Gegentheile einer der eifrigsten Leser der Hermine; denn so heißt ja wohl die Revue, welche Sie redigiren, nicht wahr?«

»Ja, Herr Graf,« sagte der Abbé verlegen, aber stark bezweifelnd, daß Herr Rappt wirklich einer der eifrigsten Leser einer Zeitschrift sei, die noch gar nicht erschienen.

Aber Bordier, der ohne die Miene zu machen, als ob er die Augen öffnete und die Ohren spitzte, alles hörte und sah, Bordier begriff das Mißtrauen des Abbé und sagte, indem er Herrn Rappt eine gelb eingebundene Broschüre bot:

»Hier ist die letzte Nummer.«

Herr Rappt warf einen Blick auf die Broschüre, vergewisserte sich daß sie ausgeschnitten war, und bot sie dem Herrn Abbé Bouquemont hin.

Dieser aber wies sie mit der Hand ab und sagte:

»Gott behüte mich, an Ihren Worten zu zweifeln. Herr Graf.«

Im Grunde seines Herzens hatte er aber sehr gezweifelt.«

»Teufel!« sagte er bei Seite. »wir müssen auf der Hut sein, wir haben es mit schlaun Leuten zuthun; Wenn der Mann ein Exemplar einer Revue hat, die noch nicht mal ausgegeben ist, muß er schon ein ganz verschlagener Patron sein. Wir wollen uns tüchtig zusammen nehmen!«

»Ihr Name,« fuhr Herr Rappt fort, »wird-wenn er es noch nicht sein sollte, sicher bald einer der berühmtesten in der »kämpfenden Presse« sein. In Beziehung auf scharfe Polemik kenne ich wenige Publicisten, die eine solche Höhe zu erklimmen bestimmt sind. Wenn alle Kämpen der guten Sache so tapfer wären, als Sie, Herr Abbé, so müßte mich alles täuschen, wenn wir noch lange zu kämpfen hätten.«

»Wirklich, mit Generalen wie Sie, Oberst,« antwortete der Abbé im gleichen Tone, »scheint mir der Sieg leicht; das sagten wir noch diesen Morgen, mein Bruder und ich, als wir die Stelle in Ihrem Circular lasen, wo Sie daran erinnern, daß alle Mittel gut seien, wenn es gilt, die Feinde der Kirche niederzuwerfen. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, Ihnen meinen Bruder vorzustellen, Herr Graf.«

Und, indem er seinen Bruder verführte, setzte er hinzu:

»Herr Xavier Bouquemont.«

»Maler von großem Talente,« sagte Graf Rappt, mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

»Wie! Sie kennen auch meinen Bruder?« fragte, der Abbé erstaunt.

»Ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein, Herr Graf?« sagte Herr Xavier Bouquemont halblaut und in einem widerlichen Fisteltone.

»Ich kenne Sie, wie ganz Paris, mein junger Meister,« antwortete Herr Rappt; »dem Rufe nach. Wer kennt die berühmten Maler nicht?«

»Nicht die Berühmtheit ist's, der mein Bruder nachstrebt,« sagte der Abbé Bouquemont, indem er die Hände demüthig in einander legte und die Augen zu Boden senkte. »Was ist die Berühmtheit? Das eitle Vergnügen, von denen gekannt zu sein, die Sie nicht kennen. Nein, Herr Graf, mein Bruder hat den Glauben. Nicht wahr, Du hast den Glauben, Xavier? Mein Bruder kennt nur die große Kunst der christlichen Maler des 14. und 15. Jahrhunderts.«

»Ich thue alles, was ich kann, Herr Graf,« sagte der Maler mit heuchlerischem Tone; »aber ich gestehe, daß ich niemals gehofft, mein armer Ruf würde bis zu Ihnen dringen.«

»Hören Sie ihn nicht an, Herr Graf,« beeilte sich der Abbé hinzuzufügen; »er ist von einer empörenden Schüchternheit und Bescheidenheit, und wenn ich ihm nicht immer aus den Fersen wäre, um ihn anzuspornen, er würde keinen Schritt vorwärts kommen. Glauben Sie wohl, zum Beispiel, daß er sich energisch weigerte, Ihnen mit mir einen Besuch abzustatten, unter dem Vorwande, Sie um einen kleinen Dienst zu bitten.«

»Wirklich, mein Herr?« sagte Graf Rappt erstaunt über die unverschämte Frechheit des Geistlichen.

»Nicht wahr, Xavier; nun, sei offen, Xavier, nicht wahr, Du weigertest Dich, zu kommen?«

»Allerdings,« antwortete der Maler, den Blick zu Boden gesenkt.

»Ich wiederholte ihm umsonst, daß Sie einer der ausgezeichnetsten Offiziere der jetzigen Zeit, einer der größten Staatsmänner Europas, einer der einsichtsvollsten Beschützer der Künste in Frankreich seien; seine verwünschte Schüchternheit, seine trostlose Empfindlichkeit wollten nichts davon wissen, und ich wiederhole Ihnen, ich war beinahe gezwungen, Gewalt zu brauchen, um ihn hierher zu bringen.«

»Leider, meine Herren,« sagte Graf Rappt, entschlossen, die Heuchelei mit ihnen bis aufs Aeüßerste zu treiben, »habe, ich nicht die Ehre, Künstler zu sein und das ist ein tiefer Kummer für mich. Was ist der kriegerische Ruhm, was ist das politische Ansehen neben der unsterblichen Krone, welche Gott um die Stirne Raphaels und Michel Angelos schlingt? Aber wenn ich auch diesen Ruhm nicht habe, so habe ich wenigstens das Glück, in naher Beziehung zu den berühmtesten Künstlern Europas zu stehen. Einige von ihnen sogar, und das ist eine Ehre, auf die ich stolz bin, haben die Güte, einige Freundschaft für mich zu hegen und ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, Herr Xavier, daß ich glücklich sein würde, wenn ich Sie unter diese zählen dürfte.«

»Nun, Xavier, machte der Abbé mit gerührtem Tone, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, wie um eine Thräne zu trocknen, »nun« Xavier, was sagte ich Dir? Habe ich die Verdienste dieses unvergleichlichen Mannes übertrieben?«

»Mein Herr!« sagte Graf Rappt, als käme er über ein solches Lob in Verlegenheit.

»Unvergleichlich! ich habe mich nicht versprochen und ich erkläre, daß ich nicht wüßte, wie ich Ihnen danken sollte, wenn Sie für Xavier den Auftrag von sechs Fresken erwirkten, mit denen wir die Wände unserer armen Kirche schmücken wollen.«

»Ach! mein Bruder« Du gehst zu weit! Du weißt wohl, daß ich bei der Krankheit unserer armen Mutter ein Gelübde gethan, diese Fresken zu malen und daß Du sie, ob sie bezahlt werden oder nicht, sicher bekommst.«

»Gewiß; aber dieses Gelübde geht über Deine Kräfte, Unglücklicher! und Du wirst Hungers sterben, wenn Du es erfüllst; denn ich, Herr Graf, habe nichts, als meine Pfarrei, deren Einkommen meinen armen Beichtkindern gehört; und Du, Xavier, hast nichts als Deinen Pinsel.«

»Du täuschest Dich, mein Bruder, ich habe den Glauben,« sagte der Maler, den Blick zum Himmel erhebend.

»Sie hören ihn, Herr Graf, Sie hören ihn. Ich frage Sie, ist das nicht trostlos?«

»Meine Herren« sagte Graf Rappt, indem er sich erhob, um den beiden Brüdern anzuzeigen, daß die Audienz geschlossen sei, »in acht Tagen werden Sie die Ausfertigung des offiziellen Auftrags der sechs Fresken erhalten.«

»Nachdem wir Sie hundert Mal, tausend Mal, Millionen Mal unseres vollsten Dankes und des thätigsten Antheils versichert, den wir morgen an der großen Schlacht nehmen, sagte der Abbé, »werden Sie uns erlauben, uns ihre ergebensten Diener zu nennen und uns zu empfehlen.«

Mit diesen Worten wollte sich Abbé Bouquemont, nachdem er sich vor dem Grafen tief vorbeugt, wirklich zurückziehen, als sein Bruder Xavier ihn mit einem gewissen Ungestüm festhielt, und zu ihm sagte:

»Noch einen Augenblick, mein Bruder, ich habe meinerseits auch einige Worte an den Herrn

Grafen zu richten. Erlauben Sie, Herr Graf?«

»Sprechen Sie, mein Herr,« sagte der Graf, ohne einen gewissen Unwillen verbergen zu können.

Die beiden Brüder waren sicher zu scharfsichtig, um diese Bewegung nicht zu bemerken; sie thaten jedoch, als wenn sie diese Pantomime nicht verstünden, und der Maler begann nun in unerschrockenem Tone:

»Mein Bruder Sulpice,« — dabei deutete er auf den Abbé, — »hat Ihnen so eben von meiner Schüchternheit und Bescheidenheit gesprochen; und erlauben Sie mir nun auch, Herr Graf, Ihnen von seiner Uneigennützigkeit, seiner unheilbaren Uneigennützigkeit, zu sprechen. So wissen Sie denn vor Allem: ich habe, obgleich ich Sie um alles nicht stören wollte, nur in der bestimmten Absicht eingewilligt, ihm hier zu folgen, um ihm zu helfen und Ihr Interesse für ihn in Anspruch zu nehmen. O! Wenn es sich nur um mich gehandelt, glauben Sie mir, Herr Graf, ich hätte niemals eingewilligt, Ihre Ruhe zu stören. Ich für mich brauche nichts, ich habe den Glauben! und wenn ich etwas brauchte, wüßte ich zu warten. Habe ich mir nicht überdies jeden Augenblick gesagt, daß wir in einem Zeitalter und in einem Lande leben, wo die, welche man die großen Meister nennt, kaum werth sind, die Pinsel Beato Angelieos und Fra Bartolomeos zu reinigen? und weßhalb das, Herr Graf? Weil die Künstler unserer Zeit keinen Glauben haben. Ich, ich habe den Glauben; das ist schuld, daß ich nichts brauche, daß ich Niemanden brauche und daß ich demzufolge Niemanden zu bitten brauche, wenigstens nicht für mich. Aber wenn ich meinen Bruder sehe, meinen armen Bruder, mein Herr, den Heiligen, der vor Ihnen steht; wenn ich ihn den Armen die zwölfhundert Franken seiner Pfarre geben und nicht so viel zurück behalten sehe, als er für den Wein braucht, mit dem er Morgens communizirt, sehen Sie, Herr Graf, dann schnürt sich mein Herz zusammen, meine Zunge entfesselt sich und ich fürchte nicht mehr aufdringlich zu sein,« denn ich bitte nicht für mich, sondern für meinen Bruder.«

»Xavier, mein Freund!« machte der Abbé heuchlerisch.

»O, ich habe gesprochen. Sie wissen jetzt, Herr Graf, was Sie zu thun haben. Ich schreibe Ihnen nichts vor, ich auferlege Ihnen nichts; ich überlasse alles Ihrem edeln Herzen. Ach! wir gehören nicht zu den Leuten, welche zu einem Candidaten kommen und sagen. »Wir sind Besitzer und Redakteure eines Journals; Sie brauchen die Unterstützung unseres Blattes, bezahlen Sie. Wir wollen den Preis des Dienstes voraus bestimmen und wir werden Ihnen diesen Dienst erweisen.« Nein, Herr Graf, nein, Gott sei Dank! wir gehören nicht zu diesen Leuten.«

»Kann es solche Menschen geben, mein Bruder?« fragte der Abbé.

»Leider, ja, Herr Abbé, sie existiren,« sagte Graf Rappt. »Aber wie Ihr Bruder sagt, Sie gehören nicht zu diesen Leuten. Ich werde mich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigen, Herr Abbé. Ich werde den Cultminister sprechen und wir wollen suchen, Ihre armseligen Einkünfte wenigstens auf das Doppelte zu erhöhen.«

»Mein Gott, Sie wissen. Herr Graf,« sagte der Abbé, »wenn man mal am Bitten ist, muß man auch etwas bitten, was der Mühe lohnt. Der Minister, welcher Ihnen nichts abschlagen kann, weil

Sie als Deputirter ihn in der Hand haben, wird Ihnen eben so gut eine Pfarrei von sechstausend Franken bewilligen, als eine von drei. Es ist nicht für mich, mein Gott, denn ich lebe von Wasser und Brod; aber meine Armen oder vielmehr die Armen des lieben Gottes!« fügte der Abbé, mit dein Blick zum Himmel, hinzu: »die Armen werden Sie segnen, und werden, durch mich belehrt, woher die Wohlthat kommt, für Sie beten.«

»Ich befehle mich Ihren Bitten wie denen Ihres würdigen Pfarrers,« sagte Graf Rappt, indem er sich zum zweiten Male erhob. »Sehen Sie sich an, als wenn Sie die Pfarrei schon hätten.«

Die beiden Brüder machten dasselbe Manöver, das sie schon einmal gemacht.

Sie gingen, gefolgt von dem Candidaten, der es für seine Pflicht hielt, sie zu begleiten, nach der Thüre, als der Abbé sich plötzlich umwandte und sagte:

»Apropos, Herr Graf, ich vergaß. . .«

»Was, Herr Abbé?«

»Es ist kürzlich in meiner Pfarrei Saint-Mandé, antwortete der Abbé in einem Tone voll Zerknirschung, »einer der ehrenwerthesten Männer der Christenheit Frankreichs, ein Mann von unerschöpflicher Wohlthätigkeit, die sich nie verleugnete, und von aufgeklärter Frömmigkeit gestorben; der Namen dieser heiligen Person ist gewiß bis zu Ihnen gedrungen.«

»Wie heißt er?« fragte der Graf, der vergeblich suchte, »wo hinaus der Abbé wollte und welch' einen Tribut er ihm aufzuerlegen gedachte.

»Es war der Stiftsamtmann Gourdon de Saint-Herem.«

»O! ja, Sulpice! Du hast Recht,« unterbrach ihn Xavier. »Ja, der Mann war ein ächter Christ!«

»Ich wäre unwürdig zu leben,« sagte Herr Rappt, »wenn ich den Namen dieses frommen Mannes nicht kennte.«

»Nun gut,« sagte der Abbé, »der arme würdige Mann ist gestorben, indem er eine unwürdige Familie enterbte und all sein Besitzthum, bewegliches wie unbewegliches, der Kirche vermachte.«

»Ach! warum erinnerst Du mich an diese schmerzlichen Dinge?« sagte Xavier, indem er sein Taschentuch an die Augen hielt.

»Weil die Kirche keine undankbare Erbin ist, mein Bruder.«

Und zu Herrn Rappt sich umwendend, nachdem er seinem Bruder diese Lection der Dankbarkeit gegeben, sagte er:

»Herr Graf, er hat sechs Bände ungedruckter religiöser Briefe hinterlassen, ächte Bekehrungen für einen Christen, eine zweite Ausgabe der »Nachfolge Christi«. Wir werden diese sechs Bande hinter einander erscheinen lassen; Sie sollen ein Fragment in der nächsten Nummer der Revue

sehen. Ich glaubte, mein theurer Bruder in Gott, Ihren Wünschen zuvorzukommen, indem ich Sie bei diesem schönen und guten Werke betheilte, und habe Sie zu diesem Ende auf die Subscriptionsliste mit vierzig Exemplaren gesetzt.«

»Daran haben Sie Recht gethan,« Herr Abbé.« sagte der künftige Deputirte, indem er sich vor Wuth die Lippen blutig biß, zum Scheine aber beständig lächelte.

»Ich war dessen gewiß!« sagte Sulpice, indem er wieder nach der Thüre ging.

Xavier aber blieb wie an den Boden genagelt stehen.

»Nun, was willst Du denn?« fragte ihn Sulpice.

»Ich machte Dich fragen, was Du machst?« antwortete Xavier.

»Nun. ich gehe, ich verlasse den Herrn Grafen; es scheint mir, wir nehmen schon zu lange seine Zeit in Anspruch.«

»Und Du gehst. vergisest sogar die Sache, wegen der wir gekommen sind; ja, ja, man beschäftigt sich mit Kleinigkeiten und vergißt darüber die Hauptsache.«

»Sage vielmehr, Sulpice, daß Du in Deiner beklagenswerthen Schüchternheit nicht wagtest, dem Herrn Grafen mit einer neuen Bitte beschwerlich zu fallen.«

»Gut denn, ja,« sagte der Abbé, »ja, ich gestehe; das ist's.«

»Er wird sich niemals ändern, Herr Graf, und wenn Sie ihm nicht mit einem Korkenzieher die Worte aus dem Munde ziehen, wird er nicht sprechen.«

»Sprechen Sie, lassen Sie hören,« sagte Herr Rappt. »Da wir mal dabei sind, lieber Abbé, wollen wir's auch ganz abmachen.«

»Sie sind es. der mich dazu erimuthigt, Herr Graf,« sagte der Abbé in schmeichelndem Tone, indem er übermenschliche Anstrengungen zu machen schien, um seine Schüchternheit zu überwinden. »Nun denn, es handelt sich um eine Schule, die wir, ich und einige Brüder, mit tausend Mühen und Sorgen in der Vorstadt Saint Jacques gegründet haben, wir wollen mit den größten Opfer, die wir uns auferlegen, das sehr theure Haus kaufen und es dann vom Erdgeschoß bis zum dritten Stock besetzen, aber ein Apotheker wohnt im Erdgeschoß und einem Theil des Entresol. Es befindet sich ein Laboratorium dort, aus welchem Dünste aufsteigen, die für die Gesundheit der Kinder unzutraglich sind. Wir möchten nun ein anständiges Mittel finden, um diesen unbequemen Gast so rasch als möglich aus dem Hause zu bringen, denn, wie man sieht, es liegt Gefahr im Verzuge.«

»Ich bin über diese Sache genau unterrichtet, Herr Abbé,« unterbrach ihn der Graf; »ich habe den Apotheker gesprochen.«

»Sie haben ihn gesprochen?« rief der Abbé.

»Ich habe es Dir doch gesagt, Xavier, daß er es war, welcher wegging, als wir eintraten.«

»Ich sagte, er sei es nicht, weil ich mir nicht denken konnte, daß er die Kühnheit haben werde, sich bei dem Herrn Grafen einzufinden.«

»Er hatte die Kühnheit,« antwortete der künftige Deputirte.

»Allerdings,« sagte der Abbé, »wenn Du ihn nur ansahst, mußttest Du erkennen, was das für ein Mensch ist.«

»Ich bin ein ziemlich guter Physiognom, meine Herren, und ich glaube es erkannt zu haben.«

»Ja diesem Falle werden Sie seine großen Nasenflügel bemerkt haben?«

»Er hat allerdings eine enorme Nase.«

»Das ist das Zeugniß der schlimmsten Leidenschaften.«

»So sagt Lavater.«

»Man erkennt daran den gefährlichen Menschen.«

»Ich glaube.«

»Wenn man ihn nur sieht, weiß man schon, daß er sich zu den gefährlichsten politischen Ansichten bekennt.«

»Er ist allerdings ein Voltairianer.«

»Das heißt so viel als Atheist.«

»Er war Girondist.«

»Das heißt er war Königsmörder.«

»Er haßt die Geistlichen.«

»Und wer die Priester haßt, liebt auch Gott nicht, und wer Gott nicht liebt, liebt den König nicht, weil der König von Gottes Gnaden regiert.«

»Er ist also entschieden ein schlechter Mensch.«

»Ein schlechter Mensch, das heißt so viel, als ein Revolutionär!« sagte der Abbé.

»Ein Blutsauger,« sagte der Maler, »der nur an den Umsturz der menschlichen Ordnung denkt.«

»Ich war davon überzeugt,« sagte Herr Rappt; »er hat ein zu ruhiges Aussehen, um nicht ein

gewalthätiger Mensch zu sein. . . Ich bin Ihnen für diese Charakteristik zu großem Danke verpflichtet, meine Herren.«

»Keineswegs, Herr Graf,« sagte Xavier, »wir haben nur unsere Pflicht gethan.«

»Die Pflicht jedes guten Bürgers,« fügte Sulpice hinzu.

»Wenn Sie, meine Herren, mir schriftliche und unzweifelhafte Beweise der Bösartigkeit dieses Menschen geben können, so wäre es vielleicht möglich, ihn verschwinden zu machen, sich seiner auf die eine oder andere Weise zu entledigen; können Sie mir diese Beweise geben?«

»Nichts leichter,« sagte der Abbé, mit einem viperartigen Lächeln; »wir haben glücklicher Weise alle Beweise in Händen.«

»Alle!« versicherte der Maler.«

Der Abbé zog aus seiner Tasche, gerade wie es der Apotheker gemacht, ein vierfach gefaltetes Papier und sagte, indem er es Herrn Rappt darbot:

»Sehen Sie hier eine von zwölf der bedeutendsten Aerzte des Quartiere unterzeichnete Petition, welche beweist, daß die von diesem Giftmischer verkauften Medicamente nicht mit der in solchen Dingen nöthigen Vorsicht präparirt sind; so daß einige von diesen Drogen unzweifelhaft den Tod herbeigeführt haben.«

»Tod und Teufel, das ist ja furchtbar,« sagte Herr Rappt, »geben Sie mir diese Petition, meine Herren und glauben Sie mir, daß ich guten Gebrauch von derselben machen werde.«

»Das Geringste, was man für einen solchen Menschen reclamiren kann, Herr Graf, da es nicht möglich ist, ihn in ein Gefängniß von Rochefort oder, Brest zu bringen, ist wenigstens eine Zelle in vicetre.«

»O! Herr Abbé, welch großes Beispiel christlicher Liebe sind Sie!« sagte der Graf, »Sie wollen die Reue, nicht den Tod des Sünders.«

»Herr Graf,« sagte der Abbé, sich verbeugend, »ich arbeite seit langer Zeit mit Hilfe von Nachforschungen, die ich mit großer Mühe anstellte, an Ihrer Biographie. Ich wartete nur noch eine Unterredung ab, wie die, welche wir eben hatten, um sie erscheinen zu lassen. Ich werde sie in der nächsten Nummer der Hermine ankündigen. Ich habe noch einen weitem Zug zu Ihrer Charakteristik die Liebe zur Humanität, hinzuzufügen.«

»Herr Graf,« fügte Xavier hinzu, »ich werde diesen Besuch nie vergessen und wenn ich den Gerechten male, bitte ich um die Erlaubnis, mich der Züge Ihres edlen Gesichten erinnern zu dürfen.«

Während dieser Unterredung hatte der Oberst, in seiner Eigenschaft als großer General, ein Titel, den ihm der Abbé gegeben, wie ein geschickter Strategiker gehandelt, und die beiden Brüder bis an die Thüre gedrängt.

Sei es nun, daß er das Manöver verstanden, oder nichts mehr zu legen hatte, der Abbé entschloß sich, die Hand auf den Knopf zu legen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, nicht durch den Druck des Abbé, sondern durch einen Druck von Außer, und die alte Marquise von la Tournelle, welche unsere Leser nicht vergessen haben, wie ich hoffe, und die durch mehr als ein verwandschaftliches Band mit dem Grafen Rappt verbunden war, stürzte athemlos in des Zimmer.

»Gott sei Dank!« murmelte Rappt, indem er sich endlich aus den Klauen der beiden Brüder befreit glaubte.



XCIV.

Wo offen gesagt ist, was an der Aufregung der Frau von la Tournelle schuldig war.

»Zu Hilfe! ich sterbe!« rief die Marquise mit schwacher Stimme, indem sie mit geschlossenen Augen in die Arme des Abbé Bouquemont sank.

»Mein Gott! Frau Marquise,« machte dieser, »Was ist geschehen?«

»Wie! Sie kennen die Frau Marquise?« sagte Graf Rappt, der näher getreten war, um Frau von la Tournelle zu unterstützen und zurücktrat, als er sie in den Armen eines Freundes sah.

Nichts in der Welt konnte ihm mehr Schrecken verursachen, als zu sehen, daß Frau von la Tournelle die Freundin eines so giftigen Menschen, wieder Abbé sei.

Er kannte die Leichtfertigkeit der Marquise und bisweilen in der Nacht fuhr er von Schweiß bedeckt auf, wenn er daran dachte, daß seine Geheimnisse in den Händen einer Frau seien, die ihn von ganzem Herzen liebte, die ihn jedoch wie der Bär des Lafontaine, eines Tages zermalmen konnte, indem sie ihm, um eine Mücke zu verscheuchen, eines seiner Geheimnisse an den Kopf warf.

Wenn die Marquise die Freundin der beiden Brüder war, so kannte er die Marquise zu gut, um zu wissen, daß sie, statt eine Stütze für ihn zu sein, eine Stütze für die Männer der Kirche sein werde.

Er wurde deßhalb immer bestürzter, als Abbé Bouquemont auf die Worte: »Wie, Sie kennen die Marquise?« die ihm beinahe unwillkürlich entschlüpft waren, die Frage des Grafen bezüglich des Herrn von Saint Herem parodierend, antwortete:

»Ich wäre nicht würdig, zu leben, wenn ich nicht eine der frommsten Personen von Paris kannte!«

Der Graf sah, daß er in Bezug auf diese Bekanntschaft einen Entschluß fassen müsse, und auf die Marquise zutretend, die aus Gewohnheit in ihrem sechzigsten Jahre eine jener Ohnmachten erkünstelte, die ihr im zwanzigsten so gut standen, fragte er sie:

»Was haben Sie, Madame? lassen Sie uns nicht länger in Unruhe, ich bitte Sie.«

»Ich werde sterben,« antwortete die Marquise, ohne die Augen zu öffnen.

Das hieß zu gleicher Zeit antworten und nicht antworten.

Gras Rappt, welcher sah, daß die Sache keineswegs so beunruhigend sei, als er anfangs gefürchtet, begnügte sich, zu seinem Secretär zuzusagen:

»Man muß ärztliche Hilfe herbeirufen, Barbier.«

»Unnützlich,« antwortete die Marquise, indem sie die Augen öffnete. und mit Schrecken um sich sah.

Sie gewährte den Abbé.

»Ah! Sie sind es, Herr Abbé,« sagte die alte Betschwester im zärtlichsten Tone.

Dieser Ton machte den Grafen schauern.

»Ja, Frau Marquise, »ich bin es,« antwortete der Abbé heiter; »und ich habe die Ehre, Ihnen meinen Bruder, Herrn Xavier Bouquemont, vorzustellen.«

»Einen Maler von großem Verdienste,« sagte die Marquise mit dem anmuthigsten Lächeln, »den ich unserem künftigen Deputirten von ganzem Herzen empfehle.«

»Unnöthig, Madame,« antwortete Herr Rappt, »diese Herren empfehlen sich durch sich selbst.«

Die beiden Brüder senkten die Blicke und verbeugten sich bescheiden und mit einer so vollkommen gleichen Bewegung, daß man hätte glauben sollen, sie geben dem gleichen Drucke nach.

»Was ist Ihnen denn geschehen. Marquise?« fragte Herr Rappt halblaut, als wollte er den beiden Fremden bedeuten, daß längeres Verweilen unbescheiden sein würde.

Der Abbé begriff die Absicht und machte eine Miene, als wollte er sich zurückziehen.

»Mein Bruder,« sagte er, »ich bemerke, daß wir die Zeit des Herrn Grafen ungebührlich in Anspruch nehmen.«

Aber die Marquise hielt ihn an seinem Rockflügel zurück.

»Keineswegs, Herr Abbé,« sagte sie; »die Ursache meines Schmerzes ist für Niemanden ein Geheimniß. Da Sie dem, was mir begegnet, überdies nicht ganz fremd sind, so bin ich entzückt, Sie hierzu finden.«

Die Stirne des künftigen Abgeordneten verdüsterte sich und die Stirne des Abbé leuchtete vor Freude.

»Was wollen Sie sagen, Frau Marquise?« rief er. »Wie ich, der ich mein Leben für Sie gäbe, sollte den Kummer haben, Ihrem Schmerze nicht ganz fremd zu sein?«

»O! Herr Abbé,« sagte die Marquise mit einem verzweifelten Tone: »Sie kennen doch Croupette?«

»Croupette!« rief der Abbé in einem Tone, der offenbar sagen wollte: »Wer ist das?«

Der Graf, welcher wußte, wer Croupette war, und die Ursache dieses großen Schmerzes der Marquise ahnte, sank in einen Fauteuil, indem er einen Seufzer der Muthlosigkeit ausstieß, wie ein Mann der des Krieges müde, seinen Feinden die Stellung überläßt.

»Ja, Croupette,« versetzte die Marquise in wehmüthigem Tone. »Sie kennen sie ganz gewiß; Sie haben mich zwanzig Male mit ihr gesehen.«

»Wo das, Frau Marquise?« versetzte der Abbé.

»Nun, auf Ihrer Pfarrei, Herr Abbé, bei der Brüderschaft, in Montrouge. Ich habe sie, oder vielmehr ich hatte sie, immer bei mir. O! großer Gott, das arme Thier, es hätte schön geheult, wenn ich es allein zu Hause gelassen.«

»Ah! nun weiß ich,« rief der Abbé. der durch den Ausruf: das arme Thier! auf die Spur gebracht war. »Nun weiß ich!.«

Und, sich wie ein Verzweifelter auf die Stirne schlagend, rief er:«

»Es handelt sich um Ihre reizende kleine Hündin! ein allerliebstes, kleines Thier. anmuthig und klug! Ihm wäre ein Unglück begegnet, Frau Marquise, dieser lieben, kleinen Croupette.«

»Ein Unglück! allerdings ist ihm ein Unglück begegnet,« rief die Marquise schluchzend; »es ist todt, Herr Abbé!«

»Todt!« riefen die beiden Brüder im Chor.

»Das Opfer eines schändlichen Verbrechens, eines abscheulichen hinterlistigen Streiches.«

»O Himmel!« rief Xavier.

»Und wer ist der Urheber dieser verwünschten Missethat?« fragte der Abbé.

»Wer? Sie fragen?« machte die Marquise.

»Ja, wir fragen,« sagte Xavier.

»Nun denn,« sagte die Marquise, »es ist unser gemeinschaftlicher Feind, der Feind der Regierung, der Feind des Königs, der Apotheker des Faubourg Saint Jacques!«

»Ich war davon überzeugt!« rief der Abbé.

»Ich hätte daraus schwören mögen,« sagte der Maler.

»Aber wie ist das gekommen, mein Gott?«

»Ich war zu unsern guten Schwestern gegangen, machte die Marquise: »als ich an dem

Apotheker vorüber komme, bleibt die arme Croupette, die ich an der Leine führe, stehen — ich glaube das arme Thier müsse einen Augenblick stehen bleiben. — Ich bleibe auch stehen. . . Plötzlich stößt es einen Angstschrei aus, sieht mich schmerzlich an und fällt tod auf das Pflaster.«

»Furchtbar!« rief der Abbé, indem er den Blick zur Decke erhob.«

»Schrecklich!« sagte der Maler, sich des Gesicht bedeckend.

Während dieser Erzählung hatte der Graf seine Ungeduld an einem Packet Federn ausgelassen, deren Posen er sammt und sonders ausgeschnitten.

Die Frau Marquise von la Tournelle bemerkte plötzlich, welch' geringes Interesse er an der Erzählung dieser rührenden Catastrophe nahm und wie ungeduldig ihn die Anwesenheit der beiden Brüder machte.

Sie stand auf.

»Meine Herren, sagte sie mit kalter Würde, »ich bin Ihnen um so dankbarer für die Beweise von Theilnahme, welche Sie der unglücklichen Croupette geben, als diese lebhaft contrastiren mit der tiefen Gleichgültigkeit meines Herrn Neffen, der nur mit seinen ehrgeizigen Planen beschäftigt, keine Zeit hat, Angelegenheiten des Herzens die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.«

Die beiden Brüder sahen den Grafen Rappt entrüstet an.

»Kröte und Viper!« murmelte dieser.

Dann sich an die Marquise wendend, sagte er zu ihr:

»Keineswegs, Madame, und Beweis vom Gegentheil, daß ich nämlich den lebhaftesten Antheil an Ihrem Kummer nahm, mag Ihnen das sein, daß ich mich zu Ihrer Disposition stelle, um den Urheber des Vergebens zu verfolgen.«

»Haben wir es Ihnen nicht gesagt, Herr Graf,« machte der Abbé, »daß dieser Mensch ein Elender sei, der jedes Verbrechens fähig ist?«

»Ein großer Missethäter!« machte Xavier.

»Sie haben es mir allerdings gesagt,« meine Herren,« versetzte der Deputirte, indem er aufstand und die beiden Brüder grüßte, als wollte er sagen: »Da wir uns nunmehr verstehen, da wir jetzt derselben Ansicht sind, da keine Meinungsverschiedenheit uns fortan trennt, so gehen Sie nach Hause und lassen Sie mich in Ruhe.«

Die beiden Brüder verstanden die Bewegung und namentlich den Blick.

»Leben Sie wohl denn, Herr Graf,« sagte der Abbé Bouquemont mit etwas kaltem Ausdruck.

»Ich bedaure, daß Sie uns nicht noch einige Augenblicke widmen konnten; wir hatten Ihnen noch einige wichtige Fragen vorzulegen.«

»Von höchster Wichtigkeit,« sagte Xavier bei.

»Es ist nur aufgeschoben,« sagte der künftige Deputirte, »und ich schmeichle mir, daß ich das Vergnügen haben werde. Sie wieder zu sehen.«

»Es ist unser glühendster Wunsch.« machte der Maler.

»Aus baldiges Wiedersehen also,« machte der Abbé.

Und sich vor dem Grafen verbeugend, ging der Abbé zuerst weg; sein Bruder, nachdem er seinem ältern Bruder in allein nachgeahmt, folgte ihm.

Gras Rappt schloß die Thüre hinter ihnen und blieb einige Zeit, die Hand auf die Klinke stützend, stehen, um sich zu versichern, daß sie nicht zurückkehrten.

Dann wandte er sich an seinen Secretär und sagte mit einer Stimme, die nur so viel Kraft übrig behalten zu haben schien, um diesen letzten Befehl zu geben:

Bordier, Sie kennen doch diese beiden Menschen?«

»Ja, Herr Graf, machte Bordier.

»Gut denn, Bordier, ich jage Sie fort, wenn diese nach einmal den Fuß in mein Cabinet setzen.«

»Welche Wuth gegen Männer Gottes, mein lieber Rappt!« sagte die Marquise in frömmelndem Tone.

»Männer Gottes, sie!« rief der künftige Deputirte vor Zorn roth werdend. »Helfershelfer des Satan, Abgesandte des Teufels! wollten Sie sagen.«

»Sie täuschen sich, mein Herr, und zwar ganz und gar, das schwöre ich Ihnen,« sagte die Marquise.«

»Ah! das ist wahr, ich vergaß, daß es Ihre Freunde sind.« -

»Und ich habe für die Frömmigkeit des Einen die tiefste Bewunderung und für das Talent des Andern die herzlichste Sympathie.«

»Wohl, ich mache Ihnen mein aufrichtigstes Compliment, Marquise, « sagte der Graf, indem er sich die Stirne trocknete: »Ihre Sympathie und Ihre Bewunderung sind gut angebracht. Ich habe eine große Anzahl von Schuften kennen gelernt, seit ich im öffentlichen Amte bin; aber zum ersten Male in meiner ganzen Carrière habe ich Intriganten von diesem Kaliber getroffen. O! die Kirche wählt ihre Leviten gut. Es setzt mich nicht in Erstaunen, daß sie so unpopulär ist.«

»Mein Herr,« rief die Marquise heftig erzürnt, »Sie blaephemiren.«

»Sie haben Recht; wir wollen nicht mehr von ihnen sprechen; lassen Sie uns zu etwas Anderem kommen.«

Dann wandte er sich an seinen Secretär und sagte, indem er wieder auf den Weg zu kommen suchte, den er eben verloren hatte:

»Bordier, ich habe mit meiner lieben Tante eine Sache von höchster Wichtigkeit zu besprechen. Es ist mir deßhalb unmöglich, weitere Besuche zu empfangen. Gehen Sie in das Vorzimmer, und schicken Sie mit Ausnahme von zwei bis drei Personen, deren Auswahl ich Ihrem Scharfblick überlasse, die Uebrigen weg. Auf Ehre, ich bin ganz gebrochen von Anstrengung.«

Der Secretär ging und Gras Rappt blieb mit der Marquise von la Tournelle allein.

»O, wie abscheulich die Menschen sind,« murmelte die Marquise dumpf vor sich hin, indem sie halbohnmächtig in einen Fauteuil zurücksank.

Herr Rappt hatte gute Lust, es ebenso zu machen: aber der Wunsch, jene wichtige Unterredung mit seiner Tante zu haben, von welcher er Bordier gesprochen, hielt ihn zurück.«

»Liebe Marquise,« sagte er, indem er auf sie zuging und leicht mit der Hand ihre Schulter berührte, »ich wäre bereit, namentlich in diesem Augenblicke, ganz auf Ihre Interessen einzugehen; aber Sie wissen, daß es nicht der rechte Augenblick ist, uns in allgemeine Betrachtungen zu verlieren; die Wahlen finden übermorgen statt.«

»Das ist der Grund,« versetzte die Marquise, »weßhalb ich es unklug finde, daß Sie sich zwei Menschen zu Feinden machen, die bei der clericalen Partei solchen Einfluß haben, wie der Abbé Bouquemont und sein Bruder.«

»Wie! zwei Feinde?« rief der Graf; »zwei Feinde aus diesen beiden Schuften.«

»O! Sie können darauf zählen. Ich habe gesehen, welcher Haß aus ihren Blicken sprühte, als diese beiden würdigen jungen Männer Abschied nahmen.«

»Diese beiden würdigen jungen Männer! . . .Wahrhaftig, Sie machen mich fluchen, meine Tante. . . Feinde! . . . Ich sollte mir Feinde aus diesen beiden Schurken gemacht haben?. . . Ein Blick des Hasses! . . . Sie hätten mir einen Blick des Hasses zugeworfen, als sie mich verließen. . . Aber, wann haben sie mich verlassen, Frau Marquise; wissen Sie, daß sie seit mehr als einer Stunde hier waren? Wissen Sie, daß sie diese Stunde damit zugebracht, abwechselnd mir zu schmeicheln und mir zu drohen? Wissen Sie, daß ich dem Einen eine Pfarrei mit fünf bis sechstausend Franken, dem Andern die Ausmalung einer Kirche versprochen; und nun, nachdem ich ihre Habgier gesättigt, soll ich ihren Haß ernten müssen? O! meiner Treue, so wenig reizbar ich bin, das Herz hat sich mir zuletzt vor Widerwillen umgedreht, und wenn sie nicht selbst gegangen wären, ich glaube, Gott verzeihe mir, ich hätte sie vor die Thüre gesetzt.«

»Und Sie hätten sehr großes Unrecht gehabt; Abbé Bouquemont ist der Vertraute des Monseigneur Coletti, der mir bereits sehr schlecht aus Sie zusprechen scheint.« .

»Ah! da sind wir bei dem rechten Thema, es ist Zeit. Was sagen Sie mir da, Monseigneur Coletti sollte schlecht aus mich zu sprechen sein?«

»Seht schlecht.«

»Sie haben ihn also gesprochen?«

»Helfen Sie mich nicht darum gebeten?«

»Gewiß, denn dieser Besuch ist ja gerade die wichtige Sache, von der ich mit Ihnen sprechen wollte.«

»Es muß Ihnen Jemand bei dein Monseigneur geschadet haben. mein lieber Graf.«

»Nur keine Umschweife, Marquise; erklären wir uns. Sie lieben mich von ganzem Herzen, nicht wahr?«

»Mein lieber Rappt, können Sie daran zweifeln?«

»Ich zweifle nicht daran. Deshalb spreche ich auch offen mit Ihnen. Ich muß berühmt werden. Ich will es sein. Es ist für mich das **to be or not to be**; meine ganze Zukunft beruht darauf. Der Ehrgeiz wird mir das Glück ersetzen. Aber dieser Ehrgeiz muß befriedigt werden. Ich muß Deputierter werden, um Minister zu sein; ich will Minister sein; ich muß Minister sein. Nun denn, Monseigneur Coletti hatte versprochen, daß er durch die Herzogin von Angouleme, deren Beichtvater er ist, den König zu dieser Ernennung bringen werde. Hat er gethan, was er versprochen?«

»Nein,« sagte die Marquise.

»Er hat es nicht gethan?« rief der Graf erstaunt.

»Und,« sagte die Marquise, »ich glaube sogar, daß er gar nicht geneigt ist, es zu thun.«

»Wie — wahrhaftig, der Kopf möchte mir zerspringen! — er weigert sich, mich zu unterstützen?«

»Durchaus.«

»Er hat es Ihnen gesagt?«

»Ja.«

»So! er hat also vergessen, wer ihn zum Bischof gemacht, und daß Sie es sind, durch die er in das Haus der Frau Herzogin von Angouleme kam?«

»Er erinnert sich alles dessen, aber all das, sagt er, werde ihn nicht gegen sein Gewissen handeln lassen.«

»Sein Gewissen! sein Gewissen! murmelte der Graf Rappt. »Bei welchem Wucherer hatte er es denn versetzt und welcher meiner Feinde hatte ihm das Geld geliehen, um es auszulösen?«

»Mein lieber Graf! mein lieber Graf!« rief die Marquise sich bekreuzend, »ich kenne Sie nicht wieder; die Leidenschaft hat Sie ganz wirr gemacht!«

»Das ist ja um sich den Kopf gegen die Wand zu rennen. Wieder Einer, den ich erkaufte glaubte, und der seinen Preis machen will, ehe er sich verkauft! Meine liebe Marquise, setzen Sie sich in Ihren Wagen . . . Sie sehen heute Welt bei sich, nicht wahr?

»Ja.«

»Nun, so gehen Sie zu Monseigneur Coletti, laden Sie ihn ein«

»Sie denken doch nicht, es ist ja zu spät.«

»Sie sagen, Sie hätten ihn in eigener Person einladen wollen.«

»Ich komme eben von ihm und habe ihm nicht ein Wort davon gesagt.«

»Wie, Sie wissen, wie wenig Zeit ich habe und vermochten ihn nicht, mit Ihnen zu kommen?«

»Er hat sich geweigert, indem er sagte, daß, wenn Sie glaubten, etwas mit ihm zu thun zu haben, es an Ihnen sei, zu ihm zu kommen und nicht an ihm, zu Ihnen zu kommen.«

»Ich werde ihn morgen besuchen.«

»Es wird zu spät sein.«

»Wie das?«

»Die Journale werden erschienen sein und was man gegen Sie zu sagen hat, wird gedruckt sein.«

»Was kann er gegen mich zu sagen haben?«

»Wer weiß?«

»Wie! Wer weiß? Erklären Sie sich.«

»Monseigneur Coletti ist, wie Sie wissen, im Begriff die Prinzessin Rina zum Katholizismus zu bekehren.«

»Sie hat noch nicht convertirt?«

»Nein; aber ihre Gesundheit wird täglich schwächer; er ist überdies der Beichtvater Ihrer Frau.«

»O! Regina hat nichts gegen mich sagen können«

»Wer weißt in der Beichte. . .«

»Madame!« machte der Graf entrüstet, »für die schlechtesten Sünder ist die Beichte heilig.«

»Nun, was weiß ich! aber wenn ich Ihnen einen Rath geben soll. . .«

»Nun?«

»So steigen Sie in Ihren Wagen und machen Sie Frieden mit ihm.«

»Aber ich habe noch einige Wähler zu empfangen.«

»Verschieben Sie sie auf morgen.«

»Ich werde ihre Stimme verlieren.«

»Besser drei Stimmen verlieren, als tausend.«

»Sie haben Recht. — Baptiste!« rief Herr Rappt, indem er sich an die Glocke hing.
»Baptiste!«

Baptiste erschien.

»Meinen Wagen,« sagte der Graf, »und schicken Sie mir Bordier.«

Einen Augenblick später trat der Secretär in das Cabinet.«

»Bordier« sagte der Graf, »ich gehe über die Hintertreppe weg; schicken Sie alles fort.«

Und nachdem er lebhaft die Hand der Marquise geküßt, stürzte Herr Rappt aus seinem Cabinet, jedoch nicht so lebhaft, daß er nicht Frau von la Tournelle zu seinem Secretär hätte sagen hören:

»Und jetzt, Bordier, wollen wir den Tod Croupettes zu rächen suchen, nicht wahr?«

XCVI.

Wo gezeigt ist, daß zwei Auguren sich nicht ansehen können, ohne zu lachen.

Graf Rappt kam rasch nach der Rue St. Guillaume, wo das Hotel lag, das Monseigneur Coletti inne hatte.

Monseigneur bewohnte einen Pavillon zwischen Hof und Garten. Es gab nichts Reizenderes als diese Wohnung; es war das ächte Nest für einen Poeten, Liebenden oder Abbé, offen da liegend für die Mittagssonne und hermetisch verschlossen für die grausamen Nordwinde.

Das Innere dieses Pavillons verrieth aus den ersten Blick die raffinierte Sinnlichkeit der heiligen Person, die ihn bewohnte. Eine laue, balsamische, wollüstige Luft umfing den Eintretenden, und ein Mensch, den man mit verbundenen Augen dahin gebracht, hätte, wenn er nur den Duft der Atmosphäre eingeathmet, sich in einem jener geheimnißvollen berausenden Boudoirs glauben müssen, wo die Beaus des Directoriums ihre Hohenlieder sangen und ihren Weihrauch verbrannten.

Ein Diener, halb Huissier, halb Geistlicher, führte den Grafen Rappt in einen kleinen, halberleuchteten oder vielmehr halb dunkeln Solon, durch den man in das Empfangszimmer kam.

»Seine Eminenz ist in diesem Augenblicke sehr beschäftigt,« sagte der Diener. »Und ich weiß nicht, ob Sie empfangen werden; aber wenn Sie mir Ihren Namen sagen wollen . . .«

»Melden Sie den Grafen Rappt,« antwortete der künftige Deputierte.

Der Diener verbeugte sich tief und trat in den Salon.

Er kehrte einige Augenblicke später zurück und sagte:

»Seine Eminenz werden den Herrn Grafen empfangen.«

Der Oberst wartete nicht lange. Nach Verfluß von fünf Minuten sah er aus dem Salon, begleitet von Monseigneur Coletti, zwei Personen treten, deren Gesicht er anfangs wegen der Dunkelheit. Die in dem Zimmer herrschte, nicht unterscheiden konnte, die er aber bald erkannte, als er sie sich mit einer Servilität, von der nur die Brüder Bouquemont sein konnten, vor ihm verbeugen sah.

Es war wirklich Sulpice und Xavier Bouquemont.

Herr Rappt grüßte sie so höflich er nur konnte und trat, gefolgt von dem Bischof, der durchaus nicht vorangehen wollte, in den Solon.

»Ich war nicht auf die Ehre und das Vergnügen gefaßt, Sie heute zu sehen, Herr Graf,« sagte

Seine Eminenz, indem er den Grafen Rappt auf eine Causeuse sitzen ließ und sich dann gleichfalls setzte.

»Und weißhalb. Monseigneur?« fragte dieser.

»Weil ein Staatsmann, wie Sie,« antwortete Monseigneur Coletti mit demüthiger Miene, »am Tage vor der Wahl anderes zu thun haben muß, als einen armen Einsiedler wie mich zu besuchen.«

»Monseigneur,« sagte der Graf lebhaft, da er sah, daß ihn diese heuchlerische Comödie zu weit führen könnte, »die Frau Marquise Tournelle hatte die Freundlichkeit mir mitzutheilen, daß ich, was mich sehr überraschte und bekümmerte, allen Credit bei Ihnen verloren.«

»Die Frau Marquise von la Tournelle ging vielleicht etwas zu weit, als sie sagte: allen Credit,« warf der Abbé ein.

»Sie wollen damit sagen, Monseigneur, daß wenig fehlt.«

»Ich gestehe, Herr Graf,« antwortete der Abbé, die Stirne mit einem schmerzlichen Ausdrucke runzelnd und die Augen zum Himmel erhebend, als wenn er auf den Sünder, der vor ihm saß, die ganze göttliche Barmherzigkeit herabrufen wollte, »ich gestehe, daß in dem Augenblicke, wo Seine Majestät mich um meine offene Meinung über Ihre Wiedererwählung und Ihren Eintritt ins Ministerium befragte, ich gestehe . . . daß ich, ohne alles zu sagen, was ich dachte, mich gezwungen fühlte, den König zu bitten, sich die Sache zu überlegen und nicht einen Entschluß zu fassen, ehe ich zuvor mit Ihnen gesprochen.«

»Ich bin auch nur zu dem einen Zwecke hier, Monseigneur,« sagte der künftige Deputirte ziemlich trocken.

»Nun gut . . . so lassen Sie uns plaudern, Herr Graf.«

»Was haben Sie mir vorzuwerfen, Monseigneur?« fragte Herr Rappt; »wohlverstanden persönlich.«

»Ich!« rief der Bischof mit unschuldiger Miene; »ich sollte Ihnen persönlich etwas vorzuwerfen haben? Sie machen mich in der That verlegen; denn so bald es sich nur um mich handelt, Herr Graf, so habe ich nur zu loben! Ich habe es dem Könige gesagt, ich gestehe es laut; ich sage es jedermann, der es hören will, ich bin Ihr dankbarster Diener.«

»Um was handelt es sich aber denn? Da Sie, wie Sie sagen, nur zu loben haben, woher kommt denn der Mißcredit, in welchem ich bei Ihnen stehe?«

»Das läßt sich Ihnen sehr schwer sagen,« machte der Bischof, indem er mit verlegener Miene den Kopf schüttelte.

»Ich kann Ihnen vielleicht helfen, Monseigneur.«

»Das ist mein sehnlichster Wunsch, Herr Graf; Sie ahnen auch vielleicht, wie mich dünkt, um was es sich handelt?«

»Keineswegs; ich versichere Sie,« versetzte Herr Rappt; »aber indem wir beide suchen, werden wir vielleicht auf das Richtige kommen.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Es sind in Ihnen zwei Menschen, Monseigneur der Geistliche und der Staatsmann,« sagte der Graf, indem er den Bischof fest ansah; welchen von beiden habe ich beleidigt?«

»Keinen von beiden,« antwortete der Bischof, indem er sich stellte, als zögerte er.

»Ich bitte um Vergebung, Monseigneur,« fuhr Graf Rappt fort; »wir wollen offen sprechen, sagen Sie mir, welchem von beiden ich eine Rechtfertigung und Sühne schuldig bin.«

»Hören Sie mich an, Herr Graf,« sagte der Bischof; »ich werde wirklich offen mit Ihnen reden; und um damit zu beginnen, erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, welche Bewunderung ich für Ihr schönes Talent habe. Kein Mann schien mir bis jetzt würdiger, als Sie, sich zu den höchsten Würden des Staates emporzuschwingen; unglücklicher Weise hat ein Flecken den Glanz, mit dem ich Sie bis jetzt so gerne umgab, verdunkelt.«

»Erklären Sie sich, Monseigneur. Ich wünsche nichts mehr, als zu beichten.«

»Nun gut,« sagte langsam und kalt der Bischof, »ich nehme Sie beim Wort; ich will Sie beichten lassen. Der Zufall hat mich zum Mitwisser eines Vorgehens gemacht, das Sie begangen; gestehen Sie, als stünden Sie vor dem Bußgericht; und müßte ich selbst meine Kniee brauchen, um für Sie zu bitten, ich würde Tag und Nacht die göttliche Gnade anrufen, bis ich Verzeihung für Sie erlangt.«

»Heuchler!« dachte Graf Rappt, »Heuchler und Dummkopf! Wie kannst Du glauben, daß ich so einfältig sein werde, mich im Netze fangen zu lassen? Im Gegentheil, ich werde Dich beichten lassen . . . Monseigneur,« fuhr er laut fort, »wenn ich Sie recht verstanden, so sind Sie *durch Zufall* (und er legte absichtlich Nachdruck auf dieses Wort) durch Zufall zur Kenntniß eines Vergehens gekommen, das ich begangen. Bringen Sie mich ein wenig auf die Spur! Ist es eine lösliche Sünde . . . oder . . . eine Todsünde? Darauf beruht die ganze Frage?«

»Prüfen Sie sich, Herr Graf, fragen Sie sich,« sagte der Bischof mit einer Miene voll Zerknirschung, »erforschen Sie Ihr Gewissen, haben Sie etwas Schweres . . . sehr Schweres sich vorzuwerfen? Sie wissen, daß ich für Ihre Familie und für Sie insbesondere eine wahrhaft väterliche Zuneigung fühle; ich werde alle Nachsicht walten lassen. Sprechen Sie deßhalb mit Vertrauen; Sie haben keinen ergebeneren Freund, als mich.«

»So hören Sie denn, Monseigneur,« versetzte Graf Rappt, indem er den Bischof streng ansah: »wir kennen beide die Menschen, wir kennen, um uns nicht zu täuschen, der Eine wie der Andere, der Eine so gut, wie der Andere, die menschlichen Leidenschaften. Wir wissen, daß

Wenige in unser Alter kommen, mit unsern Ansprüchen auf das Leben und mit unserem Ehrgeize, ohne, wenn sie hinter sich blicken, Schwachheiten zu entdecken!«

»Gewiß!« unterbrach ihn der Bischof, indem er die Augen senkte, denn er konnte den festen Blick des Deputirten nicht aushalten, »die menschliche Natur ist unvollkommen; gewiß, wir haben hinter uns, in unserem Gefolge, auf unsern Fersen einen ganzen Cortege von Verwirrungen und Schwächen. . .Aber,« versetzte er, indem er den Kopf erhob, »es sind Schwächen, die, wenn wir sie sich ausbreiten ließen, ernstlich gefährlich werden könnten! Wenn es ein derartiges Vergehen ist, so müssen Sie gestehen, Herr Graf, daß wir unserer zwei nicht zu viel wären, um die Gefahren zu beschwören, die daraus hervorgehen könnten. Fragen Sie sich deßhalb.«

Der Graf betrachtete den Bischof mit einem Blick voll Haß. Er hatte Lust ihn mit Schmähungen zu überhäufen; er dachte jedoch, daß es klüger gehandelt sein werde, wenn es, nach seinem Beispiel den Jesuiten spielte; und er antwortete mit zerknirschtem Ausdruck:

»Ach! Monseigneur, erinnert man sich alles dessen genau, was man Böses oder Gutes in dieser Welt thun konnte? Ein Fehler, der uns leicht und von geringer Bedeutung erscheinen kann, weil wir wissen, daß der Erfolg die Mittel rechtfertigt, kann ein ungeheurer Fehler, ein furchtbares Verbrechen in den Augen der Gesellschaft werden. Die menschliche Natur ist so unvollkommen, wie Sie selbst soeben sagten; unser Ehrgeiz ist so groß! unsere Absichten sind so weitsichtig! unser Leben ist so kurz wir sind so sehr daran gewöhnt, um zu unserem Ziele zu gelangen, jeden Tag unvermutheten Dornen auszuweichen, durch neue Uebel uns zu schlagen, daß wir leicht das Elend des vorhergehenden Tages vergessen gegenüber den Mißhelligkeiten des Augenblicks. Und dann, wer von uns trüge nicht in der Tiefe seines Herzens sein gefährliches Geheimniß, seine Reue, seine Befürchtungen? Wer könnte, wenn er in unser Alter gekommen, mit gutem Gewissen sagen: »Ich ging bis heute auf dem geraden Wege, ohne einen Tropfen meines Blutes an den Dornen des Weges zu lassen! Ich habe, meine Aufgabe glänzend vollendet, ohne diesen oder jenen Fehler, dieses oder jenes Verbrechen sogar; auf mir lasten zu wissen!« Ein solcher möge sich vor mir zeigen, wenn er den geringsten Ehrgeiz im Herzen hat, und vor einem solchen will ich mich demüthig beugen, zu einem solchen will ich, mir auf die Brust schlagend, sagen: »Ich bin unwürdig, Dein Bruder zu sein.« Das Herz des Mannes gleicht den groben Flüssen, die den Himmel an der Oberfläche widerstrahlen, und den Schmutz ihres Bettes den Blicken verbergen. Verlangen Sie deßhalb nicht die Beichte dieses oder jenes Geheimnisses von mir, Monseigneur! Ich habe mehr Geheimnisse, als Jahre! Sagen Sie mir vielmehr, welches von jenen Geheimnissen Sie erfahren haben und wir werden beide das Mittel suchen, wie diese Sünde vergeben werden kann.«

»Ich wünsche nichts mehr, als Ihnen angenehm zu sein, Herr Graf,« sagte der Bischof »indessen, wenn Ihr Geheimniß mir anvertraut wurde und zwar unter dem Gelöbniß, es zu bewahren, wie, wollen Sie dann, daß ich meinen Schwur breche?«

»Geschah dies in der Beichte?« fragte Herr Rappt.

»Nein . . . nicht gerade,« sagte der Bischof zögernd.

»Dann können Sie sprechen,« sagte der künftige Deputirte trocken. »Ehrliche Leute, wie wir, müssen sich gegenseitig unterstützen. Ich erinnere Sie beiläufig daran.« fuhr Graf Rappt trocken fort, »um Ihr Gewissen zu erleichtern, daß dies nicht Ihr erster Eid wäre.«

»Aber, Herr Graf,« . . . unterbrach ihn der Bischof erröthend.

»Aber, Monseigneur,« versetzte der Deputirte.»abgesehen von politischen Eiden, die nur geschworen werden, um sie zu brechen, so haben Sie mehrere andere gebrochen . . .«

»Herr Graf!« rief der Bischof mit entrüstetem Tone.

»Sie haben das Gelübde der Keuschheit abgelegt, Monseigneur,« fuhr der Graf fort, »und Sie sind, wie ich und die ganze Welt weiß, der galanteste Abbé von-Paris.«

»Herr Graf, Sie beleidigen mich,« sagte der Bischof, indem er sein Gesicht in den Händen barg.

»Sie haben das Gelübde der Armuth abgelegt,« fuhr der Diplomat fort, »und Sie sind reicher als ich; denn Sie haben hundert tausend Franken Schulden. Sie haben das Gelübde . . .«

»Herr Graf!« sagte der Bischof, indem er aufstand, »ich kann Sie nicht länger anhören. Ich glaubte, Sie wollten hier den Frieden suchen, und Sie haben mir den Krieg gebracht. Es sei!«

»Hören Sie mich an, Monseigneur versetzte der künftige Deputirte sanfter; »wir haben nichts zu gewinnen, weder der Eine, noch der Andere, wenn wir uns bekriegen. Ich bringe den Krieg nicht, wie Sie behaupten. Wenn das meine Absicht wäre, so hätte ich nicht die Ehre, in diesem Augenblicke mit Ihnen meine Meinung auszutauschen.«

»Aber was verlangen Sie von mir?« fragte der Bischof, indem er einen mildern Ton anschlug.

»Ich verlange zu wissen,« antwortete Graf Rappt einfach, »welches von meinen Vergehen Ihnen zur Kenntniß gekommen?«

»Ein furchtbares Vergehen,« murmelte der Bischof, indem er die Augen zum Himmel erhob.

»Welches?« drängte der Graf.

»Sie haben Ihre Tochter geheirathet!« sagte Monseigneur Coletti, indem er sich das Gesicht bedeckte und sich auf die Causeuse sinken ließ.

Der Graf betrachtete ihn mit einer Art von Verachtung, mit einem Ausdruck, welcher sagen wollte: »Nun ja, was weiter?«

»Haben Sie von der Gräfin dies Geheimniß?«

»Nein.« antwortete der Bischof.

»Von der Marquise von la Tournelle?«

»Nein,« wiederholte Monseigneur.

»So wissen Sie es von der Frau Marschallin de la Mothe Haudan?«

»Ich kann Ihnen nicht sagen, von wem,« machte der Geistliche, indem er den Kopf schüttelte.

»Ich hätte daran denken sollen. Sie sind ihr Beichtvater.

»Glauben Sie mir, nicht in der Beichte habe ich es erfahren,« beeilte sich der Prälat zu sagen.

»Ich glaube es,« sagte Herr Rappt, »ich zweifle nicht daran, Monseigneur. Gut denn,« fügte er hinzu, indem er dem Geistlichen ins Gesicht sah, »es ist die volle Wahrheit. Sie ist allerdings furchtbar, wie Sie sagten; aber ich gestehe sie muthig. Ja, ich habe meine Tochter geheirathet, aber *geistig*, Monseigneur, wenn Sie mir gestatten, mich so auszudrücken, und nicht sinnlich, wie Sie zu glauben scheinen. Ja, ich habe dieses Verbrechen begangen, furchtbar in den Augen der Gesellschaft, vor dem Code. Aber Sie wissen, der Code ist für zweierlei Arten von Menschen nicht gemacht: für solche, welche unter ihm stehen, wie die Verbrecher der gemeinsten Art und solche, welche über ihm stehen, wie Sie und ich, Monseigneur.«

»Herr Graf,« rief der Bischof lebhaft, indem er, sich rings umsah, als fürchtete er sich, daß Jemand diese Worte hören könnte.

»Nun gut, Monseigneur,« versetzte Graf Rappt, nachdem er einen Augenblick gezögert, »als Austausch für Ihr Geheimniß will ich Ihnen ein anderes anvertrauen, das, wie ich überzeugt bin, Ihnen sicher angenehm sein wird.«

»Was wollen Sie sagen?« fragte der Bischof, indem er die Ohren vorstreckte.«

»Sie erinnern sich einer Unterredung, die wir eines Abends mit einander halten, wenige Stunden vor meiner Abreise nach Rußland, als wir unter den großen Bäumen des Parkes von Saint Cloud spazieren gingen. Es war ungefähr sieben ein halb Uhr.«

»Ich erinnere mich allerdings des Spaziergangs.« sagte der Bischof erröthend; »aber ich erinnere mich nur sehr unbestimmt unseres Gespräches.«

»In diesem Falle will ich Sie daran erinnern; oder vielmehr Ihnen den kurzen Inhalt desselben mittheilen Sie haben mich gebeten, mich für Ihre Ernennung zum Erzbischof zu verwenden. Ich erinnerte mich Ihrer Worte und habe gehandelt. Am Tage nach meiner Rückkehr von St. Petersburg schrieb ich an unsern heiligen Vater, und indem ich ihn daran erinnerte, daß Sie Mazarinisches Blut in den Adern haben — und namentlich von seinem Geiste besitzen, bat ich ihn dringend, um eine baldige Antwort. Ich erwarte sie in wenigen Tagen.«

»Glauben Sie, daß mich Ihre Güte verlegen macht,« stotterte der Bischof; »ich dachte nicht, daß ich je ein so ehrgeiziges Verlangen geäußert. Ich bedaure, daß das Vergehen, das uns scheidet, mir nicht erlaubt, Ihnen zu danken, wie ich so gerne gewollt. Denn ein Sünder wie . . .«

Graf Rappt fiel ihm ins Wort.

»Warten Sie einen Augenblick, Monseigneur,« sagte er, den Bischof mit einem Lächeln auf den Lippen anblickend, »ich habe Ihnen nur etwas sehr Einfaches gesagt. Sie wünschen Erzbischof zu werden, ich schreibe an unsern heiligen Vater; wir erwarten seine Antwort. Bis dahin geht alles ganz natürlich. Aber das Geheimniß, vernehmen Sie es denn; ich zähle jedoch ganz und gar auf Sie, Monseigneur, wenn ich es Ihnen enthülle, denn es ist ein Staatsgeheimniß . . .«

»Was wollen Sie sagen?« rief der Bischof lebhaft — vielleicht etwas zu lebhaft, denn der Diplomat lächelte mitleidig.

»Während die Marquise von la Tournelle bei Ihnen war,« fuhr der Graf fort, »war der Arzt des Monseigneur de Quelen bei mir.«

Der Bischof öffnete, als er dies Wort aussprechen hörte, die Augen weit, um zu sehen, ob der, welcher ihn den Besuch des erzbischöflichen Arztes mittheilte, ein Bote guter Nachricht sei.,

Graf Rappt schien nicht zu bemerken, mit welcher Aufmerksamkeit Monseigneur Coletti seinen Worten lauschte und fuhr fort:

»Der Arzt des Erzbischof, der sonst ein ziemlich heiteres Temperament besitzt, wie alle Leute seines Standes, die Geist genug haben, um heiter hinzunehmen, was sie nicht ändern können, schien mir so sehr angegriffen, daß ich nicht umhin zu können glaubte, ihn nur die Ursache seines Kammers zu befragen.«

»Was hatte denn der Doctor?« fragte der Bischof mit erheuchelter Theilnahme, die er etwas wahrscheinlich zu machen suchte. »Ohne gerade die Ehre zu haben, sein Freund zu sein, kenne ich ihn doch genug, um mich für ihn ganz besonders zu interessiren, abgesehen davon, daß er einer der edelsten Christen ist, denn er wird von unsern ehrwürdigen Brüdern von Montrouge in besonderen Schutz genommen.«

»Die Ursache seines Kammers ist leicht zu begreifen,« antwortete Herr Rappt. und Sie werden sie besser begreifen, als irgend Jemand, Monseigneur, wenn ich Ihnen sage, daß unser heiliger Prälat krank ist.«

»Monseigneur ist krank?« rief der Abbé mit einem Schrecken. der in den Augen jedes andern, als eines Comödianten, wie Graf Rappt, sehr gut gespielt gewesen wäre.

»Ja.« antwortete dieser.

»Gefährlich?« . . . fragte der Bischof, indem er seinen Mitunterredner fest ansah.

In diesem Blicke lag ein ganzes Gespräch, eine ganze Frage, eine ausdrucksvolle, dringende Aufforderung zu sprechen. Dieser Blick wollte sagen: »Ich begreife Sie; Sie bieten mir das Erzbisthum Paris als Sühne für Ihr Vergehen an. Wir verstehen uns beide. Aber täuschen Sie mich nicht; fürchten Sie sich, mich zu täuschen, oder wehe Ihnen! Denn, seien Sie überzeugt, ich

werde all meine Kräfte anstrengen, Sie zu vernichten.«

Das wollte dieser Blick sagen und vielleicht noch mehr.

Gras Rappt verstand ihn und antwortete bejahend.

Der Bischof fuhr fort:

»Glauben Sie, daß die Krankheit gefährlich genug sei, um befürchten zu müssen, diesen heiligen Mann zu verlieren.«

Das Wort *befürchten* wollte so viel heißen als *hoffen*.

»Der Doktor war sehr, unruhig,« sagte Herr Rappt mit bewegter Stimme.

»Sehr unruhig!« sagte Monseigneur Coletti in demselben Tone.

»Ja, sehr unruhig.«

»Die Medizin hat so viele Mittel, daß wir die Hoffnung hegen dürfen, diesen heiligen Mann gerettet zu sehen!«

»Heiliger Mann, das ist das rechte Wort, Monseigneur.«

»Einen Mann, den man nicht wird ersetzen können.«

»Den man wenigstens schwer wird ersetzen können.«

»Wer könnte ihn ersetzen?« fragte der Bischof mit schmerzlichem Tone.

»Der, welcher bereits das ganze Vertrauen Sr. Majestät genießt, « sagte der Graf, »würde dem Könige als der würdige Nachfolger des Prälaten präsentirt werden.«

»Existirt ein solcher Mann?« fragte der Bischof bescheiden.

»Ja.« antwortete der künftige Deputirte, »er existirt.«

»Und Sie kennen ihn, Herr Graf?«

»Ja,« wiederholte Herr Rappt, »ich kenne ihn.«

Und bei diesen Worten sah der Diplomat den Bischof auf dieselbe Weise an, wie dieser ihn vorher angesehen, das heißt, er setzte ihm den Stuhl vor die Thüre. Monseigneur Coletti verstand ihn und den Blick demüthig senkend. sagte er:

»Ich kenne ihn nicht!«

»Gut denn, Monseigneur, erlauben Sie mir, Sie mit ihm bekannt zu machen,« sagte Herr

Rappt.

Der Bischof zitterte.

»Sie sind es, Monseigneur.«

»Ich!« rief der Bischof; »ich, der Unwürdig! Ich! Ich!«

Und er wiederholte das Wort ich, um ein lebhaftes Erstaunen zu heucheln.

»Sie, Monseigneur,« sagte der Graf, »wenn Ihre Ernennung von mir abhängt, wie dies der Fall ist, wenn ich Minister bin.«,

Der Bischof wäre vor Freude beinahe in Ohnmacht gesunken.

»Wie!« stotterte er.

Der künftige Deputirte ließ ihn nicht weiter reden.

»Sie haben mich verstanden, Monseigneur,« sagte er, »es ist ein Erzbisthum, das ich Ihnen als Lohn für Ihr Schweigen biete. Ich glaube, daß unsere beiderseitigen Geheimnisse sich aufwiegen.«

»So verbinden Sie sich also feierlich,« sagte der Bischof, indem er sich rings umsah, »mich im betreffenden Falle des Erzbisthums »von Paris für würdig finden zu wollen?«

»Ja,« sagte Herr Rappt.

»Und würden im betreffenden Falle,« wiederholte der Bischof, »Ihr Wort nicht verleugnen.«

»Kennen wir denn nicht beide die Bedeutung und den Werth des Schwurs?« sagte der Graf lächelnd.

»Gewiß! gewiß!« machte der Bischof; »unter ehrbaren Leuten verständigt man sich immer! So gut,« fügte er hinzu, »daß, wenn ich Sie bitte, Sie mir dies Versprechen bekräftigen würden?«

»Gewiß, Monseigneur.«

»Selbst schriftlich?« fragte der Bischof mit einer Miene des Zweifeln.

»Selbst schriftlich!« bestätigte der Graf.

»Gut denn,« machte der Bischof, indem er sich nach seinem Tisch hinwandte, auf welchem sich Papier, Feder und Tinte, oder wie man im Theaterjargon sagt, alles zum Schreiben nöthige, befand.

Das Wort *Gut denn* war so ausdrucksvoll, daß Graf Rappt, ohne um eine weitere Erklärung zu bitten, nach dem Tische ging und schriftlich das mündliche Versprechen bestätigte.,

Er bot dem Bischof das Papier hin, dieser nahm es, las den Inhalt, bestreute es mit Sand, faltete es zusammen, legte es in eine Schieblade und sagte, indem er Herrn Rappt mit einem Lächeln ansah, das ihm gewiß seine Ahne Mephistopheles oder sein Amtsbruder, der Bischof von Autum verrathen:

»Herr Graf, von dieser Stunde an haben Sie keinen ergebeneren Freund als als mich.«

»Monseigneur,« antwortete Graf Rappt, »Gott, der uns hört, möge mich strafen, wenn ich je an Ihrer Zuneigung gezweifelt.«

Und diese beiden rechtschaffenen Männer schieden, nachdem sie sich aufrichtig die Hand gedrückt.



XCVII.

Von der Einfachheit und Mäßigkeit des Herrn Rappt.

Die Minister gleichen den alten Schauspielers; sie wissen nicht, sich zur rechten Zeit zurückzuziehen. Die Abstimmungen in der Pairskammer hätten Herrn von Villèle vor der Gefahr warnen sollen, die dem Könige drohte. Seit vier Jahren war die erbliche Kammer in beständiger Opposition mit den Wünschen der Regierung. Aber sei es nun, daß Herr von Villèle aus übermäßigem Stolz und Beschränktheit diese beharrliche Opposition gar nicht merkte oder sie zu bemerken verschmähte, er dachte nicht nur nicht daran, abzutreten, sondern die Wahl von achtzig neuen Pairs schien ihm das sichere Mittel, der Pairskammer den wahren Geist wieder einzuflößen.

Eine Majorität indes, zugegeben, daß er sie in der Pairskammer gewann, sicherte ihm noch keineswegs die Majorität in der Deputirtenkammer. Die Opposition hatte rasche Fortschritte in der gewählten Kammer gemacht. Von zehn bis zwölf Stimmen Majorität hatte sie sich nach und nach zu hundertfünfzig Stimmen erhoben. Sechs Neuwahlen hatten im Verlaufs des Jahres in verschiedenen Provinzen stattgehabt, nämlich in Rouen, Orleans, Bayonne, Mamers, Meaux, Saintes und überall drangen die Candidaten der Opposition mit großer Majorität durch. In Rouen hatte der Candidat der Regierung nur sieben und dreißig von neunhundert sieben und sechzig Stimmen auf sich vereinigen können. Und man konnte sich über den drohenden-Charakter dieser Wahlen nicht täuschen, denn unter den Neugewählten befanden sich La Fayette und Lafitte.

Und daran sind alle früheren und gegenwärtigen Regierungen gescheitert. Daran werden auch alle künftigen Regierungen scheitern. Wenn man der Opposition nicht voran geht, muß man ihr folgen! Es heißt sich schlecht an dem Meere rächen, wenn man es peitschen läßt.« Der Appetit wird dadurch nicht gestillt. wenn man ihn zerstreut. »Der Hunger ist ein schlechter Rathgeber, sagt das Sprichwort.

Man wird daher auch von diesem Augenblicke an das alte Schiff der Monarchie, so gut es eben geht, von Diplomaten welche Frankreich fremd sind und einem Minister, welcher der Nation fremd ist, ausgebessert, einen Augenblick umschlagen, sich eine, Minute lang erheben, einunddreißig Monate lang zwischen tausend Klippen laviren und dann hoffnungslos untersinken sehen.

Herr Rappt war jedoch weit entfernt, auf dem Heimwege von Monseigneur Coletti all diese Reflexionen anzustellen. Er wollte an Herrn von Villèles Stelle treten und hatte gehandelt, wie Herr von Villèle an seiner Stelle gehandelt, das heißt, er war für seine alleinige Rechnung, für sein alleiniges Interesse thätig gewesen. Er wollte vor allem Deputierter, dann Minister sein, und um das zu werden, scheute er vor keinem Mittel zurück. Er sah freilich auf die Hindernisse, auf die er stieß, mit solcher Verachtung herab, daß es sein großes Verdienst war, wenn er sie zu vermeiden suchte.

Als er in das Hotel zurückkam, ging er über die kleine Treppe und trat in sein Cabinet.

Frau von la Tournelle hatte es so eben verlassen: er fand nur Bordier.

»Sie kommen eben recht, Herr Graf.« sagte der Secretär; »ich erwartete Sie mit Ungeduld.«

»Was gibt es, Barbier?« fragte der Deputirte, indem er seinen Hut auf einen Tisch warf und in einen Fauteuil sank.

»Wir sind mit den Wählern noch nicht fertig.« antwortete Bordier. »Wie das?«

»Ich habe alles weggeschickt, was noch da war; nur eine Person will sich nicht wegschicken lassen.«

»Ist der Mensch bekannt?«

»Wie es ein Bürger sein kann. Er verfügt über hundert Stimmen.«

»Wie heißt er?«

»Brewer.«

»Was macht dieser Brewer?«

»Bier.«

»Deßhalb nennt man ihn also den Cromwell des Quartiers.«

»Ja, Herr Graf.«

»Pah!« machte Herr Rappt mit verächtlichem Ausdruck. »Und was will dieser Bierbrauer?«

»Ich weiß nicht genau, was er will, aber ich weiß, was er nicht will; er will nicht von hier weggehen.«

»Was verlangt er denn?«

»Er verlangt, Sie zu sehen und besteht darauf, das Hotel nicht verlassen zu wollen, ohne Sie gesehen zu haben, müßte er auch die ganze Nacht auf Sie warten.«

»Und Sie sagen, daß er hundert Stimmen in seiner Tasche hat?«

»Hundert Stimmen mindestens. Herr Graf.«

»Dann muß man ihn durchaus empfangen.«

»Ich glaube, Sie werden sieh dessen nicht ent schlagen können, Herr Graf.«

»Wir werden ihn empfangen.« sagte der künftige Deputirte mit einer Märtyrermiene. »Zuvor jedoch klingeln Sie Baptiste, ich habe seit diesem Morgen nichts gegessen und sterbe vor

Hunger.«

Der Secretär lautete Baptiste und der Diener trat ein.

»Bringen Sie mir Bouillon und ein Stück Brot,« sagte Graf Rappt. »Wenn Sie nach der Küche gehen, lassen Sie den Herrn eintreten, der im Vorzimmer ist.«

Dann wandte er sich nach dem Secretär um und sagte:

»Sie haben genaue Notizen über diesen Mann?«

»Ziemlich genaue,« sagte der Secretär, indem er folgende Notizen von einem Blatte Papier ablas:

»Brewer, Bierbrauer, ein offener, ehrlicher Mann; Freund des Apothekers Renaud; Sohn von Bauern, durch fünfunddreißigjährige angestrengte Arbeit emporgekommen; Feind von Schmeicheleien und zu großer Höflichkeit; vertrauensvoll gegen seines Gleichen; mißtrauisch gegen alle Andern, sehr geschätzt im ganzen Quartier. Hundert Stimmen.«

»Gut, sagte Graf Rappt; »das wird nicht lange dauern. Wir werden bald mit ihm zurechtkommen.«

Der Diener meldete:

»Herr Brewer.«

Ein Mann von fünfzig und einigen Jahren, von großer Statur und biederem Gesicht, trat in das Cabinet.

»Mein Herr,« sagte der Neuankömmling, sich verbeugend, »verzeihen Sie einem Unbekanntem daß er sich mit so viel Beharrlichkeit zu Ihnen drängt.«

»Herr Brewer!« antwortete der Deputirte, indem er aufmerksam das Gesicht des Fremden betrachtete, als sollte er in den Linien seines Gesichtes die Richtungslinie des Benehmens entdecken, das er gegen ihn einschlagen müsse, »Herr Brewer,« .sagte er, »Sie sind kein Unbekannter für mich, weit gefehlt; denn ich kenne den Namen meiner Feinde (und Sie zählen zu diesen) beinahe eben so gut, als den meiner Freunde.«

»Ich bin durchaus nicht Ihr Freund, mein Herr; aber ich bin eben so wenig auch Ihr Feind. Ich bin ganz gegen Ihre Candidatur und werde es wahrscheinlich immer sein, nicht wegen Ihrer Person, sondern wegen des Systems (ein unheilvolles System meiner Ansicht nach), dem Sie huldigen. Abgesehen von dieser rein politischen Feindschaft, huldige ich Ihren großen Talenten.«

»Sie schmeicheln mir, mein Herr,« sagte Graf Rappt, Verlegenheit heuchelnd.

»Ich schmeichle nie, mein Herr,« sagte der Brauer mit ärgerlicher Miene; »ich schmeichle

sowenig, als ich es gerne habe, wenn man mir schmeichelt. Aber es ist, glaube ich Zeit, Ihnen die Ursache meines Besuches zu sagen, wenn Sie erlauben.«

»Sprechen Sie, Herr Brewer.

»Mein Herr, ich las gestern in meinem Journal zu meinem großen Erstaunen, denn der Constitutionsnel ist nicht gerade das Organ der Regierung, ich las, sage ich, ein Wahlmanifest, ein Glaubensbekenntniß, das mit Ihrem Namen unterzeichnet war. Ist es wirklich von Ihnen?«

»Zweifeln Sie daran, mein Herr?« rief Graf Rappt.

»Ich werde so lange daran zweifeln, mein Herr, bis Sie es mir persönlich versichert haben,« antwortete der Wähler kalt.

»Gut denn, mein Herr,« sagte der Graf, »ich versichere Sie, daß es von mir ist.«

»Ich fand dieses Glaubensbekenntniß,« fuhr der Bierbrauer fort, »so patriotisch, so mit den Gedanken der liberalen Partei übereinstimmend, somit den Ueberzeugungen, für welche ich gelebt und für welche ich sterben würde, im Einklang, daß ich mich tief gerührt fühlte, und daß die Meinung, die ich Bisher von Ihnen hatte, dadurch erschüttert worden ist.«

»Mein Herr!« unterbrach ihn der künftige Deputirte.

»Ja, mein Herr,« fuhr der Wähler unbekümmert darum fort, »ich hätte viel gegeben, wenn ich, nachdem ich jene Zeilen gelesen, die Hand dessen hätte drücken können, der sie geschrieben.«

»Mein Herr,« unterbrach ihn Herr Rappt wieder, indem er verschämt die Augen senkte, »Sie rühren mich wirklich; die Sympathie eines Mannes, wie Sie, ist mir werthvoller als alle öffentlichen Gunstbezeugungen.«

»Ich hätte mich indeß nicht zu diesem Schritte entschlossen,« fuhr der Bierbrauer fort, ohne durch das Compliment, das ihm der Graf an den Kopf schleuderte, im Mindesten gerührt zu sein, »ich hätte mich, wie gesagt, nicht entschlossen, Ihnen einen Besuch zu machen, wenn mein alter Freund Renaud vormals Apotheker im Faubourg Saint Jacques, nicht zu mir gekommen wäre, als er von Ihnen wegging.«

»Ein großer Bürger, Ihr Freund Renaud!« sagte der Gras mit einem gewissen Enthusiasmus.

»Ein guter Bürger!« wiederholte Herr Brewer; »einer von denen, welche die Revolutionen machen und keinen Nutzen daraus ziehen. Die Loyalität, von der Sie meinem alten Freunde Beweise gaben, hat mich entschieden, zu Ihnen zu gehen und Ihnen diesen Besuch zu machen. Der Zweck, um alles zu sagen, welchen dieser Besuch und diese Unterredung haben soll, ist der, die Gewißheit mit mir fortzunehmen, daß ich Ihnen mit altem Vertrauen meine Stimme geben, und meine Freunde veranlassen kann, das Gleiche zu thun.«

»Hören Sie mich an, Herr Brewer,« sagte der Candidat, indem er plötzlich den Ton wechselte, denn er sah ein, daß er bisher den falschen Weg eingeschlagen, und daß der rauhe, militärische

Ton besser für Herrn Brewer passe, als der sanfte Ton des Höflings. »Hören Sie mich an, ich werde ganz offen mit Ihnen sprechen.«

Ein Anderer, als Herr Brewer, wäre, wenn er aus dem Munde des Grafen die Worte gehört: »Ich werde ganz offen mit Ihnen sprechen,« mißtrauisch geworden und auf seiner Hut gewesen; aber Herr Brewer war zu naiver Natur. Gerade die, welche am mißtrauischesten gegen die Regierungen sind, lassen sich am naivsten von der Heuchelei derer, die sie repräsentiren, fangen. Der Brauer war deßhalb ganz-Ohr.

»Ich bin kein Stimmenbettler, mein Herr,« fuhr der Graf fort; »ich bitte Niemanden um seine Stimme; ich werde mir nicht Ihre Stimme erbetteln, wie es vielleicht mein Gegner gethan oder thun wird, der liberaler als ich zu sein vorgibt.« Nein, nein; ich wende mich an das Gewissen; um die Stimme des öffentlichen Gewissens werde ich. Alle die, welche mir die Ehre erzeigen, mir ihre Stimme zu geben, müssen mich von Grund auf kennen. Der Mann, der seine Mitbürger vertreten soll, darf kein zweifelhafter Charakter sein. Das Verrtrauen muß zwischen Wähler und Gewähltem ein gegenseitiges sein. Ich nehme das Mandat nur unter dieser Bedingung an; und ich gebe Ihnen das Recht, wenn ich ein andermal wieder vor Ihnen erscheine, Rechenschaft über die Art zu fordern, wie ich Sie repräsentirt. Verzeihen Sie mir, mein Herr, daß ich so mit Ihnen spreche; Sie finden vielleicht sogar, daß ich etwas ungezwungen mit Ihnen verfuhr er aber die Offenheit zwingt mich, so zu handeln.«

»Sie kränken mich durchaus nicht, mein Herr,« sagte der Bierbrauer; »weit entfernt. Fahren Sie fort, ich bitte Sie.«

In diesem Moment trat Baptiste ein und brachte eine Platte, auf der eine Tasse Bouillon, ein Stück Brot, eine Flasche Bordeaux und ein Glas standen, welche er auf den Tisch stellte.

»Setzen Sie sich doch, lieber Herr Brewer,« sagte der Candidat, indem er nach dem Tische ging.

»Achten Sie nicht auf mich, ich bitte Sie, mein Herr,« sagte der Wähler.

»Sie werden mir erlauben, mein Mahl einzunehmen?« fragte der Graf, indem er sich setzte.

»Ich bitte Sie, thun Sie das, mein Herr.«

»Ich bitte tausendmal um Vergebung wegen der Art, wie ich Sie empfangen, lieber Herr; aber ich bin ein ganz einfacher Mann, das sehen Sie; ich habe einen tiefen Abscheu gegen alles, was nach Eitelkeit schmeckt. Ich speise, wenn ich kann, ganz einfach und frugal. Man kommt nicht zu sich; ich habe einfache Bedürfnisse; mein Großvater war Arbeiter und ich bin stolz darauf.«

»Der meinige auch,« sagte der Bierbrauer einfach, »ich war fünfzehn Jahre sein Hofknecht.«

»Das ist eines weitere Sympathie, lieber Herr Brewer! eine Sympathie, der ich mich rühme, denn es verbindet den Gedanken zweier Menschen, die frühzeitig das Elend, die Nüchternheit kennen gelernt! Mein Mahl ist zu bescheiden, um Ihnen anbieten zu können, es zu theilen. Wenn

Sie mir jedoch die Freundschaft erzeigen wollen, etwas zu genießen. . .«

»Ich danke Ihnen tausend Mal,« unterbrach ihn der Brauer verlegen. »Aber wie,« fügte er erstaunt, beinahe bestürzt, hinzu, »ist das wirklich Ihr ganzes Mahl?«

»Allerdings, lieber Herr Brewer! haben wir denn Zeit zu speisen? Können Männer, welchen ihr Vaterland wirklich am Herzen liegt, sich um materielle Interessen kümmern? Und dann, ich wiederhole Ihnen, ich verabscheue die Genüsse der Tafel aus tausend Gründen, unter anderem aus einem, den Sie billigen werden, das bin ich gewiß; es blutet mir das Herz, wenn ich daran denke, daß in einem einzigen Diner, das ohne Bedürfniß, ohne Grund, aus reiner Ostentation, aus reinem Vorurtheil gegeben wird, Summen Geldes vergeudet werden, mit denen man zwanzig Familien speisen könnte.«

»Das ist sehr wahr, mein Herr,« unterbrach ihn der Wähler gerührt.

»Ich wurde in der Schule des Unglücks erzogen, mein Herr!« fuhr der Candidat fort; »ich kam in Holzschuhen nach Paris und ich bin stolz darauf, statt darüber zu erröthen. Ich weiß deßhalb, was die Leiden der arbeitenden Klasse bedeuten wollen. Ach! Wenn alle Menschen wie ich den Werth des Geldes zu schätzen wüßten, man würde sich zweimal besinnen, ehe man den unglücklichen Steuerpflichtigen, die bereits so schwer belastet sind, neue Steuern auferlegte.«

»Nun, mein Herr, das ist's, woraus ich hinaus wollte . . . wir verstehen uns; ich hasse die Regierung wegen der übertriebenen, tollen Verschwendung der Diener der Monarchie.«

»Was wallen Sie damit sagen?«

»In der vorletzten Sitzung, mein Herr, — erlauben Sie, daß ich es Ihnen jetzt sage, nachdem wir uns verstehen, — waren Sie einer der eifrigsten Vertheidiger neuer Steuern, mit denen man das Volk bedrohte. Ihr ganzes System, und ich habe es aufmerksam studiert, zielte auf die Vermehrung des Budgets, statt auf die Verminderung desselben. Sie sahen das Glück des Landes nur in der Vermehrung und der Bereicherung der Beamten, wie es die kaiserliche Regierung gemacht; kurz, Sie suchten die größte Anzahl von Individuen durch das Interesse an sich zu fesseln, statt das Vertrauen aller durch die Liebe zu gewinnen.«

»Hören Sie mich an, lieber Herr Brewer; denn abgesehen daran, daß Sie ein ehrbarer Mann sind, sind Sie auch noch ein Mann von Geist. Ich werde deßhalb noch offener gegen Sie sein, wenn es möglich, als ich es bisher war.«

Ein anderer Mann als Brewer wäre immer mißtrauischer geworden; Herr Brewer dagegen wurde immer weniger mißtrauisch.«

»Vor bald zwei Jahren, ich gestehe es, lieber Herr Brewer, vertheidigte ich dieses System; warum soll man seine Irrthümer nicht offen eingestehen? Aber es ist der einzige Fehler, den ich mir in meinem ganzen Leben vorzuwerfen habe. Was wollen Sie? ich trat in die politische Carrière. Ich war nur Militär und wußte nichts von den bürgerlichen Angelegenheiten. Ich hatte bis dahin im Lager, in der Fremde, auf dem Schlachtfelde gelebt. Und dann hatte ich es mit einer

mit dem Tode ringenden Regierung zu thun, die uns ihren despotischen Willen aufzwang. Was soll ich Ihnen sagen, der Strom riß mich mit sich fort, und ich ließ mich fortreißen! Ich habe mehr der Nothwendigkeit, als der Ueberzeugung nachgegeben; ich wußte, daß das System schlecht, verwerflich war. Aber um ein altes System über den Haufen zu werfen, bedarf es einer neuen Regierung.«

»Das ist wahr,« sagte der Bierbrauer aus Ueberzeugung.

»Wozu die Bretter zu einem neuen Schiffe verwenden? fuhr Herr Rappt lebhafter fort; »man muß sie schwimmen, untergehen lassen und ein neues construiren. Das thue ich im Stillen! Ich lasse diese alte, wurmstichige Monarchie untergehen und kehre, wie der verlorene Sohn, voll Scham und Reue, aber auch gestählt und voll Kraft und Muth zur Freiheit zurück.«

»O, wie schön das ist, mein Herr!« rief der Wähler bis zu Thränen gerührt; »wenn Sie wüßten, wie glücklich ich bin, Sie so sprechen hören und wie wohl es mir thut.«

»Ehemals, wie Sie sagten,« fuhr der Graf immer wärmer werdend fort, denn er fühlte, daß die Veste eingenommen sei, und daß es gelte, sich ganz und gar in ihren Besitz zu setzen, »ehemals wollte ich die Zahl der Beamten verringern und die Besoldungen erhöhen; jetzt bin ich ganz anderer Ansicht, ich will die Besoldungen verringern und die Zahl der Beamten erhöhen. Je mehr Menschen bei der Staatsmaschine betheilig sind, desto mehr wird die Regierung gezwungen sein, der Stimme des Volks zu gehorchen oder zu weichen. Je mehr eine Maschine Räder hat, desto größer ist ihre Kraft; denn wenn ein Rad bricht, ersetzt es das andere; das ist ein mathematisches Gesetz. Ich will die Maschine nicht mehr durch das Interesse fesseln, sondern durch die Liebe. Das ist mein Wunsch, das ist mein Ziel. bis zu dem Augenblicke, wo sich die Gelegenheit bieten wird, Frankreich zu geben, was allen Menschen gebürt, die Freiheit, welche Gott uns gegeben und die Monarchien uns nehmen.«

»Ich kann Ihnen nicht sagen, mein Herr, wie gerührt ich bin,« rief der Bierbrauer, indem er plötzlich aufstand. »Ich bitte Sie tausendmal um Vergebung, daß ich Ihnen eine so kostbare Zeit geraubt. Aber ich gehe vollkommen aufgeklärt, entzückt, bezaubert, voll Vertrauen und Hoffnung auf Sie von hier.. Sie haben einen Ton voll Biederkeit und Offenheit, der mir keinen Zweifel läßt. Wenn Sie mich getäuscht hätten, mein Herr, so würde ich an nichts mehr glauben: ich würde Gott leugnen.«

»Ich danke Ihnen. mein Herr,« sagte der Candidat, indem er aufstand, »und um alles, was wir besprochen, zu besiegeln, geben Sie mir die Hand.«

»Von ganzem Herzen, mein Herr,« antwortete der Wähler, indem er Herrn Rappt die Hand bot, und mit ihr die ganze Dankbarkeit eines Ehrenmannes.«

In diesem Augenblick erschien Baptiste, welchem Bordier geläutet hatte und geleitete Herrn Brewer hinaus, welcher im Weggehen sagte:

»Wie man mich über diesen braven Mann getäuscht hat! Alles ist so einfach an ihm, bis auf sein frugales Mahl.«

Baptiste kehrte, nachdem er Herrn Brewer begleitet, zurück und meldete:

»Das Diner für den Herrn Obersten ist serviert.«

»Nun lassen Sie uns speisen, Bordier,« sagte Herr Rappt lächelnd.



XCVIII.

Wo Herr Jackal sich für den Dienst, den ihm Salvator geleistet, erkenntlich zeigt.

Endlich erschien der große Tag der Wahlen; es war der 17. Dezember, ein Samstag: der Leser sieht, daß wir genau sind.

Wir haben ihm vielleicht auf eine zu weitschweifige Art durch unsere drei Besuche bei dem Grafen Rappt gezeigt, wie die Sachen für den Candidaten der Regierung standen.«

Vervollständigen wir dieses Bild durch ein Rundschreiben, welches wir bei einem der Präfecten unserer sechsundachtzig Departements nehmen.

Wir wählen nicht, wir nehmen, wie sich der Zufall bietet: man wird übrigens sehen, daß dieses das Verdienst der Naivität hat. Es gab zu jenen Zeiten noch naive Präfecten.

»Seine Majestät,« sagte das fragliche Rundschreiben, »Seine Majestät wünscht, daß der größere Theil der Mitglieder der Kammer, welche ihre Arbeiten beendet, wieder gewählt werde.

»Die Collegienpräsidenten sind die Candidaten.

»Alle Beamten sind dem König das Zusammenwirken ihrer Thätigkeit und ihrer Bemühungen schuldig.

»Wenn sie Wähler sind, müssen sie nach der Ansicht des Königs wählen, die durch die Wahl der Präsidenten angedeutet ist, und alle Wahlen auf die sie Einfluß haben können, in ähnlicher Weise zu stimmen veranlassen.

»Wenn sie nicht Wähler sind, müssen sie durch diskrete aber beharrliche Maßregeln, die Wähler, die sie kennen, zu bestimmen suchen, daß sie ihre Stimmen dem Präsidenten geben. Anders handeln oder sogar unthätig bleiben, hieße der Regierung die Mitwirkung versagen, die man ihr schuldig ist; es hieße, sich von ihr losreißen und auf sein Amt verzichten.

»Theilen Sie diese Gedanken Ihren Untergebenen mit u.s.w. u.s.w.«

Was die liberale Partei betrifft, so war ihre Opposition minder öffentlich, aber wirksamer.

Der Constitutionnel, der Courier Francais und die Débats verbanden sich zu einem Gedanken. So ist sie sich such sonst den Krieg machten, denn es galt, einen gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen, nämlich ein verhaßtes, abgenütztes, unmögliches Ministerium.

Salvator, wie man sich denken kann, war in diesem großem Kampfe nicht unthätig geblieben.

Er hatte nach und nach, abgesehen von den Anführern der Venta und den Logenmeistern, die Parteihäupter: Lafayette, Dupont (de L'Eure), Benjamin Constant und Casimir Perrier besucht.

Als die Wahlergebnisse in Paris nicht mehr zweifelhaft für ihn waren, ging er in die Provinz, um gegen das Ministerium genau das zu thun, was das Ministerium seinerseits gegen die Opposition that.

Das war die Ursache seiner Abwesenheit, von der wir in einem früheren Capitel die Thatsache, nicht aber die Ursache angegeben haben.

Bei seiner Zurückkunft hatte er die Nachricht verbreitet, daß die Departements beinahe einstimmig mit Paris zusammenwirken würden, und man erwartete nur noch den entscheidenden Tag.

Am 17. Dezember begannen also die pariser Wahlen. Der Tag war ziemlich ruhig; jeder Wähler begab sich still nach seiner respectiven Mairie und nichts deutete darauf hin, daß der andere Tag, ein Sonntag, und somit ein Tag der Ruhe, ein stürmischer Tag oder vielmehr Abend werden würde.

Ein altes Sprichwort sagt, daß die Tage sich folgen, aber sich nicht gleichen.

Der folgende Tag war ein Tag des Sturmes. Die Vorläuferblitze dieses furchtbaren Julisturmes, der drei Tage dauern sollte, zerrissen den Himmel.

Es war am Morgen des berüchtigten Sonntags; Salvator saß mit Fragola beim Frühstücke — einem jener idyllischen Frühstücke, wie sie bei Liebenden stattfinden, — als man die Glocke ertönen hörte und Roland bellte.«

Das Bellen Rolands, das mit dem Zittern der Glocke verstummte, deutete auf einen zweifelhaften Besuch.«

Es war eine jener tausend schamhaften Vorsichtsmaßregeln Fragolas, in den Hintergrund ihres Zimmers zu fliehen und sich dort zu verstecken. Wenn sie die Glocke ertönen hörte.

Fragola stand deßhalb vom Tische auf, floh in ihr Zimmer und versteckte sich dort.

Salvator öffnete.

Ein Mann in einer ungeheuren Polonaise, das heißt in einer großen, mit breitem Pelzwerk verbrämten Redingote erschien auf der Schwelle-

»Sie sind der Commissionär der Rue aux fers?« fragte er.

»Ja,« antwortete Soldaten indem er das Gesicht des Fremden zu erkennen suchte, was ihm jedoch unmöglich war, da dieser das Gesicht mit einer dreifachen Binde von braunem Wollzeug umschlungen hatte, wodurch wir den Erfinder unserer modernen Cachenez in jener Zeit zu suchen genöthigt sind.

»Ich habe mit Ihnen zu sprechen.« sagte der Unbekannte, indem er eintrat und die Thüre hinter sich schloß.

»Was wollen Sie von mir?« fragte der Commissionär, indem er den dichten Schleier zu durchdringen suchte, der das Gesicht seines Mitunterredners bedeckte.

»Sind Sie allein?« fragte dieser, indem er sich rings umsah.

»Ja,« antwortete Salvator.

»So wird diese Verkleidung unnöthig,« machte der Fremde,« indem er ohne Weiteres seine Polonaise abnahm und die ungeheure Binde, die ihm das Gesicht bedeckte, loslöste.

Nachdem die Polonaise abgenommen und die Binde losgelöst war, erkannte Salvator zu seinem großen Erstaunen Herrn Jackal.

»Sie?« rief er.

»Ja, ich,« antwortete Herr Jackal mit großer Bonhomie, »woher kommt Ihr Erstaunen? — Bin ich Ihnen nicht einen Dankbesuch für die wenigen Tage schuldig, die Sie mir noch auf der Erde zuzubringen gestatteten. Denn ich spreche es laut aus und ich möchte es der ganzen Welt sagen können, Sie haben mich aus einer verflucht schlimmen Affaire gezogen. Perr! Mich schauert noch, wenn ich nur daran denke.«

»Wenn Sie mir Ihren Besuch erklären,« sagte Salvator, »so erklären Sie mir damit noch nicht Ihre Verkleidung.«

»Nichts ist einfacher, lieber Herr Salvator. Erstens habe ich eine außerordentliche Vorliebe für die polnische Tracht, namentlich im Winter, und Sie werden mir zugeben, daß diesen Morgen eine wahre Dezemberkälte herrscht; — und dann fürchtete ich, unterwegs zu Ihnen erkannt zu werden.«

»Gut, was wollten Sie sagen?«

»Es wäre mir schwer gewesen, ich will nicht sagen unmöglich, einen solchen Besuch an einem Tage wie heute zu erklären.«

»Ist denn der heutige Tag nicht ein Tag wie alle andern?«

«Keineswegs. — Erstens ist er ein Sonntag, und da der Sonntag der einzige Tag der Woche ist, wo unsere heilige Religion uns Ruhe auferlegt, kann dieser Tag nicht ein Tag wie alle andern sein; ferner ist heute der zweite und folglich der letzte Wahltag.«

»Ich begreife noch immer nicht.«

»Etwas Geduld. Sie werden alles begreifen. Nur wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich einen Stuhl nehmen lassen wollten, da ich in einer wichtigen Angelegenheit komme, die einiger Auseinandersetzung bedarf.«

»O, ich bitte tausend Mal um Vergebung, lieber Herr Jackal; treten Sie doch ein.«

Und der junge Mann zeigte Herrn Jackal den kleinen Salon, dessen Thüre halb geöffnet geblieben.

Herr Jackal trat ein und machte sich's in einem am Kamin stehenden Fauteuil bequem.

Salvator blieb stehen.

Durch die zweite Thüre des Salons, welche in das Speisezimmer ging, wie die andere in das Vorzimmer, sah Herr Jackal die beiden Couverts.

»Sie frühstückten?« fragte er.

»Ich war gerade damit fertig,« antwortete Salvator; »wenn Sie nun zum Zweck Ihres Besuches kommen wollten . . .«

»Augenblicklich. Ich sagte Ihnen also, fuhr Herr Jackal fort, »daß es mir unmöglich gewesen wäre, meinen Besuch bei Ihnen an einem Tage wieder heutige zu erklären.«

»Ich antwortete, daß ich das nicht begreife.«

»Wohlan, Sie werden begreifen, denn Sie wissen, daß alle Candidaten der Opposition in Paris gewählt sind, — das wissen Sie, ja, und ich gehe darüber weg, — doch nicht, daß die Majorität der liberalen Candidaten in ganz Frankreich durchgegangen ist. Sie werden zugestehen, daß wenn der Sonntag für Sie ein Tag wie alle andern ist, er es nicht auch für die Regierung sein kann.«

»Ah! was theilen Sie mir da mit?« rief Salvator vergnügt.

»Was noch Niemand weiß, was der Telegraph jedoch zu unserer Kenntniß gebracht; und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß, wenn ich nach der Freude urtheile, die Ihnen diese Nachricht bereitet, ich meine Zeit nicht ganz verloren habe, indem ich Ihnen diesen kleinen Besuch abstatte; aber das ist nur die Hälfte von dem, was ich Ihnen zu sagen habe, mein lieber Herr Salvator.«

Salvator streckte die Hand aus.

»Erstens und vor allem, Herr Jackal, wollen wir uns über diesen Punkt in's Reine setzen, sagte er; »Sie versichern, die Candidaten der Opposition seien der Majorität nach in den Departements gewählt worden?«

»Ich schwöre es Ihnen« antwortete Herr Jackal feierlich und traurig, indem er seinerseits die Hand ausstreckte.

»Ich danke für die gute Nachricht, lieber Herr Jackal, und ich stehe ganz zu Ihren Diensten, wenn ich das Glück haben sollte, Ihnen noch einmal unter dem Aste eines Baumes zu begegnen.«

Herr Jackal schauerte.

Das wars, was er gewissenhaft jedes Mal that, wenn er an sein Abenteuer dachte oder ein Anderer darauf anspielte.

»Sie halten mich also für quitt, lieber Herr Salvator?«

»Ganz quitt, Herr Jackal,« antwortete der junge Mann, »und Sie werden es bei der ersten Gelegenheit sehen.«

»Aber ich« sagte der Polizeichef geheimnißvoll, »ich halte mich nur zur Hälfte für quitt und deßhalb, einzig und allein deßhalb bitte ich Sie um die Erlaubnis, in meiner Erzählung fortfahren zu dürfen.«

»Ich höre und mit dem größten Interesse.«

»Erlauben Sie, eine Frage an Sie zu richten.«

»Sprechen Sie.«

»Was würden Sie thun, lieber Herr Salvator, wenn Sie die Regierung oder ganz einfach der König wären und sähen, daß trotz Ihrer und Ihrer Beamten Bemühungen die Partei siegt, die Sie bekämpfen?«

»Ich würde zu erforschen suchen, lieber Herr Jackal, antwortete Salvator einfach, »weßhalb die Partei, die ich bekämpfe, siegt, und wenn die Partei, die ich bekämpfe, wirklich die der Majorität wäre, so würde ich mich mit der Majorität verbinden. Das ist nicht schwer.«

»Gewiß, gewiß, und wenn wir nur die absolute Vernunft zu Rathe ziehen, so haben Sie ganz Recht. Man muß sich vor allem über die Elemente des Erfolgs, den die feindliche Partei hatte, Rechenschaft geben und sich dieser Elemente bemeistern; wir stimmen darin überein. Unglücklicher Weise sieht die Regierung die Sachen nicht so einfach an, wie wir; die Regierung versteht nur Einhalt zu tun.«

»Zu unterdrücken!« sagte Salvator lächelnd.

»Unterdrücken, wenn Sie wollen, ich streite nicht um das Wort. Die Regierung also, welche ohne Zweifel im Interesse der Majorität zu handeln glaubt, hat den Beschluß gefaßt, zu unterdrücken, und in dieser Rücksicht, mein lieber Herr, bitte ich Sie, mir Ihre Aufmerksamkeit zu schenken; zugegeben, daß die Regierung mit Unrecht oder Recht so handeln muß, wie soll sie sich dabei benehmen?«

»Ich bin darüber im Zweifel« sagte Salvator mit dem Kopfe schüttelnd.«

»Sie können allerdings darüber im Zweifel sein; aber ich kann Ihre Zweifel lösen und darum bin ich hier. Was glauben Sie, daß die Regierung thun, wird, um diesen schlimmen Streich zu pariren?«

»Ich glaube, daß sie Paris in den Belagerungszustand erklären wird, wie sie es bereits an dem Tage im Sinne hatte, als die Hinrichtung des Herrn Sarranti und das Begräbniß Manuels statthaben sollte. In Ermangelung eines militärischen Belagerungszustandes, denke ich mir, wird Herr von Villèle die Maßregel zu einem moralischen Belageerungszustande ausdehnen, das heißt alle Oppositionsjournale unterdrücken, was genau denselben Dienst thun wird, wie das Auslöschen aller Lichter, wenn man deutlicher sprechen will.«

»Es sind dies alles nur wahrscheinliche und künftige Maßregeln. Aber ich möchte von den gewissen und gegenwärtigen Maßregeln sprechen.«

»Sie werden zugestehen, Herr Jackal, daß das Alles nicht klar ist.«

»Wollen Sie, daß ich es sei.«

»Ich gestehe Ihnen, dass Sie mir ein Vergnügen bereiten würden.«

»Was gedenken Sie diesen Abend zu thun?«

»Bemerken Sie wohl, daß Sie mich fragen, statt mir Mittheilungen zu machen.«

»Ein Verfahren wie das andere bringt mich zum Ziele.«

»Gut. Ich habe meinen Abend nach nicht vergeben.«

Dann fügte, er lächelnd hinzu:

»Ich werde thun, was ich alle Abende thue, an denen ich freie Zeit habe; ich werde im Homer, Virgil oder Lucien lesen.«

»Das ist eine edle Zerstreung, der ich mich wohl auch von Zeit zu Zeit hingeben möchte und der ich Ihnen rathe, sich heute Abend mehr denn je zu widmen.«

»Weßhalb das?«

»Weil, wenn ich Sie recht kenne, Sie den Lärm, das Geräusch, die Volksmassen nicht lieben.«

»Ah! ah! ich beginne zu begreifen — Sie glauben, daß diesen Abend in Paris Lärm, Geräusch, Vollksmassen sein werden?«

»Ich fürchte.«

»Etwas wie ein Auflauf?« fragte Salvator, indem er seinen Mitunterredner fest ansah.

»Ein Auflauf, wenn Sie wollen,« machte Herr Jackal. »Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht um Worte mäckle; aber ich möchte Sie überzeugen, daß für einen Menschen wie Sie, die Lectüre der Dichter des Alterthums einer Promenade in der Stadt von sieben oder acht Uhr an weit vorzuziehen sein dürfte.«

»Ah! Ah!«

»Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe.«

»Sie sind also gewiß, daß heute Abend ein Auflauf sein wird?«

»Mein Gott, lieber Herr Salvator, man ist nie einer Sache ganz gewiß und namentlich nicht der Launen der Menge; wenn es jedoch auf Grund einiger aus guter Quelle geschöpfter Erkundigungen erlaubt ist, die eine oder andere Conjectur zu machen, so wage ich zu behaupten, daß die Manifestationen des Volksjubels diesen Abend sehr laut. . . und . . . sogar feindselig werden.«

»Ja! und das gerade zwischen sieben und acht Uhr?« machte Salvator.

»Gerade zwischen sieben und acht Uhr.«

»So kommen Sie also;« sagte Salvator, »um mir anzukünden, daß für diesen Abend ein Aufstand bestimmt ist.«

»Allerdings. Sie begreifen wohl, daß ich das Herz und den Geist der Menge gut genug kenne, um versichern zu können, wenn die Nachricht von dem Sieg der Opposition durch Paris läuft, Paris erbeben wird; und nachdem es gezittert, wird es singen. Und von Gesang zur Pechpfanne ist nur ein Schritte wenn Paris gesungen, wird es beleuchten. Ist Paris beleuchtet, so ist zwischen den Pechfackeln und dem Schwärmer nur eine Handbreite. Paris wird deßhalb mit Schwärmer und Zündraketen schießen. Zufällig wird ein Soldat oder ein Geistlicher durch die Straßen gehen, wo man sich diesem unschuldigen Exerzitium hingibt; ein Gamin (dieses Alter ist ohne Mitleid, sagt der Dichter) wird wieder ganz zufällig einen Schwärmer oder eine Zündrakete auf diesen ehrenwerthen Vorübergehenden werfen. Dadurch entsteht große Freude und helles Lachen aus der einen Seite, aus der andern ein Ausbruch des Zornes oder Lärmgeschrei. Man wird heftige Worte, Beleidigungen, vielleicht Schläge austauschen; die Bewegungen der Masse sind so unerwartet.«

»Sie glauben, daß es bis zu Schlägen kommen werde?«

»Ja; Sie begreifen; irgend Jemand erhebt seinen Stock gegen den herausfordernden Gamin, der Gamin blickt sich, um dem Schlag auszuweichen; indem er sich bückt, wird er, wieder durch den größten Zufall aus einen Pflasterstein stoßen. Und es braucht nur den ersten Pflasterstein; ist der erste Pflasterstein ausgebrochen, so folgen die übrigen; und bald ist ein ganzer Haufen beisammen. Was mit einem Haufen Pflastersteine machen, als Barrikaden? Man wird anfangs kleinere, dann bald größere Barrikaden machen, vorausgesetzt, daß ein Dummkopf von Kärner den unglücklichen Gedanken hat, mit seinem Karren hier vorüber zu fahren. Die Polizei wird hier einen Beweis ächter väterlicher Fürsorge geben. Statt die Rädelsführer zu arretiren, und es gibt, wie Sie sich denken können, immer welche, wird sie die Blicke wegwenden und sagen: »Bah! Die armen Kinder, sie müssen sich amüsiren!« und sie wird sie ruhig Barrikaden machen lassen, ohne die Barrikadenmacher zu belästigen.«

»Aber dar ist ganz einfach schändlich.«

Muß man das Volk sich nicht freuen lassen? Ich weiß wohl, daß mitten in dem Tumulte man auf den Gedanken kommen kann, ich weiß sogar, daß jemand auf den Gedanken kommen wird, statt einen Schwärmer ein Pistol, statt einen Zündrakete eine Flinte abzuschießen; dann wird, wie Sie sich denken können, die Polizei die Verpflichtung haben, um nicht der Schwäche oder der Mitschuld angeklagt zu werden, einzuschreiten. Aber es wird erst im letzten Augenblick so weit kommen, seien Sie überzeugt, wenn bereits sehr bedauerliche Ereignisse eingetreten sind. Sehen Sie, lieber Herr Salvator, wenn es Ihre ursprüngliche Absicht war, diesen Abend mit der Lectüre Ihrer Lieblingsschriftsteller zuzubringen, so möchte ich Ihnen den Rath geben, nichts in Ihrem Entschlusse zu ändern.«

»Ich danke Ihnen für den Rath, mein Herr,« sagte Salvator ernst, »und dieß mal sind wir wirklich quitt, obgleich ich, offen gesagt, diesen Morgen um neun Uhr von der jüngsten Neuigkeit unterrichtet war, die Sie mitzuthemen mir die Ehre erwiesen.«

»Ich bedauere zu spät gekommen zu sein, lieber Herr Salvator.«

»Es keine verlorene Zeit.«

Herr Jackal stand auf.

»Ich verlasse Sie jetzt,« sagte er, »mit der Ueberzeugung, daß weder Sie noch Ihre Freunde sich in dieses Wespennest wagen werden, nicht wahr?«

»Ah!« was das betrifft, so verspreche ich Ihnen nichts. Ich bin im Gegentheil entschlossen, mich in dieses Wespennest zu wagen, wo es am unruhigsten ist.«

»Ist das wirklich Ihre Absicht?«

»Man muß alles sehen um auf alles gefaßt zu sein.«

»Es bleibt mir somit nichts übrig, mein lieber Herr Salvator, als den aufrichtigsten Wunsch auszusprechen, daß Ihnen keine Unbill widerfahre,« sagte Herr Jackal, indem er aufstand und nach dem Vorzimmer ging, wo er seine Polonaise und sein Cachenez wieder anzog.

»Ich danke Ihnen für Ihre Wünsche,« sagte Salvator, indem er ihn begleitete; »erlauben Sie mir, Ihnen meinerseits den eben so lebhaften Wunsch auszusprechen, daß Ihnen ebenfalls keine Unbill zustoße, falls das Ministerium das Opfer einer Erfindung würde.«

»Das ist das Schicksal aller Erfinder,« sagte Herr Jackal melancholisch, indem er sich verabschiedete.

Siebenter Band

IXC.

Andante der Revolution von 1830.

Während Herr Jackal Salvator seine väterlichen Rathschlüsse ertheilte, gingen die Bürger von Paris auf die unschuldigste Weise spazieren: die Einen mit ihren Frauen, die Andern mit ihren Kindern, noch Andere endlich ganz allein, wie es in dem edlen Liede von Herrn Marlborough heißt. Niemand dachte etwas Uebles, ohne daß wir deshalb sagen wollten, es habe Jemand etwas Gutes gedacht: die Idee, daß es an diesem Tage etwas geben könne — obgleich es ein etwas frischer Sonntag, aber voll Sonnenschein war — war nicht einem von diesen guten Köpfen in den Sinn gekommen.

Sie flohen das Hans und wollten Luft und Sonne haben, wäre es auch Luft und Sonne eines Dezembertages.

Das ist das natürliche Verlangen aller Menschen, die die ganze Woche im Schatten arbeiten.

Plötzlich erscholl auf den Boulevards, auf den Quais, in den Champs Elysées die Nachricht: »Die Regierung ist unterlegen.«

Und wer war der Sieger? Das wer eben diese Menge.

Die Menge, entzückt von ihrem Siege, begann den Besiegten zu verhöhnen.

Anfangs ganz leise.

Man verlästerte das Ministerium, man schimpfte auf die Jesuiten, aus die kurzen Röcke oder die langen Röcke; man beklagte den König; man überließ sich allen Arten von Verwünschungen.

»Es ist die Schuld des Herrn von Villèle,« sagte der Eine.«

»Es ist die Schuld des Herrn von Peyronnet,« sagte der Andere.

»Es ist die Schuld des Herrn von Corbière,« sagte ein Dritter.

»Das Herrn von Clermont Tonnerre,« sagte ein Vierter.

»Die Herrn von Damas,« sagte ein Fünfter.

»Der Congregation,« sagte ein Sechster.

»Sie täuschen sich alle,« sagte ein Vorübergehender, »es ist die Schuld der Monarchie.«

Diese letztere Stimme setzte die Masse wirklich in Bestürzung.

Wohin gelangte man mit dieser in's Blaue hineingeworfenen Behauptung: »Es ist die Schuld der Monarchie!«

Man wußte es nicht, und das war eben der Grund, weßhalb man erschrak.

Sind mal die, Brillengläser der Kurzsichtigen zerbrochen, so fürchten, sie immer, in einen Abgrund zu stürzen.«

Und die Bürger, von denen wir sprechen — diese Race ist vielleicht heutzutage ausgestorben, — die Bürger, von denen wir sprechen, waren Kurzsichtige.

Das Wort: »Es ist die Schuld der Monarchie!« hatte eben ihre Brillen zerbrochen.

Einer lachte verstohlen: das war Salvator.

Vielleicht hatte er diese furchtbaren Worte ausgestoßen.

Kaum war nämlich Herr Jackal weggegangen, als er einen Mantel umwarf und aus der Seite der Rue Saint-Denis spazieren ging.

Am Tage vorher hatte man, als man die ungeheueren Majorität sah, welche die Opposition in Paris erhielt, in der Eile die verschiedenen Freimaurerlogen zusammenberufen, und so rasch es damit ging, man hätte glauben sollen die Zusammenberufung sei vorausgesehen, im Voraus befohlen, ungeduldig erwartet gewesen.

Der Zustrom war ungeheuer.

Die Einen sagten:

»Die Stunde ist gekommen, zu handeln; wir wollen handeln.«

»Wir sind bereit,« antworteten Viele unter den Andern.

Man sprach von der günstigen Gelegenheit für die Revolution.

Salvator schüttelte traurig den Kopf.

»Nun!« sagten die Ungestümsten; »ist die Majorität in Paris nicht die Majorität in Frankreich? Ist Paris nicht der Kopf, welcher denkt, beräth, handelt? Nun gut, die Gelegenheit ist da, Paris soll sie ergreifen und die Provinz wird Paris folgen.«

»Gewiß ist das eine Gelegenheit,« sagte Salvator melancholisch ; »aber glaubt mir, Freunde, sie ist schlecht. Ich wittere dunkel ich weiß nicht welche Schlinge, in die man uns ziehen will und in der wir zu Grunde gehen werden. Ich halte es deßhalb für meine Pflicht, euch zu warnen. Ihr seid gute und brave Holzhauer, aber der Baum, den ihr fällen wollt, ist noch nicht reif für die

Axt; ihr verwechselt in diesem Augenblicke das Ministerium mit dem König, wie man vielleicht später den König mit der Monarchie verwechseln wird. Ihr bildet euch vielleicht ein, daß man durch die Fällung des Einen das Andere vernichten wird; das ist ein Irrthum, meine Freunde, ein großer Irrthum! Die socialen Revolutionen sind keine Zufälle, glaubt es mir, sie geschehen mit derselben mathematischen Präzision, wie die Revolutionen des Erdballs. Das Meer übersteigt seine Ufer nicht, außer wenn Gott zu ihm sagt: »Ebne die Berge und fülle die Thäler!« Nun gut, ich sage es euch und ihr könnt mir um so mehr glauben, als ich es euch mit großem Bedauern sage, die Stunde ist noch nicht gekommen, die Monarchie zu nivelliren. Wartet, hoffet, aber enthält euch, entfernt oder näher an dem Theil zu nehmen, was in den nächsten Tagen geschehen wird; ihr würdet, wenn ihr anders handelt, als ich euch rathe, nicht nur die Opfer, sondern die Mitschuldigen den Handlungen der Regierung sein. Was sie thun wird? Ich weiß es nicht; aber ich bitte euch, nicht durch Einmischung dem Unglück einen Vorwand zu geben.«

Diese Worte sprach Salvator mit solcher Trauer, daß alle den Kopf senkten und schwiegen.

Und dies war der Grund, weßhalb Salvator durchaus nicht erstaunt war über das, was ihm Herr Jackal am selben Morgen gesagt; denn den Rath, den ihm Herr Jackal gab, hatte er am Tage vorher schon seinen Freunden gegeben.

Und deßhalb lachte auch Salvator auf die Seite, als er das Ministerium verwünschen und den König bedauern hörte.

Indeß war die Nacht angebrochen und man begann die Spiegellampen anzuzünden.

Plötzlich entstand unter der Menge eine außerordentliche Bewegung, eine Bewegung, welche nur die Fluthen und die Menschenmassen hervorbringen.

Alles, was in Bewegung war, drängte sich in unruhigere Hast.

Die Ursache dieser Bewegung war sehr einfach: wir kennen sie bereits. Man erfuhr durch die Abendzeitungen das Resultat der Wahlen in den Provinzen.

Gewisse Nachrichten dringen mit Blitzesschnelligkeit unter die Masse.

Die Masse wogte.

Auch in den Häusern war ein Wogen, wie unter der Masse.

»Bei dem Rufe eines Straßenjungen: »Die Lämpchen!« erhellte sich ein Fenster; dann ein Zweites endlich ein Drittes.

Eine illuminirte Stadt ist ein sehr schöner Anblick, namentlich Paris; es gibt ihr etwas ähnliches mit den Träumen, die man sich von chinesischen Städten während des berühmten Lampenfestes macht. Aber so malerisch eine derartige Scene ist, gewisse Personen erschrecken davor. Das war auch bei der Bürgermasse der Fall, welche an jenem Abend durch die Rue Saint Martin und die anliegenden kleineren Straßen strömte; denn es ist eine anerkennenswerte Sache, daß, je kleiner die Straßen sind, desto größer sind die Illuminationen an den Tagen öffentlicher

Beleuchtungen.

Und der 18. November des Jahres der Gnade 1827 war einer jener Tage. Obgleich man noch nicht vollständig unterrichtet war über das definitive Resultat der Wahlen in den Departements, wußte man, wie wir bereits sagten, genug davon, um sich darüber zu freuen; der Beweis davon ist, daß man jubelte.

Man illuminierte also und die Straßen Denis und Saint-Martin unter anderen schien zwei phosphoreszirende Ströme.

Im Uebrigen war der Abend ruhig; das Herz der Liberalen war im Grunde sehr bewegt; aber Dank der Mahnungen Salvators schien alles an der Oberfläche ruhig.

Es gibt indeß kein ordentliches Fest ohne seinen Montag; ein Sprichwort sagt das, sonst würde ich es mir nicht erlauben.

Herr Jackal hatte sich getäuscht; die Ruhe war so groß, daß nichts im Stande war, sie zu stören.

Am anderen Tage, das heißt am 19., berichteten die Zeitungen von den Illuminationen des verhergehenden Tages und verkündeten, daß man Abends abermals beleuchten werde, daß dieß mal jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach die Beleuchtung machen würde, wie der Triumph, das heißt allgemein sein werde.

Die ministeriellen Zeitungen ihrerseits gezwungen, ihre Niederlage zu constatiren, thaten dieß in bitteren Ausdrücken. Sie sprachen von dem traurigen Resultate und von der Art, wie man diese beklagenswerthe Nachricht in der Hauptstadt aufgenommen.

»Die Partei der Masse triumphirt,« sagten sie, »wehe dem Vaterland! Man wird bald die Revolutionspartei an der Spitze sehen.«

Aber Paris schien die Trauer des Ministeriums nicht zu theilen; es ging wie gewöhnlich an seine Geschäfte, und war während des Tages ruhig, wenn auch vergnügt.

Anders war dieß am Abend.

Am Abend, wie die liberalen Journalen es verkündigt, warf Paris seine Arbeitskleider auf die Seite und zog ein Festgewand an. Die Rue Saint-Martin, die Rue Saint Denise und die anliegenden Straßen illuminierten sich wie unter dem Zauberstabe einer Fee.

Bei dem Anblick dieses Lampstromes erhob sich ein Jubel, der im tiefsten Herzen der Minister, wie das Echo einer Leichenmusik nachklingen mußte; Tausende von Menschen gingen mit einander, redeten sich an, sprachen zusammen, ohne sich zu kennen; ja man schüttelte sich die Hand, man verstand sich, ohne zu sprechen. Die Freude drang mit dem Athem aus jeder Brust; man schlürfte die ersten Lüfte einer größeren, namentlich nationaleren Freiheit und die gepreßten Lungenflügel dehnten sich aus.

Bis dahin war der Menge nichts vorzuwerfen, es war eine gute ehrenwerte Menge, die sich des Sieges freute, aber ohne den vorbedachten Plan, ihn zu mißbrauchen.

Einige wohl stießen antiministerielle Verwünschungen aus; aber die Zahl dieser war klein. Der Protest war größer durch das Schweigen, als durch den Lärm; die Ruhe war imposanter, als der Sturm.

Plötzlich ließ ein Mensch mitten in der Masse den Ruf vernehmen:

»Kauft Raketen und Schwärmer, meine Herren! feiert die Wahlen!«

Man kaufte.

Man sah sie anfangs mechanisch, vielleicht sogar ängstlich an, ohne daran zu denken, sie anzuzünden. Dann näherte sich ein Gamin einem Bürger und steckte in seinem Muthwillen ein angezündetes Strick Schwamm in die Tasche, in welche der Bürger soeben ein Paket Schwärmer gethan.

Das Paket fing Feuer und der Bürge knallte.

Das war wie ein Signal.

Von diesem Moment an trachten die Schwärmer auf allen Seiten, tausend Raketen stiegen wie Kometen in die Luft.

Der größere Theil der Bürger dachte daran, sich zurück zu ziehen; aber das war keine leichte Sache, mitten in dieser compacten Masse; auch bekamen in wenigen Augenblicken die Dinge ein ganz anderes Aussehen. Kinder, junge Leute, Männer erschienen; — das war alles in zerrissene Kleider gehüllt, wie um Interesse zu erregen; jenes Elend, das sich sonst in der tiefsten Finsternis verbirgt, machte sich hier in den **a giorno** erleuchteten Straßen breit; eine wunderliche phantastische Masse, den Umrissen, wenn auch nicht der Zahl nach jenem Schatten ähnlich, die wir durch die Rue des Postes, ganz nahe an dem Impasse des Vignes, einige Schritte von dem geheimnisvollen Hause, von dessen höchstem Giebel, wie man sich erinnert, der arme Volauvent gefallen war, sich drängen sahen.

Mitten in der Masse kannte ein geübtes Auge jene brauen Agenten des Herrn Jackal erkennen, die wir bereits die Ehre hatten, unsern Lesern unter den malerischen Nennen Papillen, Carmagnole, Longue Avoine und Brin d'Acier vorzustellen, unter der Leitung Gibassiers sich bewegen sehen, ohne daß sie im Entferntesten das Ansehen hatten, als kennten sie ihn.

Salvator war auf seinem Posten an der Ecke der Rue aux fers; er lachte, wie er am vorhergehenden Tage gelacht, als er alle jene Gesichter erkannte, denen er ihre Namen hatte geben können.

Motive, die nicht bis zu uns gedrungen sind, die jedoch ihre Bedeutung haben musten, hatten den Aufstand, der am Tage vorher ausbrechen sollte, wie Herr Jackal gegenüber von Salvator gemeint, verschoben. Dieser hatte ihn erwartet, und da ersah, daß er nicht ausbrach, gedacht, er

werde an den andern Tag verschoben sein. Als er aber die Masse Masse, von der wir sprechen, in ihrem zerlumpten Anzuge, die Fackel in der Hand, mit geröthetem Gesichte, trunkenen Blicken, schwankendem Gange, und geleitet von den Anführern mit den Galgengesichtern, deren Namen wir so eben genannt, ankommen sah, da wurde es für Salvator klar, daß dieß die Missionäre des Aufruhrs seien und daß das wahre, das blutige Fest beginne.

Die neuen Akteure drängten sich in der That unter die Masse und brachten die tollsten, widersprechendsten Vivats aus:

»Es lebe Lafayette!«

»Es lebe der Kaiser!«

»Es lebe Beninij Constant!«

»Es lebe Dupont (de L'Eure)!«

»Es lebe Napoleon II.!«

»Es lebe die Republik!«

»Aber zwischen diesem Geschrei hörte man den Hauptruf, den die Gamins von 1848 zu erfinden glaubten, den sie aber nur wieder ausgruben:

»Die Lämpchen! die Lämpchen!«

Das war das Hauptmotiv dieser Leichensymphonie.

Der Spaziergang dieser Enthusiasten dauerte eine Stunde.

Wenn jedoch, auf ihre patriotische Aufforderung einige verspätete Lämpchen sich entzündeten, so waren andere hastigere beim Ende ihres Oels angekommen und erloschen. Das war jedoch Nicht die Schuld der Lampionnaires.

Die Masse deutete auf ein Haus, das in der tiefsten Dunkelheit da lag, und forderte mit wildem Geschrei die Bewohner dieses Hauses auf, zu illuminieren.

Das Geschrei schloß. immer mit solchen Verwünschungen: — jede Zeit politischer Aufregung hat die ihrigen; wir berichten die von 1827, —

»Nieder mit den Jesuiten!«

»Nieder mit den Bigotten!«

»Nieder mit den Ministeriellen!«

»Nieder mit den Villèlisten!«

Keiner der Hausbesitzer gab ein Lebenszeichen von sich. Dieß Schweigen brachte die Masse zur Verzweiflung.

»Sie antworten sogar nicht mal!« rief einer aus der Menge.

»Das ist eine-Beleidigung des Volkes,« sagte ein Anderer.

»Man insultirt die Patrioten! rief ein Dritter.

»Nieder mit den Jesuiten!« heulte ein Vierter.

»Nieder mit ihnen! nieder mit ihnen!« wiederholten die Straßenjungen mit ihren Fistelstimmen.

Und als ob dieser Ruf ein Signal gewesen, zog der ganze Haufen aus den Taschen der Weste, oder den Taschen der Blouse, oder den Taschen der Schürze Steine von allen Formen und Größen und schleuderte sie in die Fenster des stillen Hauses.

Nach Verfluß von einigen Minuten war kein Fenster mehr ganz.

Das Haus war ganz durchbrochen zum großen Gelächter der meisten Umstehenden, die in diesen Ereignissen nur eine passende Lection für die sahen, welche man damals schlechte Franzosen nannte.

Der Aufstand begann.

Man stürzte in das Haus es war leer.

»Es war ein Haus, das im Augenblick im Innern ganz neu restauriert wurde und das gerade unbewohnt war.

Wirkliche Aufrührer hätten sich bei dem Grunde beruhigt, daß in Abwesenheit von Miethsbewohnern nicht beleuchtet werden könne; unsere Aufrührer aber, oder vielmehr die des Herrn Jackal, waren ohne Zweifel naiver oder geschickter als gewöhnliche Aufrührer; denn als sie das Haus ohne Möbel und Bewohner fanden, stießen sie ein so wildes Geschrei aus, daß die, welche auf der Straße geblieben, zu heulen begannen:

»Rache, man ermordet unsere Brüder!«

Unsere Leser wissen so gut als wir, »daß man Niemanden ermordete.

Aber es war ein Vorwand oder vielmehr ein Signal. um die bewohnten Häuser zu überfallen, deren Lämpchen das Unglück hatten, zu erlöschen.

Die Lämpchen wurden zu großer Freude der Masse wieder angezündet.

In diesem Momente, kamen Wagen durch die Straße Saint Denis, welche nach dem Marché

des Innocents fahren oder von dort kamen.

Die Fuhrleute, welche die Wagen führten, waren mit gutem Rechte erstaunt, in dieser gewöhnlich so ruhigen Straße, zu solcher Stunde eine solche Masse Schreiender, Singender, Jauchzender zu finden, die Tausende von Schwärmern nach allen Seiten warfen.

Die Pferde waren noch weit erstaunt, als die welche sie führten; nicht nur, daß das Geschrei der Menge im Allgemeinen den Pferden unangenehm ist; sondern was diese Vierfüßer überraschte, scheu machte, in ihrem Laufe aufhielt, das war der Geruch, die Helle und der Lärm dieses Feuerwerks.

Ein Gemüsegärtnerpferd ist kein Kriegsroß; kein Renner, der die Bellona athmet, wie der Abbé Delille gesagt hätte. Die Pferde der Gemüsegärtner blieben deßhalb mit langem Gewieher stehen, das sich mit dem Geschrei der Masse vermischte, wodurch der wildeste Lärm, das unharmonischste Concert entstand.

Die Fuhrleute gaben ihren Pferden die besten Peitschen hiebe; aber statt vorwärts zu gehen, huften sie.

»Sie werden schon gehen!« riefen die Einen.

»Sie werden nicht gehen,« riefen die Andern

»Ich sage euch, sie werden gehen,« sagte ein Straßenjunge, indem er einem Pferde, das der ganzen Reihe voranging, einen Schwärmer unter den Schwanz hielt.

Das Pferd schlug hinten aus, wieherte und hustete, statt vorwärts zu gehen.

Die Masse stieß ein homerisches Gelächter aus.

»Ihr versperrt die öffentliche Straße!« rief Gibassier mit einer Baßstimme.

»Seht, das ist Herr Prudhomme!« rief ein Straßenjunge.

Henry Monnier hatte gerade zu jener Zeit den Typus erfunden, der später so populär wurde.

»Ihr hindert die Manifestation der allgemeinen Freude!« rief Carmagnole als Echo von Gibassier.

»Im Namen des Allmächtigen!« murmelte Longue Avoine, den seine Beziehungen zur Sesselvermieterin von Saint Sulpice fromm gemacht, widersetzt euch nicht den Vorschriften der Vorsehung!«

»Aber tausend Donnerwetter!« rief der Fuhrmann, an den diese Worte gerichtet waren, »Ihr seht doch, daß ich nicht vorwärts kann, mein Pferd weigert sich.«

»So hufe, mein Bruder,« antwortete Longue Avoine in frömmelndem Tone.

»Aber zum Teufel! ich kann ja so wenig hufen, als vorwärts kommen!« rief der Fuhrmann.
»Sie sehen wohl, daß vornen und hinten die Straße mit Menschen überfüllt ist.«

»So steigt ab und spannt aus,« machte Carmagnole.

»Aber, dummes Geschwätz!« rief der Fuhrmann, »wenn ich mein Pferd ausspannte, würde mein Wagen dadurch weder vor- noch rückwärts kommen.«

»Es ist schon genug geschmatzt,« sagte Gibassier Prudhomme mit erschreckend Baßstimme.

Und indem er einem halben Dutzend Personen, die nur auf dieses Zeichen zu warten schienen, winkte, stürzte er sich auf den widerspenstigen Wagen, den er mit Leichtigkeit umwarf, während seine Gefährten das Pferd mit solcher Schnelligkeit ausspannten, daß man hätte glauben sollen, sie seien Leute vom Handwerk.

Dies Beispiel wurden allgemein befolgt.

Wozu dienten die Beispiele, wenn man sie nicht befolgte.

Dieses Beispiel wurde also befolgt; man setzte die Fuhrleute auf den Boden und spannte die Pferde aus, die sich in der Straße befanden.

Zehn Minuten später erhob sich eine prachtvolle Barricade.

Es war die erste seit dem berühmten 12. Mai 1588.

Wir wissen alle, daß es nicht die letzte war.

C.

Wo der Aufstand seinen Fortgang nimmt.

Nachdem die Straße einmal versperrt war, mußte alles, was hinter den angehaltenen Wagen kam, bestenfalls anhalten.

Mitten aus diesem Haufen von Wassertonnen, Baumwagen und kleineren Karren sah man wie eine Armee von Skeletten die großen fleischlosen Arme der Gemüsegärtnerwagen emporragen, welche ihrer Last entledigt waren.

Straßenjungen, welche auf den Pflastersteinen, die in der Umgegend der Rue Grenetat aufgehäuft waren. Kätzchen spielten, hatten als sie hörten, daß man die Straße versperrte, die Idee, ihren Stein zu diesem Gebäude, das man Barrikade nennt und dessen beste Architekten die Straßenjungen sind, herbeizuschlepen.

Jeder bemächtigte sich deshalb dessen, was er gerade zur Hand fand und seiner Kraft entsprach; die einen nahmen Thürpfeiler, die anderen die der Gerüste; die kleineren die zur Herstellung der Chaussee aufgehäuften Steine. Kurz man fand alles, was man brauchten konnte, zur Hand, — wie es in solchen-Fällen immer geschieht — eine große Barrikade zu construiren, die Embryonen unserer modernen Barrikaden.

Als die Masse sich dieß Monument erheben sah stieß sie die ganze Rue Saint Denis entlang, ein ungeheures Siegesgeschrei aus. Man hätte glauben sollen, auf diesem Haufen von Holz und Steinen werde sich der Dom der Freiheit erheben.

Es war ungefähr zehn Uhr; seit beinahe einer Stunde erheben sich auf allen Seiten Barricaden die aufrührerischsten Rufe ertönten aus der Mitte der Masse; Schwärmer aller Arten und Feuerwerk wurde den Vorübergehenden unter der Nase angezündet oder durch die zerbrochenen in alle der Launigkeit berüchtigten oder der Unentschiedenheit bei dieser patriotischen Manifestation verdächtigen Häuser geworfen.

Dieser Tumult dauerte drei bis vier Stunden; die Unordnung erreichte ihren höchsten Grad und doch war noch immer kein Agent der bewaffneten Macht erschienen, nicht ein Gendarm hatte sich am Horizonte gezeigt.

Wir haben bereits ein Sprichwort angeführt. Wenn wir nicht befürchteten, Mißbrauch mit dieser Weisheit der Völker zu treiben, so würden mir sagen, wenn die Katze aus dem Hause, so tanzen die Mäuse.

Das that die Masse.

Sie bildete Kreise und begann noch mehr oder minder verbotenen, nämlich seit der Revolution verbotenen Liedern zu tanzen,

Jedermann gab sich der ungebundensten Freiheit hin: der Eine sang, der Andere tanzte, die einen bauten Barrikaden, die Andern plünderten ihres gleichen aus, jeder nach seiner Neigung, seinem Instinkte, seiner Phantasie, als man plötzlich zum großen Erstaunen dieser Menge, die ohne Zweifel geglaubt hatte, sich die ganze Nacht diesen unschuldigen Vergnügungen hingeben zu können, aus der Rue Grenetat, gerade als stiege sie aus der Erde, ein Detachement Gendarmerie hervor kommen sah.

Aber der Gendarm ist ein gutmüthiger Mensch, ein Freund der Masse, ein Beschützer der Straßenjungen, mit welchen er sich zuweilen in eine Plauderei einläßt.

Wenn man diese unschuldigen Krieger sieht, beginnt deshalb die Masse sogleich ihr bekanntes Lied:

Dans la gendarmerie, Quand un gendarme rit, Tous les gendarmes rient, Du gendarme, qui rit.
[Wenn unter den Gendarmen, ein Gendarm lach, so lachen alle andern über den, der zuerst gelacht.]

Und die Gendarmen lachten wirklich.

Aber während sie lachten, geben sie der Masse den väterlichen Rath, nach Hause zu gehen und sich ruhig zu verhalten.

Allen gings bis dahin gut, und vielleicht hätte die Masse diesem Rathe Folge geleistet, da hörte man, als man nach der Rue Saint Denis kam, aus dem Chore heraus, der die Gendarmen begleitete, beleidigende Solis.

Diesen beleidigenden Solis folgten einige Steine, dann viele Steine.

Man hätte glauben können, mein College Scribe habe für diese Krieger den schönen Vers gemacht:

»Ein alter Soldat weiß zu leiden und zu schweigen, Ohne zu Murren.«

Das Detachement Gendarmerie schwieg und murrte nicht.

Es marschirte ruhig nach den Barrikaden und begann sie, eine um die andere, zu zerstören.

Bis dahin war alles sehr einfach, das heißt nichts sonderlich gefährlich; wenn unsere Leser jedoch nach einer Ecke der Rue aux Fers blicken wollen, so werden sie sehen, daß die Situation, so einfach sie in diesem Augenblicke war, sehr bald verwickelt zu werden drohte.

Einer der erbittertsten Barrikadenbauer der Rue Saint Denis, gegenüber der Rue Grenetat, war nämlich unser Freund Jean Taureau.

Unter der Zahl derjenigen, welche sich bei dem Ausspannen der Wagen betheilt, waren einige Aufrührer unserer Bekanntschaft.

Diese Auführer waren Unsere alten Freunde Sac-a-Platre, Toussaint Louverture und Gibelotte.

In einiger Entfernung von diesen operirte der kleine Fasiou für sich.

Jeder hatte sein Bestes gethan und nach der Ansicht von Kennern war die Sache gelungen.

An einer Ecke der Rue aux Fers beobachtete Salvator mit jenem verächtlichen Blicke, den wir bereits kennen, die verschiedenen Scenen, die wir erzählt; er wollte sich zurückziehen, traurig über die Rolle, welche unglückliche Arbeiter, die sich trotz aller Vernunft, durch den; unglückseligen Ruf: »Es lebe die Freiheit!« hinreißen ließen, dabei spielten, als er Jean Taureau und seinen Troß ihre Barrikade befestigen sah.

Er ging gerade auf den Zimmermann zu, nahm ihn am Arme und sagte leise:

»Jean.«

»Herr Salvator!« rief der Zimmermann.

»Schweig,« antwortete dieser, »und komm.«

»Es scheint mir Herr Salvator, wenn das, was Sie mir zu sagen haben, nicht wichtig ist, so haben wir in diesem Augenblick keine Zeit zu plaudern.«

»Doch, was ich Dir zu sagen habe, ist außerordentlich wichtig, komm' ohne Verzug.«

Und Salvator zog Jean Taureau fort, zum großen Verdruß des Letzteren, wenn man nach dem melancholischen Blicke urtheilen darf, den er auf die mit so großer Mühe errichtete Barrikade warf und die man ihn so premtorisch zu verlassen zwang.

»Jean,« sagte Salvator zu ihm, als er ihn ungefähr dreißig Schritte von der Barrikade weggeführt, »habe ich Dir je einen schlechten Rath gegeben?«

»Nein, Herr Salvator, aber . . .«

»Hast Du volles Vertrauen in mich?«

»Ich glaube wohl, Herr Salvator, aber . . .«

»Glaubst Du, daß ich Dir eine schlechte Handlung vorschlagen könnte?«

»O gewiß nicht, Herr Salvator, aber . . .«

»Nun, so geh augenblicklich nach Hause.«

»Unmöglich, Herr Salvator.«

»Und warum ist das unmöglich?«

»Weil wir entschlossen sind.«

»Entschlossen, zu was?«

»Den Jesuiten und Pfaffen den Garaus zumachen.«

»Bist Du betrunken, Jean?«

»O bei Gott, Herr Salvator, ich habe den ganzen Tag keinen Tropfen Wein getrunken.«

»Deshalb bist Du so unvernünftig.«

»Ja, wenn ich's wagte,« sagte Jean Taureau, »würde ich Ihnen etwas anvertrauen, Herr Salvator.«

»Was?«

»Daß ich einen furchtbaren Durst habe.«

»Um so besser!«

»Wie, um so bessert Sie sagen mir das?«

»Ja; komm' hier herein mit mir.«

Und den Zimmermann an der Schulter packend, führte er ihn in eine Kneipe, schob ihn auf einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber.

Salvator verlangte eine Flasche Wein, die der Zimmermann im Umsehen getrunken hatte.

Nachdem er diesem Schlingkunststücke mit dem Interesse eines Naturforschers gefolgt war, sagte der Commissionär:

»Höre, Jean, Du bist ein guter, braver, ehrlicher Junge; Du hast es mir unter vielen Umständen bewiesen; aber glaube mir, laß die Jesuiten und Pfaffen einige Zeit in Ruhe.«

»Aber, Herr Salvator,« sagte der Zimmermann, »ist denn nicht eine Revolution im Werke?«

»Eine Evolution, wolltest Du sagen, mein armer Freund, und nichts weiter,« sagte Salvator; »ja, Du kannst großen Lärm machen, glaube mir, aber Du wirst nichts Ordentliches zu Stande bringen. Wer hat Dich in einem Augenblicke hierher gebracht, wo Du zu Bette liegen solltest? Sei offen.«

»Fisine,« antwortete Jean Taureau, »ich dachte nicht daran, hierher zu kommen.«

»Was hat sie gesagt, um Dich zu bestimmen?«

»Sie sagte: Wir wollen die Beleuchtung sehen.«

»Sonst nichts?« fragte Salvator.

»Doch, sie hat hinzugefügt: Es gibt wahrscheinlich Spektakel und das ist sehr amüsan.

»Ja; und Du, ein friedlicher verhältnißmäßig reicher Mann, denn Du hast jetzt von General Lebastard de Premont zwölf hundert Livres Rente, Du, der sich gerne nach einem Tage der Arbeit ausruht, Du hast gefunden, das Vergnügen daran gefunden, einem Spektakel nicht nur zuzusehen, sondern selbst Spektakel zu machen. Und woher wußte Fisine, daß es Spektakel geben wurde?«

»Sie hat einen Herrn begegnet, der zu ihr sagte: ‚Das wird heute Abend heiß werden in der Rue Saint Denis; bring’ Deinen Mann mit!‘«

»Und wer ist jener Herr?«

»Sie kennt ihn nicht.«

»Ich aber kenne ihn.«

»Wie! Sie kennen ihn? Sie haben ihn also gesehen?«

»Ich brauche einen Polizeiagenten nicht zu sehen, ich wittere ihn.«

»Wie! Sie glauben, daß es ein Spion gewesen? rief Jean Taureau, indem er zornig die Stirne runzelte, ein Runzeln, das den Worten gleichkam: »Ich bedenke, das nicht gewußt zu haben; ich hätte diesem Beame den Kopf eingeschlagen.«

»Es gibt einen Rechtsgrundsatz, mein lieber Jean Taureau, welcher sagt: **Non bis in idem.**«

»Was bedeutet?«

»Daß man nicht zweimal mit demselben Individuum zum Gerichte geht.«

»Ich bin also schon einmal mit ihm ins Gerichte gegangen?« fragte Jean Taureau naiv.

»Allerdings, mein Freund; Du hättest ihn beinahe erdrosselt in jener Nacht auf dem Boulevard des Invalides, nichts weiter.«

»Wie!« rief Jean Taureau blaß werdend, Sie glauben, daß es Gibassier war?«

»Es ist nichts wahrscheinlicher, mein armer Freund.«

»Er, den das ganze, Quartier beschuldigt, daß er mit Fisine liebäugelt? O! Ich werde ihn wieder finden.«

Und Jean Taureau zeigte mit einer Faust, so groß wie ein Kinderkopf, nach dem Himmel, wo jener sich übrigens nicht befand.

»Nun, es handelt sich jetzt nicht um ihn, sondern um Dich,« sagte Salvator; »da Du die Dummheit begingst, zu kommen, so mußt Du wenigstens so gescheit sein, Dich mit heiler Haut aus der Sache zu ziehen und wenn Du eine halbe Stunde länger hier bleibst, so wirst Du wie ein Hund hingeschlachtet werden.«

»Jedenfalls,« heulte der Zimmermann außer sich, »werde ich ihnen mein Leben teuer verkaufen.«

»Es ist aber besser, Dein Leben zu erhalten, um es für die gute Sache zu opfern,« sagte Salvator energisch.

»Heute Abend gilt's also nicht der guten Sache fragte Jean Taureau erstaunt.

»Heute Abend gilt's der Sache der Polizei und ohne es zu ahnen, arbeitest Du der Regierung in die Hände.«

»Puh!« machte Jean Taureau. »Aber nein,« fügte er hinzu, nachdem er einen Augenblick nachgedacht! »ich bin mit Freunden da.«

»Welchen Freunden?« fragte Salvator, der in der Gruppe Niemanden als den Athleten entdeckt.

»Nun Sac-a-Platre, Toussaint Louverture, die Gibelotte . . . und Anderen.«

Fasiou, gegen welchen der Zimmermann eifersüchtige Gefühle gehegt, gehörte zu den *Andern*.

»Und Du hast sie mitgebracht?«

»Zum Teufel! Als man mir sagte, daß es heiß werden würde, suchte ich Kameraden.«

»Das ist gut Du wirst eine zweite Flasche leeren und damit nach den Barrikaden zurückkehren.«

Salvator machte ein Zeichen und nach dem die zweite Flasche gebracht und geleert war, erhob sich Jean Taureau.

»Ja,« sagte er, »ich kehre zur Barrikade zurück, aber nur um zu rufen: Nieder mit den Polizeianten! Nieder mit den Spionen!«

»Hüte Dich davor, Unglücklicher!«

»Aber was soll ich denn dort thun auf der Barrikade, da ich weder rufen noch mich schlagen soll?i«

»Du wirst ganz einfach, so leise Du kannst zu Sac-a-Platre, zu Toussaint, zu Gibelotte und selbst zu Fasiou sagen, daß ich ihnen befehle, sich nicht nur ruhig zu verhalten, sondern auch den Anderen verstehen zu geben, daß sie in einen Hinterhalt gefallen sind, und daß man, wenn sie

nicht vor einer halben Stunde sich zurückziehen, Feuer auf sie geben wird.«

»Ist es möglich, Herr Salvator?« rief der Zimmermann entrüstet; »auf unbewaffnete Menschen schießen?«

»Das soll Dir beweisen, einfältiger Mensch, daß ihr keine Revolution machen könnt, da ihr unbewaffnet seid.«

»Das ist wahr,« mußte Jean Taureau zugestehen.

»So geh und benachrichtige sie davon,« sagte Salvator aufstehend.

Sie standen auf der Schwelle, als, das Detachement Gendarmerie erschien.

»Die Gendarmerie! . . . Nieder mit den Gendarmen!« rief Jean Taureau mit der ganzen Kraft seiner Lungen.

»Ah! wirst Du schweigen,« sagte Salvator, indem er ihn an dem Armknöchel packte. »Marsch, nach der Barrikade, man soll sie langsam räumen.«

Jean Taureau ließ sich das nichts zweimal sagen; er stürzte sich mitten unter die Menge, wo seine Gefährten mit vollen Kräften schrien:

»Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Gendarmen!«

Die Gendarmen zerstörten mit derselben Ruhe, mit der sie die Beleidigungen angehört und die Steine aufgenommen, die Barrikade.

Der Erfolg war, daß der Zimmermann, da sich alle vor der bewaffneten Macht zurückgezogen, niemand mehr fand, dem er einen Wink hätte geben können.

Aber die Barrikaden haben das mit den abgehauenen Stücken der Schlangen gemein, daß sie sich, sobald sie auseinander gehauen sind, sogleich wieder zusammen fügen.

Nachdem die erste Barricade zerstört war, setzten die Gendarmen ihren Weg nach der Rue Saint Denis fort und demolierten eine zweite, während die Freunde Jean Taureau's die erste wieder aufbauten.

Man kann sich das Hurrahgeschrei der Masse bei der Zerstörung und dem Wiederaufbau dieser Gebäude denken.

Diese Scene, deren Tragweite man einsehen wird und von denen man damals doch nur die komische Seite sah, war wirklich der Art, um die allgemeine Heiterkeit hervorzurufen.

Aber die Hurrahs begannen sich zu mäßigen, das Lachen zu verstummen, als man plötzlich von den beiden Enden der Rue Saint Denis von der Seite des Boulevard und der Place du Chatelet zwei Abtheilungen Gendarmen anrücken sah, die, mit finsterer Miene einander

entgegen marschierend, nichts mehr zu lachen boten, wie ihre Kameraden.

Es entstand seine momentane Ungewißheit. Man sah sich an. Man gewahrte die gerunzelte Stirn der bewaffneten Macht und blieb einen Augenblick unentschlossen stehen.

Endlich rief eine kühnere, oder der Polizei mehr, als die Uebrigen angehörende Person mit furchtbarer Stimme:

»Nieder mit den Gendarmen!«

Dieser Ruf mitten in der Stille klang wie ein Donnerschlag.

Wie ein Donnerschlag brachte es auch das Gewitter zum Ausbruch.

Die Masse, als ob sie nur diesen-Ruf erwartet hätte, wiederholte ihn einstimmig und um die That mit dem Worte zu verbinden, stürzte sie der Gendarmerie entgegen, die sie Schritt um Schritt vom Marché des Innocents nach dem Chatelet, vom Chatelet nach dem Pont au Change und vom Pont au Change nach der Polizeipräfectur trieb.

Aber während man die Gendarmen, welche von der Place du Chatelet gekommen waren, zurücktrieb, marschierte die weit imposantere Masse von Gendarmen zu Fuß und zu Pferde, welche von den Boulevards kam, schweigend die Straße in der ganzen Breite hinab, räumte ruhig, zwischen Hohngeschrei und Steinen hindurchschreitend, alle Hindernisse, auf die sie stieß, Menschen und Dinge, aus dem Wege, bis zu dem Augenblicke, wo sie vor dem Marché des Innocents angekommen, anhielt und Posto faßte.

Inzwischen baute man hinter ihr, unfern von ihr, gegenüber der Passage du Grand Cerf eine Barrikade wieder auf, aber auf breiterer und soliderer Grundlage, als die, welche man bisher errichtet-hatte.

Zum großen Erstaunen Aller, hinderte sie niemand an dieser Arbeit; man sah in der Ferne die Gendarmen, welches jetzt unbeweglich wie hölzerne Gendarmen dastanden.

Plötzlich aber schritt über den Quai eine andere Truppe in feindseligerer Haltung.

Sie bestand aus der Garde und Linientruppen.

Ein Mann zu Pferde mit Oberstepauletten commandierte sie.

Was sollte geschehen?? Das ließ sich leicht sagen, als man den Oberst den Befehl geben sah Patronen an die Mannschaft zu vertheilen und zu laden.

Was die Ungläubigen hatte überzeugen können, daß etwas Verdächtiges, um nicht mehr zu sagen, im Anzuge sei, das war das von den Obersten mit dem durch seinen bis tief auf die Brauen hereingezogen, Hut verdeckten, Gesichte, befohlene Manoeuvre; mit dumpfer und drohender Stimme vertheilte er seine Treppen in drei Colonnen, denen er einen Polizeicommissär vorangehen ließ, und warf sie auf die Barrikaden der Rue Saint Denis, der Passage du Grand

Cerf und der Kirche Saint Leu.

Hohngeschrei, Schmähungen und Steine; empfangen, wie früher, die auf die Barrikade der Passage du Grand Cerf geworfenen Colonnen.

Als Salvator die Colonne geschlossen, kalt, entschieden vorwärts marschieren sah, blickte er umher, ob er nicht ein ihm bekanntes Gesicht sehe, dem er den guten Rath geben könnte, sich zurückzuziehen.

Aber statt der Gesichter, die er suchte gewahrte er an der Ecke einer Straße nur das spöttische Gesicht eines Mannes, der, in seinen Mantel gehüllt, den Ereignissen mit einem Interesse zu folgen schien, das nicht weniger groß war, als das, welches ihnen Salvator selbst schenkte.

Er zitterte, als er Herrn Jackal erkannte, der seine Sache übersah.

Ihre Blicke begegneten sich.

»Ah! ah! sind Sie es, Herr Salvator?« sagte der Polizeimann.

»Wie Sie sehen, mein Herrn.« entwertete dieser kalt.

Aber Herr Jackal schien diese Kälte nicht zu bemerken.

»Ah! wahrhaftig!« machte er, »ich bin entzückt, Sie zu sehen, um Ihnen den Beweis zu geben, daß ich Ihnen gestern Morgen einen freundschaftlichen Rath ertheilte.«

»Ich fange an, es zu glauben.« sagte Salvator.

»Und Sie werden bald davon überzeugt sein; zuvor jedoch betrachten Sie sich diese Menschen, die dort unten heran marschiren.«

»Die k. Garde und die Linie; ich sehe es wohl.«

»Aber sehen Sie auch, wer sie commandirt?«

»Das ist ein Oberst.«

»Ich wallte sagen, kennen Sie den Oberst?«

»Ja!« machte Salvator erstaunt, »ich täusche mich nicht.«

»Nun, wer ist es?«

»Der Oberst Rappt.«

»In Person.«

»Er hat also wieder Dienst genommen?«

»Für diesen Abend.««

»Er wurde allerdings nicht zum Deputirten gewählt.«

»Er will zum Pair ernannt sein.«

»So ist er also im außerordentlichen Dienste hier?«

»Außerordentlich, das ist das Wort.«

»Und was wird er thun?«

»Was er thun wird?«

»Das frage ich Sie?«

»Er wird ganz einfach, ganz kalt, ganz ruhig, wenn er vor die Barrikade kommt, ein einfaches Wort aus fünf Buchstaben aussprechen, »Feuer!« und dreihundert Flinten werden gehorchen.«

»Das muß ich sehen!« sagte Salvator; »vielleicht ist es nöthig, daß ich diesen Menschen hasse.«

»Was thun Sie denn bis jetzt?«

»Ihn verachten.«

»So folgen Sie ihm, das ist gescheidter, als ihm voranzugehen.«

Salvator folgte in der That Herrn Rappt, der gerade auf die Barrikade zuschritt und mit einer kalten und klaren Stimme, ohne sich die Mühe gegeben zu haben, die drei gewöhnlichen Aufforderungen Ergehen zu lassen, das furchtbare Wort aussprach:

»Feuer!«

CI.

Noch einmal der Aufstand!

Diesen furchtbaren Worte »Feuer!« folgte ein ungeheurer Knall; aber der Schrei des Schreckens und der Angst, welchen die Menge ausstieß; war noch furchtbarer.

Es war eine ungeheure Verwünschung, welche Priester und Soldaten, Ministerium und König in sich schloß.

»Feuer!« wiederholte, Graf Rappt, in dem Augenblicke, wo dieser Fluch zu verstummen und sich unter der Masse zu verlieren begann, welche ihn ausgegossen.

Die Soldaten, welche ihre Waffen wieder geladen, gehorchten.

Ein zweiter Schreckenschrei erhob sich; aber diesmal sagte man nicht mehr: »Nieder mit den Ministern! Nieder mit dem König!« man rief: »Mord!«

Dies Wort, vielleicht furchtbarer, als die doppelte Gewehrfeuer, erdröhnte die ganze Straße entlang mit der Schnelligkeit, der Gewalt dem Getöse des Donners.

Die Barricade der Passage du Grand Cerf wurde von den Auführern verlassen und von den Soldaten des Herrn Rappt besetzt.

Dieser, an der Spitze seiner Leute, schleuderte Blicke voll Haß und Rachsucht auf die Bevölkerung, welche ihn so eben eine so derbe Schlappe versetzt. Er hatte viel gegeben, wenn er alle Wähler, die er seit drei-Tagen empfangen — den Apotheker und den Brauer, die beiden Bouquemon und Monseigneur Coletti mit gerechnet — vor sich gehabt, mit welcher Freude hätte er sie auf der frischen That der Empörung ertappt und sich für seine Niederlage an ihnen gerächt!

Aber keiner von Denen, welche Herr Rappt gerne hier gesehen, war anwesend der Apotheker verkehrte vertraulich mit seinem Bruder dem Brauer; die beiden Bouquemonts wärmten sich in aller Demuth an einem großen Feuer und Monseigneur Coletti lag weich und warm in seinem Bette und träumte ganz wach, Monseigneur be Quellen sei gestorben und er Coletti soeben zum Erzbischof von Paris ernannt worden.

So viel hatte Herr Rappt bei einem Ueberblick gesehen, daß kein Feind, den er kannte, zugegen war; aber in Ermangelung solcher, blickte er zornig auf alle natürlichen Feinde der Ehrgeizigen, auf Arbeiter und Bürger. Man hatte glauben sollen, er wolle sie alle mit einem Blick seines blitzenden Auges niederschmettern, und mit dem Befehl auf die Menge zu schießen, sprengte er an die Spitze eines Detachements Reiter, um so viel als möglich seinen Befehl zum Vollzug zu bringen.

Er verfolgte deßhalb galoppirend die Flüchtigen, indem er alles niederwarf, auf was er stieß,

mit seinem Pferde die unglücklichen zu Boden Gefallenen überritt, und mit dem Säbel niederhieb, was noch stand; mit feuersprühendem Auge, den Säbel in der Hand, sein Pferd blutig spornend, glich er nichts so sehr dem Engel des jüngsten Gerichts — dazu fehlte ihm die göttliche Ruhe — sondern dem Dämon der Rache, als er in der Hitze seines Rittes auf eine Barrikade sprengen wollte; da die Barrikade unbesetzt schien, nahm er den Zügel zusammen und wollte das Thier über das unerwartete Hinderniß, das sich ihm bot, setzen lassen.

»Halt, Oberst!« rief plötzlich eine Stimme, die aus der Erde zu kommen schien.

Der Oberst beugte sich über den Hals seines Pferdes vor, um den zu erkennen zu suchen, der diese Aufforderung an ihn richtete, als durch sein für ihn unerklärliches Phänomen, — mit solcher Energie und Kraft war dies Kraftstück ausgeführt worden, — sein Pferd, von dem Boden aufgehoben, auf das Pflaster stürzte, und ihn natürlich in seinem Sturze mit sich riß.

Man vernehme, was bis dahin geschehen und welche Umstände den Unfall herbei führten, den Herr Rappt einen Augenblick für eine Erderschütterung hätte halten können.

Wie groß auch der Wunsch der Reiter des Herrn Rappt war, ihm zu folgen, so hatte der Oberst, der weit ungestümer war, als sie, und überdies viel besser beritten, nachdem die Barrikade mal zerstört war, mit solcher Geschwindigkeit darüber gesetzt daß zwischen ihm und seinen Soldaten eine Entfernung von mehr als dreißig Schritten entstand.

Und hinter dieser Barrikade — denn wie es kein Feuer ohne Rauch gibt, so gibt es auch keine Barrikaden ohne Barrikadenmacher, — hinter dieser Barrikade sagen mir, war Jean Taureau beschäftigt; er suchte Toussaint Louverture und Sac-a-Platre, welche das Feuer der Soldaten des Herrn Rappt natürlicherweise zerstreut hatte.

Salvator hatte ihm den Befehl gegeben, sie aufzusuchen und zum Heimgehen zu bewegen und Jean Taureau suchte sie, um sie, wenn es sein mußte, mit Gewalt zur Befolgung des Befehls zu zwingen, den er erhalten.

Nachdem er mit dem größten Eifer, wenn auch fruchtlos, überall nach seinen Freunden geforscht, wollte der ehrenwerthe Zimmermann sich gerade zurückziehen, als er das erste Kleingewehrfeuer horte, das Herr Rappt commandirt hatte.

»Es scheint, Herr Salvator hatte Recht,« murmelte Jean Taureau, »man metzelt die Vorbeigehenden ein klein wenig.«

Man verzeihe uns den Ausdruck metzeln, der etwas gar zu familiär klingen mag; aber Jean Taureau war nicht von der Schule des Abbé Delille und dieses Wort drückte so vortrefflich seinen Gedanken aus, und gibt genau genommen den unsrigen so gut wieder, daß man uns die Form um der Sache willen verzeihen wird.

»Nun, da die Sachen so stehen,« fuhr der Zimmermann für sich fort, »so glaube ich, es wäre klug, wenn ich thun würde, was die Freunde mir bereits gethan zu haben scheinen, das heißt mich zurückziehen.«

Unglücklicher Weise war dieser Entschluß leichter zu fassen, als auszuführen.

»Verdammt! Verdammt!« fuhr der Zimmermann fort, indem er seinen Blick um sich her warf, »wie das machen?«

Vor Jean Taureau her floh nämlich eine dichte und schwer zu durchschneidende Masse; der Zimmermann wollte überdies weder fliehen, noch das Ansehen haben, als ob er fliehe.

Hinter ihm drein kamen die Reiter mit dem Säbel in der Hand und im Galoppe.

Endlich war rechts und links in den umliegenden Straßen die Circulation untersagt, indem jeder dieser Ausgänge von einem Piket Soldaten mit aufgesetztem Bajonette versperrt war.

Und mir wissen, daß unser Freund Jean Taureau nicht gerade die eingefleischte Geistesgegenwart war; er warf deshalb verzweifelte Blicke nach beiden Seiten, als er eine zweite in der Mitte durchbrochene Barrikade sah, hinter welcher sich zu verstecken er für das Klügste hielt.

Zwei bis drei Menschen, welche in einem Winkel dieser Barrikade versteckt waren, schienen denselben Gedanken gehabt zu haben, wie er.

In diesem Augenblick suchte Jean Taureau jedoch Niemand seines Gleichen; er suchte einen Balken, ein Gerüste, einen Stein. um die Oeffnung der erwähnten Barrikade zu schließen, den Reitern Einhalt zu thun und sich Zeit zu geben, mit heiler Haut davon zukommen.

Er gewahrte einen kleinen Karten und machte sich ans Werk; das heißt erzog ihn nicht, das hätte zu lange gedauert, da die Straße mit Trümmern überhäuft war, sondern er trug ihn nach der Oeffnung.

Er war gerade im Begriff, so künstlich als möglich die aufgelöste Ordnung wieder herzustellen, als ihn ein unerwarteter Angriff die Bestimmung des Wagens zu ändern und aus der Vertheidigungswaffe eine Angriffswaffe zu machen zwang.

Sagen wir, wer die drei bis vier Menschen waren, welche Jean Taureau erblickte, was sie hier thaten und über was sie stritten.

Sie stritten über die Identität Jean Taureau's.

»Er ist es,« hatte zuerst ein Mann mit langem und blassem Gesichte gesagt.

»Wer, er?« fragte ein Anderer mit ausgesprochen provencalischem Dialekte.

»Der Zimmermann.«

»Ach was! es gibt sechs tausend Zimmerleute in Paris.«

»Nun, Jean Taureau.«

»Du glaubst?«

»Ich weiß gewiß.«

»Hm!«

»O! es gibt kein Hm!«

»Nun,« sagte einer der Männer, »es gibt eine sehr einfache Art sich der Wahrheit zu vergewissern.«

»Es gibt verschiedene Arten; von welcher sprichst Du?«

»Wenn ich von der einfachsten spreche, so spreche ich von der besten.«

»Nun, so sprich, was Du meinst; aber sprich leise und rasch, der Schuft könnte uns entkommen.«

»So hört,« fuhr der fort, dessen Accent bereits den Südländer verrathen. »Was machst Du, Longue Avoine, wenn Du wissen willst, wie viel Uhr es ist?«

»Gewöhne Dir doch ein für allemal ab, die Leute bei ihrem Namen zu nennen.«

»Bist Du so eitel, zu glauben, Dein Name sei so populär?«

»Nein; aber thut nichts. Du fragtest, was ich thue, wenn ich wissen wollte, wie viel Uhr es sei?«

»Ja.«

»Ich frage die Einfältigen, die eine Uhr haben.«

»Nun gut, um Dich der Identität eines Menschen zu versichern, genügt es . . .«

»Ihn darum zu befragen.«

»Dummkopf, der Du bist! Du hast gerade das einzige Mittel gefunden, um es nicht zu ersahren.«

»Was muß man dann thun?«

»Man muß ihn nicht um seinen Namen fragen, man muß ihn ihm sagen.«

»Ich begreife das nicht.«

»Weil Du auch kein Stäubchen von Christoph Columbus bist, lieber Freund; aber folge mir aufmerksam. »Ich gewahre Dich in der Menge, ich glaube Dich zu erkennen und doch zweifle ich.«

»Was thust Du, dann.?«

»Ich gehe ganz sachte zu Dir hin; ich nähere mich Dir freundlich; ich nehme höflich meinen Hut ab und sage mit einer unendlich weichen Stimme:,Guten Morgen, lieber Herr Longue Avoine!«

»Das ist wahr; aber ich antworte Dir mit nicht minder weicher Stimme:,Mein lieber Herr, Sie sind im Irrthume; heiße Christostomus aber Bonaventura.' Was hast Du darauf zu antworten?«

»Du täuschest Dich, lieber Freund, Du antwortest das nicht, denn — es sei dies gesagt, ohne Dich zu beleidigen — es gehört viel Geist dazu, Ueberraschungen vor auszusehen. Du machst im Gegentheile irgend eine Bewegung, wenn Du Dich rufen hörst, während Du Grund dazu hast, nicht erkannt sein zu wollen. In Folge dieser Bewegung drückt Dein Gesicht eine Bestürzung irgend einer Art aus; Du schauerst, Du besonders, Longue Avoine, denn Du bist verteufelt nerveus. Bemerke wohl, künftiger Kirchenältester meines Herzens; daß dieser Coloß da beinahe eben so empfindungslos ist, als es der Coloß von Rhodus oder jeder Coloß jeder andern Stadt sein konnte. Es genügt daß Du Dich ihm näherst und mit jener salbungsvollen Höflichkeit, die Dir eigen, zu ihm sagst:,Guten Morgen, lieber Herr Jean Taureau.'«

»Ja,« antwortete Longue Avoine, »nur befürchte ich, daß unser Zimmermann nicht eben so viel Urbanität in seine Antwort legt, als ich in meine Frage legen könnte.«

»Sagen wir's deutlicher: Du fürchtest, daß er Dir einen Schlag versetzt.«

»Heiße das Gefühl das ich habe, Furcht oder Argwohns, gleichgültig; aber . . .«

»Aber Du zauderst.«

»Allerdings.«

Unsere drei Gefährten waren eben recht im Zuge, als eine vierte Person, welche ungefähr ebenso groß, als Longue Avoine war, zwischen die Sprechenden trat und fragte:

»Darf man sich in eure Unterhaltung mischen, Freunde?«

»Gibassier!i« machten die drei Agenten in einem Athemzuge.

»Pscht!« sagte Gibassier; »wo stehen wir?«

»Wir stehen bei Deinem Abenteuer auf dem Boulevard des Invalides,« sagte Charmagnole; »bei dem Menschen, der Dir den Hals zuschnürt um Dir einen Vorgeschmack der Seligkeit zu geben, die man beim Hängen, wie man wenigstens versichert, empfindet.«

»O! der Schuft,« sagte Gibassier, indem er mit den Zähnen knirschte, »wenn ich ihn je wieder finde . . .«

»Nun,« sagte Carmagnole, »er ist gefunden.«

»Wie! Gefunden?«

»Sieh,« fuhr Carmagnole fort, indem er Gibassier den zeigte, der seit fünf Minuten der Gegenstand des Streites war, »ist es der?«

»Freilich ist er's,« rief der Sträfling und das Pistol in der Hand stürzte er sich auf Jean Taureau.

Als Carmagnole Gibassier auf Jean Taureau stürzen sah, folgte er Gibassier und gab Longue Avoine ein Zeichen ihm ebenfalls zu folgen.

Longue Avoine gab dem vierten Gefährten ein Zeichen, das Beispiel nachzuahmen, das sie ihm gaben.

Jean Taureau hatte so eben den Karren an den Schwanzbäumen aufgehoben und trug ihn mit ausgestreckten Armen, als Gibassier sich, gefolgt von seinen drei Freunden, auf ihn stürzte.

Der Sträfling richtete seine Waffe auf den Zimmermann und gab Feuer.

Der Schuß ging los, aber die Kugel traf die Mitte eines Brettes des Karrens, der schwer auf Gibassier fallend, seinen Kopf an einer seiner Runzeln, traf, auf seine Schultern fiel, den Sträfling niederwarf und ihm das Aussehen eines Menschen gab, der im Halseisen steckt, um den Hals jedoch statt eines einfachen Eichenbrettes einen so schweren Karren trug, daß das Meteor des Boulevard des Invalides ihm wie ein Wollball dagegen erschien.

Dies Schauspiel erschreckte Longue Avoine, bestürzte Carmagnole und machte den dritten Gefährten schauern.

Alle drei liefen deßhalb, so rasch sie ihre Beine tragen konnten, davon und überließen Gibassier seinem Schicksale.

Aber Jean Taureau war kein Mann, dem man so leicht entflo. Ohne sich weiter um den von seinen vier Gegnern zu kümmern, der unter der Last des Wagens sein Gefangener blieb, sprang er über die Schwanzbäume und hatte mit vier fünf Sätzen einen der Flüchtigen eingeholt.

Dies war Longue Avoine.

Mit Longue Avoine, den er bei den Füßen packte, wie einen Dreschflegel, schlug er Carmagnole nieder.

Dann schleppte er die beiden Ohnmächtigen der Eine war von dem Schlag, den er gegeben, der Andere von dem Schlag, den er empfangern ohnmächtig, — fort; warf sie in den Karren und schob diesen, ohne sich um die peinliche Lage zu kümmern, in die er Gibassier durch diese Bewegung versetzt, in die Oeffnung der Barrikade, die mitten unter dem Pelotonfeuer den Oberst Rappt dadurch wieder hergestellt wurde, während dieser keine Ahnung hatte, als er mit seinen Leuten auf sie lossprengte, daß sie durch einen einzigen Menschen plötzlich wieder ausgebessert und verstärkt worden würde.

Während dieser Zeit bewegte sich Gibassier unruhig unter dem Karren hin und her, wie Enkelades unter dem Aetna.

Das war's, was ihn verdarb.

Jean Taureau schwang sich in den Karren; um zu sehen, was die Ursache dieser Schwankung sei. Er sah den Kopf Gibassiers durch, einen der eichenen Speicher hervorstecken.

Erst jetzt erkannte er Gibassier wirklich.

»Ha, Elender,« rief er, »Du bist es also? . . .«

»Wie! Ich?« sagte der Sträfling.

»Ja, Du . . . Du der Geliebte von Fisine!«

»Ich schwöre Ihnen,« sagte Gibassier, »daß ich nicht weiß, was Sie sagen wollen.«

»Nun, so will ich Dir's sagen,« heulte Jean Taureau.

Und ohne sich um das zu kümmern, was um, vor und hinter ihm geschah, hob sich seine Faust wie eine schwere Waffe, und fiel mit dumpfem Geräusche auf das Haupt Gibassiers.

»Im selben Augenblick bekam Jean Taureau einen heftigen Stoß und sah sich unter dem Bauche eines Pferdes.

Der Oberst sprengte auf die Barrikade.

Die hinteren Beine des Pferdes stecken zwischen den Holzstücken und Pflastersteinen, während die vorderen Beine auf die Schwanzbäume des Karrens fielen

Jean Taureau brauchte nur eine Anstrengung mit seinen starken Hüften zu machen, um das Thier, das auf dem beweglichen Boden nicht sicher stand, umzuwerfen.

Er machte diese Anstrengung und sagte:

»Halt Oberst!«

Und da er dies mit aller Kraft gethan, so stürzten Pferd und Reiter auf dass Pflaster.

Jean Taureau wollte eben auf den Oberst Rappt stürzen, um ihn aller Wahrscheinlichkeit nach in der Art wie, Gibassier zuzurichten, als die Reiter, welche dem Oberst folgten, und die von Anfang etwas entfernt von ihm, einige Schritte zurück waren, mit dem Säbel in der Hand sechs oder neun Fuß von der Barrikade erschienenem.

»Hierher, hierher, Alter!« rief eine heitere Stimme, welche Jean Taureau als ihm nicht ganz fremd erkannte.

Und zu gleicher Zeit fühlte sich der Zimmermann an dem Zipfel seines Wammsses gepackt.

Er erhob, sich rasch und sprang mit einem Satz auf den Weg, ohne sich weiter um den zu kümmern, der ihm diesen freundlichen Rath ertheilt, indem er den leblosen Körper Carmagnoles und Longue Avoines als Stücke der Barrikade zurückließ, gegen welches die Cavallerie des Oberst Rappt ansprengte.

Er kümmerte sich nicht weiter um Gibassier, der noch immer unter dem Wagen lag.

Er hatte nur das unklare Gefühl, »daß er sich um sich selbst kümmern müsse.

Dieser instinctliche Selbsterhaltungstrieb ließ ihn nach der Straße eilen.

Dort hörte er wieder dieselbe heisere Stimme welche ihm zurief:

»Näher an den Häusern, näher an den Häusern, oder Ihr seid des Todes!«

Er drehte sich um und gewahrte Fasiou.

Eint guter Rath und gäbe ihn auch ein Feind, bleibt doch immer ein guter Rath; daher Jean Taureau war zu sehr ein Mensch der ersten Eingebungen, um die Wahrheit dieses Grundsatzes zu erkennen; er sah in Fasiou nur jenen ehemaligen Freund von Modemoiselle Fisine, die ihm so grausame Stunden der Eifersucht verursacht.

Er ging gerade auf den armen Menschen zu indem er mit den Zähnen knirschte, die Fäuste ballte und ihn mit drohendem Blicke ansah.

»Du bist es also, elender Hanswurst,« sagte er zu ihm, der sich erlaubt, zu mir zu sagen: »Hierher, mein Alter?«

»Freilich bin ich es Herr Barthelemy,« sagte Fasiou; »denn ich möchte nicht, daß Euch ein Unglück begegnete.«

»Und warum möchtest Du nicht, daß mir ein Unglück begegnet?«

»Weil ihr ein braver Mensch seid!«

»So war also Deine Absicht, als Du mir sagtest: »Hierher, Alter!« keine Herausfordernde?« fragte Jean Taureau.

»Euch herausfordern, Euch?« rief Fasiou zitternd. »Nein, ich wollte Euch von dem in Kenntnis setzen, was geschieht. Seht; seht dort die Soldaten, welche Feuer geben werden! kommt rasch in diesen Gang; ich habe eine Bekannte in diesem Hause; wir können ruhig bei ihr warten, bis Alles vorbei ist.«

»Gut, gut,« sagte Jean Taureau, »ich bedarf weder Deines Rathes, noch Deines Schutzes.«

»So stellt Euch doch wenigstens auf die Seite!« sagte Fasiou, indem er den Riesen zu sich heranzuziehen suchte.

In dem Augenblicke jedoch, wo Fasiou diese Worte aussprach, sah sich Jean Taureau von einer Rauchwolke umgeben; ein furchtbarer Knall ertönte, die Kugeln pfiffen und er sah Fasiou zu seinen Füßen zusammenstürzen.

«Tausend Donnerwetter!« sagte Jean Taureau, indem er den Soldaten die Faust wies, »man metzelt die Leute nur so mir nichts die nichts nieder!«

»Helfen Sie mir, Herr Barthelemy, helfen Sie mir!« murmelte Fasiou mit so schwachen Stimme, daß man hätte glauben fallen, er sei dem Tode nahe.

Dieser Ruf ging dem braven Zimmermann zu Herzen; er beugte sich tief herab, nahm Fasiou auf die Arme und stieß mit einem Fußtritt die Thüre des Ganges auf, die ihm Fasiou bezeichnet hatte und die sich während des Gespräches unglücklicher Weise geschlossen.

Er verschwand gerade in dem Augenblicke indem Gange, wo Herr Rappt, der sein Pferd wieder auf die Beine gehoben und sich in den Sattel geworfen, mit wüthender Stimme rief:

»Haut die Schufte mit dem Säbel nieder oder erschießt sie!«

Die Truppe sprengte auf die Barrikade.

Achtzig in Galopp gesetzte Pferde sprengten über die Leichen Carmagnoles und Longue Avoines,

Bittet für ihre Seelen!

Als es Gibassier gelungen, sich aus seinem Halseisen zu ziehen, war er bis zum Pflaster hinabgekrochen und hatte mit großer Mühe das Trottoir gegenüber von dem erreicht, wo Jean Taureau mit Fasiou verschwunden war.

»Nun,« hatte Jean Taureau gesagt, »also sind wir in dem Gange; was weiter?«

»In den fünften Stock,« hatte Fasiou geantwortet.

Er war ohnmächtig geworden.

Der Riese erkletterte die fünf Stockwerke, ohne nöthig zu haben, Halt zu machen; Fasiou wog in seinen Armen nicht mehr als ein Kind in denen eines gewöhnlichen Menschen.

In diesem Stockwerk angekommen, das oben am Ende der Treppe war, sah sich Jean Taureau zwischen sieben bis acht Thüren, die den Treppenabsatz rings umgaben.

Da er nicht wußte, an welche er klopfen sollte, so fragte er Fasiou, der Unglückliche aber mit seinen weißen Wangen, blauen Lippen und geschlossenen Augen gab kein Zeichen des Lebens

von sich.

»Armer Junge!« sagte Jean Taureau bewegt, »armer Junge.«

Aber Fasiou blieb unbeweglich.

Diese Blässe und diese Unbeweglichkeit rührten den Zimmermann tief, der, um sich seine Bewegung nicht merken zu lassen, vor sich hinhinmurmelte:

»Junge! nun! armer Junge! komm zu Dir, Du bist ja nicht todt! Was ist das für eine Geschichte, solch dummes Zeug zu treiben!«

Aber der arme Fasiou war weit entfernt, Possen mit Jean Taureau zu treiben; er hatte eine Kugel durch die Schulter bekommen und lag wirklich in Folge des Schmerzes oder des Blutverlustes in einer Ohnmacht.

Fasiou beobachtete darum das tiefste Stillschweigen.

»Donnerwetter!« wiederholte Jean Taureau.

Dieser Fluch konnte mit der Frage übersetzt werden: »Was thun?«

Er faßte die nächste Thüre ins Auge und stieß mit der Ferse daran, indem er rief:

»Jemand da! Holla! Jemand da!«

Zwei oder drei Sekunden später drehte sich ein Schlüssel im Schlosse und ein bestürzter Bürger erschien in Hemd und Baumwollmütze auf der Schwelle seines Zimmers.

Er hielt in der Hand einen Leuchter, der zwischen seinen Fingern nicht mehr und nicht weniger schwankte, als die Fackel in der Hand Sganarello's, wenn dieser dem Comthur im Don Juan voranschreitet.

»Ich habe beleuchtet, meine Herren, ich habe beleuchtet,« sagte der Bürger, welcher glaubte, man sei gekommen, um ihn zu mahnen, seine Sympathie für die Wahlen zu manifestiren.

»Es handelt sich nicht darum,« unterbrach ihn Jean Taureau, »Hier ist ein Kamerade (und er deutete auf Fasiou) der ziemlich schwer verwundet ist; er hat, wie es scheint, eine Bekanntschaft hier auf Ihrem Stockwerk und ich möchte ihn niederlegen. Sie, der Sie zum Hause gehören, können mir ohne Zweifel sagen, an welche Thüre ich klopfen muß.«

Der Bürger warf einen flüchtigen Blick auf den Fremden.

»Ah! das ist Herr Fasiou,« sagte er.

»Nun?« fragte Jean Taureau.«

»Nun, das ist wahrscheinlich hier,« sagte der Bürger.

Und er deutete auf eine Thüre gegenüber der seinigen.«

»Ich danke,« sagte Jean Taureau indem er sich nach der bezeichneten Thüre begab.

Und er pochte.

Einige Sekunden verflossen und man hörte leichte und schüchterne Schritte, die sich dem Treppenabsatz näherten.

Jean Taureau pochte noch einmal.

»Wer ist da?« fragte eine weibliche Stimme.

»Fafiou, sagte der Zimmermann, dem es ganz natürlich schien, diesen Namen statt des seinigen zu nennen.

Aber er täuschte sich in seiner Berechnung; die Bekannte Fasiou kannte nicht nur Fasiou, sondern auch seine Stimme und sie rief deshalb:

»Das ist falsch, ich erkenne seine Stimme nicht.«

»Teufel!« sagte Jean Taureau, »sie hat vollkommen Recht; sie kann die Stimme Fasiou nicht erkennen, weil es die meine ist.«

Er sann einen Augenblick nach; aber wir haben bereits gesagt, das Denken war nicht das größte Talent Jean Taureau'.

Zum Glück kam ihm der Bürger zu Hilfe.

»Mademoiselle,« sagte er, »Sie erkennen die Stimme Fasiou nicht; kennen Sie die meinige?«

»Ja,« antwortete das junge Mädchen, welche angeredet wurde; »Sie sind Herr Guyomard, mein Nachbar.«

»Sie trauen: mir also?« fragte Herr Guyomard.

»Gewiß; ich habe keinen Grund, Ihnen zu mißtrauen.«

»Nun gut, Mademoiselle, öffnen Sie Ihre Thüre, um Gotteswillen; Herr Fasiou, Ihr Freund, ist verwundet und bedarf der Unterstützung.«

Die Thüre öffnete sich so rasch, daß kein Zweifel über den Grad des Interesses sein konnte, welches das junge Mädchen für den Verwundeten haben konnte.

Das junges-Mädchen war wirklich niemand anders, als die Colombine des Theaters von Meister Galilee Copernicus.

Sie stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, als sie ihren Freund ohnmächtig und in seinem Blut gebadet sah, warf sich auf den armen Fasiou, ohne sich um Jean Taureau, der den armen halb leblosen Körper trug, noch um den Bürger zu kümmern, den mit etwas sichererer Hand, seitdem er wußte, daß er persönlich keine Gefahr lief, die Scene beleuchten.

»Sie matten also den armen Teufel bei sich auf nehmen, Mademoiselle?« fragte der Zimmermann.

»O, mein Gott, nur rasch?« rief die Colombine.

Der bürgerliche Träger der Leuchte schritt ihnen in das Zimmer voran; Jean Taureau folgte mit seiner Last; das junge Mädchen kam zuletzt.

Der Zimmermann warf einen flüchtigen Blick über das Zimmer; das Ameublement bestand aus einigen Stühlen, einem Tische und einem Bette.

Er hatte keine Wahl und legte Fasiou aus das Bett, ohne die Herrin des Zimmers weiter darum zu befragen.

»Kleiden Sie ihn nur recht sanft aus,« sagte er. »Ich teilt einen Arzt holen; wenn er nicht gleich kommen sollte, so werden Sie nicht zu sehr ungeduldig; es ist schwer heute durch die Straßen zu kommen.«

Und der muthige Jean Taureau stieg rasch die Treppe hinab und eilte zu Ludovic .

Ludovic war nicht zu Hause; aber seit den zwei Tagen, solange Ludovic nicht zu Hause war, wußte man, wo er zu finden.

Seit zwei Tagen war Rose de Noël wieder in der Rue d'Ulm.

Die Brocante hatte eines Morgens den Käfig Rose de Noëls leer gefunden, der reizende Vogel, der ihn sonst belebte, war ausgeflogen; an einem andern Morgen fand man, wie Salvator vorausgesehen, das junge Mädchen friedlich eingeschlafen in seinem Bette.

Als Gerard todt war, hatte unser Freund, Herr Jackal, keinen Grund mehr, das Kind entfernt zu halten, das im Stande war, wenn auch nicht volles Licht, so doch einen Dämmerchein auf die Sarrantische Angelegenheit zu werfen.

Als man Rose de Noël bei ihrem Erwachten befragte, antwortete sie, daß man sie nach einem Hause gebracht, wo gute Nonnen sich mit größter Sorgfalt um sie mühten, wo sie mit Confect und Bonbons überfüttert worden und wo sie keinen andern Schmerz gehabt, als von ihrem guten Freunde Ludovic getrennt zu sein.

Da sie fürchtete, etwas Aehnliches möchte sich wiederholen, wurde sie von Salvator beruhigt, der ihr sagte, daß sie nichts dergleichen zu fürchten habe, sondern daß sie in eine gute Pension kommen werde, wo sie alles lernen sollte, was sie noch nicht wüßte, und daß Herr Ludovic sie zweimal in der Woche besuchen könnte, bis der Tag käme, wo sie die Pension verließ, um die

Frau Ludovics zu werden.

All das war nicht sehr erschreckend. Rose de Noël hatte überdies ihren Entschluß gefaßt, namentlich, als Ludovic ihr gesagt, daß er die Dispositionen Salvator's vollkommen billige.

Das war der Grund, weßhalb Ludovic in der Rue d'Ulm, statt bei sich zu Hause war.

In einem Augenblick hatte Ludovic den Weg von der Rue d'Ulm nach der Rue Saint Denis zurückgelegt und war bei Fasiou.

Man gestatte uns, zu dem Aufstande zurückzukehren, der übrigens seinem Ende entgegen ging.

Von dem Augenblicke, wo Jean Taureau sie verlassen, war die Straße ein Schlachtfeld geworden, wenn man diesen Namen dem Orte geben kann, wo eine Metzelei aufgeführt wurde und einen Zusammenstoß, bei dem die eine der Parteien mit Säbel und Flinte wüthet, während die andere Mehrheit und sich zu retten sucht.

Da kein Widerstand organisirt war, wurde auch kein Widerstand geleistet.

Die Hospitäler nahmen die Verwundeten auf.

Die Morgue nahm die Todten auf.

Die Journale vom nächsten Tag enthielten nur Einen Theil der Ereignisse, aber die öffentliche Stimme erzählte das Uebrige.

Das Schießen der Cavallerie, welches der Herr Oberst Rappt commandirt, wurde als Dragonnade der Rue Saint Denis bezeichnet.

Das Ministerium Villèle, das sich durch den Schrecken zu consolidiren dachte, gleitete in dem Blute aus und fiel, um einem Ministerium von gemäßigerer Ansicht Platz zu machen, in welches Herr von Marande als Minister der Finanzen und Herr von Lamoute Houdan als Kriegsminister eintraten.

Herr Rappt wurde in Folge seiner guten und Royalen Dienste in der Rue Saint Denis zum Feldmarschall und Pair von Frankreich ernannt.

CII.

Wo man den Vater findet, während man die Tochter zu finden hofft.

Einige Tage nach den Ereignissen, die mir soeben erzählt, und die für unser Buch sind, was gewisse öde Steppen für die fruchtbarsten Länder und die schönsten Landschaften, das heißt Wüsten, die man nothwendig durchwandern muß, um zu den Oasen zu kommen — einige Tage nach jenen Ereignissen nahm der General Lebastard de Premont, welcher auf das von Salvator dem Herrn Jackal gegebene Wort, daß er, nachdem Herr Sarranti gerettet war, keine verderblichen Plane gegen die Regierung beabsichtige, in Paris geduldet wurde, Herr Lebastard de Premont, sagen wir nahm mit Herrn Sarranti Abschied von dem, welchen wir von nun ab immer seltener den Commissionär nennen wollen, um ihm seinen wahren Namen Conrad von Valgeneuse zu nennen.

Er saß in Salvators Salon, neben sich zur Linken seinen jungen, zur Rechten seinen alten Freund.

Nach Verfluß einer halben Stunde vertraulicher Plauderei erhob sich der General Lebastard und bot Salvator zum Zeichen des Abschieds die Hand; dieser aber, der seit seinem Eintreten, von einem bestimmten Gedanken beherrscht schien, hielt ihn und bat ihn mit seinem sanften und ruhigen Lächeln, ihm nach einige Minuten zu einer bis dahin zurückgehaltenen Mittheilung zu gönnen, zu der, wie er sagte, jetzt der rechte Augenblick gekommen sei.

Herr Sarranti machte eine Bewegung, um sich zurückzuziehen und den General mit Salvator allein zu lassen.

»O, nein,« sagte der junge Mann, »Sie haben allen Kummer und alle Gefahren des Generals getheilt; es ist gerecht, daß Sie seine Freude theilen, wenn der Tag der Freude gekommen ist.«

»Was wollen Sie sagen, Salvator?« fragte lebhaft der General, »und welche Freude kann mir noch werden, als die, Napoleon II. Auf dem Throne seines Vaters zu sehen?«

»Es gibt doch noch anderes Glück für Sie, General,« versetzte Salvator.

»Ach! Ich kenne keines,« antwortete dieser, indem er traurig den Kopf schüttelte.

»Gut, General, zählen Sie zuerst Ihre Schmerzen und dann zählen Sie Ihre Freuden.«

»Ich habe nur drei große Schmerzen in dieser Welt gehabt,« sagte Herr Lebastard de Premont; »der erste und größte war der Tod meines Herrn der zweites fügte er hinzu, indem er sich nach Herrn Sarranti hinwandte und ihm die Hand bot, »die Verurtheilung meines Freundes; der dritte . . .«

Der General zog die Brauen heftig zusammen und hielt inne.

»Der dritte?« fragte Salvator.

»Die dritte ist der Verlust meines Kindes, das ich geliebt hätte, wie ich seine Mutter liebte.«

»Nun, General,« sagte Salvator, »da Sie die Zahl Ihrer Schmerzen kennen, sollen Sie die Zahl Ihrer Freuden kennen lernen. Es ist schon eine Freude, die Wiederkehr des Sohnes Ihres Herrn wie Sie ihn nennen, zu erwarten; eine zweite Freude ist das Glück und die Freiheit Ihres Freundes; endlich wäre eine dritte Freude das Wiederfinden Ihres geliebten Kindes.«

»Was wollen Sie sagen?« rief der General-.

»Nun, wer weiß!« sagte Salvator, »ich kann Ihnen vielleicht diese höchste Freude bereiten.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»O sprechen Sie, sprechen Sie, mein Freund,« sagte der General.

»Sprechen Sie rasch,« sagte Herr Sarranti.

»Alles hängt davon ab,« fuhr Salvator fort, »welche Antworten Sie auf die Fragen geben, die ich an Sie richten werde. Sind Sie jemals in Rouen gewesen?«

»Ja,« sagte der General zitternd.

»Mehrere Male?«

»Einmal.«

»Schon lange?«

»Vor fünfzehn Jahren.«

»Das wäre also 1812?« sagte Salvator.

»1812, ja.«

»War's bei Tag oder bei Nacht?«

»Bei Nacht.«

»Sie kamen in einem Postwagen?«

»Ja.«

»Sie hoben sich nur einen Augenblick in Rouen aufgehalten?«

»Allerdings,« antwortete der General immer erstaunter, »nur die Pferde ausschneiden zu lassen und nach dem Weg zu einem kleinen Dorfe zu fragen, nach welchem ich mich begab.

»Dieses kleine Dorf,« sagte Salvator, »hieß La Bouille.«

»Wie!« rief der General, »Sie wissen?«

»Ja,« sagte Salvator lachend, »ja, ich weiß das, General, und noch viele andere Dinge; oder erlauben Sie mir fortzufahren. In La Bouille angekommen, hielt diese Postchaise vor einem Hause von armseligem Aussehen; ein Mann stieg aus dem Wagen und trug in feinen Armen eine unförmige und ziemlich umfangreiche Last; es ist unnöthig zusagen, daß Sie dieser Mann waren, General.«

»Allerdings, das war ich.«

»Als Sie vor dem Hause standen, untersuchten Sie aufmerksam Mauer und Thüre, zogen einen Schlüssel aus Ihrer Tasche, öffneten die Thüre und fanden tastend ein Bett, auf das Sie die Last niederlegten, die Sie in Ihren Armen hielten.«

»Das ist richtig,« sagte der General.

»Sie legten also die Last nieder,« fuhr Salvator fort, »zogen aus Ihrer Tasche eine Börse und einen Brief, den Sie auf das nächste Möbel niederlegten, das Ihnen unter die Hand kam. Nachdem Sie dann leise die Thüre geschlossen, stiegen Sie wieder in den Wogen und die Pferde schlugen den Weg nach Havre ein. Ist all' dies genau?«

»Von solcher Genauigkeit,« sagte der General, »das; wenn Sie nicht Alles selbst gesehen, ich nicht wüßte, wie Sie die Sache so kennen sollten.«

»Und doch ist nichts einfacher. Sie werden es sogleich begreifen. Ich fahre also fort; das sind Thatsachen, die Sie kennen und die mir beweisen, daß meine Erkundigungen gut sind und meine Hoffnungen mich nicht täuschen werden.

So hören Sie jetzt die Thatsachen, die Sie nicht kennen.«

Der General verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

»Hinter Ihnen drein, ungefähr eine Stunde nach Ihrem Weggehen, hielt eine gute Frau, die vom Markte von Rouen zurückkam, vor dem selben Hause, wo Sie gehalten, zog ebenfalls einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Thüre und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie bei ihrem Eintritte in des Zimmers das Gewimmer eines Kindes hörte.«

»Arme Mina!« murmelte der General.

Ohne die Unterbrechung zu bemerken zu scheinen, fuhr Salvator fort:

»Die gute Frau beeilte sich, eine Lampe anzuzünden und, geleitet von dem Geschrei, sah sie

einen weißen Gegenstand, der sich bewegte und auf seinem Bette hin und her wälzte; sie hob einen langen Mousselschleier und entdeckte frisch und rosig und von Thränen übergossen, ein reizendes kleines Mädchen von ungefähr einem Jahre.«

Der General fuhr mit der Hand über die-Augen-; er trocknete zwei dicke Thränen.

»Groß war die Ueberraschung der guten Frau, als sie das Zimmer, das sie leer gefunden, so seltsam bewohnt fand. Sie nahm das Kind in ihre Arme, besah es näher und drehte es nach allen Seiten. Sie suchte in seinen Kleidern irgend ein Zeichen seines Ursprungs, aber sie entdeckte nichts, als daß die Windeln des kleinen Kindes vom feinsten Battist waren und der Schleier, der es bedeckte, von den feinsten Alenconer Spitzen; das Ganze war, wie wir bereits sagten, in ein Stück indischen Mousselines gewickelt. Das waren freilich sehr unbestimmte Merkmale. Aber die gute Frau erhielt bald positivere Aufklärung, als sie den Brief und die Börse auf dem Tische fand, welche Sie dort niedergelegt hatten. Die Börse enthielt zwölfhundert Franken. Der Brief lautete ungefähr folgendermaßen:

»Vom 28. Oktober des nächsten Jahres an, dem Jahrestag des Heutigen, erhalten Sie durch Vermittlung des Geistlichen von La Bouille monatlich die Summe von hundert Frauen.

»Geben Sie dem Kinde die beste Erziehung, die Sie ihm geben können und namentlich die einer treuen Hausfrau. Gott weiß, welche Prüfungen er ihm aufbewahrt hat.

»Des Kindes Taufname ist Mina; sie soll keinen andern tragen, bis ich ihr den wieder gegeben, der ihr gehört.«

Es war dies der Name ihrer Mutter,« murmelte der General in der höchsten Aufregung.

»Das Datum dieses Briefes.« fuhr Salvator fort, scheinbar ohne die Aufregung dessen zu bemerken, an den er seine Worte richtete, »wer der 28. Oktober 1812; Sie kennen dies Datum so gut, als Ihre Worte, nicht wahr?«

»Das Datum ist richtig, die Worte sind textgetreu.«

»Wenn wir uns übrigens daran zweifeln würde,« fuhr Salvator fort, »so brauchten wir uns nur zu vergewissern, ob diese Schrift wirklich die Ihrige ist.«

Und Salvator zog aus seiner Tasche einen Brief, den er dem General vor Augen hielt.

Der General öffnete ihn rasch, und ihn noch einmal überlesend, strömten ihm, als wenn alle seine Kraft dahin wäre, die Thränen aus den Augen.

Herr Sarranti und Salvator ließen schweigend diesen Thränen ihren Lauf.

Nach Verfluß von einigen Augenblicken fuhr Salvator fort:

»Jetzt, nachdem ich überzeugt bin, daß kein Irrthum obwaltet, kann ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen; Ihre Tochter lebt, General.«

Der General stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

»Sie lebt!« sagte er; »und sind Sie dessen Gewiß?«

»Ich habe vor drei Tagen Nachricht von ihr erhalten sagte Salvator einfach.

»Sie lebt! sie lebt!« rief der General.»Wo ist sie?«

»Warten Sie einen Augenblick, General,« machte Salvator mit einem Lächeln und legte seine Hand auf den Arm des Generals; »ehe ich Ihnen sage, wo sie ist, erlauben Sie mir Ihnen eine Geschichte zu erzählen, oder Sie an eine solche zu erinnern.«

»O! sprechen Sie,« sagte der General; »nur lassen Sie mich nicht unnötig warten.«

»Ich werde nicht ein Wort sagen, das nicht nöthig wäre,« versetzte Salvator.

»Ja, ja, aber sprechen Sie.«

»Sie erinnern sich der Nacht des 21 Mai?«

»Ob ich mich ihrer erinnere!« rief der General, indem er Salvator die Hand bot, »ich, glaube es wohl! Es ist jene Nacht, wo ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, mein Freund.«

»Sie erinnern sich, General, daß während Sie die Beweise der Unschuld des Herrn Sarranti im Park von Vichy suchten, wir aus den Händen eines Elenden ein junges Mädchen retteten, das entführt worden war und das wir seinem Bräutigam wiedergeben.«

»O ich glaube wohl, daß ich mich dessen erinnere! Dieser Elende nannte sich Lorédan de Valgeneuse, nach dem Namen seines Vaters, den er entehrte. Das junge Mädchen hieß Mina, wie mein Kind; der junge Mann endlich hieß Justin. Sie sehen, daß ich nichts vergessen habe.«

»Nun, General,« sagte Salvator; erinnern Sie sich einer letzten Einzelheit; vielleicht einer der wichtigsten in der Geschichte dieser beiden; jungen Leute und ich brauche keine weitere Frage an Sie zu richten.«

»Ich erinnere mich.« sagte der General, »daß sie, von einem Erzieher gefunden, aufgenommen und erzogen, von Herrn von Valgeneuse aus dem Pensionat entführt wurde. Dieses Pensionat befand sich in Versailles. Ist es das, wessen ich mich erinnern soll?«

»Nein; das, General, ist eine Thatsache, ist Geschichte; was ich wünsche, daß Sie sich erinnern sollen, ist eine Einzelheit; aber diese Einzelheit ist ganz einfach die Moral des Abenteuers; nehmen Sie, ich bitte Sie darum, Ihr Gedächtnis zu Hilfe.«

»Ich weiß nicht, was Sie mit sagen wollen mein Freund.«

»Dann ist es an mir, Sie auf den rechten Weg zu leiten. Was ist aus den beiden jungen Leuten geworden?«

»Sie sind in's Ausland gegangen.«

»Ganz richtig; sie sind allerdings fortgegangen und Sie General, Sie haben das für die Abreise, -die Reife und den Unterhalt der beiden jungen Leute nöthige Geld hergegeben.«-

»Sprechen mir nicht davon, mein Freund.«

»Sprechen wir nicht mehr davon, wenn Sie wollen. Aber wir sind dadurch auf jene interessante Einzelheit gekommen.,Ein Skrupel quält mich, habe ich Ihnen in dem Augenblicke gesagt, als wir die beiden jungen Leute fortschafften; man wird eines Tages die Eltern des jungen Mädchens erfahren; wenn die Eltern nobel, reich, mächtig sind, werden Sie sich nicht an Justin rächen? Sie antworteten mir . . .«

»Ich antwortete Ihnen,« unterbrach ihn lebhaft der General, daß die Eltern das junge Mädchen an dem Manne sich nicht rächen könnten, der ihr Kind, das sie verlassen, aufgenommen, es wie das Kind seiner Mutter erzogen und es zuerst vor dem Elende und dann vor der Schande gerettet.

»Und ich fügte hinzu, General, erinnern Sie sich meiner Worte: ,Und wenn Sie der Vater des jungen Mädchens wären?«

Der General zitterte; in diesem Augenblicke erst sah er der Wahrheit in's Gesicht, die er bis dahin nur halb geahnt.

»Vollenden Sie,« sagte der General.

»Wenn also,« fuhr Salvator fort, »Ihr Kind in Ihrer Abwesenheit die Gefahr gelaufen wäre, welche Justins Braut lief, so würden Sie dem Manne verzeihen, der ferneren Ihnen über das Schicksal Ihre Tochter verfügt hätte?«

»Nicht allein, mein Freund, würde ich ihm die Arme öffnen, als dem Gatten meines Kindes, sagte ich Ihnen, sondern ich würde ihn auch segnen, als seinen Retter.

»Allerdings, das waren genau Ihre Worte, General: aber würden Sie diese Worte auch wiederholen, wenn ich Ihnen heute sagte: ,General, es handelt sich um Ihr eigenes Kind!«

»Mein Freund,« sagte der General! Feierlich, »ich hatte dem Kaisers Treue geschworen, das heißt, ich habe einen Schwur gethan, für ihn zu leben und zu sterben. Ich kannte nicht sterben; ich lebe für seinen Sohn.«

»Nun gut, General,« sagte Salvator, »leben Sie auch für Ihre Tochter, denn sie hat Justin gerettet.«

»Wie! jenes hübsche Kind, das ich in der Nacht vom 21. Mai gesehen,« rief der General, »das war . . . das ists? . . .«

»Das ist Ihre Tochter, General,« sagte Salvator.

»Meine Tochter, meine Tochter!« rief der General, berauscht vor Freuden.

»O! mein Freund!« sagte Sarranti, indem er die Hand des Generals ergriff, und ihm durch diesen Druck den Antheil bewies, den er an seinem Glücke nahm.

»Aber,« sagte der General, der noch immer zweifelte, »beruhigen Sie mich. mein Freund; was wollen Sie, man gewöhnt sich nicht so schnell an das Glück. Wie sind Sie, ich sage nicht zur Kenntniß, sondern zur Gewißheit dieser Thatsachen gekommen?«

»Ja,« sagte Salvator mit einem Lächeln, »ich begreife, daß Sie überzeugt sein wollen.«

»Aber, wenn Sie selbst überzeugt waren, worum haben Sie bis heute gewartet?«

»Weil ich selbst erst über allen Zweifel weg gehoben sein wollte. War es nicht besser zu warten, als Ihnen durch eine falsche Freude das Herz zu zerreißen? Sobald mir es möglich war, begab ich mich nach Rouen. Ich fragte nach dem Pfarrer von La Bouille Er war todt. Eine Dienerin sagte mir, daß einige Tage vorher ein Herr aus Paris, den man nach seiner Tournure für einen Militär halten konnte, obgleich er seinen bürgerlichen Anzug trug, gekommen sei, um nach dein Geistlichen zu fragen, und da dieser nicht mehr lebte, sich erkundigt habe, ob ihm Jemand über das Schicksal eines kleinen Mädchens Auskunft geben könne, das im Dorfe erzogen worden, seit fünf bis sechs Tagen jedoch verschwunden sei. Ich ahnte leicht, daß der Herr Sie waren, General, und daß ihre Nachforschungen zu keinem Ziele führten.«

»Sie täuschen sich allerdings nicht,« sagte der General.

»Ich erkundigte mich dann bei dem Maire der Gemeinde, ob es nicht in der Gegend Leute mit Namen Boivin gebe; man bezeichnete mir vier bis fünf Bouvin, die zu Rouen wohnten. Ich habe sie Eines um das Andere aufgesucht und.. zuletzt eine alte Jungfer von diesem Namen gefunden, die von ihrer Großtante kleine Ersparnisse, Möbel und Papiere geerbt. Diese alte Jungfer hatte Mina während fünf-Jahren bei sich gehabt; sie kannte sie deßhalb ganz genau; und wenn ich noch einen Zweifel gehabt, würde ihn der Brief, den sie fand, und den ich Ihnen so eben übergeben, verscheucht haben.«

»Und wo ist mein Kind! wo ist meine Tochter?«

»Sie ist, oder vielmehr, denn von jetzt an müssen Sie in der Mehrzahl sprechen, General, sie sind in Holland, wo jedes in seinem Käfig, gegenüber von dem andern wohnt, wie die Enten, welche die Holländer dem Zellensystem unterwerfen, um sie singen zu lehren.«

»Ich reise nach dem Haag,« sagte der Genera indem er aufsprang.

»Sie wollen sagen, wir reisen, nicht wahr mein lieber General,« sagte Sarranti.

»Ich bedauere, daß ich nicht mit Ihnen gehen kann,« sagte Salvator; »unglücklichere Weise ist die politische Lage für den Augenblick zu complizirt, als daß ich Paris verlassen könnte.«

»Auf Wiedersehen, mein lieber Salvator, denn Sie begreifen, daß Ich Ihnen nicht Adieu sage.

Aber,« fügte der General hinzu, indem er die Stirne faltete, »ich muß vor meiner Abreise einen Besuch machen und würde dieser Besuch meine Abreise auch um vierundzwanzig Stunden verzögern.«

Bei diesem Zusammenziehen der Brauen hatte Salvator geahnt, um was es sich handelte.

»Sie wissen wohl, von wem ich sprechen will, nicht wahr?« sagte der General.

»Ja, General; aber wird Sie dieser Besuch nicht zu lange aufhalten? Herr von Valgeneuse ist in diesem Augenblicke von Paris abwesend.«

»Ich werde ihn erwarten,« sagte der General entschieden.

»Das könnte Sie in's Unendliche aufhalten. Mein lieber Vetter Lorédan ist vorgestern von Paris abgereist und wird nicht früher zurückkehren, als die Person der er nachgereist ist, Diese Person ist Frau von Marande, als deren Anbeter er sich erklärt hat; eine Manifestation, die eines Tages nicht sonderlich nach dem Geschmacke Jean Roberts oder selbst Herrn von Marandes sein könnte, der seine Frau zwar autorisirt, einen Liebhaber zu haben, aber Niemanden autorisiert es an die große Glocke zu hängen. Das thut aber in diesem Augenblick Herr von Valgeneuse, der, als er erfuhr, daß Frau von Marande in der Picardie bei einer ihrer Tante, welche sehr krank ist, einen Besuch mache, ihr nachgereist ist. Da die Rückkehr des Herrn von Valgeneuse somit von der Rückkehr der Frau von Marande abhängt, so möchte ich Ihnen rathen, mein lieber General sobald als möglich abzureisen, das heißt heute . . . Bei Ihrer Rückkehr wird Herr von Valgeneuse aller Wahrscheinlichkeit nach in Paris sein; Sie können sich dann mit ihm beschäftigen. Aber ich weiß nicht, welcher Instinct mir sagt, daß Sie sich nicht mit Herrn von Valgeneuse zu beschäftigen haben werden.«

»Mein lieber Salvator,« sagte der General, der die Worte des jungen Mannes mißverstand, »ich würde den nicht als meinen Freund betrachten, der sich unter solchen Umständen an meine Stelle drängte.«

»Beruhigen Sie sich, General, und betrachten Sie mich stets als einen, Freund; denn so wahr meine Liebe zur Freiheit Ihrer Ergebenheit für den Kaiser gleichkommt, so gewiß werde ich Herrn von Valgeneuse nicht ein Haar auf seinem Kopfe krümmen.«

»Ich danke,« sagte der General, indem er Salvator herzlich die Hand drückte. »Für diesmal, Adieu!«

»Erlauben Sie mir wenigstens, Sie bis zur Barriere zu begleiten,« sagte Salvator, indem er aufstand und seinen Hut nahm; »Sie brauchen einen Wagen und ich will den für Sie suchen, welcher Justin und Mina nach Holland gebracht hat und vielleicht auch, wer weiß! den Mann, der sie führte, und der Ihnen während des ganzen Weges von beiden erzählen kann.«

»O Salvator,« sagte der General melancholisch, »warum lernte ich Sie so spät kennen! . . .«

»Wir drei,« fügte er hinzu, indem er Sarranti die Hand gab, »hätten die Welt umgedreht.«

»Das kann noch geschehen,« sagte Salvator, »und es ist nur wenig Zeit verloren.«

Und die drei Freunde gingen nach der Rue d'Enfer.

In der Nähe des Hospices des Enfants Trouvés lag das Haus des Wagners, wo Salvator die Postchaise gemietet, in welcher Justin und Mina nach Holland gereist waren.

Man fand Wagen und Postillon wieder.

Eine Stunde später umarmte der General Lebastard de Premont und Herr Sarranti Salvator und der Wagen fuhr in raschem Trabe nach der Barriere Saint Denis.

Lassen wir sie die Route nach Belgien verfolgen und begleiten wir den Wagen, dem sie bei der Saint Laurent Kirche begegneten.«

Dieser Wagen hätte, wenn der General ihn erkannt, seine Reise wohl etwas verzögern können, denn es war der Frau von Marande, die, zu spät gekommen, um ihrer Tante ein letztes Lebewohl zu sagen, in aller Eile nach Paris zurückgekehrt war, wo Jean Robert sie mit fiebhafter Ungeduld erwartete.

Man erinnert sich, was Salvator von der Rückkehr der Frau von Marande gesagt, welche natürlich die des Herrn von Valgeneuse zur Folge hatte.

Aber der General kannte weder Frau von Marande, noch den Wagen; er setzte deshalb seinen Weg rasch und heiter fort.

CIII.

Wo bewiesen ist, daß das Gehör nicht wertloseste Sinn ist.

Ihr erinnert euch, meine lieben Leser, jenes reizenden kleinen, ganz mit persischen Teppich es ausgeschlagenen Zimmers, das Frau von Marande zu gewissen Stunden bewohnte und in welches wir euch eindringen zu lassen, die Indiscretion hatten? Wenn ihr verliebt waret, so habt ihr die Erinnerung daran bewahrt. Wenn ihr noch verliebt seid, so schwebt euch sein Duft vor. Nun gut, in dieses Zimmer, in dieses Nest, in diese Capelle der Liebe wollen wir euch wieder führen, ohne befürchten zu müssen, euch zu mißfallen, wäret ihr nun im Augenblick verliebt oder verliebt gewesen.

Es ist der Abend, an welchem Frau von Marande nach Paris zurückgekehrt.

Frau von Marande, von dem Rechte Gebrauch machend, das ihr ihr Gemahl eingeräumt, und das er nicht zurückgezogen, seit er bei der neuen ministeriellen Combination das Portefeuille der Finanzen übernommen, ist in ein verliebtes Geplauder mit unserem Freund Jean Robert vertieft, der sitzen oder vielmehr knieend, — denn wir sagten ja, daß das Zimmer eine Capelle war — vor Gottheit des Ortes, ihr eine jener langen und zärtlichen Geschichten erzählt, welche alle Verliebten so gut erzählen, daß das Ohr der Frau, welche liebt, nicht müde wird, sie erzählen zu hören.

In dem Augenblicke, wo wir euch in dieses Heiligthum einführen, umschlingt Jean Robert mit seinem Arm die schlanke und, weiche Hüfte der jungen Frau und Auge in Auge, als ob es nicht genug wäre, in dem Gesichte zu lesen und als ob er bis in's Herz dringen wollte, fragt er sie:

»Was ist nach Ihrer Ansicht der wenigste werthvollste Sinn, meine Liebe?«

»Alle Sinne erscheinen mir gleich. Werthvoll, wenn Sie da sind, mein Freund.«

»Ich danke. Aber gibt es, nach Ihrer Ansicht nicht mehr oder minder werthvolle, wäre der eine nicht wichtiger und bedeutender als der andere?«

»Doch, es gibt einen; der nicht zu den fünf Sinnen gehört, und den ich entdeckt habe.«

»Welcher wäre das, wenn lieber Christoph Columbus im Lande des Zarten?«

»Der, welcher machte, daß wenn ich Sie erwarte, mein Vielgeliebter, ich nicht mehr sehe, nicht mehr höre, nicht mehr athme, nicht mehr fühle, nicht mehr empfinde: — der Sinn der Erwartung, mit einem Worte, scheint mir der zu sein, der weniger werthvoll als die übrigen.«

»Sie, haben mich also wirklich erwartet?«

»Undankbarer! Erwarte ich Sie nicht immer?«

»Liebe Lydia, wenn Sie wahr sprächen.«

»Gott der Güte! Er zweifelt daran!«

»Nein, meine Liebe, ich zweifle nicht, ich fürchte . . .«

»Und was können Sie fürchten?«

»Was der wirklich glückliche Mensch fürchtet, der Mensch, der nichts zu wünschen, nichts vom Himmel zu fordern hat, nicht mal den Himmel alles!«

»Dichter!« sagte, Frau von Marande coquett, indem sie die Stirne Jean Roberts mit den Lippen berührte. »Sie erinnern sich Ihres Ahnen Jean Racine:

»Ich fürchte Gott, mein lieber Abner, und kenne keine andere Furcht.«

»Allerdings, ich fürchte Gott kenne keine andere Furcht. Aber wer ist ihr Gott mein lieber Engel?«

»Du!« sagte sie.

Jean Robert umschlang sie bei diesem Geständniß noch zärtlicher.

»Ich,« antwortete ihr Jean Robert lachend, »ich bin nur einer, der in Sie verliebt ist, aber Ihr wirklicher Geliebter, ihr wahrhaftiger Gott, Lydia, das ist die Welt und da Sie diesem Gotte mehr als die Hälfte Ihres Lebens weihen, so geht daraus hervor, daß ich nichts als eines Ihrer Opfer bin.«

»Meineigiger! Renegat! Verleumder!« rief die junge Frau, indem sie zurückfuhr. »Was ist mir die Welt ohne Sie?«

»Sie wollen sagen, schöne Freundin!, Was bin ich für Sie ohne die Welt?«

»Er beharrt!« sagte Frau von Marande, indem sie eine neue Bewegung nach rückwärts machte.

»Ja, meine Inniggeliebte, ich beharre, ja ich glaube, daß Sie ultraweltlich sind und daß Sie mitten in einer Qudrille, einem Walzer, wenn Sie der Tanz bezaubert und mit sich fortreißt, nicht *mehr* an mich denken, als an eines der Staubatome, die Ihre kleinen Atlasfüße aufheben. Der Walzer gefällt Ihnen, er steht Ihnen und Sie nehmen sich allerliebste aus, wenn Sie ihn tanzen. Aber ist es nicht ein furchtbares Opfer für mich, Sie von zwanzig jungen Laffen, über die Sie sich vielleicht moquieren, die aber in dem Augenblick, wo Sie sich Ihnen hingeben; Sie in Gedanken besitzen, Sie umschlungen zu sehen oder zu wissen, und in welchem Zustande — mit tief athmender Brust, mit entblößtem Halse Armen, Schultern?«

»O fahren Sie fort, fahren Sie fort,« sagte Frau von Marande, ihn liebevoll anblickend, denn die Eifersucht des jungen Mannes entzückte sie.

»Sie finden mich ungerecht, egoistisch vielleicht,« fuhr Jean Robert wirklich fort. »Sie sagten sich — ich greife Ihren Gedanken vor, — daß meine Theater- und Romanerfolge, in Beziehung auf Zerstreuung, Ihre Soireenerfolge aufwiegen. Ach! Meine Freundin, *ich* zeige nicht die Jungfräulichkeit meiner Seele dem Publikum, wie Sie den jungfräulichen Schatz ihrer Schultern, ich gebe nur meinen Gedanken, meine Reflexion, meine Beobachtung, mein Studium zum Besten. Die Welt zeigt mir ihre Wunden und ich suche sie, wenn auch nicht zu heilen, so doch sie unsern Gesetzgebern zu zeigen, welche für die Gesellschaft sind, was die Aerzte für den Körper. Sie aber, Lydia, Sie geben sich ganz der Masse hin. Die Blumen die Perlen, die Rubinen, die Diamanten, mit denen Sie Ihren schönen Körper einhüllen, sind eben so viele Magnetsteine, um den Blick auf sich zu ziehen. Habe ich Sie nicht zehn Mal gesehen, wie Sie sich auf den Ball vorbereiteten? Man hätte glauben sollen. Sie wollen ein Königreich erobern. Nie hat ein Kapitän, der sich zum Krieg einschiffte, nie hat Wilhelm der Eroberer auf seinem Schiffe, nie Ferdinand Cortes, als er seine Schiffe verbrannte, fester seinen Schlachtplan entworfen, und deshalb beharre ich auf meinem Zweifel an Ihrer Liebe, trotz aller unberechenbaren Beweise.«

»Ja, Ich liebe Dich,« sagte Frau von Marande, indem sie ihn an sich zog und glühend küßte.

»Ja, Du liebst mich,« versetzte der Dichter, »Du liebst mich sehr; aber in der Liebe ist *sehr* nicht so viel wie genug.«

»Höre mich an,« antwortete sie ernst, »wir wollen vernünftig sprechen; einmal ist nicht immer. Glaubst Du, daß es auf der Welt *eine* Frau von Welt gibt, die eine Freiheit genösse, wie ich?«

»Nein, gewiß nicht, aber . . .«

»Lasse mich fortfahren. Und unterbrich mich nicht. Die Vernunft ist ein menschenscheuer Vogel, der Schatten eines Geräusches erschreckt ihn. Ich sagte also, daß ich für eine Frau die unbegrenzte Freiheit genieße; deren eine Frau genießen kann. Weißt Du nun das Einzige, was mein Mann als Ersatz für diese Freiheit von mir verlangt? Nichts, als daß ich die Herrin eines angenehmen Hauses, nichts, als daß ich eine vollkommene Frau von Welt sei. Weißt Du, was er verlangt, wenn er kommt? Ein lächelndes freundliches Gesicht, auf dem er von seinen Zahlen und Berechnungen ausruhen kann. Weißt Du, was er verlangt, wenn er geht? Einen herzlichen Händedruck der ihm Gewißheit gibt, daß er eine Freundin Hause läßt. Ich bin deßhalb mit vollen Segeln auf den Ocean hinausgesteuert, welchen man die Welt nennt und habe, so viel an mir war, gethan, um zwischen den Klippen durchzuschiffen. »Eines Abends, beim Mondlicht, gewahrte ich am Horizonte ein schönes in Silber getauchtes Land, dessen Sternblumen mich zu sich hinzogen. Ich rief: ‚Land!‘ ich warf Anker und den Fuß an das Ufer setzend, dankte ich Gott, denn ich fand das Land meiner Träume, und dieses Land bewohntest Du.«

»O, meine, Liebe! meine Liebe!« murmelte Jean Robert, indem er sie küßte und den Kopf schüttelte.

»Laß mich vollenden,« sagte sie, indem sie ihn sanft, zurückschob. »Als, ich mich in diesem schönen Lande meiner Träume sah, war mein erster Gedanke, es nicht wieder zu verlassen.; aber der Ocean umspülte es; der habgierige Ocean, der seine Beute nicht lassen wollte, wie ihr

Dichter sagen würdet; er zog mich zu sich hin, — eines Woge von Seide, Spitzen-und Atlas rief mir zu: ‚Komm wieder zu uns, nicht für immer, nur zeitweise, wenn Du Deine Freiheit bewahren willst!‘ Und ich kam wieder, so oft diese gebieterische Stimme mich rief, ich kam wieder, um meinen Tribut zu bezahlen; ich bezahlte ihn weinend; aber ich erkaufte damit meine Freiheit. Das ist meins Bekenntniß und ich werde ausgesprochen haben, wenn ich einem misanthropischen Dichter die drei Verse eines noch misanthropischeren Dichters, als er, gesagt haben werde:

»Wenn man der Welt gehört, gebührts, daß äußerem ScheinWir, wenn auch ungern, lächelnd doch uns weihn;Doch wird Vernunft uns Maß zu halten lehren.

»O schweige! ich liebe Dich! Ich liebe Dich!« rief Jean Robert leidenschaftlich.

»Gut,« sagte sie,indem sie sich küssen ließ, ohne die Küsse Jean Robert’s zu erwidern, als ob sie in ihrem Innern noch einen Groll gegen ihn trüge. »Da wir jedoch noch nicht über die Sache im Reinen sind, so wollen wir auf unsern Ausgangspunkt zurückkommen. Sie fragten mich, welches der wenigst werthvolle Sinn sei, und ich antwortete, indem ich ihn erst schuf, um Ihnen zu gefallen, daß es der Erwartungssinn sei. Was antworten Sie darauf?«

»Nichts und ich werde I fortfahren *nichts* zu sagen, wenn Sie fortfahren *Sie* zu sagen.«

»Nun gut, ich sage *Du*.«

»Das ist nicht genug; als ich diese Frage an Dich richtete, legtest Du Deine Lippen an meine Stirne und an diesen Halbkuß denkend, fragte ich Dich welches der wenigst werthvolle oder der Unnützeste oder der überflüssigste Sinn sei.«

»Vor Allem bitte mich um Verzeihung, daß Du zu mir sagtest, ich gebe mich irgend Jemand in der Welt hin, und ich werde Dir vergeben.«

»Gerne, unter der Bedingung, daß Du mir sagst, der Gedanke bleibe bei mir, während Du den Körper hingibst.«

Eine tolle Umarmung war die Antwort der reizenden Frau.

»Halt!« sagte Jean Robert, »wenn ich Dich küsse, sehe ich Dich, berühre ich Dich, fühle ich Dich, athme ich Dich, aber ich höre Dich nicht, weil meine Lippen auf Deinen Lippen ruhen, und kein Wort ausdrücken könnte, was ich fühle; das Gehör also ist unter diesen Umständen, der wenigst werthvolle Sinn.«

»Nein, nein,« sagte sie, »keine solche Ketzerei: es ist sein eben so kostbarer Sinn, als die Anderen, denn er macht es mir möglich, Deine lieben Worte zu hören.«

Frau von Marande hatte.Recht, als sie sagte, daß das Gehör ein eben so kostbarer Sinn sei, als die Andern. Ja, er sollte unter den gegenwärtigen Umständen sein nach kostbarer, als die andern werden.

Denn während sie so um Worte stritten, sich ins Auge blickten und küßten, hatten unsere beiden Liebenden nicht bemerkt, — die Liebenden sind nichts weniger als vollkommen — daß von Zeit zu Zeit die Tapete des Alkoven sich wie von dem Winde einer halb offenen Thüre bewegte.

Woher diese-Bewegung kam, war schwer zu beweisen, denn die Thüre des Alkoven war hermetisch verschlossen.

Hätte man freilich den Gesichtssinn zu Hilfe genommen, und hinter diese Vorhänge gesehen, so würden unsere Liebenden einen Mann erblickt haben, der hinter dem Bette kauern, sich alle Mühe gab, um den Krämpfen vorzubeugen, die aus der unangenehmen Lage entstanden, in der er sich befand, was ihm aber nur mäßig zu gelingen schien.

In dem Augenblicke jedoch, wo Jean Robert das Gespräch über die sechs Sinne mit sechs Küssen schloß, machte der Mann, der sich hinter dem Bette befand, sei es nun, daß die Küsse ihm mißbehagten, oder daß die Lage, in derer sich befand, zu peinlich wurde, der Mann hinter dem Bette, sagen wir, machte eine Bewegung, welche Frau von Marande zittern ließ.

Jean Robert, als wollte er seine Behauptung über den Werth des Gehörs auf die Spitze treiben, hörte nichts oder that wenigstens, als hörte er nichts und fragte Frau von Marande, als er sie zittern sah:

»Was haben Sie, meine Liebe?«

»Du hast es nicht gehört?« sagte Frau von Marande schauernd.

»Nein.«

»So höre doch.« versetzte sie, das Ohr nach der Seite des Bettes hinhaltend.

Jean Robert horchte; da er jedoch nichts hörte, nahm er die Hand der jungen Frau wieder und drückte einen Kuß darauf.

»Ein Kuß ist eine Musik. Hundert Küsse sind eine Symphonie. Die Wölbung der Kapelle ertönte von tausend Küssen.

Wenn die Vernunft jedoch: ein leicht aufzuschreckender Vogel ist, wie Frau von Marande einen Augenblick früher sagte, so wird der Engel der Küsse noch weit rascher aufgescheucht.

Das Geräusch, das die junge Frau hatte zittern machen, drang von Neuem an ihre Ohren und ließ sie diesmal einen Schrei ausstoßen.

Jean Robert hatte diesmal gehört und mit einem Sprung sich erhebend, ging er gerade auf das Bett zu, von wo ihm das Geräusch zu kommen schien.

In dem Augenblicke, als er aufsprang, bewegte sich der Vorhang lebhafter. Mit dem ersten Sprung war er am Bette; mit dem zweiten war er hinüber und stand vor Herrn Lorédan von

Valgeneuse.

»Sie hier? rief Jean Robert.

Frau von Marande erhob sich schauernd. Nach ihren ungeheuren Erstaunen zu urtheilen, erkannte auch sie den jungen Mann, den Jean Robert erkannt hatte.

Man erinnert sich des väterlichen Rathes, den Herr von Marande seiner Frau wegen Monseigneur Coletti und Herrn von Valgeneuse gegeben; so sehr der junge Dichter ihm die Ehrbarkeit selbst in Sachen der Liebe zu sein schien, so compromittirend erschienen ihm der Bischof und der Wüstling. Er hatte Frau von Marande freundlich vor ihm gewarnt, und die junge Frau hatte auf diese Frage ihres Mannes: »Gefällt er Ihnen?« geantwortet: »Er ist mir vollständig gleichgültig.«

Man erinnert sich auch, daß der Banquier in dem Capitel: »Ehliche Plauderei,« als er von Herrn Lorédan von Valgeneuse sprach, gesagt:

»Was seine Successes betrifft, so scheint es, daß sie sich auf Frauen von der großen Weit beschränken, und daß, wenn er sich an des wendet, was man Mädchen aus dem Volke nennt, trotz des edelmüthigen Beistandes, den ihm bei solchen Gelegenheiten seine Schwester Fräulein von Valgeneuse leistet, der junge Manns zuweilen genöthigt ist, Gewalt anzuwenden.«

Und man erinnert sich wirklich des Antheils, den Fräulein Susanne von Valgeneuse an der Entführung der Braut Justins genommen.

Man wird sehen, daß die gefällige Schwester nicht nur ihren Beistand zur Entführung der Mädchen aus dem Volke leistete.

Sie hatte eine Kammerfrau, ein großes und hübsches Mädchen, der wir bereits Jean Robert die Thüre des Taubennestes, von Frau von Marande öffnen sahen.

Dieses Mädchen, das Nathalie hieß, war ihm ganz und gar ergeben.

Und als eines Abends Herr von Valgeneuse seiner Schwester die Gefühle der Liebe, die er für Frau von Marande hege, mitgetheilt, hatte Mademoiselle Susanne sogleich eine Gelegenheit gesucht eine Creatur in die Umgebung des Banquiers zu bringen, welche Herr von Valgeneuse in einem günstigen Moment bei, ihr einführen könnte.

Diese Gelegenheit hatte sich geboten. Bei einer Zurückkunft aus dem Bade hatte Frau von Marande überall noch einer Kammerfrau sich umgesehen und Fräulein von Valgeneuse war so freundlich, ihr die ihre anzubieten.

Das war Natalie.

Man kennt im Allgemeinen die Macht der Kammerfrau über den Geists ihrer Herrinnen doch noch nicht genug. Natalie kämmt nicht eines der Haare der Frau von Marande, ohne ihr nicht eine der Großtaten des Herrn von Valgeneuse zu erzählen. Frau von Marande, welche das

Mädchen von der Schwester des Helden so, vieler verliebten Heldenthaten hatte, erstaunte nicht darüber, so viel Gutes von ihm zu hören, und sah nur Dankbarkeit, wo nichts als überlegte Absicht zu reizen war.

Aber aus den früheren Szenen und namentlich aus der, welche wir so eben dem Leser vor Augen gestellt, kennt man die wahre Liebe, welche Frau von Marande für Jean Robert fühlte, und es ist unnütz, zu sagen, daß die Bewunderung Mademoiselle Natalies keinen Einfluß auf sie ausgeübt.

An diesem Abende, hätte Herr von Valgeneuse durch die Gleichgültigkeit von Frau von Marande auf Aeüßerste getrieben, beschlossen, eine jener kühnen Handlungen zu versuchen, welche bisweilen gelingen. Nathalie hatte ihn im Alkoven verborgen und er befand sich dort seit zwei Stunden, Zeuge des zärtlichen tête-à-tête von Jean Robert und Frau von Marande, als diese das Geräusch gehört, das sie hatte schauern machen.

Wahrhaftig, wenn es eine Strafe nach der, nicht geliebt zu sein, gibt, so ist es die Gewißheit, daß das Herz, das verschlossen ist, sich für andere öffnet.

Diese Strafe wird eine Qual, wenn man zwischen zwei Küssen die grausamen Worte: »Ich liebe Dich!« an einen andern richten hört.

Einen Augenblick hatte Herr von Valgeneuse die Idee gehabt, den beiden Liebenden wie ein Medusenhaupt zu erscheinen.

Aber wohin mußte die Erscheinung führen.

Zu einem Duell zwischen Jean Robert und Herrn von Valgeneuse. Und nahm man auch für den Edelmann den günstigsten Fall an, nämlich, daß der Dichter getödtet würde, so war der Tod Jean Roberts nicht das Mittel, sich die Liebe Frau von Marande's zu erringen.

Während im Gegentheil, wenn er andern Tags zu der jungen Frau kam und sagte: »Ich habe den Abend hinter Ihrem Bette zugebracht. Ich habe alles gesehen, alles gehört, erkaufen Sie meine Verschwiegenheit,« immer noch die Chance übrig bleibt, daß Frau von Marande, für ihren Geliebten und ihren Gatten erschreckend, der Drohung gewährte, was sie so hartnäckig den zärtlichsten Bitten versagte.

Das war es, was für Herr von Valgeneuse entscheidend wurde.

»Er dachte jetzt nur daran, sich zurückzuziehen, nachdem er gesehen und gehört, was zu sehen und zu hören war; aber man kommt nicht so leicht hinter einem Bette fort und man mag noch so leise gehen, wenn man Glanzstiefel trägt, der Boden ächzt, die Vorhänge bewegen sich und Geräusch und Bewegung stören die harmonische Stille einer Liebesscene.

Das war auch hier der Fall; Herr von Valgeneuse hatte, als er sich zurückziehen wollte, den Fußboden ächzen machen und die Vorhänge bewegt.

Jean Robert stürzte herbei und rief, als er den jungen Edelmann erkannte: »Sie!«

»Ja, ich,« antwortete Herr von Valgeneuse, der gegenüber von einem Menschen und folglich auch von einer Gefahr sich stolz aufrichtete.

»Elender!« sagte Jean Robert, indem er ihn am Halse packte.

»Leise, Herr Poet,« sagte Herr von Valgeneuse, »es ist vielleicht hier im Hause und ganz in der Nähe ein dritter Betheiliger, der unseren Streit hören könnte, was ohne Zweifel für Madame sehr schmerzlich wäre.«

»Erbärmlicher Wicht!« sagte Jean Robert mit gedämpfter Stimme.

»Noch einmal, leise.« wiederholte Herr von Valgeneuse.

»O! ich mag leise oder laut sprechen,« sagte Jean Robert, »ich werde Sie doch umbringen.«

»Wir sind in dem Zimmer einer Frau, mein Herr.«

»Gut, so wollen wir gehen.«

»Unnütz! kein Geräusch. Sie wissen, wo ich wohne, nicht wahr? Wenn Sie es vergessen, werde ich kommen und Sie daran erinnern; ich stehe zu Ihrer Disposition.«

»Und warum nicht sogleich?«

»O, sogleich! Es ist ja dunkle Nacht, Sie können nicht daran denken. Man muß klar sehen, um seine Sache gut zu machen und dann sehen Sie, Frau von Marande ist ja unwohl.

Die junge Frau war wirklich ins einen Fauteuil gesunken.

»Gut, mein Herr morgen!« sagte Jean Robert.

»Morgen, mein Herr, und mit großem Vergnügen.«

Jean Robert sprang wieder über das Bett und warf sich Frau von Marande zu Füßen.

Herr Lorédan von Valgeneuse eilte zur Allcoventüre hinaus. die er hinter sich schloß; und durch den geheimen Gang.

»Verzeihung, Verzeihung! meine geliebte Lydia!« sagte Jean Robert, indem er die junge Frau in seine Arme schloß und lebhaft küßte.

»Und was soll ich Dir verzeihen?« fragte sie; »welches Verbrechen hast Du begangen? . . . O dieser Mensch, wie kam er hierher?«

»Sei ruhig Du wirst ihn nicht wieder sehen!« rief Jean Robert energisch.

»O mein innig Geliebter,« sagte die arme Frau, indem sie den Dichter fest ans Herz drückte,

»setze Dein kostbares Leben nicht gegen nutzlose Leben eines Schurken auf's Spiel!«

»Fürchte nichts, fürchte nichts . . . Gott wird für uns sein!«

»So verstehe ich es nicht; Du wirst mir schwören, Dich nicht mit diesem Menschen zu schlagen.«

»Wie, Du willst, daß ich Dir das schwöre?«

»Wenn Du mich liebst, so schwöre es.«

»Aber das ist unmöglich; begreife doch,« sagte Jean Robert.

»So liebst Du mich also nicht,« sagte sie.«

»Ich Dich nicht Lieben? O, mein Gott!«

»Mein Freund,« sagte Frau von Marande, »ich glaube, daß ich sterben werde.«

Das Leben der jungen Frau schien wirklich in Gefahr zu sein; sie athmete nicht mehr, sie war blaß und so zu sagen leblos.

Ihr Zustand setzte Jean Robert in die größte Bestätigung.

»Alles, was Du willst,« sagte er.

»Du wirst thun was ich will?«

»Ja.«

»Du schwörst es?«

»Bei meinem Leben,« sagte Jean Robert.

»O! ich wäre glücklicher, wenn Du bei dem meinen schwörest,« sagte Frau von Marande, »ich hätte wenigstens die Hoffnung zu sterben, wenn Du Dein Wort brächest.«

Und mit diesen Worten schlang die junge Frau die Arme um seinen Hals preßte ihn zum Ersticken an sich, umarmte ihn heftig, und während eines Augenblickes schweiften dies beiden Herzen in so süßen Räumen, daß sie die furchtbare Scene vergaßen, die so eben gespielt.



CIV.

Wo der Verfasser Herrn von Marande, wenn auch nicht als physisches, so doch wenigsten moralisches Muster für alle früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Ehemänner aufstellt.

Sobald Jean Robert fortgegangen war begab sich Frau von Marande rasch in ihr wirkliches Schlafzimmer, wo Nathalie sie zur Nachttoilette erwartete.

An ihr vorüberschreitend, sagte jedoch Frau von Marande:

»Ich bedarf Ihrer Dienste nicht, Mademoiselle.«

»Wäre ich so unglücklich, der gnädigen Frau Grund zur Unzufriedenheit gegeben zu haben?« fragte die Kammerzofe frech.

»Sie?« machte Frau von Marande verächtlich.

»Nun,« fuhr Mademoiselle Nathalie fort, »weil die gnädige Frau sonst so gut gegen mich ist und heute Abend so streng mit mir spricht, deßhalb glaubte ich . . .«

»Genug!« sagte Frau von Marande; »gehen Sie und kommen Sie mir nie mehr vor die Augen! Hier sind fünfundzwanzig Louisd'ors,« fügte sie hinzu, indem sie aus einem Chiffonnier eine Goldrolle nahm; Sie verlassen morgen früh das Hotel.«

»Aber gnädige Frau, machte die Kammerfrau lauter sprechend, »wenn man die Leute fortschickt so gibt man ihnen wenigstens einen Grund an.«

»Es beliebt mir aber nicht, Ihnen einen Grund an zugeben. Nehmen Sie dieses Geld und gehen Sie.«

»Gut, gnädige Frau,« sagte die Kammerfrau, indem sie die Rolle nahm und Frau von Marande mit einem Blick voll Haß ansah; werde mich an, Herrn von Marande zu wenden die Ehre haben.«

»Herr von Marande,« sagte die junge Frau streng, »wird Ihnen wiederholen, was ich Ihnen so eben gesagt. Indessen gehen Sie.«

Der Ton, in welchem Frau von Marande diese Worte sprach, die Geberde, mit der sie sie begleitete, machten jeden weiteren Einwurf unmöglich. Mademoiselle Nathalie ging deßhalb weg, indem sie die Thüre heftig hinter sich in's Schloß warf.

Als sie allein war kleidete sich Frau von Marande aus, und legte sich rasch zu Bette, von tausend aufregenden Gefühlen durchbebt, wie man eben so leicht begreifen, als schwer beschreiben wird.

Sie lag keine fünf Minuten zu Bette, als sie leise an die Thüre pochen hörte.

Sie schauerte unwillkürlich. Einem natürlichen Gefühle folgend, setzte sie das Löschhütchen von vergoldetem Silber aus das Licht und das köstliche Zimmer war nur noch von dem Opalglanze der Lampe mit dem bömischen Glase erhellt, welche in dem kleinen Gewächshaus brannte.

Wer konnte zu dieser Stunde pochen?

Es war nicht die Kammerfrau; sie hätte diese Keckheit nicht gehabt.

Es war nicht Jean Robert; er setzte nie, wenigstens nicht bei Nacht, den Fuß in, dieses Zimmer, das gewissermaßen einen Theil der Gemächer der ehelichen Gemeinschaft bildete.

Es war nicht Herr von Marande, in dieser Beziehung war er ebenso diskret als Jean Robert und hatte nach zehn Uhr Abends dieses Zimmer nie mehr seit jener Nacht betreten; in der er seiner Frau den Rath gegeben, Monseigneur Coletti und Herrn von Valgeneuse nicht zu trauen.

Sollte es also Herr von Valgeneuse sein?

»Bei dem Gedanken schon zitterte die junge Frau an alten Gliedern, sie hatte nicht die Kraft zu antworten.

Glücklicher Weise beruhigte sie bald die Stimme dessen, der pochte.

»Ich bin es,« sagte diese Stimme.

Frau von Marande erkannte ihren Gatten.

»Treten Sie ein,« sagte sie, plötzlich beruhigt und beinahe vergnügt.

Herr von Marande trat, das ausgelöschte Licht in der Hand ein und ging gerade auf das Bett seiner Frau zu.

Dann nahm er ihre Hand und küsste sie, indem er sagte:

»Verzeihen Sie, mir, daß ich mich um diese Stunde bei Ihnen einfinde, aber ich habe zugleich mit Ihrer Zurückkunft den schmerzlichen Verlust Ihrer Tante erfahren, und wollte, Ihnen meine Theilnahme bezeugen.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte die junge Frau, etwas überrascht durch diesen nächtlichen Besuch und sich besinnend, was die Ursache desselben oder vielmehr, was der Zweck desselben sein könne. »Aber,« fuhr sie mit einem Zögern fort, das die gewöhnliche Nachsicht ihres Gatten nicht ganz beseitigen konnte, »kommen Sie nur, um mir Ihr Beileid zu bezeugen und haben Sie mir sonst nichts zu sagen?«

»Doch liebe Lydia, ich habe Ihnen noch Mehreres zu sagen.«

Frau von Marande sah ihren Gatten mit einer gewissen Unruhe an.

Diese Unruhe entging dem Banquier nicht und er suchte seine Frau anfangs mit einem Lächeln zu beruhigen; dann fügte er hinzu:

»Ich habe Sie, zuerst um Feuer zu, bitten.«

»Wie! um Feuer?« machte die junge Frau erstaunt.

»Nun, ja; sehen Sie nicht, daß mein Licht aus ist?«

»Wozu wollen Sie es wieder anzünden, mein Herr? Genügt Ihnen die Helle der Lampe nicht zum plaudern?«

»Gewiß; aber ehe wir plaudern, habe ich eine ziemlich wichtige Nachsuchung anzustellen.«

»Eine ziemlich wichtige Nachsuchung?« wiederholte Frau von Marande in fragendem Tone.

»Sie haben vielleicht sagen hören, meine liebe Lydia, sei es nun unterwegs, oder hier im Hotel, daß ich zum Finanzminister ernannt worden bin?«

»Ja, mein Herr, und ich gratulire Ihnen aufrichtig dazu.

»Nun, aufrichtig gesagt. liebe Freundin, es ist nicht der Mühe wert; aber nicht um Ihnen diese Nachricht mitzutheilen, habe ich Sie um diese Stunde gestört. Ich bin also Finanzminister. Und ein Minister ohne Portefeuille ist beinahe gleichbedeutend mit einem Finanzminister ohne Finanzen. Nun, liebe Freundin, ich habe mein Portefeuille verloren.«

»Ich begreife nicht,« sagte Frau von Marande, die wirklich nicht einsah, wo ihr Gatte hinaus wollte.

»Es ist jedoch sehr einfach,« versetzte Herr von Marande. »Ich kam zu Ihnen mit der Absicht einige Augenblicke mit Ihnen zu plaudern, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre hatte; ich stieg ruhig die Treppe herauf, das Licht in der Hand und das Portefeuille unter dem Arme, als ein Mensch, der Ihre Treppe herabeilte, heftig an mich stieß; mein Portefeuille entfiel mir und mein Licht erlosch. Ich bitte Sie deßhalb um Erlaubnis, mein Licht wieder anzuzünden und mein Portefeuille zu, suchen.«

»Aber,« sagte Frau von Marande mit einigem Zögern, »wer war dieser Mensch?«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls war ich anfangs im Begriffe, ihm einen schlimmen Streich zu spielen,« versetzte der Banquier »denn ich glaubte anfangs, es sei ein Dieb und er wollte mir an die Kasse. Ich änderte jedoch meinen Plan, als ich dachte, man wollte vielleicht an Sie, und ich kam um Sie zu befragen, und mich mit Ihnen zu berathen, was mir in diesem Falle thun sollten.«

»Und Sie haben den Menschen erkannt?« fragte Frau von Marande stotternd.«

»Ja, ich glaube wenigstens.«

»Und . . . und . . . darf ich Sie fragen?«

Die Stimme versagte der jungen Frau. Sie zitterte bei dem Gedanken, es könnte Jean Robert sein, den ihr Gatte begegnet hatte.

»Gewiß können Sie mich fragen, wer es war versetzte Herr von Marande; »denn ich nehme an, daß es das ist, was Sie mir sagen wollen. Es war ganz einfach Herr von Valgeneuse.«

»Herr von Valgeneuse!« wiederholte die junge Frau.

»Er selbst,« sagte Herr von Marande. »Und jetzt, liebe Lydia, wollen Sie mir erlauben, mein Licht wieder anzuzünden?«

Und Herr von Marande zündete wirklich sein Licht an der kleinen Lampe des Gewächshauses an; dann hob er die Portiere und verschwand, indem er sagte:

»Ich komme sogleich wieder Madame.«

»Ich komme wieder . . .« wiederholte Frau von Marande mechanisch.

Was sollte vor sich gehen? Was sollte der Gegenstand des Gespräches sein, das Herr von Marande mit seiner Frau haben wollte? Das Gesicht des Banquiers war freilich nicht sonderlich drohend; aber wer kann dem Gesichte eines Banquiers trauen?

Wovon sollte die Rede sein? Ohne zweifel hatte der verdrießliche Zufall mit Herrn von Valgeneuse's Begegnung das Herz des Herrn von Marande in Aufregung und Ungewißheit versetzt. Er gab seiner Frau alle Freiheit, unter der Bedingung, daß der Scandal streng vermieden werde.

Aber war denn die junge Frau an diesem Scandal schuldig? Und wenn sie nicht daran schuldig war, konnte ein so billig denkender, oder sagen wir vielmehr ein so nachsichtiger Mann, wie Herr von Marande, sie dafür verantwortlich machen?

Dessen ungeachtet, trotz dieser beruhigenden Reflexionen, trotz der Vorgänge, die sie nichts fürchten ließen, fühlte Frau von Marande einen Schauer durch ihre Adern gehen und mit erstickter Stimme antwortete sie, als sie ihren Gatten zum zweiten Male »Ich bins!« rufen hörte, ebenfalls zum zweiten Male:

Herein!«

Herr von Marande trat, stellte sein Licht und sein Portefeuille auf eine Console und setzte sich auf einen Stuhl neben das Bett seiner Frau.

»Verzeihen Sie mir,« meine liebe Lydia, die Störung, welche ich Ihnen verursache, sagte er mit der weichsten Stimme ihr; »aber der König erwartet mich morgen früh um neun Uhr und es wird

mir vielleicht morgen den ganzen Tag unmöglich sein, eine einzige Minute mit Ihnen ruhig plaudern zu können.«

»Ich stehe zu Ihrem Befehle, mein Herr,« sagt Frau von Marande im selben Tone.

»Ah! zu meinem Befehle!« murmelte der Banquier in schmerzlich bewegtem Tone, indem er zum zweiten Male die Hand seiner Frau nahm und sie nicht weniger respectvoll, als das erste Mal küßte; »zu meinem Befehle! Das häßliche Wort, ich kann ja nur bitten. Wenn irgend Jemand ein Recht hat, hier zu befehlen, meine liebe Freundin, so sind Sie es und nicht ich. Ich bitte Sie, das wohl im Auge zu haben.

»Ich bin beschämt durch Ihre Güte, mein Herr,« stotterte die junge Frau.

»Wahrhaftig, Sie machen mich verlegen; was Sie meine Güte nenne, ist ja nur Gerechtigkeit, das versichere ich Sie; aber ich werde Ihre kostbaren Augenblicke nicht mißbrauche. Ich komme deshalb sogleich zum Hauptgegenstande unserer Plauderei. Nur erlauben Sie mir eine Frage an Sie zu richten, welche ich Ihnen bereits schon einmal gemacht zu haben glaube. Lieben Sie Herrn von Valgeneuse?«

»Sie haben diese Frage allerdings schon einmal an mich gerichtet und ich antworte Ihnen nein! Weshalb kommen Sie wieder darauf?«

»Nun, weil es schon sechs Monate ist, daß ich diese Frage an Sie richtete und weil sechs Monate oft große Veränderungen im Herzen einer Frau hervorbringen.«

»Nun, ich liebe ihn heute so wenig, als damals.«

»Sie haben nicht die geringste Zuneigung für ihn?«

»Nein,« wiederholte Frau von Marande.

»Sie sind dessen ganz gewiß?«

»Ich versichere es Ihnen, ich schwöre es Ihnen. Ja, weit entfernt, »ich fühle sogar eine Art von . . .«

»Von Haß?«

»Mehr als das . . . von Verachtung.«

»Das ist eigenthümlich, wie wir dieselben Sachen lieben und hassen, ja ich möchte noch mehr sagen, nicht bloß Sachen, sondern Menschen liebe Lydia! Das wäre also ein erster Punkt über den wir einverstanden sind; seien Sie überzeugt, wir werden es auch in Beziehung auf die anderen sein. Nun denn, da wir Herrn von Valgeneuse so stark hassen und verachten, wie kommt es, daß wir ihn um diese vorgerückte Stunde der Nacht auf unserer Treppe begegnen? Wenn ich sage *wir*, so nehme ich an, daß Sie ihn eben so gut, als ichs hätten begegnen können; denn er befindet sich weder mit Ihrem Willen, noch auf Ihre Einladung hin, im Hotel, nicht wahr?«

»Nein, mein Herr; dafür stehe ich Ihnen.«

»Da ich es nun nicht war, der ihn autorisirte hierher zu kommen,« fuhr der Banquier fort, »wollen Sie mir beistehen zu entdecken, weshalb und unter welchem Vorwande er sich ohne Einladung gegen unseren Willen, in dieser Stunde hier befand?«

»Mein Herr,« sagte die junge Frau ganz verlegen, »wir groß auch Ihre Güte ist, es macht mir große Pein und ich scheue mich, Ihnen zu antworten.«

»Sprechen Sie nicht von meiner Güte, liebe Lydia, und glauben Sie, daß die Frage, die ich an Sie richte, mehr die Absicht hat Sie zu beruhigen, als Sie zu beunruhigen. Ich weiß Vieles, obgleich ich mir die Miene gebe, als wenn ich es nicht wüßte; ich kenne eine Menge von Ihren größten Geheimnissen, die ich nicht zu ahnen scheine; wenn die Pein, die Ihnen meine Antwort verursachte, ihre Quelle in einem dieser Geheimnisse hat, so erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen; gestützt auf mich wird Ihnen der Weg leicht erscheinen.«

»O, mein Herr,« rief die junge Frau, »Sie sind von einer erhabenen Nachsicht.«

»Nein, Lydia,« antwortete Herr von Marande mit sanftem und traurigem Lächeln; »ich habe nur die Vorschrift des Weisen geübt: »Kenne Dich selbst!« und das hat mich, nicht nachsichtig, aber zum Philosophen gemacht.«

»Nun gut, mein Herr,« versetzte Frau von Marande, »ermuthigt durch die väterliche Milde ihres Gatten,? »vor einer halben Stunde war ich nicht allein.«

»Ich weiß das, Lydia. Sie kamen an. Herr Jean Robert, der Sie seit einer Woche nicht gesehen, machte Ihnen einen Besuch. Sie waren also mit Herrn Jean Robert zusammen; das war's was Sie sagen wollten, nicht wahr?«

»Ja,« antwortete die junge Frau, leicht eröthend.«

»Wohl, was gibt es Natürlicheres? Und dann? . . .«

»Und dann,« fuhr Frau von Marande fort, »hörten wir plötzlich hinter uns den Boden krachen, wir wandten uns um und sahen einen Vorhang sich bewegen . . .«

»Es war also eine dritte Person in Ihrem Zimmer?« fragte Herr von Marande.

»Ja, mein Herr,« sagte die junge Frau, »Herr von Valgeneuse war da.«

»Pah!« machte der Banquier mit der größten Entrüstung; »dieser Herr belauschte Sie?«

Frau von Marande senkte den Kopf, ohne zu antworten. Es entstand eine Pause.«

Der Banquier unterbrach sie.

»Und was that Herr Jean Robert, als er den Elenden sah?« sagte er.

»Er ist auf ihn losgestürzt,« sagte Frau von Marande lebhaft.

Und als sie die Stirne ihres Gatten sich verfinstern sah, fügte sie hinzu:

»Wie Sie so. eben gethan, nannte er ihn einen Elenden.«

»Das ist eine schlimme, beklagenswerthe Scene,« sagte der Banquier.

»Allerdings,« mein Herr, rief die Frau, die den Gedanken ihres Gatten nicht begriff, »sehr beklagenswerth, da sie einen Scandal zur Folge haben könnte, dessen erste Ursache ich war, und der auf Sie zurückfallen könnte.«

»Wer spricht Ihnen davon, liebe Lydia?« versetzte Herr von Marande sanft. »Wenn ich sage: ‚Das ist beklagenswerthe Scene‘, so glauben Sie mir, denke ich nicht an mich.«

»Wie, mein Herr,« rief Frau von Marande, »Sie denken jetzt nur an mich?«

»Nun, natürlich liebe Freundin; ich sehe Sie zwischen zwei Männern, dem Einen, welchen Sie lieben, dem Andern, welchen wir verachten. Ich sehe diese beiden Männer sich so zu sagen am Halse packen, in ihrer Gegenwart, vor Ihnen, und ich sage mir: ‚Die gute Frau ist wirklich zu beklagen, daß sie einer solchen Scene anwohnen muß! Denn ich nehme an, daß trotz des Respectes den Herr Jean Robert vor Ihnen haben muß, — was wollen Sie, die Männer sind immer die Männer, — eine Herausforderung, ein Austausch der der Karten stattgefunden haben muß.«

»Leider! ja«mein Herr; ich glaube, daß etwas der Art stattgefunden.«

»Zuerst? Und dann?«

»Verließ Herr von Valgeneuse den Ort, und entfloh durch mein Toilettencabinet.«

»Jetzt erkläre ich mir, wie ich Herrn von Valgeneuse begegnen konnte, denn Ihr Toilettencabinet führt auf meine Treppe. — Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß er einigermassen im Hause bewandert sein muß, erstens weil er ohne Ihre Erlaubnis hereingekommen und zweitens, weil er ohne die meine weggegangen. Mit andern Worten, nachdem mein Licht verlöscht war, verschwand er; und zwar so rasch, daß ich nicht mal die Hand an ihn legen konnte. — Der Schuft kennt das Haus besser als ich.«

»Nathalie, meine Kammerzofe, hat ihn hier hereingelassen.«

»Und von wem bekamen Sie dies Geschöpf, liebe Freundin?«

»Von Fräulein Susanne von Valgeneuse.«

»Noch eine, mit der es zu einem schlimmen Ende führen wird.« murmelte der Banquier, indem er die Stirne runzelte. »Aber was wird nach Ihrer Ansicht das Resultat dieses Abenteuers sein? Herr Jean Robert muß sich nothwendig mit Herrn von Valgeneuse schlagen.«

»O nein mein Herr,« sagte die junge Frau.

»Wiefern nein?« versetzte Herr von Marande mit zweifelndem Tone; »Sie gestehen zu, daß eine Ausforderung, ein Austausch der Karten stattgefunden und Sie sagen, daß er sich nicht schlagen werde?«

»Nein; denn Herr Jean Robert hat mir versprochen, sich nicht zu schlagen. Er hat es mir geschworen.«

»Das ist unmöglich, liebe Lydia!«

»Ich wiederhole Ihnen, daß er es mir geschworen.«

»Und ich wiederhole Ihnen, daß es mir unmöglich-ist,«

»Aber mein Herr,« drängte Frau von Marande, »er hat es mir geschworen, und Sie selbst haben mir hundert Male gesagt, daß Jean Robert ein Ehrenmann sei.«

»Und ich werde es wiederholen, bis ich den Beweis vom Gegentheile habe. Aber es gibt Schwüre, auf die ein Ehrenmann nicht achtet, weil er ein Ehrenmann ist. Und der Schwur, sich nicht zu schlagen, ist unter den Umständen, in welchen sich Herr Jean Robert befand, einer von diesen.«

»Wie, mein Herr, Sie glauben. . .«

»Ich glaube, daß Herr Jean Robert sich schlagen wird. Ich glaube es nicht nur, sondern ich gebe Ihnen die Versicherung.«

Unwillkürlich ließ Frau von Marande den Kopf auf die Brust sinken.

»Sie blieb ins dieser Haltung des tiefsten Schmerzes.

»Die arme Frau, sagte Herr von Marande, »sie fürchtet, daß man ihr den tödte, den sie liebt! — »Liebe Freundin,« sagte er, indem er die Hand seiner Frau nahm, »wollen Sie mich ruhig anhören, das heißt ohne Aufregung, ohne Unruhe, ohne Furcht? Mein Besuch, ich schwöre es Ihnen, hat keinen andern Zweck, als Sie zu beruhigen.«

»Ich höre,« sagte Frau von Marande und stieß einen Seufzer aus.

»Nun gut,« fuhr Herr von Marande fort, »welche Meinung würden Sie von Herrn Jean Robert haben, — bemerken Sie wohl, daß ich wie ein Vater, wie ein Priester zu Ihnen spreche und daß ich Sie bitte, gewissenhaft mit sich zu Rathe zu gehen, — welche Meinung würden Sie von Herrn Jean Robert haben, wenn er Sie nicht gegen einen Mann schützte, der Sie so gröblich beleidigte und der diese Beleidigung jeden Tag wiederholen kann? Welche Meinung hätten Sie von seinem Stolz seiner Ehre, seinem Muthe seiner Eigenliebe, wenn er sich nicht schläge, blos auf eine einfache Bitte von Ihnen hin, gegen den Mann, der Sie auf eine solche Weise beleidigt hat?«

»Fragen Sie mich nicht, mein Herr,« rief die arme Frau; »mein Geist ist zu aufgereggt, und wenn ich mein Gewissen befrage, sehe ich nicht klarer, als mit meiner Vernunft.«

»Ich wiederhole Ihnen zum dritten mal, Lydia, daß ich nur hierhergekommen, um Sie zu beruhigen. Nehmen Sie mit mir an, daß Jean Robert sich schlagen wird; was doch der geringste Beweis von Liebe ist, den er Ihnen geben kann, und ich schwöre Ihnen, daß er sich nicht schlagen wird.«

»Sie schwören mir das, Sie?« rief Frau von Marande, indem sie ihren Gatten fest ansah.

»Ich,« sagte der Banquier, »und auf meine Schwüre können Sie bauen, Lydia; denn,« fügte er melancholisch hinzu, »meine Schwüre sind keine Liebesschwüre.«

Das Gesicht von Frau von Marande strahlte vor Glück; der Banquier schien diese egoistische Freude nicht zu bemerken.

Er fuhr fort:

»Ich frage Sie, liebe Lydia, was würde man in der Welt von der Geschichte eines Duells zwischen Herrn Jean Robert und Herrn von Valgeneuse sagen? Welche Ursache würde man dabei vermuthen? Man würde damit beginnen, die gewagtesten Vermuthungen aufzustellen, bis man endlich die Wahrheit entdeckte: denn zwischen einem Dichter und einem Laffen kann keine geistige Rivalität obwalten. Ich würde mich also gewaltsam in dieses Abenteuer hineingezogen sehen, und das ist weder nach Ihrem Sinne, noch nach dem meinen, nicht wahr? ich bin überzeugt, daß es auch nicht nach dem von Herrn Jean Robert ist. Seien Sie deßhalb ganz ruhig, liebe Freundin, verlassen Sie sich auf mich und verzeihen Sie mir, daß ich Sie unfreiwillig um diese Stunde der Nacht gestört.«

»Aber was wird jetzt geschehen?« fragte Frau von Marande, deren Gesicht den Ausdruck tiefen Schreckens annahm, denn sie begann auf die dunkle Vermuthung zu kommen, daß ihr Gatte in der ganzen Geschichte an die Stelle ihres Geliebten treten wolle..

»Es wird etwas ganz Einfaches geschehen, liebe Lydia,« versetzte der Banquier, »und ich übernehme es, die Sachen auf's beste zu arrangiren.«

»Mein Herr, mein Herr!« rief Frau von Marande, indem sie sich halb im Bette erhob, so daß ihr weißer Hals und ihre üppigen Schultern dem Banquier wie ein herrlicher Schatz erschienen; »mein Herr, Sie wollen sich für mich schlagen?«

Herr von Marande zitterte vor Bewunderung.

»Liebe Freundin,« sagte er, »ich schwöre Ihnen, alles thun zu wollen, um Sie so lange als möglich meiner achtungsvollen Zärtlichkeit zu erhalten.«

Dann stand er auf, küßte ihr zum dritten Male die Hand und sagte:

»Schlafen Sie wohl.«

Frau von Marande ergriff seine beiden Hände um sie zu küssen und sagte mit einer Stimme Reiz:

»O, mein Herr, warum haben Sie mich nicht geliebt?«

»Scht!« machte Herr von Marande, indem er einen Finger auf den Mund legte, »scht! wir wollen im Hause des Gehenkten nicht von einem Strick sprechen.«

Und sein Licht und sein Portefeuille ergreifend ging Herr von Marande leise weg, wie er gekommen.



CV.

Wo Herr von Marande consequent gegen sich ist.

Herr von Humboldt, dieser große Philosoph und große Geolog, sagt irgendwo in Bezug aus den Eindruck, den Erdbeben hervorbringen:

»Dieser Eindruck kommt nicht davon, daß die Bilder der Catastrophen, die uns die Geschichte aufbewahrt hat, sich in Masse unserer Phantasie aufdrängten. Was uns ergreift, das ist, daß wir plötzlich unser angeborenes Vertrauen auf die Stabilität des Bodens verlieren; von unserer Kindheit waren wir an den Contrast der Beweglichkeit des Oceans mit der Unbeweglichkeit der Erde gewöhnt. Alte Zeugnisse unserer Sinne haben unsere Sicherheit bestärkt; kommt der Boden zum Zittern, so genügt dieser Moment, um die Erfahrung des ganzen Lebens zu zerstören; Es ist eine unbekannte Macht, die sich plötzlich entwickelt; die Ruhe der Natur war nur eine Illusion und wir fühlen uns gewaltsam in ein Chaos zerstörender Kräfte zurückgeworfen.«

Nun, dieser Physische Eindruck hat sein Aequivalent in dem moralischen Eindrucke, den es auf den Mann machen muß, der nach Verfluß von einigen Jahren glücklicher Ehe, während welcher er seine Frau angebetet und das vollste Vertrauen auf sie gehabt, plötzlich unter sich den Abgrund des Zweifels aufgethan sieht.

Und wirklich, kann man sich eine ernstere, schmerzlichere und bemitleidenswerthere Lage denken, als die eines Mannes, der eng und unlösbar mit einer Frau verbunden, nachdem er jahrelang in vollster Sicherheit mit ihr gelebt, sich plötzlich in seinem Glauben erschüttert, in seiner Ruhe aufgestört sieht. Der Zweifel, der bei der Frau begonnen, die er liebt, umfaßt zuletzt die ganze Schöpfung. Er zweifelt an sich, an den Andern, am Lichte, an Gott; er ist zuletzt dem ganz ähnlich, von welchem Herr von Humboldt sprach, der, nachdem er dreißig Jahre lang die Erde für fest gehalten, sie plötzlich unter seinen Füßen zittern fühlt, sie plötzlich sich vor ihm öffnen sieht.

Glücklicher Weise war das nicht die Lage des Herrn von Marande; eine Lage, die übrigens sehr schwer zu schildern. Wie er zu seiner Frau gesagt die Selbstkenntniß hatte ihn sehr nachsichtig gegen die schöne Sünderin gemacht, die in Folge der Umstände, von denen wir gesprochen, ihr Schicksal an das seinige gebunden sah; und für die Nachsicht, die ihn Frau von Marande alle Freiheit hatte zugestehen lassen, mußte man ihm um so mehr Dank wissen, als er seine Frau sichtlich liebte und keine Frau der Welt ihm würdiger erschien, geliebt, ja angebetet zu werden. Und da es keine Liebe ohne Eifersucht gibt, so war es klar, daß Herr von Marande im Inneren Jean Robert eifersüchtig sein mußte. Und er zwar wirklich im höchsten Grade auf ihn eifersüchtig. Aber wäre es der Mühe werth, ein Mann von Geist zu sein, wenn der Geist nicht eine Maske wäre, um diejenigen unserer Schmerzen zu verbergen, über welche die Gesellschaft lacht, statt ihnen ihr Mitleid zu weihen?

Herr von Marande handelte deßhalb nicht bloß als Philosoph, sondern auch als Mann von Herz; da er eine Frau hatte, von der er vernünftigerweise jenes physische und stattliche Gefühl

nicht Verlangen konnte, das wir Liebe nennen, so suchte er es dahin zu bringen, daß sie gezwungen war, ihm wenigstens jenes moralische Gefühl zu weihen, das wir Dankbarkeit nennen.

So war Herr von Marande vielleicht der eifersüchtigste Mann von der Welt, während er es gerne am wenigsten zu sein schien.

Man darf deßhalb. nicht erstaunen, wenn er, nachdem er einmal entschlossen, der Freund Jean Robert's zu sein, mit so großem Eifer sich mühte, der Feind des Herrn von Valgeneuse zu werden; sein Haß gegen den Letzteren war eine Art von Sicherheitsventil, welches seine Eifersucht für den Ersteren hinausließ, eine Eifersucht, die ohne diesen Vorsichtsmechanismus Gefahr lief, eines Tages die Maschine zu zersprengen.

Und die-Gelegenheit war jetzt gekommen, diesen Haß hinauszulassen.

Am Tage nach der nächtlichen Scene, welche wir erzählt haben, verließ Herr von Marande statt um neun Uhr in den Wagen zu steigen und nach den Tuilleries zu fahren, um sieben Uhr zu Fuße das Haus, nahm auf dem Boulevard ein Cabriolet und ließ sich nach der Rue de l'Université fahren, wo Jean Robert wohnte.

Herr von Marande stieg die drei Etagen des jungen Poeten hinauf und klingelte.

Der Diener kam, um ihm zu öffnen.

Während er fragte, ob Herr Jean Robert zu Hause sei, warf Herr von Marande einen Blick in das Vorzimmer.

Aus einem Tische lag eine Pistolencapsel; in einer Ecke stand ein Paar Duelldegen.

Herr von Marande war fest in seinem Entschlusse.

Der Diener antwortete, sein Herr sei nicht zu sprechen:

Unglücklicherweise hörte Herr von Marande, der ein ebenso seines Gehör, als einen raschen Blick hatte, ganz deutlich zwei oder drei Männerstimmen, die in dem Schlafzimmer Jean Robert's sich zu streiten schienen.

Er gab dem Diener seine Karte, indem er demselben sagte, solle sie seinem Herrn geben, wenn Dieser allein sei und hinzufügen, daß er, Herr von Marande, gegen zehn Uhr wiederkommen werde, wenn er vom König käme.

Diese Worte. *wenn er vom König käme*, schienen die größte Wirkung auf den Diener Jean Roberts zu machen, denn er versicherte Herrn von Marande, daß sein Auftrag pünktlich ausgerichtet werden solle.

Der Banquier ging weg.

Aber vier Schritte von der Thüre Jean Robert's ließ er sein Cabriolet halten und umkehren, um zu sehen, wer von unserem Dichter wegginge, oder vielmehr das Haus verlasse, das unser Poet bewohnte

Er sah auch ehestens zwei junge Männer weggehen, von denen er den Einen als Ludovic, den Andern als Petrus erkannte.

Sie gingen nach seiner Seite hin, so daß Herr von Marande nur aus seinem- Wagen zu steigen brauchte, um sich ihnen gegenüber zu befinden.

Die beiden jungen Leute traten etwas bei Seite, um den Banquier höflich zu grüßen, für den sie eine große moralische Sympathie und eine nicht minder große politische Achtung hegten.

Sie ließen sich nicht entfernt träumen, daß Herr von Marande etwas von ihnen wolle; er hielt sie jedoch lächelnd an.

»Verzeihung, meine Herren,« sagte er, »aber ich erwartete Sie.«

»Uns?« antworteten zu gleicher Zeit die beiden jungen Männer, indem sie sich erstaunt ansahen.

»Ja, Sie; ich. Ahnte, daß Ihr Freund Sie diesen Morgen rufen lassen werde und wollte Ihnen zwei Worte bezüglich der Mission sagen, die er Ihnen so eben gegeben.«

Die beiden jungen Männer sahen sich mit wachsendem Erstaunen an.

»Sie kennen mich, meine Herren,« fuhr Herr von Marande mit seinem reizenden Lächeln fort; »ich bin ein ernster Mann, gewöhnt alle Ehrensachen zu achten; Sie können mich deßhalb nicht im Verdachte haben, daß ich im Geringsten die Absicht habe, die Ihres Freundes stören zu wollen.«

Die beiden jungen Männer verbeugten sich.

»Nun,« fuhr Herr von Marande fort, »erweisen Sie mir eine Gefälligkeit.«

»Welche?«

»Offen auf meine Frage zu antworten.«

»Wir werden unser Bestes thun, mein Herr,« sagte Petrus ebenfalls lächelnd.

»Sie gehen zu Herrn von Valgeneuse, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr,« antworteten die beiden jungen Männer immer erstaunter.

»Sie gehen zu ihm, um mit ihm oder seinen Zeugen die Bedingungen eines Duells in's Reine zu bringen?«

»Mein Herr . . .«

»O! antworten Sie mir offen. Ich bin Finanzminister und nicht Polizeipräsident. Es handelt sich um ein Duell?«

»Allerdings, mein Herr.«

»Ein Duell, dessen Ursache Sie nicht kennen?«

Und Herr von Marande heftete bei dieser Frage seinen Blick fest auf die beiden jungen Männer.

»Das ist ebenfalls wahr, meine Herr,« antworteten sie.

»Ja,« murmelte Herr von Marande lächelnd, »ich hielt Herrn Jean Robert für einen vollkommenen Ehrenmann.«

Und da Petrus und Ludovic warteten, fuhr er fort:

»Nun, ich kenne die Ursache, und ich habe Herrn Jean Robert zu sagen, daß ich die Ehre habe, in einer Stunde Dinge zu sehen, welche wahrscheinlich seinen Entschluß ändern werden.«

»Das glaube ich nicht, mein Herr; unser Freund schien uns sehr entschieden und fest entschlossen.«

»Erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit, meine Herren?«

»Sehr gerne,« antworteten die beiden jungen Männer zu gleicher Zeit.

»Gehen Sie nicht früher zu Herrn von Valgeneuse als bis ich Herrn Jean Robert gesprochen und bis er, nachdem er mich gesehen, mit Ihnen gesprochen.«

»Mein Herr, das heißt so sehr gegen die Instruktion unseres Freundes handeln, daß wir nicht wissen . . .«

»Es ist eine Sache von zwei Stunden.«

»Ja gewissen Fällen, mein Herr, sind zwei Stunden sehr gewichtig . . . es ist die Initiative.«

»Ich versicherte Sie, meine Herren, daß Ihr Freund statt Ihnen darob zu grollen, Ihnen Dank für diese Verzögerung wissen wird.«

»Sie versichern uns das?«

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.«

Die jungen Leute sahen sich an.

Dann sagte Petrus-:

»Aber warum, mein Herr, gehen Sie nicht sogleich zu Herrn Jean Robert?«

Herr von Marande zog seine Uhr.

»Weil es zehn Minuten weniger, als neun Uhr ist; um neun Uhr präcis muß ich in den Tuilleries sein, denn ich bin noch nicht lange genug Minister, um den König warten zu lassen.«

»Erlauben Sie uns wenigstens, unsern Freund von diesem veränderten Stand der Dinge in Kenntniß zu setzen?«

»Nein, meine Herren, nein, ich bitte Sie; die Absichten Herrn Jean Robert's müssen sich nach dem richten, was ich ihm sagen werde; seien Sie jedoch um elf Uhr bei ihm.«

»Aber . . .« drängte Ludovic.

»Nehmen Sie an,« machte Herr von Marande, »daß Sie Herrn von Valgeneuse nicht zu Hause getroffen, so müssen Sie sich ja auch in einen solchen Verzug finden.«

»Mein Freund,« sagte Petrus, »wenn ein Mann wie Herr von Marande uns vor jedem Tadel sichert, so können wir, meiner Ansicht nach, uns bei seinem Worte beruhigen.«

Dann verbeugte er sich vor dem Banquier-Minister und fuhr fort:

»Wir werden um elf Uhr bei unserem Freunde sein, mein Herr, und bis dahin soll nichts geschehen, was Ihre Absichten beeinträchtigen könnte.«

Und zum zweiten Male grüßend, deuteten die beiden jungen Männer Herrn von Marande an, daß sie ihn nicht länger in der Straße aufhalten wollten.

Herr von Marande stieg denn auch wirklich rasch in den Wagen, der ebenfalls rasch nach den Tuilleries fuhr.

Die beiden jungen Leute traten in das Café Desmares, wo sie sich ein Frühstück serviren ließen, um die Zeit zu benützen, die ihnen Herr von Marande gegeben.

Indessen hatte der Diener Jean Robert's seinem Herrn die Karte des Ministers übergeben, natürlich, ohne zu vergessen, zu sagen, daß der Letztere bei Herrn Jean Robert sein wolle, wenn er vom König käme.

Jean Robert ließ sich zweimal die Worte wiederholen, die an ihn gerichtet worden, nahm die Karte, las sie und zog, während er sie las, unwillkürlich die Augbrauen zusammen; nicht daß er Furcht gehabt, der junge Mann war tapfer wie eine Feder oder ein Schwert, aber das Unbekannte beunruhigte ihn.

Was konnte Herr von Marande Morgens acht Uhr von ihm wollen, zu einer Stunde, wo die

Banquiers und die Minister freilich wachen, wo die Poeten jedoch schlafen?«

Glücklicher Weise durfte er nicht lange warten.

Punkt zehn Uhr läutete man an der Thüre und zwei Sekunden später führte der Diener Herrn von Marande herein.

Jean Robert stand auf.

»Bitte mich sehr zu entschuldigen, mein Herr,« sagte er, »Sie haben mir die Ehre erwiesen, sich um halb neun diesen Morgen bei mir einzufinden. . .«

»Und Sie konnten mich nicht empfangen, mein Herr,« versetzte Herr von Marande; »das ist ganz einfach: Sie waren mit Ihren-Freunden, den Herrn Petrus und Ludovic, beschäftigt und da gilt für uns Finanzleute, was das Sprichwort sagt: ‚Geschäft geht vor Vergnügen.‘ Sie haben das Vergnügen, das ich habe, Sie zu sehen, etwas verzögert, mein Herr, aber das Vergnügen ist darum nur größer.«

Diese Worte konnten eben so gut Spott, als Höflichkeit sein. Ohne im Augenblick zu wissen, was er davon halten sollte, bot Jean Robert Herrn von Marande einen Fauteuil an.

Herr von Marande setzte sich und gab Jean Robert ein Zeichen, neben ihm Platz zu nehmen.«

»Mein Besuch scheint Sie zu befremden, mein Herr,« sagte der Banquier.

»Mein Herr,« sagte Jean Robert, »er ehrt mich so sehr . . .«

Der Banquier unterbrach ihn.

»Nun gut,« sagte er, »was mich befremdet, ist, daß ich Sie nicht früher schon besuchte. Aber, was wollen Sie, wir Finanzleute sind die Undankbarkeit selbst und wir vergessen schändlicher Weise im Drang unserer Arbeiten die Menschen, die uns die größte Freude bereiten. Das will sagen, mein Herr, daß, seit Sie mir die Ehre erweisen, das Hotel in der Rue Lafitte zu besuchen, ich mich schäme, Sie noch nicht einmal besucht zu haben.«

»Mein Herr,« stotterte Jean Robert, ganz verlegen über das Compliment des Banquiers, und vergeblich sich fragend, wo er damit hinaus wolle.

»Nun, lassen Sie hören,« fuhr Herr von Marande fort, »woher kommt es, daß Sie mir zu danken scheinen, statt alle Vorwürfe, die ich verdiene, an mich zu richten? Sie behandeln mich, verzeihen Sie mir diesen finanziellen Ausdruck, wie seinen Gläubiger, statt mich wie einen Schuldner zu behandeln. Ich bin Ihnen eine unberechenbare Anzahl von Besuchen schuldig und ich sagte es noch gestern Abend zu Frau von Marande in dem Augenblick, da Sie sie verlassen hatten.«

»Ah, darauf wollte er hinaus,« sagte Jean Robert; »er sah mich gestern zu ungeeigneter Zeit sein Hotel verlassen und will nun Rechenschaft von mir fordern.«

»Frau von Marande,« fuhr der Banquier fort, der sich wirklich nicht bei dem »bei Seite« Jean Robert's aufhalten konnte. »Frau von Marande hat eine tiefe Neigung für Sie.«

»Mein Herr! . . .«

»Sie liebt Sie wie einen Bruder.«

Und Herr von Marande legte einen besonderen Nachdruck auf die drei letzten Worte.

»Was mich in Erstaunen und Kummer versetzt,« fuhr er fort, »ist das, daß es ihr nicht gelungen, Ihnen etwas von dieser Neigung, die sie für Sie hat, für mich einzuflößen.«

»Mein Herr.« beeilte sich Jean Robert zu sagen, erstaunt über die Wendung, die das Gespräch nahm und weit entfernt, den Zweck desselben zu ahnen, »die Verschiedenheit unserer Beschäftigungen hindert mich ohne Zweifel . . .«

»Freundschaft für mich zu besitzen?« unterbrach ihn Herr von Marande. »Glauben Sie also, mein lieber Dichter, daß die Intelligenz mit den Arbeiten der Bank ganz unvereinbar sei. Glauben Sie, wie diejenigen, welche vom Finanzspiel nur die Verluste kennen, daß alle Banquiers Dummköpfe oder . . .«

»O, mein Herr,« rief der Dichter, »fern sei von mir ein solcher Gedanke.«

»Ich war zum Voraus davon überzeugt,« fuhr der Banquier fort, »deßhalb sage ich Ihnen: *Unsere* Arbeiten haben, ohne daß es den Schein hat, eine gewisse Aehnlichkeit, eine gewisse Gemeinschaft. Die Finanz gibt, so zu sagen, das Lebens die Poesie lehrt es genießen. Wir sind die beiden Pole und folglich beide nothwendig für die Bewegung des Globus.«

»Aber,« sagte Jean Robert, »Sie geben mir durch diese wenigen Worte den Beweis, daß Sie mindestens eben so sehr Poet sind, als ich, mein Herr.«

»Sie schmeicheln mir,« antwortete Herr von Marande, »und-ich verdiene diesen hübschen Titel nicht, obgleich ich ihn zu erringen versucht.«

»Sie?«

»Ich; das setzt Sie in Erstaunen?«

»Keineswegs. Aber . . .«

»Ja, die Bank erscheint Ihnen unerträglich mit der Poesie?«

»Ich sage das nicht, mein Herr.«

»Aber Sie denken es; das kommt auf eins heraus.«

»Nein, ich sage nur, daß ich nicht von Ihnen weiß . . .«

»Was Ihnen beweist, daß ich den Beruf gehabt? Nehmen Sie sich in Acht! Wenn ich mich mal über Sie zu beklagen habe, so komme ich mit einem Manuscript in der Hand. Aber heute bin ich weit davon entfernt, da ich es bin, der sich bei Ihnen entschuldigen will. Ah! Sie zweifeln, junger Mann! So vernehmen Sie denn, daß ich meine Tragödie geschrieben, wie alle Welt: einen *Coriolan*; dann die sechs ersten Gesänge eines Gedichtes, das die *Humanität* betitelt war, dann einen Band lyrischer Gedichte, dann dann . . . was weiß ich? Da die Poesie jedoch ein Cultus ist, der seine Priester nicht nährt, so mußte ich materielle Dinge arbeiten; statt geistige zu betreiben, und auf diese Weise bin ich ganz einfach Banquier geworden, während ich, erlauben Sie mir, es Ihnen allein zu sagen, damit man mich nicht des Stolzes beschuldige, während ich Ihr College hätte werden können.«

Jean Robert verbeugte sich tief, immer erstaunter über die unerwartete Wendung, welche das Gespräch mehr und mehr nahm.

»Auf Grund dieser Thatsache,« fuhr Herr von Marande fort, »wage ich es, Ihre Freundschaft zu beanspruchen und, was mehr ist, Sie um einen Beweis derselben zu bitten.«

»Mich! — Sprecher Sie, .sprechen Sie, mein Herr!« rief Jean Robert im höchsten Erstaunen.

»Wenn es glücklicher,« versetzte Herr von Marande, auf dieser Welt noch Menschen gibt, die wie wir, die Poesie kultiviren oder ihr huldigen, so gibt es andere, die, alles Ideal verachtend, von dieser Welt nur grobe Vergnügungen, physische Freuden, materielle Genüsse verlangen. Diese Gattung von Menschen ist es, die den natürlichen Fortschritt der Civilisation am meisten hemmen. Den Menschen zum Thiere herabwürdigen, nur den rohen Appetit befriedigen, von der Frau nichts als die Befriedigung einer gierigen Sinnlichkeit fordern, das ist, meiner Ansicht nach, eine der Wunden unserer Gesellschaft. Theilen Sie meine Ansicht, mein lieber Poet?«

»Ganz und gar, mein Herr,« antwortete Jean Robert.

»Nun gut, es existirt ein Mensch, in welchem alle Fehler dieser Art incarnirt zu sein scheinen, ein Wüstling, der seinen Kopf aus alle Kissen gelegt zu haben behauptet, und der vor keiner Unmöglichkeit zurückschreckt, gelte es nun einen Sieg davon zu tragen oder einer Niederlage den Schein eines Sieges zu geben. Dieser Mensch, dieser Wüstling, dieser Fant, Sie kennen ihn, ist Herr Lorédan von Valgeneuse.«

»Herr von Valgeneuse!« rief Jean Robert, »o! Ja, ich kenne ihn.«

Und ein Blitz des Hasses leuchtete aus seinen Augen.

»Nun denn, mein lieber Poet, denken Sie sich, gestern Abends hat mir Frau von Marande Wort für Wort die Scene erzählt die sich bei ihr zwischen Ihnen und ihm ereignete.«

»Jean Robert zitterte. Aber der Banquier fuhr im selben freundlichen und höflichen Tone fort:

»Ich wußte seit lange durch Frau von Marande selbst, daß er ihr den Hof machte. Ich wartete deshalb in meiner Eigenschaft als gesetzmäßiger Beschützer von Frau von Marande nur auf eine

Gelegenheit, um diesem Laffen eine Lection zu geben, wie er sie verdient; obgleich ich glaube, daß ihm diese Lection nicht viel nützen wird, da sich diese Gelegenheit ganz unerwartet bot.«

»Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?« rief Jean Robert, der die Absicht seines Mitunterredners endlich dunkel zu ahnen begann.

»Ich will ganz einfach sagen, daß ich Herr von Valgeneuse tödten werde, da er Frau von Marande beleidigt hat; nichts ist einfacher.«

»Aber, mein Herr.« rief Jean Robert, »es scheint mir doch, daß es an mir ist, diese Beleidigung zu bestrafen, da ich Zeuge der Beleidigung war, welche Frau von Marande widerfahren.«

»Erlauben Sie, mein lieber Dichter,« sagte Herr von Marande lachend, »ich verlange von Ihrer Freundschaft nicht Aufopferung! — Lassen Sie uns ernsthaft sprechen. — Die Beleidigung fand statt. Aber um welche Stunde? Um Mitternacht. Wo fand sie statt? In einem Zimmer, wo Frau von Marande bisweilen schläft — aus Laune. Wo war Herr von Valgeneuse versteckt? Im Allcoven dieses Zimmers. — Das alles zeugt von Vertraulichkeit — von der intimsten Vertraulichkeit. Ich war nicht zu jener Stunde bei Frau von Marande; ich habe nicht Herrn von Valgeneuse in dem Alkoven entdeckt; aber ich hätte sollen in dem Zimmer sein; ich hätte sollen Herrn von Vangeneuse entdecken. Sie kennen unsere Journale, — und namentlich unsere Journalisten; welch eigenthümliche Commentare würde man, sagen Sie selbst, über Ihr Duell mit Herrn von Valgeneuse machen? Glauben Sie, daß der Name der Frau von Marande, das heißt ein ehrenhafter Name, der ehrenhaft bleiben muß, so verschieden auch die Ansichten sein mögen, von der Bosheit unberührt bleiben werde-? — Denken Sie einen Augenblick nach, ehe Sie mir antworten.«

»Und dennoch, mein Herr,« sagte Jean Robert, obgleich er die Richtigkeit dieses Raisonnements anerkannte, kann ich Ihnen nicht gestatten, sich mit einem Manne zu schlagen, der eine Frau in meiner Gegenwart beleidigt hat.«

»Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen widersprechen muß, mein Freund, — Sie erlauben mir doch, daß ich Ihnen diesen Titel gebe? — aber die Frau die man vor Ihnen dem Besuchenden beleidigt — bemerken Sie wohl, daß Sie für mich nur ein Besuchender sind, — diese Frau ist die meinige; ich will sagen, sie trägt meinen Namen und aus diesem Grunde, hätten Sie auch hundert Mal Recht, ist es an mir, sie zu vertheidigen.«

»Aber wein Herr . . .« stotterte Jean Robert.

»Sie sehen, mein lieber Poet, Sie, der Sie sonst das Wort so leicht handhaben, Sie sind in Verlegenheit mir zu antworten.«

»Aber mein Herr . . .«

»Ich habe Sie um einen Freundschaftsbeweis gebeten, wollen Sie mir ihn geben?«

Jean Robert schwieg.

»Ich bitte Sie, tiefes Schweigen über dieses Abenteuer zu bewahren,« fuhr der Banquier fort.

Jean Robert senkte den Kopf.

»Und wenn es sein muß, mein Freund, Frau von Marande bittet Sie mit mir darum.«

Der Banquier stand auf.

»Aber, mein Herr,« rief plötzlich Jean Robert, »ich habe es mir überlegt; was Sie von mir verlangen, ist unmöglich.«

»Weßhalb?«

»In diesem Augenblicke müssen sich zwei meiner Freunde bei Herrn von Valgeneuse befinden und ihn um den Namen der Zeugen gebeten haben, mit welchen sie sich verständigen sollen.«

»Sind diese beiden Freunde nicht die Herren Petrus und Ludovic?«

»Ja.«

»Nun gut, seien Sie ohne Sorgen in dieser Richtung; ich habe sie begegnet, als ich von Ihnen wegging und von ihnen auf meine Verantwortlichkeit erwirkt, daß sie bis elf Uhr warten und Sie dann um neue Ordre bitten. Sehen Sie, sie scheinen ihre Uhren nach Ihrer Standuhr gerichtet zu haben. Ihre Uhr schlägt zehn und die Herren läuten ans Ihrer Thüre.«

»Ich habe nichts mehr zu sagen,« versetzte Jean Robert.

»Gut denn!« sagte Herr von Marande, indem er dem Dichter die Hand bot.

Dann machte er einige Schritte nach der Thüre und sagte, indem er plötzlich stehen bliebe:

»Ah! Bei Gott, ich vergaß den Hauptzweck meines Besuchs.«

Jean Robert sah den Banquier mit einem neuen Ausdruck von Staunen, der den früheren noch überwog, an.

»Ich wollte Sie im Namen von Frau von Marande, welche der ersten Vorstellung Ihres Stückes um jeden Preis, aber ungesehen, beiwohnen möchte, bitten, daß Sie ihr die erste Loge de face in ein Baignoire der Prosceniumsloge umtauschen lassen. Das ist doch möglich, nicht wahr?«

»Gewiß, mein Herr.«

»Nun gut, wenn man Sie fragte, weßhalb ich zu Ihnen gekommen, so haben Sie die Güte, den wahren Grund, nämlich den des Logenumtausches anzugeben.«

»Ich werde das pünktlich thun, mein Herr.«

»Und jetzt,« sagte Herr von Marande, »bitte ich Sie um Verzeihung, daß ich wegen einer so einfachen Sache meinen Besuch so lange ausgedehnt.«

Dann verließ Herr von Marande mit einer tiefen Verbeugung Jean Robert zu seinem großen Erstaunen. Der Dichter konnte sich, als er ihn weggehen sah, eines Gefühls ehrfurchtvoller Sympathie nicht entschlagen. Der Mann erschien ihm groß, der Gatte erhaben.

Hinter Herrn von Marande erschienen die beiden jungen Männer.

»Nun?« fragten sie Jean Robert.

»Nun,« sagte dieser, »ich bin in Verzweiflung, daß ich euch so frühzeitig bemüht, ich habe nichts mehr mit Herrn von Valgeneuse zu thun.«



CVI.

Wo die Resultate der Seeschlacht von Navarin unter einem neuen Gesichtspunkt betrachtet werden.

Während Herr von Marande Jean Robert die Ursache seines Besuches so hübsch erklärte, wollen wir sehen, was bei Herrn von Valgeneuse oder vielmehr außerhalb seines Hauses mit ihm vorging.

Lorédan hatte sich, wie wir sagten, aus dem Hotel von Frau von Marande davongeschlichen; er hatte jedoch, wie wir ebenfalls sagten, die Ungeschicklichkeit gehabt, als er in der Eile die Treppe hinabstürzte, an Herrn von Marande zu stoßen, dessen Licht dadurch erlosch, während sein Portefeuille zu Boden fiel.

Wie rasch er auch zu verschwinden sich Mühe gegeben, er war beinahe sicher, daß ihn der Banquier erkannt haben mußte; in jedem Falle konnte ihm darüber kein Zweifel bleiben, daß Jean Robert ihn erkannt; er war deßhalb darauf gefaßt, im Verlaufe des Morgens den Besuch eines der beiden Herren und vielleicht sogar beider zu empfangen.

Er zählte jedoch auf diese Besuche nur von neun bis zehn Uhr Morgens. Er hatte deßhalb inzwischen Zeit genug, gewisse Erkundigungen einzuziehen, die ihm in der Lage, in der er sich befand, vor allem von Wichtigkeit zu sein schienen.

Diese Ausschlüsse erwartete er von Mademoiselle Nathalie.

Gegen sieben Uhr Morgens verließ er, deßhalb das Hotel, sprang in ein Cabriolet und ließ sich nach der Rue Lafitte fahren, wo er dachte, die Herrschaft werde noch nicht ausgestanden sein. Er würde dann um so leichter mit der Kammerfrau sprechen können.

Der Zufall kam Herrn von Valgeneuse weit über seine Wünsche entgegen; in dem Augenblicke, als er vor dem Hotel ankam, verließ es Mademoiselle Nathalie mit ihrem Koffer.

Herr von Valgeneuse machte ihr von seinem Cabriolet aus ein Zeichen.

Die Kammerfrau erkannte ihn und kam auf das Zeichen herbei.

»Ah! mein Herr.« sagte sie, welches Glück, daß ich Sie finde.«

»Ich wollte Dir das Gleiche sagen,« antwortete der junge Mann; »denn ich suchte Dich. Nun?«

»Nun, sie hat mich fortgeschickt,« sagte die Kammerfrau.

»Und wohin wolltest Du?«

»In ein Hotel, um bis zu Mittag zu warten.«

»Und wohin wolltest Du zu Mittag gehen?«

»Ich wollte zu Mademoiselle gehen und sie bitten, sich meiner anzunehmen; denn wegen Ihrer und weil ich nach Ihren Instruktionen gehandelt; hat man mich fortgeschickt.«

»Du brauchst deßhalb nicht bis Mittag zu warten; Susanne steht sehr früh auf; sage ihr, was Dir begegnet, sie wird Dich wieder nehmen; ich bin Dir eine Entschädigung schuldig und werde sie Dir geben, verlasse Dich darauf.«

»O ich war darum nicht besorgt, ich wußte, daß Sie zu gerecht sind, um mich auf der Straße zu lassen.«

»Aber sage mir, was ist nach meinem Weggange geschehen?«

»Es gab eine große Scene zwischen Frau von Marande und Herrn Jean Robert, und am Schlusse derselben hat Herr Jean Robert geschworen, sich nicht mit Ihnen zu schlagen.«

»Glaubst Du an die Schwüre eines Dichters?«

»Nein; er muß in diesem Augenblicke bei Ihnen sein.«

»Nein, ich komme von Hause. Er war noch nicht bei mir. Und dann?«

»Dann ging die gnädige Frau in ihr Zimmer; dort verabschiedete sie mich.«

»Und dann?«

»Dann hatte sie sich kaum zu Bette gelegt, als Herr von Marande eintrat.«

»Wo?«

»In dem Zimmer seiner Frau.«

»In dem Zimmer seiner Frau? Du sagtest mir doch, daß er nie dahin komme.«

»Es scheint, daß in Fällen von großer Wichtigkeit eine Ausnahme eintritt.«

»Und weißt Du, aus welchem Grunde er zu seiner Frau kam?«

»O, seien Sie ruhig,« sagte Nathalie, indem sie mit der Schamlosigkeit eines Marton aus den Zeiten Ludwig XV. lachte, »es geschah nicht aus dem richtigen Grunde.«

»Ah! Du befreist mich von einer schweren Last, mein Kind. Und warum kam er? Sage mir das.«

»Um Frau von Marande zu beruhigen.«

»Was verstehst Du darunter? Wie, vollende, Du hast doch sicher ein wenig an der Thüre im

ersten Stock gelauscht, wie Du an der Thüre des zweiten gelauscht.«

»Wenn ich es gethan, so geschah es nur, um Ihnen einen Dienst zu erzeigen, das schwört ich Ihnen.«

»Gewiß! aber was haben sie gesprochen?«

»Nun denn, es schien mir, als ob Herr von Marande die Partei von Herrn Jean Robert ergriffe.«

»Wahrhaftig, das fehlte noch, Nathalie! Der Mann ist eine Perle. — Und was hat er dann gethan, nachdem er seine Frau beruhigt und zu Gunsten des Herrn Jean Robert gesprochen?«

»Er hat die Hand seiner Frau respectvoll geküßt und zog sich auf den Zehenspitzen nach seinem Zimmer zurück.«

»Ah, ah, also habe ich es mit ihm zu thun?«

»Ich möchte darauf schwören.«

»Nun, so darf ich ihn nicht warten lassen. Wenn ich einen geschlossenen Wagen hatte, würde ich Dich mit mir nehmen, mein Kind; aber Du begreifst, im Cabriolet ist es unmöglich. Steige in einen Fiaker und folge mir.«

»Sie wissen also»was Ihnen droht?«

»Ja, Nathalie, und ein Mann, der weiß, was ihm droht gilt für zwei.«

Herr von Valgeneuse gab dem Kutscher seine Adresse und das Cabriolet fuhr rasch nach dem Hotel zurück.

Man höre, was während der Spazierfahrt des Herrn von Valgeneuse geschah.

Mademoiselle Susanne, — die wir seit der Soiree im Hotel Marande, wo sie mit Camille von Rozan zu coquettiren angefangen, nicht mehr gesehen — Mademoiselle Susanne hatte ihre Zeit nicht verloren, während Carmelite dagegen die ihrige damit verlor, daß sie in Ohnmacht fiel, als sie den Mann, der Ursache an dem Tode Colombau's gewesen, heiter, glücklich und sorglos seine süßen Reden nach rechts und links austheilen sah,

Seit der Nacht, in welcher Susanne von Valgeneuse trotz der schwarzen Augen von Madame Camille von Rozan, die sich voll spanischer Drohungen auf sie gerichtet, ihr Netz nach dem Amerikaner ausgeworfen, war kein Tag vergangen, ohne daß Camille, wie durch Zufall, Mademoiselle Susanne in der Oper, bei den Boussets, bei den Wettrennen, im Bois, in den Tuilleries und in zwanzig Salons begegnet, wo Beide Zugang hatten.

Nach und nach wurden aus den zufälligen Begegnungen förmliche Rendezvous. Camille machte seine Liebe offenkundig und Fräulein von Valgeneuse ließ sich compromittiren, ohne

sich viel darum zu kümmern.

Eines Morgens that sie mehr, — sie gestand daß sie die Liebe des Creolen theile.

Eines Abends that sie noch mehr — sie gab davon den deutlichen-Beweis.

Seit jenem Abend kam Camille von Rozan nach dem Hotel Valgeneuse, so oft es die Eifersucht seiner Eehälfte gestattete. Es war dies gewöhnlich Morgens, wenn die Spanierin nach schlief.

Auf diese Weise hatte Herr von Marande, als er von Jean Robert wegging, um sich nach den Tuilleries zu begeben, Camille von Rozan am Ende der Rue du Bai begegnet.

Und da der Creole, der sich trotz seiner gewöhnlichen Discretion wenig darum kümmerte, ob er gesehen wurde, ihn begrüßt hatte, so fragte ihn der Banquier:

»Wo zum Teufel kommen Sie zu solcher Stunde her?«

»Von Herrn von Valgeneuse,« antwortete dieser.«

»Sie kennen sich also?«

»Sie haben uns ja vorgestellt.«

»Das ist wahr, ich hatte es vergessen.«

Und nachdem sich der Creole und der Banquier begrüßt, gingen beide in entgegengesetzter Richtung.

Lorédan war, als er nach Hause kam, in hohem Grade erstaunt, weder von Jean Robert, noch von Herrn von Marande eine Botschaft vorzufinden.

Man weiß die Ursache dieses Umstandes.

Die Freunde, oder geben wir ihnen den wahren Titel, den sie in diesem Momente verdienen, die Zeugen Jean Robert's hatten dem Banquier versprochen, auf neue Instructionen zu warten und frühstückten deßhalb im Café Desmares, während Herr von Marande nicht zu Herrn von Valgeneuse gehen wollte, ehe er Jean Robert gesprochen.

Um halb zwölf, als Herr Lorédan von Valgeneuse gerade sein Frühstück beendigt, meldete man ihm Herrn von Marande.

Er befahl, ihn in den Solon zu führen, und um das Versprechen zu halten, das er Nathalie gegeben, ihn nicht lange warten zu lassen, trat er selbst dort alsbald ein.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen ergriff Herr von Valgeneuse zuerst das Wort.

»Ich habe gestern Abend erst,« sagte er, »Ihre Ernennung zum Minister erfahren und hatte mir

vorgenommen, Ihnen heute einen Glückwunsch darzubringen.«

»Herr von Valgeneuse,« antwortete der Banquier trocken, »ich nehme an, daß Sie den Grund meines Besuches nicht kennen. Ich bitte Sie, mir denselben abkürzen zu helfen, denn wir haben beide keine Zeit in unnützen Complimenten zu verlieren.«

»Ich stehe ganz zu Ihrem Befehl, mein Herr,« sagte Loredan, »obgleich ich nicht im Geringsten ahne, was Sie mir zu sagen haben.«

»Sie waren gestern Abend ohne meine Einladung in meinem Hause, zu einer Stunde, wo man sich gewöhnlich nur dann bei den Leuten einfindet, wenn man eingeladen ist.«

Lorédan brauchte, da die Frage so ohne Umschweife gestellt war, nur einfach zu antworten.

Er that mehr als einfach antworten, er antwortete unverschämt.«

»Es ist wahr,« sagte er, »ich muß gestehen, daß ich keine Einladung erhalten — namentlich nicht von Ihnen.«

»Sie haben von Niemanden eine solche erhalten, mein Herr.«

Herr van Valgeneuse verbeugte, sich, ohne zu antworten, wie Jemand, der sagen will: »Fahren Sie fort.«

»Herr von Marande fuhr fort:

»Nachdem Sie mal im Hotel waren, drangen Sie bis in eines der Schlafzimmer von Frau von Marande und versteckten sich im Alkoven.«

»Ich sehe mit Bedauern,« sagte in possenhaftem Tone Herr von Valgeneuse, »daß Sie vortrefflich unterrichtet sind.«

»Nun gut, mein Herr, da Sie diese Thatsache nicht bestreiten, werden Sie ohne Zweifel auch gegen die Folgen keine Einwendung machen können.«

»Sagen Sie sie mir, mein Herr, und ich will sehen, ob ich nichts einzuwenden habe.«

»Nun gut, mein Herr, die Folgen dieser Thatsache sind, dass Sie meine Frau absichtlich beleidigt haben.«

»Nun freilich!« machte Herr von Valgeneuse in prahlerischem Tone, »ich muß dies eingestehen,« da Zeugen zugegen waren.«

»So werden Sie es ganz natürlich finden, mein-Herr, fuhr der Banquier fort, »daß ich von Ihnen Rechenschaft für diese Beleidigung fordere.«

»Ich stehe zu Befehl und sogleich, wenn Sie wollen; ich habe gerade am Ende des Gartens.

Eine Laube, welche für einen Zweikampf wie gemacht schien.«

»Ich bedaure, für den Augenblick von Ihrer lebenswürdigen Proposition keinen Gebrauch machen zu können, unglücklicher Weise können die Sachen nicht so schnell gehen.«

»Ah!« machte Herr von Valgeneuse, »Sie haben vielleicht noch nicht gefrühstückt; ich kenne Personen, die sich nicht gerne nüchtern schlagen, mir wäre das vollkommen gleichgültig.«

»Ich habe einen wichtigen Grund zum Warten,« antwortete der Banquier, ohne auf den mittelmäßigen Scherz seines Mitunterredners zu achten zu scheinen. »Es gilt die Ehre eines Namens zu schonen, und ich bedaure genöthigt zu sein, Sie daran erinnern zu müssen.«

»Bah!« sagte Herr von Valgeneuse, »was liegt an einem Namen? **Après nous le déluge!**«

Der Banquier versetzte ernst:

»Es steht Ihnen ganz frei, mein Herr, mit Ihrem Namen zu machen, was Sie wollen. Aber mir liegt daran, daß der meinige geachtet sei, und ihn nicht lächerlich werden zu lassen; ich habe deßhalb die Ehre, Ihnen einen Vorschlag zu machen.«

»Sprechen Sie mein Herr, ich höre.«

»Es ist, glaube ich, lange her, dass Sie das Wort in der Pairskammer nicht mehr ergriffen haben.«

»Allerdings, mein Herr . . . Aber welche Beziehung kann die Pairskammer zu der Sache haben, die uns beschäftigt?«

»Eine direkte Beziehung, wie Sie sehen werden. Man hat in diesen Tagen die Nachricht von der Seeschlacht von Navarin erhalten.«

»Allerdings; aber . . .«

»Warten Sie. Man wird sich morgen in der Kammer mit den türkischen und griechischen Angelegenheiten beschäftigen, die durch die Wahlen und die Folgen derselben unglücklicher Weise in den Hintergrund getreten sind.«

»Ich glaube mich wirklich zu erinnern, daß jemand das Wort in dieser Frage verlangt hat.«

»Nun, ich komme, Ihnen den Vorschlag zu machen, es ebenfalls zu verlangen.«

»Aber wo zum Teufels wollen Sie damit hinaus?« machte der junge Pair, indem er dem Banquier ziemlich unverschämt in's Gesicht lachte.

Dieser that, als ob er diese neue Unziemlichkeit nicht bemerkte und fuhr in demselben kalten und ernsten Tone fort:

»Die griechische Frage ist von der höchsten Wichtigkeit und dem größten Interesse, wenn man sie von allen Seiten betrachtet. Es läßt sich aus einem solchen Vorwurf der größte Nutzen ziehen und ich bin überzeugt, daß wenn Sie sich die Mühe geben wollen, Sie diese Gelegenheit ergreifen werden, um eine ausgezeichnete Rede zu halten. Verstehen Sie mich jetzt?«

»Weniger als je, muß ich Ihnen sagen.«

»So soll ich Ihnen also Alles sagen?«

»Sprechen Sie.«

»Nun gut, mein lieber Herr von Valgeneuse, ich bin ein leidenschaftlicher Parteigänger der Griechen. Ich habe sogar irgendwo etwas darüber geschrieben. Sie, der Sie noch keine Partei in dieser Sache ergriffen haben, werfen Sie sich zum Türkenfreund auf und fallen Sie über die Philhellenen her; bei Gelegenheit der Türken und Griechen finden Sie einen Grund, mich zu insultiren und das auf eine Weise, daß ich öffentlich von Ihnen Rechenschaft fordern kann. Bin ich Ihnen diesmal klar?«

»O! vollkommen, und so wunderbarlich auch ihr Vorschlag ist, ich nehme es mit Freuden an, weil es Ihnen so angenehm ist.«

»Auf morgen also, mein Herr; nach der Sitzung werde ich die Ehre haben, Ihnen meine Zeugen zuschicken.«

»Warum morgen? Es ist noch nicht ein Uhr. Ich habe noch Zeit, mich in die Kammer zu begeben und heute zu sprechen.«

»Ich wagte nicht, Ihnen diesen Vorschlag zu machen, da ich fürchtete, Sie möchten bereits über Ihren Tag verfügt haben.«

»O! Umstände mit mir zu machen.«

»Sie sehen, daß ich keine mache, da ich annehme,« sagte Herr von Marande rasch, indem er sich verbeugte; »aber beeilen Sie sich.«

»Ich fordere nur so viel Zeit, um ansprechen zu lassen.«

»Ein Anderer könnte Ihnen zuvorkommen, das Wort wird nach der Reihe der Einzeichnungen ertheilt. Ansprechen lassen, hieße unnütz eine Viertelstunde verlieren.«

»Aber ein Mittel zu finden, es anders zu machen. Sie schlagen mir doch nicht vor, den Weg von hier nach dem Luxembourg zu Fuß zu machen, falls nicht Ihr Wagen unten ist und Sie mir einen Platz anbieten? . . .«

»Ich wollte Ihnen eben den Vorschlag machen,« sagte Herr von Marande.

»Ich nehme dankbar an,« versetzte Herr von Valgeneuse.

Und die beiden Männer, welche eben miteinander verabredet, sich den andern Tag umzubringen, verließen Arm in Arm das Hotel wie Freunde.«

Als sie aus dem Hotel traten, begegnete Herr von Marande wie am Morgen Camille von Rozan.

Der Creole stieg aus dem Wagen.

»Es ist heute zum zweiten Male, daß ich das Vergnügen habe, Sie beinahe am selben Platze zu begegnen,« sagte Herr von Marande.

»Und ich deßhalb natürlich ebenfalls antwortete Camille; »es ist keiner von jenen Zufällen, welche es immer in der Welt gab, und Molière hat einen Vers darauf gemacht; ich glaube;

»Der Ort ist mir günstig u.s.w. u.s.w.«

»Wenn Sie Herrn von Valgeneuse etwas zusagen haben versetzte der Banquier, »so beeilen Sie sich, denn er wird Ihnen selbst bestätigen, daß er große Eile hat.«

»Wollen Sie wirklich mich besuchen, lieber Freund?« sagte Lorédan, indem er Camille die Hand bot.«

»Gewiß versetzte der Creole, leicht erröthend.

»Nun, da thut es mir leid; Sie finden mich nicht, ich muss eben weggehen sagte Lorédan in den Wagen steigend; »aber treten Sie nur ein, Sie werden meine Schwester finden, deren Anblick Ihnen, wie ich glaube, so angenehm sein wird, als der meine, Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen!«

Und der Wagen fuhr im Galopp davon.

Zehn Minuten später trat Herr von Valgeneuse, in die Pairskammer und verlangte das Wort.

CVII.

Von der Rede des Herrn Lorédan von Valgeneuse in der Pairskammer und ihren Folgen.

Der Sieg von Navarin, die letzte Reaction Europas gegen Asien, war eben mit sechsjährigen unaufhörlichen und riesenhaften Kämpfen erkaufte worden. Die modernen Epaminondas, Alcibiades, Themistocles setzten die ganze Welt in Staunen; man hätte glauben können, sie haben wie Theseus die schweren Schrecken ihrer Väter, welche auf den Schlachtfeldern von Marathon, Leuctra und Mantinea begraben lagen, aufgefunden.

Als das Unabhängigkeitsgefühl plötzlich wieder nach so vielen Jahren des Schlummers unter dem Sturmwinde der Französischen Revolution erwachte, schlug das Herz von ganz Europa. Hugo und Lamartine hatten sie besungen, Byron war für sie gestorben. Ihre Sache war gewissermaßen die Sache von Frankreich geworden und man hatte ihr Unterliegen beweint, wie man bei ihren Siegen jauchzte.

Aber je allgemeiner und nationaler dieser Sieg war, desto weniger war er nach dem Geschmack des Herrn von Villèle, und man wird sich erinnern, daß sich Niemand gegen die griechische Revolution feindlicher gezeigt, als er.

Als deßhalb Herr Lorédan von Valgeneuse, dessen ultraroyalistischen Gesinnungen bekannt waren, das Wort verlangte, rief die Hälfte oder vielmehr zwei Drittheile der Pairs, welche die Ansichten des ehrenwerthen Pairs theilten, wie mit einer Stimme:

»Sprechen Sie! Sprechen Sie!«

Nachdem er kurz die Hauptphasen der Insurrection resumirt, kam Herr von Valgeneuse unter dem Beifall des ganzen Saales zu dem Punkte seiner Rede, wo er die unheilvollen Ereignisse beklagte, die man mit dem Namen Siege verherrliche.

»Und dennoch,« fuhr er fort, »wüßten wir der Regierung, der Majorität keinen Vorwurf zu machen; aus einem chevaleresken Gefühle, das bis zu den Kreuzzügen zurück datirt, hat sie die unglückselige Coalition gegen die Türken gestattet. Bewahren wir unsern ganzen Zorn, unsere ganze Strenge für die, welche sie verdient, für die, welche aus Unüberlegtheit oder Interesse Revolutionen bei andern unterhalten, da sie sie im eigenen Lande nicht schüren können. Ich will niemanden nennen fügte der Redner hinzu, »und doch ist der Name eines berühmten Banquiers auf Aller Lippen. Man weiß, aus welcher Kasse die Revolution die Schätze schöpft, mit denen sie existirt. Und ich frage Sie, meine Herren, müßte ich auch die Frage mit meinem Blute bezahlen, wenn ich an die Aufstände der jüngsten Tage denke, ist es nicht erlaubt zu sagen, daß der, welcher die Aufständischen Griechenlands subventionirt, eben so gut die Griechen von Paris subventioniren kann?«

Diese Antithese erregte einen donnernden Applaus; der Name des Herrn von Marande flog von Munde zu Munde; der Banquier war in der Pairskammer nicht beliebt; seine plötzliche,

unerwartete Ernennung zum Finanzminister hatte die Ansicht, die man von Ihm hegte, nicht geändert. Man war deßhalb entzückt, ihn so öffentlich von Herrn von Valgeneuse angeklagt zu sehen.

Es entstand indessen mitten unter den Beifallsbezeugungen ein Gernurmel.

Der General Herbel unterbrach den jungen Pair, und protestirte von seinem Platze aus gegen das, was eben gesagt wurde, indem er Herrn von Valgeneuse aufforderte, sein Wort zurückzunehmen, das ganz den Charakter einer groben Beleidigung habe.

»Beleidigung, allerdings!« versetzte Herr von Valgeneuse, »wenn die Wahrheit Ihnen eine Beleidigung scheint . . .«

»Aber,« rief ein anderer Pair, »es ist nicht möglich, daß Sie Herrn von Marande ernstlich beschuldigen, die Aufrührer der Rue Saint Denis unterstützt zu haben.«

»Sie sind es, der ihn nennt, und nicht ich, mein Herr,« antwortete Herr von Valgeneuse auf die impertinenteste Weise.

»Jesuit!« murmelte der General laut genug, um gehört werden zu können.

Herr von Valgeneuse nahm das Wort lebhaft auf, gerieth jedoch nicht in Zorn, wie man hatte glauben sollen.

»Wenn der General,« sagte er, »mich durch das Wort Jesuit zu beleidigen glaubt, so begeht er den größten Irrthum. Das ist gerade wie wenn ich ihn Soldat nennte. Ich glaube nicht, daß er darin eine Beleidigung sähe.«

Die Verhandlung wurde dabei abgebrochen und man ging zur Tagesordnung über.

Als General Herbei gegen fünf Uhr nach Hause kam, fand er Herrn von Marande, der ihn erwartete.

Der Banquier war bereits von dem Vorfall in der Kammer und den begleitenden Umständen unterrichtet.

Der General ahnte, als er seiner ansichtig wurde, sogleich die Ursache, die ihn herführte, bot ihm die Hand und ließ ihn sitzen.

»General!« sagte der Banquier, »ich habe mit dem größten Erstaunen erfahren, daß Herr von Valgeneuse, freilich ohne mich zu nennen, indem er mich jedoch so deutlich als möglich bezeichnete, mich in der Pairskammer beleidigt hat; freilich erfuhr ich zu gleicher Zeit, zu meiner großen Befriedigung, ja zu meinem Stolze, daß Sie mich vertheidigten. Von Herrn von Valgeneuse beleidigt und von Ihnen vertheidigt zu werden, ist eine doppelte Ehre, die ich in hohem Grade zu würdigen weiß. Ich wollte deßhalb keine Minute verlieren, ehe ich zu Ihnen käme, um Ihnen für Ihre Intervention in dieser Sache zu danken.«

Der General verbeugte sich mit der Miene eines Mannes, welcher sagen will: »Ich habe nur meine Pflicht gethan.«

»Es hat mir ferner,« fuhr der Banquier fort, »die Hoffnung gegeben, daß Sie, indem Sie sich mit mir verbinden, ohne von mir gebeten zu sein«mich in der Folge, die ich der Beleidigung zu geben gedenke, nicht verlassen wollen.«

»Ich stehe zu Befehl, mein lieber Herr von Marande, und wahrhaftig, da ich Sie kenne, wie ich Sie kenne, war ich auf dem Punkte, den Gang, den Sie zu mir machen, nicht abzuwarten, sondern sogleich beim Verlassen der Kammer in Ihrem Namen Genugthuung von Ihrem Beleidiger zu fordern.«

»Diese Absicht macht das Maaß Ihrer Güte gegen mich voll, General, denn sie sagt mir, welche freundliche Gesinnungen Sie für mich hegen.«

»Sie kennen Ihren Gegner?« fragte der General.

»Wenig.«

»Es ist ein junger Geck, der mit seinen Ideen nicht im Reinen ist.«

»O!« machte Herr von Marande, indem er die Stirne runzelte und seinem Gesichte einen Ausdruck von Haß verlieh, dessen man es gar nicht für fähig gehalten.

»Diese Art von Buben.« machte der General, »haben selten nach Tische dieselbe Ansicht, wie vor Tische.«

»Nun, General,« sagte Herr von Marande lachend, »es gibt ein Mittel, ihn daran zu hindern, seine Meinung bis nach Tische zu ändern.«

»Welches?«

»Alles vor Tische mit ihm in's Reine zu bringen.«

Der Banquier zog seine Uhr heraus.

»Es ist erst fünf Uhr; er speist nicht vor sechs ein halb; wenn Sie mir als Secundant dienen wollen, so steigen wir in den Wagen, um einen zweiten zu suchen; unterwegs können wir die Bedingungen des Zweikampfs ausmachen.«

»Von ganzem Herzen stehe ich zu Diensten,« antwortete der General, »nur befürchte ich, daß man ausgespannt.«

»Thut nichts! ich habe meinen Wagen,« machte Herr von Marande. — »Rue Macon No. 4,« sagte er zum Kutscher.

»Rue Macon?. . .« wiederholte der General, welcher die Miene hatte, als fragte er sich, was die

Rue Macon bedeuten sollte.

Der Wagen fuhr im Galopp davon.

»Wo zum Teufel sind wir?« fragte der General, als er den Wagen vor der Thüre Salvator's halten sah.

»Wir sind, wohin ich meinem Kutscher zu fahren befahl.«

»O, die häßliche Straße!«

Dann sah er sich das Haus an und fragte: »Dahin gehen wir?«

»Ja, General,« antwortete Herr von Marande lächelnd.

»O, das häßliche Haus!«

»Nun,« sagte Herr von Marande, »in dieser Straße und diesem Hause wohnt einer der ehrenwerthesten und besten Menschen, die ich kenne.«

»Wie nennen Sie ihn?«

»Salvator.«

»Salvator . . . Und was sind seine Funktionen?«

Herr von Marande lächelte.

»Nun, man behauptet, er sei Commissionär.«

»Ah! ich fange an, mich auszukennen; ja, ja, ich hörte von dieser Art von Philosophen durch den General Lafayette sprechen, der großes Wesen aus ihm machte.«

»Sie hörten nicht nur von ihm sprechen, General, sondern Sie haben mehr als einmal mit ihm gesprochen.«

»Wo das?« fragte der General erstaunt.

»Bei mir.«

»Ich sprach bei Ihnen mit einem Commissionär?«

»Nun, Sie können sich denken, daß er bei mir nicht seine Weste und seine Häckchen hatte: er war im schwarzen Fracke wie Sie sind, und man nennt ihn Herrn von Valsigny.«

»Jetzt weiß ich,« rief der General, »ein reizender junger Mann.«

»Nun gut, ihn will ich auffordern, mein zweiter Secundant zu sein. Er ist ein sehr

einflußreicher Mann bei den Wahlen und ich wäre sehr zufrieden, wenn er einer ganzen Seite der Welt secundiren könnte, die nur durch die Fenster meines Wagens sieht.«

»Sehr gut!« sagte der General, indem er dem Banquier folgte.

Sie stiegen die drei Etagen hinauf und kamen vor der Thüre Salvator's an.

Der junge Mann war so eben nach Hause gekommen. Er trug noch die Weste und die Beinkleider von Sammt.

»Mein lieber Valsigny,« sagte Herr von Marande-. »ich komme, Sie um einen Dienst zu bitten.«

»Sprechen Sie,« machte Salvator.

»Sie haben mir so oft Ihre Freundschaft für die meine angeboten. Nun gut, ich komme, Sie um einen Beweis dieser Freundschaft zu bitten.«

»Ich stehe zu Ihrem Befehle.«

»Ich schlage mich morgen: hier, der Herr General von Herbel hat sich bereit erklärt, der eine meiner Zeugen zu sein; wollen Sie mir die Ehre erweisen, der andere zu sein?«

»Gerne, mein Herr: und ich verlange nur zwei Dinge von Ihnen zu wissen: die Ursache des Duells und den Namen dessen, der Sie beleidigt hat.«

»Herr Lorèdan von Valgeneuse hat mich so eben in der Kammer auf eine so impertinente Weise beleidigt, daß ich nicht umhin kaum ihn zur Rechenschaft zu ziehen.«

Lorèdan!« rief Salvator.

»Sie kennen ihn?« fragte Herr von Marande.

»Ja,« antwortete Salvator, indem er traurig den Kopf schüttelte. »O, ja. ich kenne ihn.«

»Oder kennen Sie ihn so genau, um mir den Dienst zu versagen, mein Secundant zu sein?«

»Hören Sie mich an,« sagte Salvator langsam und ernst; »ich hasse Herrn von Valgeneuse aus Gründen, die Sie einst erfahren sollen, und die bald, wenn ich meinen Ahnungen trauen darf. Ich hätte sogar eine persönliche Beleidigung an ihm zu rächen; aber es existirt in der Welt eint Mensch, dem ich versprochen, kein Haar auf seinem Haupte zu berühren; es scheint mir deßhalb, meine Herren, wenn ich die Rolle eines Sekundanten spielte und bei dem Zusammentreffen mit ihm unserem Feinde ein Unglück begegnete, daß ich das Wort, das ich gegeben, nicht streng halte.«

»Sie haben Recht, mein lieber Valsigny,« sagte Herr von Marande, »es bleibt mir nichts als Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie derangirt habe.«

»Wenn ich Ihnen nicht als Secundant dienen kann,« sagte Salvator, »kann ich Ihnen vielleicht als Chirurg nützlich sein und wenn Sie sich meiner bedienen wollen, so stehe ich zu Ihrer Disposition.«

»Ich wußte wohl, daß Sie mir einen Dienst erweisen würden,« sagte Herr von Marande, indem er Salvator die Hand bot.

Und er verließ ihn mit dem General, der am andern Morgen den jungen Mann abzuholen versprach, welcher als Chirurg, ohne ein Unrecht zu begehen, dem Zweikampf anwohnen zu können glaubte.

Von der Rue Macon begab man sich nach der Rue du Luxembourg, wo der General Pajol wohnte, der ohne Zögern den Vorschlag des Herrn von Marande annahm.

Eine Viertelstunde später traten die beiden Generale in den Salon des Herrn von Valgeneuse, den sie auf einem Canape liegend und aus vollem Halse über die Witze lachend fanden, die Camille von Rozan und ein anderer junger Laffe zum Besten gaben.

»Mein Herr,« sagte der Graf Herbel, »der General Pajol und ich wünschen einen Augenblick mit Ihnen privatim zu sprechen.«

»Aber warum denn privatim, meine Herren?« rief Lorédan; »Sie können im Gegentheil vor meinen Freunden sprechen; ich habe keine Geheimnisse vor ihnen.«

»In diesem Falle,« versetzte Graf Herbel trocken, »haben wir die Ehre, im Auftrag des Herrn von Marande Genugthuung für die Beleidigung, die Sie ihm angethan, von Ihnen zu fordern.«

»Sie sind die Secundanten des Herrn von Marande?« fragte Lorédan.

»Ja, mein Herr.« antworteten zu gleicher Zeit die beiden Generale.

»Nun gut, meine Herren,« sagte Herr von Valgeneuse, indem er aufstand und auf die beiden jungen Männer deutete, »hier sind die Meinigen. Wollen Sie sich mit ihnen verständigen; ich gebe ihnen meine Vollmacht.«

Dann grüßte er ziemlich verächtlich die beiden Sekundanten des Herrn von Marande und verließ das Zimmer, indem er zu Camille sagte:

»Ich werde serviren lassen. Beeile Dich, die Sache in's Reine zu bringen, Camille; ich sterbe vor Hunger.«

»Meine Herren,« sagte der General Herbel; »Sie kennen die Beleidigung, für die wir Genugthuung fordern?«

»Ja, sagte Camille, indem er unmerklich lächelte.

»Ich halte es deßhalb für unnütz,« fuhr der General fort, »auf weitere Details einzugehen.«

»Allerdings, vollkommen unnütz,« fuhr Camille mit demselben Lächeln fort.

»Haben Sie die Absicht, die Beleidigung, die uns geworden, wieder gut zu machen?«

»Das hängt von der Art ab, wie wir sie gutmachen sollen.«

»Ich verlange, wenn Sie dazu geneigt sind Entschuldigungen.«

»O! unter dieser Bedingung, nein.« sagte Camille; jede Entschuldigung im Gegentheil ist uns ausdrücklich verboten.«

»Dann,« antwortete der General, »bleibt uns nichts, als die verschiedenen Bedingungen des Kampfes festzusetzen.«

»Sie sind der beleidigte Theil,« sagte Camille; »machen Sie die Bedingungen.«

»Hören Sie, was wir die Ehre haben, Ihnen vorzuschlagen, man wird sich auf Pistolen schlagen.«

»Auf Pistolen: sehr gut.«

»Die Gegner stehen vierzig Schritte auseinander und können, wenn sie wollen, fünfzehn Schritte machen.«

»So daß, wenn jeder seine fünfzehn Schritte macht, man sich auf zehn Schritte schlägt.«

»Auf zehn Schritte, ja, mein Herr.«

»Das ist eine hübsche Entfernung; zehn Schritte, gut.«

»Die Pistolen werden bei Lepage genommen, damit sie den Gegnern vollständig unbekannt sind.«

»Wer wird sie holen?« -

»Jeder von uns holt ein Paar, oder wenn Sie lieber wollen, wird der Büchsenmachergehilfe, der die Waffen ladet, zwei Paare mitbringen; man zieht nach dem Zufall dasjenige, dessen man sich bedienen will.«

»Alles geht gut. Jetzt, meine Herren, den Ort des Rendezvous.«,

»Allee de la Muette, wenn es Ihnen recht ist.«

»Allee de la Muette. Am Ende der Allee ist ein kleiner freier Platz, wo nichts dem Auge als Führer dienen kann und der ausdrücklich für ein solches Rendezvous gemacht zu sein scheint.« ,

»Also auf dem kleinen freien Platze.«

»Ah, wir vergessen die Stunde.«

»Es wird vor sieben Uhr nicht hell; setzen wir deßhalb das Rendezvous auf neun Uhr fest.«

»Um neun Uhr; ganz recht, mein Herr. Man kann doch wenigstens ein bischen Toilette machen.«

»Es bleibt uns nichts mehr, meine Herren, als Ihnen unsere Glückwünsche darzubringen,« sagten die beiden Militärs.

»Empfangen Sie die unsrigen,« machten die beiden jungen Leute, indem sie aufstanden.

Kaum waren diese weggegangen, als Herr von Valgeneuse wieder in den Salon trat und sagte:

»Hah! Trödler, die ihr seid; ich glaubte, ihr kämet zu gar keinem Ende.«

»Höre unser Uebereinkommen sagte Camille.

»Unser Uebereinkommen machte Lorèdan, »ich kenne es: wir sind übereingekommen, um sechs einhalb Uhr zu speisen und jetzt ist es sechs Uhr fünfunddreißig Minuten.«

»Aber ich spreche Dir ja von dem Duell.«

»Und ich von dem Diner. Ein Duell läßt sich aufschieben, ein Diner nie. Zu Tische denn!«

Zu Tische!« sagten zu gleicher Zeit die beiden jungen Männer.

Und alle drei eilten nach dem Speisezimmer, wo Fräulein Susanne von Valgeneuse sie erwartete.

Das Diner war ein lautes Gelächter von drei Gängen; man verlästerte ganz Paris und besonders den Banquier; man überbot sich, Herrn von Marande lächerlich zu machen; man vernichtete ihn politisch, finanziell, moralisch und zum Ueberflusse auch noch physisch.

Es war von dem Duell so wenig mehr die Rede, als von dem Kaiser von China.

Geschah es aus Achtung vor der Anwesenheit einer Frau, aus Sorglosigkeit oder in der stolzen Sicherheit des Resultates? Wir wissen es nicht, oder wir glauben vielmehr, daß in dem Schweigender drei jungen Leute ein wenig von Allem lag.

Man war beim Dessert, als der Diener des Herrn von Valgeneuse seinem Herrn auf einem silbernen Teller eine Karte präsentierte. Lorèdan warf einen Blick auf die Karte.

»Conrad!« rief er.

Conrad!« murmelte Fräulein von Valgeneuse leise, indem sie leicht erblaßte; »was will er?«

Lorèdan wurde unwillkürlich blaß wie die Tasse von Sevres, die er, eben an den Mund setzte.

Camille sah diese doppelte Unruhe, die sich des Bruders und der Schwester zugleich bemächtigte.

»Ich bedaure, Sie einen Augenblick verlassen zu müssen,« stotterte Herr von Valgeneuse.

Und sich nach dem Diener umwendend, sagte er:

»Lassen Sie ihn in mein Cabinet eintreten.«

Dann stand er auf und fügte hinzu:

»Ich komme sogleich wieder, meine Herren.«

Damit ging er nach der Thüre, die von dem Speisezimmer in sein Cabinet führte.

Salvator erwartete ihn stehend.

Es war wirklich unmöglich, eleganter gekleidet zu sein, als Salvator, und einen ruhigeren und edleren Ausdruck zu haben, als dieser junge Mann.

Diesmal war es wirklich Conrad von Valsigny, wie er sich hatte melden lassen.

»Was wollen Sie von mir?« fragte Lorédan mit einem Blicke voll Haß.

»Ich wünsche einen Augenblick mit Ihnen zu sprechen,« antwortete Salvator.

»Vergessen Sie, daß zwischen uns gar kein Gesprächsgegenstand möglich ist?«

»Der Haß, den wir gegen einander hegen. Nein, mein Vetter, ich vergesse ihn nicht und mein Besuch ist der Beweis davon.«

»Kommen Sie, daß wir diesem Hasse endlich ein Ende machen?«

»Keineswegs.«

»Was wollen Sie dann von mir?«

»Ich will es Ihnen sagen, mein Vetter. Sie schlagen sich morgen, nicht wahr?«

»Was geht das Sie an?«

»Das geht nicht nur mich, sondern uns beide an, wie Sie sehen werden. Sie schlagen sich also morgen mit Herrn von Marande um neun Uhr im Bois de Boulogne auf Pistolen. Sie sehen, daß ich gut unterrichtet bin.«

»Ja; ich möchte jedoch wissen, aus welcher Quelle Sie Ihr Wissen schöpfen.«

Salvator zuckte mit den Achseln.

»Aus welcher Weise ich Ihr Duell erfahren, ist gleichgültig, genug, daß ich es weiß, und das wird der Gegenstand unseres Gesprächs sein, wenn es Ihnen beliebt.«

»Sollten Sie zufällig kommen, um mir eine moralische Vorlesung zu halten?«

»Ich? O! Nein, ich nehme im Gegentheile an, dass Sie das selbst und zur Genüge thun! Nein, ich komme ganz einfach, Ihnen einen Dienst zu erweisen.«

»Sie?«

»Das setzt Sie in Erstaunen?«

»Wenn Sie gekommen sind, um zu scherzen, so sage ich Ihnen, daß Sie die Zeit schlecht gewählt.«

»Ach scherze nie mit meinen Feinden,« sagte Salvator ernst.

»So lassen Sie uns zu Ende kommen; was wollen Sie von mir? Sprechen Sie!«

»Kennen Sie Herrn von Marande genau?«

»Ich kenne ihn genau genug, um ihm, so hoffe, morgen eine Lection zu geben, deren er sich erinnern wird, wenn er überhaupt die Zeit hat, sich zu erinnern.«

»Nun machte Salvator, »ich sehe, daß Sie ihn nicht genau kennen. Herr von Marande hat bis jetzt bisweilen Lectionen gegeben, aber er hat keine empfangen.«

Lorédan sah seinen Vetter mitleidig an und zuckte nun ebenfalls mit den Schultern.

»Ah! Sie zucken mit den Schultern!« versetzte Conrad; »ich, erkläre mir, daß Sie Vertrauen zu sich haben. Haben Sie einen Augenblick Vertrauen zu mir und hören Sie, was ich Ihnen sage: Herr von Marande wird Sie tödten.«

»Herr von Marande!« rief der junge Mann laut auflachend.

»Ah! das amüsirt Sie. Freilich! ein Banquier sollte einen Mann von Ihrer Geburt und Ihren Verdiensten tödten! das wäre hübsch; ein Pistol gegen einen Sack Thaler! Nun gut! eben darin sollen Sie die Größe des Dienstes erkennen, den ich Ihnen leiste. Herr von Marande hat sich, so viel ich weiß, bereits viermal geschlagen und jedes mal seinen Gegner getödtet; unter Anderen in Livorno Herrn von Bedmar, der, so viel ich mich erinnern kann, Ihr Freund war.«

»Herr von Bedmar starb an Apoplexie,« antwortete Lorédan etwas unruhig.

»Herr von Bedmar starb an einem Pistolenschuß. Mein Vetter, wissen Sie eines: jedes Mal, so oft eine Familie aus irgend einem Grunde die Todesart eines ihrer Glieder verheimlichen will, ruft sie die Apoplexie zu Hilfe, das ist eine einfache Geschichte. Nun, so wissen Sie denn, morgen zwischen neun und neun ein Viertel sterben Sie, wie Herrn von Bedmar an einer

Apoplexie, und ich füge hinzu, wenn Ihnen das angenehm sein kann, daß ich in alle Journale die Todesart setzen lassen werde, die Sie gewählt haben.

»Nun genug des Scherzes.« sagte Herr von Valgeneuse immer aufgeregter werdend. »ich bitte Sie, es dabei bewenden zu lassen, wenn Sie nicht wollen, daß das Gespräch eine andere Wendung nehmen soll.«

»Welche Wendung wollen Sie, daß es nimmt? Sie bilden sich vielleicht ein, mein Vetter, daß Sie die Größe haben, um mich aus dein Fenster zuwerfen? Wenn das der Fall sein sollte, so sehen Sie mich an.«

Mit diesen Worten breitete Salvator beide Arme aus, deren Muskeln sich auf dem Tuche seines Frackes abhoben.

Lorédan trat mechanisch einen Schritt zurück.

»Kommen wir zum Schluß,« sagte er; »was wollen Sie?«

»Ich komme, Sie zu fragen, was Ihr letzter Wille ist, und Ihnen zu versprechen, ihn pünktlich zum Vollzug zu bringen.«

»Gewiß,« sagte Loredan, »haben Sie mit einem von Ihren Freunden gewettet, mich ans solche Art zu mystificiren.«

»Ich wette nie, mein Herr, und mystificire Niemanden. Ich sage Ihnen, daß Sie erschossen werden, weil der Mann, mit welchem Sie sich morgen schlagen, abgesehen davon, daß er bereits Proben abgelegt, von Grund auf tapfer ist; während Sie, — sehen Sie in jenen Spiegel — während Sie feige sind und Ihr Gesicht in Schweiß gebadet ist. Ich möchte Übrigens hinzufügen, daß, wenn Sie morgen nicht ganz todt sind, ein Mensch in der Welt existirt, welcher vollendet, was Herr von Marande begonnen.«

»Sie, ohne Zweifel?« versetzte Lorédan, seinem Vetter einen Blick voll Haß zuwerfend.

»Nein; ich,« antwortete Salvator »ich bin erst der Dritte.«

»Von wem sprechen Sie dann?«

»Von dem Vater des jungen Mädchens, das Sie entführt haben, und das sich aus Ihren Händen rettete, von dem Vater Mina's hören Sie mich deßhalb so ernst an, als ich ernst zu Ihnen spreche,« sagte Conrad; »ich habe bereits zu viel Zeit hier verloren, Ihr Tod ist gewiß; denn wenn Sie nicht unter den Schüssen des Einen fallen, so sollen Sie unter denen des Andern; im Namen Ihres Vaters, der der Reinste unter den Reinen war, im Namen Ihrer Mutter, die der Schmerz in's Grab gebracht, im Namen Ihrer Ahnen, jener tugendhaften Edelleute, deren Wappen keinen Flecken kennt, im Namen der menschlichen Achtung, wenn Sie noch eine Tugend kennen, im Namen des gerechten Gottes, wenn Sie noch einen Glauben haben, beschwöre ich Sie, mir zu sagen, welche Handlungen ich wieder gut zu machen habe.«

»Mein Herr, das ist zu viel der Tollheit oder Impertinenz!« rief Lorédan; »ich befehle Ihnen, mich zu verlassen.«

»Und ich beschwöre Sie zum zweiten Male, nicht einen Act zu versäumen, der tausend Jahre der Tugend beflecken kann.«

»Genug des Scherzes, mein Herr, gehen Sie!« sagte Herr von Valgeneuse gebieterisch.

Aber Conrad blieb ruhig und unbeweglich auf seinem Platze.

»Zum dritten Male,« versetzte er, »beschwöre ich Sie, zu sagen, was Sie schlecht gemacht, damit ich es, dieses Schlechte, in Gutes umwandle.«

»Gehen Sie, gehen Sie!« rief Lorédan, indem er nach der Klingelschnur sprang und sie heftig anzog.

»Gott sei Ihnen in der Sterbestunde gnädig!« sagte Conrad ernst.

Damit verließ er das Zimmer.

CVIII.

Der König wartet.

Das Rendezvous war, wie wir sagten, das Bois de Boulogne.

Leider! verschwindet alles. Wieder eine unserer Jugenderinnerungen verschwunden! wieder ein bewohnter Wald statt eines einsamen Waldes! Und wenn unsere Enkel diesen englischen Park, der gebahnt, gefirnißt, glatt und glänzend ist, wie ein von einem Bourgeois bestelltes Bild auf der Ausstellung, wenn sie diesen Park sehen, werden sie den alten Beschreibungen nicht mehr glauben wollen, welche wir von den Resten dieses alten Waldes von Louvois gemacht, den der königliche Plünderer, welchen man Franz I. Nannte, mit Mauern umgeben ließ. um das Vergnügen der Jagd bequemer genießen zu können.

Sie werden eben so wenig begreifen können, daß es eine Zeit gab, wo man sich hier, weil man gewiß sein konnte, Niemanden zu begegnen, Rendezvous gab, um sich zu duelliren, und das so selbstverständlich, daß die Secundanten dessen, der die Bedingungen seines Gegners fordern ließ, diejenigen für verrückt gehalten, welche ein anderes Rendezvous bestimmt, als die Porte Maillot oder die Alles de la Muette .

Es lag ein Fluch auf andern Orten — auf Clignancourt oder Saint Mandé — die Duelle waren dort beinahe immer unglücklich.

Dagegen war's als ob die Nymphen des Bois de Boulogne, gewöhnt an das Pistolenladen und Degenziehen, die Kugeln fortbließen, die Degen aus der Richtung brächten.

An der Porte Maillot war ein Restaurant, der sein Glück mit lauter nicht zu Stande gekommenen oder glücklich verlaufenen Duellen gemacht.

Sagen wir es sogleich, daß nicht der Gedanke der Erhaltung die Sekundanten des Herrn von Marande und des Herrn Lorédan von Valgeneuse das Bois de Boulogne hatte wählen lassen.

Auf beiden Seiten hatte man das Gefühl, daß man einem jener Duelle anwohnen werde, wo die Erde Blut trinkt.

Am Morgen des für das Duell bestimmten Tages machte das Gehölz den malerischsten Eindruck.

Es war im Monat Januar, das heißt mitten im Winter, und das Gehölz war in vollkommener Harmonie mit der Jahreszeit.

Der Himmel hing schneeweiß herab; die Atmosphäre war trocken und klar, der Boden funkelte von einem Reif, der die Funken zurück strahlte, welche die Sonne ihm von dem Wipfel der Bäume bis zum Stamme hinabträufelte; die Bäume ließen mit anmuthiger Nachlässigkeit die langen wie Stalactiten strahlenden Zweige hinabhängen, was dem Gehölz das Aussehen einer

ungeheuren aus einer Salzgrotte gebildeten Decoration gab.

Der Erste auf dem Platze war Salvator, der seinen Wagen in der Seitenallee halten ließ und sich dann in das Gehölz vertiefte, um den bezeichneten Ort zu suchen. Er war seit einigen Minuten an der richtigen Stelle, als er plötzlich ein Geräusch von Schritten und Stimmen vernahm.

Er wandte sich um und sah Herrn von Marande mit dem General Pasol und dem Grafen Herbel herankommen.

Ihnen folgte ein Diener in der Livree des Herrn von Marande, der ein Portefeuille unter dem Arme trug.

Der Banquier hielt ein Paquet Briefe in der Hand, welche offenbar in dem Augenblicke seiner Wegfahrt angekommen waren; er las sie im Gehen, indem er diejenigen zerriß, die ihm ohne Werth schienen und die Andern seinem Diener gab, nachdem er seine Bemerkungen mit dem Blei auf dem Deckel seines Hutes darauf geschrieben.

Als er Salvator sah, ging er auf ihn zu, drückte ihm herzlich die Hand und sagte:

»Sind die Herren noch nicht gekommen?«

»Nein,« antwortete Salvator, »Sie sind zehn Minuten zu früh da.«

»Um so bessert.« sagte der Banquier, »ich befürchtete so sehr, zu spät zu kommen, daß ich, trotz aller Eile, die ich meinen Sekretären anbefahl, sechs bis sieben Ordonnanzen im Hotel zurückließ, die man mir, sobald sie copirt sind, hierher bringen soll.«

Er sah aus seine Uhr.

»Wenn diese Herren erst um neun Uhr kommen, so werde ich, da mein Cabinetschef mir versprochen, daß die Ordonnanzen um neun Uhr hier sein werden, Zeit haben, während Sie die Distanzen messen und die Waffen laden, zu unterzeichnen. Sie entschuldigen mich indessen, wenn ich meine Briefe lese .«

»Hätten Sie die Ordonnanzen nicht ans später verschieben können?« fragte der General Herbel.

»Unmöglich! der König erwartet sie diesen Morgen; und Sie missen, daß der König nicht die eingefleischte Geduld ist.«

»Nun, so besorgen Sie die Sachen,« antworteten die beiden Generale.

»Apropos, Herr Salvator sagte Herr von Marande, »wo glauben Sie, dass man sich schlagen,wird?«

»Hier,« sagte Salvator.

»Ich möchte mich sogleich auf meinen Posten stellen,« sagte Herr von Marande, »um mich nicht derangiren zu müssen.«

»Sie kennen sich hierher stellen,« sagte Salvator; »nur ist das der schlechte Platz die Bäume, die Sie hinter sich haben, können als Zielpunkt dienen.«

»Ach, das ist mir ganz gleichgültig.« sagte Herr von Marande, indem er an den von Salvator bezeichneten Platz trat, und fortfuhr, seine Briefe zu lesen und zu zerreißen, oder Notizen daraus zu machen.

Die beiden Generale hatten den militärischen Muth gründlich kennen lernen, so wie Salvator den bürgerlichen Muth, und doch sahen sie mit stummer Bewunderung die Kaltblütigkeit dieses Mannes, der in dein Augenblicke, wo es galt, einen so feierlichen Act zu vollziehen, wie der, um sein Leben zu spielen, ruhig seine Morgencorrespondenz las.

Sein-Gesicht, das man ganz gut sehen konnte, weil er den Hut abgenommen, der ihm als Pult diente, war nicht belebter, als wenn er eine Addition machte; seine Hand lief ohne Aufregung über das Papier, als wenn er in seinem Fauteuil, vor seinem Schreibtisch neben seiner Kasse säße.

Und seine Seelenruhe stammte offenbar daher, daß er nicht an seinen Tod glaubte. Dieser Glaube an die Vorbestimmung des Schicksals, welchen die Vorsehung den Ehrgeizigen und den Narren gibt, und die sie blind und ohne von ihrem Wege abzuweichen, ohne über die Steine zu straucheln, geradeaus ihr Ziel zugehen läßt, ist wirklich eine unendlich große Macht. Wir haben Alle annähernd das Bewußtsein der Aufgabe, die wir hier auf Erden erfüllen sollen, und der, welcher es ganz hat, kann lächelnd dem Tode in's Auge sehen; denn der Tod wird sicher an ihm vorübergehen, wenn er jene Aufgabe noch nicht erfüllt hat.

Das ist's, was die Ruhe der großen Eroberer gegenüber der Gefahr erklärt.

Punkt neun Uhr kamen die drei jungen Leute auf dem für das Duell bestimmten Platze an, Herr von Valgeneuse mit gleichgültigem Ausdruck, die beiden Sekundanten mit ernsterer Miene, als man von so leichtfertigen Menschen hatte glauben können.

Zu gleicher Zeit erschien am Ende der Allee ein Courier, der in gesprengtem Galoppe ritt.

Er brachte die Ordonnanzen, welche Herr von Marande erwartete.

Die jungen Leute warfen einen Blick auf den Reiter; als sie jedoch sahen, daß dieser es mit dem Banquier zu thun habe, achteten sie nicht weiter auf ihn.

»Da sind wir,« sagte der Creole, indem er auf die beiden Generale zuging; »wir bedauern, Sie haben warten zu lassen.«

»Sie haben kein Bedauern auszudrücken, meine Herren, Sie sind keineswegs im Verzuge,« antwortete ziemlich trocken der General Herbel, im Gedanken an die Impertinenzen des vorhergehenden Tages.

»In diesem Falle stehen wir zu Ihrem Befehl,« sagte der zweite Secundant des Herrn von Valgeneuse.

Der Letztere trat tiefer in das Gebüsch um den Sekundanten Zeit zur Verständigung zu lassen, als er Salvator gewährte.

Er schauerte unwillkürlich, indem er den kleinen Spazierstock mit dem Lapislazulilknopf, den er in seiner Hand hielt, fieberhaft durch die Lust pfeifen ließ.

»Ah! Ah! Sie hier!« sagte er mit einem verächtlichen Blicke auf Salvator.

»Ich selbst,« antwortete dieser ernst.

»Meine Herren,« sagte Lorédan, indem er sich nach seinen Secundanten umwandte, »ich weiß nicht, ob man uns beleidigen wollte, indem man diesen Commissionär hierhergebracht; aber, wenn er nicht etwa gekommen, um den Verwundeten auf seinen Hacken fortzutragen, so weise ich ihn als Secundanten ab.«

»Ich bin nicht als Secundant gekommen, mein Herr,« sagte Salvator kalt.

»Als Liebhaber also ist

»Nein, als Chirurg, und stehe ganz zu Ihren Diensten.«

Herr von Valgeneuse wandte sich mit verächtlicher Miene weg und entfernte sich, indem er mit den Achseln zuckte.

Die vier Zeugen stellten einige Schritte von Herrn von Marande die Pistolencapseln, die sie in der Hand hielten, nieder.

Herr von Marande, der sich an dem Orte befand, wo er dem Feuer die Stirne bieten sollte, hatte ein Knie auf dem Boden und unterzeichnete mit seiner Feder, die er in das Tintenzeug tauchte das ihm der Courier hielt, die Ordonnanzen, nach dem er sie hastig gelesen.

Wenn man diese beiden Männer in diesem entscheidenden Augenblicke betrachtete, wie der Eine kaltblütig seine täglichen Geschäfte besorgte, während der Andere fieberhaft aufgereggt, seine Unruhe zu verbergen suchte, wäre es nicht schwer gewesen, zu entscheiden, welcher von den beiden Männern der Muthige und Starke sei.

Salvator sah sie beide prüfend an, indem er über die wichtige Frage philosophirte, welches der lächerliche Theil, die Welt, die das Duell befiehlt, oder der Mann, der sich diesem Befehl unterwirft.

»Die irrende Kugel dieses Laffen kann dem Leben dieses Laffen ein Ende machen,« sagte er bei sich. »Da steht ein Mann, der in seiner Sphäre Großes geleistet, der die schwierigen finanziellen Fragen gelöst, ein Mann, der seinem Vaterlande nützlich war und der es noch lange

sein kann; dort dagegen ein leerer Kopf ein schlechtes Herz, ein für Seinesgleichen nicht nur unnützes Wesen, sondern sogar ein Mensch, dessen Handlungen verderblich, dessen Beispiel gefährlich. Kurz ein schändlicher Mensch; das ist wirklich hier der Fall, und im nächsten Moment vielleicht tödtet die Dummheit die Intelligenz. die Schwäche die Stärke; Ariman trägt den Sieg über Oruzo davon . . . Und wir sind im neunzehnten Jahrhundert und glauben noch an das Gottesurtheil.«

In diesem Augenblicke näherte sich General Herbel Herrn von Marande.

»Mein Herr,« sagte er zum Banquier, »haben Sie die Güte sich vorzubereiten.«

»Ich bin bereit,« sagte Herr von Marande.

Und damit las er weiter und unterzeichnete Ordonnanzen.

»Sie verstehen mich falsch,« versetzte der General lächelnd, »ich sagte Ihnen, Sie möchten aufstehen.«

»Will Herr von Valgeneuse schießen?«

»Nein; aber damit wieder die Circulation des Blutes eintrete und ins Gleichgewicht komme, die durch ihre Stellung gestört ist . . .«

»Ah! Bah!« sagte Herr von Marande kopfschüttelnd.

»Fragen Sie unsern Chirurgen,« sagte der General, indem er Salvator ansah.

»Es wäre allerdings besser,« antwortete dieser indem er näher zu dem Banquier heran trat.

»Glauben Sie denn, daß mein Blut aufgeregert sei?« versetzte Herr von Marande. »Auf Ehre, wenn ich Zeit hätte, würde ich Sie meinen Puls fühlen lassen und Sie würden sehen, daß ich in der Minute nicht zwei Pulsschläge mehr habe.«

Er zeigte, was er noch von Ordonnanzen auszusetzen habe-

»Unglücklicher Weise,« fügte er hinzu, »müssen diese Papiere in fünf Minuten gelesen und unterzeichnet sein.«

»Das ist unsinnig, was Sie da thun!« sagte der General; »die Bewegung, die Sie Ihrer Hand geben, wird Ihre Hand außer Stand setzen, richtig zu zielen.«

»Bah!« antwortete Herr von Marande gleichgültig, indem er die Papiere unterzeichnete; »ich glaube nicht, daß er mich totschießt; General, Sie eben so wenig, nicht wahr? Lassen Sie deßhalb die Pistolen laden. Haben Sie Acht, daß man die Kugeln nicht vergißt, und messen Sie die vierzig Schritte genau ab.««

Der General Herbel ließ den Kopf sinken, ohne zu antworten und trat dann wieder zu den

Secundanten.

Salvator sah den Banquier mit dem Ausdruck der größten Bewunderung an.

Es war ausgemacht, sich auf vierzig Schritte zu schießen und jeder sollte fünfzehn Schritte auf seinen Gegner zugehen dürfen.

Nachdem die Pistolen visitirt und geladen waren, maß man die Schritte ab.

Herr von Valgeneuse stand auf dem Wege, als General Pajol die Schritte zählte.

»Bitte, mein Herr.« sagte er zu Lorédan, »haben Sie die Güte mich vorüber zu lassen.«

»Thun Sie das, mein Herr,« sagte Lorédan ,auf den Absätzen pirouettirend, indem er mit seiner Reitpeitsche die Köpfe der hohen Gräser abschlug, wie Tarquinius.

»Bube!« murmelte der General.

Und setzte seinen Weg fort, indem er die Schritte zählte.

Nachdem dies geschehen, wiederholte man Herrn von Valgeneuse die Uebereinkunftspunkte, indem man ihm sein Pistol übergab.

Beim dritten Handschlag konnten die Gegner aufeinander zugehen, oder von ihrem Platze aus schießen, wie es ihnen beliebte.

»Seht gut, meine Herren,« sagte Herr von Valgeneuse, indem er seine Reitpeitsche wegwarf.
»Ich bin bereit.«

»Wenn Sie wollen, mein Herr,« sagte Graf Herbel zu Herrn von Marande, indem er ihm das Pistol anbot.

»Nun, sobald Herr von Valgeneuse will.« sagte dieser, indem er das Pistol nahm, unter den linken Arm steckte und zu unterzeichnen fortfuhr.

»Hier steht er bereits.«

»Haben wir nicht das Recht, Herr Lorédan und ich, jeder fünfzehn Schritte aus den Andern zuzugehen und nach Belieben zu schießen?«

»Ja,« antwortete der General.

»Nun gut, er soll gehen und schießen; ich werde nachher schießen. Sie sehen, ich habe nur noch zwei Ordonnanzen zu unterzeichnen.«

»Wollen Sie sich denn wie ein Hase im Lager, schießen lassen?« sagte der General.

»Er!« antwortete Herr von Marande, indem er zum Grafen zwei Augen erhob, aus denen die

Gewißheit des Erfolges leuchtete; »er,« wiederholte er, »ich wette hundert Louisdors, daß die Kugel mich nicht mal streifen wird. Doch, wenn Sie wollen, General.«

»Es ist also entschieden?«

»Der König wartet,« sagte Herr von Marande, indem er seine vorletzte Ordonnanz unterzeichnete und seine letzte zu lesen begann.

»Er wird nicht davon ablassen,« murmelte Salvator.

»Er ist ein Mann des Todes,« sagte der General Pajol.

»Wir wollen sehen,« versetzte Graf Herbel, den die Zuversicht des Banquiers ebenfalls zuversichtlich zu machen begann.

Und sie traten von Herrn von Marande weg, der auf seine Knie gestützt blieb, während der Diener mit der Tinte neben ihm stand.

»Ei, ei!« sagte Herr von Valgeneuse, »hat unser Gegner etwa die Absicht, sich in der Lage der knieenden Venus zu schlagen?«

»Stehen Sie auf, wenns gefällig, mein Herr,« sagten die beiden Secundanten Lorédans zu gleicher Zeit.

»Wenn Sie es durchaus wollen, meine Herren . . .« sagte der Banquier.

Und er stand auf.

»Gib mir eine eingetauchte Feder, Comtoi, und stelle-Dich auf die Seite,« sagte Herr von Marande zu seinem Diener.

Dann wandte er sich zu Herrn von Valgeneuse hin.

»Ich stehe, mein Herr, und bin ganz zu Ihrem Befehle,« sagte er und las die Ordonnanz weiter.

»Das ist eine Mystification,« rief Herr von Valgeneuse, indem er Miene machte, das Pistol auf die Seite zu werfen.

»Keineswegs, mein Herr,« antwortete der General Herbel; »wir wollen das Zeichen geben; gehen Sie und schießen Sie.«

»Aber das geht nicht,« sagte Lorédan.

»Sie sehen doch, daß es geht sagte der zweite Zeuge des Herrn von Marande, indem er auf diesen deutete, der sein Pistol unter dem Arme und die Feder zwischen den Lippen, ruhig die Ordonnanz weiter las, ehe er unterzeichnete.

»Ich sage Ihnen, daß mich diese ganze Comödie nicht im Mindesten kümmert, und daß ich

den Herrn wie einen Hund zusammenschießen werde,« sagte Herr von Valgeneuse zähneknirschend.

»Ich glaube nicht, mein Herr,« antwortete der Graf.

Lorédan ließ die Augen vor dem unheimlichen Blick des Grafen sinken.

»Nun, mein Herr,« sagte Herr von Marande ohne den Kopf zu erheben, »wenn's gefällig!«

»Geben Sie das Zeichen!« machte Lorédan.

Die Sekundanten sahen sich an, um zu gleicher Zeit zu handeln.

Man mußte dreimal in die Hand schlagen.

Beim ersten Schlag sollten die Gegner den Hahnen spannen; beim zweiten zielen; beim dritten aufeinander zugehen.

Beim ersten Schlag steckte wirklich Herr von Marande die rechte Hand unter den linken Arm und spannte den Hahnen.

Aber beim zweiten und dritten Schlag machte er keine andere Bewegung, als daß er die Feder in den Mund nahm und unterzeichnete.

»Hum! Hum!« hustete der General von Pajol, um Herrn von Marande bemerklich zu machen, daß der Augenblick gekommen sei und sein Gegner auf ihn zugehe.

In diesem Momente hatte Herr von Marande seine letzte Ordonnanz zu Ende gelesen und unterzeichnete. Er ließ sie aus der linken Hand fallen, während er mit der Rechten die Feder wegwarf.

Er erhob den Kopf und warf mit dieser Bewegung seine Haare zurück, welche sich dadurch auf seiner Stirne so legten, wie sie gewöhnlich lagen.

Sein Gesicht war ruhig, ja beinahe heiter.

»Halten Sie die hundert Louisdors, General?« fragte er lächelnd und ohne sich umzuwenden.

»Ja,« sagte der Graf, »und könnte ich sie doch verlieren!«

In diesem Augenblicke hatte Lorédan sein Ziel erreicht und gab Feuer.

»Sie haben verloren, General,« sagte Herr von Marande.

Und sein Pistol unter dem Arm hervornehmend, schoß er, ohne zu zielen zu scheinen.

Herr von Valgeneuse drehte sich im Kreise und fiel mit dem Gesichte auf die Erde.

»Nun,« sagte der Banquier die Pistole wegwerfend und seine Ordonnanz wieder aufnehmend, »ich habe meinen Tag nicht ganz verloren. Um neun ein Viertel habe ich schon hundert Louisdors gewonnen und die Erde von einem Schufte befreit.«

Während dieser Zeit war Salvator, gefolgt von den beiden jungen Leuten, dem Verwundeten zu Hilfe geeilt.

Herr von Valgeneuse wälzte sich mit geballter Faust, leichenblassem Gesichte und schäumendem Munde auf dem Grase, während seine halberloschenen Blicke in der Irre schweiften.

Salvator öffnete den Frack, die Weste, zerriß das Hemd des Verwundeten und legte die Wunde bloß.

Die Kugel war unter der rechten Brustwarze eingedrungen und hatte die Brust durchbohrend, wahrscheinlich das Herz gesucht.

Nachdem er die Wunde aufmerksam betrachtet; stand Salvator auf, ohne ein Wort zu sprechen.

»Ist Gefahr vorhanden?« fragte Camille de Rozan.

»Mehr als Gefahr, der Tod.« sagte Salvator.

»Wie! keine Hoffnung?« fragte der zweite Sekundant.

Salvator warf noch einen Blick auf den Verwundeten und schüttelte verneinend den Kopf.

»Sie versichern also,« fragte Camille, »daß unser Freund seine Wunde nicht überleben wird?«

»So wenig, mein Herr,« sagte Salvator streng, »als Colombau seinen Schmerz überlebt hat.«

Camille zitterte und trat einen Schritt zurück.

Salvator grüßte und trat zu den beiden Generalen, die ihn um den Zustand des Verwundeten befragten.

»Er that keine zehn Minuten mehr zu leben,« antwortete Salvator.

»Sie können nichts für ihn thun?« fragten die beiden Secundanten.

»Durchaus nichts.«

»Dann sei Gott ihm gnädig!« sagte Herr von Marande. »Wir wollen gehe der König wartet.«

CIX.

Pastoralsymphonie.

Die Stadt Amsterdam die wohl einmal der große Centralhafen der Welt werden könnte, wenn man dort eine andere Sprache spräche, als die holländische, ist ein riesenhaftes Venedig. Tausend Canäle bespülen den Fuß seiner Häuser, rote lange Moirebänder; tausend glänzende Farben funkeln auf den Firsten ihrer Dächer.

Ein roth. grün oder gelb bemaltes Haus ist allein gesehen, ein pretenziöses, häßliches Haus; aber all' diese Farben verbanden, harmoniren köstlich unter einander und machen aus dieser großen Stadt einen ungeheuren Steinregenbogen.

Aber nicht nur die Farbe, auch die Form all dieser Häuser ist angenehm. denn sie bietet endlich viel Verschiedenheit, Originalität, so viel Unerwartetes, Malerisches. Mit einem Worte, man möchte sagen, alle Schüler der großen holländischen Malerschule haben selbst ihre Stadt zunächst zur Freude ihrer Augen und dann zu noch größerem Ergötzen der Fremden bemalt.

Wenn Amsterdam einerseits durch seine Tausende von Canälen Venedig gleicht, so gleicht, so andererseits durch seine bunten Farben einer chinesischen Stadt, wie man sie sich wenigstens vorstellt, das heißt großen Porzellanmagazinen. Jedes gleicht aus einiger Entfernung wirklich jenen phantastischen Häusern, die ihre naive Architectur auf der zweiten Fläche unserer Theekannen zur Schau stellen. Man geht nur schüchtern über die Schwelle, so sehr setzt uns die scheinbare Zerbrechlichkeit auf den ersten Anblick in Verlegenheit.

Und wenn das Kleid auch nicht den Mönch macht, so macht die Wohnung doch den Bewohner. Es ist unmöglich, nicht ruhig stille, ehrbar in diesen ehrbaren Häusern zu sein. Durch die ganze Stadt weht den Fremden eine beschauliche Behaglichkeit an, welche ihn wünschen läßt, hier zu leben und zu sterben. Wenn ein Solcher, als er Neapel sah, ausrief: »Neapel sehen und sterben.« zuerst Amsterdam sehen, hätte er sicherlich gesagt: »Amsterdam sehen und leben!«

Das war wenigstens die Ansicht der beiden Liebenden, welche wir Justin und Mina genannt und die friedlich in Holland lebten, wie zwei Tauben in einem Neste.

Sie hatten sich Anfangs in einer der Vorstädte eingemietet: aber der Hauseigenthümer konnte ihnen nur eine Wohnung vermiethen, deren Zimmer alle in einander gingen, und dieses Wohnen Thür an Thür war nicht, was in Salvators Sinn lag, dem Justin sich doch in allen Wünschen unterordnen wollte.

.Sie bewohnten provisorisch diese Zimmer und der Schulmeister suchte ein Pensionat für Mina, aber vergeblich. Die Französischen Lehrerinnen waren selten, und was sie lehrten, hätte die Braut Justins eben so gut selbst lehren können. Das war die Ansicht von Frau van Slyper, der Vorsteherin des größten Pensionats von Amsterdam.

Frau van Slyper war eine ausgezeichnete Dame. Tochter eines Kaufmanns von Bordeaux, hatte sie einen reichen holländischen Rheder, Namens van Slyper geheirathet, von dem sie vier Töchter bekam. Bei dem Tode des Herrn van Slyper hatte sie aus Frankreich ein ziemlich unterrichtetes Mädchen kommen lassen, um ihre Kinder die ersten Elemente der Französischen Sprache zu lehren.

Nachbarn hatten Frau van Slyper gebeten; ihnen ihre Erzieherin für ihre Kinder zu borgen; nach und nach war jedoch die Zahl der Nachbarinnen so groß geworden, daß die vier jungen van Slyper ihre Erzieherin nur noch selten sahen.

Eines Abends versammelte Frau van Slyper ihre Nachbarinnen und theilte ihnen mit, daß sie vom künftigen Monate an ihrer Gouvernantes nicht mehr gestatten könne, den Kindern Anderer, zum Nachtheil ihrer eigenen Unterricht zu geben, da die Erziehung der letzteren dadurch sichtlich zu leiden beginne.

»Ah!« sagte eine der Damen, welche fünf Töchter hatte (kein Weltbürger versteht zu bevölkern wie ein Holländer), »ah!« sagte die Nachbarin mit den fünf Kindern, »wäre es nicht möglich, die Sache zu Ihrer und unserer Zufriedenheit zu arrangiren?«

»Ich sehe kein Mittel, antwortete Frau van Slyper.

»Wenn wir, statt das Sie Ihre Erzieherin zu uns schicken,« meinte die Nachbarin, »unsere Kinder zu Ihnen schickten.«

»Ja, das ist ganz gut!« riefen alle Nachbarinnen.

»Glauben Sie?« fragte Frau van Slyper. »Ist mein Haue groß genug, um dreißig Kindern ein Asyl zu bieten, abgesehen davon, daß es dadurch zu einem wahren Pensionate würde?«

»Nun, was liegt darin Schlimmes? Ist die Stellung einer Pensionsvorsteherin nicht eine der schönsten, der respectabelsten?«

»Ich gebe das zu; aber mein-Haue wird nie groß genug dazu sein.«

»Sie miethen ein Anderes.«

»Wie Sie das mir so geschickt ausdenken!«

»Weil mir der Plan gefällt.«

»Ich werde mir die Sache überlegen.« sagte Frau van Slyper.

»Es ist überlegt,« versetzte die Nachbarin; »Sie brauchen sich nicht den Kopf zu zerbrechen; ich gebe die Fonds dazu her; ich associre mich mit Ihnen. Ich bitte Sie um acht Tage, das Haus ausfindig zu machen und es anzukaufen, nicht wahr?«

»Aber,« warf Frau van Slyper ein, der dieser Gedanke durchaus nicht mißfiel, die nur das

rasche Vorgehen ihrer Nachbarin etwas in Unruhe versetzte, »aber erlauben Sie mir doch, daß ich mich etwas fasse und mit mir zu Rathe gehe.«

»Nicht einen Augenblick,« rief die Nachbarin; »die großen Entschlüsse muß man ohne langes Nachdenken fassen. Ist das nicht Ihre Ansicht?« fragte sie und wandte sich an die übrigen Damen.

Alle Nachbarinnen bildeten Chorus.

Und auf diese Weise wurde Frau van Slyper Vorsteherin eines der größten Pensionate von Amsterdam.

Sie leitete das Pensionat seit ungefähr achtzehn Monaten, als Justin ihr seinen Besuch machte.

Nach Verfluß von einer halben Stunde wußte sie von Justin und Mina alles, was der Schulmeister ihr davon mitzuthemen für geeignet hielt.

Und Frau van Slyper hatte, als ihr die ausgezeichneten Manieren, das feine Benehmen, die bescheidene Zurückhaltung und das tiefe Wissen Justin's in's Auge traten, als sie erfuhr, welches eifriges Studium er seit Jahren der Erziehung der Kinder zugewandt, sie hatte nur einen Gedanken, einen Wunsch, einen Traum, Justin als Lehrer der Französischen Sprache für ihr Pensionat zu gewinnen.

Die Erzieherin, welche dreißig Schülerinnen hatte, konnte nicht mehr annehmen; auch drehte ihr wissenschaftlicher Vorrath, der ohnedies nicht groß war, sich zu erschöpfen. Sie hatte das Frau van Slyper offen gestanden und diese hatte ihr versprochen, nach Frankreich sich wegen einer Lehrerin fürs den höheren Unterricht zu wenden.

Die Ankunft Justin's schien deßhalb eine Fügung des Himmels und die Vorsteherin der Pension nahm ihn mit wahrer Freude auf.

Sie war übergelukkig, als sie erfuhr, daß die Pensionnaire, welche man sie bei sich aufzunehmen bat, statt Justins die jungen Mädchen in der Geographie, Geschichte, Botanik, dem Englischen und Italienischen unterrichten könne.

Ungelücklicher Weise war das nicht Justins Sache.

»Mein Herr,« rief Frau van Slyper in dem Augenblicke, als der junge Mann, ungelücklich, daß er nichts mit ihr abschließen könne, sich zurückziehen wollte, »mein Herr, können Sie mir noch einige Augenblicke schenken?«

»Mit Vergnügen,« antwortete Justin, indem er sich wieder setzte.

»Mein Herr.« versetzte Frau van Slyper, »was ist Ihr Zweck, indem Sie dieses junge Mädchen hierher bringen?«

»Ich habe es Ihnen gesagt, Madame; ich will warten auf Nachrichten von ihrem Vater, oder,

wenn sie majorenn geworden, sie heirathen.«

»Sie hat. also keine Familie?«

»Sie hat nur eine Adoptivfamilie, die Meinige: meine Mutter, meine Schwester und mich.«

»Wer hindert Sie denn, da Sie die Absicht haben, sich hier zu Amsterdam niederzulassen, bis das Mädchen majorenn ist, sie mir ganz anzuvertrauen?«

»Ich hätte gerne gewollt,« antwortete Justin, »daß sie ihre Bildung, die allerdings schon vortrefflich, aber noch nicht ganz abgeschlossen ist, hier vollende. Und Sie haben mir selbst zugestanden, daß der Unterricht Ihrer Erzieherin nicht hinreichend für dieses Resultat.«

»Allerdings, mein Herr; aber wenn ich eine Person fände, welche die Bildung von Fräulein Mina vollenden könnte, würden Sie dann einwilligen, sie mir anzuvertrauen?«

»Mit Vergnügen, Madame.«

»Nun denn, mein Herr, ich glaube, daß ich diese Person gefunden.«

»Ist es möglich?«

»Das hängt von Ihnen allein ab.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Der Pensionspreis ist tausend Franken jährlich. Finden Sie diesen Preis zu groß für Ihr Vermögen?«

»Nein Madame.«

»Wie viel gibt man in Paris einem Lehrer für drei Stunden in der Woche?«

»Tausend bis zwölfhundert Franken.«

»Nun gut, mein Herr, das ist es, was ich Ihnen vorschlagen will; werden Sie Lehrer des Französischen in dieser Pension; Sie geben sechs Stunden in der Woche und ich gebe Ihnen zwölfhundert Franken. Auf diese Weise können Sie, wenn Sie mal in dem Institute sind, nach Lust und Liebe die Bildung von Fräulein Mina vollenden.«

»Das ist ein Traum, Madame!« rief Justin entzückt.

»Es, hängt von Ihnen ab, daraus eine Wirklichkeit zu machen.«

»Was muß ich zu diesem Ende thun, Madame?«

»Einfach annehmen, was ich Ihnen vorschlage.«

»Von ganzem Herzen, Madame, und mit einem von tiefster Dankbarkeit bewegten Herzen.«

»Alle abgemacht!« sagte Frau van Slyper.

»Lassen Sie uns jetzt von Fräulein Mina sprechen. Glauben Sie, daß sie einwilligt, sich mit meiner Erzieherin in den Elementarunterricht meiner jungen Zöglinge zu theilen?«

»Ich garantire für ihre Zustimmung, Madame.«

»Nun gut, so biete ich Ihnen für sie sechshundert Franken Honorar an und gebe ihr Tisch und Wohnung bei mir gratis. Glauben Sie, daß sie damit einverstanden ist?«

»O, Madame,« rief Justin mit Augen voll Freudenthränen; »ich kann Ihnen nicht sagen wie sehr Ihre Güte mich rührt, aber ich nehme Ihre Wohlthaten nur unter einer Bedingung an.«

»Sprechen Sie, mein Herr,« antwortete Frau Slyper, den Bruch des Handels befürchtend.

»Daß Sie mir erlauben, statt wöchentlich sechs, täglich zwei Stunden zu geben versetzte Justin.

»Ich kann das nicht annehmen,« sagte die Vorsteherin der Pension ganz verlegen; »zwei Stunden täglichen Unterrichts,« das wäre eine peinliche Arbeit.«

»Die Arbeit des Unterrichts ist der Arbeit der Erde zu vergleichen,« sagte Justin; »Jeder Schweißtropfen gibt einer reizenden Blume das Leben. Nehmen Sie an, Madame, sonst müssen wir abbrechen. Es wäre mir, als wenn ich nur empfangen, nichts geben sollte.«

»Ich muß wohl thun, was Sie wollen mein Herr,« sagte Frau van Slyper, indem sie dem jungen Manne die Hand bot.

Andern Tages ward Mina im Pensionate eingeführt, und am dritten Tage gaben die beiden Verlobten ihre ersten Stunden.«

Von diesem Momente an war es ein täglicher goldener Traum. Ihre reine, seit so lange zurückgehaltene Liebe trat plötzlich zu Tage und entfaltete sich so mächtig und so prächtig, wie ein schöner Cactus an der Sonne. Sich alle Tage, beinahe jede Stunde sehen, nachdem man so lange getrennt gewesen! sich trennen und sich in seine stille Häuslichkeit zurückzuziehen mit der Erinnerung, sich gesehen zu haben und der süßen Hoffnung, sich wieder zu sehen! gewiß zu sein, daß man sich liebt, es sich zu sagen, zu wiederholen und es sich noch einmal zu sagen! denselben Gedanken bei Tag, denselben Traum bei Nacht zu haben; gleichsam zwischen zwei blühenden Hecken Hand in Hand und Aug in Aug zu gehen, das Herz voll Seligkeit! Mit einem Worte sich zu lieben! sich aufrichtig, gleich innig zu lieben; zwei Herzen, die, mit dem goldenen Schlüssel der Liebe aufgezo-gen, zur selben Stunde laut schlagen, das war die glückliche Lage der beiden jungen Leute.

Wenn die Tage der Woche sich wie ein Halsband von weißen Perlen auskürnten, so ließ der Sonntag aus dem Füllhorn seines Reichthums seine seltensten Blumenkronen auf ihre Häupter

fallen.

Frau von Slyper besaß in der Umgegend von Amsterdam, nahe bei dem kleinen Dorfe Huizen ein Landhaus, nach welchem sie Sonntags diejenigen ihrer Pensionnaires führte, die ihre Aeltern in ihrer Pension ließen.

Es war ein reizendes Haus, voll von jenen exotischen Blumen und Vögeln, für die die Holländer ein Privilegium zu haben scheinen.

Von dem Fenster aus hatte man das reizende Bild einer von dem Nordwind gekräuselten Fläche wie die Zuidersee; zahlreiche kleine Eichengebüsche wiegten ihre Blätterfächer in der Lust, was sie von Weitem in dieser ungeheuren Ebene schwimmenden Inseln in einem Smaragdmeere gleichen ließ. In Südwesten sah man durch leichte Nebel Amsterdam, die tausendfarbige Stadt, wie sein großes Bouquet in einer Vase. Im Osten Huizen, Blaricum und andere freundliche kleine Dörfer, die Stirne im Schatten der Bäume, die Füße in der Sonne ausgestreckt. Im Norden einen Blumenhügel, der sich sanft zur Zuidersee hinabsenkte, wo tausend Gebäude aller Art und aller Dimensionen, aller Formen und aller Farben auf der ruhigen und glatten Ebene zerstreut lagen, so daß die Ebene zur Rechten ein Meer, das Meer zur Linken eine Ebene schien.

Es war eine echt holländische Landschaft von Anmuth und Reiz; alles war harmonisch. Vergeblich hätte das Auge oder Ohr eine Mißfarbe oder einen Mißton gesucht; die ganze Welt hätte in dem Horizonte dieses Winkels der Erde ihre Grenze haben sollen. Sie schloß sich für unsere beiden Liebenden damit ab. Freilich fehlten Justin's Mutter und Schwester für dieses Bild; freilich war Mina Waise; aber man hatte bereits Briefe von Madame Corbin, von der Schwester Célestine und von Salvator. Die Briefe der Mutter und der Schwester waren voll Glück; der Geist der Mutter war ruhig; die Gesundheit der Schwester war gut; der Brief Salvator's voll Versprechungen: man durfte sich darum nicht grämen und konnte das Glück, das die Vorsehung mit vollen Händen bot, genießen.

Alle Sonntage, wenn sie mit den Pensionnaires nach dem Landhause der Frau van Slyper gingen, waren eben so viele heitere Feste für die Verlobten: sie genossen die Vergnügungen mit der Freude Neugeborener, die das Licht sehen, oder der Wollust von Vögeln, die ihre Flügel versuchen.

Der Pachthof, der zu dem Landhaus gehörte, war mit Kühen, Ziegen, Schafen bevölkert; sie spielten Schäfer und Schäferin und führten die Heerde mit der Einfachheit und Anmuth von theokritischen und virgilischen Hirten aus die Weide.

Kurz, ihr Leben war eine lange Idylle, eine berauschte Ekloge, ähnlich den wahren Idyllen des Sonntags. Ihr Herz spielte unisono das Liebeskonzert des ersten Maitages, das man die Pastoral-symphonie nennt.«

Den ganzen Sommer ging es so fort. Während des Winters, wenn die Natur nicht ihre Poesie mit der Poesie ihrer Herzen verband, genossen sie daher die Freuden des häuslichen Herdes bei Frau von Slyper.

Selbst während der schlechten Jahreszeit ging man zu weilen nach dem Landhause, das hermetisch verschlossen und herrlich geheizt, im Herbste durch die tausend Blumen des Gewächshauses an die wärmsten und heitersten Tage des Sommers erinnerte.«

In den ersten Tagen des Januar, an einem Sonntag, als alle Pensionnaires, Justin, Mina und die Vorsteher in der Pension in dem Gewächshause plaudernd beisammen saßen, meldete der Diener Justin, daß zwei Herren aus Paris im Auftrag von Salvator ihn zu sprechen wünschen.

Justin und Mina zitterten.

Diese beiden Herren, wir werden es unsern Lesern nicht zu sagen brauchen, waren der General Lebastard de Premont und Herr Sarranti.



CX.

Sentimentale Symphonie.

Justin folgte dem Diener und gewahrte, als er in den Speisesaals kam, zwei Männer von großer Gestalt, von denen der Eine in einen langen Mantel, der Andere von Kopf bis zu Fuß in eine ungeheure Polonaise gehüllt war.

Als dieser Justin eintreten sah, ging er auf ihn zu, grüßte ihn höflich und den Kragen seines Ueberziehers herabschlagend, zeigte er seinen schönen und stolzen Kopf, der zwar etwas ermüdet aussah, aber doch die volle Noblesse und Energie seines Charakters bekundete.

Es war der General Lebastard de Vermont.

Der Andere, welcher in einen langen Mantel gehüllt war, verbeugte sich im Hintergrunde respectsvoll, aber ohne sich vom Platze zu bewegen.

Der Lehrer zeigte ihnen Stühle und bat sie, sich zu setzen.

»Wie Ihr Diener Ihnen gemeldet haben wird,« sagte der General, »komme ich von Herrn Salvator.«

»Wie geht es ihm?« rief Justin. »Es ist länger, als einen Monat, daß ich nichts von ihm weiß.«

»Daran ist die Unruhe- und die Sorge schuldig, die ihn seit einem Monat in beständiger Aufregung erhielt,« antwortete der General, »ganz abgesehen von den politischen Angelegenheiten, denen er seine ganze Zeit widmen mußte, da die Wahlen im Anzuge waren. Sie haben ohne Zweifel erfahren, daß ich seiner Geduld und Ausdauer das Leben meines Freundes Sarranti verdanke?«

»Wir haben dies freudige Ereigniß gestern erfahren,« sagte Justin, »und ich würde mich glücklich gefühlt haben; wäre ich in Paris gewesen, Herrn Sarranti zu gratuliren.«

»Das wäre eine unnöthige Reise,« sagte der General lächelnd, »Sie würden ihn nicht in Paris finden.«

»Hat man ihn verbannt?«

»Noch nicht,« antwortete der General melancholisch, »aber das wird vielleicht geschehen . . . Für den Augenblick ist er in Holland.«

»Ich werde ihn aufsuchen,« beeilte sich Justin zu sagen.

»Da würden Sie nicht weit zu gehen haben,« antwortete der General, indem er sich nach Herrn Sarranti umwandte und mit dem Finger auf ihn deutete, »hier ist er.«

Herr Sarranti und der Lehrer standen zu gleicher Zeit auf und umarmten sich brüderlich.

Der General nahm wieder das Wort.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich von unserem Freunde Salvator komme; hier ist ein Brief, der bestätigt, was ich sage; aber ich habe Ihnen noch nicht gesagt, wer ich bin; Sie kennen mich wohl nicht mehr?«

»Nein, mein Herr,« antwortete Justin.

»Sehen Sie mich genau an; erinnern Sie sich nicht, mich je gesehen zu haben?«

Justin heftete seinen Blick auf den General, jedoch vergeblich.

»Sie haben mich dennoch gesehen,« versetzte der General, »und zwar in einer Nacht, welche für uns beide gleich merkwürdig, denn Sie fanden Ihre Braut wieder, und ich umarmte ohne es zu wissen, zum ersten Male meine . . .« -

Justin unterbrach ihn.

»Ah! ich habe es!« rief er lebhaft. »Ich habe Sie in der Nacht meiner Abreise gesehen in dem Park des Schlosses Viry; Sie haben uns gemeinschaftlich mit Salvator gerettet; ich erkenne Sie jetzt wieder, als wenn ich Sie niemals verlassen; Sie sind der General Lebastard de Premont.«

Mit diesen Worten warf er sich in die Arme des Generals der ihn innig an sich schloß, indem er voll Rührung murmelte:

»Justin! mein Freund! mein lieber Freund! Mein . . .«

Er hielt inne, er hätte gerne gesagt, *mein Sohn!*«

Justin, ohne die Ursache zu ahnen, war unbeschreiblich gerührt.

Er sah Herrn Lebastard de Premont an; dieser hatte die Augen voll Thränen.

»Mein Freund,« versetzte er, »hat Ihnen Salvator je von dem Vater Mina's gesprochen?«

»Nein,« antwortete der junge Mann indem er den General erstaunt ansah.

»Er hat es Ihnen wenigstens gesagt,« fuhr der General fort, »daß dieser Vater lebt?«

»Er gab mir die Hoffnung; sollten Sie ihn kennen, General?«

»Ja,« murmelte der General kaum hörbar; »und was könnten Sie von einem Vater denken, »der sein Kind auf solche Weise verlassen hat?«

»Ich sagte, er sei unglücklich,« antwortete der junge Mann einfach.

»O, sehr unglücklich.« sagte Sarranti, indem er langsam den Kopf schüttelte.

»Sie haben also keine Anklage gegen ihn erhoben?« versetzte der General.

»Niemand verdient ein Manns mehr Mitleid,« murmelte Herr Sarranti traurig.

Der Lehrer sah den Corsen an, wie er den General angesehen. Ein geheimer Instinct sagte ihm, daß einer der beiden Männer der Vater Minas sei; aber welcher von beiden? Seine Augen liefen vom Einen zum Andern, und suchten in dem Gesichte die Schläge des Herzens zu erkennen.

»Der Vater Minas ist zurück.« fuhr der General fort, »und kann jeden Augenblick seine Tochter von Ihnen fordern.«

Der junge Mann schauerte. Die letzten Worte schienen ihm eine Drohung zu enthalten.« .

Der General gewährte den Schauer Justins und begriff, seinen geheimen Schrecken; weit entfernt, ihn zu beruhigen, mehrte er seine Unruhe, indem er ihm mit einer Stimme, der er einen ruhigen Ausdruck zu geben suchte, sagte:

»Wenn der Vater Minas seine Tochter von Ihnen fordern würde, so würden Sie ihm rein . . . ohne Bedauern . . . ohne Gewissensbisse zurückgeben? Nicht wahr?«

»Ohne Gewissensbisse, ja!« schwur der junge Mann feierlich. »Ohne Bedauern, nein, nein,« fügte er mit bewegter Stimme hinzu.

»Sie lieben sie also sehr? . . .« fügte der General hinzu.

»Aus tiefster Seele,« antwortete Justin.

»Wie eine Schwester?« fragte der Vater Minas.

»Mehr als wie eine Schwester,« antwortete der Lehrer erröthend.

»Und. . . Sie können versichern, daß der Vater Minas über diese Liebe nicht erröthen darf?«

»Ich schwöre es!« antwortete der junge Mann, indem er Hände und Blicke zum Himmel erhob.

»Mit andern-Worten,« fuhr der General fort, »Mina wird des Gatten würdig sein, den ihr ihr Vater bestimmt.«

Justin zitterte an allen Gliedern und antwortete nicht; er ließ den Kopf sinken.

Herr Sarranti sah den General mit bittendem Blicke an. Dieser Blick sollte sagen: »Die Probe ist zu stark, das heißt den armen Jungen zu sehr leiden lassen.«

Zwischen einem Todesurtheil und einer Begnadigung gibt es eine Reihe unbeschreiblicher Gemüthsbewegungen; alles was in uns lebt, ist aufgeregt, gespannt, schmerzlich bewegt; Seele

und Körper empfangen zu gleicher Zeit den Stoß und werden gleichmäßig erschüttert.

Dies Gefühl hätte Justin, als er die Worte vernahm: »Der Gatte, den ihr ihr Vater bestimmt.«

In einem Augenblicke ging sein ganzes Leben, von dem Abend, wo er das kleine Mädchen eingeschlafen im Korn gefunden, bis zu dem Momente, wo er heiter, lächelnd, glücklich und von den Augen mit ihr plaudernd, den Diener hatte melden hören, daß zwei Fremde von Paris mit ihm im Auftrag von Salvator zu sprechen wünschten — sein ganzes Leben ging Korn um Korn, Blatt um Blatt, Tropfen um Tropfen, Minute um Minute an ihm vorüber; er kostete noch einmal all die süßen Augenblicke, athmete all den süßen Duft, hörte all die Lieder noch einmal und fiel dann plötzlich, ohne Uebergang, aus dem Zauberwalde der Hoffnung in den düstern Abgrund des Zweifels.

Er hob den Kopf mit den blassen zitternden Lippen und sah die beiden Fremden mit Auen an, in denen sich ein furchbarer Schrecken malte.

Der General empfand in diesem Augenblicke selbst den Schmerz, den der junge Mann fühlte, indeß schien ihm eine letzte Probe nöthig und er sagte, trotz der stummen-Bitten des Herrn Sarranti:

»Sie haben Fräulein Mina wie ihre eigene Schwester erzogen. Ihr Vater dankt Ihnen durch meinen Mund dafür und segnet Sie wie seinen eigenen Sohn. Nehmen Sie jedoch an, daß er in Folge eines Vermögensumschlages, durch ein feierliches Versprechen gegen eine Familie, die Hand des Mädchens dieser zugesagt, was würden Sie in einem solchen Falle thun? Antworten Sie mir, wie Sie dem Vater Minas antworten würden, denn er ist es, der durch meinen Mund diese Worte an Sie richtet. Was würden Sie thun?«

»General,« stotterte Justin,, der beinahe nicht mehr athmen konnte; »seit dem Tode meines Vaters bin ich an das Dulden gewöhnt; ich würde dulden.«

»Und Sie würden sich nicht empören gegen die Grausamkeit dieses Vaters?«

»General,« antwortete der junge Mann edel, »über den Liebenden stehen die Vater, wie über den Vätern Gott. Ich würde zu Mina sagen: ‚Gott hatte Dich mir in Abwesenheit Deines Vaters anvertraut; Dein Vater ist zurück gehe zu Deinem Vater!‘«

»Mein Sohn! mein Sohn!« rief der General, der seine Thränen nicht zurückhalten konnte, indem er aufstand und die Arme gegen den jungen Mann ausbreitete.«

Justin stieß einen herzerreißenden Schrei aus und fiel in die Arme des Herrn Lebastard de Premont, indem er: »Vater, mein Vater!« stammelte.

Dann riß er sich aus der Umarmung des Generals, eilte nach der Thüre und rief so laut er konnte:

»Mina! Mina!«

Aber der General, eben so rasch als er, hielt ihn in dem Augenblick zurück, wo er die Thürklinke faßte und sagte, indem er ihm die Hand auf den Mund legte:

»Stille! fürchten Sie nicht, daß ihr die Aufregung dieser Nachricht schaden könntest?«

»Das Glück richtet kein Unglück an.« sagte Justin, dessen Gesicht vor Freude leuchtete; »sehen Sie mich!«

»Sie! Sie sind ein Mann, mein Freund,« sagte der General, »aber ein junges Mädchen, ein Kind, denn sie ist beinahe noch ein Kind. . . Ist sie hübsch?«

»Wie eine Maria.«

»Und . . .« fragte Herr Lebastard de Premont zögernd, »ist sie hier . . . da Sie sie rufen?«

»Ja, ich will Sie suchen,« antwortete der Lehrer. »Ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich ihr eine Minute des Glücks raubte.«

»Ja, suchen Sie sie . . .« sagte der General mit einer Stimme, welche vor Rührung zitterte; »aber versprechen Sie mir, ihr nicht zu sagen, wer ich bin; ich will es ihr selbst sagen, wenn sie vorbereitet ist, wenn ich es für geeignet halte, nicht wahr, es ist so besser?« fügte er hinzu, indem er den jungen Mann und Herrn Sarranti zu gleicher Zeit ansah.

»Ganz wie Sie wollen antworteten diese.

»So gehen Sie!«.

Justin ging und einen Augenblick später führte er Mina in das Speisezimmer.

»Meine Freundin,« sagte er, »ich stelle Dir zwei Freunde von mir vor, die bald auch die Deinen sein werden.«

Mina grüßte die beiden Fremden mit einer anmuthigen Verbeugung.

Als der General dies reizende Wesen, das seine Tochter war, eintreten sah, fühlte er sein Herz so heftig schlagen, daß er glaubte, er werde ohnmächtig werden; er stützte sich auf den Schrank des Speisezimmers und betrachtete lange mit Augen, die von Glück feucht waren, das junge Mädchen.

»Diese beiden Freunde,« fuhr Justin fort, »bringen Dir eine sehr gute Nachricht, auf die Du nicht gefaßt sein kannst, die beste Nachricht, die man Dir bringen kann.«

»Sie werden mir von meinem Vater sprechen?« rief das junge Mädchen.

Der General fühlte, daß ihm zwei Thränen langsam über die Wangen rollten.«

»Ja, meine Freundin.« antwortete Justin, »sie bringen Dir Nachricht von Deinem Vater.«

»Sie haben meinen Vater gekannt?« fragte das junge Mädchen indem sie die beiden Männer zugleich ansah, als wollte sie nicht eine einzige Sylbe ihrer Antwort verlieren.

Die beiden Freunde machten, ohne zu sprechen — sie waren zu bewegt, um antworten zu können — mit dem Kopfe ein bestätigendes Zeichen.

Diese stumme Antwort, deren Ursache sie nicht begreifen konnte, brachte in dem Herzen Minas eine peinliche Bewegung hervor und mit einer Stimme voll Schmerz rief sie:

»Mein Vater lebt noch, nicht wahr?«

Die beiden Freunde machten wieder ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

»So sprechen Sie mir rasch von ihm!« sagte Mina ungestüm. »Wo ist er? Liebt er mich?«

Der General fuhr mit der Hand über das Gesicht und dem jungen Mädchen einen Stuhl anbietend, setzte er sich gegenüber von ihr, indem er jedoch ihre Hände in den seinen behielt.

»Ihr Vater lebt und liebt Sie, Fräulein, und ich hätte es Ihnen schon an jenem Abend gesagt, wo Sie aus dem Park von Viry flohen, wenn ich Sie damals gekannt.«

»Ich kenne Ihre Stimme wieder.« sagte Mina zusammenschauernd. »Sie haben mich damals, indem Augenblick, als ich die Mauer erstieg, auf die Stirne geküßt und mit einer Stimme voll Thränen zu mir gesagt: .Sei glücklich, Kind! ein Vater, der seine Tochter seit vierzehn Jahren nicht mehr gesehen, segnet Dich . . . Lebe wohl! Ihr Wunsch ging in Erfüllung,« fügte sie hinzu, indem sie abwechselnd Justin und die beiden Freunde ansah, »ich bin glücklich, sehr glücklich, denn es fehlt meinem Glücke nichts mehr, da Sie mir von meinem Vater sprechen! Wo ist er?«

»Ganz nahe bei Ihnen,« antwortete der General, auf dessen Gesichte dicke Schweißtropfen zu perlen begannen.

»Und warum ist er nicht hier?«

Der General antwortete nicht. Herr Sarranti trat dazwischen.

»Er fürchtet vielleicht,« sagte er, »daß wenn er so plötzlich, so unerwartet vor Sie träte, Sie in zu große Aufregung versetzt werden könnten, mein Fräulein.«

Seltsam! statt Herrn Sarranti anzusehen, der diese Worte an Sie richtete, betrachtete das Mädchen nur den General, der nichts sagte, dessen gerührte Züge jedoch den heftigsten inneren Kampf verriethen.

»Glauben Sie den,« sagte sie, »daß das Glück, meinen Vater zu sehen, mir einen größeren Schmerz bereiten könnte, als den, ihn nicht zu sehen?«

»Meine Tochter! meine Tochter! meine liebe Tochter!« rief Herr Lebastard de Premont, der den Schrei seines Herzens nicht länger zurückhalten konnte.

»Mein Vater!« sagte Mina, indem sie in seine Arme stürzte.

Und der General umfaßte ihre Hüfte, drückte sie an sein Herz und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

In diesem Momente machte Justin Herrn Sarranti ein Zeichen, zu ihm zu kommen; der Corse kam auf den Zehenspitzen, um nicht durch ein Geräusch die Harmonie dieser zärtlichen Scene zu stören.

Justin öffnete leise die Thüre des Speisezimmers und Herrn Sarranti ein Zeichen gebend, daß er ihm folge, ließen sie Vater und Tochter ihr doppeltes Glück ohne Zeugen kosten.

Der General erzählte Mina, wie er, nachdem sie ihre Mutter verloren, welche mit ihrem Eintritt in die Welt gestorben sei, gezwungen gewesen, sie einer Fremden anzuvertrauen, um dem Glück oder vielmehr dem Unglück des Kaisers nach Rußland zu folgen. Er erzählte seine Schlachten, seine Kämpfe seine Verschwörungen, sein Unglück seit der Geburt Minas. Seine Erzählung war eine große Epopoe, die den Augen des jungen Mädchens tausend Thränen der Liebe, der Bewunderung und Rührung erpreßte.

Ihre Erzählung war eine süße Idylle; sie entfaltete vor ihrem Vater ihr ganzes Leben, wie man einen Teppich auf einem Altare ausbreitet. Ihre Geschichte hatte die Reinheit eines schönen Himmels, die Durchsichtigkeit eines Sees, die Jungfräulichkeit einer weißen Rose.

Die Vorsteherin der Pension, welcher Justin Herrn Sarranti vorstellte, wollte, daß man Vater und Tochter bis zum Abend beisammen lasse. Die Nacht überraschte sie mitten in diesen süßen Herzergießungen. Man mußte rufen, um Licht zu haben.

Als Frau van Slyper die Glocke erklingen hörte, traten sie, Justin und Herr Sarranti in das Speisezimmer.

»Mein Vater!« rief das Mädchen heiter, indem sie den General der Vorsteherin der Pension als solchen bezeichnete.

Der General trat näher und nachdem er die Hand von Frau van Slyper respectvoll geküßt, dankte er herzlich der guten Frau für die liebevolle Behandlung seiner Tochter.

»Erlauben Sie mir jetzt, Madame.« sagte er, »mich bei Ihnen nach der nächsten Gelegenheit nach Frankreich zu reisen, zu erkundigen.«

»Wie ist das?« fragten Mina, Justin und Frau van Slyper zu gleicher Zeit, erschrocken über diese plötzliche Abreise, »Sie wollen so rasch wieder von hier fort?«

»ich? Nein!« antwortete der General, »ich will einige Zeit bei Ihnen zubringen! Aber dieser brave Freund, der mich nie verlassen,« fügte er hinzu, indem er sich nach Herrn Sarranti hinwandte und ihm die Hand bot, »und der mich begleiten wollte, bis ich meine Tochter wieder gefunden, will nach Paris zurückkehren, um seinen Sohn aufzusuchen, den seine kindliche Liebe ins Gefängniß brachte.«

Die Brauen des Herrn Sarranti zog mehr der Zorn als der Kummer zusammen. Die Wolken, welche den großen Stürmen vorangehen, haben kein drohenderes Ansehen.

Die Umstehenden verbeugten sich respectvoll vor diesem großen und stummen Unglücklichen.

Er ging am andern Tage nach Frankreich zurück, während er seinen Freund glücklich bei seiner Tochter und seinem Bräutigam zurückließ.

Die Tage, welche der General, Justin und Mina mit einander in Amsterdam zubrachten, waren unendlich heitere, gesegnete Tage; nach so vielen Widerwärtigkeiten, so viel Jahren des Unglücks kosteten sie ihr Glück mit derselben Wollust, wie der Reisende, der, -nachdem er in der Sonnenhitze den ganzen Tag einen hohen Berg hinaufgestiegen, auf der Höhe angekommen, die frische Luft und den Duft athmet, der vorn Thale aufsteigt.

Unglücklicherweise — denn es steht geschrieben, daß das Glück des Einen das Unglück des Andern ist — rief die Freude dieses Trios von Glücklichen den Schmerz der Vorsteherin der Pension hervor.

Sie dachte mit Schrecken an den Augenblick, wo Justin und Mina, das heißt ein Lehrer und eine Lehrerin, sie verlassen würden, um dem General nach Paris zu folgen.

Der General ahnte ihren Kummer, und suchte ihn zu mildern, indem er ihr versprach, daß er, sobald sie nach Frankreich zurück seien, ihr auf die Prüfung Justins hin, die beiden besten Lehrerinnen von Paris schicken werde.

Eine Morgens erhielt der General einen Brief von Salvator und zog die Brauen traurig zusammen, als er ihn gelesen.«

»Was haben Sie, mein Vater?« riefen die beiden jungen Leute erschrocken.

»Leset,« sagte der General und bot Justin den Brief hin.

Sie lasen zu gleicher Zeit den kurzen Brief:

»General, damit nichts das Glück störe, das der Besitz Ihrer Tochter Ihnen bereiten muß, beeile ich mich, Ihnen anzuzeigen, daß Herr Lorédan von Valgeneuse, ihr Räuber, gestern in meiner Gegenwart von Herrn von Marande im Duell getödtet wurde.

»Ich gratulire Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß Sie nicht die Mühe hatten, Ihr nützliches Leben der Gefahr auszusetzen, um einen Elenden dieser Art zu strafen.

»Meine herzlichsten Grüße an die beiden Verlobten, und Ihnen, General, die Versicherung meiner aufrichtigsten Freundschaft.

Conrad von Valgeneuse.«

»Nun, mein Vater?« fragte Mina.

»Was enthält der Brief, was Ihnen Kummer bereiten könnte, General?« sagte Justin.

»Es war meine Sache, diesen Elenden zu strafen,« sagte der General; »ich bedaure, daß ein Anderer sich diese Mühe genommen.«

»Mein Vater,« sagte Mina traurig, »Sie bedauern also, mich wieder gefunden zu haben, weil Sie bedauern, nicht Gefahr gelaufen zu, sein, mich zu verlieren?«

»Liebes Kind!« rief Herr Lebastard de Premont, indem er seine Tochter küßte, deren Gesicht wieder seine gewöhnliche Heiterkeit annahm.

Es war jetzt nur noch die Frage über die Wahl des Tages der Abreise. Man setzte ihn auf den nächsten Samstag, das heißt den übernächsten Tag fest; und am Samstag Morgen, nachdem Mina die Vorsteherin der Pension und alle Pensionnaires zärtlich umarmt, welche zu gleicher Zeit ihre Zöglinge und ihre Freundinnen waren, begab sie sich am Arme ihres Vaters, gefolgt von ihrem Bräutigam, nicht ohne hundert Male auf dem Wege sich umgewandt zu haben, um mit Thränen der Dankbarkeit in den Augen nach dieser gastfreundlichen Stadt zurückzublicken, welche ihr wie ihre Vaterstadt erschien, da sie hier zum ersten Male ihren Vater kennengelernt.

Am Tage der Abreise den Generals übergab man Frau van Slyper einen Brief mit einem Wechsel von drei tausend Franken nach Sicht auf einen Banquier von Amsterdam. Dieser Wechsel bildete eine Stiftung für den Freitisch von sechs jungen vermögenslosen Mädchen, von welchen Frau van Slyper drei, drei der Bürgermeister zu wählen hatte. Unter dieser zarten Form machte der General der Vorsteherin der Pension ein Geschenk der Dankbarkeit.

CXI.

Die würdige Schwester des verstorbenen Herrn Lorédan.

Kehren wir zu Herrn Lorédan von Valgeneuse zurück, den wir tödtlich verwundet auf dem Grase des Bois de Boulogne zurückließen.

Die beiden Zeugen hörten seinen letzten Seufzer, kurze Zeit, nachdem Salvator, Herr von Marande und die beiden Generale weggegangen waren.

Es ist eine ernste Sache, eine feierliche Minute, der Augenblick, wo der Freund, den Du lachend lebensfroh, die Verachtung auf den Lippen hierhergebracht, in Deinen Armen stirbt, mit verzogenem Munde, starren Gliedern, verstörten und verdrehten Augen.

Die Gemüthsbewegung ist freilich je nachdem Menschen, der stirbt, und denen, die ihn sterben sehen, eine sehr verschiedene.

Die Vorsehung wollte, daß die Freundschaft dieser fleckenlose Diamant, wenn auch nicht die Mitgift reiner Herzen, — wer kann sich der Reinheit seines Herzens rühmen — wenigstens die guter Herzen sei.

Frivole lasterhafte Menschen kennen die heilige Göttin dem Namen nach, und lachen übers sie, wie über jene ehrbaren Frauen, welche die Leichtsinigen verspotten, weil sie sie nicht schlecht machen können.

Wir dürfen nun deßhalb den Schmerz nicht übertreiben, welchen die beiden — wir können nicht sagen Freunde — die beiden Begleiter des Herrn von Valgeneuse empfanden, als es für sie zur Gewißheit wurde, daß sich Salvator in seinem Ausspruch nicht getäuscht, und daß Lorédan den letzten Seufzer ausstieß.

Sie waren sehr *verdrießlich* über diesen Tod, das ist das Wort, das für die Situation paßt, aber vielleicht noch mehr verlegen, was sie mit der Leiche anfangen sollten. Mit dem Todten nach Paris geben, das hatte seine Schwierigkeit. Die Gesetze des Duells, welche zu jenen Zeiten sehr streng waren, bestrafte die Sekundanten weit härter als den überlebenden Gegner, welcher als einer, der sein Leben vertheidigt hatte, angesehen wurde; auch mußten sie an der Barriere ohne Zweifel; wegen des Eingangs der Leiche alle Arten von unangenehmen Formalitäten abmachen; kurz, sagen wir es mit *einem* Worte, das Duell hatte etwas lange gedauert und die beiden Freunde hatten Hunger.

Dieses realistische Geständniß, das wir zu machen uns gezwungen sehen, gibt genau das Maaß ihres Schmerzes.

Sie waren alle drei in dem Wagen des Herrn Lorédan gekommen; man beschloß, daß der Wagen und die beiden Diener die Leiche nach Paris zurückbringen sollten; Camille und sein

Begleiter wollten auf einem andern Wege heimgehen.

Man ließ den Wagen näher kommen; die beiden Diener saßen ruhig auf dem Bock, als wenn es sich um eine Morgenpromenade handelte. Camille rief sie.

Sie hatten die beiden Schüsse gehört; sie hatten Salvator, Herrn von Marande und seine beiden Sekundanten sich entfernen sehen; aber alles das hatte ihnen nichts Entscheidendes über den Ausgang des Duells gesagt.

Man kann sich jedoch über die Aufregung der beiden Diener bei dem Anblick der Leiche ihres Herrn beruhigen. Lorédan, ein harten heftiger, brutaler Mensch, war von seinen Dienern nicht sonderlich geliebt. Man gehorchte ihm pünktlich, weil er streng war und zur Stunde bezahlte. Das war aber auch Alles.

Und das ist auch wirklich genug für die, welche, dem, was ihnen näher tritt, keine Liebe zu schenken haben, und es deßhalb auch von andern nicht verlangen, was sie ihnen doch nicht geben würden.

Die beiden Diener begnügten sich deßhalb mit einigen Ausrufungen mehr der Ueberraschung, als der Theilnahme; worauf sie, gegen den Todten sich für quitt haltend, den jungen Männern die Leiche in den Wagen schaffen halfen.

Camille befahl ihnen, langsam zurückzufahren. Er brauchte Zeit, sich ein Cabriolet zu verschaffen und Susanne auf den Schlag vorzubereiten, der sie erwartete.

An der Porte Maillot fanden die beiden jungen Männer seinen Fiaker, der von Neuilly zurückkam; sie hielten ihn an und ließen sich nach der Barriere de l'Etoile fahren.

Dort schieden sie; Camille beauftragte seinen Begleiter, im Vorübergehen bei seiner Frau vorzusprechen, ihr das Ereigniß mitzutheilen und seine verzögerte Zurückkunft zu erklären. Sicher, daß sein Auftrag besorgt werde, begab sich Camille nach der Rue du Bac.

Es konnte zehn ein halb Morgens sein.

Das Hotel Valgeneuse hatte seine gewöhnliche Physiognomie; der Schweizer scherzte im Hofe mit der Wäscherin; Fräulein Nathalie, die wieder in Diensten genommene Kammerfrau, coquettirte im Vorzimmer mit dem jungen Groom, der erst seit einigen Tagen in Lorédans Dienste getreten war.

Als Camille die Thüre öffnete, lachte Nathalie aus voller Seele über die Bonmots des neuen Kammerdieners.

Er machte Nathalie ein Zeichen, und fragte sie, nachdem sie ihm entgegen geeilt, ob er Susanne sprechen könne.

»Mein gnädiges Fräulein schläft noch, Herr von Rozan,« antwortete die Kammerfrau; »ist das, was Sie ihr zu sagen haben, von Wichtigkeit?«

Es versteht sich von selbst, daß Mademoiselle Nathalie diese Frage, die zum mindesten indiskret war, mit dem impertinentesten Lächeln begleitete.

»Von der größten Wichtigkeit,« antwortete Camille ernst.

»In diesem Falle und wenn der Herr es wünscht, werde ich meine Herrin wecken.«

»Thun Sie es und so bald als möglich! Ich werde im Salon warten.«

Und Camille trat, während die Kammerfrau durch den Gang ging, der nach dem Zimmer Susannens führte, in den Salon.

Die Kammerfrau näherte sich dem Bette ihrer Herrin, der die warme Luft des Zimmers gestattet, die Arme und die Brust außerhalb des Bettes zu haben; ihre schmerzenden Haare waren aufgelöst; ihr Kopf mit dem matten Teint hob sich vor der schwarzen Masse ab und ihre Brust wogte von einem süßen Traume bewegt.

»Gnädiges Fräulein,« murmelte Nathalie ins Ohr des jungen Mädchens, »gnädiges Fräulein . . .«

»Camille! . . . lieber Camille! . . .« stammelte Susanne.

»Nun, ja, er ist da,« fuhr Nathalie fort, indem sie leise an ihrer Herrin rüttelte; »er erwartet Sie.«

»Er?« fragte Susanne, die Augen öffnend und sich umschauend, »wo ist er?«

»Im Salon.«

»Er soll kommen! oder vielmehr nein,« sagte sie »Ist mein Bruder zurück.?«

»Nein, noch nicht.«

»Lasse Camille ins Boudoir treten und sich dort einschließen.«

Die Kammerfrau wollte gehen.

»Warte, warte,« sagte Susanne.

Nathalie wartete.

»Komm,« sagte das junge Mädchen.

Die Kammerfrau gehorchte.

Fräulein von Valgeneuse streckte die Hand aus, nahm einen Handspiegel von feiner Schnitzarbeit, der auf dem Nachttisch lag, besah sich darin und sagte, ohne die Augen nach ihrer Kammerfrau umzuwenden, mit der mattesten Stimme von der Welt:

»Wie findest Du mich diesen Morgen, Nathalie?«

»Schön wie gestern, wie vorgestern, wie immer,« antwortete diese.

»Sei offen gegen mich, Nathalie, findest Du mich nicht etwas matt?«

»Etwas blaß in der That; aber die Lilien sind auch blaß und Niemand kam bis jetzt auf den Gedanken, ihre Blässe ihnen vorzuwerfen.«

»So,« sagte das junge Mädchen.

Und nach einem von nächtlicher Wollust durchhauchten Seufzer fügte sie hinzu:

»Nun, da Du mich nicht zu häßlich findest, so lasse Camille, wie ich Dir sagte, in's Boudoir treten.«

Nathalie ging.

Hinter ihr stand Susanne langsam auf, zog Strümpfe von Rosaseide an, schob ihre Füße in Pantoffeln von blauem mit Gold gesticktem Atlas, warf sich in eine große Robe von Caschmir, die durch eine Kordel um die Hüfte festgehalten wurde; band ihre langen Haare oben auf ihrem Kopfe zusammen, warf einen zweiten Blick in eine Psyche, um sich des Ensemble zu versichern, wie sie ihr Gesicht seither betrachtet hatte, und trat dann in das Boudoir, dessen Helle Nathalie, als erfahrene Kammerfrau dadurch gedämpft hatte, daß sie die dreifachen Vorhänge von Gas, Musselin und Rosataffet zusammenzog.

»Camille!« rief sie, indem sie Camilla de Rozan mehr mit dem Blicke ihres Herzens, als mit den Augen ihres Körpers unterschied. Er saß in einer Causeuse im Hintergrund des Boudoirs.

»Ja, liebe Susanne,« antwortete Camille, indem er aufstand und ihr entgegen ging.

Er umarmte sie.

»Du küssest mich nicht?« sagte sie, indem sie ihn mit ihren beiden bloßen Armen umschlang.

»Verzeihe mir,« antwortete Camilla, indem er mit seinen Lippen, die matten Augen des jungen Mädchens küßte, »aber ich habe Dir eine traurige Nachricht zu bringen, Susanne.«

»Deine Frau« weiß Alles? rief das junge Mädchen.

»Nein,« antwortete Camille, »im Gegentheil, ich glaube, sie ist hundert Meilen daran, irgend etwas zu ahnen.«

»Da liebst mich nicht nicht mehr?« fuhr das junge Mädchen lächelnd fort.

Diesmal war ein Kuß die einzige Antwort.

»Dann willst Du gewiß fortreisen,« sagte Fräulein von Valgeneuse, »Du willst nach Amerika

aus irgend einem Grunde zurückkehren; kurz, Du bist gezwungen, mich zu verlassen, zu scheiden nicht wahr?«

»Nein, Susanne, nein, das ist es nicht.«

»Nun, weshalb sagst Du denn, Du bringest mir eine schlimme Nachricht, da Du mich noch immer liebst und wir uns nicht zu trennen brauchen?«

»Es ist eine sehr traurige Nachricht, Susanne.« sagte der junge Mann mit einem Seufzer.

»Ah! jetzt weiß ich's,« rief das junge Mädchen, »Du bist ruiniert; was thut das, mein geliebter Freund; bin ich nicht reich für zwei, für drei, für vier?«

»Das ist es immer noch nicht, Susanne,« antwortete Camille.

Es entstand eine Pause, während welcher Susanne, indem sie ihren Geliebten nach dem Fenster zog, einen der Vorhänge rasch hob.

Das Licht von Außen drang in das Zimmer und beleuchtete den jungen Mann.

Susanne tauchte ihren Blick in den von Camille und las wirklich in den Augen ihres Geliebten einen tiefen Ausdruck von Unruhe.

Aber all das sagte ihr nichts Bestimmtes.

»Nun,« sagte sie, »sehr mir in's Gesicht; was ist Dir für ein Unglück begegnet?«

»Mir persönlich keines!« sagte Camille.

»Also mir?«

Der Creole zögerte einen Augenblick; dann sagte er:

»Ja.«

»Nun, wenn es mich betrifft, so kannst Du ruhig sprechen, Camille, ich verachte alles Unglück dieser Welt, weil ich Deine Liebe besitze!«

»Aber wir sind nicht allein auf der Welt, Susanne.«

»Außer uns, Camille,« sagte das junge Mädchen in leidenschaftlichem Tone, »habe ich Dir schon oft versichert, kann mich nichts berühren.«

»Nicht mal der Tod eines Freundes?«

»Hab ich denn Freunde?« antwortete Susanne.

»Ich glaubte, Lorédan sei Dir, Susanne, nicht nur ein Bruder, sondern auch ein Freund.«

»Lorédan!«, rief Susanne, »willst Du von ihm sprechen?«

»Ja,« machte Camille mit einem bestätigenden Zeichen des Kopfes, und als ob sich sein Mund weigerte, in weitere Erklärungen sich einzulassen.«

»Ah!« sagte sie, »ich weiß alles, es handelt sich um das Duell Lorédan's; ich weiß alles.«

»Wie! Du weißt alles?« fragte der junge Mann bestürzt.

»Ja, ich weiß, daß er Herrn von Marande in der Pairskammer beleidigt hat und daß er sich heute oder morgen schlagen muß. Aber,« fügte sie mit einem Lächeln hinzu, »ich bedaure Herrn von Marande.«

»Susanne,« sagte der Creole mit gedämpfter Stimme, »weißt Du nur das?«

»Ja.«

»Dann weißt Du nicht Alles.«

Das junge Mädchen sah ihren Geliebten mit einem unruhigen Blicke an.

»Sie haben sich geschlagen,« fügte Camille hinzu.

»Schon?«

»Ja.«

»Nun?«

»Nun, Lorédan . . .«

Camille hielt inne, er wagte nicht zu Ende zu sprechen.

»Lorédan ist verwundet?« rief sie.

Rozan antwortete nicht.

»Getödtet?« fragte das junge Mädchen.

»Leider! . . .«

»Unmöglich!«

Camille senkte den Kopf zum Zeichen der Bestätigung.

Susanne stieß einen Schrei aus; in dem mehr Wuth als Schmerz lag, und sank auf die Causeuse.

Camille läutete nach Nathalie, und nach Verfluß von einigen Secunden war es ihren vereinigten Bemühungen gelungen, Susanne wieder zu sich zu bringen.

Das junge Mädchen schickte Nathalie fort und weinte, in Camille's Arme sinkend, aus vollem Herzen.

Kurze Zeit später pochte der Kammerdiener.

Von dem Kutscher in Kenntniß gesetzt, eilte er herbei, um den Creolen zu benachrichtigen, daß die Leiche Lorédans so eben in das Hotel hereinfahre.

In diesem Augenblicke erschien Nathalie wieder an der Thüre von Susannens Schlafzimmer.

Camille legte das junge Mädchen auf die Causeuse, ging auf Nathalie zu und gab ihr leise einen Befehl.

»Was. haben Sie so leise gesagt, Camille?«

»Einen Augenblick meine liebe Susanne! . . .«sagte Camille.

»Ich will ihn sehen!«rief Susanne, indem sie sich aufrichtete.

»Ich habe den Befehl gegeben, daß man ihn in sein Schlafzimmer bringe.«

Susanne ließ einen Seufzer hören; nicht eine Thräne war über ihre Augen getreten.

Nathalie erschien ehestens wieder.

Bei dem Geräusch, daß sie machte, wandte sich Susanne um.

»Ist er auf sein Bett gebracht?« fragte das junge Mädchen.

»Ja, gnädiges Fräulein,« antwortete die Kammerfrau.

»Nun gut, ich habe Ihnen gesagt, daß ich ihn sehen wolle.«

»Gut, so wollen wir gehen.« sagte Camille.

Und Susanne den Arm gebend,« suchte er sich zu fassen, nur das Schauspiel, das er seiner Begleiterin bereiten mußte, ruhig ertragen zu können.

Susanne öffnete die Thüre des Boudoirs die in den Salon führte, schritt durch diesen, und ging mit festem Schritte nach dem Schlafzimmer ihres Bruders.

Ehe sie in das Schlafzimmer kamen, mußte man durch ein kleines Zimmer gehen, das mit indischen Matten ausgeschlagen war, welche von Bambus eingefaßt wurden.

Das war das Rauchzimmer Lorédans.

Bis zwei-Uhr Morgens hatten die drei jungen Leute hier geraucht und getrunken.

Alles in diesem kleinen Zimmer, dessen Atmosphäre von dem dreifachen Geruche des Tabaks, des Alcohols und des Eisenkrautes geschwängert war, stand noch gerade so, wie es die jungen Leute verlassen hatten. Cigarrenenden lagen auf dem Teppich; kleine, halbvolle Liqueurgläser, halbleere Theetassen, ein bis zwei auf dem Boden liegende Flaschen deuteten an, daß die jungen Leute, statt wie Jarnack an Gott und ernste Sachen zu denken, wie die Chateigneraie nur an frivole Dinge gedacht.

Susanne schauerte, als sie eine Blutspur sah, die über das ganze Zimmer von einer Thüre bis zur andern ging.

Sie zeigte, ohne etwas zu sagen, Camille diese Blutspur.

Und einen Seufzer unterdrückend, barg sie den Kopf an der Brust des jungen Mannes, indem sie ihre Schritte beschleunigte und von dem geraden Wege abwich, da sie sonst hätte auf dem Blute ihres Bruders gehen müssen.

Camille fühlte beim Anblick dieser Unordnung unwillkürlich das Blut in seine Stirne steigen.

Eine Stimme sagte ihm leise, daß dies eine abscheuliche Art sei, sich auf einen so ernsten Act, wie ein Duell, vorzubereiten, indem man unter tollen Scherzen rauchte und trank.

Es war ihm, als wenn er nicht mehr bloß Zeuge, sondern Mitschuldiger am Morde Lorédans wäre.

Mit diesen Gefühlen trat er in das Schlafzimmer, wo die Leiche lag.

Das Schlafzimmer bot die Summe jenes Contrastes, welchen in gewissen Augenblicken die leblosen Dinge in ihrer Berührung mit den Lebensereignissen vor Augen stellen.

Es war mehr das Zimmer einer Coquette, als eines Mannes.

Es war mit Lyoner Stoff von zartem Azurblau, mit großen Blumenbouquets in den natürlichen Farben, mit silbernen Bändern gebunden, tapezirt.

Der Plafont, die Fenstervorhänge und die Bettvorhänge waren vom gleichen Stoffe, die Möbel von Rosenholz.

Die Teppiche, von einem matten Tone, welken Blumen ähnlich, ließen die Farbe der Möbel und Tapeten in's volle Licht treten.

Ein Spiegel im Hintergrunde des Bettes, welcher die üppigsten Bilder widerzustrahlen bestimmt war, zeigte eine Leiche in ihrer ganzen Blässe und Starrheit.

Susanne warf sich auf das Bett und den Kopf erhebend, rief sie mit einem Tone, in welchem sich die Thränen Luft machten:

»Mein Bruders mein Bruder!«

Camille, welcher bei der Thüre stand, die Arme auf der Brust gekreuzt, den Kopf etwas gesenkt, in der Stellung der Sammlung, betrachtete diese Scene mit einer Rührung, deren er sich selbst nicht für fähig gehalten.

Freilich wurde diese Rührung mehr durch das Schluchzen und Jammern seiner Geliebten, als durch den Anblick der marmornen Leiche seines Freundes hervorgerufen.

Camille ließ das junge Mädchen ihren Schmerz austoben; erst als sich der stürmische Ausbruch desselben etwas gelegt, näherte er sich ihr und sagte mit theilnehmendem Tone:

»Susanne! meine liebe Susanne!«

Das junge Mädchen stieß einen Seufzer aus, alle Nerven zitterten; und sie sank auf die Kniee.

Camille nahm sie an der Hand; dann hob er sie, indem er einen Arm unter ihre Schulter hielt, auf, zog sie nach der Thüre, und führte sie durch das Rauchzimmer nach dem Salon.

Beide kehrten düster in das Boudoir zurück.

Camille welcher noch immer Susanne in seinen Armen hielt, sank mit ihr auf ein Canape.

Einen Augenblick war es in dem Gemache, wo sich die beiden Lebenden befanden, so still, wie in dem Todtenzimmer, wo sich die Leiche befand, die sie so eben verlassen.

Susanne unterbrach zuerst das Schweigen.

»So bin ich denn allein auf der Welt, sagte sie mit düsterem Tone, »allein ohne Familie, ohne Verwandte, ohne Freunde.«

»Du vergissest, daß ich da bin, Susanne!« sagte der junge Mann, indem er das letzte Wort auf den Lippen des jungen Mädchens mit einem Kusse erstickte.

»Du,« sagte sie, »Du, freilich, Du bleibst mir, Du liebst mich, Du sagst es wenigstens.«

»Gib mir Gelegenheit, es Dir zu beweisen.«

»Sprichst Du wahr?« rief das junge Mädchen.

»So wahr, als ich, bis ich Dich kennen lernte, kein Weib wahrhaft geliebt,« sagte der Creole.«

»So wahr,« versetzte Susanne, »daß wenn in meinem Unglück selbst eine Gelegenheit sich böte, mir Deine Liebe zu beweisen, Du nicht zögern würdest?«

»Ich würde sie mit Begierde ergreifen, dankbar glücklich sein!«

»Nun denn, so höre!«

Camille schauerte unwillkürlich.

Es war ihm, als ob mit diesen Worten eine Art von Ahnung ihn mit ihrem Todtenflügel berührte; aber er hatte die Kraft, dies Gefühl zu verbergen, das nichts rechtfertigte und mit einem Lächeln auf seinen Lippen, antwortete er:

»Sprich!«

»Mein Bruder ist todt, ich hänge von Niemanden mehr ab, ich habe auf Niemanden mehr Rücksicht zu nehmen, keine Furcht, kein Respect vor irgend wem oder irgend was tritt mir mehr hindernd in den Weg. Ich bin frei, ich hänge nur von mir ab, ich kann mit mir machen, was ich will.«

»Gewiß, Susanne; aber wo willst Du damit hinaus?«

»Ich will damit sagen, daß ich von heute an ganz Dein bin, daß ich Dir mit Leib und Seele angehöre.«

»Nun?«

»Nun wir werden Eins für das Andere leben.« Ich verlasse Dich keine Stunde mehr!«

»Ist das Dein Ernst, Susanne?« rief der junge Mann; »vergissest Du? . . .«

»Daß Du verheirathet bist? Nein; aber was thut das mir?«

Camille fuhr mit seinem Taschentuch über seine mit Schweiß bedeckte Stirne.

»Höre, Camille,« fuhr die junge Frau fort, »antworte mir, wie Du Gott antworten würdest: liebst Du sie oder mich?«

Der junge Mann zögerte.

»O! antworte,« sagte sie, »denn mein ganzes Leben hängt vielleicht von den Worten ab, die aus Deinem Munde kommen; für wen von uns beiden lebst Du; mit wem von uns beiden willst Du leben?«

»Susanne! meine liebe Susanne!« rief der Creole, indem er sie in seine Arme schloß.

Aber die junge Frau stieß ihn sanft zurück.

»Ein Kuß ist meine Antwort,« sagte sie mit eiskaltem Tone.

»So ist wahrhaftig Deine Frage auch keine Frage,« antwortete der Creole.

»Ich begreife Dich nicht.«

»O!« machte der junge Mann, die Hände faltend, »Du zweifelst an mir?«

»Du liebst also mich?« sagte sie und zog ihn an ihre Brust.

»Ja, ja, Dich allein,« antwortete der Creole mit erstickter Stimme, »Dich allein, niemand als Dich!«

»Nun gut.« sagte Susanne, »wir verlassen Paris in acht Tagen: wir gehen nach Havre, nach Marseille, nach Bordeaux, nach Brest, wohin Du willst; dort nehmen wir Plätze auf dem nächsten Schiffe, das nach Amerika, Indien, Oceanien geht. Wenn ein Land uns mißfällt, gehen wir in ein anderes; wenn ein Welttheil uns langweilt, gehen wir in einen andern. Wir geben, so lange uns die Wellen tragen, so lange der Wind uns treibt; wir suchen ein Paradies und wo wir dies Paradies gefunden, da bleiben wir.«

»Aber Susanne,« rief der junge Mann, »bedenkst Du auch, welch ein Vermögen dazu gehört?«

»Kümmere Dich nicht darum.«

»Meine Freundin, mein Vermögen kommt zum größten Theil von meiner Frau . . .« sagte Camille.

»Du lässest ihr Alles; wir realisiren das meinige; wir verkaufen dies Hotel und haben dann ungefähr zwei Millionen: hundert tausend Livres Rente. Mit hundert tausend Livres Rente verfügt man über die Zukunft.«

»Aber diese beiden Millionen.« fragte Camille, »bist Du auch sicher, sie wirklich zu besitzen?«

Susanne zitterte; ein furchtbarer Gedanke durchbebte sie, als sie diese Worte hörte.

Sie schauerte von Kopf bis zu den Füßen; ihre Hände, ihre Wangen, ihre Stirne wurden weiß und kalt wie Marmor.

»Ah!« sagte sie, »hast auch Du davon sprechen hören?«

»Wovon?«

»Von nichts, von Niemand,« sagte Susanne, indem sie mit der Hand über die Stirne fuhr, als wollte sie sich aus einem schlimmen Traume aufwecken.

»Susanne, Susanne, Deine Hände sind eiskalt,« sagte der junge Mann.

»Ja, das ist wahr, ich friere, Camille.«

»Geh.« nach Deinem Zimmer, mein liebes Kind! Diese Aufregungen werden Dir das Herz brechen.«

»O Camille,« rief Susanne mit einem furchbaren Tone, »wir sind auf ewig geschieden.«

»Susanne,« sagte der junge Mann, wirklich gerührt, »komm zu Dir, der Schmerz verwirrt Dich; ich bin's, Camille; ich bin bei Dir, ich küsse Dich, ich liebe Dich!«

»Nein! Du weißt wohl, daß ich wahr spreche; auch Du hast von ihm sprechen hören.«

»So ist es also wahr, was man gesagt hat?« fragte Camille.

»Was sagt man?«

»Die Testamentsgeschichte, von der in der Welt die Rede ist, wäre wahr?«

»Du siehst wohl! Ja, sie ist wahr; ja, wenn dieser Mensch will, bin ich ärmer, als das Kind das in die Welt kommt, weil das Kind einen Vater und eine Mutter hat, während ich Niemanden habe.«

»So existirt also ein anderer Erbe?«

»Ja, Camille ja; ich hatte ihn vergessen; es existirt ein berechtigter Erbe; mein Bruder wollte realisiren, wollte verkaufen, wollte . . . Der arme Unglückliche machte Pläne, aber er eilte nicht, sie auszuführen; der Tod hat um so mehr geeilt.«

»Und dieser Erbe heißt? . . .«

»Für uns Conrad von Valgeneuse — wir hielten ihn für todt — für die Welt Salvator.«

»Salvator! der geheimnißvolle Commissionär, der seltsame Mensch,« rief der Amerikaner. »Dann geht alles gut, Susanne,« sagte Camille. »Dieser Mensch hat such meinen Lebensweg durchkreuzt, er hat um roher Hand an meine Ehre gerührt. Ich habe eine Rechnung mit ihm abzumachen, mit diesem Herrn Conrad von Valgeneuse.«

»Was wirst Du thun?« fragte Susanne, vor Furcht und Hoffnung zitternd.

»Ich werde ihn tödten.« antwortete der Creole entschlossen.



CXII.

Wo die Sonne Camille's zu bleichen beginnt.

Ihr erinnert euch vielleicht, liebe Leser — oder wenn ihr euch nicht erinnert, so will ich eure Erinnerung auffrischen — der jungen schönen Creolin von Havannah, die euch freilich nur ein einziges Mal vorgestellt wurde, aber doch unter dem Namen Frau von Rozan vorgestellt wurde, und die die Salons der Frau von Marande an jenem Abende zum ersten Male betrat, als Carmelite die Romanze von der Weide sang.

Dieses Auftreten der Creolin hatte, wie wir gesagt und wiederholen auf alle Eingeladenen die außerordentlichste Wirkung hervorgebracht.«

Unter den Auspizien von Frau von Marande in die große Welt eingeführt, jener Frau, die zu den anmuthigsten Herrscherinnen zählte, war die schöne Creolin in wenigen Tagen die »**Beaute à la mode**« geworden und man riß sich in allen Salons Paris um sie.

Braun wie die Nacht, rosig wie der Orient, mit Augen voll Feuer, Lippen voll Verlangen, zog Frau von Rozan mit einem Blick, einem Lächeln, nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen an sich; und sie glich inmitten eines Salons einem von Sternen umgebenen Planeten.

Man schrieb ihr tausend Siege, und nicht eine Niederlage zu. Das war die volle Wahrheit: lebhaft, feurig, leidenschaftlich, vielleicht ohne es zu wissen, herausfordernd, lag zwar in ihrem Wesen eine ziemlich ausgesprochene Coquetterie, aber nichts weiter, und wenn sie, wie Camille, mehr bezeichnend, als tactvoll sagte, die Leute sich mit den Kleinigkeiten des Vorzimmers amüsiren ließ, so wußte sie sie dort zu bannen, ehe sie noch die Schwelle berührten. Das Geheimniß ihrer Tugend lag in ihrer Liebe zu Camille, und wir möchten es im Vorübergehen sagen, da sich eine so gute Gelegenheit bietet, das Geheimnis aller weiblichen Tugend ist: ein liebendes Herz, ein tugendhafter Leib.

Frau von Rozan war dies in vollem Sinne; — sie liebte ihren Mann, ja, sie betete ihn an: eine schlecht angebrachte Anbetung, wir geben das zu, namentlich wenn wir an das denken, was wir im vorhergehenden Capitel erzählt, aber vollkommen begreiflich für diejenigen, welche jenen äußerlichen Glanz, jene zauberhafte Anziehungskraft, mit der die Natur Camille beschenkt, nicht vergessen.

Und wir haben es im Verlauf unserer Geschichte gesehen, Camille, jung, schön, launenhaft mehr als distinguirt, mehr unterhaltend als geistreich, mit dem pariser Esprit hinlänglich gefirnißt, der leichtfertige, frivole, phantastische, ausgelassen heitere Camille mußte allen Frauen gefallen und besonders einem jungen Mädchen, das indolent und leidenschaftlich zugleich, vergnügungssüchtig im höchsten Grade war und nur an Unterhaltung dachte.

Die Triumphe von Frau von Rozan waren, wie wir sahen, nur äußerliche, oberflächliche. Sie ließ den Glanz derselben ganz auf ihren Mann fallen, und doch wird man sogleich sehen,

weßhalb diese verliebte und triumphirende Creolin, trotz ihrer glänzenden Erfolge, so tief melancholisch war, daß man hätte glauben sollen, sie leide unter irgendeinem geheimen geistigen oder körperlichen Uebel. Man hatte in mehreren Salons diese Bemerkung gemacht, als man die Blässe ihrer Wangen und die dunkeln Ringe um ihre Augen sah: eine eifersüchtige Wittve behauptete, sie seie brustleidend; eine verschmähte Liebende, sie habe einen Liebhaber; eine andere mitleidigere Seele hatte entdeckt, daß ihr Mann sie schlage; ein materialistischer Arzt beschuldigte oder vielmehr beklagte sie, daß sie zu streng ihren ehelichen Pflichten nachkomme; kurz, alle Welt sprach ihr Urtheil aus, aber niemand das richtige.

Und wenn uns der Leser jetzt in das Schlafzimmer der jungen schönen Frau folgen will, wird er in wenigen Augenblicken, wenn er es nicht bereits geahnt, das Geheimniß dieses Kammers erfahren, das ganz Paris zu beunruhigen begann.

Am Abende des Begräbnisses von Herrn Lorédan von Valgeneuse, das heißt vierundzwanzig Stunden nach der Scene, die wir im vorhergehenden Capitel erzählten, war Frau Camille von Rozan, welche in einer rosasammtnen Bergère lag, für eine hübsche Frau in einem Schlafzimmer, um ein Uhr Morgens, einer Stunde, wo jede Frau von dem Alter und dem Aussehen der schönen Dolores, die Stirne voll Träume und den Mund voll Versprechungen, in ihrem Bette liegen sollte, auf wunderlichste Weise beschäftigt.

Vor einem kleinen Laquedechinetische saß sie und lud ein prachtvolles Paar Pistolen mit Ebenholzschaft und mit Gold damascirtem Laufe, die sich von ihren marmorweißen Händen wunderbar abhoben.

Nachdem sie die Pistolen mit einer Pünktlichkeit und Sorgfalt geladen, die einem Schützen Ehre gemacht, untersuchte Frau von Rozan auf's genaueste die Hahnen und ließ sie einen nach dem andern spielen; nach dieser Untersuchung legte sie die Pistolen neben sich zur Rechten und nahm einem kleinen Dolch, der auf ihrer linken Seite lag.

Zu den Händen dieser hübschen Creolin dürfte dieser Dolch nicht in Erstaunen setzen; die Kette war von mit Gold niellirtem Silber; der Knopf war von wunderbar getriebenem, mit Stein eingelegtem Stahl und das Meisterstück der Goldschmiedekunst schien mehr ein Frauenbijou als eine Mordwaffe; und doch, wenn man die Blitze sah, die aus ihren Augen leuchteten, wenn sie auf die Klinge sah, hätte man sich fürchten mögen und wäre in Verlegenheit gewesen zu sagen, wer die unheimlichsten Strahlen ausströmt, der Dolch oder die Augen.

Nachdem sie den Dolch mit derselben Sorgfalt untersucht, wie die Pistolen, legte sie ihn wieder auf den Tisch, zog die Brauen zusammen und legte, sich, die Arme kreuzend und in tiefes Nachdenken versanken, in ihre Bergère zurück.

Zehn Minuten ungefähr waren auf diese Weise verflossen, als sie einen ihr wohlbekanntem Schritt in dem Corridore hörte, der zu ihrem Schlafzimmer führte.

»Das ist er,« sagte sie.

Und mit der Schnelligkeit des Gedankens die Schieblade an sich ziehend, legte sie die Pistolen

und den Dolch hinein, warf die Schieblade wieder zu, zog den Schlüssel ab und barg ihn in ihren Schlafreck.

Sie stand lebhaft auf. Camille trat ein.

»Ich bin es,« sagte er: »wie, Du liegst zu dieser Stunde nach nicht zu Bette, liebes Kind?«

»Nein,« antwortete Frau von Rozan kalt.

»Aber es ist ein Uhr, meine Liebe,« sagte Camille und küßte sie auf die Stirne.

»Ich weiß es,« antwortete diese in demselben Tone und mit demselben eisigen Accente.

»Du warst also aus,« fragte Camille, indem er seinen Mantel auf eine Causeuse warf.

»Ich war nicht aus,« antwortete Frau von Rozan lakonisch.

»So war Besuch bei Dir.«

»Niemand.«

»Und Du hast bis jetzt gewacht?«

»Wie Du siehst.«

»Was thatest Da?«

»Ich wartete auf Dich.«

»Das ist nicht Deine Gewohnheit.«

»Wenn die Gewohnheiten schlecht sind, muß man sie ändern.«

»O! in welch' tragischen Tone Du das sagst!« machte Camille, indem er sich auszukleiden begann.

Frau von Rozan setzte sich, ohne zu antworten, wieder in ihre Bergère.

»Nun gut,« fragte Camille, »legst Du Dich nicht zu Bette?«

»Nein, ich habe mit Ihnen zu sprechen,« sagte die Creolin in düsterem Tone.

»Zum Teufel! was Du mir zu sagen hast, muß sehr traurig sein, das Du es mir in solchem Tone ankündigst.«

»Seht traurig.«

»Was ist es denn, meine Liebe?« fragte Camille, indem er näher trat; bist Du krank? Hast Du

eine schlimme Nachricht erhalten? was ist denn in den letzten Stunden geschehen?«

»Es ist nichts in den letzten Stunden geschehen.« antwortete die Creolin, »was nicht alle Tage geschähe; ich habe keine Nachricht erhalten, ich bin nicht krank, wenigstens nicht, wie Sie es meinen.«

»Warum dann diese düstere Miene?« fragte Camille lächelnd. »Oder,« setzte er hinzu, indem er sie küssen wollte, »denkst Du etwa an unsern armen Freund Lorédan?«

»Herr Lorédan war nicht *unser* Freund; Herr Lorédan war *Ihr* Freund; es kann deßhalb das nicht sein.«

»Dann weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll,« versetzte Camille, indem er seinen Frack auf ein Fauteuil legte, des langen Gespräches über eine so unerklärliche Sache müde.

»Camille,« fragte Frau von Rozan, »haben Sie seit einigen Wochen keine Veränderung bei mir wahrgenommen?«

»Nein, wahrhaftig nicht.« antwortete Camille, »Du bist immer reizend.«

»Sie haben meine Blässe nicht bemerkt?«

»Das Clima von Paris ist so verrätherisch. Aber ich will Dir etwas sagen: diese Blässe steht Dir entzückend; und wenn ich etwas bemerkte, so war es das, daß Du alle Tages schöner wurdest.«

»Der Ring um meine Augen, hat er Dir nicht von meinen schlaflosen Nächten gezeugt?«

»Wahrhaftig nein! Ich glaubte, Du legtest Kohol an, wie es jetzt Mode ist.«

»Camille, Sie sind entweder sehr egoistisch oder sehr frivol, mein armer Freund,« machte die junge Frau kopfschüttelnd.

Und zwei Thränen rollten über ihre Wangen,.

»Du weinst, meine Liebe?« fragte Camille bestürzt.

»Aber sieh mich doch an,« sagte sie und ging mit gekreuzten Armen auf ihn zu; »ich sterbe!«

»O,« machte Camille betroffen von der Blässe und dem düsteren Ausdruck des Gesichts seiner Frau wahrhaftig, meine arme Dolores, Du scheinst mir leidend.«

Und indem er sie um die Hüfte faßte, setzte er sich und suchte sie auf seine Kniee zu ziehen.

Aber die junge Frau machte sich aus seiner Umarmung los, stieß ihn ungestüm von sich, und warf ihm einen Blick voll Zorn zu.

»Genug solcher Lügen!« sagte sie energisch, »ich bin meines Schweigens müde und dürste

nach einer Erklärung.«

»Und welche Erklärung willst Du, daß ich Dir gebe?« fragte Camille in einem so natürlichen Tone, daß man hätte glauben sollen, die Frage überrasche ihn wirklich.

»Aber das ist sehr einfach: die Erklärung Deines Benehmens seit dem Tage, wo Du zum ersten Mal den Fuß in das Hotel Valgeneuse gesetzt.«

»Immer wieder Deine Zweifel,« sagte Camilla mit Ungeduld; »ich glaubte Dich in dieser Beziehung beruhigt zu haben.«

»Camille, mein Vertrauen auf Dich war so groß als meine Liebe. Als ich Dich über Deine Beziehungen zu Fräulein Susanne von Valgeneuse befragte, und Du mich versichertest, daß sie für Dich und Du für sie nur die Gefühle der Freundschaft oder höchstens geschwisterliche Gefühle hegest, da liebte ich Dich und glaubte Dir.«

»Nun also?« sagte der Amerikaner.

»Warte, Camille, diesen Schwur, den Du mir vor vier Monaten thatest, konntest Du ihn heute wiederholen?«

»Gewiß.«

»So liebst Du mich also heute wie vor einem Jahr, das heißt am Tage unserer Hochzeit?«

»Etwas mehr als vor einem Jahr,« antwortete Camille mit einem Tone der Galanterie, der seltsam mit der düsteren Miene seiner Frau contrastirte.

»Reisen wir ab.«

»Wie — reisen?« rief Camille erstaunt. »Und weißhalb reisen?«

»Weil es nicht ehrenhaft ist, Fräulein von Valgeneuse so irre zu führen; sie liebt Dich, sagst Du, also hofft sie, Du liebst sie nicht, also leidet sie Hoffnung und Leiden, es gibt ein Mittel, Beiden ein Ende zu machen. Laß uns gehen.«

Camilla suchte zu scherzen.

»Ich gebe zu, daß eine Abreise eine Lösung des Knotens wäre,« sagte er. »Wir sehen das Beispiel daran in einer Menge von Komödien. Aber man muß wissen, wohin man geht.«

»Man geht dahin, wo man geliebt wird. Der Ort, wo man geliebt wird, ist unsere wahre Heimath. Wohin Du willst, werde ich gehen, hundert Meilen von Frankreich, tausend Meilen von Frankreich, aber laß uns diesen Ort meiden.«

»Gewiß,« antwortete Camille, »und ich hätte Dir selbst seit lange eine Reise nach Italien oder Spanien vorgeschlagen, wenn ich nicht Deine Vorwürfe gefürchtet.«

»Meine Vorwürfe?«

»Ja, höre meine Gründe. Ich, der ich seit Jahren in Paris lebe, sagte ich mir, habe nichts Besonderes mehr zu sehen, aber Sie, meine arme Dolores, die wie alle jungen Mädchen unserer Heimath seit lange diesen süßen Traum gehegt — Paris sehen und sterben, Sie soll ich ungestüm aus dem Schlafe reißen, ehe Sie diesen Traum-zu Ende geträumt?«

»Wenn diese zarte Aufmerksamkeit Dich allein noch zurückhält, Camille, dann laß uns nicht länger unsere Abreise verschieben. Ich habe von Paris gesehen, was ich sehen wollte.«

»Nun denn, meine Lieb,« sagte Camille, »wir wollen abreisen.«

»Wann das?«

»Wann Du willst.«

»Gut, also morgen.«

»Oh! machte der Amerikaner bestürzt.. »Morgen.«

»Gewiß, da Dich nichts in Paris zurückhält, als die Furcht, mich aus meinem Traume aufzuwecken.«

»Nichts, nichts,« sagte Camille, »das ist bald gesagt: und hätte man auch nur seine Koffer zu packen, so würde das schon mehr als einen Tag ausmachen. Morgen,« wiederholte Camille, »und unsere Besuche! unsere Einkäufe! unsere Rechnungen.«

»Meine Koffer sind gepackt, meine Einkäufe sind gemacht, meine Rechnungen sind bezahlt; und ich habe gestern, um Abschied zu nehmen, nach allen Häusern, wo wir empfangen wurden, Karten geschickt.«

»Aber man bedarf doch immer noch einige Tage um seinen Freunden die Hand zum Abschied zudrücken.«

»Mit Deinem Charakter, Camille hat man keine Freunde; man hat nur Bekanntschaften. Dein intimster Bekannter war Lorédan. Lorédan wurde gestern getödtet, heute begraben. Du hast keine einzige mehr in Paris zu drücken; laß uns deßhalb morgen gehen

»Es ist unmöglich.«

»Bedenke wohl, was Du mir antwortest, Camille.«

»Gewiß, und meine Lieferanten, was würden sie sagen, wenn ich auf solche Weise ginge? Es hätte das Aussehen eines Bankerotts. Ich reise ab, aber ich gehe nicht durch.

»Wie viel Zeit verlangst Du, damit Deine Abreise nicht das Aussehen einer Flucht habe? Antworte.«

»Ich weiß nicht . . .«

»Sind drei Tage genügend?«

»Wahrhaftig, ein solches Verlangen ist unvernünftig, meine Liebe.«

»Vier Tage, fünf Tage, sechs Tage,« wiederholte die junge Frau, deren Zorn den höchsten Grad erreicht hatte, in heftigem Tone. »Ist das genug?«

»Du bestehst darauf?« fragte Camille, den das Gereizt sein seiner Frau zu beunruhigen begann. »Nun denn, acht Tage.«

»Acht Tage, gut,« sagte Frau von Rozan entschlossen. »Aber so wahr,« fügte sie hinzu, indem sie auf die Schieblade sah, in der der Dolch und die Pistolen eingeschlossen waren, »so wahr mein Entschluß vor Deinem Eintreten in dieses Zimmer gefaßt war, wenn wir heute in acht Tagen nicht abgereist sind, so stehst Du, sie und ich am neunten Tage vor Gott, um ihm Rechenschaft über unser Thun abzulegen.«

Die junge Frau sprach diese Worte mit solcher Energie, daß Camille unwillkürlich schauerte.

»Es ist gut,« sagte er und faltete die Stirne wie von einem doppelten Gedanken beherrscht, ist gut; in acht Tagen gehen wir. Nun gebe ich Dir mein Ehrenwort darauf.«

Und seinen Frack nehmend den er, wie wir gesagt, auf einen Fauteuil geworfen, zog er sich in sein Zimmer zurück, das an das seiner Frau stieß, und ohne sich Rechenschaft von dem zu geben, was er that, schloß er die Thüre und schob den Riegel vor.



Achter Band

CXIII.

Wo Camille von Rozan erkennt, daß es ihm schwierig seinwürde, Salvator zu töten, wie er es Susanne vonValgeneuse versprochen.

Man erinnert sich, daß unser Freund Camille, als er am Schlusse des vorletzten Kapitels Susanne von Valgeneuse verließ, ein sehr einfaches Mittel zu finden geglaubt hatte, sich Salvator's, oder wenn man lieber will, Conrad's, das heißt des rechtmäßigen Erben der Valgeneuse zu entledigen.

Aber es genügt in dieser Welt von Widersprüchen nicht, ein Mittel zu finden, sich dessen entledigen zu wollen, was uns im Wege ist: zwischen dem Mittel und der Ausführung ist oft ein großer Abgrund.

In Folge des gefaßten Entschlusses hatte Camille von Rozan bei Salvator vorgesprochen, und da er ihn nicht zu Hause traf, seine Karte abgegeben.

Am Tage nach der häuslichen Szene, die wir so eben erzählt, ließ sich Salvator — unter seinem wahren Namen Conrad von Valgeneuse — bei dem amerikanischen Gentleman melden.

Dieser, leicht bewegt, wie es im entscheidenden Augenblicke alle Menschen sind, welche rasche Entschlüsse fassen, und mehr ihrem Temperamente, als ihrer Vernunft folgen, dieser, sagen wir, befahl seinem Diener, den Fremden in den Salon zu führen und trat kurz darauf selbst dort ein.

Damit man jedoch verstehe, was folgt, wollen wir sagen, woher Salvator kam, als er sich bei Camille melden ließ.

Er kam von seiner Cousine Fräulein Susanne von Valgeneuse.

Auf sein erstes Verlangen, bei dem jungen Mädchen vorsprechen zu dürfen, hatte man ihm geantwortet, Fräulein von Valgeneuse empfangt nicht.

Er hatte darauf bestanden, und war abermals abgewiesen worden.

Aber er war geduldig, unser Freund Salvator, und was er wollte, das wollte er fest.

Er hatte deßhalb eine zweite Karte genommen und unter seinen Namen Conrad von Valgeneuse mit Blei geschrieben:

»Kommt sich wegen der Erbschaft zu verständigen.«

Nie hatte ein Zauberwort, nie ein Wundertalisman die Thore eines Feenschlosses rascher

geöffnet. Man ließ ihn in den Salon eintreten, wo Fräulein von Valgeneuse nach einigen Augenblicken ebenfalls erschien.

Die Verzweiflung, in die sie der Verlust ihres Vermögens gestürzt, hatte sie außerordentlich verändert: ihre Stirne war blaß, ihre Wangen hager, ihr Auge glanzlos. Sie glich jenen schönen, aber fieberverzehrten Mädchen in den pontinischen Sümpfen, deren schwimmender Blick in einer uns fremden Welt zu weilen scheint. Die Schauer der Melodie, die sie zu durchzittern schienen, theilten sich auch Salvator mit, denn als er eintrat, schauerte er unwillkürlich.

Salvator hatte sich, um bei seiner Cousine zu erscheinen, als Mann von Welt nicht bloß, sondern, sogar als Elegant nach der strengsten Etikette gekleidet.

Als sie ihn in so seiner und geschmackvoller Toilette erblickte, leuchteten die Augen des jungen Mädchens wieder auf und Haß und Zorn blitzten daraus hervor.

»Sie haben mit mir zu sprechen, mein Herr?« sagte sie trocken und mit verächtlichem Stolze.

»Ja, Cousine,« antwortete Salvator.

Fräulein von Valgeneuse zuckte zornig mit den Lippen, als sie das Wort Cousine hörte, das ihr wie eine beleidigende Vertraulichkeit klang.

»Und was können Sie von mir wollen?« antwortete sie in demselben Tone.

»Ich wollte Ihnen sagen,« fuhr Salvator fort, den die stolze Miene des Fräuleins von Valgeneuse nicht im Geringsten kümmerte, »in welche Lage Sie durch den Tod Ihres Bruders versetzt sind.«

»Es ist also die Erbschaftsfrage, von der Sie mit mir sprechen wollen?«

»Sie begreifen die Wichtigkeit derselben, nicht wahr?«

»Sie behaupten, glaube ich, daß diese Erbschaft Ihnen gehört?«

»Ich behaupte nicht bloß, ich weiß es zu begründen.«

»Das kostet wenig, wir werden prozessiren.«

»Jenes kostet allerdings nichts,« sagte Salvator, »aber prozessiren kostet viel; Sie werden nicht prozessiren, meine Cousine.«

»Und wer wird mich hindern? Sie?«

»Gott behüte mich!«

»Wer denn?«

»Ihre Vernunft, und vor Allem Ihr Notar.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß Sie gestern Ihren Notar kommen ließen, der zugleich auch der meine ist, Herrn Baratteau, einen sehr braven Mann! daß Sie ihm sagten, er solle Sie über den Stand Ihrer Angelegenheiten in's Reine setzen, und daß Sie ihn, als Sie erfuhren, Sie haben nichts mehr, ihn um seinen Rath baten; er hat Ihnen gerathen, nicht zu prozessiren, weil das Testament, das ich besitze, einem Prozesse nicht die geringste Chance lasse.«

»Ich werde meinen Advocaten zu Rathe ziehen.«

»Die Scylla wird Ihnen keinen bessern Rath geben, als die Charybdis.«

»Was wollen Sie aber denn von mir, mein Herr? Ich begreife den Zweck Ihres Besuches nicht, wenn Sie nicht etwa die Absicht hätten, sich an einer Frau für den Haß zu rächen, den Sie gegen ihren Bruder hegten.«

Salvator schüttelte mit sanfter Melancholie den Kopf.

»Ich hasse Niemanden,« sagte er, »nicht mal Lorédan habe ich gehaßt; wie wäre es deßhalb möglich, daß ich Sie haßte? Es hätte *ein* Wort hingereicht, uns einander zu nähern, Ihren Bruder und mich. Es war ein unbedeutendes Wort, das Wort *Gewissen*, und er durfte es niemals aussprechen. Ich komme indeß nicht, um Sie zu beleidigen, weit entfernt: wenn Sie mich anhören wollen, so werden Sie erfahren, daß das Herz, das Sie von Haß erfüllt glauben, nur von den respectvollsten Gefühlen für Sie erfüllt ist.«

»Ich danke Ihnen herzlich für Ihr liebenswürdiges Mitleid, mein lieber Herr; aber Frauen meiner Art erniedrigen sich nicht zum Almosen, sie erheben sich zum Tode.«

»Wollen Sie mich anhören, mein Fräulein?« sagte Salvator respectvoll.

»Ja, ich begreife, Sie wollen mir eine lebenslängliche Pension aussetzen, damit man in der Welt nicht sage, Sie hätten eine Verwandte im Spital sterben lassen.«

»Ich biete Ihnen nichts an,« antwortete Salvator, ohne weiter auf die Vermuthungen des jungen Mädchens zu achten; »ich bin mit der Absicht zu Ihnen gekommen, mich von Ihren Bedürfnissen zu unterrichten, und mit dem Wunsch und der Hoffnung, sie zu befriedigen.«

»Dann sprechen Sie sich deutlicher aus,« sagte Susanne erstaunt, »denn ich weiß nicht, wo hinaus Sie damit wollen.«

»Es ist jedoch sehr einfach: Wie viel brauchen Sie jährlich? mit andern Worten, welche Summe geben Sie durchschnittlich im Jahre aus? oder mit andern Worten, welcher Summe bedürfen Sie jährlich, um Ihr Haus auf dem Fuße fortzuführen, auf dem es jetzt ist?«

»Ich weiß es durchaus nicht,« sagte Fräulein von Valgeneuse, »ich habe mich niemals um dergleichen bekümmert.«

»Nun gut, so will ich es Ihnen sagen,« versetzte Salvator; »so lange Ihr Bruder lebte, brauchten Sie beide hundert tausend Franken jährlich.«

»Hundert tausend Franken!« rief das junge Mädchen bestürzt.

»Ich nehme nun an, meine Cousine, daß Sie ungefähr für ein Drittel bei dieser Summe betheilt waren; Sie brauchten also dreißig bis fünfunddreißig tausend Franken jährlich.«

»Aber, mein Herr,« unterbrach ihn Susanne noch einmal befremdet, und diesmal aus einer andern Ursache, denn es kam ihr der Gedanke, daß ihr Vetter aus dem einen oder andern Grunde sie bereichern wolle und daß sie dann auf dem großen Fuße wie Camille fortleben konnte, »aber, mein Herr, ich brauche kaum diese Summe.«

»Wohl,« dachte Salvator, »aber es gibt schlechte Jahre. Ich setze Ihnen deßhalb in der Voraussicht solcher schlimmen Zeiten fünfzigtausend Franken jährlich aus; das Kapital bleibt in den Händen des Herrn Baratteau und Sie nehmen die Revenue monatlich oder vierteljährlich, ganz wie es Ihnen beliebt, in Empfang. Scheint Ihnen meine Präposition annehmbar?«

»Aber, mein Herr!« versetzte Susanne, deren Gesicht sich vor Freude röthete, »vorausgesetzt, daß ich annehme, sollte ich doch wissen, welches Recht ich habe, ein solches Geschenk anzunehmen.«

»Was Ihre Rechte betrifft, mein Fräulein,« sagte Salvator lächelnd, »so ist es, wie ich Ihnen bereits zu sagen die Ehre hatte, Sie besitzen durchaus gar keines.«

»So will ich sagen, in welcher Eigenschaft?« versetzte das Mädchen.

»Als die Nichte meines Vaters, mein Fräulein,« versetzte Salvator feierlich. »Nehmen Sie an.«

Eine ganze Welt von Gedanken durchkreuzte den Kopf des jungen Mädchens bei dem so unumwunden gemachten Vorschlag: es war ihr, als ob sie es mit Menschen höherer Art, als alle, die sie bis dahin gekannt, zu thun hätte; als ob diese Geschöpfe, welche ohne Zweifel unmittelbar von Gott ausgehen und vom Himmel die belebende Kraft des Guten erhalten, auf diese Erde gesandt wären, um das Uebel der niedrigeren Geschöpfe zu verbessern. Sie sah hier wie durch einen Sturmnebel die rosigen Wolken, die sich über dem Himmel wölbten: Ihr bis zum Tode ihres Bruders verschwommenes, unklares Leben, das seit drei Tagen von einem finstern, schwarzen Sturme überzogen war, leuchtete plötzlich in den Farben des Regenbogens; lausend liebkosende Gedanken und Aussichten, die wie linde Sommerlüfte ihre Stirne kühlten; nur mit diesem vom Rausche der Hoffnungen erfüllten Herzen hob sie den Blick, auf dem die lebhafteste Dankbarkeit strahlte, zu Salvator auf.

Sie hatte ihn bis dahin mit dem angestammten Hasse betrachtet; jetzt aber, da sie ihn mit dankbaren Blicken ansah, konnte sie ein Gefühl der Bewunderung nicht unterdrücken, und sie zögerte nicht, ihm diese Bewunderung durch den Blick, wenn auch nicht mit Worten auszudrücken.

Salvator schien den Eindruck nicht zu bemerken, den sein Anblick auf das junge Mädchen machte; er fragte sie zum zweiten Male und ebenso feierlich, wie das erste Mal:

»Nehmen Sie an, Cousine?«

»Mit großem Danke,« antwortete Fräulein von Valgeneuse mit tiefbewegter Stimmung, indem sie dem jungen Manne ihre beiden Hände bot.

Dieser verbeugte sich jedoch und trat einen Schritt zurück.

»Ich gehe, mein Fräulein,« sagte er, »um sogleich bei Herrn Baratteau die Acte aussetzen zu lassen, welche Sie als Erbin von einer Million bestätigt; von morgen können sie auf die halbjährliche Rente Anspruch machen.«

»Mein Vetter,« rief sie mit ihrem süßesten Tone, »Conrad, ist es möglich, daß Sie mich hassen?«

»Ich wiederhole Ihnen, mein Fräulein,« sagte Salvator lächelnd, aber kalt, »ich hasse Niemand.«

»Ist es möglich,« fuhr Susanne fort, indem sie ihrer Stimme und ihrem Gesichte den liebevollsten Ausdruck gab; »ist es möglich, daß wir es vergessen haben, einen Theil unsres Lebens, Kindheit und Jugend in heiterem Zusammensein verlebt und eine gemeinsame Vergangenheit gehabt zu haben; daß wir denselben Namen führen, und daß endlich dasselbe Blut in unseren Adern rollt?«

»Ich habe nichts vergessen, Susanne,« sagte Salvator traurig, »nicht mal die Pläne, die unsere Väter mit uns hatten, und gerade weil ich mich alles dessen erinnerte, sehen Sie mich heute bei Ihnen.«

»Sprechen Sie wahr, Conrad?«

»Ich lüge nie.«

»Aber glauben Sie genug für die Nichte Ihres Vaters gethan zu haben, indem Sie, selbst auf so wohlwollende Weise wie Sie es thun, das materielle Wohl derselben sichern? Ich stehe allein auf der Welt, Conrad; allein von diesem Tage an. Ich habe weder Verwandte, noch Freunde, noch sonst eine Stütze.«

»Gott ist's, der Sie straft, Susanne,« sagte der junge Mann ernst.

»O Sie sind streng, zu hart.«

»Haben Sie sich nichts vorzuwerfen, Susanne?«

»Kein schweres Vergehen, Conrad, wenn Sie nicht etwa die Coquetterien eines jungen Mädchens oder die Launen einer Frau so nennen sollten.«

»Nennen Sie das Coquetterie oder Laune,« versetzte Conrad feierlich, »daß Sie die Hand zu einer abscheulichen Machination boten, deren Resultat der Raub eines jungen Mädchens aus Ihrem Pensionat war, ein Raub, der vor Ihren Augen und mit Ihrer Beihilfe vollzogen wurde? Glauben Sie, daß Gott nicht eines Tages eine solche Laune bestraft? Nun gut, Susanne, dieser Tag ist gekommen und Gott bestraft Sie durch die Verlassenheit, Einsamkeit, durch die Zerreißung aller Familienbande, eine strenge, wohlverdiente und darum gerechte Strafe.«

Fräulein von Valgeneuse senkte den Kopf, eine Röthe, die sie nicht bemeistern konnte, überflog ihr Gesicht.

Einen Augenblick später hob sie die Stirne leicht wieder, und als ob sie die Worte suchte, sagte sie:

»So verweigern Sie also, mein nächster und einziger Verwandter, nicht nur Ihre Freundschaft, sondern auch Ihre Stütze. Ich bin keine verhärtete Sünderin, Conrad. Der Grund meines Herzens ist gut, glauben Sie mir, und ich könnte vielleicht mit Ihrer Hilfe ein allerdings verabscheuungswürdiges Vergehen, das seine Entschuldigung in den Ursachen hat, wieder gut machen. Meine schwesterliche Zärtlichkeit ließ mich diese abscheuliche Handlung begehen. Wo ist dieses junge Mädchen? Ich werde mich ihr zu Füßen werfen, sie um Vergebung anstehen. Sie war verwaist und ohne Vermögen; ich werde sie zu mir nehmen, sie zu meiner Freundin, meiner Schwester machen; ich werde sie aussteuern, sie verheirathen, kurz, die wenigen unheilvollen Jahre vergessen zu machen, werde ich mein Leben dem Wohle Anderer widmen. Aber deßhalb bitte ich Sie um Ihre Güte, Ihre Ermuthigung, Ihre Unterstützung!«

»Es ist zu spät,« sagte Salvator.

»Conrad,« drängte das Mädchen, »seien Sie nicht der Strafengel. Ich habe häufig den Namen Salvator's als den eines rechtschaffenen Mannes nennen hören. Seien Sie nicht so streng wie Gott, Sie, der Sie nur eines seiner Geschöpfe sind. Bieten Sie der die Hand, die Sie bittet, sie nicht weiter in den Abgrund hinabzustoßen. Wenn Sie auch keine Freundschaft fühlen, so haben sie doch wenigstens Mitleid, Conrad; wir sind beide noch jung, man darf deßhalb nicht an Allem verzweifeln. Studiren Sie mich, setzen Sie mich auf die Probe, suchen Sie mich auszuholen, und wenn ich im Guten denselben Eifer an den Tag lege, den ich im Bösen gezeigt, so werden Sie sehen, Conrad, welcher Aufopferung und aufrichtigen Liebe ein im Outen noch jungfräuliches Herz fähig ist.«

»Es ist zu spät!« wiederholte Salvator melancholisch. Ich bin eine Art von Geist in der moralischen Welt, Susanne, ich habe das Amt übernommen, alle, welche die Gesellschaft stündlich verwundet und verletzt, zu verbinden und zu heilen. Die Zeit, welche ich bei Ihnen zubrachte, ist meinen Kranken gestohlen. Lassen Sie mich deßhalb zu ihnen zurückkehren, vergessen Sie, daß Sie mich gesehen.«

»Nein,« rief das junge Mädchen ungestüm, »es soll nicht gesagt werden, daß ich nicht Alles versuchte. . . Ich bitte Sie fußfällig, Conrad, versuchen Sie es, mein Freund zu werden.«

»Nie!« antwortete der junge Mann bitter.

»Gut,« murmelte Susanne, indem Sie eine Bewegung der Verachtung unterdrückte: »aber wenn es Ihnen gefallen, mich auf so edle Weise zu verbinden, so weiß ich nicht, warum Sie mich überhaupt verbinden wollten?« .

»Die Ursache ist die, die ich Ihnen sagte, Susanne,« versetzte Salvator streng; »ich schwöre es Ihnen vor Gott. Ich wünsche Sie aus keinem andern Grunde zu verbinden; aber erklären Sie sich, ich verstehe Sie nicht. Haben Sie die Vorausbezahlung einer Jahresrente nöthig?«

»Ich will Paris verlassen,« antwortete Susanne, »aber nicht blos Paris, sondern Europa. Ich will mich in eine Einöde zurückziehen, sei es in Amerika oder in Asien; ich habe einen Abscheu vor der Welt; ich brauche deßhalb das ganze Vermögen, das Sie mir auszuwerfen die Gnade haben.«

»Wo Sie auch sein mögen wird Ihnen die Revenue zukommen, Susanne, seien Sie darob ganz unbesorgt.«

»Nein,« jagte Susanne, welche zu zögern schien, »ich muß mein ganzes Vermögen in Händen haben und man darf hier den Ort nicht wissen, wohin ich mich zurückgezogen.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, Susanne, so heißt das Ihr ganzes Capital, das ist eine Million, die Sie von mir verlangen.«

»Haben Sie nicht so eben gesagt, daß diese Million bei Herrn Baratteau deponirt sei?«

»Ich wiederhole es Ihnen, Susanne; wann wollen Sie sie?«

»So bald als möglich.«

»Wann gedenken Sie abzureisen?«

»Heute, wenn ich kann.«

»Heute ist es zu spät, diese Summe zu realisiren.«

»Wie lange braucht es denn?«

»Höchstens vierundzwanzig Stunden.«

»Also morgen zur gleichen Stunde,« sagte Fräulein von Valgeneuse, deren Augen vor Glück strahlten, »könnte ich mit einer Million Paris verlassen?«

»Morgen zur selben Stunde.«

»O Conrad,« rief das junge Mädchen in einer Art von verliebter Aufregung, »warum haben wir uns nicht auf einem bessern Wege begegnet! Welch' eine Frau wäre ich in Ihren Händen geworden! Mit Welch' glühender Liebe hätte ich Sie umfassen! ...«

»Leben Sie wohl, meine Cousine,« sagte Salvator, der nicht weiter hören wollte. »Gott vergebe Ihnen, was Sie Schlimmes gethan und behüte Sie vor dem, was Sie vielleicht noch zu thun im Sinne haben.«

Fräulein von Valgeneuse schauerte unwillkürlich.

»Leben Sie wohl, Conrad,« sagte sie, kaum wagend, ihn anzuschauen: »ich wünsche Ihnen alles Glück, das Sie verdienen, und was auch kommen mag, ich werde nie vergessen, daß ich durch eine mit Ihnen zugebrachte Viertelstunde eine ehrbare Frau und ein gutes Herz geworden bin.«

Salvator verbeugte sich vor Fräulein von Valgeneuse und begab sich, wie wir am Anfang dieses Kapitels sagten, zu Camille de Rozan.

«Mein Herr,« sagte er, sobald er des Amerikaners ansichtig wurde, »ich habe zu Hause Ihre Karte gefunden und kam nun, sobald es nur möglich wurde, Sie aufzusuchen und zu fragen, was wir die Ehre Ihres Besuches verschaffte?«

»Mein Herr,« antwortete Camille, »Sie nennen sich Conrad von Valgeneuse?«

»Ja, mein Herr.«

»Sie sind somit der Vetter von Fräulein von Valgeneuse?«

»Allerdings.«

»Nun denn, mein Herr, mein Besuch hatte keinen andern Zweck, als von Ihnen zu erfahren, der Sie der rechtmäßige Erbe sind, was Sie in Beziehung auf Fräulein von Valgeneuse für Absichten haben?«

»Ich will Ihnen gerne antworten, mein Herr; zuvor aber mochte ich wissen, welches Recht Sie haben, mich zu fragen. Sind Sie der Bevollmächtigte meiner Cousine, ihr Advocat, ihr Rath? Auf welchen Grund hin erweisen Sie mir die Ehre, mich zu fragen? auf ihre Rechte hin oder im Hinblick auf meine Gefühle?«

»Auf Grund beider.«

»So sind Sie, mein lieber Herr, zu gleicher Zeit ihr Verwandter und ihr Bevollmächtigter?«

»Weder das Eine, noch das Andere. Ich war der intime Freund Lorédan's und ich glaube deßhalb vollkommen im Rechte zu sein, mich über das Schicksal seiner Schwester, die nunmehr Waise ist, zu unterrichten.«

»Sehr gut, mein lieber Herr. Sie waren der Freund des Herrn von Valgeneuse; warum wenden Sie sich denn aber an mich, dessen Todfeind er war?«

»Weil ich keinen andern Verwandten weiß, als Sie.«

»Sie wenden sich also an meine Wohlthätigkeit.«

»An Ihre Wohlthätigkeit, wenn Ihnen das Wort gefällt.«

»In diesem Fall, mein Herr, möchte ich Sie fragen, warum Sie in solchem Tone mit mir sprechen? Warum sind Sie so aufgeregt, so nervös, so fieberhaft? Ein Mann, der eine so schöne Pflicht übt, wie Sie in diesem Moment, ist nicht so aufgeregt wie Sie. Eine gute Handlung kann man kalt vollziehen: was ist Ihnen geschehen?«

»Mein Herr, wir sind nicht hier, um uns über mein Temperament zu streiten.«

»Allerdings nicht; aber wir sind hier, um die Interessen einer Abwesenden zu verhandeln; wir können deßhalb ganz ruhig die Sache besprechen. Mit einem Worte, warum erzeigen Sie mir die Ehre, mich zu fragen?«

»Ich habe die Ehre, mein Herr, Ihnen zu antworten, daß dies eine Sache zwischen meiner Cousine und mir ist.«

»Mit andern Worten, Sie verweigern mir eine Antwort?«

»Ich verweigere Ihnen allerdings eine solche und ich gebe der Sache keinen andern Namen, als welchen sie hat.«

»Nun denn, mein Herr, da ich im Namen des Bruders von Fräulein von Valgeneuse spreche, so betrachte ich Ihre Weigerung als einen Mangel an Herz.«

»Was wollen Sie, mein lieber Herr, mein Herz ist nicht so versteinert, wie das Ihre.«

»Ich, mein Herr, spreche offen meine Gedanken aus und wenn ein Freund mich fragte, so würde ich ihn nicht über das Schicksal einer Waise im Zweifel lassen.«

»Warum haben Sie denn, mein lieber Herr, Colombau über das Schicksal Carmelitens in Unruhe gelassen?« fragte Salvator in strengem Tone.

Der Amerikaner wurde blaß und schauerte; er hatte kratzen wollen und wurde gebissen.

»Jeder Mensch wird mir noch diesen Namen Colombau an den Kopf werfen!« rief Camille voll Wuth. »Gut denn! so werden Sie für Alle bezahlen,« fuhr er fort, indem er Salvator mit drohender Miene ansah, »und mir Rechenschaft geben.«

Salvator lächelte, wie die Eiche, wenn sie den Rosenstrauch sich bewegen sieht.

Aber Camille, der sich nicht mehr kannte, stürzte auf ihn los und schien die That der Drohung folgen lassen zu wollen, als Salvator mit der energischen Ruhe, von der wir ihn drei bis vier Mal in diesem Drama haben Beweise geben sehen, die Hand ergriff, die Camille vorstreckte, und sie kräftig drückend, den Amerikaner zurück warf, indem er sich wieder an seinen vorigen Platz stellte und sagte:

»Sie sehen wohl, daß Sie nicht kaltblütig genug sind, mein lieber Herr.«

Sie waren so weit gekommen, als ein Diener eintrat, der einen Brief in der Hand hielt, welchen ein Commissionär in großer eile gebracht.

Camille warf den Brief auf den Tisch; auf das Drängen des Dieners jedoch nahm er ihn, bat Salvator ihn lesen zu dürfen und las wie folgt:

»Conrad ist so eben bei mir gewesen. Wir haben ihn falsch beurtheilt. Er hat ein edles und großes Herz. Er gibt mir eine Million: das heißt so viel als, alle Bemühungen in dieser Richtung sind fortan unnöthig. Packen Sie deshalb so rasch als möglich ein: wir gehen zuerst nach Havre und zwar morgen um drei Uhr.

Ihre Susanne.«

»Antworten Sie, es sei recht,« sagte Camille dem Diener, indem er den Brief zerriß und die Stücke in den Kamin warf.»Herr Conrad,« fügte er hinzu, indem er den Kopf erhob und auf Salvator zuing, »ich bitte Sie wegen des Gesagten um Vergebung. Meine Worte haben ihre Entschuldigung nur in der Freundschaft für Lorédan. Fräulein von Valgeneuse hat mich in Kenntnis gesetzt, wie brüderlich Sie sich gegen sie erzeigt. Es bleibt mir nichts, als Ihnen mein Bedauern über mein Benehmen gegen Sie auszusprechen.«

»Leben Sie wohl, mein Herr,« sagte Salvator kalt; »und damit mein Besuch nicht unnütz gewesen sei, so brechen Sie, wenn Sie meiner Mahnung folgen wollen, nicht wieder so leichtsinnig das Herz einer Frau. Nicht alle haben die engelhafte Resignation Carmelitens.«

Und nachdem er Camille begrüßt, entfernte sich Salvator und ließ den Amerikaner etwas verlegen über die Szene, welche eben gespielt hatte, zurück.

CXIV.

Herr Montansier und Herr Tartuffe.

Die Erzbischöfe sind sterblich! Es wird Niemand einfallen, dies zu bestreiten. Jedenfalls sprechen wir nur den Gedanken aus, der Monseigneur Coletti lebhaft in Aufregung versetzt, als er von Herrn Rappt die Nachricht von der gefährlichen Krankheit des Erzbischofs von Paris, Herrn von Quelen, erhielt.

Sobald Herr Rappt fort war, ließ Monseigneur Coletti anspannen, und sich mit verhängtem Zügel zu dem Arzte des Erzbischofs fahren. Der Arzt bestätigte die Anfrage des Herrn Rappt und Monseigneur Coletti war mit einem Herzen voll unaussprechlichen Glücks in sein Hotel zurückgekehrt.

In diesem Momente hatte er sich den Gedanken gebildet, daß alle Erzbischöfe sterblich seien, ein Gedanke, der in dem Munde des Monseigneur Coletti die höchst unerfreuliche Bedeutung eines Todesurtheils erhielt.

Während der Unruhen, welche den Wahlen folgten, versäumte Monseigneur Coletti nicht, wenigsten dreimal in der Woche selbst nach dem erzbischöflichen Palaste zu gehen oder zu schicken, und sich nach dem Gesundheitszustand des Prälaten zu erkundigen.

Das Fieber wurde von Tag zu Tage stärker und die Hoffnung Monseigneur Coletti's wuchs in gleichem Grade wie das Fieber des Monseigneur de Quelen.

Die Krankheit befand sich auf diesem Standpunkte an dem Tage, als der König, um Herrn Rappt für seine guten Dienste in den Straßen zu belohnen, den Gatten Regina's zum Pair von Frankreich und Feldmarschall ernannt hatte.

Monseigneur Coletti ließ sich zu Herrn Rappt fahren und unter dem Vorwande, ihm Glück zu wünschen, fragte er ihn, ob er Nachrichten in Bezug auf seine Nomination von Rom habe.

Der Papst hatte noch nicht geantwortet.

Es verflossen einige Tage und eines Morgens, als er in die Tuileries trat, gewahrte Monseigneur Coletti zu seinem großen Erstaunen und zu seinem großen Aerger den Wagen des Erzbischofs, der zu gleicher Zeit, wie der seinige, in den Hof des Palais fuhr.

Er ließ rasch das Fenster herab und den Kopf durch den Vorhang steckend, betrachtete er von ferne den Wagen des Erzbischofs, um sich zu vergewissern, daß er nicht falsch gesehen.

Monseigneur de Quelen, der seinerseits ebenfalls den Wagen des Monseigneur Coletti erkannt, hatte denselben Gedanken, wie dieser: und so erkannte er, den Kopf durch den Vorhang steckend, den Bischof im selben Moment, wie dieser ihn.

Der Anblick des Monseigneur Coletti schien Monseigneur de Quelen keinen Kummer zu bereiten; aber der Anblick Monseigneur de Quelen's in voller Gesundheit schien Monseigneur de Coletti um so tiefer zu schmerzen.

So hatte das Schicksal es also gewollt: **Sic fata voluerunt**. Der Erzbischof, der sich nach den Tuilerien begab, machte allen ehrgeizigen Illusionen ein Ende; damit fiel ein Erzbisthum ins Wasser oder war zum mindesten ad calendās grlæcas verschoben.

Die beiden Prälaten begrüßten sich und nachdem sie sich gegenseitig nach ihrem Befinden erkundigt, schritten sie die Treppe hinauf, die nach dem Appartement des Königs führte.

Die Begegnung war kurz, wenigstens für Monseigneur Coletti, der die Sonne der Gesundheit auf den Wangen und in den Augen des Erzbischofs leuchten sah.

Er machte seine Aufwartung bei dem König, unter dem Vorwande, ihn mit Monseigneur de Quelen conferiren lassen zu wollen, kurz ab und ließ sich im Galopp zum Grafen Rappt fahren.

Ein so guter Schauspieler der neue Pair von Frankreich auch war, er konnte doch nur mühsam den tiefen Aerger verbergen, den ihm der Besuch Monseigneur Coletti's bereitete. Dieser bemerkte, wie die Brauen des Grafen sich zusammenzogen, aber schien sich weder darum zu kümmern, noch darüber erstaunt zu sein. Er begrüßte den Grafen respektvoll und dieser gab die Begrüßung auf gleiche Weise zurück.

Nachdem sie sich gesetzt, schien der Bischof sich zu sammeln, und die Worte, die er sprechen wollte, zu überlegen und abzuwägen. Sie hatten auf diese Weise, obgleich mehre Augenblicke schon bei einander, noch nicht ein Wort ausgetauscht, als Bordier, der Secretär des Herrn Rappt, mit einem Briefe in das Zimmer trat, den er dem Grafen übergab, worauf er das Zimmer wieder verließ.

»Ah, da erhalte ich einen Brief, der nicht gelegener kommen könnte,« sagte der Pair von Frankreich, indem er dem Bischof Stempel und Enveloppe zeigte.

»Ein Brief von Rom!« sagte Monseigneur Coletti vor Freude erröthend, während seine Blicke den Brief hätten verschlingen mögen.

»Allerdings, Monseigneur, ein Brief von Rom,« sagte der Graf, »und nach dem Siegel zu urtheilen,« fügte er hinzu, indem er die Enveloppe umwandte, »ist es ein Brief vom heiligen Vater.«

Der Bischof machte das Kreuz und der Graf lächelte unbemerktbar.

»Erlauben Sie mir, den Brief unsres heiligen Vaters zu entsiegeln?« fragte dieser.

»Thun Sie, thun Sie das, Herr Graf,« beeilte sich der Bischof zu antworten.

Herr Rappt öffnete den Brief und überflog ihn rasch, während Monseigneur Coletti, auf das heilige Schreiben einen verzehrenden Blick werfend, in der fieberhaften Aufregung der

Verdammten sich befand, welche ihr Urtheil vorlesen hören.

War der Brief lang oder schwer zu verstehen, oder machte sich der Pair von Frankreich das abscheuliche Vergnügen, die Aufregung des Bischofs zu verlängern, kurz Herr Rappt war so lange in seine Lectüre vertieft, daß Monseigneur Coletti eine Bemerkung machen zu müssen glaubte.

»Die Handschrift des Papstes ist wohl sehr schwer zu lesen?« sagte er, um anzuknüpfen.

»Doch nicht, ich versichere Sie,« antwortete Graf Rappt, indem er ihm den Brief hinbot, »lesen Sie selbst.«

Der Bischof ergriff begierig den Brief und las ihn mit einem einzigen Blick. Er war kurz und doch sehr deutlich und entschieden. Es war eine klare, kurze, einfache Weigerung, Etwas für einen Menschen zu thun, dessen Lebensweise die ganze Strenge des römischen Hofes laut herausfordere.

Monseigneur Coletti erblaßte und sagte, den Brief dem Grafen zurückgebend:

»Herr Graf, ist es zu viel, wenn ich Sie um Ihre Unterstützung in dieser unglückseligen Coniunctur bitte?«

»Ich verstehe Sie nicht, Monseigneur.«

»Man hat mir sichtlich übel mitgespielt.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Man hat mich verleumdet.«

»Vielleicht.«

»Es hat Jemand seinen Einfluß bei Seiner Heiligkeit mißbraucht, um mich bei ihm anzuschwärzen.«

»Das glaube ich auch.«

»Nun gut, Herr Graf, ich habe die Ehre, Sie zu bitten, Ihren ganzen Einfluß geltend zu machen und dieser Einfluß ist unermesslich, um mir diese Gnade wieder zuzuwenden.«

»Das ist unmöglich,« sagte der Pair von Frankreich trocken.

»Nichts ist für einen Mann Ihres Geistes, Herr Graf, unmöglich,« warf der Bischof ein.

»Ein Mann meines Geistes, Monseigneur, überwirft sich nie, was auch geschehen möge, mit dem Hofe von Rom.«

»Selbst nicht für einen Freund?«

»Auch für einen solchen nicht.«

»Selbst nicht, um einen Unschuldigen zu retten?«

»Die Unschuld trägt ihr eigenes Heil in sich, Monseigneur.«

»Sie behaupten also,« sagte der Bischof, indem er den Grafen mit einem finstern Blick ansah, »nichts für mich thun zu können?«

»Ich behaupte nicht blos, Monseigneur, ich versichere Sie.«

»Mit einem Worte, Sie verweigern es mir absolut, sich zu meinen Gunsten zu verwenden?«

»Ich verweigere es absolut, Monseigneur.«

»Sie suchen also Krieg?« .

»Ich suche ihn nicht und fliehe ihn nicht, Monseigneur; ich nehme ihn an und erwarte ihn ruhig.«

»Auf baldiges Wiedersehen also, Herr Graf,« sagte der Bischof, indem er sich rasch entfernte.

»Wann Sie wollen, Monseigneur,« antwortete der Graf lächelnd.

»Du hast es selbst gewollt,« murmelte dumpf der Bischof, indem er mit einem drohenden Blicke nach dem Pavillon des Grafen sah.

Und er ging voll Haß und Rachsucht, während tausend Pläne seinen Kopf durchkreuzten.

Als er nach Hause kam, war sein Entschluß gefaßt, sein Racheplan ausgebrütet. Er begab sich nach seinem Arbeitscabinete und nahm aus einem der Schubfächer seines Schreibtisches ein Papier, das er rasch öffnete.

Es war das einige Stunden vor seiner Wahl vom Grafen Rappt geschriebene Versprechen, Monseigneur Coletti, falls er Minister werde, zum Erzbischof ernennen zu lassen.

Monseigneur Coletti lächelte mit diabolischer Miene, als er das Papier las. Hätte Göthe ihn in diesem Augenblicke sehen können, er würde in ihm die Fleischwerdung seines Mephistopheles erkannt haben. Er faltete den Brief, und ihn in seine Tasche steckend, ging er rasch die Stufen der Treppe hinab, sprang in seinen Wagen und ließ sich zum Kriegsminister führen, wo er nach dem Marschall von Lamothe Houdan fragte.

Nach einigen Minuten meldete ihm ein Huissier, daß der Marschall ihn erwarte.

Der Marschall Lamothe Houdan war durchaus kein Diplomat von der Bedeutung seines Schwiegersohnes und noch weniger ein Heuchler von dem Caliber des Monseigneur Coletti; aber er besaß eine Eigenschaft, welche die Heuchelei und die Schlaueit aufwog. Seine Stärke war

seine Offenheit; sein Talent seine Geradheit. Er kannte den Bischof nur als den Beichtvater und Leiter seiner Frau. Aber von seinem politisch religiösen Treiben, von seinen unterirdischen Arbeiten für den Orden, von seinem scandalösen Gebahren und Thun, obgleich allgemein bekannt, wußte er nichts, so sehr war seine hohe Loyalität für alles Gute wahrhaft empfänglich, für das Schlechte hermetisch verschlossen.

Er empfing daher den Bischof als den Priester, in dessen Hände er das kostbare Gut des Gewissens seiner Frau niedergelegt: er begrüßte ihn respectvoll, und an einen Fauteuil tretend, gab er ihm das Zeichen, sich zu setzen,

»Verzeihen Sie mir, Herr Marschall,« sagte der Bischof, »daß ich Sie in Ihren wichtigen Geschäften störe.«

»Ich habe zu selten Gelegenheit, Sie zu sehen, Monseigneur,« antwortete der Marschall, »um sie nicht mit Freuden zu ergreifen, wo sie sich bietet. Welchem glücklichen Umstände verdanke ich die Ehre Ihres Besuches?«

»Herr Marschall,« sagte der Bischof, »ich bin ein ehrenhafter Mann.«

»Ich zweifle nicht daran, Monseigneur.«

»Ich habe nie etwas Schlechtes gethan und ich konnte Niemand etwas Schlimmes zufügen.«

»Das bin ich überzeugt.«

»Alle meine Handlungen können von der Reinheit meines Lebens zeugen.«

»Sie sind der Beichtvater der Frau Marschallin, Monseigneur, mehr brauche ich nicht zu sagen.«

»Gut, eben Herr Marschall, weil ich der Beichtvater der Frau Marschallin bin, habe ich die Ehre, Sie um eine Unterredung zu bitten.«

»Ich höre, Monseigneur.«

»Was würden Sie sagen, Herr Marschall, wenn Sie plötzlich erführen, daß der Beichtvater Ihrer tugendhaften Gattin ein abscheulicher Mensch, ohne Ehre und ohne Schaam sei; ein Verbrecher, der mit den schmähhlichsten Schandthaten befleckt ist?«

»Ich verstehe Sie nicht, Monseigneur.«

»Was würden Sie sagen, wenn der, von dem ich Ihnen spreche, der abscheulichste, schamloseste, gefährlichste Schurke der Christenheit wäre?«

»Ich würde ihm sagen, daß sein Platz nicht mehr neben meiner Frau sei, und wenn er darauf beharren wollte, würde ich ihn zur Thüre hinauswerfen.«

»Nun gut, Herr Marschall, der, von dem ich Ihnen spreche, ist, wenn auch kein solcher Verbrecher, doch angeklagt, ein solcher zu sein, und von Ihnen, der Loyalität und der Ehre selbst, fordere ich Gerechtigkeit.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, Monseigneur, so sind Sie, ich weiß nicht, welches Vergehens angeklagt und Sie wenden sich an mich, um die Sühnung der Ihnen angethanen Kränkung zu fordern. Unglücklicher Weise, Monseigneur, und ich bedaure das lebhaft, kann ich nichts thun. Wenn Sie Militär wären, so würde dies ein anderer Fall sein; aber Sie sind Geistlicher und Sie müssen sich an den Kultminister wenden.«

»Sie verstehen mich nicht, Herr Marschall.«

»Dann erklären Sie sich deutlicher.«

»Ich bin bei dem heiligen Vater von einem Ihrer Familienglieder angeklagt, verleumdet.«

»Von wem?«

»Von Ihrem Schwiegersohne.«

»Von dem Grafen Rappt?«

»Ja, Herr Marschall.«

»Aber welche Beziehung kann zwischen dem Grafen Rappt und Ihnen obwalten und weshalb sollte er Sie verleumdet haben?«

»Sie kennen. Herr Marschall, den allmächtigen Einfluß der Geistlichkeit auf die Bourgeoisie?«

»Ja!« murmelte der Marschall de Lamothe Houdan in dem Tone, in welchem er etwa gesagt hätte: »Leider! nur zu sehr!«

»In dem Augenblicke der Wahlen,« fuhr der Bischof fort, »hat die Geistlichkeit ihren ganzen Einfluß, den ihr das öffentliche Vertrauen bietet, benutzt, um die Candidaten Seiner Majestät in die Kammer zu lanciren. Eines der Mitglieder der Geistlichkeit, welchem ein fleckenloses Leben mehr als wahres Verdienst einen großen Einfluß auf die Wahlen von Paris verlieh, bin ich, Exzellenz, Ihr ergebener, respectvoller, getreuer Diener. . .«

»Aber ich sehe nicht,« sagte der Marschall, der ungeduldig zu werden begann, »welche Beziehung zwischen den Verleumdungen, deren Gegenstand Sie sind, den Wahlen und meinem Schwiegersohn obwalten sollte.«

»Eine sehr nahe Beziehung, Herr Marschall. Am Vorabend der Wahlen nämlich suchte mich der Graf Rappt auf, um mir, wenn ich in meinen Bemühungen für seine Wahl glücklich wäre, das Erzbisthum von Paris anzubieten, falls die Krankheit des Erzbischofs tödtlich werden würde, oder jedes andere vacante Erzbisthum, im Falle Monseigneur wieder aufkäme.«

»Pfui!« sagte der Marschall, mit dem Ausdruck des Abscheues, »das war ein häßlicher Vorschlag, ein gemeiner Handel.«

»Das habe ich auch gedacht, Herr Marschall,« beeilte sich der Bischof zu sagen; »ich habe mir auch erlaubt, dem Herrn Grafen ernste Vorwürfe zu machen.«

»Daran haben Sie wohlgethan!« sagte der Marschall lebhaft.

»Aber der Herr Graf bestand darauf,« fuhr der Bischof fort, »er hat mir vorgestellt, und nicht ohne Gründe, daß die Männer von seinem Talent und seiner geprüften Treue selten seien; daß Seine Majestät zahlreiche, rohe Feinde zu bekämpfen habe und,« fuhr Monseigneur Coletti bescheiden fort, »indem er mir ein Erzbisthum anbot, sagte er mir, er habe keinen andern Zweck, als den religiösen Sinn wieder zu beleben, der von Tag zu Tag kälter werde. Das sind seine eigenen Worte, Herr Marschall.«

»Und was für eine Folge hatte dieser abscheuliche Vorschlag?«

»Ganz abscheulich allerdings, Herr Marschall, aber mehr abscheulich dem Schein, als der Wirklichkeit nach; denn, es ist leider nur zu wahr, daß die Hydra der Freiheit ihr Haupt wieder erhebt. Wenn wir uns nicht vorsehen, so ist es, ehe ein Jahr vergeht, um das menschliche Gewissen gehan, und auf diese Weise sah ich mich gezwungen, das Anerbieten des Herrn Grafen anzunehmen.«

»Auf diese Weise,« sagte der Marschall streng, »wenn ich Sie recht verstehe, hat mein Schwiegersohn sich verbindlich gemacht, Sie zum Erzbischof ernennen zu lassen, und Sie machten sich verbindlich, ihn als Deputirten durchzusetzen.«

»Im Interesse des Himmels und des Staates. Ja, Herr Marschall.«

»Gut denn, Herr Abbé,« sagte der Marschall, »als Sie so eben bei mir eintraten, wußte ich schon, was ich von der Moralität des Grafen Rappt zu halten habe. . .«

»Ich zweifle nicht daran, Exzellenz,« unterbrach ihn der Bischof.

»Wenn Sie von hier weggehen, Herr,« fuhr der Marschall fort, »so werde ich wissen, wessen ich mich bei Ihnen zu versehen habe.«

»Herr Marschall,« rief Monseigneur Coletti heftig.

»Was gibt es?« fragte der Marschall mit stolzer Miene.

»Eure Exzellenz mögen mein Erstaunen entschuldigen; aber ich war, als ich hier eintrat, nicht auf das gefaßt, was daraus entstehen sollte.«

»Was wird denn entstehen, Herr?«

»Eure Exzellenz weiß das ebensogut, als ich; wenn Eure Exzellenz nicht all' ihren Einfluß

anwendet, um mich beim Papste wieder in Gunst zu setzen, bei dem ich angeschwärzt worden bin, so sehe ich mich genöthigt, die schriftlichen Beweise von der Schmach des Herrn Grafen der Oeffentlichkeit zu übergeben, und ich glaube nicht, daß der Herr Marschall sehr erfreut sein werde, seinen vornehmen Namen durch eine so schmutzige Geschichte entehrt zu sehen.«

»Erklären Sie sich deutlicher, wenn es Ihnen gefällig.«

»Nehmen Sie, Exzellenz,« sagte der Bischof, indem er aus seiner Tasche den Brief des Herrn Rappt zog und ihn dem Marschall darbot.

Das Gesicht des Marschalls wurde bei der Lectüre des Briefes purpurroth.

»Nehmen Sie,« sagte er, indem er den Brief mit Verachtung zurückgab. »Ich begreife Sie jetzt ganz und weiß, was Sie von mir zu fordern gekommen sind.«

Dann wandte er sich um und läutete.

»Gehen Sie,« sagte er, »und danken Sie Gott für das Kleid, das Sie tragen und den Ort, wo wir uns befinden.«

»Exzellenz!« rief der Bischof wüthend.

»Stille!« sagte der Marschall in gebieterischem Tone. »Vernehmen Sie einen guten Rath, damit Sie wenigstens nicht ganz Ihre Zeit verloren haben. Ueberlassen Sie das Seelenheil der Frau Marschallin einem Andern; mit deutlicheren Worten, wagen Sie es nicht mehr, einen Fuß in das Hotel de Lamothe Houdan zu setzen, es könnte Ihnen, wenn auch kein Unglück, doch Schmach und Schande werden.«

Monseigneur Coletti wollte antworten, sein Auge stand in Feuer, seine Wangen glühten. Er warf dem Marschall seine furchtbarsten Blicke zu, als der Huissier eintrat.

»Begleiten Sie diesen Herrn hinab,« sagte d« Marschall.

»Du hast'« gewollt,« murmelte Monseigneur Coletti, als er den Marschall de Lamothe Houdan verließ, wie er gesagt, als er vom Grasen Rappt wegging.

Nur war sein Lächeln am Nachmittag noch schlimmer, als am Vormittag.

»Zu Frau von la Tournelle!« rief er seinem Kutscher zu.

Nach Verfluß von einer Viertelstunde saß er im Boudoir der Marquise, die, seit zwei Stunden abwesend, in wenigen Augenblicken zurück kommen mußte.

Das war gerade die Zeit, die er nöthig hatte, um seinen Schlachtenplan zu entwerfen.

Und das war wirklich ein Schlachtenplan. Nie hatte ein Eroberer mit mehr Geduld und mehr Geist die Einnahme einer Stadt studirt. So sicher das Resultat, so schwierig war der Angriff. Von

welcher Seite sollte er die Belagerung beginnen? Welcher Waffen sollte er sich bedienen»? Der Marquise die Szene erzählen, die er so eben mit dem Grasen Rappt gehabt, das war unmöglich: zwischen dem Grafen und ihm würde die Marquise nicht zu wählen geögert haben. Der Bischof wußte das wohl, denn er kannte ihren Ehrgeiz so gut, als ihre Frömmigkeit, und diese erschien ihm geringer als jener.

Er konnte ihr auch nicht seine Unterredung mit dem Marschall de Lamothe Houdan erzählen. Das hätte sich mit dem im Augenblick mächtigsten aFmiliengliede verfeinden heißen, und doch mußte ans Werk geschritten werden, und das so bald als möglich. Der Ehrgeiz kann warten, die Rache nie. Und das Herz des Bischofs war voll Rache.

Er war mit seinen Bedenken so weit gekommen, als die Marquise nach Hause zurückkehrte.

»Ich erwartete nicht, Monseigneur,« sagte die Marquise, das Glück zu haben, Sie heute zu sehen. Was verschafft mir die Freude des Besuchs?«

»Es ist gewissermaßen ein Abschiedsbesuch, Marquise,« antwortete Monseigneur Coletti, indem er aufstand und mit mehr geheuchelter Zärtlichkeit, als Respekt die Hand der Gläubigen küßte.

»Wie! Ein Abschiedsbesuch?« rief die Marquise, auf welche diese Worte dieselbe Wirkung machten, als würde ihr das Ende der Welt verkündet.

»Leider, ja, Marquise,« sagte der Bischof melancholisch; »ich gehe von hier fort, oder vielmehr ich werde von hier fortgehen.«

»Für lange?« fragte Frau von la Tournelle erschrocken.

»Wer weiß, liebe Marquise, vielleicht für immer; kennt man denn die Stunde der Heimkehr?«

»Aber Sie haben mir noch nie von diesem Weggange gesprochen.«

»Ich kenne Sie, liebe Marquise, ich kenne das ganze Wohlwollen, das Sie für mich hegen. Es schien mir deßhalb die Bitterkeit zu mildern, wenn ich Ihnen meinen Weggang bis zum letzten Momente verschwiege. Wenn ich mich getäuscht, so entschuldigen Sie meinen Irrthum.«

»Und was ist die Ursache Ihres Weggangs?« fragte Frau von la Tournelle. »Was ist der Zweck.«

»Die Ursache,« antwortete der Bischof salbungsvoll, »ist die Nächstenliebe, der Zweck der Triumph des Glaubens.«

»Sie gehen also auf eine Mission?«

»Ja, Marquise.«

»Weit?«

»Nach China.«

Die Marquise stieß einen Schrei des Schreckens aus.

»Sie haben Recht,« sagte sie traurig, »Sie scheiden vielleicht für immer.«

»Es muß sein, Marquise!« rief der Bischof mit der emphatischen Feierlichkeiten der Peter der Eremit ihm Vorbild gewesen, als er sagte: »Gott will es!«

»Leider!« seufzte Frau von la Tournelle.

»Machen Sie mich nicht muthlos, liebe Marquise,« sagte der Bischof, eine tiefe Rührung heuchelnd. »Mein Herz ist ohnedies schon zu sehr zur Schwäche geneigt, wenn ich daran denke, daß ich Gläubige, wie Sie, zurücklasse.«

»Und wann wollen Sie gehen, Monseigneur?« fragte Frau von la Tournelle.

»Morgen vielleicht, jedenfalls übermorgen. Mein Besuch ist, wie ich Ihnen sagte, gewissermaßen ein Abschiedsbesuch. Ich sage gewissermaßen, denn ich habe Ihnen eine Mission zu geben und ich scheide auch mit beruhigtem Herzen, wenn sie vollzogen ist.«

?»Was wollen Sie sagen, Monseigneur? Sie wissen, daß Sie keine so ergebene und treue Dienerin haben, als mich.«

»Ich weiß es, Marquise, und ich beweise es Ihnen, indem ich Ihnen einen Auftrag von der höchsten Wichtigkeit gebe.«

»Sprechen Sie, Monseigneur.«

»Auf dem Punkte, abzureisen, bin ich natürlich über das Wohl der Seelen, die mir Gott anzuvertrauen mich würdigte, in Sorgen.«

»Ja, Sie haben Recht!« murmelte die Marquise.

»Nicht, daß es keine ehrenwerthen Männer gäbe, welche meine Schaafe hüten könnten,« fuhr der Bischof fort, »sondern ich fürchte, es werden gewisse Seelen in der Abwesenheit ihres gewöhnlichen Hirten über diese und jene Lebensregel, die ich ihnen als Quelle künftigen Glückes bezeichnete, in Ungewißheit und Schwanken gerathen; unter diesen gläubigen Lämmern dachte ich natürlich an das gläubigste, an Sie, Frau Marquise.«

»Ich habe dies von Ihrem Wohlwollen, Ihrem besorgten Herzen erwartet.«

»Ich habe mich lebhaft damit beschäftigt, einen Stellvertreter für mich zu finden und ich wählte einen Mann, der Ihnen genügend bekannt ist. Wenn meine Wahl nicht nach Ihrem Sinne ist, so dürfen Sie nur sprechen, Marquise. Mein Empfohlener ist ein sehr frommer, ein sehr vorzüglicher Mann: der Bouquemont.«

»Ihre Wahl konnte nicht besser ausfallen, Monseigneur, der Bouquemont ist nach Ihnen einer der tugendhaftesten Männer, die ich kenne.«

Dieses Compliment schien Monseigneur Coletti nicht sonderlich zu freuen, denn er kannte in Beziehung auf Tugend keinen Rivalen.

Er fuhr fort:

»Sie nehmen also den Herrn als Beichtvater an?«

»Von ganzem Herzen ist er mir willkommen und ich danke Ihnen aufs Innigste dafür, daß Sie das Schicksal Ihrer ergebenen Dienerin so sorgfältiger Erwägung gewürdigt haben.«

»Einer andern Person, Frau Marquise, wird meine Wahl vielleicht nicht in gleichem Grade gefallen, wie Ihnen.«

»Von wem wollen Sie sprechen?«

»Von der Gräfin Rappt. Ich habe ihre Frömmigkeit seit einigen Wochen sehr kalt, sehr lässig gefunden. Diese Frau schreitet lächelnd an tiefen Abgründen hin. Gott weiß, wer sie retten kann!«

»Ich werde es versuchen, Monseigneur, obgleich ich zweifle, daß es nur gelingen werde. Es ist ein verfinstert Herz und nur ein Wunder kann sie retten; ich werde jedoch all' meinen Einfluß auf sie anwenden, und wenn ich nicht reüssire, so glauben Sie mir, Monseigneur, daß nicht die schwache Hingebung für unsere heilige Religion daran die Schuld trägt.«

»Ich kenne Ihre Frömmigkeit, Ihren Eifer, und wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf den mitleidenswerthen Zustand dieser Seele richte, so geschieht es nur, weil ich weiß, wie sehr Sie unserer heiligen Mutter Kirche ergeben sind; auch wollte ich Ihnen die Gelegenheit bieten, mir einen neuen Beweis davon zu geben, indem ich Sie mit einer Sendung von so hoher Wichtigkeit betraute. Was die Gräfin Rappt betrifft, so handeln und sprechen Sie, wie es Ihnen Ihr Herz befiehlt, und wenn Sie keinen Erfolg haben, so möge Gott dieser Sünderin vergeben. Aber es existirt noch eine andere Person, bei der Sie einen großen Einfluß genießen, und auf diese Person möchte ich Ihr wachsames Augenmerk richten.«

»Sie wollen von der Prinzessin Rina sprechen, Monseigneur.«

»Allerdings, von der Frau Marschallin Lamothe Houdan möchte ich mit Ihnen reden. Ich habe sie seit zwei Tagen nicht gesehen; aber vor zwei Tagen fand ich sie so blaß, so schwach, so matt, daß, wenn ich mich nicht sehr täusche, eine tödtliche Krankheit an ihrem Herzen nagt, und sie, ehe ein paar Tage vergehen, vor Gott stehen wird.«

»Die Prinzessin ist sehr gefährlich krank, wie Sie sagen, Monseigneur, sie will keinen Arzt empfangen.«

»Ich weiß es; auch kann ich Ihnen, ohne befürchten zu müssen, mich zu täuschen, sagen, daß

die Prinzessin in Kurzem ihre sterbliche Hülle abstreifen wird. Aber es ist ihr Seelenzustand, der mich beunruhigt! Wem soll ich sie in diesen letzten Augenblicken anvertrauen? Außer Ihnen, Frau Marquise, vernichtet Alles, was sie umgibt, das wieder, was wir für ihr Seelenheil gethan. Da sie ohne Widerstandskraft, ohne Willen, ohne Festigkeit ist, wird man sie bedrängen und wer weiß, was diese Abscheulichen mit dieser armen Creatur beginnen?«

»Niemand hat Macht über die Prinzessin,« versetzte Frau von la Tournelle; »ihre Indolenz und ihre Schwäche sind eine Garantie ihres Seelenheils. Man kann sie Alles sagen und thun lassen, was man will.«

»Still, Frau Marquise, das ist möglich. Ich hätte es vielleicht auch gekonnt; aber gerade, weil sie Alles thut und sagt, was man sie thun und sagen lassen will, wird sie auch das Schlechte thun, wenn man es ihr anrath.«

»Wer würde diese Kühnheit, oder vielmehr diese Frechheit besitzen?« fragte die Frau Marquise.

»Der, welcher die größte Macht über ihren Geist hat, weil sich vor ihm ihr Gewissen am meisten beunruhigt fühlt: ihr Gemahl, mit einem Worte, der Marschall de Lamothe Houdan.«

»Aber mein Bruder hat nie daran gedacht, auf die Stimmungen der Marschallin Einfluß üben zu wollen.«

»Sie täuschen sich, Frau Marquise, er quält sie, er verletzt sie, er wirft den Keim seiner Gottlosigkeit in ihr Herz. Die arme Frau hat tausend Wunden empfangen. Glauben Sie mir, wenn wir nicht Vorkehrungen treffen, wird er sie noch morden.«

»Das dürfen nur Sie aussprechen, Monseigneur, sonst würde ich diesen Worten keinen Glauben schenken.«

»Das durfte nur er aussprechen, sonst hätte ich der Sache auch keinen Glauben geschenkt. . . Ich komme so eben von ihm, und aus einem stürmischen Gespräche, in welchem er mir sein Glaubensbekenntnis; ablegte, habe ich seine Grausamkeit erkannt; aber das war nur der Anfang des Gesprächs. Wissen Sie, was das Resultat war? Der Marschall hat mir nach einigen nicht näher zu bezeichnenden und wirklich auch für ihn ganz unbegreiflichen Worten, ganz entschieden, es ist kaum zu glauben, erklärt, daß ich in's Künftige mich nichts mehr um das Seelenheil der Prinzessin zu kümmern habe.«

»Großer Gott!« rief die Frau Marquise im höchsten Staunen und Schrecken.

»Das macht Sie schauern, Frau Marquise?«

»Das erfüllt mich mit Schmerz,« antwortete die fromme Frau.

»Nun,« fuhr der Bischof fort, »da gilt es eine schöne Mission zu erfüllen, liebe Marquise: es handelt sich darum, diese Seele ihrem Joch zu entreißen! es handelt sich darum, ein tiefbekümmertes Geschöpf um jeden Preis, mit Aufopferung Ihrer selbst sogar zu retten. Ich

habe auf Sie gezählt, meine liebe Büßerin, und ich wage zu glauben, daß ich mich nicht getäuscht.«

»Monseigneur,« rief die Marquise, in der heftigsten Exaltation, »es dauert keine Viertelstunde, so bin ich bei dem Marschall, und so wahr ich an Gott glaube, ehe eine Stunde vergeht, werde ich den Marschall zur Fassung gebracht haben und zu Ihren Füßen sehen als demüthigen Sünder.«

»Sie verstehen mich nicht, Marquise,« versetzte der Bischof etwas ungeduldig; es handelt sich nicht um den Marschall, und unter uns gesagt, ich bitte Sie, ihn von Allem dem nicht das Mindeste merken zu lassen, nicht die geringste Anspielung zu machen. Ich brauche die Entschuldigungen des Marschalls nicht. Ich weiß aus langer Erfahrung, wie eitel der Zorn der Menschen ist; ich scheid, und scheidend vergeb ich ihm.«

»Heiliger Mann!« murmelte die Marquise mit bewegter Stimme und finstern Augen.

»Was ich Sie bitte,« fuhr Monseigneur Coletti fort, »ist, daß Sie mir vor meinem Scheiden die Gewißheit geben, daß diese arme Seele in guten Händen ist; mit andern Worten, ich ersuche Sie, ohne einen Moment zu verlieren, zur Marschallin zu gehen und ihr an meiner Statt den ehrwürdigen Bouquemont als Beichtiger zu empfehlen. Ich werde die Ehre haben, ihn diesen Abend zu sehen und ihm in dieser Richtung meine vertraulichen Instructionen zu geben.«

»Ehe eine Stunde vergeht, Monseigneur,« sagte die Marquise, »wird der Bouquemont von der Prinzessin Rina als Beichtiger willkommen geheißen sein und ich würde eine Viertelstunde sagen, wenn ich nicht gerade in diesem Augenblick den Besuch des würdigen erwartete.«

Sie hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als eine Kammerfrau in das Boudoir trat und den Bouquemont meldete.

»Lassen Sie den Herrn eintreten!« sagte die Marquise mit triumphirender Stimme.

Die Kammerfrau ging und kam einen Augenblick später gefolgt von dem Bouquemont wieder.

Man setzte ihn sogleich von der Sachlage in Kenntniß: nämlich daß Monseigneur das Land verlasse und die Frau Marschallin de Lamothe Houdan sich dadurch ohne Beichtiger sehe.

Der Abbé Bouquemont, der nicht zu hoffen wagte, daß man ihn dazu bestimme, verrieth laut seine Freude, als er erfuhr, daß die Wahl auf ihn gefallen sei. So mit beiden Füßen in diese vornehme Familie und in das reiche Hotel der Lamothe Houdan versetzt zu werden! dieses glänzende Haus leiten zu dürfen, welch' schöner Traum! Niemals, hatte der würdige Abbé gewagt einen solchen Wunsch zu hegen, und er war wie aus den Wolken gefallen, als man ihm sein Glück ankündigte.

Die Marquise de la Tournelle bat die beiden Geistlichen, sich einen Augenblick in ihr Toilettenzimmer zurückziehen zu dürfen und ließ sie allein.

»Herr Abbé,« sagte der Bischof, »ich habe Ihnen versprochen, Ihnen bei erster Gelegenheit

das Mittel an die Hand zu geben, sich nach Ihrem Verdienste zu lanciren; — diese Gelegenheit bietet sich jetzt und Sie haben das Mittel nun in Händen.«

»Monseigneur,« rief der Abbé, »glauben Sie an die ewige Dankbarkeit Ihres ergebensten Dieners.«

»Ihrer Ergebenheit bedarf ich allerdings in diesem Falle, Herr, nicht für mich, sondern für unsere heilige Religion. Ich mache Sie an meiner Statt zum unumschränkten Herrn eines Schicksals und ich wage zu glauben, daß Sie handeln werden, wie ich gehandelt hätte.«

Diese Worte, welche ein wenig feierlich gesprochen waren, warfen ein wahres Mißtrauen in das Gemüth des Abbé Bouquemont, der von Hause aus schon mißtrauisch war.

Er betrachtete den Bischof mit einem Blicke, welcher deutlich den Gedanken aussprach: »Wo zum Teufel will er mich denn hinführen? Wir müssen uns festhalten.«

Der Bischof, zum mindesten eben so mißtrauisch, als sein Partner, ahnte seine Zweifel, und um sie zu zerstreuen, bedurfte es nur einiger Worte.

»Sie sind ein großer Sünder, Herr Abbé,« sagte er, »und indem ich Ihnen diesen glänzenden Posten biete, gebe ich Ihnen das Mittel, Ihre größten Sünden zu tilgen. Die Leitung des Gewissens der Marschallin de Lamothe Houdan ist für die Religion eines der nützlichsten und fruchtbringendsten Werke. Was Sie deßhalb für sie thun, ist auch für Sie selbst gethan. In drei Tagen werde ich reisen. Für alle Welt gehe ich nach China; für Sie allein bin ich in Rom. Dorthin werden Sie Ihre Briefe an mich richten, in denen Sie mir auf's Genaueste Ihre Einwirkung auf das Herz der Marschallin und auf die Lage der Dinge schildern.«

»Aber, Monseigneur,« warf der ein, »wie soll,ich auf das Herz der Frau Marschallin einwirken? Ich habe nur die Ehre, sie vom Hörensagen zu kennen und werde sehr in Verlegenheit sein, in dem Sinne zu handeln, wie Sie es wünschen.«

»Herr Abbé, sehen Sie mir in's Gesicht,« sagte der Bischof.

Der Abbé erhob den Kopf, er hatte jedoch große Mühe, den Bischof anders, als mit schielem Blicke anzusehen.

»Ob Sie mir ergeben sind, oder nicht, Herr,« sagte Monseigneur Coletti streng, »das ist gleichgültig. Ich habe mich seit langer Zeit an die Undankbarkeit der Menschen gewohnt. Was mir aber wichtig ist, daß Sie wenigstens den Schein der Ergebenheit annehmen, das heißt stumm und blind sind, daß Sie meinem Willen Folge leisten, das Werkzeug meiner Plane sind. Fühlen Sie den Muth in sich, wie groß auch Ihr Ehrgeiz ist (und er ist groß), mir unbedingt zu gehorchen? Bemerken Sie wohl, daß Ihr Interesse im Spiele ist, daß Ihre Sünden Ihnen nur unter dieser Bedingung erlassen werden können.«

Der Abbé wollte antworten.

Der Bischof hielt ihn zurück.

»Ueberlegen Sie, ehe Sie antworten,« sagte er zu ihm, »bedenken Sie einfach, zu was Sie sich verpflichten, und antworten Sie mir nur, wenn, Sie die Kraft in sich fühlen, Ihr Versprechen zu halten.«

»Wohin Sie mir zu gehen befehlen, ich werde folgen, Monseigneur; wie Sie mir zu handeln befehlen, werde ich handeln,« antwortete Abbé Bouquemont mit zuversichtlichem Tone, nachdem er einen Augenblick nachgedacht.

»Gut!« sagte der Bischof, indem er aufstand. »Wenn Sie von der Marschallin von Lamothe Houdan kommen, so besuchen Sie mich, ich werde Ihnen die weiteren Instructionen geben.«

»Und ich schwöre Ihnen, sie zu Ihrer vollständigen Zufriedenheit zu erfüllen, Monseigneur,« sagte der, indem er sich verbeugte.

In diesem Momente kehrte die Marquise zurück und nachdem sie von dem Bischof ehrfurchtsvollen Abschied genommen, führte Sie den Abbé zu der Marschallin de Lamothe Houdan.



CXV.

In welchem man die Prinzessin Rina wieder findet, wie man, sie verlassen.

Ihr erinnert euch, oder wir bitten euch wenigstens, liebe Leser, jener anbetungswürdigen Circassierin euch zu erinnern, welche wir nur flüchtig skizzirt und die ihr noch flüchtiger kennen gelernt, der Prinzessin Tschuwadiesky, Marschallin von Lamothe Houdan, die im Halbschimmer nachlässig auf den üppigen Kissen ihrer Ottomane ausgestreckt, ihr Leben mit Träumen verbrachte, halb wie die Peris Rosenconserven naschend, halb die süß duftenden Körner ihres Tschotky mechanisch durch die Hände gleiten lassend.

An dem blauen Himmel von Paris, an welchem ihr Gemahl, der Marschall de Lamothe Houdan einer der glänzendsten Planeten war, hatte man die Prinzessin Tschuwadiesky kaum wie einen stillen, halbverschleierten und beinahe beständig für die Pariser unsichtbaren Stern erscheinen sehen.

Man hatte viel von ihr in der Welt gesprochen, seit sie am pariser Horizonte erschienen, aber wie von den Bewohnern der phantastischen Länder, von Willis oder Elfen, von Tschins oder Kobolden.

Man mochte sie suchen, wo man wollte, man fand sie nirgend. Nirgend war sie zu sehen: kaum eine flüchtige Begegnung; oder richtiger gesagt, man sah sie nicht, man ahnte nur ihr Dasein.

Tausend seltsame Erzählungen hatten ohne Zweifel über sie circulirt, über die wirkliche Ursache ihres zurückgezogenen Lebens, aber Erzählungen, die aller Vernunft und Begründung entbehrten, lügnerische Berichte, erfunden von den neidischen Coterien der Salons.

Sagen wir es gleich, daß nicht mal das Echo dieses abscheulichen Gemurmels die Schwelle des stillen Palastes der Prinzessin erreicht hatte, die auf ihr Boudoir sich einschränkte oder vielmehr in ihr Boudoir eingesargt, die Schwelle desselben nicht verließ, weder um die freie Luft zu athmen, noch den Tag zu sehen.

Da sie nichts gethan und gesagt, was von Andern hätte bemerkt werden können, so hatte sie auch nichts von dem gehört, was Andere von ihr sagten.

Sie empfing nur wenig Besuche: ihren Gemahl, ihre Tochter, die Marquise de la Tournelle, Monseigneur Coletti, ihren Beichtiger, und Herrn Rappt; und die Besuche des Letzteren waren überdies immer seltener geworden.

Sie lebte, abgesehen von diesen Besuchen, in beinahe vollständiger Einsamkeit, wie eine isolirte Pflanze zwischen vier bis fünf entfernt stehenden Gewächsen, von ihnen weder wohlthätigen Licht, noch erfrischenden Duft, noch belebenden Hauch empfangend, aber solchen auch nicht zurückgebend. Man hätte sagen können, sie sehe nie unter sich, noch um sich,

sondern nur über sich.

Ihre leiblichen Augen, wie ihre seelischen Blicke, das heißt ihre Gedanken schienen durch unendliche Räume in höhere Sphären zu tauchen. Wohin sie ihren Blick heftete, so entfernt das Ziel für Andere auch war, sie schien doch Alles zu sehen. Sie vergaß in ihrer Berechnung die Erde, sie breitete die Flügel aus und flog, Gott weiß wohin! höher als der Himmel, über die bekannte Welt hinaus!

Es war mit einem Worte die Frau gewordene Indolenz, Weichlichkeit, Träumerei, Beschaulichkeit. Sie lebte in ihren Träumereien bis sie stürbe, und sie erwartete von Stunde zu Stunde darin zu sterben. Nichts hielt sie zurück und Alles rief sie fort; Gott hätte sie jeden Augenblick zu sich rufen und sie hätte diesem Rufe jeden Augenblick folgen können, denn sie war seit lange bereit, wie der Trapper in den Mohicanern Cooper's im Augenblick seines Todes, zu sagen: »Hier bin ich, Herr! was willst Du von mir?«

Wenn sich außerdem unsere Leser erinnern wollen, daß diese junge, edle, schöne Fürstin, welche von den alten Khans, das heißt von der ältesten Linie, abstammte, den Marschall de Lamothe Houdan beinahe ohne ihr Wissen, ohne daß man sie auch nur im Mindesten befragt, nur auf den Willen des Kaisers von Rußland und des Kaisers von Frankreich geheirathet, so werden sie begreifen, daß der Marschall de Lamothe Houdan, in der glühenden Sonne des Schlachtfeldes frühzeitig alt geworden, nicht gerade gemacht war, den fußen Traum eines jungen Mädchens von glühendem Geist und Körper zu verwirklichen.

Aber die Götter des Augenblicks wollten es so.

Wir kommen übrigens auf alle diese Details nur deßhalb zurück, weil die Dimensionen unsres Buches die Personen, welche darin eine Rolle spielen, bisweilen aus den Augen und damit aus dem Geiste unserer Leser rücken, und diese Personen, wenn sie wieder auftreten, in ihrem Gedächtnisse etwas verwischt sein können.

Das war also die Prinzessin Rina, als Graf Rappt bei ihr erschien.

Graf Rappt, jung, schön, mit einem Blick voll Kühnheit, welche in den Augen einer Frau für Leidenschaft gelten konnte, Graf Rappt hatte das Mittel gefunden, dieses vertrocknete Herz wieder aufzufrischen und die Hoffnung in ihm wieder keimen zu machen.

Die Prinzessin glaubte einen Augenblick die Liebe gefunden zu haben, dieses gelobte Land der Frauen, und sie unternahm freudig die Pilgerschaft dahin. Auf der Hälfte des Weges, der bergan ging, erkannte sie jedoch, mit welchem Reisegefährten sie es zu thun hatte. Der Stolz, der Ehrgeiz, die Kälte, der Egoismus des Grafen enthüllten sich ihr rasch. Der Graf war für sie ein zweiter Gemahl, nur weniger gut, weniger edel, weniger nachsichtig oder vielmehr tyrannischer, als der erste.

Die Geburt Regina's hatte einen Augenblick einen Funken aus der Asche dieses erloschenen Herzens hervorgehollt. Aber dieser Augenblick hatte die Dauer eines Blitzes. Der erste Kuß, den der Marschall de Lamothe Houdan auf die Stirne des Kindes drückte, hatte sie bis in ihr Innerstes

erbeben machen. Ihre ganze Seele hatte sich empört und von diesem Augenblicke war die arme Regina ihr nicht verhaßt, aber gleichgültig geworden.

Die Geburt der kleinen Abeille einige Jahre später hatte auf sie keinen andern Eindruck gemacht. Ihr Herz war für immer verschlossen.

Das war die Ursache ihres Alleinstehens: es war ein langer Act voll stummen tiefen Herzenskummers, ohne Murren und Jammern.

Der einzige Vertraute dieser leidenden Seele war Monseigneur Coletti. Ihm allein hatte sie ihre Seele anvertraut, und er allein hatte ihren stummen Schmerz verstanden.

Um zu sagen, bis zu welchem Punkte sie an den letzten Grenzen der Gefühllosigkeit gekommen, müssen wir unsern Lesern nun gestehen, daß sie bei der Nachricht, ihre Tochter heirathe den Grafen Rappt, nur innerlich gezittert, ohne die Gründe zu bekämpfen, mit denen der Graf sein ungeheures Verbrechen zu entschuldigen suchte.

Es lag in dieser Resignation etwas von moslemischem Fatalismus.

Seit diesem Augenblicke brach, ohne daß eine Klage über ihre Lippen kam, ihr Körper in gleichem Schritte mit ihrer Seele. Sie fühlte, daß sie dem Tode nahe sei und der Gedanke an diesen machte seinen andern Eindruck auf sie, als die Erinnerung an das Leben.

Auf diesem Punkte war sie angekommen, als der Marschall de Lamothe Houdan Monseigneur Coletti verabschiedete. Obgleich noch jung, waren ihre schwarzen Haare bereits gebleicht; ihre Stirne, ihre Wangen, ihr Kinn, ihr ganzes Gesicht war von derselben Weiße, wie ihre Haare, daß man hätte glauben sollen, man habe die Todtenmaske einer dem Tode Zuvorgekommenen vor sich.

Da man sie nicht klagen hörte, beunruhigte sich Niemand darüber, als Regina, die ihr zweimal ihren Arzt geschickt, aber die Prinzessin hatte entschieden sich geweigert, ihn zu empfangen. Worin bestand ihre Krankheit? Niemand hatte es je gesagt, weil Niemand es je gewußt. Sie untergrub sich selbst. Es war ein Gebäude, das in seinen Grundfesten verrottet war, ohne daß Jemand einen Grund seines Ruins wußte; einer jener Palmbäume Africa's, die nach und nach verdorren, wenn es ihnen an Wasser fehlt, das sie erfrischte, oder an Luft, die sie belebte.

In dieser Geistesverfassung schien die Prinzessin Regina der Erde bereits nicht mehr anzugehören und verlangte nichts, als die letzten Tage ihres Lebens in Ruhe zuzubringen oder vielmehr in Ruhe zu sterben.

Aber die Marquise von la Tournelle oder vielmehr Monseigneur Coletti hatte anders beschlossen.

Als in Folge der Verabschiedung des Prälaten aus dem Hotel de Lamothe Houdan, und der Stellvertretung, die Monseigneur Coletti angeordnet, indem er wie die Parther fliehend seinen Pfeil abschöß, die Marquise, gefolgt von dem Abbé Bouquemont bei der Prinzessin erschien,

weigerte diese sich dreimal, sie zu empfangen, indem sie sagte, sie wolle im Beten nicht gestört sein. Aber die Marquise war nicht die Frau, die sich auf solche Weise schlagen ließ; sie antwortete der Kammerfrau, indem sie dem Abbé auf einen Fauteuil deutete, und sich selbst setzte:

»Nun, so werde ich warten, bis die Prinzessin ihre Gebete beendet hat.«

Die arme Marschallin sah sich genöthigt, die Marquise und ihren Begleiter, so schwer sie es ankam, zu empfangen.

»Ich komme, Ihnen eine traurige Neuigkeit zu bringen,« sagte die Marquise, indem sie den lamentabelsten Ton anschlug.

Die Prinzessin, welche auf ihrer Chaise longue lag, wandte nicht mal den Kopf um.

Die Marquise fuhr fort:

»Eine Neuigkeit, die Sie mit Kummer erfüllen wird, meine liebe Schwester.«

Die Prinzessin rührte sich nicht.

»Monseigneur Coletti verläßt Frankreich,« fuhr die Frömmlerin im Tone der Verzweiflung fort. »Er geht nach China.«

Die Prinzessin hatte, als sie diese traurige Nachricht empfing, eine Empfindung, ähnlich der, als wenn sie im Vorbeigehen an Jemand sagen hörte: »Das Wetter wird sich ändern.«

»Ich hoffe, daß Sie den Schmerz theilen, der alle wahren Gläubigen ergreifen wird, wenn sie erfahren, daß dieser fromme Mann uns vielleicht für immer verläßt; denn in den wilden Ländern China's wird das Leben dieses Märtyrers den größten Gefahren ausgesetzt sein.«

Die Prinzessin antwortete nichts. Sie begnügte sich, den Kopf langsam und auf die gleichgültigste Weise zu bewegen.

»In seiner wahrhaft väterlichen Besorgtheit für das Wohl der ihm anvertrauten Seelen,« fuhr die Marquise fort, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, »hat Monseigneur Coletti daran gedacht, daß Sie mehr als je einer Stütze bedürften und daß seine Stütze Ihnen fehlen werde.«

Bei diesen Worten begann die Prinzessin ihr Tschotky mit einer Art von Fieber zu drehen. Sie schien die Ungeduld, in die diese Unterhaltung sie versetzte, an dem ersten besten Gegenstand auslassen zu wollen.

»Monseigneur Coletti,« fuhr Frau von la Tournelle unerschrocken fort, »hat den selbst gewählt, der sein Nachfolger sein soll. Ich habe deßhalb die Ehre, Ihnen den Herrn Abbé Bouquemont vorzustellen, der ein in jeder Hinsicht würdiger Ersatz für den heiligen Mann ist, der uns verläßt.«

Der Abbé erhob sich und verbeugte sich vor der Prinzessin so servil, als möglich, ebenso servil, als unnöthig, denn die indolente Circassierin begnügte sich damit, zum zweiten Male den Kopf zu bewegen, ohne daß diese Bewegung irgend ein Gefühl ausdrückte.

Die Marquise sah ihren Begleiter mit einem Winke auf die Prinzessin an, während ihre Miene zu sagen schien: »was für eine Idiotin.«

Der Abbé hob die Blicke mit heuchlerischem Vertrauen zum Himmel empor, als wollte er sagen: »Gott möge ihr gnädig sein.«

Nach dieser religiösen Bitte setzte er sich wieder, indem er fand, daß es sehr albern wäre, da ihn die Prinzessin doch nicht sah, stehen zu bleiben, während er sitzen konnte.

Die Röthe und das Fieber der Unschuld stiegen der Marquise endlich doch zu Gesichte; sie machte einen Schritt nach der Ottomane hin und sich auf die Seite stellend, wo die Füße der Prinzessin herabhingen, befand sie sich ihr gerade gegenüber.

Sie rief den Abbé Bouquemont mit dem Finger herbei, der sich erhob und neben sie stellte.

»Hier,« sagte Madame de la Tournelle, indem sie den Abbé Bouquemont nach der Ottomane drängte; »wollen Sie mir sagen, ob Sie ihn für würdig halten und die Wahl billigen?«

Die Circassierin öffnete langsam die Augen und gewahrte kaum zwei Schritte von ihrem Gesichte, statt des weißen Engels ihrer Träume, einen in Schwarz gekleideten Mann, der ihr den Eindruck machte, als wäre er der Todtengräber, der sie suchte.

Sie schauerte Anfangs; dann aber einen längern Blick auf ihn heftend, lächelte sie, statt zu schauern. Aber welch ein Lächeln bitterer Trauer! »Der Tod ist nicht so häßlich,« schien dieses Lächeln sagen zu wollen.

Aber sie antwortete nicht.

»Ja oder nein, Prinzessin,« rief die Marquise auf's Höchste gereizt, »nehmen Sie den Herrn als Beichtvater und Stellvertreter des Monseigneur Coletti an?«

»Ja,« murmelte die Prinzessin mit halb erstickter Stimme, und als wollte sie sagen: »Ich nehme Alles an, was Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie beide gehen und mich in Frieden sterben lassen.«

Die Marquise strahlte. Der Abbé Bouquemont glaubte, der Augenblick sei gekommen, durch ein Wort die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, welche die Prinzessin seiner Pantomime versagte. Er begann deßhalb eine salbungsvolle Homilie, der die Prinzessin geduldig von Anfang bis zu Ende zuhörte, wahrscheinlich, weil sie, horchend, ihn nicht hörte, da sie, wie gewöhnlich, nur für den Leichengesang, den sie im Innern sang, Ohr hatte. Die Marquise de la Tournelle bekreuzte sich demüthig, nachdem sie Amen gesagt und einen Schritt näher trat, während der Abbé Bouquemont sich zurückzog.

»Ihr Schicksal,« sagte sie, die Sterbende mit einem schiefen Blicke ansehend, »ist von nun an in den Händen des Herrn . Wenn ich sage, Ihr Schicksal, so verstehe ich darunter auch das Ihrer Familie. Sie tragen den Namen eines Geschlechtes, das seit Jahrhunderten ein Gegenstand der Verehrung für jeden wahren Christen war. Es handelt sich deßhalb darum — wir sind alle Sterbliche! — mit religiösem Sinne zu untersuchen, ob ein solcher Act unseres Lebens nicht, wenn wir einst nicht mehr sind, einen bösen Schatten auf den leuchtenden Schild unsrer Ahnen werfen kann. Der Herr Abbé Bouquemont ist der tugendhafte Mann, dem in Ihnen aller fleckenlose Ruhm der Familie übergeben ist; wollen Sie deßhalb, Prinzessin, vor Ihrem Weggang, dem Herrn Abbé Bouquemont für die Aufopferung danken, von der er einen Beweis gibt, indem er sich einer so schweren Aufgabe unterzieht?«

»Ich danke!« murmelte die Prinzessin laconisch, ohne den Kopf umzuwenden.

»Und ihm einen Tag zu bestimmen,« fuhr die Marquise entrüstet fort.

»Morgen!« antwortete die Marschallin de Lamothe Houdan mit derselben Gleichgültigkeit.

»Kommen Sie, Herr,« sagte Madame de la Tournelle, indem ihr das Roth auf die Stirne stieg; »und bis die Frau Prinzessin Ihnen den Dank weiht, der Ihnen gebührt, empfangen Sie an ihrer Statt meinen glühendsten Dank.«

Damit gab sie dem einen Wink und führte ihn mit dem kalten und trockenen Worte weg:

»Leben Sie wohl, Prinzessin.«

»Adieu,« antwortete diese in einem Tone, in welchem man schwer auch nur die geringste Ungehaltenheit entdecken konnte.

Dann zog sie ein Crystallglas an sich, in das sie einen Löffel von vergoldetem Silber tauchte und begann wieder von ihren Rosenconserven zu essen.

CXVI.

Der Partherpfeil.

Auf den Abend desselben Tages hatte der italienische Prälat, wie man sich erinnert, den Abbé Bouquemont zu sich bestellt.

Der fand den Bischof mitten in den letzten Vorbereitungen zu der Reise.

»Treten Sie in mein Kabinet,« sagte der Prälat, »ich werde in einem Augenblicke bei Ihnen sein.«

Der Abbé gehorchte.

Darauf sagte Monseigneur Coletti, an seinen Diener gewandt:

»Ist die Person, die ich rufen ließ, in meinem Oratorium?«

»Ja, Monseigneur,« antwortete der Diener.

»Gut. Ich bin für Niemand zu sprechen, als für die Marquise de la Tournelle.«

Der Diener verbeugte sich.

Monseigneur ging in sein Oratorium.

Dort wartete in einer Ecke stehend eine magere, blasse Gestalt, mit langem Haare, welche dem, der sie trug, den Vortheil bot, eine frappante Aehnlichkeit mit Basil in der »Hochzeit des Figaro« oder dem Pierrot der Pantomime zu haben.

Diese Person werden unsere Leser vergessen haben; aber mit zwei Worten rufen wir sie ihnen wieder in's Gedächtniß zurück: es ist der Geliebte der Stuhlvermietherin, einer der Vertrauten des Herrn Jackal, der sogenannte Longue Avoine, der, nachdem er durch ein Wunder aus den Emeuten der Rue St. Denis glücklich entkommen, siegreich in seine Heimath, Rue de Jerusalem, zurückgekehrt war.

Man wird ohne Zweifel erstaunt sein, diese eigenthümliche Persönlichkeit bei unserem italienschen Jesuiten zu finden; wenn man uns jedoch in sein Oratorium folgen will, so wird man in dieser Richtung sehr rasch aufgeklärt sein.

Bei dem Anblick Monseigneur Coletti's kreuzte Longue Avoine seine beiden Hände auf der Brust.

»Nun denn,« fragte der Italiener, »was ist das Resultat Ihrer Nachforschungen? Seien Sie kurz und sprechen Sie leise.«

»Das Resultat ist vortrefflich, Monseigneur, und hat keine langen Nachforschungen erfordert; es sind die größten Intriganten der Christenheit.«

»Woher kommen sie?«

»Von demselben Lande wie ich, Monseigneur.«

»Und woher kommen Sie?«

»Aus meiner Heimath: aus Lothringen.«

»Aus Lothringen?«

»Ja, und Sie kennen das Sprichwort: **Lorain traître à Dieu et à sou prochain?**« (Ein Lothringer verräth Gott und seinen Nächsten.)

»Das ist sehr schmeichelhaft für Sie und für die Beiden. Und wo haben sie ihre Studien gemacht?«

»Im Seminar zu Nancy; nur wurde der Abbé fortgejagt.«

»Warum?«

»Es genügt, wenn Eure Eminenz ihm sagen, daß Sie wissen, weshalb; er wird, dafür stehe ich, nicht auf einer Erklärung beharren.«

»Und sein Bruder?«

»Ah, mit dem ist's eine andere Sache; ich kenne von ihm die genauesten Details. Der König Stanislaus, welcher Patron einer kleinen Kirche in der Umgegend von Nancy gewesen, hatte dieser einen Christus von Van Dyk geschenkt. Nach und nach hatte man den Werth dieses Bildes vergessen, welchen Bouquemont, der Maler, gar wohl kannte. Er bat um die Erlaubnis und erhielt sie, eine Copie von demselben zu machen; als er sie fertig hatte, unterschob er die Copie dem Original und verkaufte das Original um 7000 Franken an das Antwerpner Museum. Die Sache wurde ruchbar und hätte ohne Zweifel sehr unangenehme Folgen für den Künstler haben können, wenn der Abbé, der bereits dem Hause von Saint Acheul aggregirt war, nicht von dem Obern dieses Hauses gehalten worden wäre. Die Geschichte wurde vertuscht; sobald sie jedoch von einem Manne Ihrer Stellung wieder auf das Tapet gebracht würde, bekäme sie ihre ganze Bedeutung wieder.«

»Gut; ich habe gehört, die Namen, die sie führten, seien nicht ihre wahren Namen. Wissen Sie etwas in dieser Beziehung?«

»Ganz wahr. Ihr wirklicher Name ist Madou und nicht Bouquemont.«

»Wie haben sie gelebt, seit dem Tage, als sie Nancy verließen?«

»Physisch ziemlich gut; moralisch sehr schlecht: sie dupirten die Leute und wenn sie keine Dupes fanden, machten sie Schulden. Wenn Monseigneur mir nur vierundzwanzig Stunden gönnen wollten, könnte ich Sie versichern, daß Sie ganz zufrieden gestellt werden sollten.«

»Unnützlich, ich reise diesen Abend und ich reise, indem ich weiß, was ich wissen wollte.«

Damit zog er fünf Louisd'or aus der Börse und sagte, indem er sie Longue Avoine gab:

»Hier eine Abschlagszahlung; vielleicht erhalten Sie nicht unterzeichnete Ordres; jede dieser Ordres, die Sie erhalten, wird von einem kleinen Mandate begleitet sein, das zum Zwecke hat, Sie für Ihre Bemühungen zu belohnen; Sie schicken die Antwort auf diese Ordres **poste restante** nach Rom; drei † auf Ihren Briefen werden das Erkennungszeichen für mich sein.«

Longue Avoine verbeugte sich mit einer Geberde, welche sagen wollte: »Ist das für den Augenblick Alles?«

Monseigneur Coletti verstand die Geberde.

»Suchen Sie alle Spuren unsrer beiden Männer zu verfolgen, um mir genaue Auskunft geben zu können, wenn ich solche brauche. Gehen Sie.«

Longue Avoine ging rückwärts hinaus.

Monseigneur Coletti wartete, bis die Thüre verschlossen war und sagte dann, nachdem er einen Augenblick gewartet und nachgedacht:

»Und nun zu dem Andern.«

Er verließ sein Oratorium, ging durch den Salon und trat in sein Cabinet.

Er fand dort den Abbé Bouquemont, der, in einen großen Fauteuil ausgestreckt, die Daumen um einander bewegte und zum Plafond emporschaute.

»Nun, Monseigneur Abbé,« fragte er, »können Sie mir sagen, was bei der Marschallin de Lamothe Houdan vorgegangen?«

»Die Prinzessin schien mich als Beichtvater annehmen zu wollen,« antwortete der Abbé.

»Wie! schien?« fragte der Jesuit erstaunt.

»Die Prinzessin ist nicht sonderlich gesprächig,« versetzte der Abbé, »Eure Eminenz müssen davon zu erzählen wissen. Ich kann nicht genau sagen, welchen Eindruck ich auf sie gemacht, deßhalb sage ich: schien mich annehmen zu wollen.«

»Kurz, haben Sie im Hause Anker gefaßt?«

»Die Frau Marquise de la Tournelle ist der Ansicht, daß es der Fall sei.«

»Dann müssen auch Sie der Ansicht sein. Sprechen wir nicht weiter davon. Nachdem dies abgemacht, ließ ich Sie kommen, um Ihnen Instructionen in Beziehung auf das Benehmen, das Sie gegenüber der Frau Marschallin de Lamothe Houdan einzuhalten haben, zu ertheilen.«

»Ich erwarte Ihre Befehle, Monseigneur.«,

»Ehe ich auf die Sache selbst eingehe, zwei Worte, die ich in meiner Macht habe, Ihre Skrupel zu besiegen — falls Sie noch welche hätten, was ich bezweifle — und sogar die Aufopferung an die Stelle des Zögerns treten zu lassen. Sie sind aus dem Seminar von Nancy weggeschickt worden. Ich weiß weßhalb. Das ist, was Sie betrifft. Was Ihren Bruder angeht, so wissen Sie wohl, daß im Museum von Antwerpen ein gewisser Christus von Van Dyk ist. . .«

»Monseigneur,« unterbrach ihn der Abbé Bouquemont erröthend. »Warum glauben Sie zu Drohungen Zuflucht nehmen zu müssen, um Ihre ergebenen Diener das thun zu machen, was Sie fordern?«

»Ich glaube das nicht. Ich habe ein gutes Spiel; ich bin in der Vorhand und lege meine Karten auf den Tisch. Das ist Alles.«

Der Abbé biß sich auf die Lippen, aber nicht so sanft, daß man nicht das Knirschen der Zähne gehört hätte; er senkte den Blick, aber nicht so rasch, daß der Prälat nicht einen Blitz hätte hervorleuchten sehen.

Monseigneur Coletti wartete einen Augenblick, bis der die Stellung eingenommen, die er wünschte.

»Ah!« machte der Jesuit, »jetzt, da wir einverstanden sind, hören Sic mich: die Marschallin de Lamothe Houdan ist eine Sterbende; Sie haben nicht lange Zeit, in der Sie ihr Beichtvater sein werden; aber mit Eifer und Intelligenz kann man die Minuten zu Tagen, die Tage zu Jahren machen.«

»Ich höre, Monseigneur.«

»Wenn Sic die Beichte der Prinzessin gehört, werden Sie die Instructionen verstehen, die ich Ihnen gebe und die Ihnen bis dahin etwas verwirrt erscheinen können.«

»Ich werde versuchen, darin klar zu sehen,« machte der Abbé Bouquemont mit einem Lächeln.

»Die Marschallin hat einen Fehl begangen,« sagte der Prälat, »einen Fehl von solcher Schwere, daß, wenn sie nicht hier auf Erden Vergebung von der Person erlangt, die sie gekränkt, sie vom Himmel wohl schwerlich Verzeihung erlangen wird; das ist's, was ich ihr klar zu machen Sie beauftrage.«

»Ich müßte aber doch wissen, Monseigneur, welcher Art dieser Fehl gewesen, um ihr die Nothwendigkeit der Vergebung hier auf Erden zu beweisen.«

»Sie werden es wissen, wenn die Prinzessin es Ihnen gesagt.«

»Ich hätte gerne Zeit gehabt, meine Dilemmen vorzubereiten.«

»Nehmen Sie zum Beispiel eines jener schweren Vergehen an, zu deren Sühne nicht weniger, als das Wort Jesu Christi noth wäre.«

»Eine Ehebrecherin?« warf der ein.

»Bemerken Sie wohl, daß ich nichts Bestimmtes sage,« machte der Italiener. »Aber im Falle, daß es ein Ehebruch wäre, glauben Sie wohl, daß die Gräfdsin ihre Verzeihung vom Himmel erlangen würde, wenn sie nicht zuvor die ihres Gemahls hätte?«

Unwillkürlich schauerte der Abbé; er erkannte von ungefähr den Zweck des Italieners, und so verdorben er auch war, diese florentinische Rache erschreckte ihn doch.

Er hätte vielleicht das Gift der Medicis und der Borgia besser verstanden und weniger gefürchtet.

Aber so ungeheuerlich auch die Aufgabe war, er wagte es nicht, den geringsten Einwurf zu machen; er fühlte sich wie der Hase in den Krallen des Tigers.

»Nun denn,« fragte der Italiener, »Sie übernehmen es?«

»Ich wünsche nichts mehr, Monseigneur; nur möchte ich auch verstehen!«

»Verstehen! und warum? Ist es so lange, seit Sie in die heilige Gesellschaft aufgenommen wurden, um das erste Gesetz vergessen zu haben: **perinde ac cadaver?** Gehorche ohne Frage, ohne Ueberlegung, blind; gehorche, wie eine Leiche.«

»Ich bin bereit,« sagte der Abbé feierlich, als er so an das Gesetz des Ordens erinnert wurde, »die Mission, die Sie mir anvertrauen, getreu zu erfüllen und **perinde ac cadaver** zu gehorchen.«

»Das ist schön!« sagte Monseigneur Coletti.

Und, indem er an seinen Schreibtisch trat, nahm er ein kleines Portefeuille heraus, das, wie man durch seine Hülse hindurch sah, dick gespickt war.

»Ich weiß, daß Sie arm und bedürftig sind,« sagte der Prälat; »Sie können durch die Ordres, die ich Ihnen gegeben habe, zu außerordentlichen Ausgaben veranlaßt sein. Ich glaube Ihnen gegenüber noch in Schulden zu stehen, selbst wenn ich auch alle Kosten auf mich nehme. Nach der glücklichen Ausführung der Mission werden Sie als Dank für die guten Dienste, die Sie geleistet, eine ebenso große Summe erhalten, wie die in diesem Portefeuille enthaltene.«

Der Abbé Bouquemont erröthete und zitterte zugleich vor Freude, und es bedurfte all' der Kraft, die er über sich besaß, um das Portefeuille mit den Fingerspitzen zu nehmen und es in die

Tasche zu stecken, ohne sich der Summe zu vergewissern, die es enthielt.

»Kann ich mich nun verabschieden?« fragte der Abbé, der eine große Eile hatte, den Italiener zu verlassen.

»Noch ein letztes Wort,« machte dieser.

Der Abbé verbeugte sich.

»Wie stehen Sie mit der Marquise de la Tournelle?«

»Sehr gut, Monseigneur.«

»Und mit dem Grafen Rappt?«

»Sehr schlecht.«

»So haben Sie also keinen Grund und keine Lust, ihm angenehm zu sein?«

»Durchaus keine, Monseigneur, im Gegentheil.«

»Und wenn Jemanden ein unvermeidliches Uebel begegnen sollte, so würden Sie wünschen, daß es eher ihm, als irgend Jemand sonst begegnete?«

»O, was das betrifft, ganz entschieden, Monseigneur.«

»Nun gut, Herr Abbé, befolgen Sie meine Instructionen, Punkt für Punkt, und ich glaube, daß sie gut gerächt sein werden.«

»Ah?« rief der Abbé, dessen Gesicht die Freude roth färbte, »ich verstehe jetzt Alles.«

»Stille, mein Herr, ich brauche das nicht zu wissen.«

»Ehe acht Tage vergehen, Monseigneur, sollen Sie Nachricht haben. . . Wohin muß ich Ihnen schreiben?«

»Nach Rom, Straße Umilta.«

»Ich danke, Monseigneur, und Gott stehe Ihnen auf Ihrer Reise bei.«

»Ich danke, Herr Abbé, wenn der Wunsch auch gewagt ist, so ist die Absicht gut.«

Der grüßte und ging durch eine kleine Geheimentreppe, die der Prälat ihm selbst öffnete.

In den Salon zurückkehrend, fand Monseigneur Coletti dort die Marquise de la Tournelle.

Die alte Frömmlerin wollte ihrem Beichtvater Lebewohl sagen.

Dieser, der nun Alles abgemacht, was ihm noch in Paris zu thun geblieben, und nun so rasch als möglich abreisen wollte, hatte ein Mittel, die larmoyante Szene abzukürzen, welche die alte Marquise ihm spielen wollte, und er war eben im Begriffe, da er kein anderes Mittel sah, den Wunsch und das Bedürfniß geltend zu machen, das er habe, sich in dem Augenblick vor einer so gefährlichen Reise, wie die einer chinesischen Mission, etwas zu sammeln, als der Kammerdiener der Frau Marquise hastig eintrat und ihr meldete, daß die Marschallin de Lamothe Houdan soeben einen so heftigen Nervenanstoss gehabt, daß man befürchtet, sie werde während des Anfalls sterben.

»Marquise,« sagte Monseigneur Coletti, dessen Wangen sich bei dieser Nachricht dunkel färbten, »Sie sehen ein, es ist nicht eine Minute zu verlieren.«

»Ich eile zu meiner Schwägerin,« rief die Marquise, indem sie rasch aufstand.

»Sie täuschen sich!« machte der Prälat, »nicht zur Marquise gilt es zu eilen.«

»Wohin denn?«

»Zum Abbé Bouquemont.«

»Sie haben Recht, Monseigneur; ihre Seele ist noch kranker, als ihr Körper. Leben Sie wohl denn, mein würdiger Freund, Gott stehe Ihnen bei auf Ihrer langen Reise!«

»Ich werde auf meinem langen Wege für Sie und Ihre Familie beten,« antwortete der Prälat, seine Hände auf der Brust kreuzend.

Die Marquise fuhr in ihrem Coupe weg. Eine Viertelstunde später führte eine Calesche mit vier Postpferden Monseigneur Coletti auf den Weg nach Rom.



CXVII.

Wo der Abbé Bouquemont fortfährt, seine Streiche zu machen.

Die Marschallin de Lamothe Houdan war allerdings einige Augenblicke nach dem Weggange der Marquise de la Tournelle und des würdigen Abbé Bouquemont von einem solchen Krampfe erfaßt worden, daß die Kammerzofe, die in jenem Augenblicke bei ihr war, durch das ganze Hotel rief: »Die gnädige Frau stirbt.«

Der alte Arzt des Marschalls, den die Prinzessin beständig abgewiesen, eilte, von Gruska davon unterrichtet, in aller Eile herbei und erkannte an einigen beunruhigenden Symptomen, daß es eine gefährliche Krisis sei und daß die Prinzessin, ehe vierundzwanzig Stunden vergingen, den, letzten Seufzer ausgehaucht haben würde.

Der Marschall kam in dem Augenblicke, wo der Arzt das Zimmer der Circassierin verließ.

Als er das düstere Gesicht des Doctors sah, ahnte Herr von Lamothe Houdan Alles.

»Die Prinzessin schwebt in Gefahr?« fragte er.

Der Arzt schüttelte traurig den Kopf.

»Nichts kann sie retten?« fragte der Marschall.

»Nichts,« antwortete der Arzt.

»Und welcher Ursache schreiben Sie ihren Tod zu?«

»Dem Schmerze.«

Die Stirne des Marschalls verfinsterte sich plötzlich.

»Glauben Sie, Doctor,« sagte er traurig, »daß ich persönlich der Prinzessin einen solchen Schmerz bereiten konnte?«

»Nein,« antwortete der Arzt.

»Sie kennen sie seit zwanzig Jahren,« fuhr Herr von Lamothe Houdan fort; »Sie haben, wie ich, diese beharrliche Lethargie beobachtet, in der die Frau Marschallin beständig gelebt. Als ich Sie in dieser Richtung fragte, haben Sie mir tausend Beispiele von ähnlichen Fällen genannt, und ich glaubte, wie Sie mir sagten, daß diese Schlagsucht, in welche die Prinzessin so oft verfiel, die Folge eines Constitutionsfehlers sei; in diesem Augenblicke dagegen schreiben Sie ihren Tod dem Schmerze zu; erklären Sie sich deßhalb, mein Freund, und wenn Sie in dieser Beziehung eine Bemerkung gemacht, so lassen Sie mich die Sache wissen.«

»Marschall,« sagte der Arzt, »ich habe keine einzelne Thatsache beobachtet, bemerkt, erkannt, welche diese Ansicht motiviren könnte; aber aus allen einzelnen Anzeichen geht für mich die Ansicht hervor, daß keine andere Ursache als der Schmerz die tödtliche Krankheit der Frau Marschallin hervorgerufen haben kann.«

»Das ist die Ansicht eines Weltmannes und Philosophen, Doctor, aber ich verlange Ihre wissenschaftliche Ansicht, Ihre Ansicht als Arzt.«

»Marschall, ein wahrer Arzt ist ein Philosoph, der den Körper nur studirt, um die Seele besser kennen zu lernen. Das Studium war in Beziehung auf die Prinzessin sehr schwierig und anstrengend; aber das Resultat ist darum doch sicher, und so wahr wir einander gegenüber stehen, versichere ich, soweit ein Mensch etwas versichern kann, ohne bestimmtes Wissen auf die bloße Kunde von allgemeinen Thatsachen, versichere ich Sie, daß ein tiefer, schwerer Kummer, eine furchtbare Kränkung die Frau Marschalls in's Grab bringen wird.«

»Ich verlange nicht weiter von Ihnen zu wissen, mein Freund,« sagte der Marschall in bewegtem Tone, indem er dem alten Arzte beide Hände bot; »und wenn ich Sie fragte, so geschah es weniger, um Ihre Ansicht, als um die meinige bestätigt zu hören. Vor wenigen Jahren, mein Freund, kam mir der Gedanke bereits; und wenn ich ihn nicht ausgesprochen, nicht mal vor Ihnen, auf den ich doch ein so unbedingtes, unbegrenztes Vertrauen habe, so geschah es, weil ich dachte, der Schmerz einer von ihrem Gatten geliebten Frau könne nur *eine* Ursache haben, ein Vergehen!«

»Marschall,« unterbrach ihn der Arzt erröthend, »glauben Sie mir, daß ich nie, auch nur einen Augenblick einen ähnlichen Gedanken gehegt!«

»Das bin ich überzeugt, mein Freund,« sagte der Marschall, indem er die Hände des Doctors kräftig schüttelte, »doch jetzt Adieu! Sie haben keine besondern Befehle in Beziehung auf die Behandlung der Prinzessin zu geben?«

»Nein, Marschall,« antwortete der Arzt. »Das Leben der Frau Prinzessin wird geräuschlos erlöschen; zwischen ihrem Tod und ihrem Leben wird kein anderer Unterschied sein als zwischen der brennenden und der erlöschenden Kerze; sie wird ruhig die Augen schließen, um zu sterben, als wenn sie schlafen wollte, und der Tod wird von ihrem Schlaf nur den Unterschied haben, daß es ein ewiger Schlaf ist.«

Der Marschall de Lamothe Houdan neigte traurig den Kopf und drückte dem scheidenden Doctor noch einmal gerührt die Hand.

Einen Augenblick später trat der Marschall in das Zimmer der Prinzessin; sie lag auf ihrem Bette, in Weiß gekleidet wie eine Braut, und mit einem Gesichte von so zarter Farbe, wie ihre Kleider; ja sie machte mit ihren Haaren, ihrem Gesichte, ihren Kleidern, den Draperien ihres Bettes den Eindruck, als ob sie bereits in ihrem Leichentuche läge. Es fehlte, um zu glauben, daß man eine Todte aufsuche, in diesem Zimmer nichts mehr, als ein Priester, Kerzen und die silberne Vase, welche das Weihwasser enthielt.

Dieser Anblick machte den Marschall de Lamothe Houdan zittern.

Er hatte viele Menschen im Kriege sterben sehen. Der Anblick des Todes war durchaus nichts Neues für ihn; aber als ein tapferer Mann konnte er nicht begreifen, daß man dem Tode nicht widerstehe, daß man sich nicht gegen ihn vertheidigte, daß man ihn nicht wie einen Feind zurückjagte.

Dieser stumme, ruhige Tod, ohne Protestation, ohne Widerstand, ohne Empörung auf die eine oder andere Art, erfüllte ihn mit Staunen.

Er fühlte, wie seine Kniee wankten, als wäre er ein Kind von ein paar Monaten, das ein Gewicht aufheben will; er näherte sich respektvoll dem Bette der Kranken und sagte mit seiner sanftesten Stimme zu ihr:

»Leiden Sie?«

»Nein,« sagte die Prinzessin Rina, indem sie dem Marschall den Kopf zuwandte.

»Fühlen Sie sich krank?«

»Nein,« antwortete sie noch einmal.

»Ich habe so eben den Arzt begegnet, der von Ihnen wegging,« fuhr der Marschall fort.

»Ja,« machte der Kopf der Circassierin.

»Wünschen Sie Etwas?«

»Ja,«

»Was wünschen Sie?«

»Einen Geistlichen.«

In diesem Augenblicke meldete die Kammerfrau das Erscheinen der Marquise de la Tournelle und des Abbé Bouquemont. Man ließ den eintreten, und während dieses Zwiegesprächs zog sich der Marschall mit der Marquise in das Boudoir der Prinzessin zurück.

Wir kennen die Sünden der Marschallin de Lamothe Houdan, wir werden sie deßhalb nicht wiederholen, indem wir die Beichte derselben unsern Lesern wieder vorlegen.

»Meine Schwester,« sagte der Abbé Bouquemont, der während der Aufzählung der Fehler der Prinzessin die ganze Bedeutung der Mission, die ihm Monseigneur Coletti gegeben, erkannte, und sah, welche Rache er an dem Grafen Rappot nehmen konnte, »meine Schwester, erkennen Sie die Größe Ihrer Sünde?«

»Ja,« antwortete die Prinzessin.

»Haben Sie gesucht, Ihren Fehler wieder gut zu machen?«

»Ja.«

»Auf welche Weise?«

»Durch Reue.«

»Das ist viel, aber noch nicht genug, und es gibt noch wirksamere Mittel.«

»Lassen Sie mich sie wissen.«

»Wenn ein Mensch gestohlen hat,« versetzte der nach einigem Nachdenken, »glauben Sie, daß seine Reue dem Wiederersatz des Gestohlenen gleich komme?«

»Nein,« antwortete die Marschallin, ohne zu wissen, wo der Priester damit hinaus wollte.

»Nun, es gibt für Ihre Vergehen, meine liebe Schwester, ein analoges Mittel des Wiederersatzes.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie haben die Ehre Ihres Gemahles gestohlen; wo eine Wiederherstellung derselben nicht möglich ist, wiegt ein freies, offenes, ehrliches Geständniß Ihres Vergehens in einem solchen Fall eine Wiederherstellung auf.«

»Und wie?« . . . rief die Marschallin. Aber sie hielt plötzlich inne, als fürchtete sie, man möchte ihre Stimme hören. Sie erhob sich in ihren Kissen und den Kopf nach dem wendend, sah sie ihn so ausdrucksvoll an, daß er, dessen Nervensystem nicht gerade sehr empfindlich war, unwillkürlich schauerte.

»Sie schauern, Herr?« sagte die Prinzessin, indem sie ihn mit der gleichen Festigkeit anzusehen fortfuhr.

»Gewiß, meine Schwester!« antwortete der Abbé Bouquemont ganz verlegen.

»Sie schauern selbst bei dem Gedanken an eine so furchtbare Art, sein Vergehen zu sühnen,« fuhr die Sterbende tief bewegt fort.

»Weil ich wirklich, meine Schwester, wenn ich die Folgen bedenke, die ein solches Geständniß haben kann, lebhaft von Mitleid für Sie bewegt bin.«

»Also für mich allein beunruhigen Sie sich, Herr Abbé?«

»Gewiß, meine Schwester.«

»Das ist schön,« sagte die Prinzessin, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht, »sprechen wir nicht weiter davon und kommen wir auf die Art der Sühne zurück, die Sie mir vorschlagen.«

Die arme Frau hatte nie so lange gesprochen, sie hielt einen Augenblick, wie es schien, erschöpft inne und Schweißtropfen überströmten ihre Stirne.

Der glaubte nichts Besseres thun zu können, als zu schweigen; sie unterbrach die Stille.

»Herr,« sagte sie, »wenn ich das Geständniß nicht mache, das Sie fordern, was wird die Folge sein?«

»Ewige Strafe für Sie in der andern Welt.«

»Und absolute Ruhe für den Herrn Marschall in dieser?«

»Natürlich, meine Schwester, aber . . .«

»Aber, Herr Abbé, glauben Sie nicht, daß meine Sühne größer sein werde, wenn ich um den Preis einer ewigen Strafe die Ruhe meines Gatten erkaufe?«

»Nein,« sagte der, den diese Frage nicht wenig in Verlegenheit brachte; »nein,« wiederholte er, um durch die Wiederholung des Wortes, in Ermanglung von Gründen, seiner Antwort mehr Gewicht zu verleihen.

»Wollen Sie mir sagen weßhalb?« drängte die Marschallin.

»Man handelt nicht um sein Seelenheil, meine Schwester,« antwortete der Abbé hart, indem er die arme Frau dadurch einzuschüchtern suchte.

»Heißt das nicht sein Seelenheil verdienen, wenn man das eines andern sichert?«

»Nein, meine Schwester; wenn Sie noch einige Jahre zu leben hätten, so würde ich es der Vorsehung überlassen, Ihr Gewissen aufzuklären; aber da Sie so nahe daran stehen, Ihre Seele in Gottes Hände zurückzugeben, so dürfen Sie nicht zögern, sie von aller Befleckung zu reinigen. Ich gebe zu, daß das Mittel, Ihre Sünden abzuwaschen, ein furchtbares ist; aber Sie haben keine Wahl in den Mitteln und Sie müssen das annehmen, was Ihnen als eine göttliche Gnade angeboten wird.«

»So soll also,« murmelte die arme Prinzessin, »das durch meine Vergehen beschmutzte Leben eines ehrenhaften Mannes mit rauher Hand gebrochen werden; und ein Diener Gottes rath mir dazu! O mein Gott, gib mir Klarheit und laß einen Deiner Lichtstrahlen in dieses Herz dringen, das so finster wie ein Gefängniß ist.«

»So sei es,« stotterte der Abbé.

»Herr Abbé,« sagte die Marschallin in entschiedenem Tone, »schwören Sie mir vor Gott, daß diese Sühne nöthig ist.«

»Jeder Schwur ist unerlaubt, meine Schwester,« sagte der Geistliche streng.

»So geben Sie mir Gründe zur Unterstützung Ihres Rathes, Herr Abbé; geben Sie mir nur einen einzigen. Ich wünsche nichts mehr, als mich in Demuth zu unterwerfen; aber ich möchte wissen, warum ich es thue.«

»Das ist eine Schwäche des Geistes und Stolz. Das Gerechte und Rechte wird nicht bewiesen, man fühlt es.«

»Eben, weil ich es nicht fühle, Herr Abbé, bitte ich Sie mit gefalteten Händen, es mich begreifen zu machen.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß das Ihr Stolz ist, Ihr Geist, der sich empört gegen Ihr Gewissen; denn Ihr Gewissen ruft Ihnen zu, ohne daß ich nöthig hätte, diese Worte zu wiederholen: »Alles Böse, was Du gethan, mußst Du wieder gut machen!« Das ist das göttliche Gesetz, das höchste Gesetz. Aber was gilt den verkehrten Menschen der Ruf ihres Gewissens? Denken Sie sich nur, daß Sie befleckt mit diesem Vergehen vor den Richterstuhl Gottes kommen, während Sie doch gereinigt hätten davor treten können! Glauben Sie, daß Gott in seiner strengen Gerechtigkeit, nicht einen Boten erwecken wird, der zu diesem gekränkten Gatten sagt: »Mann, die Frau, die Dir vor Gott gehörte, hat Dich unter den Menschen verrathen.««

»Gnade, Herr!« rief die arme Frau in Kummer aufgelöst.

»Mann!« fuhr der Abbé mit greller Stimme fort, »diese Frau hat den Rath von mir erhalten. Dich um Vergebung anzustehen, und sie war Verbrecherin genug, auf den Stufen meines Thrones niederzuknieen mit einer befleckten Stirne.«

»Gnade! Gnade!« wiederholte die Prinzessin.

»Nein, keine Gnade! wird die Stimme Gottes sagen. Mann, sei ohne Barmherzigkeit für das Verbrechen dieser Ruchlosen und verwünsche ihren Namen auf Erden, wie ich ihre Seele strafen werde im Himmel. Das ist die furchtbare Strafe, welche Gott Ihnen aufbewahrt — hier auf Erden, wie im Himmel; — denn ich wiederhole Ihnen, Gott wird nicht gestatten, daß der Mann, den er Ihnen gegeben, Ihre Vergehen und seine Schande nicht wisse.«

»Genug, Herr Abbé,« rief die Marschallin, die für einen Augenblick alle Kräfte zusammenraffend, sich rasch erhob und mit dem Finger auf die Thüre zeigend, mit ruhiger Stimme hinzufügte: »Ich werde Niemand das Recht geben, meinen Gemahl zu unterrichten. Gehen Sie und melden Sie dem Marschall, daß ich ihn erwarte.«

»Aber, gnädige Frau,« rief der Abbé, den diese stolze Verabschiedung blaß machte, »Sie sprechen mit einer Bitterkeit mit mir, deren Ursache ich mir nicht erklären kann.«

»Ich spreche mit Ihnen, Herr Abbé,« antwortete die Prinzessin stolz, »wie mit einem Menschen, dessen Pläne ich dunkel ahne, ohne sie zu verstehen. Wollen Sie gefälligst, wenn Sie weggehen, den Herrn Marschall bitten, bei mir einzutreten?«

Und ihm den Rücken kehrend, sank sie auf ihr Bett zurück.

Der Abbé ging, nachdem er der armen Frau einen Blick voll Zorn und Bosheit zugeworfen.

Aber es war zu viel für die unglückliche Prinzessin gewesen. Der Kampf, den sie gegen den Abbé kämpfte, so lange dieser furchtbare Streit gedauert, hatte ihre letzten Kräfte gebrochen, und als der Marschall in das Schlafzimmer trat, stieß er einen dumpfen Seufzer aus, da er sie so gebrochen sah, daß er glaubte, sie habe kaum noch ein paar Augenblicke zu leben.

Er rief der Kammerfrau, welche an das Bett ihrer Herrin eilte und ihr die Schläfen reibend, sie nach und nach wieder zum Bewußtsein brachte.

Kaum waren die Augen der Sterbenden offen, so wandte sie sich mit unheimlichem Blicke nach der Thüre des Zimmers.

»Wonach sehen Sie, meine Freundin?« fragte der Marschall sanft.

»Ist er fort?« fragte die Prinzessin mit zitternder Stimme.«

»Wer, Madame?« fragte ihre treue Gruska mit thränenvollem Blicke.

»Der Geistliche!« antwortete die Marschallin, auf deren Gesicht sich ein tiefer Schreck malte, als hätte sie eine Legion Teufel, von dem Abbé Bouquemont geführt, in's Zimmer treten sehen.

»Ja,« sagte der Marschall, dessen Brauen sich finster zusammenzogen bei dem Gedanken, daß der ohne Zweifel diesen beunruhigenden Zustand seiner Frau hervorgerufen.

»Ah!« machte die Prinzessin, als wäre eine schwere Last von ihrer Brust gefallen.

Dann sich an die Kammerfrau wendend, sagte sie:

»Ziehe Dich zurück, Gruska, ich habe mit dem Marschall zu sprechen.«

Die Kammerfrau zog sich zurück und ließ die Prinzessin mit ihrem Gemahle allein.



CXVIII.

To die. — To sleep.

»Kommen Sie ganz nahe, Herr Marschall,« murmelte die Prinzessin so leise, daß Herr von Lamothe Houdan es kaum hören konnte; »denn meine Stimme ist sehr schwach und ich habe Ihnen viel zu sagen.«

Der Marschall rückte einen Stuhl herbei und setzte sich an das Bett.

»Sie sind nicht im Stand zu sprechen,« machte er, »gönnen Sie sich Ruhe. Geben Sie mir Ihre Hand und suchen Sie auf diese Weise einzuschlafen.«

»Nein, Herr Marschall,« sagte die Prinzessin, »ich habe keinen andern Schlaf mehr zu schlafen, als den ewigen, und vor meinem Tode muß ich Ihnen noch ein Geständniß machen.«

»Nein,« versetzte seinerseits der Marschall, »nein, Rina, Sie werden nicht sterben?; Ihre Aufgabe auf dieser Erde ist noch nicht erfüllt, meine Freundin, und wir dürfen nicht sterben, ehe unser Werk vollendet ist. Die kleine Abeille bedarf Ihrer sorgenden Hand.«

»Abeille!« murmelte die Sterbende schauernd.

»Ja,« fuhr Herr von Lamothe Houdan fort, »Ihnen verdanken wir, daß es jetzt besser mit ihr geht: durch Ihren vortrefflichen Rath ist das Leben unseres lieben Kindes beinahe gesichert. Sie werden Ihr Werk nicht unvollendet lassen wollen, meine liebe Rina, und wenn Gott Sie zu sich ruft, werden Sie nicht allein von hinnen gehen, denn er wird mir die Gnade erzeigen, auch mich zu sich zu rufen.«

»Herr Marschall,« sagte die Prinzessin, in deren Augen die Zärtlichkeit ihres Gemahls Thränen der Rührung hervorriefen, »ich bin Ihrer Liebe unwerth und deßhalb bitte ich Sie, mich zu hören.«

»Nein, Rina, ich werde Nichts hören, ich werde Nichts hören. Schlummre im Frieden, mein Kind, und Gott segne Deinen Schlaf.«

Die Thränen, welche seit einem Augenblick so reichlich den Augen der Prinzessin entquollen, überströmten die Hand, mit welcher der Marschall die seiner Frau hielt.

»Du weinst, meine Rina,« sagte er mit bewegter Stimme. »Hast Du einen Kummer, den ich lindern könnte?«

»Ja,« machte der Kopf der Sterbenden, »einen großen Kummer, einen tiefen Schmerz.«

»Sprich, meine Freundin.«

»Vor Allem, Herr Marschall,« sagte die Prinzessin, indem sie ihre Hand aus der ihres Gatten zog und einen kleinen goldenen Schlüssel an einem Collier aus ihrer Brust hervornahm, »öffnen Sie mit diesem Schlüssel mein Chiffonnier.«

Der Marschall nahm den Schlüssel, stand auf, um den Chiffonnier zu öffnen.

»Ziehen Sie die zweite Schieblade heraus,« fuhr Frau von Lamothe Houdan fort.

»Es ist geschehen,« sagte der Marschall.

»Sie werden dort ein Paket mit Briefen finden, das von einem schwarzen Band umgeben ist.«

»Hier,« sagte der Marschall, indem« das Paket in die Höhe hob und es der Prinzessin zeigte.

»Nehmen Sie es und setzen Sie sich zu mir.«

Der Marschall that wie ihm befohlen.

»Dieses Paket Briefe enthält meine Bekenntnisse,« sagte die arme Frau.

Der Marschall wollte die Briefe seiner Frau übergeben, diese schob sie jedoch zurück und sagte:

»Lesen Sie sie, denn ich werde nicht die Kraft haben, Ihnen den Inhalt davon zu sagen.«

»Was enthalten diese Briefe?« fragte der Marschall verlegen,

»Das Geständniß und den Beweis all' meiner Vergehen, Herr Marschall.«

»Dann,« versetzte der Marschall bewegt, »erlauben Sie mir, diese Lectüre auf eine andere Zeit aufzuschieben. Sie sind zu schwach in diesem Augenblick, um sich mit Ihren Vergehen zu beschäftigen, und ich werde Ihre Heilung erwarten.«

Dann öffnete er seine Redingote und steckte die Briefe in seine Tasche.

»Aber ich bin im Begriff zu sterben, Herr Marschall,« sagte die Prinzessin in herzerreißendem Tone, »und ich will nicht mit einer so schweren Last auf meinem Gewissen zu Gott gehen.«

»Wenn Gott Sie zu sich ruft, Rina,« murmelte der Marschall mit düsterem Tone, »so wird Gott Ihnen im Himmel all' Ihre Fehler vergeben, wie ich sie Ihnen hier auf Erden vergebe.«

»Aber es sind mehr als Fehler, Herr Marschall, « fuhr Frau von Lamothe Houdan mit beinahe erlöschender Stimme fort, »es sind Verbrechen, und ich will die Erde nicht verlassen, ohne Ihnen vorher ein Geständniß gemacht zu haben; denn es ist Ihre Ehre, Herr Marschall, die ich schändlich befleckt.«

»Genug, Rina,« rief der Marschall schauernd, »genug, genug!« fügte er hinzu, indem er seinen

Ton milderte, »ich wiederhole Ihnen, daß ich nichts hören will, ich vergebe Ihnen und segne Sie und rufe auf Ihr Haupt alle Gnade Gottes herab.«

Thränen der Dankbarkeit entströmten auf's Neue den Augen der Prinzessin. Sie wandte ihre Augen nach dem Marschall und indem sie ihn mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zärtlichkeit und Bewunderung ansah, sagte sie zu ihm: »Wollen Sie mir die Hand geben?«

Der Marschall bot ihr seine beiden Hände, die Prinzessin nahm eine derselben in die ihrigen, hob sie an ihre Lippen und sagte, indem sie sie glühend küßte in einer gewissen religiösen Aufregung und Extase:

»Gott ruft mich zu sich . . . ich werde für Sie beten.«

Dann ließ sie den Kopf auf das Kissen sinken, schloß sanft die Augen und entschlief mit der majestätischen Heiterkeit eines schönen Sommertages, der in dem Schatten der Nacht erlischt.

»Rina! Rina! meine arme und heißgeliebte Rina!« rief der Marschall in der heftigen Aufregung, in die ihn diese Szene versetzt hatte; »öffne die Augen, sieh mich an, antworte mir, ich habe Dir verziehen, ich verzeihe Dir, arme Frau. Hörst Du mich? — ich verzeihe Dir!«

Er war so sehr an das Schweigen der Prinzessin gewöhnt, daß er, nichts auf diesem ruhigen Gesichte sehend, was den Tod anzeigte, sie an sich zog und auf die Stirne küßte.

Als er jedoch die Marmorkälte dieser Stirne fühlte, und die bereits erkalteten Lippen mit den seinen berührte, und ihren Athem nicht mehr fühlte, sah er ein, daß es mit seiner unglücklichen Frau zu Ende war, und indem er langsam ihren Kopf auf das Kissen sinken ließ, erhob er beide Hände über ihr und sagte:

»Was Du auch gethan haben magst, ich verzeihe Dir in dieser letzten Stunde, armes und schwaches Geschöpf! Was auch Dein Fehl, ja selbst Dein Verbrechen gewesen, ich rufe den Segen Gottes auf Dein Haupt herab.«

In diesem Augenblicke ließ sich eine kleine Kinderstimme hören.

»Mutter, Mutter!« rief diese Stimme, »ich will Dich sehen.«

Es war die Stimme Abeille's, welche ängstlich in dem Boudoir das Ende des vertraulichen Gesprächs zwischen der Marschallin und ihrem Gemahl erwartete.

Die beiden Schwestern traten rasch in das Schlafzimmer, denn Regina begleitete Abeille.

»Tretet nicht ein, meine Kinder,« rief der Marschall mit einer von Schluchzen erstickten Stimme.

»Ich will Mama sehen,« sagte Abeille weinend, indem sie nach der Bette der Prinzessin lief.

Aber der Marschall versperrte ihr den Weg; er nahm sie in seine Arme und sagte, indem er sie

zur Prinzessin Regina führte:

»Bringe sie fort im Namen des Himmels, mein Kind.«

»Wie geht es?« fragte Regina.

»Nun besser, sie ist eingeschlummert,« sagte der Marschall in einem Tone, der seine Worte Lügen strafte; »bringe Abeille weg.«

»Die Mutter ist todt,« seufzte das Kind.

Die Prinzessin Regina stürzte sich mit Abeille auf den Armen auf dies Wort an das Bett der Marschallin.

»Unglückliche Kinder,« sagte Herr von Lamothe Houdan, indem er einen Schmerzensseufzer ausstieß, »ihr habt keine Mutter mehr.«

Es war ein einziger Schrei, welchen beide Kinder ausstießen.

Auf diesen Schrei traten die Marquise de la Tournelle und die Kammerfrau, gefolgt von dem Abbé Bouquemont, in das Zimmer.

Als der Marschall das heuchlerische Gesicht des Abbé Bouquemont erblickte, schien er seine eigene Aufregung zu vergessen und nur sich der zu erinnern, welche die Prinzessin in dem Augenblick gezeigt, wo der Abbé das Schlafzimmer verlassen. Er trat auf den Geistlichen zu, und indem er ihn mit strenger Miene ansah, sagte er in ernstem Tone zu ihm:

»Sie sind es, mein Herr, der Monseigneur Coletti ersetzen soll?«

»Ja, Herr Marschall,« antwortete der Geistliche.

»Gut denn, mein Herr, Ihre Pflicht ist erfüllt; die Frau, deren Beichtvater Sie sein sollten, ist todt.«

»Wenn der Herr Marschall es erlaubt,« sagte der Abbé, »so werde ich die Nacht bei der unglücklichen Prinzessin zubringen.«

»Das ist unnütz, mein Herr; ich werde diese Sorge selbst übernehmen.«

»Aber gewöhnlich, Herr Marschall,« drängte der Abbé, der sich heute zum zweiten Male verabschiedet sah, »kommt dieser Leichendienst einem Geistlichen zu.«

»Das ist möglich, mein Herr Abbé,« sagte der Marschall in einem Ton, der keine Einrede zuließ. »Aber ich wiederhole Ihnen, daß Ihre Gegenwart hier von jetzt an durchaus unnütz ist. Ich Habe deßhalb die Ehre, Sie zu grüßen.«

Dann trat er, dem Abbé Bouquemont den Rücken zukehrend, wieder an das Bett zu den beiden

Schwestern, welche schluchzend die Hände ihrer Mutter küßten, während der wüthend über den Empfang seinen Hut zornig in die Stirne drückte, wie Tartusse, der das Herz voll von Drohungen das Haus Orgon's mit den Worten:

»Du, der als Herr spricht, solltest selber gehen.«

verließ, und die Thüre des Boudoirs heftig hinter sich zuschlug.

Dieses Benehmen hätte allerdings eine Rüge verdient, aber der Marschall von Lamothe Houdan war zu sehr mit sich beschäftigt, um das impertinente Weggehen des Abbé Bouquemont zu bemerken.

Die Nacht war inzwischen eingetreten und man sah kaum mehr klar in dem Zimmer der Prinzessin. Todtenstille herrschte rings umher.

Man meldete, daß das Diner servirt sei, aber der Marschall wollte nicht daran Theil nehmen. Er verabschiedete alle Welt, nachdem man ihm eine Lampe gebracht, und als er sich allein sah, setzte er sich neben den Chissonnier, vor welchem die Prinzessin gewöhnlich saß: dann zog er aus der Tasche das Briefpaket, löste mit zitternder Hand das Band, das es umwand, und begann mit einem Auge, welches der Schmerz umwölkte, zu lesen.

Der erste Brief war von ihm; er war aus dem Bivouak am Abend vor einer Schlacht. Der zweite war aus einem Lager geschrieben am Tage nach einem Sieg. Alle trugen das Datum des Kriegs, ein Wort faßte den Inhalt aller zusammen: »Wann werden wir nach Frankreich zurückkommen?« Mit andern Worten, alle Briefe des Gatten constatirten seine Abwesenheit und zeugten von der Sehnsucht nach ihr.

Das war das Thor, durch welches er das große Schlachtfeld des Lebens der Prinzessin betrat: er war fort, sie allein.

Er hielt einen Augenblick inne, da er eine andere Schrift als die seine sah, als wollte er, ehe er weiter ginge, sich den Weg, den er bereits gegangen, noch einmal klar überschauen. Auf diesem Wege sah er seine Frau, d. h. ein schwaches Wesen, allein, ohne Stütze und Halt, die Beute des nächsten Wolfs, der in der Hürde erschien.

Er wandte sich nach der Leiche und auf sie zugehend, sagte er:

Er wandte sich naö gehend, sagte er:

»Vergebung, liebe Frau, der erste Fehler ist mein Fehler; Gott vergebe mir, ich nehme ihn auf mich.«

Dann setzte er sich wieder an den Chissonnier und begann die Lectüre der Briefe des Herrn Rappt.

Wunderbar! als ob er es instinktmäßig vorausgesehen, daß hinter diesem Vergehen ein Verbrechen ruhe, machte die Kunde seiner Unehre nicht den furchtbaren Effekt auf ihn, den sie

gewöhnlich auf jeden Menschen in ähnlicher Situation macht, welcher Art auch sein Temperament sei. Seine Stirne bedauerte sie zwar mit einer Röthe; er zitterte zwar, so lange dies Lesen dauerte; er hätte den Grasen Rappt, wenn er ihn in Händen gehabt, sicherlich erdrosselt, aber die Enthüllung seines Unglücks, das seinen Haß gegen seinen Schützling hervorrief, stimmte ihn zum Mitleid mit seiner Gattin. Er bedauerte sie innig und aufrichtig und klagte sich als den Urheber seiner Schande, den Verräther an sich selbst an und rief das Mitleid Gottes auf die Leiche herab.

Dies war die doppelte Wirkung, die der erste Brief des Herrn Rappt auf ihn hatte: Mitleid mit seiner Frau, Entrüstung über seinen Schützling; die Frau hat ihren Mann getäuscht, der Adjutant seinen Herrn verrathen.

Er setzte diese düstere Lectüre fort, während sein Herz von tausend Qualen gemartert wurde.

Er las Anfangs nur Umschreibungen der ersten Briefe, kein Unglück wurde ihm angezeigt und doch ahnte er nur daß er ein noch größeres Unglück zu erfahren habe, und blätterte mit fieberhafter Hand in allen Briefen. Er verschlang sie wie ein Mensch, der die Mündung auf sich gerichtet sieht und sich der Kugel entgegen wirft.

Er stieß einen furchtbaren, unaussprechlich schrecklichen Schrei aus, als er zu den Worten kam:

»Wir werden unsere Tochter Regina nennen. Wird sie nicht wie Du eine königliche Schönheit werden!«

Der Blitz richtet keine solche Verwüstung an, wo er einschlägt, als diese Linien in dem Herzen des Marschall von Lamothe Houdan. Es war nicht das Herz des Liebenden oder Gatten, ja nicht das des Vaters, das sich bei diesen Worten in seiner ganzen Höhe aufrichtete, es war das Herz des Mannes, seine Selbstachtung, sein Selbstbewußtsein. Es schien ihm, als wäre er nicht mehr er selbst, oder schon selbst ein Verbrecher, weil er nur mit dem Verbrechen in Berührung gestanden. Er vergaß, daß er als Gatte, als Herr, als Freund, als Vater verrathen worden; er vergaß endlich seine Schmach und sein Unglück und dachte nur an die empörende Ungeheuerlichkeit, an die Heirath des Liebenden mit der Tochter seiner Geliebten, an den schamlosen, frechen und ungestraften Vaternord! Er wandte das Auge voll Zorn nach dem Bette, als er aber die Leiche seiner Gattin mit den gefalteten Händen, die zum Himmel empor gekehrte Stirne der Todten in der Haltung feierlicher Sammlung gewahrte, nahmen seine Augen den Ausdruck tiefen Schmerzes an und er sagte mit herzerreißendem Tone:

»O was hast Du gethan unglückseliges Weib?«

Dann nahm er die Briefe und suchte seine Kaltblütigkeit wieder zu bekommen, um sie bis zu Ende lesen zu können. Furchtbarer Versuch, auf den er beinahe verzichtet, wenn ihn nicht ein anderer Gedanke, der Gedanke an ein weiteres Unglück unheimlich erfaßt hätte.

Wir haben die kleine Abeille in dem Atelier von Regina auftreten lassen, während Petrus ihr Portrait malte und sahen sie so eben wieder in dem Sterbezimmer. Die Geburt dieses Kindes

beschäftigte den Marschall in diesem Augenblick lebhaft. Er hatte es so zu sagen in die Welt gebracht; es war unter seinen Augen geboren worden, es war neben ihm groß geworden. Er hatte es, als es noch ein ganz kleines Kind war, auf seinem großen Schlachtpferde spazieren geführt, indem er es an der Hand hielt, und es war ein herrliches Schauspiel, auf das er selbst stolz war, den alten Marschall in den Tuilerien mit dem kleinen Mädchen spielen zu sehen. Die früheste Jugend fühlt sich sympathischer mit dem Greise, als mit dem reifen Mann. Die blonden Haare der Kindheit harmoniren besser mit den weißen Haaren des Greises.

Abeille war darum die Krone des Alters des Marschalls gewesen, der letzte Gesang, den er gehört, der letzte Wohlgeruch, den er eingeathmet; er liebte sie wie das letzte Lächeln seines Lebens, wie den letzten Strahl seiner untergehenden Sonne. »Wo ist Abeille?« »Warum ist Abeille nicht da?« »Warum hat bei solchem Wetter ausgehen lassen?« »Wer hat sich erlaubt, Abeille sprechen zu lassen?« »Warum habe ich Abeille heute nur ein einziges Mal singen hören?« »Abeille ist also traurig?« »Abeille ist also krank?« Und von Morgens bis Abends hörte man nur den Namen Abeille; sie war gleichsam der belebende Hauch des Hauses; wo sie nicht war, wurde man traurig; wo sie erschien, trat die Freude mit ihr ein.

Mit einem unaussprechlichen Schreck nahm deßhalb der Marschall die Lectüre der Briefe wieder auf, die sein Inneres bereits schon so tief aufgewühlt.

Leider durfte nichts vor dem alten Manne stehen bleiben. Er hatte nach und nach all' seinen Glauben wie Schlösser in Ruinen sinken sehen. Ein einziges blieb ihm und er sollte es gleichfalls zusammenbrechen sehen müssen. O furchtbares Schicksal! Dieser Mann besaß Schönheit. Güte. Muth. Ehre, Stolz und Alles, was den Menschen groß und glücklich macht; es hatte ihm nichts gemangelt, um auch der Liebe theilhaft zu werden, und nun sollte er am Ende seines Lebens Qualen erdulden, neben denen selbst die der größten Verbrecher verschwanden.

Als er seines Schicksals gewiß war, als er seine moralische Niederlage constatirt hatte, das heißt den Tod seines Glaubens, da verhüllte er sein Gesicht und weinte bitterlich.

Die Thränen sind wohlthätig. Sie machen aus Gift Honig und lindern die Wunden der Seele.

Als er lange genug geweint, stand er auf und an dem Bette der Leiche stehend, sprach er:

»Ich habe Dich heiß geliebt, Rina! . . . und war unter vielen werth, von Dir geliebt zu werden. Aber der Wagen des Lebens hat mich rasch mit sich fortgerissen und in der Staubwolke, die er aufwühlte, sah ich neben mir die zarte Pflanze nicht, die ich zertrat. Du hast gerufen. Ich bin Dir nicht zu Hilfe gekommen und Du nahmst die erste beste Hand, um Dich an ihr aufzurichten. Das ist meine Schuld, Rina, das ist meine große Schuld und ich klage mich dessen an vor Deiner Leiche und bitte Gott um Vergebung. Daraus entstand all Dein Unglück . . . Du hast mit Deinem Leben meine ersten Fehler bezahlt, und ich werde mit meinem Leben Dein letztes Vergehen bezahlen. Gott war streng gegen Dich, arme Frau! Ich hätte zuerst sterben sollen. Aber wir haben bei all unsrem Unglück einen Mitschuldigen und dieser hatte keine Entschuldigung. Dieser war ein Schuft, ein Ehr- und Treuloser, ein feiger Verräther, der dich einen dornigen Pfad hinabriß, um dich in den Abgrund zu stürzen; dieser wird durch die Vergebung, die ich auf Dein Haupt herabrufe, Rina, als ein feiger Schuft gestraft werden; und wenn ich dieses Werk der

Gerechtigkeit gethan, dann Rina, werde ich mir vor Gott erbitten, seinen Zorn, wenn er ihn noch nicht ganz entwaffnet, auf mich fallen zu lassen . . . Lebe Wohl, arme Frau! Oder vielmehr auf Wiedersehen, denn der Körper überlebt den Tod der Seele nicht lang.«

Nach diesen Worten trat der Greis an den Chiffonnier, nahm die Briefe, steckte sie in seine Tasche und wollte eben weggehen, als er die Portiere des Schlafzimmers zur Seite schieben sah und ein Mann, den er nicht sogleich erkannte, im Schatten näher kam.

Er trat auf ihn zu: es war der Graf Rappt.

CXIX.

Wo der Stern des Herrn Rappt zu bleichen beginnt.

»Er!« murmelte der Marschall de Lamothe Houdan dumpf, als er den Grafen Rappt erblickte. Sein Gesicht, das sonst einen so milden Ausdruck hatte, verfinsterte sich. »Er!« wiederholte er, indem er Blitze aus seinen Augen auf ihn schleuderte und ihn auf die Weise ansah, wie das Gewitter das Feld, das es zerstören will.

Der Graf war, wie wir bereits gesehen, ein tapferer, kühner, ja kecker Mann, voll Kaltblütigkeit und Muth und, erkläre wer es erklären kann, seine Kaltblütigkeit, sein Muth, seine Kühnheit brachen plötzlich vor dem Marschall zusammen, wie die Mauern einer belagerten Stadt vor dem siegreichen Feinde. Soviel Blitze leuchteten aus den Augen des empörten Greises, soviel furchtbare Drohungen schleuderte sein Blick, daß dem Grafen, ohne etwas errathen zu können, alle möglichen Vermuthungen in den Kopf kamen, und er unwillkürlich schauerte.

Er glaubte, Herr von Lamothe Houdan sei nach dem Tode seiner Gemahlin ein Narr geworden. Er schrieb den starren Blick seiner Geistesverwirrung zu, — er nahm seinen Zorn für Verzweiflung und wollte ihn trösten. — Er suchte deßhalb wieder alle nöthige Kaltblütigkeit zu bekommen, um dem Kummer Worte zu leihen, den ihm der Tod der Prinzessin verursachte, und dem Antheil, den er an dem Schmerze des Marschall nehme.

Er näherte sich Herrn von Lamothe Houdan mit gesenktem Haupte, zum Zeichen seiner Trauer und Theilnahme.

Der Marschall ließ ihn drei bis vier Schritte im Zimmer machen.

Herr Rappt sagte mit einem Tone, dem er etwas Gerührtes zu geben suchte:

»Herr Marschall, seien Sie überzeugt, daß ich die innigste Theilnahme für das Unglück fühle, das Sie traf.«

Der Marschall ließ ihn aussprechen.

Herr Rappt fuhr fort:

»Das Unglück hat wenigstens das Tröstliche, daß es uns die Freunde, die uns bleiben, teurer macht.«

Der Marschall schwieg noch immer.

Der Graf fuhr fort:

»In diesem traurigen Augenblicke wie in jedem andern, Herr Marschall, glauben Sie mir, daß ich ganz zu Ihren Diensten stehe.«

Das war zu viel! — Als er diese Worte hörte, fuhr Herr von Lamothe Houdan auf.

»Was haben Sie, Herr Marschall?« rief der Graf bestürzt.

»Was ich habe, Elender?« murmelte der Marschall halblaut, indem er auf den Grafen zuschritt.

Dieser trat drei bis vier Schritte zurück.

»Was ich habe, Elender, Verräther, Feigling?« fuhr der Marschall fort, indem er den Grafen ansah, als wenn er ihn verschlingen wollte.

»Herr Marschall . . .« rief der Graf, der endlich die Sachlage zu errathen schien.

»Verräther! infamer Mensch!« wiederholte Herr von Lamothe Houdan.

»Ich fürchte, Herr Marschall,« sagte Graf Rappt, indem er sich nach der Thüre zurückzog, »daß Ihr großer Schmerz Ihren Verstand etwas gestört und ich bitte deßhalb um Erlaubnis, mich zu entfernen.«

»Sie werden nicht von hier weggehen!« sagte der Marschall, indem er nach der Thüre eilte und ihm den Weg versperrte.

»Herr Marschall,« warf der Graf ein, indem er nach dem Todtenbette zeigte, »eine solche Szene an einem solchen Orte wird eben sowenig in Ihrem Sinne liegen, als in dem meinen; — ich bitte Sie deßhalb, mich gehen zu lassen.«

»Nein!« sagte der Marschall, »hier bin ich beleidigt worden, von hier muß die Sühne ausgehen.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Marschall,« sagte der Graf kalt, »so haben Sie aus irgend einem Grunde eine Erklärung von mir zu fordern. Ich stehe zu Ihren Diensten; aber ich wiederhole Ihnen, in einem andern Augenblicke und an einem andern Orte.«

»Nein, in dieser Stunde und hier!« antwortete der Marschall mit gebieterischem Tone, welcher keinen Einwand zuließ.

»Wie Sie wollen,« sagte der Graf laconisch.

»Kennen Sie diese Handschrift?« fragte der Marschall, indem er dem Grafen das Paket Briefe hinhielt.

Der Graf nahm die Briefe, sah sie an und erblaßte.

»Kennen Sie diese Handschrift?« wiederholte Herr von Lamothe Houdan.

Der Graf wurde blaß wie der Tod und senkte den Kopf.

»Sie geben sich also als den Schreiber dieser Briefe zu erkennen?« fuhr der Marschall fort.

»Ja,« antwortete der Graf dumpf.

»Somit ist die Prinzessin Regina Ihre Tochter?«

Der Graf drückte die Stirne in seine Hand; es war als ob er dem Blitze ausweichen wollte, der, seit er in das Leichenzimmer eingetreten, über seinem Haupte drohte.

»Somit ist,« fuhr der Marschall de Lamothe Houdan fort, der diese Worte kaum auszusprechen vermochte . . . »somit ist Ihre Tochter . . . Ihre Frau?«

»Vor Gott ist sie meine Tochter geblieben, Herr Marschall!« rief der Graf lebhaft.

»Verräther! Schuft!« murmelte der Marschall; »ein Mensch, den ich aus dem Staube gezogen, den ich mit Wohlthaten überhäuft, dessen Hand ich seit zwanzig Jahren herzlich gedrückt, dieser Mensch tritt als ehrbarer Mann in meine Familie und plündert mich seit zwanzig Jahren. Elender! aber keine Furcht, keine Reue ist in all' den zwanzig Jahren je an Ihr Herz getreten! Ihre Seele ist also ein Sündenpfehl, in den die reine Luft nie dringen konnte! Verräther! Dieb an meinem Gut! Meuchelmörder meines Glücks! . . . Und der Gedanke ist Ihnen nicht einen Augenblick gekommen, daß ich Alles erfahren könnte und daß ich furchtbare Rechenschaft für diese zwanzig Jahre voll Lüge und Treulosigkeit von Ihnen fordern könnte?«

»Herr Marschall . . .« stotterte Graf Rappt.

»Schweigen Sie, Elender!« sagte Herr de Lamothe Houdan hart, »und hören Sie mich zu Ende, — Ich habe Sie gelehrt den Degen halten.«

Der Graf antwortete nicht.

»Bin ich's oder nicht?« fragte der Greis.

»Ja, Sie, Herr Marschall,« antwortete der Graf.

»Sie kennen also die Art, wie ich mich seiner bedienen kann,« fuhr der Marschall in kurzem Tone fort.

»Herr Marschall! . . .« unterbrach ihn der Graf.

»Schweigen Sie, sage ich Ihnen! Ich bin sicher, daß ich Sie tödten würde.«

»Sie können mich auf der Stelle tödten, Herr Marschall,« rief der Graf; »denn ich werde mich auf meine Ehre nicht gegen Sie vertheidigen.«

»Sie weigern sich, sich mit einem Greise zu schlagen,« sagte der Marschall, indem er dumpf lachte, »aus Achtung vor seinen weißen Haaren, nicht wahr?«

»Ja,« sagte der Graf in entschiedenem Tone.

»Aber, Unglücklicher, der Sie sind,« sagte der Greis, indem er auf den Grafen zuschritt und sich mit gekreuzten Armen in seiner ganzen Höhe ausrichtete: »wissen Sie denn nicht, daß der Zorn übermenschliche Kräfte verleiht, und daß dieser Arm,« fuhr er fort, indem er seinen rechten Arm ausstreckte und ihn auf die Schulter des Grafen legte, »daß, wenn dieser Arm sich auf Sie herabläßt, er Sie zwingt, sich zur Erde zu beugen?«

Sei es nun, daß der Arm des Greises wirklich eine außergewöhnliche Schwere hatte oder der Zorn sie ihm verlieh, kurz, wie er gesagt, die Beine des Grafen sanken unter dem Druck einer übermenschlichen Kraft ein und er stürzte vor dem Bette der Todten auf dem Teppich zu Boden.

»So ist es recht, auf die Kniee!« sagte der Marschall streng, »das ist die Haltung, die Schamlosen und Verräthern ziemt! Verflucht seist Du, der Du in mein Haus Lüge und Schmach gebracht! Verflucht seist Du, der Du mich mit Kränkungen überhäuft, der Du mich den Haß gelehrt, der Du mich durch Deine Beleidigung an der ganzen Menschheit zweifeln ließest, verflucht seist Du!«

O Verzweiflung! dieser tapfere Mann, dieser ehrenhafte Mann erblaßte, als er sich dem Grafen nähern wollte, um ihn zu behrfeigen, und sank zu Boden, als wenn der elende Verräther, den er bedrohte und bestrafen wollte, ihn niedergeworfen.

Ein wildes Lächeln fuhr über die Lippen des Grafen und erhellte sein Gesicht. — Er betrachtete den Greis, der am Boden lag, wie der Holzhauer die gefällte Eiche.

Er beugte sich auf ihn hinab und betrachtete ihn kalt, wie der Arzt einen Leichnam.

»Herr Marschall,« sagte er halblaut.

Aber der Greis hörte ihn nicht.

»Herr Marschall,« wiederholte er mit dumpfer Stimme, indem er ihn leicht schüttelte.

Aber Herr von Lamothe Houdan blieb unbeweglich und stumm.

Graf Rappt streckte seine Hand nach der Brust des Marschalls aus; seine Stirne aber verfinsterte sich wieder, als er das Pochen seines Herzens fühlte.

»Er lebt!« murmelte er, indem er ihn mit einem wilden Blicke ansah.

Dann stand er rasch auf, sah nach allen Seiten, indem er sich nicht was suchte, — wahrscheinlich ein Mordinstrument.

Aber das Frauengemach enthielt kein Pistol, keinen Dolch, überhaupt keine Waffe.

Er trat an das Todtenbett und zog das Tuch an sich, das es bedeckte; — aber zu seinem großen Schrecken erhob sich der rechte Arm der Todten, der mit einem Finger eine Ecke des Tuches festhielt.

Er fuhr erschrocken zurück. . .

In diesem Augenblicke erhob sich ein Schatten vor ihm.

»Was machen Sie hier?« sagte sie.

Er schauerte, als er die Stimme der Prinzessin Regina erkannte.

»Nichts!« antwortete er rauh, indem er der Prinzessin einen furchtbaren Blick zuschleuderte.

Dann verließ er rasch das Zimmer, indem er die arme Regina zwischen der Leiche ihrer Mutter und dem leblosen Körper des Marschalls de Lamothe Houdan zurückließ.

Die Prinzessin läutete und Gruska erschien, gefolgt von dem Kammerdiener des alten Mannes.

Man brachte den Marschall zu sich und trug ihn nach seinem Schlafzimmer, wo die Pflege seines eiligst herbeigeholten Arztes ihn bald wieder in's Leben zurückrief.

Er sah rings um sich, indem er sagte:

»Wo ist er?«

»Wer, mein Vater?« fragte die Prinzessin.

Das Wort Vater, das Regina aussprach, machte den Marschall schauern.

»Dein Gatte . . .« sagte er mit einiger Anstrengung, »Graf Rappt.«

»Wollen Sie ihn sprechen?« fragte die Prinzessin.

»Ja,« antwortete Herr von Lamothe Houdan.

»Ich werde nach ihm schicken, wenn Sie besser sind.«

»Ich befinde mich schon ganz gut,« sagte der Marschall, indem er sich erhob und stolz in die Brust warf.

»Ich werde nach ihm schicken, mein Vater,« sagte die Prinzessin, indem sie in den Augen des alten Mannes zu lesen suchte, was er in diesem Momente dem Grafen Rappt zu sagen hätte.

Sie verließ das Schlafzimmer und einen Augenblick später erschien der Graf.

»Sie verlangten, mich zu sprechen?« sagte er in trockenem Tone.

»Ja,« antwortete der Marschall laconisch. »Ich ließ mich eben zu Drohungen und heftigen Aeußerungen, welche doch unnütz sind, hinreißen; ich hatte Ihnen nur ein Wort zu sagen und gerade dieses eine habe ich Ihnen nicht gesagt.«

»Ich stehe zu Ihrem Befehle, Herr Marschall,« antwortete der Graf.

»Sie werden sich mit mir schlagen?« machte der Greis verächtlich.

»Ja,« antwortete der Graf entschlossen.

»Natürlich, auf Degen?«

»Auf Degen.«

»Ohne Zeugen?«

»Ohne Zeugen, Herr Marschall.«

»Hier im Garten?«

»Wo es Ihnen beliebt, Herr Marschall.«

Der Marschall warf einen strengen Blick auf den Gras.

»Sie haben Ihren Entschluß sehr rasch geändert,« sagte er.

»Ich habe erkannt, Herr Marschall, daß meine Weigerung eine neue Beleidigung wäre,« antwortete der Graf.

»Sie werden mir vielleicht die Kränkung anthun, sich nicht zu vertheidigen?«

»Ich werde mich vertheidigen, Herr Marschall . . . ich schwöre es Ihnen . . .« fügte er hinzu.

»Wie es Ihnen beliebt, mein Herr. Aber Sie mögen sich vertheidigen oder nicht, ich werde Sie nicht schonen.«

»Der Wille Gottes geschehe!« sagte der Graf heuchlerisch, indem er den Blick mit einer Salbung zum Himmel erhob, auf die der Abbé Bouquemont hätte stolz sein können.

»Was den Tag betrifft,« nahm der Marschall das Wort, »so sei dazu der des Leichenbegängnisses der Frau Marschallin bestimmt. Wir werden die Leichenfeierlichkeiten mitmachen und auf dem Heimweg treffen wir uns an dem Rondel im Garten.— Halten Sie sich also bis zu dieser Stunde bereit.«

»Ich werde bereit sein, Herr Marschall.«

»Gut!« machte Herr von Lamothe Houdan mit dem Kopfe, indem er dem Gras den Rücken zuwandte.

»Sie haben mir nichts mehr zu sagen, Herr Marschall?« fragte dieser.

»Nein,« antwortete der Greis, »Sie können sich entfernen.«

Der Graf verbeugte sich respectvoll und ging.

Auf der Schwelle fand er die Prinzessin.

»Sie hier?« rief er.

»Ja,« sagte die Prinzessin mit gedämpfter Stimme. »Ich habe Alles gehört und verstanden, ich weiß Alles. Sie wollen sich mit dem Marschall schlagen.«

»Allerdings,« sagte der Graf kalt.

»Sie werden den alten Mann tödten,« fuhr Regina fort.

»Vielleicht,« antwortete der Graf.

»Sie sind ein Schuft!« rief die Prinzessin.

»Und ein größerer Schuft, als Sie vielleicht glauben, Prinzessin; denn ich beabsichtige, vor dem Duell den Marschall von Allem in Kenntniß zu setzen, was er noch nicht weiß.«

»Was wollen Sie sagen?« fragte die Prinzessin erschrocken.

»Wollen Sie mit mir kommen, so werde ich Ihnen Alles sagen,« versetzte der Graf. »Der Ort, wo wir sind, scheint mir nicht ganz geeignet für eine solche Unterhaltung.«

»Ich folge Ihnen,« antwortete die Prinzessin.

Wir werden im nächsten Kapitel das Resultat der Verhandlung zwischen dem Grafen Rappt und der Prinzessin Regina mittheilen.

CXX.

Nächtliches Zwiegespräch zwischen dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin Rappt.

»Sprechen Sie, mein Herr!« rief die Prinzessin, nachdem sie die Portiere des Schlafzimmers hatte zurückfallen lassen und sich in einen Fauteuil geworfen.

»Das ist ein trauriges Gespräch, das wir zusammen führen werden,« sagte Herr Rappt, indem er den tiefsten Kummer heuchelte.

»Was es auch sei,« unterbrach ihn die Prinzessin, »beginnen Sie; ich bin auf Alles gefaßt.«

»Ich schlage mich, wie Sie sagten,« begann der Graf, »übermorgen mit dem Marschall de Lamothe Houdan.«

Die arme Regina schauerte an allen Gliedern.

Herr Rappt fuhr fort, ohne die Aufregung der Prinzessin zu bemerken zu scheinen.

»Welches Resultat glauben Sie, daß dieses Duell haben könne?«

»Mein Herr,« rief die Prinzessin, indem sie erblaßte, »Ihre Frage ist furchtbar und ich gebe keine Antwort.«

»Indeß,« versetzte der Graf, indem er sie mit seinem häßlichsten Lächeln ansah, »nachdem die absolute Nothwendigkeit dieses Duells nachgewiesen ist, müssen Sie für den Einen oder den Andern der beiden Kämpfer Partei ergreifen.«

»Die Nothwendigkeit dieses Duells ist mir keineswegs erwiesen,« sagte die Prinzessin Regina, indem sie sich das Gesicht bedeckte.

»Wenn ich sehe, wie Sie roth werden, Regina, so bin ich des Gegentheils gewiß. Ich kenne Sie; — ich kenne Ihr edles Herz; ich weiß, daß nichts, was die Ehre betrifft, Ihnen fremd ist, und daß Sie an meiner Stelle ebenso gehandelt haben würden.«

»O Schande!« murmelte die arme Frau leise. »Kommen wir nicht mehr auf die Ursachen zurück,« sagte Herr Rappt, »und sprechen wir von den Wirkungen. Ich schlage mich mit dem Marschall. Für wen entscheiden Sie sich? Das ist die Frage, die ich an Sie zu richten die Ehre habe.«

»Mein Herr, ich weigere mich ganz entschieden, zu antworten.«

»Es muß sein, Prinzessin, denn von Ihrer Antwort wird das Glück oder Unglück Ihres Lebens abhängen.«

»Was wollen Sie sagen?«

»Ich werde mich nicht weiter erklären, ehe ich Ihre Antwort kenne.«

»Mein Herr, Ihr Drängen ist keck und ich muß Sie daran erinnern, daß meine Mutter heute gestorben ist.«

»Ich erinnere mich wohl, Regina, wenn ich daran denke, daß ich mich übermorgen schlage.«

»Was kann ich dabei thun?« rief die Prinzessin in verzweilungsvollem Tone, »wollen Sie, daß ich den Marschall aufsuchen soll, daß ich mich ihm zu Füßen werfe und daß ich ihn bitte, auf diesen Zweikampf zu verzichten?«

»Sie verstehen mich nicht, Prinzessin,« versetzte der Graf, indem er die arme Frau mit stolzer Miene ansah. »Habe ich Ihnen das Recht gegeben, an meinem Muthe zu zweifeln und glauben Sie, daß ich feig genug sei, eine Frau zu bitten, meine Ehrensachen in's Reine zu bringen? Ich bitte Sie einfach, meine Frage zu beantworten.«

»Schweigen Sie!« rief Regina zitternd.

»Ich bitte Sie mit einem Worte, mir zu sagen, von wem Sie wünschen, daß er sterbe, von Ihrem Vater oder von dem Gatten Ihrer Mutter?«

»Das ist empörend!« murmelte die Prinzessin weinend.

»Das ist empörend,« wiederholte der Graf kalt, »das gebe ich zu; aber was wollen Sie Machen? Die Sache ist so. Antworten Sie mir deßhalb.«

»Mein Herr,« sagte die Prinzessin bittend und die Hände faltend, »im Namen meiner Mutter beschwöre ich Sie, keine Antwort in dieser Sache von mir zu fordern.«

»Ich wiederhole Ihnen, Regina, daß Ihr Leben und das meine von der Antwort abhängt, die Sie mir geben werden. Ich beharre deßhalb darauf.«

»Sie wollen es?« rief die junge Frau, indem sie ihn fest ansah und sich langsam erhob, um auf ihn zuzugehen.

»Ich verlange es, Regina!. . . Verzeihung, ich bitte Sie darum.«

»Gut!« sagte die Prinzessin, indem sie mit gekreuzten Armen auf den Grafen zuging. »Da Sie es verlangen, so vernehmen Sie meine Antwort: ich hasse Sie. . .«

»Regina! Regina!«

»Ich hasse Sie,« fuhr die Prinzessin fort, »so sehr, als ein Herz hassen kann.«

»Regina! Regina!« wiederholte der Graf, indem er purpurroth wurde, »nehmen Sie sich in

Acht!«

»Ich fürchte nichts,« sagte Regina, »denn ich habe nur Sie zu fürchten und Sie wissen seit langer Zeit, woran Sie sich in dieser Richtung zu halten haben.«

»Regina, die Geduld hat ihre Grenzen!«

»Wem sagen Sie das, mein Herr? Kenne ich etwa die Grenzen der Geduld nicht, und doch sind Sie bei mir und ich höre Sie an!«

»Regina, ich kann Sie vernichten, oder Sie retten!«

»Sie können mich nur auf *eine* Weise retten, mein Herr,« sagte die junge Frau stolz: »das ist, wenn Sie sterben!«

»Regina!« sagte der Graf, indem er auf die Prinzessin losstürzte, als wenn er sie ermorden wollte.

Diese aber sah ihn mit kaltem Blicke an und hielt ihn mit den Worten zurück:

»Nun, was gibt es, mein Vater?«

Der Graf fuhr zurück.

»Hören Sie mich,« sagte er.

»Ich will Sie nicht mehr anhören.«

»Sie müssen.«

Regina stürzte nach der Glockenschnur.

»Rufen Sie nicht,« sagte der Graf blaß werdend; — »ich werde gehen; aber wenn ich gehe, werde ich dem Marschall Alles enthüllen.«

»Was wollen Sie ihm sagen?« fragte die Prinzessin, indem sie auf ihn zutrat.

»Ich will ihn enttäuschen.«

»Mein Herr,« rief die arme Frau, »wenn Sie jemals das geringste Gefühl für gut oder böse gehabt, so werden Sie es nicht thun.«

»Ich werde es thun, wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe,« machte der Graf, indem er sich umwandte und nach der Thüre ging.

»Mein Herr, mein Herr,« rief Regina, indem sie auf ihn zuing, »was wollen Sie, was verlangen Sie von mir für die Ruhe dieses achtungswürdigen Mannes?«

Der Graf wandte sich um und lächelte unmerklich.

»Sie sehen wohl,« sagte er, »daß es nöthig ist, wir sprechen mit einander.«

»Ich höre.«

»Ich werde nicht auf die Frage zurückkommen, für wen Sie sich entscheiden,« versetzte der Graf in höhnischem Tone: »Sie haben mich hinlänglich darüber aufgeklärt; ich wollte es nur wissen,« fuhr er fort, »ehe ich sterbe; denn Sie können sich wohl denken, daß ich mich nicht gegen einen Greis vertheidigen werde; ich wollte wissen, sagte ich, ob Sie nach meinem Tode nicht einige Nachsicht mit meinen Fehlern haben würden, wenn Sie sehen, daß ich sie so muthig gesühnt. Ihre Ansicht darüber wollte ich kennen, so zu sagen von jenseits des Grabes! Der Mann, der mit Ihnen spricht, Regina, ist, ein so großer Verbrecher er auch sein mag, doch immer Ihr Vater. — Ich wollte wissen, nicht ob Sie Ihren Vater vermissen, (ach! ich verdiene Ihr Vermissen nicht!) sondern ob Sie ihn von Grund Ihrer Seele beklagen und beweinen. — Ich wollte endlich wissen, ehe ich sterbe, ob Ihnen der Gedanke nicht käme, daß ich unglücklicher, elender sei, als schändlich und ob ich nicht durch meinen Tod Verzeihung für mein Leben erringen könnte. Das war meine Absicht, Regina! Entschuldigen Sie mich, daß ich es Ihnen nicht deutlicher erklärt.«

Diese Worte, welche freilich mit mehr Emphase als Gefühl gesprochen waren, rührten dennoch die Prinzessin Rappt.

Und es ist hier, wenn je, der Ort, lieber Leser, die Güte der Frauen und die Abscheulichkeit der Männer hervorzuheben: Man sehe dieses gute, ehrbare, durch und durch ehrbare, bis zur Grausamkeit offene, bis zur Barbarei loyale Geschöpf, diese Frau, die so eben noch die furchtbaren Worte ausgesprochen: *Sie haben nur eine Art mir das Leben zu retten, das ist zu sterben*; nun, und diese Frau laßt sich von einem solchen Manne rühren. Ihr Herz wird tief bewegt durch die Rolle, die der Comödiant vor ihr spielt. Sie fragt sich: war ich nicht zu streng, zu hart, zu ungerecht gegen diesen Mann, der doch am Ende mein Vater ist? Das ist das Gefühl, das sie bewegt, als sie das von dem Histrionen gesungene Couplet hörte.

»Herr Graf,« sagte sie, »verzeihen Sie mir die Härte meiner Worte. Ich bin sterblich und habe keine Wünsche. — Ich ergebe mich ganz in die Gerechtigkeit Gottes.«

Ein zufriedenes Lächeln erhellte die Gesichtszüge des Grafen.

»Regina,« sagte er, »ich danke Ihnen für diese guten Worte; aber seien sie überzeugt, daß ich Ihrer würdig bin! Das Wort, des Mannes, der in den Tod geht, ist heilig: Regina, vergeben Sie mir mein Leben und haben Sie Mitleid mit meinem Tode.«

»Was wünschen Sie von mir, mein Herr?« fragte die Prinzessin.

»Nur etwas sehr Einfaches, Regina, Ihr Glück!«

»Ich begreife Sie nicht,« sagte die Geliebte von Petrus.

»Regina, versetzte der Graf in dem affektvollsten Tone, »was für einen Fehl ich auch begangen haben mag, ich habe Sie immer geliebt, wie meine Tochter, und wenn Sie bisweilen daran gezweifelt, so war das weit mehr mein Fehler, als der Ihre. — Ich denke in dieser feierlichen Stunde nur an Sie und will Ihr Glück begründen.«

»Erklären Sie sich, mein Herr,« sagte die Prinzessin, welche instinktmäßig die Absicht des Herrn Rappt erkannte.

»Sie lieben,« sagte dieser, »einen der angenehmsten Menschen, die ich kenne. Seit dem letzten Gespräch, das wir zusammen über diesen Gegenstand führten, habe ich Erkundigungen über ihn eingezogen und ich habe erfahren, daß Ihre Liebe keinem Besseren zugewandt sein könnte.«

»Mein Herr,« rief die Prinzessin, »je weiter ich Sie anhöre, desto weniger begreife ich, wo Sie hinauswollen.«

»Wir kommen schon so weit.«

»Ich bitte Sie, mir um den Preis meines Lebens zwischen heute und morgen eine Unterredung mit diesem jungen Manne verschaffen zu wollen.«

»Das ist doch nicht Ihre wirkliche Absicht?« unterbrach ihn die Prinzessin.

»Ich denke nichts Anderes, Prinzessin, als dies, seit ich die Ehre habe, mit Ihnen zu sprechen.«

»Aber was wollen Sie von ihm? Doch nicht etwa ihn herausfordern?«

»Beim Andenken an Ihre Mutter, Regina, schwöre ich Ihnen, daß ich ihn nicht herausfordern werde.«

»Was können Sie ihm aber dann zu sagen haben?«

»Das ist mein Geheimniß, Regina! Aber seien Sie überzeugt, daß ich bei dieser Sache nur in Ihrem Interesse allein handeln werde. Das Unglück, zu dessen Opfer ich Sie gemacht, rührt mich tief und ich will mein Verbrechen wieder gut machen.«

»Wenn dem so ist, mein Herr, warum gehen Sie nicht, ihn aufzusuchen, obgleich ich mir, offen gesagt, den rechten Zweck Ihres Benehmens nicht denken kann.«

»Das ist unmöglich, Regina, man würde mich bei ihm eintreten sehen, und welche Rolle würde ich in den Augen der Welt spielen? Ich frage Sie. Nein! mein Vorschlag ist ganz einfach: Ich bitte Sie mir eine Unterredung mit ihm zu verschaffen, morgen, zu einer Stunde, die Sie für geeignet halten, Abends zum Beispiel.«

»Mein Herr,« sagte die Prinzessin, indem sie ihn fest und lang ansah, »ich verstehe Ihre Absicht nicht; aber ich kenne die Loyalität des Herrn Petrus Herbel. Was Sie auch über ihn denken mögen, morgen um fünf Uhr wird er hier sein.«

»Nein!« sagte Graf Rappt, »denn morgen um fünf Uhr werden Leute hier sein; die ganze Dienerschaft wird ihn eintreten sehen; ich wünsche, daß man sein Hiersein nicht wisse. Sie müssen die ganze Delicatesse eines solchen Zusammentreffens einsehen. Haben Sie deßhalb die Güte, wir eine andere Gelegenheit zu verschaffen. Sie haben beinahe jeden Abend ein Rendezvous mit ihm im Garten? Gut, so erlauben Sie mir, ihn incognito, ohne daß Jemand etwas davon weiß, dort zu empfangen; — es ist allerdings eine Phantasie, aber es ist die Phantasie eines Sterbenden und ich bitte Sie, sie zu respectiren.«

»Aber weßhalb im Garten?« bemerkte die Prinzessin. »Warum nicht hier, oder im Gewächshause,«

»Weil man ihn, ich muß es wiederholen, sehen könnte und wir das Beide nicht wollen. Beweis dafür ist, daß Sie ihn beinahe jeden Abend im Garten empfangen, was im Vorbeigehen gesagt, eine große Unklugheit ist, die sich mit Ihrer zarten Gesundheit nicht verträgt. . .«

»Aber,« unterbrach ihn die Prinzessin lebhaft.

»Aber,« unterbrach sie der Graf noch lebhafter, »ich begreife Ihre Einwendungen nicht, wenn Sie nicht ein Mißtrauen in mich setzen, dem ich keine Worte geben kann.«

Er hätte diesem Mißtrauen der Prinzessin sehr gut Worte geben können, — es war sehr leicht begreiflich.

Die arme Frau dachte nämlich: »Da er ihn am Abend sprechen will, bereitet er ihm einen hinterlistigen Ueberfall vor.«

»Wenn, wenn ich mißtrauisch wäre?« sagte sie.

»Ich würde Sie beruhigen, Regina,« antwortete der Graf, »indem ich Ihnen sagte, Sie können unserer Unterredung in der Ferne oder Nähe, wie es Ihnen beliebt, anwohnen.«

»Gut,« sagte Regina nach kurzer Ueberlegung; »morgen Abend um 10 Uhr sollen Sie ihn sehen.«

»Im Garten?«

»Im Garten.«

»Auf welche Weise werden Sie ihm davon Mittheilung machen?«

»Ich erwarte ihn.«

»Wenn er nicht käme?«

»Er kommt.«

»Das ist die Antwort einer verliebten Frau,« sagte Graf Rappt in leichtem Tone.

Die arme Regina erröthete bis unter die Stirne.

Der Graf fuhr fort:

»Es kann geschehen, daß er nicht kommt, gerade an einem Tage, wo Sie seiner am meisten bedürfen — man muß Alles vorsehen. Haben Sie deßhalb die Güte, ihm zu schreiben.«

»Gut!« sagte die Prinzessin entschlossen, »ich werde ihm schreiben.«

»Es wird gleich für Sie sein, wenn Sie ihm sogleich schreiben, Prinzessin.«

»Ich werde ihm schreiben, sobald Sie weggegangen sind.«

»Nein,« machte der Graf mit Humor; »ich würde nicht ruhig sein. Schreiben Sie ihm ganz einfach die Worte: »Kommen Sie um jeden Preis morgen Abend.« Geben Sie dann mir den Brief und ich werde das Uebrige besorgen.«

Die Prinzessin sah ihn erschrocken an.

»Nie!« rief sie.

»Gut!« machte der Graf, indem er sich zum zweiten Male nach der Thüre umwandte, »ich weiß, was mir zu thun bleibt.«

»Mein Herr,« rief die arme Frau, die einsah, was er wollte, »ich werde schreiben.«

»Das laß ich mir gefallen!« murmelte der Graf, dessen Blicke von einer unheimlichen Freude aufleuchteten.

Die Prinzessin nahm ein Blatt Papier aus ihrem Chiffonnier; sie schrieb genau die Worte, die ihr der Graf angedeutet, steckte den Brief in eine Enveloppe, ohne diese zu siegeln, und gab ihm denselben mit den Worten:

»Wenn dahinter eine Falle steckt, dann wehe Ihnen, Herr Graf!«

»Sie sind ein Kind, Regina,« sagte der Graf, indem er den Brief nahm, »und wenn ich mich mit Ihrem Glück beschäftige, so vergessen Sie, daß ich Ihr Vater bin.«

Der Graf zog sich zurück, nachdem er die Prinzessin respectvoll begrüßt, und kaum hatte er die Portiere hinter sich fallen lassen, als die arme Regina, unter Thränen und die Hände schmerzlich ringend, ausrief:

»O meine arme Mutter! O meine arme Mutter!«

CXXI.

Diplomatie des Zufalls.

Herr Rappt schloß, wie man sich denken kann, die ganze Nacht kein Auge. — Man rüstet sich nicht, eine solche furchtbare Rolle zu spielen, ohne sich vorzubereiten, ohne sein Stück zu memoriren.

In seinem Voltaire sitzend, die Stirne in beide Hände gestützt, die Augen schließend, schien er für Alles, was um ihn her vorging, gleichgültig.

Das Resultat dieses Nachdenkens war das Todesurtheil des armen Petrus.

Gegen sieben Uhr Morgens, als der Tag anbrach, stand er auf, ging fünf bis sechs Mal in seinem Zimmer auf und ab und blieb dann vor einer Komode stehen, dessen Thüre er öffnete.

Aus einer der Schiebladen nahm er ein ungeheures Paket Briefe, die er beim Licht der Lampe betrachtete. Er nahm, auf's Ungefähr einen heraus, entfaltete ihn und durchflog ihn rasch mit dem Blicke.

Eine Wolke verdunkelte seine Stirne: der ganze Schmerz, der sich seit Jahren in seinem Gewissen angehäuft, trat gewissermaßen auf sein Gesicht.

Er drückte fieberhaft das Paket Briefe zusammen und langsam nach dem Kamin gehend, warf er Alles, was ihm von der Prinzessin Rina blieb, in die Flamme.

Er betrachtete bitter lächelnd das Feuer, das die Briefe verzehrte.

»So sind,« murmelte er, »in einem Augenblicke all' meine Hoffnungen verschwunden!«

Dann fuhr er rasch mit der Hand über seine Stirne, als wollte er die Wolken verscheuchen, die sie umdunkelte, und zog heftig an der Glockenschnur, die über dem Kamin hing.

Bei diesem Klange erschien Baptiste, sein Kammerdiener, in dem Kabinete.

»Baptiste,« sagte der Graf, »wollen Sie nachsehen, ob Herr Bordier da ist und bitten Sie ihn, daß er sich hierher begeben.«

Baptiste ging.

Herr Rappt trat wieder an die Komode, zog eine zweite Schieblade heraus und nahm zwei Pistolen, welche darin lagen.

Er untersuchte sie, ließ den Hahnen spielen und nachdem er sich versichert, daß sie geladen waren, sagte er:

»Gut!« und legte sie wieder an ihre Stelle, indem er die Schieblade hinein schob.

Er hatte eben die Komode geschlossen, als er dreimal leise pochen hörte.

»Herein!« sagte er.

Bordier trat ein.

»Setzen Sie sich, Bordier,« sagte Graf Rappt; »wir haben ernste Dinge zu besprechen.«

»Sie sind doch nicht krank, Herr Graf?« fragte Bordier, als er das verstörte Gesicht seines Herrn sah.

»Nein, Bordier. Sie haben ohne Zweifel die Ereignisse dieser Nacht erfahren und dürfen nicht erstaunt sein, daß ich nach einem solchen Stoß nicht in meiner gewöhnlichen Fassung bin.«

»Ich habe allerdings, Herr Graf, soeben zu meinem großen Erstaunen und zu meinem großen Bedauern erfahren, daß die Frau Marschallin de Lamothe Houdan gestorben ist.«

»Davon wollte ich mit Ihnen sprechen, Bordier. Aus Gründen, die ich Ihnen nicht mitzuthemen brauche, schlage ich mich morgen.«

»Sie, Herr Graf?« rief der Secretär erschrocken.

»Allerdings, ich! und Sie brauchen darüber nicht zu erschrecken; Sie kennen mich und wissen, daß ich mein Leben zu vertheidigen verstehe . . . Auch wollte ich Ihnen nicht von dem Duell sprechen, sondern von den Folgen, die es haben kann. — Einige Beobachtungen, die ich gemacht, lassen mich eine Schlinge fürchten; ich bedarf Ihrer Unterstützung und Ihres Beistandes, um nicht hineinzufallen.«

»Sprechen Sie, Herr Graf; Sie wissen, daß mein Leben Ihnen gehört.«

»Ich habe nie daran gezweifelt, Bordier; — aber vor Allem,« fügte er hinzu, indem er ein Papier von seinem Schreibtische nahm, »hier Ihre Ernennung zum Präfecten: ich habe sie diesen Abend erhalten.«

Das Gesicht des künftigen Präfecten leuchtete plötzlich auf und seine Augen strahlten vor Freude.

»O, Herr Graf,« stotterte er, »wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig und wie soll ich Ihnen denselben beweisen? . . .«

»Das will ich Ihnen eben sagen, — Sie kennen Herrn Petrus Herbel?«

»Ja, Herr Graf.«

»Ich bedarf eines sichern Menschen, um ihm einen Brief zukommen zu lassen und ich habe

auf Sie gezählt.«

»Ist es nur das, Herr Graf?« fragte Bordier erstaunt.

»Warten Sie. — Haben Sie auf Ihrem Bureau zwei Leute, auf die Sie zählen können?«

»Wie auf mich selbst, Herr Graf. Der Eine will ein Tabaksbureau, der Andere ein Stempelbureau.«

»Gut, Sie sagen dem Einen, daß er sich auf dem Boulevard des Invalides aufstellt und nicht von der Stelle geht, bis er Nanon, die Amme der Gräfin, aus dem Gitterthor des Hotels herausgehen sieht. Er wird ihr in einiger Entfernung folgen und wenn er sie sich nach der Rue Notre Dame des Champs begeben sieht, wo Herr Petrus wohnt, wird er auf sie zugehen und zu ihr sagen: »Im Namen des Herrn Grasen Rappt, geben Sie mir den Brief, den Sie haben, oder ich arretire Sie.« Nanon ist der Gräfin sehr ergeben, aber es ist eine alte Frau, sie ist noch furchtsamer, als ergeben.«

»Es soll geschehen, wie Sie verlangen, Herr Graf, und es wird um so leichter gehen, als meine beiden Leute ein ziemlich einschüchterndes Aussehen haben.«

»Was Ihren zweiten Mann betrifft, so geben Sie ihm dieselbe Ordre; nur soll sich dieser, statt auf dem Boulevard sich aufzustellen, in der Rue Plumet verstecken, gegenüber dem Hotel, und warten, bis die Amme herauskommt, der er dann folgt und die er anredet, wie ich Ihnen für den andern befohlen.«

»Und wann sollen Sie sich auf ihren Posten begeben, Herr Graf?«

»Sogleich, Bordier, und ohne eine Minute zu verlieren.«

»Zählen Sie auf mich, Herr Graf,« sagte Bordier, indem er nach der Thüre des Cabinets ging.

»Einen Augenblick, Bordier!« sagte Herr Rappt, »Sie vergessen die Hauptsache.«

Damit zog er aus der Tasche den an Petrus von der Prinzessin Regina gerichteten Brief und gab ihn seinem Secretär mit den Worten:

»Es ist unnütz, Herrn Petrus Herbel zu wecken: Sie geben ganz einfach seinem Diener den Brief, indem Sie ihn bitten, ihn sobald als möglich zu übergeben. Sobald Sie zurück sind, geben Sie mir Nachricht, wie Sie Ihren Auftrag vollzogen.«

Bordier ging, um seine beiden Leute in ihrem Hinterhalte aufzustellen; dann hüllte er sich bis über's Kinn in einen weiten Mantel und begab sich nach der Rue Notre Dame des Champs.

Während Bordier sich eiligen Schrittes nach der Wohnung von Petrus begab, brachte ein weniger als er eingehüllter und als ächter Regierungsbeamter langsam schreitender Mann, wir meinen ein Briefträger, nach dem Hotel Rappt unter andern Briefen auch eine von Petrus an die Prinzessin Regina gerichtete Epistel.

Obgleich der Graf während der Nacht alle Arten von Combinationen gemacht und Alles vorzusehen geglaubt, hatte er nicht an den Briefträger, das heißt an das Einfachste gedacht; und die Prinzessin erhielt auf diese Weise wie gewöhnlich durch Nanon unter andern Briefen auch den von Petrus.

Hier der Inhalt:

»Ich beginne, womit ich enden werde, meine Regina: Ich liebe Sie. Aber, leider schreibe ich Ihnen nicht, um von Liebe zu plaudern. Ich habe Ihnen eine furchtbare, grausame, schreckliche Neuigkeit mitzutheilen, eine Neuigkeit, die ihres Gleichen nicht hat; eine Neuigkeit, die Ihr Herz bluten machen wird, wenn Ihr Herz aus demselben Stoffe, wie das meine: »Wir werden uns drei Tage lang nicht sehen!«

»Kennen Sie ein Wort in allen Sprachen, das schmerzlicher klänge als: »Sich nicht sehen!« Und doch bin ich verdammt, es zu schreiben, und Sie, meine Heißgeliebte, es zu hören.

»Und was mich schmerzt, mitten in diesen Qualen, daß ich nicht mal das Recht habe, die Ursache unserer Trennung zu hassen und zu verwünschen.

»Hören Sie, was geschehen: Gestern um Mittag hielt ein Wagen vor meiner Thüre; ich sehe durch das Fenster meines Ateliers in der vagen Hoffnung, Sie seien es, obwohl ich wußte, daß die Krankheit Ihrer Mutter Sie zurückhalte; ich hoffte, Sie würden es sein, meine liebe Prinzessin, Sie würden, einen Sonnenstrahl benützend, Ihrem betäubten Geliebten einen Besuch abstatten.

»Aber denken Sie sich meine Verzweiflung, als ich statt Ihrer aus dem Wagen den Kammerdiener meines Onkels steigen sehe, der mir blassen und verstörten Gesichtes meldet, daß ein zweiter heftiger Gichtanfall meinen armen Onkel auf's Krankenlager geworfen.

»O kommen Sie, ohne lange zu zögern, sagte er zu mir, der General ist sehr schlimm daran.

»Meinen Rock anziehen, meinen Hut nehmen, in den Wagen springen, war die Sache einer Secunde, das werden Sie einsehen, meine Regina.

»Ich habe den armen Mann in einem bedauernswürdigen Zustand gefunden, er wälzte sich auf seinem Bette wie ein Epileptiker und stieß ein Geschrei aus, wie ein wildes Thier.

»In einem Augenblicke der Ruhe, als er mich neben seinem Bette sitzen sah, drückte er mir lebhaft die Hände und zwei große Thränen der Dankbarkeit rollten aus seinen Augen. Er fragte mich, ob ich nicht einige Zeit bei ihm bleiben würde. — Ich ließ ihn nicht zu Ende kommen und verpflichtete mich, bis zu seiner vollständigen Genesung bei ihm zu bleiben.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, meine geliebte Freundin, welche Freude sein Gesicht überströmte, als ich ihm diese Versicherung gab.

»So bin ich nun Krankenwärter für einige Zeit, — für eine Zeit, deren Ende ich nicht absehe. Aber verstehen Sie mich wohl, meine Regina, ich bin Krankenwärter und nicht Gefangener; das

heißt, sobald der Anfall vorüber, werde ich wieder frei sein, freilich mit Beschränkung, aber doch ist mir dieses Freisein sehr theuer und lieb, weil ich es benützen kann, um Ihnen zu sagen, was ich Ihnen im Anfang des Briefes geschrieben: »Regina, ich liebe Sie!«

»Sie sehen, daß ich damit schließe, womit ich begonnen; — ich sage Ihnen nicht, Sie sollen mir schreiben, ich flehe Sie darum an; denn ich brauche nur Ihre Briefe, um meinem armen Onkel das glückliche Gesicht zu zeigen, das den Kranken so wohl thut.

»Auf baldiges Wiedersehen also, meine angebetete Liebe: bitten Sie Gott, daß es baldmöglichst sei!

»Petrus.«

Diese Nachricht, die in jedem andern Falle, wie Petrus sagte, das Herz von Regina bluten gemacht haben würde, machte einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf sie.

Ihr Schlaf war von jenen schwarzen Träumen, den Vorläufern großer Catastrophen beunruhigt gewesen, welche so zu sagen, die Ahnungen davon sind.

Sie hatte die Leiche ihres Geliebten auf dem Schnee ausgestreckt gesehen, der den Rasen des Parks bedeckte, eine Leiche, so blaß und kalt wie selten. — Sie hatte sich ihm genähert und einen Schrei des Schmerzes ausgestoßen, als sie seine Brust an zehn Orten von dem Dolch eines Mörders durchstochen sah. — Im Hintergrund eines Boskets hatte sie wie zwei Katzenaugen zwei feurige Augen leuchten sehen, sie hatte einen furchtbaren Schrei ausgestoßen, sie hatte das Lächeln und den Blick des Grafen Rappt erkannt.

In diesem Moment war sie erwacht, und am Rande ihres Bettes sitzend, mit aufgelösten Haaren, feuchter Stirne, pochendem Herzen, fiebernder Brust, hatte sie mit scheuem Auge um sich gesehen und als sie nichts erblickte, ihr Haupt auf das, Kissen sinken lassen, indem sie murmelte:

»Mein Gott! was wird geschehen?«

In diesem Augenblick war Nanon mit dem Briefe von Petrus eingetreten.

Bei der Lectüre desselben nahm das leichenblasse Gesicht der Prinzessin die sanfteste Rosenröthe an.

»Gerettet!« rief sie, indem sie die Hände faltete und den Blick zum Himmel erhob, um Gott zu danken.

Dann stand sie auf, trat an ihr Chiffonnier, nahm ein Blatt Papier und schrieb rasch die Worte:

»Gott segne Sie, mein Viel geliebter! Ihr Brief ist mir wie ein Lichtstrahl in schwarzer Nacht erschienen. Meine arme Mutter starb diese Nacht und als ich Ihren Brief erhielt, habe ich nur an Eines gedacht: Die Liebe, die ich für Sie hege, zu mehren um die Liebe, die ich für meine Mutter hegte.

»Wir wollen also darauf resigniren, mein Petrus, uns einige Tage nicht zu sehen; aber glauben Sie mir, daß ich nah oder fern, Sie liebe, nein,— es ist nicht genug, — daß ich Dich liebe!«

»Regina.«

Sie übergab den gesiegelten Brief Nanon, indem sie sagte:

»Bring dies Petrus.«

»Rue Notre Dame des Champs?« sagte Nanon.

»Nein,« sagte die Prinzessin, »Rue de Varennes, zum Grafen Herbel.«

Nanon ging.

In demselben Augenblicke, als Nanon über die Schwelle des Hotels schritt, hatten sich die beiden Söldlinge des Herrn Rappt oder vielmehr Bordier's an ihren respectiven Posten aufgestellt. Der, welcher Rue Plumet Wache stand, folgte Nanon, als er sie die Straße zur Rechten einschlugen, und an der rechten Ecke des Boulevards verschwinden sah, in einiger Entfernung, wie Graf Rappt ihm empfohlen hatte.

Auf dem Boulevard angekommen, fand der Mann der Rue Plumet seinen Kameraden und sagte zu ihm:

»Die Alte geht nicht nach der Rue Notre Dame des Champs.«

»Sie fürchtet, daß man ihr folgt,« sagte der Andere, »und macht einen Umweg.«

»In diesem Falle wollen wir ihr folgen!« versetzte der Erste.

»Gut!« wiederholte der Zweite.

Sie folgten der Amme in einer Entfernung von fünfzehn bis zwanzig Schritten.

Sie sahen sie am Hotel Courtenay läuten und eine Minute später eintreten.

Und da nur die Rede davon gewesen, sie in der Rue Notre Dame des Champs anzuhalten, so fiel es den beiden Gefährten nicht ein, sie in der Rue de Varennes festzuhalten.

Sie entfernten sich vom Hotel und berathschlagten sich.

»Offenbar,« sagte der Eine, »ist sie hier hineingegangen, um eine Commission zu besorgen und wenn sie von hier weggeht, wird sie sich nach dem Boulevard Montparnasse begeben.«

»Das ist wahrscheinlich,« sagte der Andere.

Aber ihm war nicht so. Fünf Minuten später sahen sie die Amme genau denselben Weg

einschlagen, den sie gekommen, und in das Hotel Lamothe Houdan zurückkehren.

»Umsonst!« sagte der Erste, indem er seinen Platz auf dem Boulevard wieder einnahm.

»Sie kommt später,« sagte der Andere, indem er sich in der Rue Plumet postierte.

Sehen wir, was bei Petrus vorging, während die Einen und Andern sich so eifrig mit ihm beschäftigten.

Bordier kam nach der Rue Notre Dame des Champs, gerade als Regina den Brief von Petrus empfing.

»Herr Petrus Herbel?« fragte er den Diener des Malers.

»Mein Herr ist nicht zu Hause,« antwortete dieser.

»So geben Sie ihm diesen Brief, sobald er nach Hause klimmt.«

Bordier gab ihm den Brief und ging.

Als er die Treppe hinabging, stieß er an einen Commissionär.

»Geben Sie doch Achtung!« sagte er zornig.

Der Commissionär war Salvator. Als Salvator einen bis unter die Nase in seinen ungeheuren Mantel gehüllten Mann sah, während das Wetter eine solche Vorsicht durchaus nicht rechtfertigte, sah er den, der ihn auf solche Weise angeredet.

»Sie könnten selbst Achtung geben, Mann im Mantel,« sagte er, und suchte den Secretär sich näher in's Auge zu fassen.

»Ich habe keine Lectionen von Ihnen zu empfangen,« sagte Bordier verächtlich.

»Das ist möglich,« sagte Salvator, indem er ihm die Hand an den Kragen legte und den Mantel vom Gesichte zog, »und da Sie sich bei mir zu entschuldigen haben, so lasse ich Sie nicht los, bis Sie sich wirklich entschuldigt.«

»Lächerlich!« murmelte Bordier zwischen den Zähnen.

»Es ist hier nichts lächerlich, als die, die das Gesicht verstecken, um nicht erkannt zu werden und doch erkannt sind, Herr Bordier,« sagte der Commissionär, indem er ihm noch fester den Arm drückte.

Dieser machte vergeblich Anstrengungen, um sich loszureißen: aber er war wie von einer Zange gepackt.

»Ich halte mich für zufrieden gestellt,« sagte Salvator, indem er den Arm losließ; »gehen Sie im Frieden und sündigen Sie nicht mehr.«

Salvator trat bei Petrus ein, indem, er sagte:

»Was hat dieser Schuft hier gewollt?«

»Mein Herr ist nicht zu Hause,« sagte der Diener, als er Salvator eintreten sah.

»Ich weiß es,« antwortete dieser, »gib mir seine Schlüssel und seine Briefe.«

Salvator trat mit den Briefen und dem Schlüssel von Petrus in das Atelier des jungen Mannes.

Manche Leser könnten das Benehmen des Commissionärs in Beziehung auf seinen Freund Petrus mehr als vertraulich finden, da die innigste Freundschaft selbst nicht zum Bruch eines Siegels autorisirt, welchen Vorwand man auch haben möge; aber wir wollen sie beruhigen, indem wir ihnen sagen, welches Recht Salvator hatte, die Briefe seines Freundes zu öffnen.

Abgesehen davon, daß Petrus, wie man weiß, kein Geheimniß vor Salvator hatte, hatte jener ihm zu gleicher Zeit, wie der Prinzessin geschrieben und der Inhalt des Briefes lautete:

»Lieber Freund, ich bin für einige Zeit an das Bett meines Onkels gefesselt, welcher sehr gefährlich erkrankt ist. Wollen Sie bei Empfang dieses sich zu mir begeben und für Ihren Freund thun, was dieser für Sie thun würde, nämlich meine Briefe öffnen und sie beantworten, wie es Ihnen gutdünkt.

»Sie haben mir so oft gesagt, ich soll von Ihrer Freundschaft Gebrauch machen; daß Sie mir verzeihen, davon bin ich überzeugt, wenn ich sie einmal mißbrauche.

»Tausend Dank und von Herzen der Ihrige

»Petrus.«

Salvator, welcher in dem Atelier installirt war, öffnete die Briefe.

Der Erste war von Jean Robert, welcher Petrus davon unterrichtete, daß sein Drama, die Welfen und Ghibellinen, unabänderlich am Ende der Woche aufgeführt würde und daß man nur noch der Hauptprobe beiwohnen könne.

Der zweite Brief war von Ludovic. Es war eine Pastorale, eine Idylle in Prosa von der Liebe des jungen Mannes und Rose de Noëls.

Der Letzte, welcher keinem der andern glich, weil er auf zartes, duftendes Papier geschrieben und die Schrift sehr fein und elegant war, war der der Prinzessin Regina abgenöthigte Brief.

Salvator hatte die Handschrift der Prinzessin nie gesehen und doch ahnte er augenblicklich, daß er von ihr käme, so natürlich läßt sich Alles erkennen, was eine geliebte Frau berührt hat.

Er drehte ihn auf alle Seiten, ehe er ihn entsiegelte.

Briefe öffnen ist nichts, namentlich wenn man dazu autorisirt ist, Aber Briefe einer Frau und einer geliebten Frau! — Er scheute sich den Blick in dieses Heiligthum zu tauchen.

Petrus hatte ohne Zweifel nur an Briefe gedacht, die er von seinen Freunden oder Feinden empfangt, aber nicht an einen Brief von der Prinzessin.

»Folglich,« sagte Salvator, »kann ich ihn nicht öffnen.«

Dann stand er auf und läutete dem Diener.

»Wer hat diesen Brief gebracht?« fragte er ihn, indem er Regina's Brief zeigte.

»Ein in einen Mantel gehüllter Mann,« antwortete der Diener.

»Der, welcher eben hinausging, als ich eintrat?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich danke,« machte Salvator, »Sie können gehen. — Ah! Also der Vertraute des Herrn Rappt, der arme Bordier ist's, der diesen Brief gebracht. Aber gewöhnlich überbringt nicht der Secretär des Gatten die Liebesbriefe der Frau. — Wenn ich meinen Petrus kenne, das heißt einen Verliebten, so hat er ganz sicherlich der Prinzessin zu wissen gethan, wo er sich im Augenblick befindet und sie braucht ihm die Briese nicht hierher zu schicken. Außerdem hätte sie auch nicht einen Bordier mit einer solchen Mission beauftragt. — Und wenn sie es nicht ist, die den Brief gesandt, so kann es nur der Mann sein. — Das ändert bedeutend die These und benimmt mir jeden Scrupel. Ich weiß nicht warum, aber ich wittre eine Schlange unter diesen Blumen. — Entblättern wir sie deßhalb.«

Und mit diesen Worten oder vielmehr diesen Gedanken, erbrach Salvator das Siegel mit dem Wappen des Grafen Rappt und las den Brief, den wir im vorhergehenden Kapitel unsern Lesern mitgetheilt.

Aber es ist ein Unterschied zwischen Lesen und Lesen, und der beste Beweis davon, daß zwanzig Advocaten, die man an einen Code spannt, den Buchstaben des Gesetzes jeder nach einer andern Seite ziehen wird; — mit andern Worten, es ist ein Unterschied zwischen die Worte lesen und den Geist herausfinden. — Das gelang jedoch Salvator.

Schon, als er nur die Schrift des Briefes betrachtete, sah er, daß die Hand gezittert, welche schrieb.

Und da er auch nicht die Ausdrücke fand, deren Liebende mit solcher Verschwendung sich bedienen, ahnte er, daß der Brief aus dem einen oder andern Grunde, unter irgend einem Druck geschrieben worden.

»Ich habe nur zweierlei, was ich thun kann,« dachte Salvator: »entweder diesen Brief an Petrus zu schicken (und das hieße ihm bittere Schmerzen bereiten, da er nicht zu dem Rendezvous kommen kann) — oder selbst statt seiner zu gehen, um die Lösung des Räthsels zu

finden.«

Salvator steckte die Briefe in die Tasche, ging fünf bis sechs Mal im Atelier auf und ab und nachdem er das Für oder Wider hinlänglich erwogen, beschloß er, sich am Abend statt seines Freundes nach dem Rendezvous zu begeben.

Er ging rasch die Treppe hinab und begab sich nach der Rue aux Fers, wo seine Kinder ihn erwarteten, erstaunt, ihn nicht wie gewöhnlich um neun Uhr Morgens dort zu finden.



CXXII.

Wo bewiesen ist, daß der Stand eines Commissionärs wirklich ein privilegirter Stand ist.

An diesem Abend um die zehnte Stunde glich der Garten oder vielmehr der Park von Lamothe Houdan, der mit Schnee bedeckt war und über den der Mond seine bläulichen Lichter warf, in der Mitte einem Schweizerfee. Der Rasen glänzte wie von Perlen, die Gesträuche hatten Büsche von Diamanten. — Von der Stirne der Bäume hing langes Haar mit Juwelen durchsaet hernieder. — Es war eine jener strahlenden und heiteren Winternächte, wo die Kälte selbst den Enthusiasmus wahrer Naturfreunde nicht erstarren macht.

Ein Poet hätte hier den schönsten und größten Vorwurf für seine Betrachtung gefunden; — ein Liebender Stoff zur höchsten Träumerei.

Als Salvator auf den Boulevard des Invalides kam und durch das Gitterwerk den schönen, gleichsam weiß illuminirten Park sah, war er ganz von Bewunderung hingerissen; aber seine Bewunderung dauerte nur kurz, denn er war ungeduldig, den Ausgang dieses Rendezvous kennen zu lernen, zu dem man seinen Freund eingeladen und das aller Ansicht nach nichts Anderes als ein Fallstrick war, in welchen man denselben lockte.

Wir wollen mit wenigen Worten sagen, wie der Zufall ihm, abgesehen von seinem natürlichen Instinkt, der Sache auf die Spur geholfen hatte.

Als er das Atelier von Petrus verlassen, war er nach Hause gegangen, ehe er seine Haken für die Rue aux Fers holte. — In der Rue Macon angekommen, hatte er Fragola die Geschichte von dem Abenteuer mitgetheilt. Die junge Frau hatte, wie wir sie in einem ähnlichen Fall bereits handelnd gesehen, rasch ihren Capuzenmantel umgeworfen, einen Pelz über die Schultern gelegt und sich in aller Eile zur Prinzessin Regina begeben um sie um die Erklärung des Briefes zu bitten.

Die Antwort der Prinzessin, die von Beileidsbezeugungen wegen des Todes der Marschallin, ihrer Mutter, umgeben war, hatte sich auf wenige aber bedeutsame Worte beschränkt. Sie hatte gesagt:

»Ich war gezwungen worden zu schreiben. — Petrus soll nicht kommen, es könnte gefährlich für ihn werden.«

Dies war der Grund, weshalb Salvator, da Gefahr für Petrus zu drohen schien, für jeden Fall gerüstet und bewaffnet sich an der Stelle seines Freundes zum Rendezvous begeben.

Nachdem er in den Park einen Blick geworfen, mit welchem ein Poet ein solches Schauspiel betrachtet, untersuchte er das Gitter und fragte sich, wie da hinein kommen.

Er brauchte sich jedoch nicht lange zu fragen; die kleine Thüre des Gitters stand offen.

Ein schlechter Eingang, dachte er, indem er, um für jeden Fall gerüstet zu sein, ein Pistol aus seiner Tasche zog, dessen Hahnen er spannte und unter seinem Mantel versteckte.

Er stieß langsam das Gitterthor auf, nicht ohne sich zuvor nach rechts und nach links in dem Gehölz und in den Boskets umgesehen zu haben. — Nachdem er acht bis zehn Schritte in der Allee gegangen war, sah er in einem der Boskets zur Linken eine weiße Gestalt, die er von ferne schon als die Prinzessin Regina erkannte.

Er näherte sich ihr, aber klug wie ein Mohicaner wandte er den Kopf um und tauchte den Blick in das Bosket zur Rechten.

Es war ein großes Gehölz von Syringen, welche eine gerade Allee durchschnitt, an deren Ende er die Augen eines Mannes funkeln sah, dessen Körper hinter einem dicken Kastanienbaum versteckt war.

Das ist der Feind, sagte er bei sich, indem er den Finger an den Hahnen seines Pistols legte.

Er hielt plötzlich inne und stemmte sich fest wie ein Mensch, der sein Leben vertheidigen muß.

Es war allerdings der Feind; es war der Graf Rappt, der, hinter den Bäumen versteckt, ein Pistol in jeder Hand in fieberhafter Aufregung den Geliebten der Prinzessin erwartete.

Um halb zehn Uhr war er herabgekommen, um das Gitterthor selbst zu öffnen und wollte sich gerade in ein Bosket verstecken, als er drei Schritte von sich die Prinzessin Regina, weiß und unbeweglich wie ein Phantom dastehend, gewahrte.

Seit sie Fragola gesehen, war die Prinzessin nicht mehr für Petrus besorgt; aber sie kannte die Aufopferungsfähigkeit Salvator's, und sie zitterte deßhalb in diesem Augenblicke für ihn.

»Sie hier?« rief Graf Rappt,

»Allerdings,« antwortete die Prinzessin kalt; »haben Sie mir nicht gesagt, daß ich dieser Zusammenkunft anwohnen könne?«

»Das ist doch nicht wirklich Ihre Absicht?« versetzte der Graf; »Ihre Gesundheit ist so außerordentlich zart und diese Nacht eiskalt. Ich habe nur wenige Worte mit diesem jungen Mann zu reden; gehen Sie deßhalb in's Haus zurück.«

»Nein,« sagte die Prinzessin, »ich war die ganze Nacht von den düstersten Ahnungen geängstigt; nichts in der Welt wird mich veranlassen, den Park in diesem Augenblicke zu verlassen.«

»Ahnungen,« wiederholte Herr Rappt, indem er mit den Achseln zuckte und lachte. »Da sieht man wieder die Frauen. Wahrhaftig, Prinzessin, Sie kommen noch um den Verstand, und wenn Sie etwa denken, wie ich Ihnen bereits gesagt, daß ich diesem jungen Mann an's Leben wolle, so haben Ihre Ahnungen auch nicht einen Schatten von Vernunft.«

»Und wenn ich es dächte?« sagte Regina.

»In diesem Fall, Prinzessin, würde ich Sie aufrichtig beklagen, denn Sie hätten eine noch schlechtere Meinung von mir, als ich selbst.«

»So schwören Sie mir also, mein Herr. . .?«

»Nein, ich schwöre Ihnen nichts, Prinzessin, die Schwüre sind nur da für die, welche sie brechen wollen. Ich verlange, daß Sie mir ganz und gar vertrauen. — Sie wollen im Parke bleiben und unserer Unterredung anwohnen; gut! es mag sein, aber aus der Ferne. Sie begreifen, welch traurige Figur ich gegenüber von Ihnen und diesem jungen Manne spielen könnte. Hüllen Sie sich wohl in Ihren Mantel, daß Sie nicht frieren und gehen Sie hier in dem Bosket auf und ab, wir werden nicht lange zu warten haben, es ist sogleich zehn Uhr. Wenn Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige ist, so ist sie namentlich die Tugend Verliebter.«

Mit diesen Worten führte der Graf die Prinzessin in das Bosket zur Linken, wo Salvator sie gleich bei seinem Eintreten gewahrt hatte, und ging nun in dem Bosket zur Rechten auf und nieder bis zu dem Augenblick, wo er, den für Petrus Gehaltenen gewahrend, sich hinter dem Kastanienbaum versteckte.

Die Prinzessin sah aus der Ferne diese Bewegung, und die Bedeutung derselben ahnend, stürzte sie sich rasch aus dem Bosket nach der Allee und eilte auf Salvator zu. Sie war noch zehn Schritte von ihm entfernt, als man einen Schuß hörte.

Die Prinzessin stieß einen heftigen Schrei aus und stürzte zu Boden.

Die Kugel des Grafen, welche Salvator mitten auf die Brust traf, gab einen metallischen Ton von sich.

Er blieb jedoch unbeweglich stehen, als ob sie zehn Schritte von ihm vorbeigeflogen wäre. Sie war von seiner Commissionärsinsignie abgeprallt.

»Ich habe entschieden einen guten Stand gewählt,« sagte er, indem er durch die Dunkelheit auf den Grafen zielte, als dieser eben den Arm ausstreckte, um sein zweites Pistol abzuschießen.

Der Schuß ging los, der Graf stürzte zur Erde und Salvator, welcher ihn fallen sah, steckte sein Pistol in die Tasche und wandte sich nach der Allee, wo die Prinzessin ausgestreckt lag.

»Nach dem Fall zu urtheilen, wird uns der Graf für einige Zeit in Ruhe lassen, Prinzessin,« sagte er halblaut, indem er den Kopf der jungen ohnmächtigen Frau emporhob; »Prinzessin, kommen Sie zu sich.«

Aber die Prinzessin horte ihn nicht.

Er nahm etwas Schnee und rieb die Schläfe von Regina, welche nach und nach zu sich kommend die Augen öffnete und mit einem traurigen Blick auf Salvator sagte:

»Was ist geschehen?«

»Nichts,« antwortete der junge Mann; »nichts wenigstens, was Ihnen Kummer bereiten könnte.«

»Aber dieser Schuß?« fragte Regina, indem sie Salvator näher betrachtete, um sich zu versichern, daß er nicht verwundet war.

»Dieser Schuß,« antwortete dieser, »wurde von einem hinter einem Baume versteckten Manne auf mich abgeschossen. Aber er traf mich nicht.«

»Dieser Mann war der Graf,« sagte Regina lebhaft, indem sie aufstand und sich aus den Arm ihres Retters stützte.

»Ich war dessen nicht gewiß.«

»Er war es,« sagte die Prinzessin, auf ihrer Behauptung beharrend.

»Dann beklage ich ihn,« sagte Salvator, »denn ich schoß auf ihn und er wird nicht wie ich eine Commissionärsplatte gehabt haben, die ihn schützte.«

»Sie haben den Grafen getötet?« fragte Regina erschrocken.

»Ich weiß es nicht,« antwortete Salvator, »aber ich bin gewiß, daß es ihn getroffen, denn ich sah ihn auf den Rasen stürzen. Wenn Sie erlauben, Prinzessin, so werde ich mir über seinen Zustand Gewißheit verschaffen.«

Und Salvator eilte rasch nach der Allee, an deren Ende der Graf zu Boden gestürzt war.

Er gewahrte zuerst sein Gesicht, das, gewöhnlich schon bleich, jetzt von einer Todesblässe überzogen war, mochte nun der Tod selbst an sein Herz getreten sein oder das bläuliche Mondlicht diese Wirkung machen; rings um ihn her war der Schnee von Blut getränkt.

Er näherte sich, beugte sich zum Grasen herab und da er ihn nicht athmen hörte, legte er die Hand auf die Brust desselben: — sie hob sich nicht mehr! — die Kugel hatte das Herz durchbohrt!

»Gott sei seiner Seele gnädig,« sagte er mit philosophischer Ruhe, indem er aufstand.

Dann ging er zu der Prinzessin zurück und sagte laconisch:

»Er ist todt!«

Regina ließ das Haupt sinken.

Plötzlich erhob sich zwischen ihnen, als ob er aus der Erde stiege, ein hochgewachsener Mann, der mit über der Brust gekreuzten Armen den Commissionär und die junge Frau

betrachtete und in ernstem Tone sagte:

»Was geht hier vor?«

»Mein Vater!« rief die Prinzessin, erschrocken über diese Erscheinung.

»Herr Marschall,« sagte Salvator, indem er sich verbeugte.

Es war wirklich der Marschall de Lamothe Houdan.

Die ganze vorhergehende Nacht hatten die Bedienten gewacht.

Die beiden Schüsse vermochten deßhalb, obgleich dicht neben ihren Ohren abgeschossen, die Leute, welche eine verlorene Nacht einholten, nicht aufzuwecken.

Der Marschall allein wachte.

Als er die beiden Schüsse hörte, war er zusammengefahren und in den Park gestürzt, von wo sie zu kommen schienen.

Er war bestürzt, als er zu dieser Stunde der Nacht und bei dieser furchtbaren Kälte die Prinzessin Regina allein mit dem Commissionär fand.

Er konnte seinem Erstaunen keinen andern Ausdruck geben, als die Worte:

»Was geht hier vor?«

Die Prinzessin schwieg.

Salvator machte einen Schritt auf den Marschall zu, und nachdem er sich zum zweiten Male vor ihm verbeugt, sagte er zu ihm:

»Wenn der Herr Marschall mich gefälligst hören wollen, so werde ich ihm die Erklärung dessen, was hier vorging, geben.«

»Sprechen Sie, mein Herr,« sagte der Marschall streng, »obgleich Sie es nicht sind, den ich fragte und es mir mindestens sonderbar dünkt, Sie in dieser Stunde und mit der Prinzessin hier bei mir zu finden.«

»Mein Vater,« rief die junge Frau, »Sie sollen Alles wissen; aber seien Sie zum Voraus versichert, daß nichts geschehen, worüber Sie zu erröthen brauchten.«

»Dann sprechen Sie, mein Herr, oder Du, meine Tochter,« sagte Herr von Lamothe Houdan.

»Da Sie es erlauben, Herr Marschall, so werde ich die Ehre haben, Ihnen die verlangte Erklärung zu geben.«

»Gut, mein Herr,« sagte der Marschall, »aber beeilen Sie sich, und vor Allem sagen Sie mir,

mit wem ich zu sprechen die Ehre habe.«

»Ich heiße Conrad von Valgeneuse.«

»Sie?« rief Herr von Lamothe Houdan, indem er den jungen Mann fester in's Auge faßte.

»Ja, Herr Marschall,« antwortete Salvator.

»In diesen Kleidern?« fragte Herr von Lamothe Houdan, indem er einen Blick auf die sammtne Weste und Hose des Commissionärs warf.

»Ich werde Ihrem Erstaunen bei einer andern Gelegenheit Aufklärung geben, Herr Marschall; für heute werden Sie die Güte haben, sich mit der guten Meinung der Frau Prinzessin zu begnügen, die mich seit lange kennt.«

Der Marschall wandte sich nach der jungen Frau hin und befragte sie mit dem Blicke.

»Mein Vater,« sagte Regina, »ich stelle Ihnen hier Herrn Conrad von Valgeneuse vor, den würdigsten und edelsten Mann, den ich kenne.«

»So sprechen Sie,« sagte der Greis, indem er sich wieder nach Salvator umwandte.

»Herr Marschall,« sagte dieser, »einer von meinen Freunden wurde von dem Herrn Grafen Rappt brieflich aufgefordert, sich um zehn Uhr hierher in den Park zu begeben. Da dieser Freund abwesend war, so kam ich; — aber in dem Augenblicke, als ich mich hierher begeben wollte, haben mir gewisse Anzeichen, welche die Frau Prinzessin kennt, die Vermuthung gegeben, daß ich in einen Hinterhalt fallen würde. Ich bewaffnete mich und kam.«

»Wen konnte aber Herr Rappt hierher bestellen?« unterbrach ihn der Marschall de Lamothe Houdan.

»Einen Mann, Herr Marschall, der weder die Schlinge ahnen, noch die Loyalität des Grafen verdächtigen wollte.«

»Mir, mein Vater,« sagte die Prinzessin lebhaft, »hat der Graf den Befehl gegeben, indem er Gewalt brauchte, auf diesen Abend Herrn Petrus Herbel, ich weiß nicht, zu welchem Ende, hierher zu bestellen.«

»Wirklich, zu welchem Ende?« fragte der Marschall.

»Ich wußte es nicht, ich weiß es aber jetzt: um ihn meuchlings zu ermorden, mein Vater!«

»O!« machte der Alte voll Entrüstung.

»Ich bin deßhalb,« versetzte Salvator, »zu der bestimmten Stunde statt meines Freundes Petrus hier erschienen. Kaum hatte ich den Park betreten, dessen Thüre absichtlich halb offen stand, als ich mitten in die Brust, das heißt auf meine Commissionrmedaille, den Schuß eines Mannes

empfang, den ich im Schatten stehen sah. — Ich war bewaffnet, ich wiederhole es Ihnen, und da ich einen neuen Angriff fürchtete, so kam ich ihm zuvor, indem ich auf meinen Mann schoß.«

»Und dieser Mann . . .« fragte Herr von Lamothe Houdan mit einer unaussprechlichen Angst, »und dieser Mann? . . .«

»Ich wußte nicht, wer er war, Herr Marschall; aber die Frau Prinzessin, die, wie ich, eine Schlinge befürchtete, hatte sich hinter einem der Boskets versteckt, um zu beobachten, was geschehen; die Frau Prinzessin hat mir gesagt, daß dieser Mann der Herr Graf Rappt war.«

»Er!« murmelte Herr von Lamothe Houdan dumpf.

»Er selbst, Herr Marschall; ich weiß seitdem gewiß, daß er es ist.«

»Er!« wiederholte der Greis mit einer furchtbaren Wuth.

»Ich ging auf ihn zu,« fuhr Salvator fort, »in der Hoffnung, ihm noch Hilfe bringen zu können. — Es war zu spät, Herr Marschall. Die Kugel hatte die Brust durchbohrt, Graf Rappt war todt.«

»Todt! . . . Todt! . . .« rief der Greis indem Tone des heftigsten Schmerzes. — »Todt! . . . und getödtet durch die Hand eines Andern! . . . Was haben Sie gethan?« sagte er dem jungen Mann, während aus seinen Augen Thränen des Zornes rollten.

»Verzeihen Sie mir, Herr Marschall,« sagte Salvator, der sich über den Schmerz des alten Mannes täuschte; — »aber vor Gott schwöre ich Ihnen, daß ich nur mein Leben vertheidigte.«

Herr von Lamothe Houdan schien ihn nicht zu hören; Thränen liefen ihm über die Wangen und sich in den Haaren raufend, sagte er mit gedämpfter Stimme, als ob er mit sich selbst spräche, doch so laut, daß Salvator und Regina seine Worte hören konnten:

»So wäre ich also sein Spielzeug, seit zwanzig Jahren sein Dupe gewesen; — er hätte meine arme Frau ins Grab gebracht, mein armes Herz in Verzweiflung gestürzt; — er hätte mir mein Glück geraubt, meinen Namen befleckt und im Augenblick, wo er all' seine Verbrechen büßen, im Augenblick, wo er den Tod von meiner Hand empfangen sollte, muß er von eines Andern Hand fallen! — wo ist er? wo ist er? . . .«

»Mein Vater! . . . mein Vater! . . .« rief die Prinzessin.

»Wo ist er?« wiederholte der Marschall wüthend.

»Mein Vater!« sagte Regina, indem sie ihn umschlang, »Ihre Stirne ist eisig kalt. — Wir wollen den Park verlassen und in's Haus zurückgehen, mein Vater.«

»Ich will ihn sehen, sage ich Ihnen: Wo ist er?« sagte Herr von Lamothe Houdan energisch, indem er mit gierigen Blicken nach allen Seiten sah.

»Ich bitte Sie, gehen wir in's Haus zurück, Vater!« drängte Regina.

»Ich bin nicht Dein Vater!« sagte der Greis mit einer furchtbaren Stimme, indem er sie mit kräftigem Arme zurückhielt.

Die arme junge Frau stieß einen so schmerzvollen, so klagenden Schrei aus, daß man hätte glauben sollen, es sei ihr letzter Ton gewesen.

Sie barg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitter.

»Herr Marschall,« sagte Salvator, »die Frau Prinzessin hat recht. Die Nacht ist eisig kalt, und die Kälte könnte Ihnen schaden.«

»Was kümmert mich die Nacht! was kümmert mich die Kälte!« sagte der Greis energisch. »Daß die Kälte aus meinem Körper einen Marmor machte, daß der Schnee mein Leichentuch wäre! Daß die Nacht meine Schmach in ihr Dunkel hüllte!«

»Im Namen des Himmels, Herr Marschall, beruhigen Sie sich! Diese Aufregung ist gefährlich!« sagte Salvator sanft.

»Aber Sie sehen nicht, daß mein Kopf brennt, daß mein Blut locht, daß ich das Fieber habe, und daß diese Stunde, in der ich mit Ihnen spreche, eine meiner letzten ist! . . . Hören Sie mich deßhalb an, wie man einen Sterbenden anhört . . . Sie haben meinen Feind getödtet, ich will ihn sehen.«

»Herr Marschall,« sagte die arme Regina schluchzend, »wenn ich nicht das Recht habe, Sie Vater zu nennen, so habe ich doch das Recht, Sie wie eine Tochter zu lieben. Im Namen der Liebe, die ich stets für Sie gehegt, lassen Sie uns diesen traurigen Ort verlassen.«

»Nein, sage ich!« antwortete der Marschall heftig, indem er sie zum zweiten Male zurückstieß. »Ich will ihn sehen. — Da Sie mich nicht zu ihm führen wollen, so werde ich wohl selbst ihn mir aufsuchen müssen.«

Und, indem er sich rasch umwandte, ging er nach dem Bosket zur Linken, wo wir die Prinzessin Regina gesehen.

Salvator folgte ihm und als er ihn eingeholt, nahm er ihn am Arme und sagte:

»Kommen Sie, Herr Marschall, ich will Sie führen.«

Sie schritten rasch durch die Allee, welche sie von der Leiche trennte, und auf dem Platze angekommen, wo sie ausgestreckt lag, kniete der Greis halb nieder, hob den Kopf der Leiche, neigte ihr Gesicht nach dem Monde und sagte, indem er ihn mit Blicken voll Wuth und Haß betrachtete:

»Und Du bist nichts mehr als eine Leiche! Ich kann Dich nicht mehr beehrfeigen, Dir nicht mehr in's Gesicht spucken; Dein Körper ist gefühllos, Deine Unempfindlichkeit nimmt mir meine Rachel«

Dann ließ er den Leichnam sinken, stand auf und sah Salvator mit thränenfeuchten Augen an.

»O! Unglückseliger!« sagte er, »warum haben Sie ihn getötet?«

»Die Wege Gottes sind unerforschlich,« sagte der junge Mann ernst.

Aber es war zu viel für den alten Mann. Ein Schauer überkam ihn plötzlich und durchrieselte seinen ganzen Körper.

»Stützen Sie sich auf meinen Arm, Herr Marschall,« sagte Salvator, indem er sich ihm näherte.

»Ja . . . ja . . .« stotterte Herr von Lamothe Houdan, der etwas sagen wollte, aber nur unarticulirte Laute hervorzubringen vermochte.

Salvator sah ihn näher an und da gewahrte, wie auf seinem blassen Gesichte der kalte Schweiß stand, wie seine Augen sich schlossen, seine Lippen blaß wurden, nahm er ihn auf den Arm, wie ein Kind, und trug ihn durch die Allee, an deren Ende die Prinzessin Regina mit gesenktem Haupte und über die Brust gekreuzten Armen das Resultat dieses traurigen Ganges erwartete.

»Prinzessin,« sagte Salvator, »das Leben des Marschalls ist in Gefahr; führen Sie mich nach seinem Zimmer.«

Sie begaben sich nach dem Pavillon, in dem sich die Wohnung des Marschalls befand.

Regina suchte ihn zu sich zu bringen, aber vergeblich.

Salvator läutete dem Kammerdiener, aber vergeblich; wie wir früher gesagt, suchte die Dienerschaft die verlorene Nacht wieder einzuholen.

»Ich werde Nanon wecken,« sagte die Prinzessin.

»Gehen Sie zurück auf Ihre Zimmer Madame,« sagte Salvator, »und bringen Sie, was Sie von belebenden Essenzen haben.«

Die Prinzessin entfernte sich rasch; als sie mit den von Salvator verlangten Flacons zurückkam, fand sie ihn mit dem Marschall plaudernd, den die Reibungen des jungen Mannes wieder zu sich gebracht.

»Kommen Sie,« sagte Herr von Lamothe Houdan stotternd, sobald er die Prinzessin gewahrte, »verzeihen Sie mir meine Härte. Ich war eben sehr grausam gegen Sie, verzeihen Sie mir, mein Kind — ich bin so unglücklich! wollen Sie mich küssen?«

»Mein Vater!« rief die Prinzessin aus Gewohnheit, »ich werde mein Leben lang suchen, Sie Ihre Schmerzen vergessen zu machen.«

»Dein Leben wäre von kurzer Dauer, armes Kind, wenn Du es nach dem meinen mäßest,«

sagte der alte Mann, den Kopf schüttelnd; »Du siehst wohl, daß mir kaum noch einige Stunden zu leben bleiben.«

»Sprechen Sie nicht so, mein Vater!« rief die junge Frau.

Salvator betrachtete sie mit einem Ausdruck, als wollte er sagen: »Geben Sie alle Hoffnung auf.«

Regina schauerte und senkte das Haupt, um die Thränen zu verbergen, die ihr aus den Augen flossen.

Der Alte machte Salvator ein Zeichen, sich ihm zu nähern, denn vor seinen Augen begann es zu schwimmen.

»Geben Sie mir,« sagte er mit so schwacher Stimme, daß man ihn kaum hörte, »geben Sie mir Alles, was man zum Schreiben braucht.«

Der junge Mann schob den Tisch zu ihm hin, zog eine Lage Papier aus dem Portefeuille, und die Feder in die Tinte tauchend, gab er sie dem Marschall.

In dem Augenblick, als er zu schreiben beginnen wollte, wandte er sich nach der Prinzessin um, und sie mit unendlicher Zärtlichkeit betrachtend, sagte er mit väterlicher Stimme zu ihr:

»Diesen jungen Mann, dem Graf Rappt die Falle stellte, liebst Du, ohne Zweifel, mein Kind?«

»Ja,« sagte die Prinzessin unter Thränen.

»Empfange den Segen eines alten Mannes. Sei glücklich, meine Tochter!«

Dann wandte er sich an Salvator und bot ihm die Hand mit den Worten:

»Sie haben Ihr Leben auf's Spiel gesetzt, um das Ihres Freundes zu retten! . . . Sie sind der würdigste Sohn Ihres Vaters; empfangen Sie den Dank eines Ehrenmannes.«

In diesem Augenblick färbte sich das Gesicht des Marschalls purpurroth, seine Augen überzog das Blut.

«Rasch — rasch,« sagte er, »das Papier!«

Salvator reichte es ihm.

Herr von Lamothe Houdan näherte sich dem Tische und schrieb mit einer festern Hand, als man in diesem letzten Augenblick hätte erwarten sollen, folgende Zeilen:

»Man beschuldige Niemanden des Mordes am Grafen Rappt; ich habe ihn diesen Abend um zehn Uhr in meinem Garten getödtet, um ihn für eine Beleidigung zu strafen, für die ich Rechenschaft forderte.

Marschall de Lamothe Houdan.«

Man hätte glauben können, der Tod warte nur, bis dieser große Act des Ehrenmannes vollzogen sei, um sich seiner zu bemächtigen.

Kaum hatte er die Schrift unterzeichnet, so erhob er sich, wie von einer Springfeder bewegt, rasch auf seinem Bette, stieß einen furchtbaren Schrei aus — den letzten seines Todeskampfes — und sank schwer auf das Lager zurück, vom Schlage getroffen! . . .

Am andern Tage meldeten alle ministeriellen Journale, daß der Schmerz über den Verlust seiner Gemahlin den Marschall ins Grab gebracht.

Man begrub sie beide am selben Tage, auf demselben Kirchhofe, in demselben Grabe! . . .

Die Leiche des Grasen Rappt wurde einer von dem Marschall de Lamothe Houdan seinem Testamente angefügten Bitte an den König zufolge nach Ungarn gebracht und in dem Dorfe Rappt, seinem Geburtsorte, von dem er seinen Namen hatte, begraben.



CXIII.

Die Meditationen des Herrn Jackal.

Sollten wir unsere paradoxe Ansicht sagen, so versichern wir, daß die beste Regierung die wäre, wo man die Minister entbehren könnte.

Die Leute unserer Zeit, welche die politischen Kämpfe, die ministeriellen Intriguen vom Ende des Jahres 1827 miterlebt, werden, wenn sich die letzten Seufzer der Restauration auch wenig in ihrem Gedächtnisse eingepägt, ganz sicher unsere Ansicht theilen.

Nach dem provisorischen Ministerium, in das der Herr Marschall von Lamothe Houdan und Herr von Marande getreten waren, hatte der König Herrn von Chabrol mit der Bildung eines definitiven Ministeriums beauftragt,

Als man in den Journalen vom 26. Dezember angekündigt sah, daß Herr von Chabrol nach der Bretagne gehe, glaubte man allgemein, das Cabinet sei constituirt, und erwartete mit Bangigkeit die Mittheilung dieser Nachricht im Moniteur. Wir sagen mit Bangigkeit, denn seit den Emeuten vom 29. und 20. Dezember, wo ganz Paris völlig betäubt, und der Sturz des Ministeriums Villèle, der dem allgemeinen Hasse einige Satisfaction gab, machte weder die Vergangenheit vergessen, noch prophezeite er eine bessere Zukunft. Alle Parteien waren in Bewegung und es entstand daraus eine neue, welche laut rief der Herzog von Orleans solle der Vormund Frankreichs sein und das Königreich vor einer drohenden Gefahr schützen.

Aber vergeblich suchte man diese Ordre im Moniteur vom 27., 28., 29., 30. und 31. Dezember.

Der Moniteur war stumm, er schien eingeschlafen, wie die **Belle au bois dormant**. Man hoffte, er werde am 1. Januar 1828 aufwachen, aber es war nichts. Man erfuhr nur, daß Carl X., gegen die Royalisten gereizt, welche den Sturz des Herrn von Villèle beschleunigt, die einen und die andern, sämmtliche Namen von allen ministeriellen Candidaten gestrichen; unter andern, um nur zwei zu nennen, Herrn von Chateaubriaud und von Labourdonnaie.

Auf der andern Seite kannten die Staatsmänner, welche berufen wurden, sich an dem neuen Cabinet zu betheiligen, den Einfluß, den Herr von Villèle noch auf den König übte, und da sie nicht Zeit hatten, während sie den Widerwillen erbten, den der Conseilspräsident hinterließ, die Rolle von Staatsmännern zu spielen, so weigerten sie sich absolut, sich an einer solchen Combination zu betheiligen. Daher die Verlegenheit, in der sich Herr von Chabrol befand und dies der Grund, weshalb wir unsere freundlichen Leser um die Erlaubnis bitten, ihnen zu sagen: Es gibt kein gutes Ministerium, so lange es Minister gibt.

Am 2. Januar endlich (**expectata dies**) kündigte man an, daß der Berg kreise, mit andern Worten, daß es Herrn von Chabrol gelungen sei, ein Ministerium zusammen zu bringen.

Die Krisis dauerte zwei Tage, den 3. und 4., eine furchtbare Krisis, nach dem Ausdruck der Verzweiflung zu urtheilen, welcher auf den Gesichtern der Höflinge lag.

Am Abend des 7. ging das Gerücht durch die Stadt, das neue von Herrn von Chabrol präsentierte Ministerium sei definitiv vom König angenommen.

Der Moniteur vom 5. Januar publicirte wirklich eine vom 6. datirte Ordonnanz, deren erster Artikel folgende Ernennungen enthielt:

Herr Portalis, Ministerium der Justiz;

Herr de la Ferronnays, Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten;

Herr von Coux, Ministerium der Kriegsverwaltung. Denn die Präsentation zu den in der Armee vacanten Aemtern war dem Dauphin vorbehalten;

Herr von Martignac, Ministerium des Innern, von dem man die Handels- und Industriebranche trennte, welche dem Bureau für Handel und Colonieen übergeben wurden;

Herr von Saint Cricq, Präsident des obersten Handels- und Colonieen - Rathes, mit dem Titel Staatssecretär;

Herr Roy, Minister der Finanzen u.s.w.

Dieses Ministerium, welches überdies den Zweck hatte, die Gemüther zu beruhigen, brachte nur Mißtrauen und Furcht in alle Parteien; es war auch wirklich nur ein Abklatsch, ein Schatten des vorhergehenden Ministeriums. Die Herren von Villèle, Corbiere, Peyronnet, von Damas und von Clermont-Tonnere verloren allerdings ihre Posten. Da jedoch die Herren von Martignac, von Coux und de la Ferronnays der Verwaltung angehört, der Eine als Staatsrat, der Andre als Director eines Kriegskollegiums, der Dritte als Gesandter in Petersburg, so waren sie nichts weniger als neue Personen und schienen nur da zu sein, um den günstigen Moment zu erwarten, wo Herr von Villèle die officielle Direction übernehmen sollte. »Es fehlt ein bestimmter Grund zu existiren,« sagten die Liberalen, »es ist nicht lebensfähig geboren.«

Man suchte die Unzufriedenen zu beschwichtigen, indem man den Polizeipräfecten Delaveau beseitigte und ihn durch Herrn von Belleyme ersetzte, der bisher Procurator des Königs gewesen; man ging sogar so weit, die Generalpolizei beim Ministerium des Innern aufzuheben, was die Abdankung des Herrn Franchet herbeiführte; — aber diese doppelte Satisfaction, welche gebieterisch verlangt wurde, und die man der öffentlichen Meinung gab, ließ gerade wenig vertrauen auf die Kraft und Dauer des neuen Ministeriums haben.

Einer der Männer, welche am aufmerksamsten das unsichere und verlegene Gebahren des Königs und Herrn von Chabrol's beobachteten, war Herr Jackal.

Nachdem Herr Delaveau beseitigt war, mußte natürlich Herr Jackal seinem Patrone folgen.

Obgleich die Rolle, die er auf der Polizeipräfectur spielte, ohne bestimmte Bezeichnung und

ernste Folge für den neuen politischen Weg der Regierung war, verließ Herr Jackal doch als er er im Moniteur die Ordonnanz las, die Herrn von Belleyme die Verwaltung der Polizeipräfectur übertrug, sein Haupt melancholisch auf die Brust sinken, und dachte ernstlich über die Eitelkeit der menschlichen Dinge nach.

Er war eben in solches Nachdenken versunken, als ein Huissier ihm meldete, daß der neue, seit einer Stunde installirte Präfect ihn in sein Cabinet zu treten bitte.

Herr von Belleyme, ein Mann von Geist, — er hat es später durch die Erfindung des Referats bewiesen, — Herr von Belleyme, ein großer Rechtsgelehrter und eben so tiefer Philosoph, brauchte nicht lange mit Herrn Jackal zu sprechen, um zu wissen, mit wem er zu thun hatte, und wenn er einen Augenblick Miene machte, ihn seiner Funktionen zu entheben, so geschah es weniger, um ihm Angst einzujagen, als um sich seiner Treue zu versichern.

Er kannte ihn schon lange und wußte, welch' ein Schatz von Ressourcen in diesem fruchtbaren Kopfe steckte.

Er stellte Herrn Jackal nur *eine* Bedingung.

Er bat ihn, seine Funktionen als Gentleman und Mann von Geist zu verrichten.

»Sobald,« sagte er zu ihm, »die, welche die Polizei verwalten, Geist besitzen, wird es keine Diebe mehr in Frankreich geben, und sobald die Polizei keine Barricaden mehr macht, gibt es auch keine Aufstände mehr in Paris.«

Bei diesen Worten senkte Herr Jackal, welcher wohl wußte, daß der neue Präfect auf die von ihm im November organisierten Aufstände anspiele, den Kopf und erröthete schamhaft.

»Was ich Ihnen vor Allem empfehle,« fuhr Herr von Belleyme fort, »ist, so schnell als möglich diese Galgengesichter, die den Hof des Hotels emalliren, verschwinden zu lassen und nach den Bagnos zurück zu schaffen, von wo sie stammen; denn wenn es nöthig ist, um ein Hafenausgange zu machen, einen Hafen zu nehmen, so wird man mich doch nie von der Nothwendigkeit überzeugen, daß man, um Diebe zu arretiren, Galeerensträflinge brauche. Ich gebe zu, daß es ein Mittel ist, aber es ist nicht infallibel und ich halte es für gefährlich. — Ich bitte Sie, eine Wahl unter den Ihnen zu Gebote Stehenden zu treffen und die Uebrigen ohne Geräusch dahin zurück zu schicken, woher sie kommen.«

Herr Jackal war ganz der Ansicht des neuen Präfecten, und nachdem er ihn seines Eifers und seiner Ergebenheit versichert, verbeugte er sich respectvollst und ging.

In sein Cabinet zurückgekehrt, warf er sich in seinen Feuteuil, wischte die beiden Gläser seiner Brille, zog seine Tabaksdose heraus, stopfte sich die Nase mit Tabak und sann abermals nach, indem er Arme und Beine kreuzte.

Sagen wir es gleich, daß dieser zweite Gegenstand seiner Erwägung weit angenehmer für ihn war, als der erste, so ärgerlich auch die Folgen für seinen Nächsten sein konnten.

Folgendes waren seine Gedanken:

»Ich hatte den neuen Präsecten ganz richtig beurtheilt: es ist ein Mann von guter Einsicht; der Beweis dafür, daß er mich behalten, obgleich er ganz gewiß wissen muß, daß ich nicht wenig zum Sturze des Ministeriums beigetragen; aber vielleicht geschahs gerade deßhalb. — So stehe ich also wieder auf den Füßen, und durch die Aufhebung der Polizei im Ministerium des Innern und den Rücktritt des Herrn Franchet nehme ich eine Weit wichtigere Stellung ein. — Auf der andern Seite ist er beinahe ganz auf meine Ansichten in Beziehung auf die ehrenwerthen Personen eingegangen, welche den Hof der Præfectur tagtäglich anfüllen. Freilich thut es mir leid um die ehrlichen Leute. Der arme Carmagnole! der arme Papillon! der arme Longue Avoine! der arme Brin d'Acier! der arme Gibassier vor Allen! Dich beklage ich von allen am meisten; Du wirst mich undankbar schmähen: aber was willst Du? **Habent sua fata libelli!** so steht geschrieben! Mit andern Worten: es gibt keine so gute Gesellschaft, die man nicht zuletzt verlassen müßte.«

Mit diesen letzten Worten nahm Herr Jackal, um die Rührung zu ersticken, in die ihn diese traurigen Gedanken versetzten, seine Dose heraus und schnupfte mit einer gewissen Heftigkeit eine zweite Prise Tabak.

»Bah!« sagte er philosophisch, indem er aufstand, »der Bursche hat, was er verdiente. Ich weiß wohl, daß er mich gestern um meine Zustimmung zu seiner Heirath bat und Gibassier wird nie ein rechter Haushammel werden; er ist für die Landstraßen gemacht, und ich glaube, daß die von Paris nach Toulon seiner Natur besser entspricht, als die Landstraße der Ehe. Wie wird er diese neue Stellung aufnehmen?«

Während er diese Reflexionen machte, zog er an der Glocke.

Ein Huissier erschien.

»Man hole mir Gibassier!« sagte er, »wenn er nicht da ist, Papillon, Carmagnole, Longue Avoine oder Brin d'Acier.«

Der Huissier ging und Herr Jackal drückte an einem beinahe unsichtbar in der Ecke der Wand angebrachten Glockenknopf. Einen Augenblick später erschien ein Polizeiagent mit abschreckendem Gesichte und in bürgerlicher Kleidung auf der Schwelle einer kleinen durch Draperieen versteckten Thüre.

»Treten Sie ein, Colombier,« sagte Herr Jackal.

Der Mann mit der wilden Miene, der diesen zarten Namen trug, trat näher.

»Ueber wie viele Leute können Sie im Augenblicke disponiren?« fragte Jackal.

»Ueber acht,« antwortete Colombier.

»Sie eingerechnet?«

»Ohne mich zu zählen; mit mir neun.«

»Sichere Leute?«

»Wie ich selbst,« antwortete Colombier mit einer tiefen Baßstimme, die von einer colossalen Constitution zeugte, wenn man von der Kraft der Stimme auf die des Körpers schließen darf.

»Lassen Sie sie heraufkommen,« fuhr Herr Jackal fort, »und bleiben Sie mit denselben im Corridor hinter meiner Thüre.

»Bewaffnet?«

»Gut bewaffnet. Beim ersten Glockenschlag treten Sie ein, ohne zu pochen, fordern den Mann, der sich in meinem Zimmer befindet, auf, Ihnen zu folgen; Sie übergeben ihn vier von Ihren Leuten, die ihn nach dem Depot bringen. — Ist der Gefangene am sicheren Ort, so kommen Ihre Leute wieder herauf und bleiben im Corridor, bis ein zweiter Glockenschlag ertönt, der Sie zu einer weiteren Arretation ruft und so fort, bis ich Ihnen Contreordre gebe. Sie haben mich verstanden?«

»Ganz!« antwortete, Columbier, — ganz,« wiederholte er, indem er sich wie ein Mensch räusperte, der stolz ist, eine so leichte Fassungsgabe zu besitzen.

»Jetzt,« sagte Herr Jackal streng, »werde ich mich an Sie halten, wenn ein einziger der Gefangenen entkommt.«

In diesem Augenblicke pochte man an die Thüre des Cabinets.

»Das ist ohne Zweifel einer Ihrer künftigen Gefangenen; eilen Sie, Ihre Leute zu holen.«

»Ich eile,« sagte Colombier, indem er mit einem Sprung aus dem Zimmer war.

Herr Jackal ließ die Draperie hinter ihm herabfallen, machte sich's in seinem Fauteuil bequem und sagte:

»Herein.«

Der Huissier führte Longue Avoine herein.

CXXIV.

Liquidation.

Der Geliebte der Stuhlvermieterin von Saint Jacques du Haut-Pas trat, ebenso lang und ebenso blaß als Basil, mit gemessenem Schritte und mit tausend Kniebeugungen in das Cabinet, gerade als wenn er vor dem Hochaltar vorüberginge.

»Sie ließen mich rufen, mein edler Herr?« sagte er mit leidender Stimme.

»Ja, Longue Avoine, ich ließ Sie rufen.«

»Worin kann ich die Ehre haben, Ihnen nützlich zu sein? Sie wissen, daß mein Blut und mein Leben zu Ihren Diensten steht.«

»Ich will das sehen, Longue Avoine; aber vor Allem sagen Sie mir, ob ich, seit Sie in meinen Diensten sind, Ihnen irgend einen Grund zur Unzufriedenheit gegeben?«

»O, Herr Jesus! niemals, mein würdiger Herr,« beeilte sich der Geliebte Barbettens mit einem Tone voll Salbung zu sagen.

»Nun gut; ich aber, Longue Avoine, habe Grund zu großer Unzufriedenheit mit Ihnen.«

»Jungfrau Maria! ist es möglich, mein guter Herr?«

»Es ist mehr, als möglich, Longue Avoine, ja wohl; das heißt Sie haben sich in Beziehung auf mich der größten Undankbarkeit schuldig gemacht.«

»Gott, der mich hört,« sagte der Jesuit im rührendsten Tone, »Gott strafe mich mit dem Tode, wenn ich mich nicht zu jeder Stunde meines Lebens Ihrer Wohlthaten erinnerte.«

»Und doch, Longue Avoine, befürchte ich, daß Sie sie vergessen haben. Erinnern Sie mich daran, damit ich sehe, ob Sie sie im Gedächtnisse bewahrt haben.«

»Mein guter Herr, Sie wissen, daß ich in der Rue Saint Jacques du Haut-Pas vor der kleinen Kirchthüre mit einem silbernen Kreuze und einer vergoldeten Monstranz verhaftet wurde und nach dem Bagno geschickt werden sollte, wenn Ihre väterliche Theilnahme nicht noch zur rechten Zeit wach gerufen worden wäre, um mich vor diesem schlimmen Gange zu bewahren?«

»Seit jenem Tage,« sagte Herr Jackal, »habe ich Sie in meinen Diensten; und wie haben Sie die Wohlthat vergolten?«

»Aber mein edler Herr . . .« unterbrach ihn Longue Avoine.

»Unterbrechen Sie mich nicht,« sagte Herr Jackal streng. — »Ich weiß Alles. Seit sechs

Monaten versehen Sie die Polizei für den Pater Roncin von der Congregation.«

»Im Interesse unserer heiligen Religion,« sagte Longue Avoine demüthig, indem er die Augen mit einem seligen Ausdruck zum Himmel erhob.

»Ein schlecht verstandenes Interesse, Longue Avoine,« sagte Herr Jackal, indem er eine ärgerliche Miene annahm, »denn der Pater Roncin und seine Congregation haben Herrn von Villèle gestürzt und Herr von Villèle hat das Ministerium in seinen Sturz hineingezogen; auf diese Weise, Unglücklicher, der Sie sind, haben Sie, unbewußt, das will ich annehmen, die öffentliche Ruhe gestört und ohne es zu wissen, die Basis des Thrones Seiner Majestät erschüttert.«

»Ist es möglich?« rief Longue Avoine, indem er Herrn Jackal bestürzt ansah.

»Sie wissen ohne Zweifel nicht, daß wir seit diesem Morgen ein anderes Ministerium haben? Nun denn, Unglücklicher, der Sie sind, Sie tragen mit an der Schuld, eine administrative Revolution hervorgerufen zu haben. Sie wurden mir als ein gefährlicher Mensch bezeichnet; ich habe deßhalb beschlossen, bis die Aufregung der Hauptstadt vorüber, Sie an einen sichern Ort bringen zu lassen, wo Sie ruhig sich sammeln und darüber nachdenken können.«

»Ach! mein guter Herr,« rief Longue Avoine, indem er sich Herrn Jackal zu Füßen warf; bei Gott, dem Allmächtigen, schwöre ich Ihnen, den Fuß nicht mehr nach Montrouge zu setzen.«

»Es ist zu spät,« sagte Herr Jackal, indem er aufstand und den Glockenknopf zog.

»Gnade! mein guter Herr! Gnade!« heulte Longue Avoine, indem er heiße Thränen weinte.

Colombier erschien.

»Gnade!« wiederholte Longue Avoine, der schauerte, als er den abstoßenden Agenten eintreten sah, dessen Stellung er kannte.

»Es ist zu spät,« sagte er in strengem Tone; »stehen Sie auf und folgen Sie diesem Manne.«

Longue Avoine, welcher das gereizte Gesicht des Herrn Jackal sah und begriff, daß hier nicht mehr zu parlamentiren sei, folgte dem Agenten, indem er die Hände faltete, und sich das Aussehen eines Märtyrers gab.

Longue Avoine ging, Herr Jackal läutete abermals.

Der Huissier erschien und meldete Carmagnole.

»Er soll eintreten,« sagte Herr Jackal.

Der Provencale stürzte mehr in das Zimmer, als daß er eintrat.

»Was steht zu Diensten, Patron?« sagte er mit einer geflöteten Stimme.

»Etwas sehr Einfaches, Carmagnole,« antwortete Herr Jackal. »Wie viel einfache Diebstähle haben Sie sich vorzuwerfen?«

»Vierunddreißig, gerade soviel als ich Jahre habe,« antwortete Carmagnole ziemlich heiter.

»Und complizirte Diebstähle, das heißt mit Einbruch?«

»Zwölf, soviel als der Monate im Jahre sind,« antwortete der Marseiller im selben Tone.

»Und Mordanfälle?«

»Sieben, soviel als Tage in der Woche sind.«

»Sie haben also,« sagte Herr Jackal resumierend, »vierunddreißig Mal das Gefängniß verdient, zwölf Mal das Bagno und sieben Mal die Hinrichtung. In Allem, dreiundfünfzig mehr oder minder angenehme Verurtheilungen. — Ist die Rechnung richtig?«

»Allerdings,« antwortete der arglose Carmagnole.

»Nun gut! mein lieber Freund, Ihre Abenteuer beginnen zu viel Lärm in der Welt zu machen und ich habe deßhalb beschlossen, Sie für den Augenblick zu verbannen.«

»In welchen Welttheil?« fragte Carmagnole, ohne sich beunruhigen zu lassen.

»Ich glaube, daß der Winkel der Erde, den Sie bewohnen werden, Ihnen ziemlich gleichgültig sein kann.«

»Allerdings, vorausgesetzt, daß dieser Winkel der Erde nicht am Meeresufer sei,« antwortete der Provencale, der plötzlich in der Aussicht, die ihm Herr Jackal eröffnete, die schwarzen Nebel von Brest und die Sonne von Toulon aussteigen sah.

»Nun gut, geistvoller Carmagnole, Sie haben gerade, wenn auch nicht mit Freuden, den malerischen Verbannungsort, den ich für Sie ausgedacht, geahnt.«

»Ah! Herr Jackal,« sagte der lustige Marseiller, indem er sich zu lachen zwang, »Sie wollen mich gewiß erschrecken?«

»Ich, Sie erschrecken, mein lieber Carmagnole,« sagte Herr Jackal erstaunt; »ist es meine Art, ehrbare Diener, wie Sie, zu erschrecken?«

»Wenn ich Sie recht verstehe,« sagte der Provencale halb heiter, halb traurig, »so ist es eine Partie nach dem Bagno, die Sie mir vorschlagen?«

»Sie haben das richtige Wort gefunden, sinnreicher Carmagnole; es ist eine Partie nach dem Bagno; aber ich will Ihnen den Einsatz sagen. Sie sind eine Waise?«

»Von Geburt an.«

»Sie haben weder Freunde, noch Familie, noch Vaterland. Nun, ich will Ihnen ein Vaterland, eine Familie, Freunde geben. Worüber beklagen Sie sich?«

»Machen wir's kurz,« sagte der Marseiller barsch, »Sie wollen mich nach Rochefort, Brest oder Toulon schicken?«

»Ich lasse Ihnen die freie Wahl zwischen diesen drei Orten, Sie können wählen, was Ihnen am besten gefällt; aber verstehen Sie mich wohl, gescheuer Carmagnole: nicht wegen Ihrer Sünden verbanne ich Sie so weit von hier, sondern um Ihren Eifer und Ihre Ergebenheit mir zu Nutzen zu machen.«

»Ich begreife Sie nicht,« warf der Provencale ein, der nicht einsah, wo Herr Jackal damit hinaus wollte.

»Ich will mich erklären, heißblütiger Carmagnole. — Sie wissen wohl, daß die wachsame und kluge Beobachtung des Thuns und Treibens der Herren von Brest oder Toulon ein traditionelles Mittel von großer Bedeutung für die Erhaltung der Ordnung in diesen Pönitentiarhäusern ist.«

»Ich verstehe Sie,« sagte der Marseiller, die Stirne leicht runzelnd, »vom Rang eines Spionen erheben Sie mich zu dem eines Fuchses oder Schafes.«

»Sie haben es getroffen, scharfsichtiger Carmagnole.«

»Ich denke,« sagte der Provencale nichts weniger, als heiter, »daß Sie von der furchtbaren Rache gehört haben werden, welche die Gefangenen an dem Schafe üben.«

»Ich weiß es,« sagte Herr Jackal; »weil die Schafe gewöhnlich Esel sind. Deßhalb sagen wir: seien Sie nicht Schaf, sondern Fuchs.«

»Und wie viel Zeit ungefähr kann diese außerordentliche Misston dauern?« fragte Carmagnole mit einem erbarmungswürdigen Gesichte.

»So lange, als nöthig ist, um den Rumor, der sich Ihretwegen erhoben, zu ersticken. — Glauben Sie mir, daß ich Ihre Abwesenheit bald fühlen werde.«

Carmagnole senkte den Kopf und sann nach. Nachdem er eine Minute geschwiegen, fuhr er fort:

»Ist es ein ehrliches, ernsthaftes Anerbieten, das Sie mir da machen?«

»Nichts ehrlicher, ernsthafter, mein guter Freund, ich will Ihnen den Beweis davon geben.«

Herr Jackal drückte zum zweiten Male an dem Glockenknopf. — Colombier erschien auf's Neue.

»Sie werden den Herrn begleiten,« sagte Jackal zu dem Agenten, indem er auf Carmagnole zeigte, »und ihn dahin bringen, wohin ich Ihnen gesagt, mit allen Rücksichten jedoch, die ihm

gebühren.«

»Aber,« rief der unglückliche Carmagnole, »Columbier wird mich nach dem Depot bringen.«

»Gewiß! Und was weiter?« sagte Herr Jackal, indem er die Arme kreuzte und streng in das Weiße der Augen seines Gefangenen blickte.

»Ah! Verzeihung,« sagte der provinciale, der die Bedeutung dieses Blickes begriff, »ich glaubte, wir scherzen.«

Und sich an den Colombier wendend, wie ein Mann, der überzeugt ist, daß es ihm bald gelingen werde, aus dem Bagno zu entfliehen, sagte er:

»Ich folge Ihnen.«

»Dieser Carmagnole ist wahrhaftig lustiger, als in einer solchen Lage eigentlich erlaubt ist.« murmelte Herr Jackal, indem er den Marseiller verächtlich hinausschreiten sah.

Dann zog er zum dritten Male die Glocke am Kamin und setzte sich in Fauteuil.

Der Huissier erschien und meldete Papillon und Brin d'Acier, welche auf der Flur warteten, bis die Reihe der Audienz an sie käme.

»Wer ist der Ungeduldigste von Beiden?« fragte Herr Jackal.

»Sie sind beide ungeduldig,« versetzte der Huissier.

»Dann laß Sie beide eintreten.«

Der Huissier ging und erschien nach einigen Augenblicken mit Papillon und Brin d'Acier.

Papillon sah schwächting aus und war bartlos; — Brin d'Acier war von untersetzter Gestalt und hatte einen endlosen Bart.

Um den Contrast zu vervollständigen, Brin d'Acier war melancholisch wie Longue Avoine und Papillon jovial wie Carmagnole.

Beeilen wir uns zu sagen, Brin d'Acier war aus dem Elsaß, Papillon aus der Gironde.

Der Erste verbeugte sich mit dem ganzen Körper vor Herrn Jackal, der Andere machte einen acrobatischen Sprung, statt einer Verbeugung.

Herr Jackal lächelte unmerklich, als er diese Eiche und dieses Bäumchen neben einander sah.

»Brin d'Acier,« sagte er, »und Sie, Papillon, was haben Sie während der denkwürdigen Abende des 19. und 20. Dezembers gethan?«

»Ich habe,« antwortete Brin d'Acier, »so viel Karren, Pflastersteine und Balken nach der Rue

St. Denis geschafft, als man mir anzuvertrauen die Ehre erzeigte.«

»Gut,« sagte Herr Jackal; »und Sie, Papillon?«

»Ich,« antwortete der kecke Papillon, »ich habe, wie mir Eure Exzellenz befohlen, den größten Theil der Fenster der genannten Straße eingeschlagen.«

»Und dann, Brin d'Acier?« fuhr Herr Jackal fort.

»Dann habe ich mit Hilfe einiger ergebenen Freunde alle Barricaden vernichtet, welche das Quartier der Hullor versperrten.«

»Und Sie, Papillon?«

»Ich,« antwortete der Befragte, »ich ließ vor den Nasen der Bürger alles Feuerwerk los, das mir Eure Exzellenz anzuvertrauen die Gnade hatten.«

»Ist das Alles?« fragte Herr Jackal.

»Ich rief: Nieder mit dem Ministerium!« sagte Brin d'Acier.

»Ich: Nieder mit den Jesuiten,« fügte Papillon hinzu.

»Und dann?«

»Zogen wir uns in der Stille zurück,« sagte Brin d'Acier, seinen Freund ansehend.

»Wie die unschuldigsten Leute von der Welt,« bekräftigte Papillon.

»So erinnern Sie sich also nicht,« versetzte Herr Jackal, indem er sich an beide wandte, »etwas gethan zu haben, was nicht von mir befohlen worden?«

»Durchaus nicht,« sagte der Riese. »Ganz und gar nicht,« wiederholte der Zwerg, indem er seinen Kameraden ansah.

»Gut denn, so will ich Ihr Gedächtniß auffrischen,« machte Herr Jackal, indem er einen dicken Actenstoß an sich zog und ein doppeltes Blatt Papier darunter hervornahm, welches er auf den Tisch legte, nachdem er es flüchtig durchlaufen hatte. »Es geht hieraus hervor,« sagte er, »daß Sie **primo** in der Nacht vom 19. November unter dem Vorwande, einer kranken Frau Hilfe bringen zu wollen, den Laden eines Juweliers der Rue Saint Qenis zum Theile ausgeleert.«

»O!« machte Brin d'Acier erschrocken.

»O!« wiederholte Papillon entrüstet.

»**Secundo**,« fuhr Herr Jackal fort, »in der Nacht vom 20. November sind Sie beide, mit Hilfe von falschen Schlüsseln, unterstützt von Barbette, der Concubine des Herrn Longue Avoine, Ihres Genossen, in den Laden eines Wechslers derselben Straße gedrungen und haben sowohl in

sardinischen Louisd'ors, bairischen Gulden, preußischen Thalern, als in englischen Guineen, spanischen Dublonen und französischen Bankbillets die Summe von dreiundsechzigtausend siebenhundert und einem Franken, siebzig Centimen entwendet.«

»Das ist eine abscheuliche Verleumdung!« fügte Papillon hinzu.

»**Tercio**,« sagte Herr Jackal, ohne die Entrüstung zu bemerken zu scheinen, welche seine beiden Gefangenen an den Tag legten, »in der Nacht vom 21. desselben Monates haben Sie beide, in Gesellschaft Ihres Freundes Gibassier mit bewaffneter Hand zwischen Nemours und Chateau Landon die Mallepost angefallen, welche einen Engländer und seine Lady führte, und nachdem Sie dem Postillon und dem Courier das Pistol unter die Nase gehalten, haben Sie die Koffer geleert, welche siebenundzwanzigtausend Franken enthielten. Ich spreche nicht von der Kasse und Uhr des Engländers und den Ringen und Juwelen der Engländerin.«

»Das ist un wahr!« rief der Elsässer.

»Reine Unwahrheit!« wiederholte der Bordelese. »**Quatro** und zum Schluß,« fuhr Herr Jackal fort, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, »und um mich nicht länger bei den kleinen Schurkereien aufzuhalten, die seit jener Nacht bis zum 31. Dezember begangen wurden, so haben Sie am 1. Januar 1828, wahrscheinlich um das Jahr gut zu beginnen, alle Laternen des Montmartre ausgelöscht und unter dem Deckmantel der Nacht allen verspäteten Fußgängern die Börse oder die Uhr abgenommen, und zwar mit solchem Glück, daß die Zahl der Beraubten sich auf neununddreißig beläuft.«

»O!« seufzte der Riese.

»O!« seufzte der Zwerg.

»Aus diesen Gründen,« fuhr Herr Jackal mit obrigkeitlicher Würde fort, »sage ich, in Anbetracht, daß mir trotz Ihres Läugnens und trotz Ihres entrüsteten Ausrufens klar und erwiesen ist, daß Sie das Vertrauen, das ich in Sie setzte, auf das Schmählichste mißbraucht?

»In Anbetracht,« sage ich, »daß Sie, den dritten und vierten beraubend, sich nicht wie würdige und ehrbare Polizeiaagenten, sondern wie gemeine Diebe benommen;

»Aus diesen Gründen:

»Sind Sie aufgefordert, sich unverzüglich in das Kabinet hier zu begeben, wo ein Mann, den Sie beide kennen, der sogenannte Colombier, sich Ihrer vergewissern und Sie an einen sichern Ort bringen wird, bis ich die Mittel und die Zeit gefunden haben werde, Ihren Ueberschwemmungen einen Damm zu setzen.«

Während Herr Jackal diese Worte sprach, lautete er Colombier, der zum drittenmal erschien und seinen Kummer nicht verbergen konnte, als er die erbarmungswürdige Miene seiner beiden Freunde Brin d'Acier und Papillon sah.

Aber als Soldat, der seine Ordre streng befolgt, faßte er sich augenblicklich wieder, und auf

einen Wink von Herrn Jackal nahm er den Riesen unter dem einen Arm, den Zwerg unter dem andern und zog sie mehr als er sie führte, um sie zu Carmagnole und Longue Avoine zu bringen.

Es entstand eine Pause in dieser Liquidation.

Diese vierfache Arretirung hatte Herrn Jackal weder in Aufregung versetzt, noch interessirt. Er hatte freilich mit Carmagnole etwas Mitleid, und sein Verlust war zu bedauern, aber er kannte den Marseiller genau, er wußte, daß er auf die eine oder andre Weise (der Provencale war von dem Züchtlingsstoff, aus welchem man die Achtziger macht) sich früher oder später frei machen würde.

Was die Andern betrifft, so waren sie nicht mal mehr Räder in seiner Maschine. Er sah sie mehr für sich arbeiten, als daß sie ihm geholfen hätten. — Longue Avoine war nichts als ein Heuchler; Brin d'Acier war ein grober Stier; Papillon, obgleich er die Leichtigkeit des Staubflüglers besaß, dessen Namen er trug, so war er doch nur die blasse und schlechte Copie Carmagnoles.

Man begreift deßhalb, daß die Zukunft dieser Menschen einen Philosophen wie Herrn Jackal wenig interessiren konnte.

Von welch' untergeordneter Bedeutung waren in der That diese geringen Menschen gegenüber der unbestreitbaren und unbestrittenen Superiorität Gibassiers?

Gibassier! dieser Phönix von Agent, — diese **rara avis!** dieser menschengewordene Spion! dieser Mann mit den unerwarteten Mitteln! — dieser Mann mit den unerschöpflichen Hilfsquellen! — dieser Mann mit den vielfachen Incarnationen, die so zahlreich waren, als die eines Hindugottes!«

Das war's, woran der Chef der geheimen Polizei dachte, während er nach dem Abgang von Brin d'Acier und Pavillon das Erscheinen Gibassiers erwartete!

»Endlich,« murmelte er, »es muß sein!. . .«

Und nachdem er dem Huissier geläutet, setzte er sich in seinen Feuteuil und ließ die Stirne in der Hand ausruhen.

Der Huissier führte Gibassier ein.

Heute war Gibassier in Stadttoilette; seidene Strümpfe schmückten seine Füße und seine Hände trugen weiße Handschuhe. Sein Gesicht war rosig angeflogen, und seine Augen, sonst ziemlich matt, waren in diesem Augenblick von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit und ungewöhnlichem Glanz.

Herr Jackal hob den Kopf und war erstaunt über die Eleganz seines Anzugs und die Frische seines Gesichtes.

»Sind Sie heute bei einer Hochzeit oder einer Beerdigung?« fragte er.

»Bei einer Hochzeit, lieber Herr Jackal,« antwortete Gibassier.

»Bei der Ihrigen vielleicht?«

»Nicht ganz, mein lieber Herr: Sie kennen meine Ansicht über die Ehe; aber es ist gerade so,« fügte er frivol hinzu: »die Verheirathete ist eine alte Freundin von mir.«

Herr Jackal stopfte sich die Nase voll mit Tabak, als wollte er die Ermahnung unterdrücken, die er wegen seiner Theorie über die Frauen an

Gibassier zu richten im Begriffe war.

»Habe ich das Vergnügen, den Mann zu kennen?« fragte er nach einer Pause.

»Sie kennen ihn höchstens vom Hörensagen,« antwortete der Sträfling: »er ist mein Gefährte von Toulon; der, mit dem ich so schlau aus dem

Gefängnisse ausgebrochen, Ange Gabriel.«

»Ich erinnere mich,« sagte Herr Jackal, indem er den Kopf schüttelte; »Sie haben mir die Anekdote am Puits-qui-parle erzählt, wo ich das Glück hatte, Sie wieder aufzufischen, was freilich für mich einen Rheumatismus zur Folge hatte, den ich bis heute nicht mehr los wurde.«

Und, wie um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, begann Herr Jackal zu husten.

»Ein fetter Husten,« sagte Gibassier, »ein guter Husten,« fügte er als Trost hinzu. »Einer meiner Vorfahren ist mit einem solchen Husten im hundert und siebenten Jahre gestorben, und nur weil er zum fünften Stocke hinausfiel.«

»Apropos,« sagte Herr Jackal. »Sie haben mir nie genau Ihr Entkommen berichtet; ich weiß nur ganz obenhin, daß ein Krankenwärter Ange Gabriel und Ihnen geholfen; aber um einen Krankenwärter zu bestechen, muß man Geld haben. Wo haben Sie das Ihrige gehabt? Denn ich weiß nicht, daß die »große Anstrengung« Sie sehr bereichert hat.«

Bei diesen Worten wurde das angeröthete Gesicht Gibassier's purpurroth.

»Sie erröthen,« bemerkte Herr Jackal erstaunt.

»Verzeihen Sie, Herr Jackal,« fragte der Sträfling, »aber eine der schlimmsten Erinnerungen meines Lebens kommt nur in diesem Augenblicke in den Sinn; ich muß unwillkürlich erröthen.«

»Eine schlimme Erinnerung bezüglich des Bagno?« fragte Herr Jackal.

»Nein,« antwortete Gibassier, indem er die Augbrauen zusammenzog, »in Bezug auf mein Entkommen oder vielmehr die Dame, die es erleichtert hat.«

»Pah!« machte Herr Jackal, indem er Gibassier mit einer verächtlichen Miene ansah, »da

könnte man ja auf ewig einen Widerwillen gegen das schöne Geschlecht bekommen.«

»Und gerade diese geheimnißvolle Dame,« fuhr der Sträfling fort, ohne die Verachtung seines Patrons zu bemerken, »gerade sie ist's, welche heute Ange Gabriel heirathet.«

»Sie haben mich ja versichert, Gibassier,« sagte der Chef der Polizei streng, »daß dieser Sträfling in der Fremde sei.«

»Das ist wahr,« antwortete Gibassier mit einem gewissen Stolz, »er war weggereist, um die Einwilligung seiner Familie einzuholen und seine Papiere beizuschaffen.«

»Sie wurden, glaube ich, beide zugleich arretirt?«

»Allerdings, lieber, Herr Jackal.«

»Als Falschmünzer?«

»Entschuldigen Sie, mein edler Patron: es war Ange Gabriel, welcher falschmünzte; ich bin von einer bedauernswürdigen Kenntnißlosigkeit in der Metallurgie.«

»Entschuldigen Sie gleichfalls, lieber Herr Gibassier: ich verwechsle die Falschmünzerei mit der Nachahmung von Papieren.«

»Das ist ein großer Unterschied,« sagte Gibassier ernst.

»Wenn ich mich recht erinnere, so kam eines Tages, von Seiner Exzellenz dem Herrn Minister der Justiz ein Pack Papiere, welches an den Director des Bagno von Toulon gerichtet war; dieses Pack enthielt alle nöthigen Papiere zur Infreiheitsetzung eines Sträflings; sämmtliche Papiere trugen das Amtssiegel. Diese Papiere stammten von Ihnen, nicht wahr?«

»Es galt die Freilassung des Ange Gabriel, lieber Herr Jackal; das ist eine der menschenfreundlichsten Handlungen meines Lebens und ich würde die Bescheidenheit haben, darüber zu schweifen, wenn Sie mich nicht zwingen, darüber zu sprechen.«

»Das sind nur Bagatellen,« sagte Herr Jackal, »und das erklärt mir nicht, wie Sie zum dritten Male in das Bagno kamen; wollen Sie mein Gedächtniß auffrischen?«

»Ich verstehe Sie,« sagte der Sträfling, »Sie bitten mich, mein Gewissen zu prüfen: Sie verlangen meine Beichte.«

»Allerdings, Gibassier, und wenn Sie nicht ein ernstliches Hinderniß sehen . . .«

»Ich sehe keines,« sagte Gibassier. »Ich brauche um so weniger zu zögern, als Sie nur die Journale jener Zeit zu lesen brauchten, um sich genügend davon zu unterrichten.«

»So beginnen Sie.«

»Es war im Jahre 1822 oder 1823, das weiß ich nicht mehr genau.«

»Das Datum macht nichts zur Sache.«

»Es war ein fruchtbares Jahr, nie hatte die Ernte goldnere Aehren gezeigt, nie die Weingelände grüneres Laub.«

»Ich muß Ihnen bemerken, Gibassier, daß die Ernte und das Laub der Weinreben der vorliegenden Frage gänzlich fremd sind.«

»Ich wollte Ihnen damit nur sagen, mein lieber Herr Jackal, daß die Hitze jenes Jahres unerträglich war. Seit drei Tagen befand ich mich in Freiheit, glücklich entkommen aus dem Bagno von Brest; seit drei Tagen war ich in einer Höhle jener Felsen verborgen, welche den Gürtel der Küste von Bretagne bilden; ich aß nicht, ich trank nicht, weil ich nichts hatte; unter mir sprach eine Gruppe von mit Lumpen bedeckten Zigeunern von meiner Flucht und den hundert Franken, die für meine Gefangennehmung ausgesetzt waren. Sie wissen nicht, daß das Bagno für jene umherschweifenden Banden eine reichliche Einkommensquelle ist; wie sie sich von den todten Fischen nähren, die das Meer an die Küste wirft, leben sie auch von der Jagd auf den Galeerensträfling; sie kennen die dichten Wälder, die geheimen Wege, die tiefen Thäler, die verlassenen Bauwerke, wo der athemlose Flüchtling auf seinem Marsche Athen, holt. Beim ersten Kanonenschuß, der eine Flucht ankündigt, scheinen sie aus der Erde aufzusteigen, mit Stöcken, Stricken, Steinen, Messern bewaffnet und begeben sich mit einer Freude, mit einer Habgier auf die Jagd, die den Zigeunern angeboren scheint. Ich befand mich seit drei Tagen an jenem Orte, als des Abends ein Kanonenschuß ertönte, der eine zweite Flucht verkündete. Augenblicklich großer Jagdlärm unter den Zigeunern. Jeder nimmt die nächste beste Waffe, die ihm in die Hand fällt, und läßt mich, indem er die Fährte meines unglücklichen Kameraden verfolgt, allein auf meinem Felsen, wie den Prometheus des Alterthums, von den Geiern des Hungers und des Durstes gemartert.«

»Ihre Erzählung ist außerordentlich interessant, Gibassier,« sagte Herr Jackal mit unverwüstlicher Kaltblütigkeit; »fahren Sie fort.«

»Der Hunger,« nahm Gibassier wieder das Wort, »gleicht dem Gusman, er kennt kein Hindernis. Mit zwei Sprüngen war ich unten; mit drei Sätzen in der Tiefe eines Thales. Ich gewahrte in der Entfernung von sieben bis acht Schritten ein Gebäude, aus dessen Fenster ein kleines Licht schimmerte. — Ich war gerade im Begriffe, anzuklopfen, um Wasser und Brod zu verlangen, als mir der Gedanke kam, daß dieses Häuschen einem Gitano oder wenigstens einem Bauern gehören könnte, der nicht verfehlen würde, mich zu verkaufen. Ich zauderte einen Augenblick, aber mein Entschluß war bald gefaßt. Ich pochte an die Thüre der Hütte mit dem Griffe eines Messers, fest entschlossen, mein Leben theuer zu verkaufen, wenn es bedroht würde.

»Wer da?« fragte eine Frau, die ich an ihrer gebrochenen Stimme als ein altes Weib und an ihrem Accente als eine Gitana erkannte.

»Ein armer Reisender, der nichts als ein Glas Wasser und ein Stück Brod verlangt,« antwortete

ich.

»Geht Eurer Wege!« schnaubte die Alte, indem sie das Fenster zuwarf.

»Gute Frau, im Namen der Barmherzigkeit, Brod und Wasser!« rief ich mit bittender Stimme.

»Aber die Alte antwortete nicht.

»Du hast's gewollt,« sagte ich und gab der Thüre einen so heftigen Tritt, daß sie in die Flur hineinfiel, welche als Eingang zum Hause diente.

»Bei dem Geräusch, das die fallende Thüre machte, erschien die alte Zigeunerin mit einer Lampe in der Hand an der Leiter oben, die ihr als Treppe diente. Sie hielt die rechte Hand hinter die Lampe, um mein Gesicht besser zu beleuchten; da sie aber in dem dunkeln Raume nichts unterscheiden konnte, so fragte sie mit meckernder Stimme:

»Wer ist da?«

»Der unglückliche Reisende,« antwortete ich.

»Warte,« sagte sie, indem sie die Stufen der Leiter mit einer für ihr Alter ungewöhnlichen Schnelligkeit hinabging; »warte, ich will Dich reisen machen.«

»Da ich sah, daß ich leichten Kauf mit dieser alten Zauberin haben würde, eilte ich an den Speisekasten und nahm ein Stück schwarzen Brodes, das dort lag und das ich gierig verschlang.

»In diesem Augenblicke setzte ich den Fuß auf den Boden.

»Sie kam gerade auf mich zu, und mich an der Schulter packend, suchte sie mich zur Thüre hinauszwerfen.

»Ich bitte Euch, laßt mich trinken,« sagte ich, als ich im Hintergrund der Flur einen Alcarazas entdeckte.

Aber sie fuhr erschrocken zurück und stieß einen heftigen Schrei aus, halb Eule, halb Käuzchen, als sie mich in den Kleidern eines Sträflings sah,

»Bei diesem Schrei erschien eine andere Gestalt oben an der Leiter.

»Es war die Gestalt eines großen und häßlichen jungen Mädchens, von sechzehn bis siebzehn Jahren.

»Was gibt es, Mama?« rief sie.

»Der Galeerensträfling!« heulte die Alte, indem sie mit dem Finger auf mich deutete.

»Das junge Mädchen hüpfte mehr von der Leiter herab, als das sie ging, und sich mit der Gier eines wilden Tieres auf mich stürzend, ehe ich ihre Bewegung bemerken konnte, packte sie mich

mit einer für eine Frau ihres Alters unbegreiflichen Energie von hinten um den Hals und warf mich rückwärts auf die Platten, indem sie:

»Mama!« rief.

»Auf diesen Ruf sprang die Mutter wie ein Schackal auf mich zu, kniete auf meine Brust und schrie mit vollen Backen:

»Zu Hilfe! zu Hilfe!«

»Laßt mich los,« sagte ich, indem ich diese Furien zurückzustoßen suchte.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« blöckten Mutter und Tochter zu gleicher Zeit.

»Schweigt und laßt mich los!« wiederholte ich mit einer Stentorstimme.

»Der Sträfling! der Sträfling!« heulten sie immer lauter.

»Ihr wollt nicht schweigen?« rief ich und packte die Alte dabei an der Gurgel, indem ich sie so kräftig auf den Rücken warf, daß ich nun meinerseits auf ihrer Brust kniete.

»Das junge Mädchen sprang jetzt auf mich; und indem sie mir den Kopf zurückzog (eine Bewegung, die ihr ganz gewohnt schien), ergriff sie mich beim Ohre, das sie mit ihren Zähnen zu zerbeißen suchte.

»Ich sah, daß ich mit diesen wüthenden Dämonen ein Ende machen mußte. Väter, Brüder, Männer konnten jeden Augenblick kommen. — Ich drückte meine zehn Finger immer tiefer in den Hals der Alten und an dem Röcheln, das aus ihrer Brust kam, merkte ich, daß sie nicht mehr lange schreien würde.

Während dieser Zeit biß das junge Mädchen immer fort.

»Laßt mich los oder ich bringe Euch um!« sagte ich mit großer Energie.

»Aber sei es nun, daß sie mein Idiom nicht verstand, oder es nicht verstehen wollte, sie hatte sich so wild verbissen, daß ich, als ich mein Messer zog und meinen rechten Arm nach ihr kehrte, die Klinge bis an den Schaft in ihre linke Brust stieß.

»Sie sank.

»Ich sprang nach dem Alcarazas und trank gierig das Wasser, das darin war . . .

»Ich weiß das Weitere,« sagte Herr Jackal, dessen Stirne sich immer mehr verfinsterte, je näher der Erzähler der düstern Entwicklung seiner traurigen Geschichte kam. — »Sie wurden acht Tage später verhaftet und nach Toulon gebracht und durch einen jener Zufälle, bei denen die Hand der Vorsehung sich deutlich zeigt, begnadigt.«

Nach diesen Worten entstand eine Pause. — Herr Jackal schien in eine tiefe Träumerei zu verfallen.

Gibassier, der trotz seiner seidenen Kleidung bei der Erzählung seiner Geschichte immer trauriger geworden, — Gibassier, sagen wir, begann sich zu fragen, weshalb sein Patron sich habe ein Abenteuer erzählen lassen, das er bereits kannte.

Als dieser Gedanke mal in seinen Kopf gekommen, fragte er sich, welches Interesse der Polizeichef bei dieser Gewissensprüfung haben könne. Er wußte es nicht, aber ahnte von ungefähr, was da kommen konnte.

Er schüttelte den Kopf und murmelte vor sich hin:

»Teufel, das ist schlimm für mich.«

Was ihn in diesem Gedanken zu bestärken schien, war der gesenkte Kopf, die umwölkte Stirne, mit einem Worte, die nachdenkliche Haltung des Herrn Jackal.

Dieser erhob plötzlich den Kopf, fuhr mit der Hand über die Stirne, wie um die Wolken zu verscheuchen, und betrachtete den Sträfling mit einer Art von Theilnahme, indem er sagte:

»Hören Sie mich, Gibassier, ich will einen so schönen Tag nicht durch Vorwürfe stören, die Ihnen heute als unzeitig erscheinen konnten; gehen sie deßhalb zur Hochzeit von Ange Gabriel, mein guter Freund, amüsiren Sie sich gut. Ich hatte Ihnen in Ihrem Interesse eine Sache von der höchsten Wichtigkeit zu sagen; aber in Betracht dieses brüderlichen Bankets verschiebe ich die Sache auf morgen. Apropos, mein lieber Gibassier, wo findet die Hochzeit statt?«

»Im Cadran Bleu, mein lieber Jackal.«

»Ausgezeichnetes Restaurant, mein lieber Freund; amüsiren Sie sich gut und dann morgen die ernstesten Angelegenheiten.«

»Um welche Stunde, wenn's gefällig? fragte Gibassier.

»Morgen Mittag, wenn Sie nicht zu müde sind.«

»Um Mittag, pünktlich zur Stunde!« sagte er, sich verbeugend, erstaunt und entzückt, daß das Gespräch, das so fatal begonnen, ein so gutes Ende genommen.

Am andern Tage pünktlich um Zwölf, wie er gesagt, erschien Gibassier in dem Zimmer von Herrn Jackal.

Heute war sein Anzug sehr einfach, sein Gesicht sehr blaß. Bei näherer Prüfung hätte ein guter Beobachter in den tiefen Furchen seiner Stirne und dem schwarzen Ring um die Augen die Spuren einer in Angst durchwachten Nacht entdeckt.

Das bemerkte Herr Jackal auch sogleich, denn er täuschte sich nicht über die Ursachen der

Schlaflosigkeit des Sträflings.

Nach dem Essen kam der Ball, während des Balls kam der Punsch; nach dem Punsch die Orgie und Gott weiß, wohin die Orgie seine Getreuen führte.

Gibassier hatte diese aufregende Pilgerwanderung, die von dem Salon des Restaurateurs in das Zimmer der Orgie führt, streng mitgemacht.

Aber weder der Wein, noch der Punsch, noch die Orgie vermochten einen Mann von der Stärke Gibassiers zu beugen, und Herr Jackal hätte auf der Stirne des Sträflings die gewöhnliche Heiterkeit leuchten sehen, wenn nicht ein Ereigniß, das bei seinem kleinen Lever eintrat, ihm zu gleicher Zeit den Verstand und die Röthe seiner Wangen geraubt hätte. Und der Leser wird uns sogleich zugestehen, daß dabei noch mehr zu verlieren war.

Man höre, was geschah:

Um acht Uhr Morgens, als er noch schlief, wurde er durch heftige Schläge an seiner Thüre plötzlich geweckt.

Er rief aus dem Bette heraus:

»Wer ist da?«

Eine weibliche Stimme antwortete:

»Ich bin's!«

Und Gibassier war, als er die Stimme erkannte, nach der Thüre gegangen, um sie zu öffnen und augenblicklich wieder in das Bett zurückgekehrt.

Man denke sich sein Erstaunen, als er eine Frau von dreißig Jahren, blaß, mit aufgelösten Haaren und wüthenden Blicken, bei sich eintreten sah, eine Frau, die Niemand anders war, als die Neuverheirathete, die Gattin Ange Gabriels, eine alte Freundin von ihm, wie er Herrn Jackal gesagt.

»Was gibt es, Elise!« sagte er, als sie eingetreten war.

»Man hat mir Gabriel geraubt!« antwortete die Frau.

»Wie? Gabriel geraubt?« fragte der Sträfling bestürzt. »Wer das?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wann das?«

»Ich weiß es ebensowenig.«

»Ach, was! liebe Freundin,« sagte Gibassier, indem er sich die Augen rieb, um sich zu

versichern, daß er wache, »ich bin doch nicht mehr im Schlafe, und ich träume nicht, daß Sie hier sind und daß man Gabriel entführt, und was will das sagen? Wie ist das zugegangen?«

»Sehen Sie,« sagte Elise, »als wir vom Cadran Bleu weggingen, begaben wir uns nach unserer Wohnung, nicht wahr?«

»Ich denke wohl.«

»Ein junger Mann, einer von den Freunden Gabriels und ein Anderer, den wir nicht kannten, im Uebrigen sehr gut gekleidet, brachten uns bis an unsere Thüre. Als wir dort ankamen und ich eben den Thürhammer aufheben wollte, sagte der Freund zu ihm:

»Ich bin genöthigt, morgen zu früher Stunde abzureisen; ich kann nicht wieder kommen und doch hätte ich Dir etwas sehr Wichtiges zu sagen.«

»Nun gut,« antwortete Gabriel, »wenn es etwas Wichtiges ist, so sage es mir sogleich.«

»Es ist ein Geheimniß,« sagte sein Freund leise.

»Nun, hat nichts zu sagen,« antwortete Gabriel, »Elise legt sich zu Bette und Du erzählst mir die Sache.«

»Ich gehe wirklich hinauf, um mich zu Bette zu legen, bin aber so müde vom Tanze, daß ich auf einem Klotze einschlafe. Diesen Morgen, als ich um 8 Uhr erwache, rufe ich Gabriel; Gabriel antwortet nicht. Ich gehe zur Portiere hinab und frage nach ihm. Aber sie hat ihn mit keinem Auge gesehen: er war nicht nach Hause zurückgekehrt!«

»Eine Hochzeitnacht!« sagte Gibassier, indem er die Brauen zusammenzog.

»Das sagte ich mir auch,« machte Elise. »Wenn es nicht die Hochzeitnacht wäre, ließe sich die Sache vielleicht erklären.«

»Das wird sich aufklären,« bemerkte der Sträfling, welcher sich etwas darauf zu Gute that, daß er die unerklärlichsten Dinge erklärte.

»Ich lief nach dem Cadran Bleu und in die Kneipe, wohin er gewöhnlich geht, um mich nach ihm zu erkundigen, und da ich von Niemand etwas erfahren konnte, so kam ich zu Dir.«

»Du bist ziemlich hurtig für den Tag nach der Hochzeit,« sagte Gibassier.

»Wir hatten ja keine Hochzeitnacht, wiederhole ich Dir.«

»Das ist wahr,« gab der Sträfling zu, der von diesem Augenblicke an seine alte Freundin betrachtete, wie er eine neue betrachtet hatte. »Und Du hast keinen Verdacht?« versetzte er nach dieser nähern Beaugenscheinigung.

»Auf wen soll ich Verdacht haben?«

»Auf alle Leute!«

»Das ist viel,« warf Elise naiv ein.

»Sage mir vor Allem,« sagte Gibassier, »den Namen dieses Freundes, der Dich heimbegleitet.«

»Ich kenne seinen Namen nicht.«

»Beschreibe mir ihn.«

»Es ist ein kleiner brauner Mann mit einen, Barte.«

»Das ist keine Beschreibung, das: die Hälfte der Männer ist klein, braun und trägt einen Bart.«

»Ich wollte sagen, daß er aus dem Süden zu stammen scheine.«

»Von welchem Süden? Vom Süden von Marseille oder vom Süden von Toulon? Es gibt einen ganzen Süden und einen Dreiviertelsüden.«

»Ich kann Dir's nicht sagen; er trug einen Frack.«

»Woher kannte ihn Gabriel?«

»Von Deutschland, wie es schien. Sie kamen von Mainz, wo sie in demselben Wirthshause mit einander gespeist, und von Frankreich, wo sie Geschäfte auf gemeinschaftliche Rechnung gemacht.«

»Was für Geschäfte?« 'A

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt zu wenig, liebe Freundin, und ich finde in alle dem, was Du mir sagst, kein Indicium, was mir auf die Spur helfen könnte.«

»Was soll man thun?«

»Laß mich darüber nachdenken.«

»Du glaubst nicht, daß er sonst die Nacht anderwärts zuzubringen im Stande gewesen wäre?«

»Im Gegentheile, liebe Freundin, es ist meine feste Ueberzeugung, daß, wenn er nicht bei Dir war, er die Nacht anderwärts zugebracht.«

»O! unter anderwärts verstehe ich bei einer ehemaligen Geliebten!«

»Was das betrifft, so versichere ich Dich des Gegentheils. Das wäre erstens eine Feigheit, zweitens eine Dummheit, und Gabriel ist weder feig, noch dumm.«

»Das ist wahr,« sagte Elise seufzend; »aber was soll man machen?«

»Wie ich Dir sage, ich will darüber nachdenken.«[^]

Der Sträfling kreuzte wirklich die Arme, zog die Brauen zusammen und statt seine alte Freundin anzusehen, wie er bis zu diesem Moment gethan, schloß er die Augen und sah so zu sagen m sich hinein.

Während dieser Zeit drehte Elise ihre Daumen um einander und betrachtete sich das Schlafzimmer Gibassier's.

Das Sinnen des Letztern schien Elisen in's Unendliche sich fortsetzen zu wollen und in einen Schlaf überzugehen.

»He, he, Freund Gibassier,« sagte sie, indem sie aufstand und ihn am Hemdärmel zupfte.

»Was?«

»Sind wir eingeschlafen?«

»Ich habe nachgedacht,« machte Gibassier mit dem Ausdruck verdrießlicher Stimmung, denn er commentirte Wort für Wort das Gespräch, das er am vorhergehenden Tage mit Herrn Jackal gehabt, und begann Mißtrauen zu schöpfen, als er sich seiner letzten Worte erinnerte: »Wo speisen Sie?« der Polizeichef möchte dem Verschwinden Ange Gabriels nicht ganz fremd sein.

Nachdem ihm dieser Gedanke einmal durch den Kopf gegangen, sprang er ohne die geringste Schaam aus dem Bette und schlüpfte rasch in seine Hose.

»Was machst Du?« fragte Elise erstaunt; viel« leicht war sie zu dem Sträfling weniger um Erkundigungen einzuziehen, als um Trost zu holen, gekommen.

»Du siehst es ja, ich kleide mich an,« antwortete Gibassier, indem er wirklich mit solcher Eile seine Kleider anzog, daß man glauben konnte, man wolle ihn arretiren, oder das Haus stehe in Brand.

In zwei Minuten war er vom Kopf bis zu Fuß angekleidet.

»Ei!« fragte Elise, »was kommt Dich an, hegst Du irgend welche Befürchtungen?«

»Ich fürchte Alles, liebe Elise, und noch tausendmal mehr,« sagte emphatisch der Sträfling, der trotz der Gefahr, die ihm drohte, mit seinem Pedantismus um sich hieb.

»Du bist ihm also auf der Spur?« fragte Frau von Gabriel.

»Allerdings,« antwortete der classische Gibassier, indem er aus seinem Secretär sämtliche Bankbillets und Goldstücke nahm, die sich darin befanden.

»Du nimmst Dir Geld,« sagte Elise erstaunt, »Du willst also auf Reisen gehen?«

»Allerdings.«

»Weit? sehr weit?«

»Wahrscheinlich an's Ende der Welt.«

»Für lange?«

»Für immer, wenn es möglich ist,« antwortete Gibassier, indem er aus einer andern Schieblade ein paar Pistolen, Patronen und einen Dolch nahm, die er in die Taschen seines Rockes steckte.

»Dein Leben ist also bedroht?« fragte Elise immer erstaunter, als sie all' diese Vorbereitungen sah.

»Mehr als bedroht,« antwortete der Sträfling, indem er seinen Hut in den Kopf drückte.

»Aber Du dachtest nicht an's Reisen, als ich bei Dir eintrat,« warf die Frau von Gabriel ein.

»Nein, aber die Arretirung Deines Mannes brachte mich auf den Gedanken.«

»Du glaubst also, daß er arretirt worden?«

»Ich glaube es nicht, ich weiß es gewiß; ich bringe Dir deßhalb, meine angebetete Liebe, meine respektvollsten Wünsche dar, und fordere Dich auf, es wie ich zu machen, das heißt Dich an einen sicheren Ort zurückzuziehen.«

Mit diesen Worten nahm der Sträfling Elise in seine Arme, küßte sie lebhaft, stieg die Treppen hinunter, indem er immer vier Stufen nahm, und ließ die Frau von Ange Gabriel in der höchsten Bestürzung zurück.

Unten an der Treppe eilte Gibassier an der Loge des Concierge vorüber, ohne auf die gute Frau zu achten, die ihm seine Briefe und Journale zustellen wollte.

Er stürzte so rasch durch den Gang, der ihn von der Straße trennte, daß er nicht bemerkte, daß ein Fiaker vor der Thüre hielt, — ein ganz ungewöhnliches Phänom in einer solchen Straße, vor einem solchen Hause.

Noch weniger bemerkte er vier Männer, die zu beiden Seiten der Thüre standen, und die, sobald sie ihn gewahrten, ihn am Kragen packten und in den Wagen trugen, ehe er noch einen Fuß auf das Pflaster gesetzt.

Einer von diesen Vieren war der unfreundliche Colombier und einer von denen, die ihn an den Armgelenken hielten, ein kleiner brauner Mann mit Backenbart, den er sogleich nach den flüchtigen Andeutungen Elisens als den erkannte, der dem Ange Gabriel die Flügel geschnitten.

Nach Verfluß von zehn Minuten hielt der Wagen vor der Polizeipräfectur, und nachdem er anderthalb Stunden auf dem Depot zugebracht, wo er seine Mitarbeiter und Freunde Brin d'Acier, Carmagnole, Longue Avoine und Pavillon getroffen, trat er, wie wir erzählt, Punkt zwölf Uhr Mittags in das Cabinet des Herrn Jackal.

Man begreift, daß Gibassier von seinen Kameraden über die Arrestationen am vorigen Tag hinlänglich unterrichtet, mit ziemlich trauriger Miene vor dem Polizei-Chef stand.

»Gibassier,« sagte Herr Jackal mit tief betrübter Miene, »ich bedauere lebhaft, glauben Sie mir, Sie für einige Zeit in den Schatten stellen zu müssen. Die Sonne großer Städte hat Ihnen das Hirn etwas in Unordnung gebracht, mein guter Freund, und als Sie die Mallepost mit dem Engländer und seiner Frau zwischen Namours und Chateau-Landon anfielen, vergaßen Sie zu sehr, daß Sie den Hof von London mit dem von Frankreich dadurch broulliren konnten; mit andern Worten: Sie haben die Freiheit, die ich Ihnen so großmüthig und unumschränkt octroyirt, allzu sehr mißbraucht.«

»Aber, mein Herr Jackal,« unterbrach ihn Gibassier, »glauben Sie mir, daß es mir bei dem Anfall auf die Mallepost nicht in den Sinn kam, jenen Insulanern irgend übel mitzuspielen.«

»Was ich an Ihnen liebe, Gibassier, ist, daß Sie wenigstens den Muth Ihrer Meinung haben. — Ein Anderer an Ihrer Stelle, Papillon oder Brin d'Acier zum Beispiel, würden laut aufschreien, die fußen Lämmer, wenn man ihnen von einer nächtlicher Weise durch sie zwischen Namours und Chateau-Landon Überfallenen Malleposte spräche; aber Sie, Sie sagen die Wahrheit gerade heraus. Ein Postwagen wurde angefallen, von wem? Von mir, mir Gibassier, sage ich, und damit genug! Eine außerordentliche Offenheit, das ist Ihre wesentlichste und vorherrschendste Eigenschaft, und ich mache mir eine wahre Freude daraus, sie vor Ihnen zu constatiren. Unglücklicher Weise ersetzt die Offenheit, so wichtig sie auch ist, nicht alle Eigenschaften, die für einen Weisen nöthig sind, und ich sehe mich deßhalb zu meinem Bedauern gezwungen, Ihnen zu sagen, daß Sie bei der Geschichte mit der Malleposte aller Klugheit in's Gesicht geschlagen. Wie zum Teufel! ein Mann von Geist wie Sie wagt es, Engländer zu überfallen?«

»Ich hielt sie für Elsässer,« antwortete Gibassier.

»Das ist ein mildernder Umstand, obgleich, da Brin d'Acier vom Elsaß ist, es eine Schlechtigkeit wäre, einen Elsässer zu überfallen. Es war deßhalb ein doppeltes Vergehen und deßhalb glaube ich, daß ein bischen Schatten Ihnen wohlthätig sein wird.«

»So schicken Sie mich also,« sagte der Sträfling, der seine Fassung zu verlieren begann, »ganz einfach nach dem Bagno?«

»Ganz einfach, wie Sie sagen.«

»Nach Rochefort, Brest oder Toulon?«

»Wie Sie wollen, mein Freund. Sie sehen, daß ich väterlich mit Ihnen verfare.«

»Und auf lange?«

»Ebenfalls, wie es Ihnen beliebt. Sie brauchen sich nur gut zu halten; denn Sie sind mir zu kostbar, als daß ich Sie nicht zu mir rufen würde, sobald ich Gelegenheit dazu finde.«

»Und zusammengejocht?«

»Ganz nach Ihrer Wahl, man kann nicht nachgiebiger sein.«

»Nun denn,« sagte Gibassier, der, einsehend, daß sich nichts dagegen machen ließ, endlich einen Entschluß gefaßt hatte, »nun denn, abgemacht, ich wähle Toulon, ohne Zusammenjochung.«

»Ach!« machte Herr Jackal seufzend, »wieder eine Ihrer kostbaren Eigenschaften, die zum Teusel geht, Gibassier. Ich will von der Dankbarkeit oder Freundschaft reden, wie Sie es lieber wollen. Ihr Herz kann ohne zu brechen einen Bruder aus dem Bagno an eine andere Kette gefesselt sehen, als die Ihrige?«

»Was wollen Sie sagen?« fragte der Sträfling, der nicht wußte, wo Herr Jackal damit hinaus wollte.

»Ist es möglich, undankbarer Gibassier, daß Sie Ange Gabriel ganz aus dem Gedächtniß verloren, während Sie kaum vor vierundzwanzig Stunden seine Hochzeitsfackel trugen?«

»Ich halte mich nicht getäuscht,« murmelte Gibassier.

»Sie täuschen sich selten, lieber Freund; darin muß man Ihnen gerecht werden.«

»Ich war gewiß, daß er auf Ihren Befehl arretirt wurde.«

»Auf meinen Befehl allerdings, scharfsichtiger Gibassier. Aber wissen Sie, warum ich ihn arretiren ließ?«

»Nein,« antwortete der Sträfling offen.

»Wegen einer kleinen Sünde, die, wenn Sie wollen, im Allgemeinen nicht viel zu bedeuten hat, und die dennoch eine kleine Züchtigung verdient, um ihn zu lehren, daß er sich besser aufführe. Sollten Sie glauben, daß, während der Geistliche von Saint Jacques du Haut Pas, der ihn traute, ihn das Kelchschüsselchen küssen ließ, er ihm sein Taschentuch und seine Tabatière stahl? Das ist denn doch zu liederlich. Der Geistliche, der keinen Skandal in seiner Kirche machen wollte, vollzog ruhig die Ceremonie und machte mir eine halbe Stunde später die Anzeige. Glauben Sie jetzt noch an die Tugend der Engel? Und deßhalb, Gibassier, nenne ich Sie einen Undankbaren, da Sie nicht an dieselbe Kette gefesselt sein wollen, wie dieser junge Staar, dessen Erziehung Sie hätten vollenden können.«

»Wenn dem so ist,« sagte Gibassier, »so nehme ich meine Bitte zurück; ich verlange Toulon und die Zusammenkoppelung.«

»Ach! jetzt erkenne ich den Gibassier meines Herzens! Ach, was für ein Mann würden Sie geworden sein, wenn Sie in besserer Schule gewesen wären! Aber man hat Sie von frühester Kindheit an durch die Lectüre der Classiker abgestumpft und Sie kennen nicht mal die ersten Elemente der modernen Schule. Das hat Sie zu Grunde gerichtet. Aber noch ist nicht Alles verloren, und der Schaden kann vielleicht wieder gut gemacht werden. Im Augenblick nämlich, als Sie eintraten, dachte ich daran, eine große Bibliothek zum Gebrauch aller Enterbten Ihrer Art zu gründen, und ob ich statt Sie mit Ange Gabriel zusammen zu koppeln, nicht lieber Beide auf Halbkette setzen sollte, und ob ich Ihnen bei Ihrem Eintritt in das Bagno nicht sogleich den gesuchtesten, einträglichsten Posten, den eines Payole, d. h. Schreibers, geben sollte? Ist es nicht eine reizende Mission, die die Correspondenz seiner nicht gelehrten Kameraden zum Gegenstand hat, wodurch man der Vertraute ihrer geheimsten Geheimnisse, ihr Rath und ihre Stütze wird? Was würden Sie zu einer solchen Gunst sagen?«

»Sie überhäufen mich mit Güte,« sagte der Sträfling mit halb ironischer, halb ernster Miene.

»Sie verdienen es,« sagte Herr Jackal mit affektirter Höflichkeit. »Nun denn, es ist abgemacht, Sie können sich Beide als angestellte Payolen betrachten. Haben Sie für die Zeit Ihres Dortseins noch andere Bitten an mich zu richten?«

»Eine einzige,« sagte Gibassier ernst.

»Sprechen Sie, lieber Freund; ich zerbreche mir den Kopf, um etwas zu finden, was Ihnen angenehm sein könnte.«

»Da Gabriel,« sagte der Sträfling, »gestern Abend arretirt wurde, so hatte er keine Zeit, nähere Bekanntschaft mit seiner Frau zu machen. Würde ich deßhalb zu viel von Ihnen verlangen, wenn ich Sie bitte, ihr zu erlauben, ihren Gatten vor seiner Abreise nach dem Süden zu sehen?«

»Nein, es ist durchaus nicht zu viel verlangt, lieber Freund. Sie soll ihn alle Tage vor seiner Abreise sehen. Ist das alles, Gibassier?«

»Es ist nur der erste Theil meiner Bitte!«

»Nun, so lassen Sie den zweiten hören.«

»Werden Sie ihm erlauben, unter demselben Breitegrad wie seine Gattin zu leben?«

»Zugestanden, Gibassier, obgleich der zweite Theil Ihrer Bitte mir eben so leid thut, als der erste mich gefreut. In dem ersten Theil legten Sie Uneigennützigkeit au den Tag, Sie sprachen für einen abwesenden Freund, während Sie beim zweiten Theile etwas interessirt zu sein scheinen.«

»Ich begreife Sie nicht,« sagte Gibassier.

»Und dennoch ist es sehr einfach. Haben Sie mir nicht gesagt, daß die Frau Ihres Freundes Ihre ehemalige Freundin gewesen? Ich fürchte deßhalb, daß es mindestens eben so sehr für Sie als für Ihren Freund gesorgt heißt, wenn Sie daran denken, seine Frau in Ihre Nähe zu bringen.«

Der Sträfling erröthete schamhaft.

»Nun, nun,« sagte Herr Jackal melancholisch, »man ist nicht vollkommen . . . Sie haben mich um nichts mehr zu bitten?«

»Noch etwas.«

»Fahren Sie fort, so lange Sie daran sind.«

»Wie wird unsere Reise vor sich gehen?«

»Das müssen Sie selbst wissen, Gibassier, ganz auf die gewöhnliche Weise.«

»Durch Bicetre?« fragte der Sträfling, indem er eine furchtbare Grimasse schnitt.

»Natürlich.«

»Das thut mir außerordentlich leid.«

»Und weßhalb dies, mein guter Freund?«

»Was wollen Sie, Herr Jackal: ich kann mich einmal nicht an Bicetre gewöhnen. Sie haben es selbst gesagt, man ist nicht vollkommen; der Gedanke schon, daß ich mit Narren zusammen kommen soll, verursacht mir Nervenzufälle.«

»Warum,« sagte Herr Jackal, indem er sich erhob, »sind Sie so ängstlich? Unglücklicher Weise, Gibassier,« fuhr er fort, indem er an dem Glockenknopf drückte, »kann ich Ihrer Bitte keine Rechnung tragen. Ich begreife ganz die Trauer, in die Sie dieser Gedanke versetzen kann, und es ist eine schreckliche Nothwendigkeit, aber es ist einmal eine solche, und wie Sie wissen, stellte das Alterthum die Nothwendigkeit mit eisernen Fesseln dar.«

Herr Jackal hatte gerade ausgesprochen, als Colombier eintrat.

»Colombier,« sagte der Chef der Polizei, indem er eine große Prise Tabak nahm, die er, zufrieden mit der Art, wie die Sachen gegangen waren, wollüstig einsog, »Colombier, ich empfehle Ihnen ganz besonders — Sie verstehen mich wohl, ganz besonders Herrn Gibassier. Sie werden ihn vorderhand, statt ihn nach dem Depot zu bringen, in das Gefängniß schaffen, wohin Sie den Gefangenen gebracht, den Sie gestern Abend arretirt. Dann sich nach Gibassier umwendend, sagte er: »Ich sprach von Ange Gabriel, und sagen Sie jetzt noch, daß ich nicht an Alles denke?«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll,« sagte der Sträfling sich verbeugend.

»Sie werden mir danken, wenn Sie zurückkehren,« sagte Herr Jackal, ihn verabschiedend.

Er sah ihn mit einer gewissen Melancholie weggehen.

»Jetzt bin ich ein Krüppel,« sagte er, »denn mein rechter Arm ist fort.«



CXXV.

Die Kette.

Das alte Schloß Bicetre, an dem Abhang von Villejuif bei dem Dorfe Gentilly auf der rechten Seite des Weges von Fontainebleau, eine Meile südlich von Paris gelegen, bietet dem Reisenden, der sich in diese Gegend verirrt, eines der düstersten Schauspiele, die man sich denken kann.

Diese schwere, finstre Steinmasse hat, aus einer gewissen Entfernung gesehen, etwas Befremdendes, Schauerliches, Phantastisches und Abstoßendes.

Man glaubt mit aufgelöstem Haar und grinsenden Zähnen alle Krankheiten, alles Elend, alle Laster und Verbrechen, die sich hier seit Ludwig dem Heiligen bis auf unsere Tage angehäuft, beständig an sich vorüberhuschen zu sehen.

Zu gleicher Zeit Ruhesitz und Gefängniß, Hospital und Strafanstalt, gleicht das Schloß von Bicetre einer jener alten verödeten Burgen Deutschlands, die zu gewissen Stunden von den Hexen und Zauberinnen der Holle heimgesucht werden.

Der Doctor Pariset sagte von Bicetre in seinem Bericht an das Strafgefängnißcollegium: »Bicetre verwirkliche die Hölle der Dichter.«

Diejenigen von unsern Zeitgenossen, welche dieses Pandämonium vor zwanzig Jahren besucht, können die Wahrheit unserer Behauptung bestätigen.

Damals fand im Hof von Bicetre die Ceremonie des Einschmiedens statt. Dieses Schauspiel, das in dem düstern Hof begann, um erst in Brest, Rochefort, Toulon sich zu vollenden, war von der düstersten Wirkung, und man begriff ganz gut, daß Gibassier, der die Szene kannte, so wenig Lust hatte, seine Rolle in diesem traurigen Melodrama zu spielen.

Die ersten Zurüstungen zum Einschmieden wurden, wie wir sagten, im großen Hofe des Schlosses gemacht.

An diesem Morgen machte der Hof, durch den dichten Nebel, der darin herwehte, einen noch traurigeren Eindruck denn gewöhnlich.

Der Himmel war grau, die Luft scharf, der Koth schwarz. Einige Leute mit wahren Galgengesichtern und abstoßendem Aeußern liefen im Hofe hin und her, wie klagende Schatten, von Zeit zu Zeit ein Wort austauschend, in einer Sprache, die für jeden Andern, als einen solchen Schatten, unverständlich war.

Dieser Spaziergang dauerte eine halbe Stunde, als andere Individuen, mit nicht minder abstoßendem Aeußern zu den ersten traten, und nachdem sie sie in ihrer Sprache begrüßt, die schweren Ketten und zahlreichen Eisen, mit denen sie beladen waren, auf den Boden warfen.

Es waren die Strafgefangenen, welche im Gefängniß von Bicetre den Dienst versahen.

»Ihr habt's heute schlimm!« sagte einer der Männer aus der ersten Gruppe zu einem der Neuankommenden, welcher sein von Schweiß triefendes Gesicht trocknete.

»Sprecht mir nicht davon.« antwortete dieser, auf die Eisen deutend, die er eben niedergelegt, »ich hatte dreimal meine Ladung!«

»Es sind ihrer also viele?« versetzte dir Erste.

»Beinahe dreihundert.«

»Noch nie wird man eine solche Kette gesehen haben.«

»Ohne die fliegenden Ketten zu zählen, die man ihnen auf dem Wege anlegt.«

»Aber man hat ihnen ja gar nicht mal den Prozeß gemacht. Ich lese die Journale aufmerksam und fand nur neun Verurtheilte.«

»Es scheint, daß alle Uebrigen alte Kunden sind.«

»Ihr kennet sie?«

»Ich?« antwortete der Strafgefangene. »O! pfui!«

In diesem Augenblick hörte man einen Pfiff vom Schlosse den Hof durchgellen.

»Auf eure Posten!« sagte ein Mann von der ersten Gruppe zu den Neuangekommenen.

Sie stellten sich an der Mauer des Hofes auf, jeder vor seinen Eisen.

Im selben Augenblick, als man das Pfeifen hörte, strömten aus der Thüre, welche in den zweiten Hof führte, dreißig bis vierzig Verurtheilte heraus, welche von einer Truppe Soldaten gleichsam an der Koppel geführt wurden.

Kaum waren die Sträflinge in den Hof eingetreten, als sie, die freie Luft einathmend, einen langen Freudenschrei ausstießen, dem ein dumpfes Gemurmel antwortete: es waren die andern Sträflinge, welche die Stunde der Erholung erwarteten.

Die Ersten, welche wir vor dem Pfeifen in dem Hofe umhergehen sahen, stürzten sich aus die Verurtheilten, und zogen ihnen die Kleider des Hauses aus, um sie genau zu untersuchen, ob sie nicht irgend eine Waffe, einen Werkzeug, Geld, oder sonst eine Contrebande bei sich versteckten.

Nachdem dies geschehen, warfen ihnen andere Leute, wie man dem Hund ein Bein hinwirft, eine Art von grauem Kittel zu, um ihre Blöße zu bedecken.

Während man die Gefangenen auf diese Weise entkleidete und sie sich wieder ankleideten,

hatten die Gefängnißwärter, welche das Einschmieden besorgten, eine Reihe schwerer Ketten auf das Pflaster niedergelegt.

Man war eben damit zu Ende, als man wieder pfeifen hörte.

Auf diesen Ton wurde jeder Sträfling hinter eine Art von dreieckigem Halseisen gestellt, das der Gefängniswärter ihm bis an den Hals heraufhob. Nachdem die Gefangenen mit diesen Halseisen bekleidet waren, kam ein Mann von riesiger Gestalt und wildem Aussehen aus dem finstern Winkel, in welchem er bislang gestanden, (man hätte glauben können, er löse sich von der Mauer los) mit einem so schweren Hammer hervor, daß er selbst Tubalkain und Vulcan erschreckt hätte.

Es war der Schließer.

Bei dem Anblick des riesigen Hammerträgers durchlief ein heftiger Schauer die ganze Bande und gab ihr einen Augenblick einige Ähnlichkeit mit dem Grase, das neben dem steht, das eben gemäht worden: es wurde von der Wurzel bis zur Spitze erschüttert.

Und es war auch Grund genug vorhanden, zu schauern.

Der Schließer, mit seinem schweren Werkzeuge bewaffnet, ging hinter jedem der Verurtheilten vorüber, und mit einem starken Schlag der ungeheuren Masse nietete er den Knopf, der das Dreieck schloß, eine Operation, unter der sich die Köpfe der Sträflinge erschrocken beugten.

Nachdem dies mit dem ersten Haufen geschehen war, hörte man ein zweites Pfeifen, dann ein drittes und so fort, bis zur Zahl von dreihundert.

Als alle im Hose waren, koppelte man sie zusammen. Die Kette, welche sie Kesselte, ging vom Halsband zum Gürtel und vom Gürtel zum Halsband des Nächsten, bis zum Ende der Colonne, welche eine Kette band, die an der ganzen Reihe hinabließ.

Aber die schrecklichste Seite dieses Schauspiels bestand noch nicht darin. Was am meisten ein unheimliches Gefühl einflößte und, wenn man uns das Wort erlauben will, das Malerische der Sache bildete, das war die Haltung der Leute.

Obgleich Genossen des Verbrechens, obgleich Genossen der Strafe, obgleich fest aneinander gefesselt, und bestimmt, aller Wahrscheinlichkeit nach, ihr ganzes Leben zusammen zuzubringen, sahen sich die Sträflinge doch kaum an: sie schienen völlig fremd für einander. Sie verleugneten sich gegenseitig.

Unter ihnen boten zwei unserer Bekanntschaft, (Eteocles und Polyneikes) das traurige Schauspiel einer in der Stunde der größten Gefahr gebrochenen Freundschaft. Wir sprechen von Papillon und Carmagnole, welche wahrscheinlich durch die Hand der Vorsehung hier aneinander gefesselt waren.

Papillon schimpfte auf Carmagnole, Carmagnole auf Papillon. Sollte man es glauben? Daß sie

unter demselben Breitengrad geboren waren, bildete gewissermaßen den Grund ihrer groben Aeüßerungen gegen einander.

Der Südländer von Marseille suchte den Südländer von Bordeaux so stark er konnte zu beschimpfen und dieser nannte seinen Kameraden Bouche du Rhone!

Brin d'Acier und Longue Avoine, welche gleichfalls in dieser Szene sigurirten, boten ein nicht minder trauriges Koppejoch dar. Longue Avoine nannte Brin d'Acier »Kriegsknecht« und Brin d'Acier Longue Avoine »Jesuit.«

Auf der andern Seite erweckte der im Halbdunkel beim Pförtchen, beinahe am Ende der Colonne stehende raphaelische Gabriel, der die Stirne gebeugt und ganz in die Arme seines ergebenen Freundes Gibassier versunken stand, durch seine Fischerarien das Mitleid der Zuschauer.

Der erfahrene und blasirte Gibassier schien der Vater der Bande, die Seele der Kette! Alle Augen, welche auf ihn gerichtet waren, würden seine Nerven furchtbar gereizt haben; aber er schien diese Neugierde der Menge nicht zu bemerken oder vielmehr er verachtete sie sichtlich.

Seine heitere Stirne, sein ruhiger Blick, sein halb lächelnder Mund schien auf eine süße Träumerei zu deuten, eine Art von Extase, in der sich Hoffnung und Schmerz mischte.

Ließ er nicht trügerische Hoffnungen hinter sich? War er nicht in zwanzig Zirkeln angebetet, die sich um die Ehre stritten, ihn zu ihrem Präsidenten zu haben? Rissen sich nicht die vornehmsten Frauen der Hauptstadt um ihn? Trauerte der Himmel nicht an diesem Tage in seinem tiefsten Schwarz um den Weggang dieses viel geliebten Sohnes?

Die übrigen, welche ohne Zweifel nicht dieselben Vorwürfe zur Träumerei hatten, wie er, waren weit entfernt, dieselbe Ruhe zu heucheln.

Im Gegentheil, sobald die Knöpfe genietet waren, erhoben, wie die Stimme des Sturms, zweihundert Kehlen ein wildes Geschrei aus allen Tonarten der Skala, eine höllische Symphonie, durchmischt mit Heulen, Pfeifen, Thierstimmen, Flüchen und Unflätigkeiten.

Plötzlich trat auf das Zeichen eines der Männer der Bande wie durch ein Zauberwort Stille ein, nur eine Stimme ließ ein Gelegenheitslied im reinsten Jargon ertönen, ein Lied, das jeder Sträfling mit dem Schütteln seiner Kette begleitete, was einen furchtbaren und unheimlichen Eindruck machte. Man hätte es für ein Concert von Gespenstern halten können.

Soweit war man gekommen, als eine neue Person zur großen Bestürzung der Menge im Hofe erschien, vor welcher sich diese respectvoll verbeugte.

Es war der Dominique.

Er warf einen melancholischen Blick auf die Kette und schien, die Augen zum Himmel erhebend, auf diese Unglücklichen das göttliche Mitleid herabzurufen.

Dann trat er zum Anführer der Kette und sagte:

»Mein Herr, weshalb bin ich nicht auch angekettet, wie diese Unglücklichen, da ich Verbrecher und Verurtheilter wie sie bin?«

»Herr Abbé,« antwortete der Anführer, »ich vollziehe damit nur die Befehle, die ich in dieser Richtung empfangen habe.«

»Man hat Ihnen also den Befehl gegeben, mich frei zu lassen?«

»Ja, Herr Abbé.«

»Aber wer konnte Ihnen einen solchen Befehl geben?«

»Der Herr Polizeipräsident.«

In diesem Augenblicke fuhr ein Wagen in den Hof von Bicetre: ein Herr in Schwarz gekleidet und mit weißer Cravatte stieg aus und auf den Abbé Dominique zugehend, verbeugte er sich respectvoll vor ihm und grüßte ihn schon von Weitem.

»Mein Herr,« sagte er zu dem armen Mönche, indem er ihm ein Pergament übergab, »Sie sind von diesem Augenblicke an frei. Hier ist Ihre Begnadigung, mit deren Ueberbringung mich Seine Majestät beauftragte.«

»Vollständige Begnadigung?« fragte der Abbé, mehr überrascht, als heiter.

»Ja, vollständige, Herr Abbé.«

»Seine Majestät beschränkt meine Freiheit in keiner Weise?«

»In keiner, Herr Abbé, und Seine Majestät beauftragt mich außerdem, jeden Wunsch, den Sie etwa haben könnten, zu erfüllen.«

Der Dominique senkte den Kopf und sann einen Augenblick nach.

Er erinnerte sich einer großen mildthätigen Mission, welche ein Mönch, wie er, Sanct Vincenz de Paula unter Ludwig XIII. übernommen und für den die Stelle eines Generalalmoseniners der Galeeren geschaffen wurde.

»Das ist's,« sagte er, »ich werde der Trost dieser Verbannten werden; ich werde sie hoffen lehren! Wer weiß, ob all' diese Menschen schlechter sind, als die andern.«

Dann erhob er den Kopf und sagte:

»Mein Herr, da Seine Majestät mir einen Wunsch zu äußern erlaubt, so bitte ich um die Gnade, zum Almosenier des Bagno ernannt zu werden.«

»Seine Majestät hat Ihren Wunsch vorausgesehen,« sagte der Abgesandte des Königs, indem

er ein zweites Pergament aus der Tasche zog und es dem Dominique gab; »hier Ihre Ernennung und Sie können, wenn es Ihnen beliebt, Ihre Funktionen sogleich antreten.«

»Wie das?« fragte der, der die Rotte zum Abmarsch bereit sah.

»Es ist Gebrauch, Herr Abbé, eine Messe in der Kapelle des Hauses zu lesen und die Gnade Gottes auf die Gefangenen vor ihrem Abgang nach dem Bagno herabzurufen.«

»Zeigen Sie mir den Weg, mein Herr,« sagte der Abbé Dominique, indem er sich, gefolgt von dem Abgesandten, nach dem Mittelgebäude begab, wo die Kapelle sich befand.

Die Kette setzte sich in Bewegung und folgte dem Mönche.

Nachdem die Masse vorüber war, ertönte ein neues Pfeifen.

Die Sträflinge wurden, als sie in den Hof zurückkehrten, auf lange Wagen gesetzt und die ungeheure Gefängnißthüre öffnete ihre beiden Flügel.

Die Wagen rollten schwer auf dem Pflaster zum Hofe hinaus, gefolgt von Küchenfourgons und einem Cabriolet, in welchem der Anführer der Kette, der Chirurg, ein Beamter des Ministeriums des Innern, der den Titel eines Commissars hatte, und der Abbé Dominique saßen, während eine starke Gendarmerieescorte nebenher ritt.

Dem Abmarsch der Kette wohnen gewöhnlich, wie man sich erinnert, jene Pariser Müssiggänger bei, die ihre Freude an dem Schauspiel der Unglücklichen haben.

Als die Wagen erschienen, entstand ein Hurrah von Verwünschungen, welche die Masse der Bande nachschleuderte, ein Hurrah, auf das alle Sträflinge mit einem Schrei oder vielmehr mit einem finstern Kriegsgesang antworteten, jenem Refrain, der in allen Bagnos gang und gäbe ist, und gleichsam eine Herausforderung der Sträflinge gegen die Gesellschaft bildet:

»La pègre ne périra pas!«[Die Diebe sterben nicht aus.]

Aber der Abbé streckte beide Hände nach der Masse und den Sträflingen aus und der Zug konnte sich unter tiefer Stille in Bewegung setzen.

CXXVI.

Wo Camille de Rozan auf das beste Mittel sinnt, sich zu rächen.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht der Worte, welche Madame Camille de Rozan gesprochen, als sie ihrem Manne die acht Tage gewährte, die er gefordert, um einzupacken und seine Pässe in Ordnung zu bringen.

Erinnern wir uns der letzten Worte, die diesem Kapitel, sowie dem nächsten zur Nachschrift dienen können.

»Acht Tage, gut!« hatte die Creolin gesagt; »acht Tage; aber,« hatte sie hinzugefügt, indem sie auf die Schieblade blickte, in der ihr Dolch und die Pistolen eingeschlossen waren, »so wahr mein Entschluß vor Deinem Eintreten in dieses Zimmer gefaßt war, wenn wir von hier in acht Tagen nicht abgereist sind, so stehen wir am neunten, Du, sie, und ich Camille, vor Gott, um Rechenschaft über unser Leben abzulegen.«

Und am andern Tage hatte Camille mitten während seiner Unterredung mit Salvator einen Brief von Fräulein Susanne von Valgeneuse empfangen, in welchem stand.

»Salvator gibt mir eine Million. Packen Sie so rasch als möglich ein: wir gehen zuerst nach Havre und reisen um drei Uhr ab.«

Nachdem er dem Ueberbringer des Briefes geantwortet: er sei einverstanden, hatte Camille den Brief zerrissen, die Stücke in den Kamin geworfen und war ausgegangen.

Aber hinter ihm wurde rasch eine Portiere des Salons geöffnet, und Frau von Rozan trat ein.

Sie ging rasch auf den Kamin zu und hob die Stücke des Briefes auf.

Nachdem sie die Asche des Kamins genau untersucht, und sich vergewissert, daß keine Spur vom Brief mehr da sei, schob Frau von Rozan abermals die Portiere zur Seite und trat in ihr Schlafkabinet.

Nach Verfluß von fünf Minuten, hatte sie alle Papierschnitzel in Ordnung gebracht und den Brief gelesen.

Zwei Thränen rollten auf ihre Wangen, Thränen mehr der Schaam, als der Trauer; sie war betrogen!

Sie saß einige Augenblicke, die beiden Hände auf den Augen, weinend und sinnend in dem Fauteuil.

Dann erhob sie sich rasch, ging in dem Salon mit verschlungenen Armen und zusammengezogenen Brauen auf und ab, blieb zuweilen stehen und legte die Hand an die Stirne,

wie um sich besser zu sammeln.

»Sie werden nicht mit einander reisen oder sollen mich die Räder ihres Wagens zermalmen.«

Sie läutete ihrer Kammerfrau.

Die Kammerfrau trat ein.

»Was befehlen Sie?« fragte sie.

»Was ich befehle,« antwortete die Creolin in erstauntem Tone. »Ich befehle nichts! Warum fragen Sie mich, was ich befehle?«

»Haben Sie nicht geläutet?«

»O ja, doch, aber ich weiß nicht mehr, warum?«

»Sind Sie nicht wohl?« fragte die Kammerfrau, als sie das blasse Gesicht ihrer Herrin sah.

»Nein, nein, ich bin nicht krank,« antwortete Frau von Rozan mit einer Art von Stolz. M
»Wenn Sie meiner nicht bedürfen,« versetzte die Kammerfrau, »so will ich gehen.«

»Nein, ich brauche Sie nicht; das heißt, warten Sie einen Augenblick . . . ja, ich habe Sie um etwas zu bitten: Sie sind in der Normandie geboren?«

»Ja, Madame.«

»Wo?«

»In Rouen.«

»Ist das weit von Paris?«

»Dreißig Stunden ungefähr.«

»Und von Havre?«

»Ungefähr die gleiche Entfernung.«

»Gut! Sie können gehen.«

»Warum sie hindern abzureisen?« dachte die Creolin: »habe ich den sichern Beweis seiner Treulosigkeit und seines Verrathes anders als in meinem Herzen? Ich brauche einen unwiderleglicheren, einen materielleren Beweis! wo diesen finden? wenn ich ihm sage: »Ich weiß alles: Du gehst morgen mit ihr fort! Du wirst nicht gehen, oder wehe Dir!« so leugnet er Alles, wie er bereits geaugnet hat! Diese Susanne aufsuchen und ihr sagen: »Sie sind ein infames Geschöpf; Sie entführen mir meinen Mann!« setzt mich der Gefahr aus, daß sie mich auslacht! Sie würde ihm ihr Abenteuer erzählen und sie lachten beide über mich! Camille über

mich lachen! . . . Aber worin besteht das Geheimniß dieses abenteuerlichen Wesens? Wie konnte sie eine so heftige und zarte Liebe hervorrufen? was ist ihr Zauber? Sie ist nicht so jung, nicht so braun, nicht so schön wie ich!«

Während sie so dachte, war die Creolin an eine Psyche gekommen, und betrachtete sich lange, um sich zu überzeugen, daß der Schmerz ihr nichts von ihrer Schönheit genommen und daß sie ohne Scheu einen Vergleich mit Fräulein Susanne von Valgeneuse aushalten könne.

Nach einer langen Selbstprüfung flossen wiederum zwei Thränen aus ihren Augen.

»Nein,« rief sie schluchzend, »nein, ich werde es nie begreifen, daß er diese Frau geliebt! . . . Aber was thun: suche ich ihn wider seinen Willen von hier fortzubringen, so entkommt er mir unterwegs und sie finden sich wieder. Gibt er seine Einwilligung und folgt er mir, schleppe ich dann nicht die Leiche meiner Vergangenheit hinter mir drein, wäre es nicht das gefesselte Phantom unsrer Liebe? Und er wird heiter und sorglos diesen Abend heimkehren, wie gewöhnlich. Er wird mich, wie jeden Abend, auf die Stirne küssen! O verrätherischer, lügnerischer, feiger Camille! Nein, ich werde Dir nicht sagen. Du sollest mir folgen! Ich werde Dir folgen wie Dein Schatten, bis zu dem Augenblicke, da ich den Beweis Deines Verbrechens habe! Beruhige Dich, mein Herz, und schlage nicht wieder, bis Du gerächt bist.«

Mit diesen Worten trocknete die junge Frau rasch ihre Thränen und begann sich den Racheplan zu überlegen.

Wir überspringen diese Gedanken und finden sie wieder in dem Augenblick, da Camille, leicht und rosig, und sorglos, wie sie gesagt, in ihr Schlafzimmer trat.

Er fand sie, wie am vorhergehenden Tage, noch auf, und wie am vorhergehenden Tage sagte er mit einem Kusse auf ihre Stirne:

»Wie, Du bist noch nicht zu Bette, mein Kind? Aber es ist ja ein Uhr, mein lieber Engel.«

»Was thut es?« sagte Frau von Rozan kalt.

»Aber es ist mir nicht gleichgültig, meine Liebe!« versetzte Camille, indem er seinen Worten der Ton der innigsten Zärtlichkeit verlieh; »wir wollen in acht Tagen eine große Reise unternehmen und Du bedarfst dazu all' Deiner Kräfte.«

»Wer weiß, ob diese Reise so lang sein wird!« sagte die Creolin, wie mit sich selbst redend.

»Ich weiß es!« antwortete Camille, der die Amerikanerin nicht verstand, »ich, der die Reise von Paris nach Louisiana vier bis fünfmal gemacht; und auch Du, die sie mit mir gemacht, mußst die Entfernung kennen.«

»Wir liebten uns, Camille!« antwortete die Creolin bitter lächelnd, »deßhalb schien mir die Reise so kurz.«

»Ich werde mir Mühe geben, daß sie Dir noch kürzer erscheine!« sagte Camille galant, indem

er sie wieder auf die Stirne küßte, »Doch jetzt gute Nacht, mein Kind; ich bin den ganzen Tag umhergefahren, bin müde und sterbe beinahe vor schlaf.«

»Gute Nacht, Camille,« sagte Frau von Rozan kalt.

Und der Amerikaner kehrte in seine Zimmer zurück, ohne im Geringsten die Aufregung seiner Frau bemerkt zu haben.

Am andern Morgen stieg die Creolin, begleitet von ihrer Kammerfrau, in einen Wagen und ließ sich zu einem Buchhändler im Palais Royal fahren, wo sie das Postbuch kaufte,

Dann stieg sie wieder in den Wagen und rief dem Kutscher, der fragte, wohin er fahren sollte, zu:

»Zu einem Wagenhändler.«

Der Kutscher peitschte seine Pferde und führte sie nach der Rue de la Pepinière.

»Mein Herr,« sagte die Creolin zu dem Kaufmann, »ich wünsche eine Reise-Calesche.«

»Ich habe mehre in meinem Magazin,« antwortete dieser; »wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, sie anzusehen.«

»Das ist unnütz, mein Herr, ich verlasse mich ganz auf Sie.«

»Von welcher Farbe?«

»Die Farbe ist mir gleichgültig.«

»Von wie viel Plätzen?«

»Zwei.«

»Wollen Sie einen sehr soliden Wagen?«

»Das ist mir einerlei.«

»Für eine lange Reise?«

»Nein, sechzig Stunden.«

»Sie haben vielleicht große Eile an Ort und Stelle anzukommen?«

»Allerdings große Eile,« sagte die Creolin kopfnickend.

»Dann ist ein sehr leichter Wagen am besten,« versetzte der Kaufmann; »ich habe, was Sie brauchen.«

»Gut! Wo nehme ich jetzt die Pferde?«

»Auf der Post, Madame,« antwortete der Kaufmann, über die Frage von Frau von Rozan lächelnd.

»Wollen Sie es übernehmen, mir dieselben zu verschaffen?«

»Ja, Madame.«

»Und schicken mir dann den Wagen angeschirrt vor das Haus?«

»Gewiß, Madame. Um wie viel Uhr?«

Frau von Rozan besann sich einen Augenblick. Das Rendezvous oder vielmehr die Abreise Camille's und Susannens war auf drei Uhr festgesetzt. Sie mußte deßhalb eine Stunde oder wenigstens eine halbe Stunde später abfahren.

»Um halb vier Uhr,« sagte sie, indem sie dem Kaufmann ihre Karte gab.

Und sie wollte sich entfernen, als dieser zu ihr sagte:

»Es ist noch eine kleine Formalität zu erfüllen.«

»Welche?« fragte die Creolin erstaunt. ^

»Den Preis auszumachen,« antwortete der Kaufmann lachend.

»Das ist nicht meine Sache, mein Herr,« sagte die Creolin, indem sie ein Portefeuille aus ihrer Tasche zog. »Wie viel bin ich Ihnen schuldig?«

»Zwei tausend Franken,« antwortete der Kaufmann, »aber seien Sie überzeugt, daß Sie einen guten Wagen erhalten, elegant, leicht und solid zu gleicher Zeit. Mit diesem Wagen können Sie bis an's Ende der Welt kommen.«

»Machen Sie sich bezahlt,« sagte die Creolin, indem sie ihm ihr Portefeuille hinbot.

Der Kaufmann nahm zwei Tausendfrankbillets, nachdem er sich mit der Unterwürfigkeit verbeugt, welche den Kaufmann characterisirt, wenn er einen Käufer dupirt hält,

»Präcis halb vier Uhr,« sagte die Creolin, indem sie das Magazin verließ.

»Präcis halb vier Uhr,« wiederholte der Kaufmann, indem er sich wieder bis zum Boden verbeugte.

Frau von Rozan fand, als sie nach Hause kam, Camille, der sie zum Frühstück erwartete.

»Du hast Einkäufe gemacht, mein Kind?« fragte er, sie küssend.

»Ja,« sagte die Creolin.

»Für unsere Reise?«

»Für unsere Reise,« wiederholte die Creolin.

Beim Frühstück war Camille voll Witz; er ließ alle Minen seines Geistes springen, um seine Frau zu unterhalten. Die Creolin zwang sich, zu lachen; aber zwei bis dreimal ergriff sie convulsivisch das Messer, und sah dabei ihren Mann an; dieser schien jedoch die Aufregung der Creolin nicht, zu bemerken.

Nachdem das Frühstück vorüber war — gegen halb drei—stand Camille plötzlich auf und jagte:

»Ich gehe nach dem Bois de Boulogne.«

»Du kommst nicht zum Diner?« fragte Frau von Rozan.

»Wir haben zu spät gefrühstückt,« warf Camille ein; »aber wenn Du willst, meine Liebe, werden wir zu Nacht speisen; in Deinem Zimmer,« fügte er mit einem verliebten Tone hinzu: »das wird uns an die schönen Nächte in der Louisiana erinnern.«

»Gut, Camille, wir werden zu Nacht speisen!« sagte die Creolin in düsterem Tone.

»Adieu denn, bis diesen Abend, meine Liebe!« sagte der Creole, indem er sie lebhafter und länger umarmte, als seit einigen Wochen, daß die Creolin unwillkürlich unter diesem Kusse schauerte.

Eine Frau täuscht sich selten über den wirklichen Werth eines Kusses. Frau von Rozan bildete sich aber im Momente ein, sie sei noch geliebt, und empfand eine Art von wilder Freude.

Sie ging in ihr Zimmer zurück, warf einige Effecten in einen Nachtsack, und den Dolch und die Pistolen aus der Tischschieblade nehmend, murmelte sie, den erstern mit einem Blicke betrachtend, aus welchem Blitze leuchteten:

»O Camille, Camille! der Geist der Rache ist in mich eingekehrt und es ist keine Zeit mehr, ihm die Flügel zu schneiden. Ich wollte Dich retten, ehe es zu spät ist! Die Stimme, die mir sagt: »Stoß' zu!« muß Dir in einigen Stunden sagen: »Sühne!« O Camille, und ich habe Dich so sehr geliebt und liebe Dich noch immer. Aber ach! ein Wille, der stärker ist, als der meine, zieht mich, mich zu rächen! Du weißt, daß ich Dich gewarnt, daß ich Dich gegen meinen gerechten Zorn schützen wollte! Ich sagte zu Dir: »Laß uns von hier fortgehen! Wir wollen in unsere Heimath zurückkehren! Beim ersten Baume des Weges werden wir unsere Liebe wieder in Blüthe sehen,« aber Du wolltest nichts hören und warst entschlossen, mir zu entfliehen, indem Du mich belogst. O Camille, Camille, ich sollte Deinen Namen tragen; denn ich fühle in meinem Herzen alle Gefühle der Rache kochen und wie die römische Camilla fluche ich, indem ich liebe!«

In diesem Augenblick trat die Kammerfrau ein und meldete, daß Alles zur Abreise bereit sei.

»Gut!« sagte die Creolin lakonisch, indem sie ihren Dolch wieder nahm und ihn in ihre Tasche steckte.

Dann faltete sie die Hände und rief in einer religiösen Exaltation:

»Herr, gib mir die nöthige Kraft, um das Werk der Rache zu Ende führen zu können.«

Für ihre Kammerfrau ließ sie, einen großen Mantel umwerfend, das Wort fallen:

»Wir wollen gehen!«

Mit festem Schritt verließ sie das Zimmer, nachdem sie noch einen letzten traurigen Blick auf die Möbel, Bilder und die verschiedenen Gegenstände warf, welche Zeugen der ersten und letzten Stunden ihrer Liebe gewesen.

Sie stieg rasch die Treppe hinab und kam im Hofe an, wo die Postpferde auf dem Pflaster stampften.

»Dreifaches Trinkgeld, wenn Sie dreimal so schnell fahren,« sagte sie zu dem Postillon, indem sie in den Wagen stieg.

Und der Postillon fuhr mit seinen Pferden durch das große Thor des Hotels, daß man sagen konnte, er wolle sein Geld ehrlich verdienen.

Wir übergehen die Eindrücke, welche die Creolin unterwegs bekam. Ganz in ihren tiefen Schmerz verloren, sah sie weder die Dächer der Häuser, noch die Glockenthürme der Kirchen, noch die Bäume des Weges.

Nur mit sich beschäftigt, sah sie nichts als die Blutstropfen, die aus seinem Munde flossen, und die Thränen, die aus ihren Augen traten.

Um sechs Uhr hatte sie den Wagen der Flüchtigen eingeholt. Sie kam beinahe zur selben Stunde der Nacht in Havre an und erfuhr von dem Postillon, der sie gefahren, daß sie im Hotel Royal am Kai abgestiegen waren.

»Nach dem Hotel Royal,« sagte sie zu ihrem Postillon.

Nach Verfluß von zehn Minuten war sie in einem der Zimmer des Hotels einlogirt. Wir werden im nächsten Capitel sagen, was sie dort sah und was sie dort hörte.

CXXVII.

Was man hören kann, wenn man an den Thüren horcht.

»Geben Sie Madame Nro. 10,« sagte die Wirthin zu dem Stubenmädchen.

Nro. Zehn war in der Mitte der ersten Etage gelegen.

Das Stubenmädchen installirte Frau von Rozan in ihrem Appartement. Sie wollte eben wieder weggehen, als die Creolin ihr ein Zeichen machte, zu bleiben.

»Schließen Sie die Thüre und hören Sie mich an,« sagte sie zu ihr.

Das Stubenmädchen gehorchte und kehrte zur Creolin zurück.

»Wie groß ist Ihre Einnahme jährlich in diesem Hotel?« fragte sie sie.

Das Stubenmädchen war auf diese Frage nicht vorbereitet: sie zögerte deßhalb mit der Antwort. Ohne Zweifel dachte sie, die junge und reiche Fremde wolle sie in ihre Dienste nehmen. Sie machte es wie der Wagenverkäufer und dachte, das Doppelte von ihren Einkünften zu fordern.

Es entstand daher von ihrer Seite eine Pause.

»Verstehen Sie mich?« sagte Frau von Rozan ungeduldig, »Ich fragte, wie viel Sie hier einnehmen?«

»Fünf hundert Franken,« antwortete das Stubenmädchen. »Abgesehen von den kleinen Geschenken der Reisenden; außerdem habe ich Kost, Wohnung und Wasche frei.«

»Das kümmert mich wenig,« antwortete die Creolin, die, wie alle von einem Gedanken eingenommenen Personen, vollständig gleichgültig gegen die Interessen des Stubenmädchens war; »wollen Sie diese fünf hundert Franken in fünf Minuten verdienen?«

»Fünf hundert Franken in fünf Minuten,« wiederholte das Stubenmädchen, indem sie Frau von Rozan verächtlich ansah.

»Gewiß,« sagte sie.

»Und was habe ich zu thun?« fragte das Stubenmädchen, »um so rasch so viel Geld zu verdienen?«

»Etwas ganz Einfaches, Mademoiselle; vor zwanzig Minuten oder höchstens einer halben Stunde sind hier zwei Reisende abgestiegen?«

»Ja, Madame.«

s, Ein junger Mann und eine junge Dame, nicht wahr?«

»Mann und Frau, ja, Madame.«

»Mann und Frau! . . .« murmelte die Creolin zwischen den zusammengepreßten Zähnen.
»Wohin hat man sie logirt?«

»An das Ende des Corridors, Nro. 23.«

»Gibt es ein Zimmer, das an das Schlafzimmer der Beiden stößt?«

»Allerdings, aber es ist besetzt.«

»Ich will das Zimmer, Mademoiselle.«

»Aber das ist unmöglich, Madame.«

»Warum?«

»Es ist von einem Handlungsreisenden besetzt, dem man dies Zimmer reservirt und da er es gewöhnlich hat, wird er nicht Lust zeigen, es zu verlassen.«

»Er muß es aber verlassen; erfinden Sie ein Mittel; wenn Sie mir das Zimmer verschaffen, sind diese fünfundzwanzig Louisd'ors Ihnen.«

Und die Creolin nahm fünfundzwanzig Louisd'or aus einer Börse und zeigte sie dem Stubenmädchen.

Diese wurde roth vor Begierde.

Dann sann sie von Neuem nach.

»Nun,« fragte Frau von Rozan, welche die Geduld zu verlieren begann, »sind Sie entschlossen?«

»Es gibt vielleicht ein Mittel, Alles zu arrangiren, Madame.«

»Rasch, rasch. Worin besteht dieses Mittel? Lassen Sie hören.«

»Dieser Reisende nimmt jeden Samstag um fünf Uhr Morgens die Malleposte, welche nach Paris fährt, und kommt erst Montags zurück.«

»Heute ist es Samstag,« versetzte Frau von Rozan, »denn es ist ein Uhr Morgens.«

»Ja, aber ich weiß nicht, ob er eingeschrieben ist, damit man ihn wecke.«

»Sehen Sie augenblicklich nach.«

Das Stubenmädchen ging und kam nach einigen Minuten wieder,

»Er ist eingeschrieben,« sagte sie ganz vergnügt.

»So können Sie mir also um fünf Uhr das Zimmer geben?«

»Sogar schon um halb fünf, denn er braucht doch Zeit, um auf die Post zu gehen.«

»Gut, hier sind zehn Louisd'or auf Abschlag. Und nun lassen Sie mich allein.«

»Madame brauchen nichts mehr?«

»Nein, ich dank.«

»Wenn Sie etwas essen wollen, der Herr und die Dame haben soeben ein Nachtessen bestellt und man könnte das Ihre zu gleicher Zeit machen; Sie brauchten nicht zu warten.«

»Ich habe keinen Hunger.«

»So will ich abdecken.«

»Thun Sie, wie Sie wollen, aber ich lege mich nicht zu Bette.«

»Wie Sie wollen,« sagte das Stubenmädchen, indem sie das Zimmer verließ.

Wer im Jardin des Plantes eine gefangene und von ihrem Männchen und ihren Jungen getrennte Löwin in ihrem engen Käfig mit wildem Auge und fliegender Mähne hat auf und nieder laufen sehen, kann sich eine Idee machen, wie sich Frau von Rozan in der Zwischenzeit gebärdete, bis die bestimmte Stunde schlug.

Um halb fünf hörte sie ein Geräusch im Corridor; der Kellner pochte an die Thüre des Handlungsreisenden.

Eine Viertelstunde später horte Frau von Rozan, welche das Ohr an die Thüre gelegt, jemanden vorübergehen.

Hinter ihm vernahm sie das Geräusch der verstohlenen Tritte des Stubenmädchens; sie hielt vor ihrem Zimmer.

»Das Zimmer ist frei, Madame,« sagte das Mädchen.

»Führen Sie mich.«

»Sie dürfen mir nur folgen.«

Und sie ging voran.

Die Creolin folgte ihr durch die Windungen des Corridors bis vor Nro. 22.

»Hier, Madame,« sagte das Stubenmädchen so laut, daß wer nicht schlief es hören konnte«der wer schlief geweckt werden konnte.

»Sprechen Sie doch leise!« sagte die Creolin in beinahe drohendem Tone.

Um sich rasch dieses Mädchens zu entledigen, sagte sie:

»Hier sind fünfzehn Louisd'or, die ich Ihnen noch schuldig bin; lassen Sie mich jetzt allein.«

Das Stubenmädchen hielt die Hand hin und empfing die fünfzehn Louisd'or: aber sie sah in diesem Augenblicke die Leichenbläse der jungen Frau und die Blitze, die aus ihren Augen leuchteten.

»Ah, jetzt weiß ich,« dachte sie, »das ist eine Frau, der der junge Mann auf Nro. 23 ein Rendezvous gegeben; während seine Frau diese Nacht schläft oder wenn sie morgen ausgeht, wird sie mit ihm zusammenkommen.«

»Gute Nacht, Madame!« sagte sie mit einem verschmitzten Lächeln.

Und sie entfernte sich.

Sobald das Stubenmädchen weggegangen war, warf Frau von Rozan einen raschen Blick auf die Topographie des Zimmers.

Es war ein ächtes Gasthofszimmer.

Im Allgemeinen gehen alte Gasthofzimmer auf einen und denselben Corridor, gehen ebenso ineinander und können nur abgeschieden werden, wenn man die Verbindungsthüren schließt; sie folgen auf einander so gerade und so dicht wie die Körner eines Rosenkranzes; das bemerkte Frau von Rozan voll Freude auf den ersten Blick.

Zur Rechten war eine Thüre, welche zu Nro. 21 führte, zur Linken, welche zu Nro. 23 führte, das heißt eine, welche mit dem von Camille und Susanne besetzten Schlafzimmer communizirte.

Sie ging augenblicklich auf die Thüre zu und legte ihr Ohr an das Schlüsselloch.

Die beiden Flüchtlinge lagen noch nicht zu Bette; sie waren eben mit ihrem Nachtessen zu Ende, das nicht so rasch servirt worden, als es das Stubenmädchen versprochen oder das sie durch alle jene kleinen Muthwilligkeiten verlängert, denen sich zwei Liebende hingeben, welche zusammen speisen.

Sie kam gerade zu einem sehr lebhaften Gespräche.

»Sprichst Du wahr, Camille?« fragte Susanne von Valgeneuse.

»Ich habe Frauen gegenüber nie gelogen,« antwortete Camille.

»Ausgenommen der Deinen.«

»Dazu hatte ich einen guten Grund,« sagte Camille lachend.

Den letzten Worten folgte ein langes und lautes Geräusch, das Frau von Rozan in allen Gliedern schauern machte.

»Und wenn Du mich täuschttest, wie sie, indem Du einen guten Grund vorschützttest?« versetzte Susanne.

»Dich täuschen, Dich? Das ist ein großer Unterschied; ich habe keinen Grund, Dich zu täuschen.«

»Und weißhalb?«

»Weil wir nicht verheirathet sind.«

»Ja; aber hundert Mal hast Du mir gesagt, daß Du mich heirathen würdest, wenn Du Wittwer wärest.«

»Allerdings.«

»Nun denn, von dem Augenblick, da ich Deine Frau wäre, würdest Du mich täuschen.«

»Das ist sehr wahrscheinlich, mein Kind.«

»Camille, Du bist ein Ungeheuer.«

»Zu wem sagst Du das?«

»Du bist bereits Schuld an dem Unglück einer Frau und dem Tode eines Mannes.«

Die Stimme Camilles nahm einen düsterern Ton an.

»Schweigen wir darüber!« sagte er; »Dir ist es weniger, als irgend Jemand gestattet, von Carmelite zu sprechen!«

»Im Gegentheile, Camille, ich will davon sprechen und spreche davon: denn das ist Deine schwache Stelle, siehst Du: was Du auch thust und was Du auch sagst, Du hast einen Gewissensbiß und das ist der Beweis, daß Dein Herz nicht so fest verschlossen ist, als Du sagen willst.«

»Schweige, Susanne! wenn das, was Du sagst, wahr ist, wenn ich bei Namen, die Du so eben genannt, Kummer empfinde, warum diese Namen nennen, die mir Kummer bereiten? Sind wir im Zweikampf oder verliebt? Schlagen oder lieben wir uns? Nein, wir lieben uns! gut denn; sprich mir nie mehr von dieser traurigen Episode meines Lebens; es wäre mehr als ein

Gegenstand des Kummers, es wäre ein Gegenstand des Streites zwischen uns!«

»Gut, sprechen wir nicht weiter darüber,« sagte Susanne, »nie mehr, aber für dies Versprechen schwöre mir.«

»Was Du willst,« antwortete Camille, indem er wieder heiter wurde.

»Ich verlange nur einen Schwur, aber einen ernsten.«

»Es gibt keinen ernsten Schwur.«

»Du siehst, Du lachst zu Allem.«

»Was willst Du! das Leben ist so kurz.«

»Wie, versprichst Du mir den Schwur zu halten, den Du thust.«

»So lange, als möglich.«

»Wie Du einen reizen kannst!«

»Nun, den Schwur.«

»Schwöre mir, nie mehr von Deiner Frau zu sprechen.«

»Siehe, was ich für ein gewissenhafter Mann bin, Susanne, ich werde das nie schwören.«

»Nun, warum?«

»Ganz einfach: weil ich den Schwur nicht halten würde.«

»Du liebst sie also? sagte Susanne in finsterem Tone.

»Ich liebe sie nicht, wie Du es verstehst.«

»Es gibt nicht zwei Arten zu lieben.«

»Welch' ein Irrthum, meine liebe Liebe! Es gibt so viele Arten zu lieben, als Formen der Schönheit. Ist die Erde nicht anders schön als der Himmel? ist die Schönheit des Feuers nicht verschieden von der des Wassers? Liebt man eine Brünette, wie man eine Blondine liebt? eine sanguinische Frau wie eine nervöse? So habe ich unter andern Frauen ein reizendes Mädchen, die letzte Grisette, die aus den Händen des Schöpfers gefallen, Chante Lilas, die heute Dank dem Herrn von Marande ein Hotel, einen Wagen, Pferde besitzt; nun gut, diese habe ich doch ganz anders als Dich geliebt.«

»Mehr?«

»Nein, auf eine andere Art.«

»Und Deine Frau, da Du willst, daß wir von ihr sprechen, wie hast Du sie geliebt?«

»Wieder auf eine andere Weise.«

»Ah! Du siehst also, daß Du sie geliebt!«

»Nun, sie war auch hübsch genug dafür!«

»Das heißt, Du liebst sie noch, Elender!«

»Das ist eine andere Geschichte, Susanne, und Du würdest mir eine große Freude machen, wenn Du nicht mehr davon sprächest.«

»Höre, Camille, seit unsrer Abreise von Paris ist ihr Name fünfzig Mal über Deine Lippen gekommen.«

»Nun, das ist ganz natürlich: eine Frau von achtzehn Jahren, die hübsch ist und die man verläßt, um sie nie wieder zu sehen, nachdem man kaum ein Jahr verheirathet war.«

»Nein! Sage, was Du willst, es ist nicht natürlich, daß ein Mann mit der Frau, die er liebt, von einer andern Frau spreche, die er geliebt hat und die er noch immer mehr oder weniger liebt. Es springt für keines von beiden ein Nutzen daraus hervor, verstehst Du mich, Camille?«

»Halb.«

»Verstehe mich ganz. Ich schwöre vor Gott, daß Du der erste Mann bist, den ich liebe, der Einzige, den ich geliebt habe.«

Wenn Frau von Rozan durch die Thüre hatte sehen können, wie sie durch die Thüre horte, würde sie gewiß von dem frivolen Ausdruck frappirt gewesen sein, den das Gesicht ihres Gatten bei diesem Schwure Susannens annahm.

»Ich schwöre also, Camille,« fuhr Susanne fort, ohne die spöttische Miene des jungen Mannes zu bemerken, »ich schwöre also, daß ich Dich leidenschaftlich liebe. Und nachdem ich Dir geschworen, bitte ich Dich, nicht mehr von Frau von Rozan zu sprechen, wie Du mich gebeten, nicht mehr von Carmeliten zu sprechen.«

»Was mag sie wohl in diesem Augenblicke thun?« sagte Camille, einer Antwort ausweichend.

»Camille! Camille! das ist abscheulich!« rief Susanne.

»Hm? Was gibt's?« fragte der junge Mann, mit der zerstreuten Miene eines aus dem Schlafe Erwachenden, »was ist abscheulich?«

»Du bist abscheulich, Camille! Du, der von seiner Frau träumt, während er bei mir ist! Du, der keinen andern Gedanken hat, und der mich selbst dann nicht hört, wenn ich ihn bitte, nicht mehr von ihr zu sprechen. Camille! Camille! Du liebst mich nicht!«

»Ich liebe Dich nicht, meine Geliebte!« rief

Camille, sie mehrmals küssend. »Ich liebe Dich nicht!« wiederholte er, indem er sie so stürmisch küßte, daß jeder Kuß auf das Herz von Frau von Rozan den Eindruck eines in's offene Fleisch gefallenen glühenden Bleitropfens machte.

Dann entstand eine Pause, während welcher die arme Frau beinahe das Bewußtsein verloren und auf den Boden gesunken wäre; aber sie stützte sich auf den Marmor einer Console und da diese Stütze nicht genügte, ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, wo sie einige Augenblicke unbeweglich, mit geschlossenen Augen und zurückgehaltenem Athem, nur so viel Kraft hatte, um Gott um seinen Beistand bei ihrem Entschlusse, mochte dieser auch noch so furchtbar sein, zu bitten.

Aber sie hatte bald ihre Energie wieder gefunden, als sie die Worte hörte:

»Weißt Du, wie viel Uhr es ist?« So fragte Camille Susanne.

»Nein, was gilt mir die Stunde!« sagte das junge Mädchen.

»Es ist fünf Uhr.«

»Nun?«

»Nun, das heißt, daß wir besser dort, als hier sind,« versetzte Camille in seinem verliebten Tone.

Das Wort »dort« machte die Creolin von Kopf bis zu Fuß schauern. »Hier« war der Tisch, »dort« war der Alcoven.

»Nun, komm' doch!« sagte Camille.

»Du liebst mich?« fragte Susanne mit unendlicher Zärtlichkeit.

»Ich bete Dich an!« antwortete Camille.

»Du schwörst mir?«

»Bei Dir muß man immer schwören.«

»Du schwörst?«

»Ja, hundert mal, ja.«

»Bei was?«

»Bei Deinen schwarzen Augen, bei Deinen blassen Lippen, bei Deinen weißen Schultern.«

Und durch das Schlüsselloch sah Frau von Rozan, wie Camille Susanne nach dem Alcoven

zog.

»Gott möge mir vergeben!« murmelte sie.

Und sich von der Thüre entfernend, ging sie nach dem Kamine, nahm dort ein Glas Wasser, das sie auf einen Zug leerte, und nachdem sie sich versichert, daß sie gut bewaffnet war, öffnete sie die Thüre ihres Zimmers und ging nach Nr. 23.

Aber sie suchte vergeblich den Schlüssel, er stak nicht in dem Schlosse.

Sie kehrte zurück und war einen Augenblick wie vernichtet.

Auf ihrer Seite waren die Schlösser der Verbindungsthüre, auf der andern der Schlüssel.

Aber sie gewährte im nächsten Augenblick, daß auf ihrer Seite auch die beiden Vorschiebriegel waren, welche die Thüre festhielten, der eine am Plafond, der andere am Boden.

Sie sah nun, daß nichts verloren war.

Sie begann ohne Geräusch den Riegel vorzuziehen.

Die Thüre war dadurch nicht mehr festgehalten, nur das Schloß hielt noch.

Sie stemmte sich mit aller Kraft gegen die Thüre, und die Flügelthüre öffnete sich.

Mit gemessenem Schritte ging sie auf den Alcoven zu, und die beiden Arme auf die Brust kreuzend, rief sie zur Bestürzung und zum Schrecken der Liebenden, die sich gerade umschlungen hielten:

»Ich bin es.«

CXXVIII.

Wo gesagt ist, wie sich eine Frau rächt, welche liebt.

Der Eintritt von Frau von Rozan in das Zimmer, welches Susanne und Camille einnahmen, war so unerwartet, daß er auf Beide einen blitzartig niederschmetternden Eindruck machte. Wenn man sie so unbeweglich und blaß dastehen sah, so hätte man sie für Statuen halten können.

»Nun,« fuhr die Creolin mit dumpfer Stimme fort, »ich sage: ich bin es! Erkennt ihr mich nicht?«

Die beiden Liebenden senkten den Kopf und schwiegen.

»Camille,« fuhr Frau von Rozan fort, indem sie ihren Mann fest ansah, »Du hast mich schmähslich getäuscht, Du hast mich feig verrathen, und ich komme, Rechenschaft für diese Feigheit und diesen Verrath zu fordern.«

Susanne erhob den Kopf, als sie diese Worte hörte; sie wollte sogar mehr als den Kopf erheben, sie wollte antworten, als Camille ihr die Hand auf den Mund legte und halblaut, doch so, daß es die Creolin hören konnte, zu ihr sagte:

»Schweige.«

Frau von Rozan wurde blaß und schloß einen Augenblick die Augen. Dann, als wenn sie den Aerger überwunden, den ihr diese Worte verursachten, sagte sie:

»Der Elende! er dutzt sie vor mir.«

Camille dachte, jetzt sei es Zeit, sich in die Sache zu mischen.

»Höre mich, Dolores,« sagte er mit seinem süßesten Tone, »ich suche meinen Verrath weder zu bemänteln noch zu entschuldigen; aber dieser Ort scheint mir nicht für eine Erklärung geeignet wie die, welche Du zu erwarten das Recht hast.«

»Eine Erklärung!« rief die Creolin zitternd. »Du sprichst von einer Erklärung zwischen uns! Was willst, Du mir erklären? Laß hören! Dein Verbrechen? Bin ich etwa nicht hier? Stehe ich nicht vor Dir? Habe ich Dir etwa zuerst ewige Liebe geschworen? Habe ich Dir absolute Treue geschworen? Habe ich meinen Schwur gebrochen? Was kannst Du also sagen, was ich nicht wüßte?«

»Ich wiederhole Dir,« versetzte Camille, die Brauen zusammenziehend, »daß diese Szene, wenn Du so lieber willst, in einem Gasthofszimmer von sehr schlechtem Geschmacke zeugt. Geh' deßhalb in Dein Zimmer zurück, von wo Du kommst, denn in einem Augenblick bin ich bei Dir.«

»Bist Du ein Narr, Camille?« sagte die junge Frau mit schneidendem Lachen; »Du glaubst, daß ich in diese grobe Schlinge fallen werde. Hattest Du mir nicht ebenfalls versprochen, daß wir in acht Tagen abreisen würden?«

»Ich schwöre Dir vor Gott, Dolores, daß ich in zehn Minuten bei Dir sein werde.«

»Ich glaube nicht mehr an Gott, Camille, und Du, Du hast nie an ihn geglaubt,« antwortete die Creolin ernst.

»Aber was wollen Sie dann?« rief Fräulein von Valgeneuse.

Frau von Rozan würdigte sie keiner Antwort.

»Noch einmal, schweigen Sie, Susanne,« sagte Camille und wandte sich wieder an seine Frau.

»Wenn Du nicht willst, daß ich irgend wohin zu Dir komme, wenn Du nicht willst, daß ich mich gegen Dich erkläre, was willst Du dann?«

»Camille,« sagte Frau von Rozan, indem sie mit finsterner Ruhe den Dolch aus ihrer Brust zog, »ich war mit der festen Absicht gekommen, Dich und diese Frau zu tödten, aber einige Worte, die ich von dem Zimmer aus hörte, wo ich verborgen war, änderten meinen Entschluß.«

Der unheimliche Ton, mit dem Frau von Rozan die letzten Worte sprach, ihre strenge Haltung, der Sturm, der auf ihrer Stirne drohend lag, ihre Blitzschleudernden Blicke, der Dolch, den ihre Hand convulsivisch preßte, kurz, die finstere Wuth, die sie beherrschte, machten auf die beiden Schuldigen, deren Hände sich unwillkürlich fester in einander schlangen, einen erschütternden Eindruck. Der erste Gedanke Susannens oder vielmehr die Selbsterhaltung trieb sie an, auf Frau von Rozan zuzustürzen und ihr mit Hilfe Camille's den Dolch zu entwenden, mit dem sie bewaffnet war. Aber der Druck der Hand Camille's hatte sie zurückgehalten.

Camille aber, als er sah, daß nicht mehr zu befürchten war, was Anfangs zu befürchten stand, sprang aus dem Bette und streckte die Hand aus, um den Gedanken Susannens zu verwirklichen.

Aber die Creolin hielt ihn mit einem Blicke zurück.

»Komm' mir nicht nahe, Camille,« sagte sie. »Wage es nicht, mir meinen Dolch zu entreißen, oder bei meiner Ehre — und Du weißt, daß ich meine Schwüre halte — bei meiner Ehre, ich tödte Dich wie ein giftiges Thier!«

Camille trat einen Schritt zurück, als er die Entschlossenheit in dem Blicke von Frau von Rozan bemerkte.

»Ich bitte Dich, Dolores, höre mich an,« sagte er.

»Ah! Du hast Angst!« rief Fräulein von Valgeneuse höhnisch.

»Noch einmal, schweige, Susanne,« sagte der Amerikaner streng; »Du siehst, daß ich mit

diesem armen Geschöpfe sprechen muß.«

»Du brauchst nicht mit mir zu sprechen, Camille, denn ich will nichts hören,« antwortete Frau von Rozan.

»Nun, was verlangst Du denn von mir, Dolores?« fragte Camille die Stirne senkend. »Ich bin bereit, Alles zu thun, was Du willst.«

»Feiger! Feiger! Feiger!« murmelte Susanne dumpf.

Camille hörte diese Worte nicht, oder that wenigstens, als wenn er sie nicht hörte und wiederholte:

»Sprich, was verlangst Du von mir?«

»Ich verlange,« sagte Frau von Rozan mit dem Lächeln einer Frau, welche überzeugt ist, daß die Strafe sich in ihren Händen befindet, »ich verlange, daß Du lang und schmerzlich Dein Verbrechen sühnst.«

»Ich werde es sühnen,« antwortete Camille.

»O ja, ja, ja,« murmelte die Creolin, »länger und früher als Du denkst.«

»Ich beginne jetzt schon, Dolores,« sagte Camille, »denn ich erröthe darüber.«

»Das ist nicht genug, Camille,« sprach Dolores kopfschüttelnd.

»Ich weiß, daß ich strafbar, sehr strafbar bin; ich werde mein ganzes Leben tiefer Sühne weihen.«

»Und ich, Camille,« sagte Susanne lachend; »welche Stelle gibst Du mir in dieser Sühne?«

»Höre mich, Dolores, und laß sie sprechen,« rief der junge Mann, »ich, ich schwöre Dir, Alles zu thun, was in meiner Macht liegt, daß Du einen Augenblick der Verwirrung vergessest.«

Aber Dolores schüttelte zum zweiten Mal den Kopf.

»Das ist nicht genug,« wiederholte sie.

»Was verlangst Du denn?«

»Ich will es Dir sagen.«

Frau von Rozan schien einen Augenblick nachzudenken.

»Ich habe Dir gesagt, Camille, daß ich von dem Zimmer aus, wo ich verborgen war, Alles vernommen.«

»Ja, ich höre Dich, sprich, sprich.«

»Camille,« murmelte Susanne.

»Du weißt also,« fuhr die Creolin fort, »Alles, was ich hören konnte. Ohne daß Du es wußtest, Camille, ohne daß Du daran dachtest, sprachst Du unwillkürlich mit dieser Frau, für die Du mich verriethst, nur von mir.«

»Das ist wahr!« rief Camille, lebhaft entzückt, daß seine Frau den Streit gehört, den er mit Fräulein von Valgeneuse ihretwegen gehabt. »Du siehst also, Dolores, daß ich Dich stets geliebt.«

Susanne ließ eine Art von Röcheln hören.

»Von mir sprechen in einem solchen Momente,« sagte Dolores, »das hieß eine Art von Gewissensbissen fühlen.«

»Es war eine Erinnerung, mehr als. eine Erinnerung, ein Schrei meines Herzens,« rief Camille.

»O der Elende,« murmelte Susanne.

Camille zuckte mit den Schultern.

»Ich glaube allerdings, daß es ein Schrei des Herzens war,« wiederholte Dolores in ernstem Tone; »Du liebtest mich, und Du erinnerst Dich meiner selbst gegenüber von der, für welche Du mich verriethst.«

»O ja, ich liebte Dich, ich schwöre es Dir,« rief Camille.

»Du brauchst diesmal nicht zu schwören,« versetzte die Creolin bitter; »Du sprichst die Wahrheit, ich weiß es, und ich will Dir nun die Rache Deiner Liebe, die Du nicht ersticken konntest, sagen.«

»Was willst Du sagen?« fragte Camille, dessen Unruhe erwachte, obgleich er weit entfernt war, zu ahnen, wo Dolores damit hinaus wollte.

»Dein Tod, Camille, wäre eine kurze und thörichte Rache, nein, was ich will, ist, daß Du lebest, damit Deine Sühne furchtbar sei wie Dein Verbrechen und damit meine Rache sich in unauslöschlichen und ewigen Buchstaben Deinem Herzen einpräge.«

In diesem Augenblicke zeigte Fräulein von Valgeneuse, die zu begreifen schien, welche Art von Rache Frau von Rozan eronnen, den Kopf, und eine Art von freudiger Wollust blitzte aus ihren Augen, umspielte ihre Lippen und leuchtete auf, ihrem ganzen Gesichte.

Aber weder Camille noch seine Frau bemerkten diese Bewegung.

»Ich will,« fuhr Dolores fort, indem sie sich immer mehr aufregte und zuletzt in den

Enthusiasmus hineinarbeitete, der von der Stirne des Märtyrers strahlt, »ich will, daß Dein Leben ein langsamer und schmerzlicher Tod sei; ich will, daß Du so viele Tage, als ich gelitten, Strafe erduldest; ich will, daß Du mich zu jeder Stunde, in jeder Minute Dir zur Seite, vor Dir, hinter Dir, an Deinem Bette, an Deinem Tische sehest; ich will Dein unversöhnlicher Schatten, Dein furchtbares Phantom sein; ich will, daß Du bis zu Deinem letzten Augenblicke weinst. Um Dir Dein ganzes Leben gegenwärtig zu sein, ziehe ich mich in den Tod zurück, und da Dir das Gespenst Colombau's nicht genug ist, soll Dich auch das Gespenst von Dolores umschweben.«

Und mit diesen Worten drückte die Creolin, welche seit einem Augenblicke mit ihrer linken Hand den Ort suchte, wo ihr Herz schlug, die Spitze des Dolches, den sie in der rechten Hand hielt, hinein und scheinbar ohne eine Anstrengung, ohne einen Schrei auszustoßen, tauchte sie die Klinge bis an das Heft in das Herz.

Das Blut spritzte in's Gesicht Camille's, der diese Lauigkeit fühlend, mit beiden Händen hinauffuhr und sie feucht und geröthet sah, als er sie wieder zurückzog.

Susanne hatte keine Bewegung der jungen Frau aus den Augen verloren; seit einigen Momenten hatte sie Alles geahnt.

Beide, Susanne und Camille, stießen einen sehr verschiedenartigen Schrei aus.

Bei Camille war es Staunen, Schrecken, Bestürzung.

Bei Susanne der Ausdruck wilder Freude.

Frau von Rozan fiel so rasch auf den Boden, daß Camille, der auf sie zustürzte, sie nicht mehr aufzufangen im Stande gewesen.

»Dolores! Dolores!« rief er mit einem Schauer in seinem Tone.

»Lebe wohl!« sagte die junge Frau mit schwacher Stimme.

»O! komm' zu Dir!« murmelte Camille, indem er sich über ihren Körper warf, der ohne Todeskampf zu sterben schien, und ihren Hals und die Schultern küßte, denen das der Wunde entströmende Blut die Glätte und Weiße des Marmors gab.

»Lebe wohl!« wiederholte die Creolin, daß Camille es kaum hörte.

Aber mit einer Anstrengung und einer vollkommen deutlichen Stimme fügte sie hinzu:

»Ich, fluche Dir!«

Und sie sank bewegungslos zurück. Ihre Augen schlossen sich, wie der Kelch der Eintagsblumen, wenn der Abend kommt.

Sie war todt.

»Dolores, meine Liebe!« rief der junge Mann, den dieser gewaltsame, so plötzliche, so unerwartete, und, sagen wir es, so muthige Schritt mit Schrecken und Bewunderung erfüllte.
»Dolores, ich liebe Dich, ich liebe nur Dich, Dolores! Dolores!«

Und er vergaß Susanne, welche am Rande des Bettes sitzend, kalt auf diese furchtbare Szene blickte, als diese ihn an ihre Gegenwart, durch ein so gotteslästerliches Lachen erinnerte, daß er sich nach ihr umwandte und ihr zurief:

»Ich befehle Dir zu schweigen, hörst Du? ich befehle es Dir.«

Susanne zuckte mit den Schultern und sagte:

»Camille, Du thust mir leid.«

»O Susanne, Susanne!« sagte Camille, »Du mußt wirklich das elende Geschöpf sein, als das man Dich mir geschildert, wenn Du vor dieser noch blutenden Leiche lachen kannst.«

»Nun,« sagte Susanne kalt, »willst Du etwa, daß ich Todtengebete für die Ruhe ihrer Seele spreche?«

»Wie!« sagte Camille, bestürzt über diese kalte Grausamkeit, »Du siehst, was so eben geschehen, und Du hast weder Erbarmen noch Gewissensbisse?«

»Du willst wohl, daß ich Deine vielgeliebte Dolores beklage?« sagte Susanne. »Nun gut, es sei, ich beklage sie; bist Du nun zufrieden?«

»Susanne, Du bist ein unwürdiges Weib!« rief Camille, »respectire wenigstens die Leiche derer, die wir getödtet.«

»So, jetzt haben wir sie getödtet!« sagte Susanne mit einer Geberde des Mitleids.

»Armes Kind,« murmelte der Amerikaner, indem er die bereits eiskalte Stirne der Todten küßte, »armes Kind! das ich seiner Mutter, seinen Schwestern, seiner Amme, seinem Vaterlande, kurz seiner ganzen Familie entrissen, und das ich sich tödten lassen mußte ohne Gebet, ohne Thräne. Und ich liebe Dich noch immer, Du warst die letzte Blüthe meiner Jugend, die süßeste, frischeste, duftigste Blüthe; Du warst für meine von schuldigen Gedanken beladenen Stirne, die eine blitzschwängere Wolke umzog, eine Krone der Sühne; bei Deiner Berührung wurde ich beinahe wieder gut; wenn ich bei Dir gelebt, hätte ich besser werden können. O Dolores s Dolores!«

Und dieser leichtsinnige, dieser kalte, dieser gefühllose Creole, den wir am Anfang unsres Buches so sorglos, so egoistisch gefunden, vergoß Thränen in Strömen, als er seinen Blick auf dem leblosen Körper seiner Frau ruhen ließ.

Dann erhob er ihr den Kopf und küßte sie mit so verliebtem Entzücken, als wenn sie gelebt.

»O Dolores! Dolores!« rief er, »wie schön Du bist!«

Der Ausdruck der Verachtung, der Wuth und des Hasses, der in diesem Augenblicke das Gesicht Susannens durchwühlte, war unbeschreiblich. Ihre Wangen wurden purpurroth, ihre Augen schienen sich mit Blut zu überziehen. Die Worte fehlten ihr so sehr, den befremdenden Eindruck dieser Szene auszudrücken, daß sie nichts sagen konnte, als:

»O, ich muß träumen!«

»Nein, ich träumte, und einen bösen Traum, als ich Dich zum ersten Male sah,« rief Camille wüthend, indem er sich nach Susanne umwandte; »ich träumte an dem Tage, wo ich glaubte, ich könne Dich lieben; . . . ja, glaubte, Dich zu lieben; ist die werth geliebt zu werden, deren Mund sich in dem Hause zu Küssen öffnet, wo das Blut ihres Bruders fließt? An jenem Tage, Susanne, fühlte ich, so gefühllos und verdorben ich bin, einen kalten Schauer meinen ganzen Körper überrieseln; mein Herz bäumte sich, und als mein Mund zu Dir sagte: »Ich liebe Dich!« sagte er zu mir: »Nein, Du lügst, Du liebst sie nicht.«

»Camille! Camille! Du tust im Delirium,« sagte Fräulein von Valgeneuse: »Du kannst mich nicht mehr lieben; aber ich, ich liebe Dich noch immer, und in Ermanglung der Liebe,« fuhr sie fort, indem sie auf die Leiche von Flau von Rozan zeigte, »bindet uns der Tod weit stärker, als die Liebe, für immer an einander.«

»Nein! nein! nein!« rief Camille schäumend.

Mit einem Sprunge war Susanne bei ihm und umschlang ihn mit ihren Armen.

»Ich liebe Dich!« sagte sie, indem sie ihren Augen und ihrer Stimme den leidenschaftlichsten Ausdruck verlieh.

»Laß mich, laß mich!« sagte Camille, sich loszumachen suchend.

Aber sie umschlang ihn wieder, preßte ihn an ihr Herz und hielt ihn fest, wie eine Schlange mit ihren Ringeln.

»Zurück, sage ich Dir!« rief Camille, indem er sie dießmal so heftig zurückstieß, daß sie zu Boden gestürzt wäre. . . wenn sie sich nicht an der Ecke des Kamins hätte halten können.

»Ah! so steht es!« sagte sie, die Brauen zusammenziehend und ihren Geliebten mit einem Blicke der Verachtung betrachtend, während sie leichenblaß wurde; »gut denn, so bitte ich nicht mehr, ich will, ich befehle!«

Und mit gebietendem Tone, sagte sie, während sie die Hand nach ihm ausstreckte:

»Der Tag bricht an, Camille, Du wirst diesen Koffer schließen und mir folgen.«

»Nie!« rief Camille, »nie!«

»Gut, so gehe ich allein!« sagte Susanne entschlossen; »aber wenn ich das Hotel verlasse, werde ich Dich des Mordes Deiner Frau anklagen.«

Camille stieß einen Schrei des Schreckens aus.

»Vor dem Gerichte werde ich Dich anklagen; vor dem Schaffot werde ich Dich anklagen!«

»Das wirst Du nicht thun, Susanne,« rief Camille erschrocken.

»So wahr, als ich Dich vor fünf Minuten liebte, als ich Dich jetzt hasse,« sagte Fräulein von Valgeneuse kalt, »ich werde es thun, oder vielmehr ich thue es sogleich.«

Und das junge Mädchen schritt drohend nach der Thüre.

»Du wirst nicht gehen!« rief Camille, indem er sie heftig am Arme ergriff und sie nach dem Kamine zurückführte.

»Du wirst nicht von hier weggehen!« rief Camille.

»So werde ich rufen,« sagte Susanne, indem sie sich von Camille loswand und nach dem Fenster stürzte.

Camille zog sie an den Haaren zurück, die bei ihren Liebkosungen aufgegangen waren.

Aber Susanne hatte Zeit gehabt, den Riegel des Fensters zu fassen und sich daran anzuklammern; Camille machte vergebliche Versuche, sie davon loszureißen.

In diesem Kampfe zerschlug ein Arm Susannens eines der Fenster.

Durch die Scherben der Scheiben verwundet, färbte sich der Arm mit Blut.

Bei dem Anblicke desselben kam Susanne in eine solche Wuth, daß sie, vielleicht ohne Ueberlegung, ohne zu wissen, was sie that, mit aller Gewalt den Schrei ausstieß:

»Zu Hilfe! ergreift den Mörder!«

»Schweige!« sagte Camille, indem er ihr den Mund mit der Hand zuhielt.

»Ergreift den Mörder! Zu Hilfe!« fuhr Susanne zu schreien fort, indem sie ihm mit aller Gewalt ihrer Zähne die Hände zerfleischte.

»Wirst Du schweigen, schweige!« sagte Camille dumpf, indem er ihr mit der andern Hand den Hals zudrückte und sie loszulassen zwang.

»Mörder! Mörder . . .!« stammelte Fräulein von Valgeneuse mit erstickter Stimme.

Camille, welcher kein anderes Mittel mehr fand, sie zum Schweigen zu bringen, warf sie zu Boden, indem er ihr immer fester den Hals zudrückte, während sie dicht neben Frau von Rozan lag.

Es war ein furchtbarer Kampf. Susanne krümmte sich in den Convulsionen des Todeskampfes,

indem sie sich loszuringen suchte. Camille, welcher einsah, daß er verloren wäre, wenn es ihr gelänge, emporzukommen, drückte sie immer stärker; endlich war er ihrer Herr und ihr das Knie auf die Brust stemmend, sagte er:

»Susanne, wir kämpfen um Leben und Tod: schwöre mir, daß Du schweigen willst, oder ich mache bei meiner Seele zwei Leichen statt einer.«

Susanne stieß ein dumpfes Röcheln aus; dieses Röcheln war offenbar eine Drohung.

»Nun, es sei, wie Du willst, Viper!« sagte der junge Mann, indem er mit gleicher Schwere auf der Brust und dem Halse des Fräuleins von Valgeneuse lag.

So verflossen einige Sekunden.

Plötzlich glaubte Camille die Schritte mehrerer Personen zu hören: er wandte sich um.

Durch die Thüre des Zimmers von Dolores, welches nach dem Corridor zu offen geblieben und in das von Camille führte, erschien der Wirth mit einer Doppelflinte, gefolgt von drei bis vier Personen, zur Hälfte Reisenden, zur Hälfte Dienerschaft, welche auf den Schrei herbeigeeilt waren.

Er erhob sich unwillkürlich und ließ Susanne von Valgeneuse liegen.

Aber sie blieb ebenso unbeweglich als Frau von Rozan.

Camille hatte sie im Ringen erdrosselt.

Sie war todt.

Fünf bis sechs Jahre später, das heißt im Jahre 1835, als wir das Bagno von Rochfort besuchten, wo wir dem heiligen Vincenz von Paula des 19. Jahrhundert, dem Abbé Dominique einen Besuch machten, zeigte uns dieser den Geliebten von Chante Lilas, den Mörder von Colombau und den Meuchelmörder Susannens. Seine Haare, sonst so schwarz, waren weiß geworden wie der Schnee, sein sonst so heiteres Gesicht trug das Gepräge finsterer Verzweiflung.

Gibassier, der noch immer muntere, frische, lachende Junge, behauptete, Camille von Rozan sei etwas über hundert Jahre älter, als er.

CXXIX.

Wo eine Fromme einen Voltairianer tödtet.

Wir haben unseren Freund Petrus bei seinem Onkel, dem Grafen Herbel in der Eigenschaft eines Krankenwärters zurückgelassen; von dort hatte er an Regina geschrieben, daß, sobald der Gichtanfall vorüber sei, er seine Freiheit wieder bekommen würde und seine schöne Freundin aufsuchen konnte.

Aber die Gicht hat leider viel Aehnliches mit den Gläubigern: sie verlaßt uns nur in der Stunde des Todes, das heißt, wenn sie nichts Anderes mehr thun kann.

Und der Gichtanfall des Grafen Herbel war weit entfernt, so rasch vorüber zu gehen, als sein Neffe geträumt hatte; im Gegentheil, er erneute sich von Stunde zu Stunde, und der General hatte in einem dieser schlimmen Augenblicke schon den Entschluß gefaßt, seiner Gicht einen Schabernack zu spielen, und sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Petrus liebte seinen Onkel zärtlich; er hatte seinen Gedanken geahnt, und einige gute Worte, die von Herzen kamen, von mehreren Thränen begleitet, hatten den General so weit erweicht, daß er auf seinen finstern Plan verzichtete.

Sie waren auf diesem Punkte angekommen, als sie die Marquise de la Tournelle, von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet, hereinstürmen sahen.

»Oh!« rief der Graf Herbel, »ist der Tod so nahe, daß er mir die größte Qual meines Lebens schickt?«

»Lieber General,« sagte die Marquise de la Tournelle mit einer Stimme, der sie einen bewegten Ausdruck zu verleihen versuchte.

»Nun, was gibt es?« fragte der Graf barsch. »Können Sie mich nicht in Frieden sterben lassen, Marquise?«

»General, Sie wissen, was für ein Unglück über das Haus der de Lamothe Houdan hereingebrochen ist.«

»Ich sehe, was es ist,« sagte der General Graf Herbel, indem er die Augenbrauen zusammenzog und sich auf die Lippen biß; »Sie ahnten, daß mein Neffe und ich den kürzesten Weg suchten, um aus diesem Leben zu kommen, und Sie eilten herbei, um ihn abzukürzen.«

»Sie sind heute nicht sonderlich gut gelaunt, General.«

»Gestehen Sie, daß ich keinen Grund dazu habe,« antwortete der Graf, indem er zuerst die Marquise und dann sein Bein ansah: »die Gicht und .. .«

Er wollte sagen: und Sie, aber er hielt inne und fuhr dann fort:

»Nun, was wollen Sie?«

»Sie willigen also ein, mich anzuhören?« sagte die Marquise heiter.

»Was soll ich anders thun?« antwortete der Graf, indem er mit den Achseln zuckte.

Dann wandte er sich nach seinem Neffen um und sagte:

»Petrus, Du hast drei Tage lang die Luft von Paris nicht mehr geathmet, ich gebe Dir für zwei Stunden Deine Freiheit, mein Kind; denn ich kenne die Plaudereien der Frau Marquise, und ich zweifle nicht, daß sie mir das Vergnügen machen werde, diese bis zu Deiner Zurückkehr zu verlängern. Aber nicht langer als zwei Stunden, hörst Du? oder ich stehe nicht für mich ein.«

»In einer Stunde werde ich hier sein, mein Oheim,« rief Petrus, indem er die Hände des Generals herzlich drückte; »so viel Zeit brauche ich, um zu mir nach Hause zu gehen.«

»Bah!« rief dieser, »wenn Du einen Besuch zu machen hast, genire Dich nicht.«

»Ich danke, Oheim!« sagte der junge Mann, indem er sich vor der Marquise verbeugte und ging.

»Jetzt sind wir beide allein, Marquise!« sagte der Graf Herbel, nachdem sein Neffe weggegangen war, in halb ernstem, halb spöttischem Tone. »Sie wollen mein Leben abkürzen, nicht wahr?«

»Ich will nicht den Tod des Sünders, General!« sagte die Frömmlerin salbungsvoll.

»Nun, da Herr Rappt, Ihr Sohn . . .«

»Unser Sohn,« unterbrach ihn die Marquise de la Tournelle lebhaft.

»Nun, sagte ich,« fuhr der General ruhig fort, »da Herr Rappt, Ihr Sohn, vor dem Richterstuhl des Ewigen Rechenschaft abzulegen gegangen ist, brauchen Sie mein Erbe nicht mehr für ihn.«

»Es handelt sich nicht um Ihr Erbe, General.«

»Jetzt,« fuhr der Graf Herbel fort, ohne den Worten der Marquise die geringste Aufmerksamkeit zu schenken zu scheinen, »jetzt, da der erlauchte und berühmte Marschall de Lamothe Houdan, Ihr Bruder, todt ist, brauchen Sie meine Unterstützung nicht mehr zu verlangen, wie bei Ihrem letzten Besuche, um für eines jener monströsen Gesetze stimmen zu lassen, deren sich die Völker bedienen, die Könige in's Gefängniß zu werfen oder zu verbannen, die königlichen Kronen in die vier Winde zu streuen und die Throne in den Fluß zu schleudern. Wenn Sie mir also weder vom Grafen Rappt, noch vom Marschall de Lamothe Houdan sprechen wollen, was kann mir dann die Ehre Ihres Besuches verschaffen?«

»General,« sagte die Marquise de la Tournelle in klagendem Tone, »ich habe viel gelitten, bin sehr gealtert, habe mich seit diesem doppelten Unglücksfall sehr verändert. Ich komme nicht, um mit Ihnen von meinem Bruder oder unserem Sohne zu sprechen. . .«

»Ihrem Sohn!« unterbrach sie Graf Herbel mit ungeduldiger Miene.

»Ich wollte Ihnen von mir sprechen, General.«

»Von Ihnen, Marquise?« fragte der General, indem er die Frömmlerin mit mißtrauischem Blicke ansah.

»Von mit und von Ihnen, General.«

»Nun also, halten wir aus,« murmelte der Graf Herbel. »Welche angenehme These können wir mit einander zu besprechen haben, Marquise? über welches interessante Sujet?«

»Mein Freund,« begann die Marquise de la Tournelle mit der süßesten Stimme, indem sie dem Grafen Herbel verliebte Taubenblicke zuwarf, »mein Freund, wir sind nicht mehr jung.«

»Wem sagen Sie das, Marquise?« antwortete oder flüsterte vielmehr der General.

»Die Stunde, die Fehler unserer Jugend zu sühnen,« fuhr die Marquise de la Tournelle in salbungsvollem Frömmertone fort, »hat für mich schon lange geschlagen; wird sie nicht auch endlich für Sie schlagen, mein Freund?«

»Was nennen Sie die richtige Stunde der Sühne, Marquise?« fragte der Graf Herbel in mißtrauischem Tone und die Stirne runzelnd; »auf welchem Kirchthurm haben Sie sie schlagen hören?«

»Ist es nicht Zeit, General, uns zu erinnern, daß wir uns in unserer Jugend zärtlich geliebt?«

»Offen gesagt, Marquise, ich glaube nicht, daß es Zeit sei, sich dessen zu erinnern.«

»Sie leugnen, daß Sie mich geliebt?«

»Ich leugne es nicht, ich vergesse es, Marquise.«

»Sie bestreiten mir die Rechte, welche ich an Ihre Erinnerung habe?«

»Durchaus, Marquise.«

»Sie sind ein sehr verachtungswerther Mensch geworden.«

»Sie wissen, daß die alten Teufel Eremiten werden und die Menschen, wenn sie alt werden, Teufel. Wenn Sie nicht daran glauben, Marquise, so will ich Ihnen mein Bein zeigen.«

»Sie machen sich also keine Vorwürfe?«

»Verzeihen Sie, Marquise, ich mache mir einen.«

»Und welchen?«

»Daß ich Ihnen so viel kostbare Zeit raube.«

»Das heißt mich auf eine indirecte Weise verabschieden,« sagte die Marquise entrüstet.

»Sie verabschieden, Marquise!« rief der Graf Herbel gutmüthig. »Sie verabschieden!« wiederholte er. »Was für ein abscheuliches Wort sprechen Sie da aus? Wer zum Teufel denkt daran, Sie zu verabschieden?«

»Sie!« antwortete die Marquise de la Tournelle, »Sie, der Sie mir seit meinem Eintreten nichts als Impertinenzen sagen.«

»Gestehen Sie, Marquise, daß Sie lieber mir welche machen würden.«

»Ich begreife Sie nicht!« unterbrach ihn die Marquise de la Tournelle lebhaft.

»Das beweist zur Genüge, Marquise, daß wir beide das Alter überschritten haben, wo man sich Sottisen macht, statt sich welche zu sagen.«

»Ich wiederhole Ihnen, daß Sie ein abscheulicher Mensch sind, und daß meine Gelübde und Gebete Sie nicht retten werden.«

»Ich bin also wirklich in Gefahr, Marquise?«

»Sie sind mehr als halb verdammt.«

»Wirklich?«

»Ich sehe von hier schon die Region, in der Sie Ihr ewiges Leben zubringen werden.«

»Sprechen Sie von der Hölle, Marquise?«

»Ich spreche wenigstens nicht vom Paradiese.«

»Zwischen der Hölle und dem Paradiese, Marquise, ist das Fegefeuer, und wenn Sie es mich hier nicht thun lassen, so wird es mir doch dort oben gestattet sein, über meine Sünden nachzudenken.«

»Ja, wenn Sie sich bessern.«

»Auf welche Weise?«

»Wenn Sie Ihre Sünden eingesehen und büßen.«

»Es ist also eine Sünde, Sie geliebt zu haben?« sagte der Graf Herbel galant. »Gestehen Sie

selbst^ es wäre nicht sehr höflich, wenn ich es bereuen wollte.«

»Es wäre nur gerecht, es zu sühnen.«

»Ich weiß, was es ist, Marquise; Sie wollen mich beichten machen und mir eine Strafe auferlegen; wenn diese meine Kräfte nicht übersteigt, so schwöre ich Ihnen auf mein Ehrenwort, daß ich sie über mich ergehen lassen will.«

»Sie werden bis zu Ihrem letzten Augenblicke scherzen!« sagte die Marquise unwillig.'

»O, noch viel länger, Marquise.«

»Kurz, wollen Sie Ihre Sünden sühnen oder nicht?«

»Sagen Sie mir das Mittel.«

»Heirathen Sie mich.«

»Man sühnt nicht eine Sünde durch eine andere, liebe Freundin!«

»Sie sind ein Unwürdiger!«

»Unwürdig, Sie zu heirathen, gewiß.«

»Sie weigern sich also?«

»Entschieden. Wenn es ein Ersatz wäre, so fände ich ihn zu schwach; wenn es eine Strafe, so finde ich sie zu stark.«

In diesem Augenblicke zog sich das Gesicht des alten Edelmannes so heftig zusammen, daß die Marquise de la Tournelle unwillkürlich schauerte.

»Was haben Sie, General?« rief sie.

»Einen Vorgeschmack der Hölle, Marquise,« sagte der Graf Herbel melancholisch lachend.

»Sie leiden viel.«

»Furchtbar, Marquise.«

»Wollen Sie, daß ich rufe?«

»Es ist unnöthig.«

»Kann ich Ihnen mit etwas dienen?«

»Gewiß.«

»Womit?««

»Wenn Sie gehen, Marquise.«

Die frivole Weise, in der diese drei Worte ausgesprochen wurden, machten die Marquise de la Tournelle erblassen. Sie erhob sich rasch und sah den alten General mit jenem giftigen Blicke an, aus den die Frömmeler allein ein Privilegium haben.

»Gut!« sagte sie; »der Teufel hole Ihre Seele!«

»Ach! Marquise,« sagte der alte Edelmann, traurig seufzend, »ich sehe, daß ich ewig der Ihre bleiben werde!«

In diesem Augenblicke trat Petrus in das Schlafzimmer, dessen Thüre die Marquise gerade halb geöffnet.

Ohne auf die Marquise zu achten, und nur das verstörte Gesicht des Grafen sehend, lief er auf seinen Oheim zu, umschlang ihn mit seinen Armen

und sagte:

»Mein Oheim, mein lieber Oheim!«

Dieser sah Petrus mit einem Auge voll Trauer an, indem er sagte:

»Ist sie fort?«

In diesem Augenblicke schloß die Marquise gerade die Thüre.

»Ja, Oheim!« antwortete Petrus.

»Die Unglückliche!« seufzte der General, »sie hat mir den Todesstoß gegeben.«

»Kommen Sie zu sich, mein lieber Oheim!« rief der junge Mann, den die Blässe des Grafen erschreckte; »ich habe den Doktor Ludovic mitgebracht; erlauben Sie, daß er eintritt?«

»Allerdings, mein Kind!« sagte der Graf, »obgleich die Anwesenheit eines Arztes unnütz ist. . es ist zu spät.«

»Mein Oheim! mein Oheim!« rief der junge Mann, »sprechen Sie nicht so!«

»Muth, Junge! und wenn ich immer als Edelmann gelebt, laß mich nicht so bürgerlich sterben, daß ich über diesen Schritt weich werden sollte. Hole Deinen Freund.«

Ludovic trat ein.

Nach Verfluß von fünf Minuten konnte Petrus in den Augen Ludovic's das Todesurtheil des Grafen Herbei lesen.

Nachdem er dem jungen Doctor seine Hand gereicht, sagte der General, indem er die Hand seines Neffen lebhaft erregt ergriff, in seinem rührendsten Tone:

»Mein Kind, die Marquise de la Tournelle forderte mich soeben auf, da sie meinen Tod herannahen fühlte, daß ich ihr die Vergehen meines Lebens beichten solle. Ich habe, so viel ich weiß, nur eines begangen: es ist freilich nicht zu sühnen; ich habe versäumt, den ehrenwerthesten Menschen, dem ich in meinem Leben begegnet, aufzusuchen; ich spreche von Deinem Corsaren von Vater. Du wirst diesem alten Jacobiner sagen, daß mein einziger Schmerz im Augenblick des Todes der gewesen, daß ich ihm die Hand nicht mehr drücken konnte.«

Die beiden jungen Leute wandten den Blick ab, um dem guten alten Mann die Thränen zu verbergen, die aus ihren Augen rollten.

»Nun, Petrus,« sagte der Graf Herbel, der diese Bewegung bemerkte und die Bedeutung verstand, »bist Du kein Mann und ist der Anblick einer erlöschenden Lampe ein so außergewöhnlich Schauspiel, daß Du mir Dein treues Gesicht in diesem letzten Augenblicke verbirgst? Komm näher zu mir, mein Kind; auch Sie, Doctor, sein Freund. Ich habe viel und lang gelebt und habe, ohne mir das Aussehen zu geben, das letzte Wort des Daseins gesucht; sucht es nicht, meine Kindes denn ihr kommt sonst, wie ich, zu dem melancholischen Schlusse, daß mit Ausnahme von ein oder zwei glücklichen Gefühlen, wie die, welche Du und Dein Vater mir eingeflößt, der süßeste Augenblick des Lebens der ist, wo man es verläßt.«

»Mein Oheim! mein Oheim!« rief Petrus schluchzend; »um des Himmels willen, lassen Sie mich glauben, daß wir noch, viele Tage haben, um über Tod und Leben zu philosophiren.«

»Kind!« sagte der Graf Herbel, indem er seinen Neffen mit einem Blicke voll Schmerz, Ironie und Resignation ansah, »Kind, flieh!«

Dann erhob er sich, wie wenn er von einem oberen Militär aufgerufen würde und sagte, wie der alte Mohicaner der Prairie:

»Hier!«

So starb der Abkömmling der Courtenay, der General Graf Herbel!

CXXX.

Ende gut, alles gut.

Die Zauberinnen haben ein Herz, wie beinahe alle Naturmenschen und ihr Herz strömt bisweilen über, und um so reichlicher, je tiefer es gegraben ist.

Der Leser, der sich der abstoßenden Häßlichkeit Brocante's erinnert, wird vielleicht sehr erstaunt sein, wenn wir ihm sagen, daß die Brocante zweimal während ihres phantastischen Lebens von Leuten, die sich auf Schönheit verstanden, von Jean Robert und Petrus, so schön gefunden wurde, daß sie die Erinnerung an sie festzuhalten suchten, der Eine auf dem Papier, der Andere auf der Leinwand.

Aber als getreuer Erzähler glauben wir die Wahrheit sagen zu müssen, wie groß auch das Staunen und die Ungläubigkeit unserer Leser sein mag.

Die Brocante war bei zwei Gelegenheiten schön gewesen: das erste Mal am Tage des Verschwindens von Rose de Noël, das zweite Mal am Tage der Rückkehr des jungen Mädchens in das Haus der Rue d'Ulm.

Man weiß, daß wenn Salvator etwas von der Brocante erreichen wollte, er nur drei Worte auszusprechen brauchte, nämlich: »Sesam, öffne Dich!« Er sagte:«Ich entführe Rose de Noël« und augenblicklich ließ sie es geschehen.

Sie betete den Findling an.

Jeder Verbrecher, jeder Egoist hat — so sehr sie auch verborgen sein mag — eine Fiber, die die Jugend eines Tages vibriren machen kann.

Diese alte, finstre, egoistische Natur betete Rose de Noël an, wie wir beim Beginne unserer Erzählung sagten.

Erinnert Ihr euch jenes, bewundernswürdigen Pianto von Triboulet in *le Rui s'amuse* unsres lieben Hugo? Nun, der Schrei des Schreckens und der Bestürzung, welchen Brocante ausstieß, als sie bei ihrer Heimkehr erfuhr, daß Rose de Noël verschwunden, war nicht minder groß, als jener.

Jener alte Narr, der Triboulet ist von einer erhabenen Schönheit, als er die Entführung seiner Tochter erfährt; so schön war auch die Brocante, als sie die Entführung Rose des Noëls erfuhr.

Wenn ich nicht fürchtete für paradox zu erscheinen, so würde ich zu zeigen suchen, daß der Verlust eines Kindes ebenso grausam und fürchterlich für eine Adoptivmutter ist, als für die wirkliche Mutter.

Bei der Einen kommt der Schmerzensschrei aus dem Innern des Körpers: es ist ein Stück

Fleisch, das sich losreißt; bei der Andern kommt es aus dem Herzen: es ist das Leben, das entflieht.

Ich kannte einen alten alten Mann, der ein Kind fünfundzwanzig Jahre lang erzogen hatte; er war augenblicklich des Todes, als er erfuhr, daß sein Sohn im Spiele betrogen. Der wirkliche Vater hätte ihm Vorwürfe gemacht und ihn nach Belgien oder Amerika geschickt, um dort die Verjährung seines Verbrechens abzuwarten.

Die Trauer war wirklich groß, als sie diese Nachricht erhielt. Sie wiegelte das ganze Zigeunercorps auf; sie bot, wenn es nöthig sei, für die Wiederauffindung des kostbaren Steines, den man Adoptivkind nennt, den Hauptjuwel der Krone des ersten Königs von Böhmen, welchen sie im denkwürdigen Kampfe mit dem Satanas selbst errungen. Ihr Schmerz war mit einem Worte auf's Höchste gestiegen, und nur die Freude konnte ihm gleichen, als sie das Kind wiederfand.

An jenem Tage brachen Jean Robert, Petrus, Ludovic und vor allem Salvator über die triumphirende Schönheit der Zauberin in Bewunderung aus.

Deßhalb erlaubten wir uns zu sagen, jene häßliche Alte sei zweimal in ihrem Leben schön gewesen.

Ihre Schönheit dauerte freilich nicht lange.

Man erinnert sich, daß Rose de Noël bis zu dem für die Heirath mit Ludovic bestimmten Augenblicke in eine Pension treten sollte. Als Salvator der Brocante diese Kunde mittheilte, vergoß die Zauberin Thränen; dann stand sie auf und sah Salvator mit einem drohenden Blicke an, indem sie ausrief:

»Nie!«

»Brocante,« machte Salvator sanft, und im tiefsten Herzen von dem Gefühle bewegt, das diese Worte dictirte, »Brocante, das Kind muß die Welt kennen lernen, in die es eintreten soll. Es ist nicht damit gethan, daß man die Namen der Krähen und der Hunde kennt; die Gesellschaft verlangt eine vielseitige Bildung. An dem Tage, wo das arme Mädchen den Fuß in den kleinsten Salon setzte, würde sie sich so unbehaglich fühlen, wie ein Wilder aus den Urwäldern in einem Salon der Tuilerien.«

»Es ist meine Tochter,« sagte die Brocante bitter.

»Gewiß!« sagte Salvator in ernstem Tone, »Und was dann?«

»Sie gehört mir,« fuhr die Brocante fort, als sie Salvator von ihren mütterlichen Rechten so überzeugt sah.

»Nein!« antwortete Salvator; »sie gehört der Welt, sie gehört namentlich und vor Allem dem Manne, der sie aus Liebe gerettet oder sie geliebt, indem er sie rettete; er ist ihr Adoptivvater (ein Arzt ist ein Vater!), wie Du ihre Mutter bist! Man muß sie für die Welt erziehen, in der sie leben

soll, und Du, Brocante, kannst sie nicht unterrichten. Ich nehme sie also fort.«

»Nie!« wiederholte die Brocante mit einem herzerreißenden Tone.

»Es muß sein, Brocante,« sagte Salvator streng.

»Herr Salvator!« rief die Zauberin mit bittendem Tone, »lassen Sie sie mir noch ein Jahr, nur noch ein Jahr!«

»Es ist unmöglich!«

»Ein kleines Jahr, ich flehe Sie darum an! ich hatte viele Sorge mit dem Kinde, ich versichere Sie; ich werde noch mehr sorgen für sie! Ich werde sie in Sammet und Seide kleiden; es soll kein schöneres Mädchen geben, als sie. Ich bitte Sie, Herr Salvator, lassen Sie sie mir noch ein Jahr, nur noch ein Jahr.«

Die arme Hexe weinte, als sie diese Worte sprach. Salvator, auf's Tiefste gerührt, wollte noch nichts von seiner inneren Bewegung merken lassen. Weit entfernt, that er sogar, als wenn er gereizt wäre. Er zog die Brauen zusammen und sagte laconisch:

»Es ist entschieden!«

»Nein! nein! nein!« wiederholte die Brocante Schlag auf Schlag. »Nein, Herr Salvator, Sie werden das nicht thun. Sie ist noch kränklich, vorgestern hatte sie einen furchtbaren Anfall. Herr Ludovic hatte sie kaum verlassen. Eine Viertelstunde nach seinem Weggang stieß sie einen Schrei au« und sagte: »Ich ersticke!« Das Blut stieg ihr bis in die Augen. Arme kleine Rose! In diesem Augenblicke, Herr Salvator, glaubte ich, sie verlieren zu müssen. Wenig hat gefehlt. Sie fiel auf den Stuhl zurück, sie schloß die Augen und stieß Schreie aus! . . . was für Schreie, guter Gott: Schreie aus der andern Welt, Herr Salvator! Dann nahm ich sie in meine Arme, legte sie auf die Erde, wie mir Herr Ludovic befohlen und sagte: »Rose! mein Röschen! meine kleine Rose!« kurz Alles, was ich ihr sagen konnte. Man mußte sehen, wie die kleine Brust zuckte, wie wenn sie in einen Schraubstock gethan gewesen, und die Adern ihres Halses schwollen an, daß man hätte glauben können, sie würden bersten. O! Herr Salvator, ich habe viel Trauriges in der Welt gesehen, aber nichts Traurigeres, als das. Endlich hat sie geweint: ihre Thränen haben sie erfrischt, wie ein guter Regen; sie hat ihre schönen Augen wieder geöffnet und gelacht; sie war für diesmal gerettet; aber sie hören mich ja gar nicht, Herr Salvator! . . .«

Die naive Erzählung der größten Krisis des Weibes vor und nach der Geburt, welche man das Spasma nennt, hatte auf unsern Freund Salvator einen so tiefen Eindruck gemacht, daß er den Kopf abgewandt, um seine Bewegung zu verbergen.

»Ich weiß das, Brocante,« sagte Salvator, mit einem Tone, den er trocken zu machen suchte, »Ludovic hat es mir diesen Morgen erzählt und deßhalb will ich sie fortbringen. Das Kind bedarf größerer Pflege.«

»Und wohin wollen Sie sie bringen?« fragte die Brocante.

»Ich habe Dir's bereits gesagt, in ein Pensionnat!«

»Das ist doch nicht Ihre Absicht, Herr Salvator! Nicht wahr in ein Pensionnat hat man die kleine Mina gebracht?«

»Allerdings.«

»Hat man sie nicht entführt?«

»Aus diesem Pensionnat wird man sie nicht entführen.«

»Wer wird sie denn bewachen?«

»Du fällst es sogleich erfahren. Wo ist sie denn?«

»Wo sie ist?« sagte die Zauberin, indem sie Salvator mit scheuem Blicke ansah und schauerte, als sie merkte, daß der Augenblick der Trennung herannahte.

»Nun ja! wo ist sie?«

»Sie ist nicht hier,« stotterte die alte Frau: »für den Augenblick ist sie abwesend. Sie ist«. . .

»Du lügst, Brocante!« unterbrach sie Salvator.

»Ich schwöre es Ihnen, Herr Salvator.«

»Du lügst, sage ich!« wiederholte der junge Mann, indem er die Brocante mit strengem Blicke ansah.

»Gnade, Herr Salvator!« rief die arme Alte und fiel, seine Hände küssend, Salvator zu Füßen.
»Gnade, nehmen Sie sie nicht fort! Sie tödten mich! es ist mein Tod!«

»Auf! erhebe Dich!« sagte Salvator immer gerührt; »wenn Du sie wahrhaft liebst, mußt Du wünschen, stolz auf sie sein zu können. Und dazu muß sie Unterricht erhalten; Du kannst sie sehen, wann Du willst.«

»Sie versprechen es mir, Herr Salvator?«

»Ich schwöre es Dir,« sagte der junge Mann feierlich. »Rufe sie.«

»O Dank! Dank!« rief die alte Frau, indem sie die Hände Salvator's mit Thränen und Küssen bedeckte.

Dann erhob sie sich mit einer Lebhaftigkeit, die man nicht von ihrem Alter erwarten durfte.

»Rose, Röschen, meine liebe Rose!« rief sie.

Auf diesen Ruf erschien Rose de Noël.

Die Hunde bellten lustig, die Krähe schlug mit den Flügeln.

Es war nicht mehr das Kind, das wir beim Beginne dieser Geschichte, in dem Capernaum der Rue Tripperet sahen; es war nicht mehr das junge, wie die Mignon unsres tiefbeweinten Ary Scheffer gekleidete Mädchen; es war nicht mehr das kränkliche Gesicht des armen Kindes unserer Faubourgs; es war ein großes, hochaufgeschossenes Mädchen, mit tief unter den schwarzen und dicken Brauen liegenden Augen, welche vielleicht etwas scheu aussahen, aus denen aber belebende Flammen schossen.

Bei ihrem Eintritt in das Empfangszimmer der Brocante färbten sich ihre Wangen mit einem sanften Rothe, das bei dem Anblicke Salvator's in ein tiefes Roth überging.

Sie ging auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, umschlang ihn und küßte ihn zärtlich.

»Und ich?« sagte die Brocante, indem sie mit einem eifersüchtigen Blicke auf diese Szene sah.

Rose de Noël eilte auf die Brocante zu und rief, indem sie sie in ihren Arm preßte und küßte:

»Liebe Mutter!«

In diesem Augenblicke trat eine neue Persönlichkeit ein oder vielmehr sprang wie ein Gummiball in den Salon.

»Hah! Brocante!« sagte diese Person, indem sie ein Rad schlug, vermuthlich, um rascher bei der Person zu sein, an die sie sich wandte, »ich melde Dir, daß Gesellschaft kommt, vier Frauen von der *haute*, die sich wollen Karten schlagen lassen für ihre blanken Thaler.«

Und Salvator bemerkend, fuhr der Genannte fort, indem er sich wieder auf die Füße stellte und die Augen senkte:

»Verzeihung, Herr Salvator, ich sah Sie nicht.«

»Du bist es, Taugenichts!« sagte Salvator zu Babolein, den auch der wenigst scharfsinnige Leser erkannt haben wird.

»Ich bin es!« sagte Babolein, wie vor ihm und lange nach ihm der berühmte Sire von Framboisy gesagt!

»Von welcher Gesellschaft sprichst Du?« fragte Salvator.

»Vier Damen,« antwortete Babolein, »die sich ohne Zweifel ihr Glück prophezeien lassen wollen.«

»Bringe sie herauf!« sagte Salvator.

Und schon nach einem Augenblick traten vier junge Frauen in das Zimmer,

»Hier!« sagte Salvator zu der Brocante, indem er auf die vier Damen deutete, »hier sind die vier mit der Erziehung Rose de Noël's beauftragten Damen.«

Die Zauberin zitterte.

»Diese Dame,« sagte Salvator, indem er auf Regina deutete, »wird das Kind das Zeichnen lehren, von dem Petrus ihr schon die Anfangsgründe beigebracht; diese Dame, fuhr er mit einem melancholischen Blicke auf Carmeliten fort, »wird ihr die Musik lehren; diese Dame,« fügte er hinzu, indem er auf Frau von Marande deutete, und sie beinahe lächelnd ansah, »wird ihr die Haushaltung führen lehren. Was diese Dame endlich betrifft,« schloß er mit einem zärtlichen Blicke auf Fragola, »so wird sie ihr« . . .

Regina, Carmelite und Lydia ließen ihn nicht aussprechen, sie sagten zu gleicher Zeit:

»Die Liebe lehren!«

Salvator dankte mit dem Blicke.

»Wollen Sie mit uns kommen, Kind?« sagte Regina.

»Ja, gute Fee Carita!« antwortete Rose de Noël.

Die Brocante zitterte an allen Gliedern; ihre Wangen wurden so roth, daß Salvator einen Augenblick fürchtete, sie habe einen Schlagfluß bekommen.

Er eilte auf sie zu.

»Brocante,« sagte er, ihre Hand fassend, »Muth! hier sind vier Engel, welche Gott sendet, Dich aus der Hölle zu erretten. Betrachte sie. Glaubst Du nicht, daß dieses Kind, das Du liebst, besser unter ihren weißen Flügeln aufbewahrt sei, als unter Deinen schwarzen Klauen? Auf, Muth, arme Alte! ich wiederhole Dir, Du wirst sie nicht verlassen! und einer der guten Geister wird Dich adoptiren, wie sie Dein Kind adoptiren. Welche von euch wird Brocante adoptiren?« fügte er hinzu, indem er sich in dem Kreise umsah.

»Ich!« sagten sie alle zu gleicher Zeit.

»Du siehst, Brocante,« sagte Salvator.

Die alte Frau senkte den Blick.

»Das beweist,« fügte der junge Mann philosophisch hinzu, indem er die Zauberin und die vier Frauen ansah, »daß es in der künftigen Welt keine Waisen mehr geben wird, denn die Gesellschaft wird ihre Mutter sein!«

»So sei es!« rief nicht minder prophetisch Babolein, indem er ironisch das Zeichen des Kreuzes machte.

Ein Jahr nach dieser Szene heirathete Rose de Noël, welche nunmehr zwei Millionen besaß, die ihr Herr Gerard wider seinen Willen hinterlassen, unsern Freund Ludovic, der einer unserer berühmtesten Aerzte und eine unserer größten wissenschaftlichen Notabilitäten geworden.

Und wie um das Sprichwort zu rechtfertigen: »Ende gut, Alles gut,« hat Rose de Noël ihre Gesundheit durch die Liebe wieder gewonnen; was beweist, daß Molière, wie Jean Robert sagte, noch immer der berühmteste Arzt ist, den man kennt, da er »die Liebe als Arzt« geschaffen.



CXXXI.

»Ehre dem Muthe im Unglück!«

Herr von Marande war es, der Chante Lilas den Tod von Madame de Rozan und die Arretirung des amerikanischen Gentleman anzeigte.

Die Prinzessin von Vanvres vergoß eine Thräne der Erinnerung für ihren Geliebten und ging dann rasch zu einem andern Gesprächsgegenstande über.

Das ist das Eigenthümliche unserer unglücklichen Grisetten von Paris, daß sie das Hemde für ihren ersten Geliebten hergeben, aber kaum eine Thräne für die übrigen haben, die ihm folgen.

»So mußte dieser Mensch enden!« sagte sie, als ihr Herr von Marande meldete, daß Camille zum mindesten und nur durch viele Protection auf mehre Jahre zu den Galeeren verurtheilt werden würde.

»Und warum, liebe Freundin,« fragte Herr von Marande, »glauben Sie, daß Alle, die die Ehre haben, Sie zu lieben, so traurig enden? Das ist ein sehr grausamer Schluß.«

»Sie wechseln nur die Karten,« antwortete die Grisette lachend. »Und dann,« fügte sie mit einem spöttischen Blicke auf den neuen Minister der Finanzen hinzu, »ich sage auch nicht, daß Alle so enden! Zum Beispieler Du, mein Augapfel, Du hast viel zu wenig auf Erden gesündigt, daß man Dir nicht eine Loge im Paradiese miethen sollte. Apropos, Loge und Paradies, wann debutirt denn endlich mal die Signora Carmelite?«

»Uebermorgen,« antwortete Herr von Marande.

»Hast Du mir die Loge reservirt, um die ich Dich gebeten?«

»Natürlich,« antwortete der Banquier galant.

»Laß sehen,« sagte sie mit einem schmeichelnden Ausdruck, indem sie den Hals von Herrn von Marande umschlang.

»Hier,« machte dieser, indem er das Billet aus der Tasche zog.

Chante Lilas ergriff das Billet und betrachtete es vor Freuden erröthend.

»Also werde ich den Prinzessinnen gegenüber sitzen?« rief sie.

»Bist Du nicht selbst eine Prinzessin?«

»Da haben wir's, jetzt moquirt er sich über mich,« sagte die Prinzessin von Vanvres schmollend; »aber ich habe vor drei Monaten die Brocante befragt und sie hat mir geschworen,

daß ich die Tochter eines Fürsten und einer Fürstin sei.«

»Das ist nicht genug, Mignonne, und sie hat Dir die Wahrheit verschwiegen! Du bist nicht bloß Prinzessin, Du bist Königin; die Findelkinder sind die Könige der Erde.«

»Und die verlorenen Männer sind ihre Minister!« sagte Chante Lilas maliziös, indem sie den Banquier ansah. »Aber ich werde doch die Prinzessinnen in der Nähe sehen; denn ich war vorgestern sehr schlecht in das Porte Saint Martin placirt, als man das Stück Ihres Freundes Jean Robert gab: ich erinnere mich des Titels nicht mehr.«

»Die Welsen und Ghibellinen!« sagte Herr von Marande lächelnd.

»Ja ja, die Wespen und Giffelinen!« rief die Prinzessin von Vanvres. »Diesmal werde ich den Namen behalten. Wo warst Du denn am Ende des Stücks, mein Lieber?«

»Ich ging in die Loge der Frau von Marande hinab, um ihr zum Erfolg unseres Freundes Jean Robert Glück zu wünschen.«

»Oder um eine Untreue an mir zu begehen, Elender!« unterbrach ihn Chante Lilas. »Ist es wahr, daß Du allen Frauen nachläufst?«

»Man sagt es!« antwortete Herr von Marande ziemlich albern; »aber wenn ich mir erlaube, allen Frauen nachzulaufen, so bleibe ich doch nur bei einer stehen.«

»Einer großen Dame?«

»Der größten von meiner ganzen Bekanntschaft.«

»Einer Prinzessin?«

»Von Geburt.«

»Und ich kenne sie?«

»Natürlich, weil Du es bist, Prinzessin.«

»Und Sie sagen, daß Sie zu meinen Füßen liegen?«

»Du siehst es,« sagte Herr von Marande, indem er vor Chante Lilas niederkniete.

»So ist's recht,« sagte sie kopfschüttelnd, »so mußt Du büßen, Du hast es wohl verdient.«

»Das ist eine Belohnung, Prinzessin. Sagtest Du nicht so eben noch, daß ich wegen meines Verdienstes direct in den Himmel kommen würde?«

»Dann habe ich mich schlecht ausgedrückt,« unterbrach ihn die Grisette.

»Es ist ein Unterschied zwischen Tugend und Tugend, und Sünde und Sünde. Mit andern

Worten, es gibt Tugenden, die Sünden sind, und Sünden, die Tugenden sind.«

»Zum Beispiel, Prinzessin?«

»Ich wußte nicht, daß Du eine solche Cafuistin seiest, mein Liebling.«

»Ich habe einige Zeit,« sagte die Prinzessin von Vanvres die Augen senkend und erröthend, »ich habe bei den Jesuiten von Montrouge Wasche aus- und eingetragen und diese haben mich . . .«

»Ueber den Gegenstand belehrt,« unterbrach sie der Banquier.

»Ja,« murmelte Chante Lilas halblaut, »ja,« wiederholte sie, einen Seufzer erstickend.

»Du konntest Dich an keine besser Unterrichteten wenden. Und was haben sie Dich mehr gelehrt, als was Du nicht von Natur aus wußtest?«

»Tausend Dinge, die ich nicht — behalten,« antwortete die Grisette erröthend, obgleich sie nicht leicht roth wurde.

»Zum Teufel,« rief der Minister aufstehend, »ich gehe, um Sie nicht an das zu erinnern, was Sie so ehrbar vergessen.«

»Das ist eine ächt jesuitische Ausflucht!« sagte Chante Lilas und biß sich auf die Lippen, »damit sind Ihre Sünden nicht abgekauft,« fügte sie hinzu, Herrn von Marande fest ansehend.

»Bestimmen Sie selbst den Preis der Sühne,« sagte der Banquier.

»Zuerst knieen Sie nieder.«

»Das bin ich.«

»Bitten Sie mich um Vergebung, daß Sie mich beleidigt haben.«

»Ich bitte Sie demüthig wegen meiner Beleidigungen um Vergebung, aber ich möchte diese Beleidigung auch kennen.«

»Sie wissen sie nicht?«

»Natürlich nicht, ich frage Sie ja.«

»Sie sind ein verkehrterer Mensch als ich glaubte.«

»Richten Sie mich wieder zurecht, Prinzessin.«

»Das Mittel?« seufzte Chante Lilas.

»Gib mir den Glauben, meine Liebe.«

»Ich fürchte sehr, daß der Glaube Sie nicht rettet.« .

»Versuche es,« sagte Herr von Marande etwas verlegen über die Wendung, welche das Gespräch nahm.

»Sieh mich an,« sagte Chante Lilas, indem sie ihre großen schwimmenden Augen voll Wollust auf den Banquier richtete.

Herr von Marande senkte die Augen unter dem Feuer dieses Blickes.

»Nun denn,« sagte die Grisette, »was ist Ihnen? Sollten Sie zufällig Maltheserritter sein und das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben?«

Herr von Marande lächelte, aber nicht sonderlich anmuthig.

»Kind!« sagte er, indem er die Hände der Prinzessin von Vanvres nahm und sie küßte; »Kind,« wiederholte er, da er nicht mehr zu sagen wußte.

»Gestehen Sie, daß Sie mich nicht lieben,« sagte Chante Lilas.

»Ich werde das nie zugestehen,« sagte der Banquier.

»So bekennen Sie, daß Sie mich lieben.«

»Das will ich lieber.«

»Und . . . beweisen Sie es mir auch.«

Herr von Marande machte ein Mäulchen, was deutlich sagte:

»Das will ich weniger.«

»Erwarten Sie nicht etwa Gesellschaft?« fragte er, sei es um den Gegenstand des Gespräches zu wechseln, sei es, weil er hoffte, der Gefahr zu entgehen, die ihm drohte, eine Gefahr, die mit jedem Augenblicke durch die verzehrenden Blicke der Prinzessin größer wurde.

»Ich erwarte nur Sie,« antwortete Chante Lilas.

Sie war heute entzückend schön, die Prinzessin von Vanvres; die anmuthigsten Rosen lagen auf ihren Wangen, weiße Rosen waren in ihr Haar geflochten, von ihren Lippen strömte Feuer, Flammen schlugen aus ihren Augen; ihr weißer, etwas langer Hals bewegte sich weich und biegsam wie der eines Schwans; ihre weiße Brust hob und senkte sich in schönen Wellen.

Eingeschlossen genug, um Wünsche rege zu machen, und doch so entblößt, um sie zum höchsten Verlangen zu steigern, verhüllt endlich von einer blauen Gaze, die ihr bis auf die Füße herabfiel, machte sie den unaussprechlichen Eindruck, welchen der Anblick der Azurgrotte hervorbringt, in deren blauen Aether man sich stürzt, ohne zu wissen, ob man je wieder

herauskommt.

Herr von Marande war weit entfernt, die Schönheiten dieses Schauspiels zu verkennen; er war aber noch weiter entfernt, sie zu kosten. Das Wichtige für ihn war nicht das Herauskommen oder Nichtherauskommen aus der Azurgrotte, sondern das Hineingehen; aber er beschloß wenigstens sich nichts merken zu lassen, und that Alles, um sich ein leidenschaftliches Ansehen zu geben.

Die Prinzessin von Vanvres, so sehr sie auch Frau war — und sie war es bis in die Nägelspitzen, — ließ sich einige Zeit täuschen. Sie klagte innerlich über die Kälte des Herrn von Marande, indem sie seine Zurückhaltung auf Kosten der Verachtung schrieb, die der Banquier gegen sie fühlen mußte.

Sie suchte deßhalb auf dies Gefühl einzugehen, indem sie sich des Leichtsinns anklagte, die Sünden ihres Lebens bekannte, und sich zu bessern und in Zukunft würdiger zu leben versprach, um sich die Achtung eines ehrenhaften Mannes zu verdienen. Eitler Versuch, unfruchtbare Bemühung.

Herr von Marande drückte sie in einem leidenschaftlichen Momente in seine Arme und rief:

»Wie schön Du bist, Mignon!«

»Schmeichler!« sagte Chante Lilas bescheiden.

»Ich kenne wenige Geschöpfe, die so schön wären, wie Du.«

»Du willst mich täuschen?«

»Dich täuschen, Prinzessin?« sagte der Banquier, indem er ihr den Arm vom Gelenke bis zur Schulter küßte.

»Du liebst mich also ein wenig?«

»Ob ich Dich liebe, meine Schöne! Ich liebe Dich nur zu sehr!«

Er nahm den Hals der jungen Frau in seine Hände und sagte mit einem so verliebten Blicke, als ihm nur möglich war:

»Bei dem Frühling, dessen Farben Du trägst, bei der Blume, deren Namen Du führst, liebe ich Dich ganz unaussprechlich, Prinzessin! Ich halte Dich für eines der reizendsten Geschöpfe, die ich in meinem Leben gesehen. Du gleichst zum Tauschen ähnlich einem der hübschen Mädchen, die das Fest der Hochzeit zu Cana von Paul Veronese schmücken. Aber ich habe Unrecht, zu suchen, wem Du gleichst, Du gleichst Niemand, Du gleichst nur Dir selbst und deßhalb fühle ich eine so innige Liebe für Dich; mit ein wenig gutem Willen wirst Du sie in meinen Augen finden.«

»In Deinen Augen! . . ja . . .« sagte Chante Lilas melancholisch lächelnd.

Inzwischen war Herr von Marande aufgestanden, und dadurch in die Nähe der Lippen der Prinzessin von Vanvres gekommen, küßte er sie, um sie zu trösten, lebhafter, denn gewöhnlich.

Diese ließ den Kopf zurücksinken und murmelte leise oder seufzte vielmehr mit halb erstickter Stimme die drei in einem verliebten Munde so ausdrucksvollen Worte:

»O mein Freund! . . . o mein Freund!«

Aber der Freund, der unter diesen Conjecturen gewiß dieses Titels nicht würdig war, weil er aus ihm bekannten Ursachen fürchtete, sich zu weit einzulassen oder weil er sicher war, sich nicht genug einzulassen, der Freund, sagen wir, wollte den Rückweg antreten, als der Mitarbeiter der Leute von Geist, den man den Zufall nennt, ihm Verstärkung schickte unter der Gestalt einer Glocke, deren Ton bis in das Boudoir der Grisette drang.

»Man hat geläutet, Prinzessin,« sagte Herr von Marande, dessen Gesicht vor Freude strahlte.

»Ich glaube wirklich, daß man geläutet hat!« antwortete Chante Lilas etwas verwirrt.

»Sie erwarten Leute?« fragte der Banquier, der sich die Miene gab, als wenn ihm das unangenehm wäre.

»Ich schwöre Ihnen, nein,« antwortete die Grisette, »und wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten, die Person, welche geläutet, fortzuschicken, so würden Sie mir einen wahren Gefallen erweisen. Ich habe meine Kammerfrau verabschiedet, und kann doch nicht selbst sagen, daß ich nicht zu Hause in.«

»Das ist ganz richtig, Prinzessin,« sagte Herr von Marande lächelnd; »ich werde also den Unbequemen fortschicken.«

Er ging noch der Thüre, während er das Wesen, das ihn aus einer so fatalen Lage riß, segnete.

Er kam nach einem Augenblicke wieder.

»Ruthen Sie, wer es war, Prinzessin,« sagte er.

»Die Gräfin von Battoir ohne Zweifel?«

»Nein, Prinzessin.«

»Vielleicht meine Amme?«

»Noch weniger.«

»Meine Näherin?«

»Nein, ein junger Mann.«

»Ein Gläubiger?«

»Die Gläubiger sind immer alt! Ein junger Mann kann nur der Schuldner einer schönen Frau sein.«

»Also vielleicht mein Vetter Alphonse?« sagte Chante Lilas erröthend.

»Nein, Prinzessin! es ist ein junger und hübscher Knabe,« sagte er, »den Herr Jean Robert schickt.«

»Ah! ich weiß, wer es ist. Es ist ein armer Junge, der kein Geld hat, seinen Platz in der Porte Saint Martin zu bezahlen und der meine Protection bei Herrn Jean Robert nachsucht. Sie sind aus einer Provinz, aber er ist sehr schüchtern und wagt es nicht, seine Bitte direct anzubringen . . .«

»Deßhalb kommt er, Sie darum anzugehen,« fuhr Herr von Marande fort, »und er hat meiner Treu recht, Prinzessin. Er ist charmant, Prinzessin, der Junge. Und Sie sagen, er sei arm?«

»So arm, als jung.«

»Und was will er in Paris?«

»Sein Glück machen.«

»Ein großes Glück machen, Prinzessin, da er sich an Sie gewandt. Und weiß er etwas, außer seiner natürlichen Kenntniß?«

»Er kann lesen und schreiben. . . wie alle Welt.«

»Wie alle Welt, das will viel sagen,« dachte der Banquier, der die Schrift und den Styl der Prinzessin kannte. »Versteht er auch vielleicht zu rechnen?«

»Er ist **Batelier dèslettres!**« [Baccalaure. Batelier = Schiffer.] sagte Chante Lilas.

»Wenn er wirklich Batelier ist,« fuhr der Banquier fort, »so will ich ihm eine Barke geben, daß er damit fahren kann.«

»Sie würden das für ihn thun, während Sie ihn gar nicht kennen?« rief Chante Lilas.

»Ich thue das für Sie, den ich nicht genug kenne,« antwortete Herr von Marande höflich. »Sie können ihn morgen zu mir auf das Ministerium schicken. Wenn er so gescheut, wie angenehm ist, so Sorge ich für seine Zukunft. Und in dieser Rücksicht, Prinzessin, möchte ich ein wenig von der Ihrigen sprechen, um nicht derangirt zu werden, wie eben. Ich fürchte, daß Sie sich über die Rolle täuschen, die ich Sie in meinem Leben zu spielen bat. Ich bin ein sehr beschäftigter Mann, Prinzessin, und die Staatsgeschäfte, abgesehen von den meinen, absorbiren mich so ausschließlich, daß es mir nicht erlaubt ist, mich mit Kleinigkeiten zu amüsiren. Auf der andern Seite bin ich aus politischen Gründen, die ich Ihnen jetzt nicht auseinander setzen kann, genöthigt, den Schein zu haben, als besitze ich eine Maitresse. Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mich zu verstehen?«

»Vollständig!« antwortete Chante Lilas.

»Nun denn, meine liebe Freundin, Sie haben das übernommen. Aber damit Sie es nicht vergessen, habe ich den wahren Sinn unserer Beziehungen in einer Art von Vertrag formulirt, den ich Ihnen hier lasse, damit Sie ihn nach Muße durchgehen können; Sie werden, hoffe ich, mit dem Preis, den ich für unser originelles Verhältniß festgesetzt, zufrieden sein. Und jetzt, Prinzessin, erlauben Sie mir, Ihre Haare zurecht zu rücken, die ich etwas aus der Ordnung gebracht.«

Und Herr von Marande zog aus seiner Brieftasche mehre Tausendfrankenbillets und steckte sie in Form von Papilloten in die Haare der Prinzessin von Vanvres.

»Leben Sie wohl, Prinzessin,« sagte er, nachdem er sie väterlich auf die Stirne geküßt; »ich werde Ihnen den Landsmann Jean Robert's senden, und seien Sie überzeugt, daß der Junge uns Beiden die größte Ehre machen wird. Und wenn sein Gesang seinen Federn gleicht, so haben Sie ganz entschieden den Phönix gefunden, von dem Juvenal spricht.«

Und Herr von Marande verließ das Boudoir seiner Grisette, hoch erfreut, so billigen Kaufe weggekommen zu sein.



CXXXII.

Colombe.

Drei Jahre nach dem Drama, welches wir so eben erzählt und drei Tage nach dem Besuch des Herrn von Marande bei Chante Lilas, das heißt, am Ende des Winters von 1830 gab das Théâtre italien, eine außerordentliche Vorstellung des Othello zu den Debuts einer Sängerin, welche zwei Jahre später in Italien als Signora Carmelite berühmt wurde, und welche die öffentliche Stimme noch ausdrucksvoller Signora Colomba nannte.

Ganz Paris, wie man gegenwärtig schreibt, aber wie man zu jener Zeit nur sagte, das ganze vornehme, intelligente, reiche Paris, kurz, das kunstliebende Paris, schien sich an jenem Abend bei den Italienern ein Rendezvous gegeben zu haben.

Sobald dieses Debut annoncirt war, war auch der ganze Saal von oben bis unten verkauft, und die jungen Leute, welche an der Thüre Queue machten, riskirten keinen Eintritt zu bekommen. Was dieses Drängen, diesen anticipirten Enthusiasmus rechtfertigt, war, offen gesagt, nicht allein das anerkannte Talent der Debutantin, sondern auch ihr Charakter und das Interesse, das sie Allen einflößte, die einen Theil ihrer Lebensgeschichte kannten.

Schriftsteller jeden Genres, Lyriker, Romanschreiber, Dramatiker, Journalisten hatten sie unter allen Formen und in allen Tonarten besungen.

Jean Robert und Petrus hatten zum Erfolg Carmeliten viel beigetragen. Wir wissen, daß sie desselben würdig war.

Nach einem Jahre schwerer Prüfung, während welcher sie moralisch zwischen Leben und Tod geschwebt, hatte sie ihre drei Freundinnen, Regina, Lydia und Fragola über die zu ergreifende Lebensstellung befragt, welche ihr die Mittel an die Hand gebe, ihren Schmerz einzuschläfern.

Frau von Marande hatte zur großen Welt gerathen.

Regina zum Kloster.

Fragola zum Theater.

Sie hatten alle drei Recht; von irgend einem, Standpunkte aus sind die große Welt, das Kloster und das Theater drei Abgründe, in die man sich stürzt, wenn man den Weg verloren hat.

Die Persönlichkeit verschwindet, man gehört Gott, dem Vergnügen oder der Kunst an; nur sich selbst gehört man nicht mehr an.

Wir sehen Carmelite sich bei Frau von Marande versuchen, an jenem Abend, wo sie Camille von Rozan wieder fand und sich seinen Blicken ebenso plötzlich entzog.

Der alte Müller, kam eines Tages zu Carmelite und sagte ihr:

»Folge mir.«

Und er führte sie fort, ohne ihr zu sagen, wohin.

Eines Morgens erwachte sie in Italien. In Mailand angekommen, führte sie Müller in die Scala. Man spielte die Semiramide.

»Sieh, das ist Dein Kloster,« sagte er. auf das Theater deutend.

Dann zeigte er ihr Rossini im Hintergrunde einer Loge und fügte hinzu:

»Sieh, das ist Dein Gott.«

Vierzehn Tage später debütierte sie in der Scala in der Rolle der Arsace in der Semiramide, und Rossini erklärte sie für die prima Prima-Donna Italiens.

Drei Monate später spielte sie in Venedig die Donna del Lago und die jungen edeln Venetianer veranstalteten ihr auf dem großen Kanal unter den Fenstern ihres Palastes eine Serenade, von der noch alle Gondoliere sprechen.

Während der beiden Jahre, die sie in dem Lande der Melodie zugebracht, war sie, wie ungesehen, von Triumph zu Triumph geflogen; sie hatte sich zum Rang der diva erhoben; Rossini hatte sie geküßt, Bellini eine Oper für sie geschrieben, und Rußland, das schon zu jener Zeit uns die großen Künstler zu entführen suchte, die wir verkennen oder schlecht bezahlen, machte Carmelite den Antrag eines Engagements mit einer Gage, welche der Civilliste eines königlichen Prinzen gleich kamen.

Italienische Marquis, deutsche Barone, russische Fürsten, kurz hundert Prätendenten hatten um ihre Hand geworben; aber diese Hand sollte ewig den kalten Druck Colombaus fühlen.

Der Enthusiasmus der Menge war deßhalb, wie wir im Beginn dieses Kapitels sagten, wohl gerechtfertigt.

Der Saal strahlte von Blumen, Diamanten und Lichtern.

Der Hof nahm die Baronen, die Gesandtinnen die Balkonlogen, die Frauen der Minister die Logen gegenüber der Bühne ein.

In der fünften Loge zur Linken des Schauspielers saßen drei Personen, deren Schönheit das Auge der ganzen Welt auf sich zog, und deren Glück den Neid der ganzen Versammlung erregte.

Es war unser Freund Petrus Herbel, welcher seit einem Jahr mit der Prinzessin von Lamothe Houdan verheirathet war; es war die junge und reizende Prinzessin Regina und die kleine Abeille, die seit einigen Wochen zur jungen Dame entfaltet, von der Kindheit nichts mehr hatte als jenen letzten Strahl, welchen die warmen Tage des Frühlings vom Morgen bewahren.

Gegenüber dieser Loge, auf der andern Seite des Saals, zur Rechten des Schauspielers, zog ebenfalls ein Paar, aus dessen Augen das unaussprechlichste Glück leuchtete, den Blick der Menge auf sich: es war unser Freund Ludovic, der erst kürzlich die kleine Rose de Noël geheirathet, welche durch den Tod des Herrn Gerard zur Millionärin, durch die Liebe Ludovic's das glücklichste Wesen auf der Erde geworden.

In der Mitte des Saals gegenüber der Szene zogen zwei Logen, oder vielmehr die Personen die darin saßen, die Aufmerksamkeit auf eine eigenthümliche Weise auf sich. Wir müssen jedoch sogleich sagen, daß die Aufmerksamkeit, welche man der Loge zur Rechten zuwandte, anderer Art war, als die, welche man der Loge zur Linken zuwandte.

In der Loge zur Linken spreizte sich in einer wie die Sonne glänzenden Robe, deren Umfang alle Crinolinen der Zukunft übertraf, die Prinzessin von Vanvres, die hübsche Chante Lilas, welche von Zeit zu Zeit den Kopf langsam umwandte, um Herrn von Marande zu antworten, der sich im Hintergrund der Loge versteckte oder sich wenigstens den Schein davon gab.

Aber was den höchsten Grad von Aufmerksamkeit der Zuschauer fesselte, waren die Personen in der Loge zur Linken.

Der liebe Leser erinnert sich vielleicht nicht mehr, oder gestehen wir es offen, wir erinnern uns selbst kaum mehr jener reizenden Tänzerin, Namens Rosenha Engel, bei deren Benefice im kaiserlichen Theater zu Wien wir zugegen waren.

Sie saß in der Mitte der Loge in einer Robe von weißer Gaze, welche von Perlen, Steinen und Diamanten funkelte.

Zu ihrer Rechten, diesmal in Schwarz, der Mann, den wir im Wiener Theater in einem mit Gold und Perlen durchwirkten weißen Kaschemir, den Kopf mit einem Turban von Brokat umwunden, aus welchem Pfauenfedern herabhängen, gesehen; her, welchen man damals für den Geist des Genius der Diamantminen von Puna gehalten, der General Lebastard de Premont.

Zur Linken der Signora Rosenha Engel stand in Schwarz gekleidet wie der General, gleichsam der Schatten der Tänzerin und ernst wie der Schmerz, Herr Sarranti.

Wenn man von dieser Loge seine Blicke auf die Logen des Parterres warf, so konnte man an der Haltung der Personen, die darin saßen, leicht erkennen, daß sie nicht weniger als diese bei den Succes der Debutantin interessirt waren.

Wirklich waren es Justin und Mina, neuerdings verheirathet, welche den alten Müller zu beruhigen suchten, dessen Herz vor Furcht bei dem Gedanken schlug, das französische Publikum könne den Erfolg seiner Schüler nicht ratificiren.

Neben ihnen saß ein reizendes Paar, Salvator und Fragola, d. h. die ungetrübte, wolkenlose, heitere Liebe, das Doppelglück, frisch wie die erste Liebe, stark und solid wie die letzte.

Gegenüber von diesen Logen saßen zwei Personen, welche die Aufmerksamkeit weder auf

sich zogen, noch auf sich zu ziehen den Wunsch zu hegen schienen. Wir sprechen von Jean Robert und Frau von Marande. Wenn ihr je, meine lieben Leser, zwei Stunden mit der Frau, die ihr liebtet, in einer dunkeln Loge zugebracht und ihr in die Augen geschaut, während ihr eine gute Musik hörtet; wenn ihr je, meine schönen Leserinnen, für zwei Stunden abgeschieden von der Welt und tête-à-tête in aller Ruhe und Sicherheit die Schätze des Geistes und des Herzens eures Geliebten genießen konntet, so werdet ihr begreifen, wie der Abend für unsern Freund Jean Robert und für Frau von Marande verfloß.

Wenn wir endlich berichtet, daß mitten in den Orchesterplätzen, allein wie ein Paria, Herr Jackal saß, die Nase mit Tabak sich philosophisch stopfend, ohne Zweifel, um sich über seine Verlassenheit und über die Undankbarkeit der Menschen zu trösten, so haben wir alle wichtigen Schauspieler genannt, welche in diesem Drama mitwirkten.

Der Erfolg Carmelitens (oder vielmehr Colomba's! denn von diesem Tage an blieb ihr der Name) übertraf alle Erwartungen. Nie hatte die Pasta, wie die Pizzaroni, die Mainvielle, die Catalani, die Malibran und in unsern Tagen die Grisi, Pauline Viardot, Frezzolini, nie hat eine dieser großen Sängerinnen die Räume eines Theaters von wärmeren Bravo's, von begeistertem Applaus erdröhnen hören.

Die Romanze des letzten Actes:

Al piè d'un slice

wurde dreimal wieder verlangt: man hätte glauben sollen, die Zuschauer könnten sich nicht von dem Saal trennen, die Stimme Colomba's umklammerte sie förmlich.

Man rief sie zehnmal; die Männer brachen in einen wahren Jubel aus und die Frauen warfen ihr Bouquets und Kränze zu.

Tausend Personen erwarteten sie an der Thüre, um sie zu beglückwünschen, das schöne und ernste junge Mädchen, in welcher die Kunst der Musik ihre wahre Form und Farbe zu gewinnen schien, in der Nähe zu sehen und wo möglich zu berühren.

Unter den Personen, welche sie an der Thüre erwarteten, war der alte Müller, der vor Freuden weinte, indem er den Hut abnahm.

Sie zeichnete ihn unter Allen aus, und auf ihn zugehend, ohne sich um die Bewunderung der Menge zu bekümmern, sagte sie:

»Meister, sind Sie mit mir zufrieden?«

»Du singst die Musik, wie Gott sie dictirt und wie Weber sie schreibt, meine Tochter, d. h. tadellos.«

Diese einfache und ehrfurchtsvolle Huldigung, welche der Alte dem jungen Mädchen darbrachte, wurde von der Menge so gut begriffen, daß Jedermann das Haupt entblößte und sich verbeugte, als sie vorüberging.

Sie aber nahm den Arm ihres alten Lehrers und verschwand mit den Worten:

»Warum hat mich Colombeau statt zu sterben, nicht wie Othello die Desdemona erstickt?«

CXXXIII.

Schluß.

Für diejenigen unserer Leser, welche die episodischen Personen dieser Geschichte interessirt haben sollten, wollen wir das Buch nicht schließen, ohne sie kurz, aber vollständig über ihr Schicksal zu beruhigen.

Jean Taureau (Ehre der Kraft I) hat vollständig auf Fisine verzichtet und ist nunmehr Besitzer eines baumlosen Gartens in Colombes. Diese erhielt an einem Carneval-Abend, als sie von der Courtille herabging, einen schweren Schlag. Augenblicklich nach dem Hospital Saint Louis gebracht, starb sie dort einige Tage später.

Fasiou, der Rival von Jean Taureau, heirathete die Colombine des Theaters Galileo Copernico. Sie sind alle drei an einem der Theater der Boulevards engagirt, wo sie ungeheure Erfolge haben, der Eine, wie man uns sagt, der Sire Galileo Copernico unter dem Namen Boutin, die Andere, die ewig junge Fasiou, unter dem Namen Colbrun.

Toussaint Louverture ist in eine Gasfabrik eingetreten, wo er nach Verfluß von fünf Jahren Oberaufseher geworden.

Sac à Platre stieg von dem untersten Grad eines Maurergesellen zu dem eines Maurermeisters und baute unter der Aufsicht eines Architekten jene abgeschmackten Häuser, welche Kasernen gleichen, und mit denen man heutzutage die Umgegend von Paris zu schmücken glaubt.

Croc au Jambes, der Lumpensammler, ist der Freund jenes Felicide oder Katzenmörders geworden, den man die Gibelotte nennt. Sie associirten sich zur Ausbeutung der Katzen aller zwölf Arrondissements.

Croc au Jambes besitzt in der Umgegend von Paris eine Kneipe mit dem Schilde zum Lapin pleu.

La Chibelot hat in der Rue St. Denis eine Bude eröffnet, mit dem anziehenden Schilde der chatte blanche.

Monseigneur Coletti wurde in Rom zum Cardinal ernannt — nicht wir haben ihn dazu ernannt.

Brasil Roland endlich, nicht die uninteressanteste Persönlichkeit dieser Geschichte, hat die Tage, die ihm blieben, halb bei Salvator, halb bei Rose de Noël zugebracht, wo man ihm das Leben für seine guten und treuen Dienste so angenehm wie möglich machte.

Moral.

Am 31. Juli 1830 ließ der Herzog von Orleans, zum Generallieutenant des Königreichs

ernannt, Salvator rufen, einen von denen, welche mit Poubert, Godefroy, Cavaignac, Bastide, Thomas, Guinard und zwanzig andern nach der Schlacht vom 29. Juli die tricolore Fahne auf den Tuileries aufgefplant.

»Wenn der Wunsch der Nation mich zum Throne erhebt,« sagte der Herzog von Orleans, »glauben Sie, daß die Republikaner sich gegen mich verbinden werden?«

»Sicherlich nein,« antwortete Salvator im Namen seiner Begleiter.

»Was werden sie sonst thun?«

»Das, was Ihre Hoheit mit uns thaten, wir werden conspiriren.«

»Das ist Starrköpfigkeit,« sagte der künftige König.

»Nein, es ist Beharrlichkeit,« sagte Salvator, sich verbeugend.

Ende des Romans.

